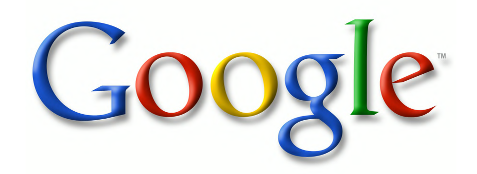
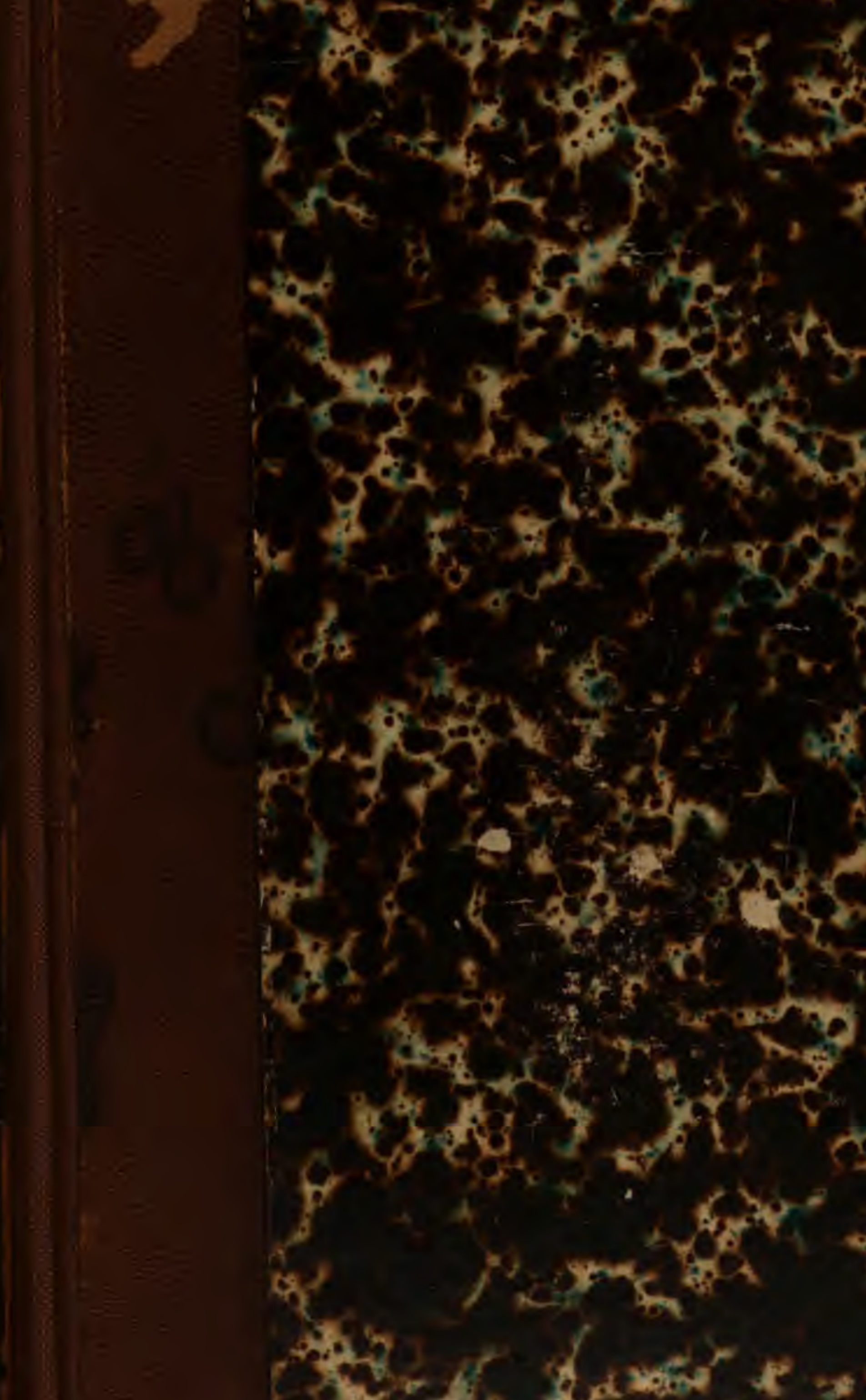
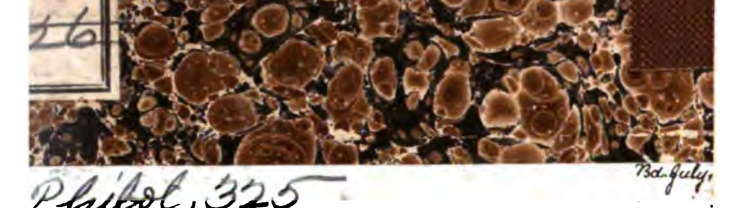
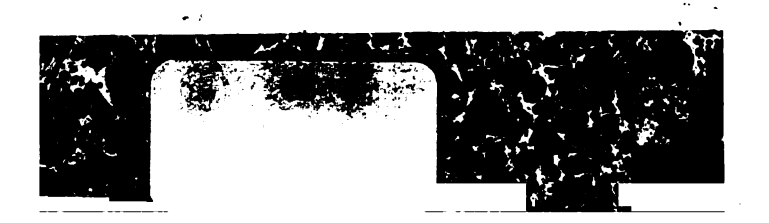
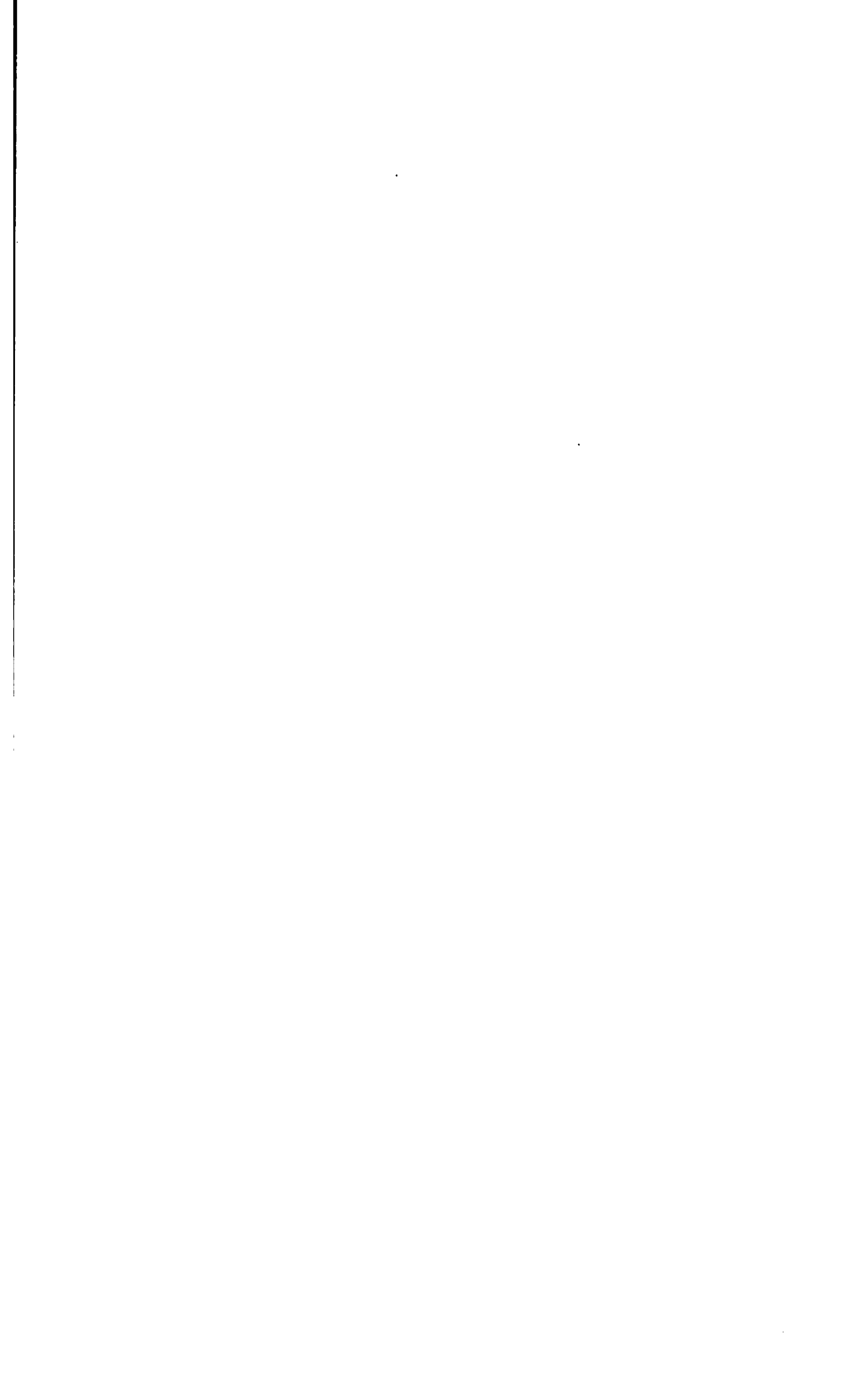
















ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXIV. JAHRGANG, 45. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1869.

May 23, 1869 – March 15, 1871

[illegible]

Inhalts-Verzeichniss des XLV. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

May 23

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XLV. BAND, 1. UND 2. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1869.

Inhalt.

XLV. Band, 1. u. 2. Heft.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Eine neapolitanische Märchensammlung
aus der
ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Die Neapolitaner besitzen eine nicht unansehnliche mit dem vierzehnten Jahrhundert beginnende Literatur in ihrem vom Italienischen stark abweichenden Dialekte, welcher überhaupt mehr Selbständigkeit hat, als die übrigen Mundarten der Halbinsel und durch die Volkstheater, namentlich durch das beliebte San Carlino in Neapel, dessen Stücke zum Theil auch im Druck erscheinen, in Kraft erhalten wird.

Unter dem erwähnten Schriftenthume ragt der seit 1637 in zahlreichen Auflagen erschienene Pentamerone des Giambattista Basile hervor, eine der ältesten Märchensammlungen christlicher Völker, welcher Jakob Grimm in seiner Märchenrevüe* eine nicht geringe Bedeutung zuschreibt. Der Name Pentamerone ist ein Nachklang des anderthalb Jahrhunderte früher erschienenen Decamerone des Boccaccio. Wie dieser hundert Novellen bringt, von fünf Herren und fünf Damen an zehn Tagen vorgetragen, so giebt uns der Pentamerone fünfzig Märchen, welche an fünf Tagen von zehn alten Weibern der schwarzen Gemahlin des Prinzen Thaddäus von Rundfeld** wechselsweise erzählt werden.

Wenn diese Märchensammlung wenig jenseits der Grenzen der Halbinsel, ja jenseits des Neapolitanischen bekannt gewor-

---

* Kinder- und Hausmärchen, dritter Band.

** Taddeo de Campo retunno.

den ist, so haben wir wohl die Hauptursache in der Fremdartigkeit der Mundart zu suchen. Es giebt zwar eine Uebersetzung ins Italienische, aber eine sehr ungetreue, verstümmelte, ausserdem eine modenesische, eine englische und eine deutsche, letztgenannte aus dem Jahre 1846 durch Felix Liebrecht, einen sehr sprachkundigen, sprachgewandten Mann, eingeleitet durch eine Vorrede Jakob Grimms.

Uebrigens vertragen bekanntlich Dialektdichtungen am wenigsten eine Uebertragung in ein fremdes Idiom, zumal in eine eigentliche Schriftsprache; man denke nur an Hebel und Fritz Reuter. Dazu kommt, dass die neapolitanische Mundart ganz besondere Schwierigkeiten bietet, so dass Liebrecht in einzelnen Fällen nicht einmal von Neapolitanern Auskunft erhalten konnte.

Ist so der Pentamerone im Ausland ein Fremdling geblieben, so hat er sich daheim einer besonderen Gunst erfreut, und dies ist auch nicht zu verwundern, da er ein treues Spiegelbild des sinnlich heiteren, redseligen, unendlich lebhaften, rasch aufwallenden, zu Scherz und carikirter Uebertreibung neigenden Völkchens ist, das in der Poesie stark aufträgt, gerade wie seine Maler stets in grellen Farben gemalt haben. Der Ausländer, der mit der neapolitanischen Art fremd ist, steht nicht selten kopfschüttelnd vor dem Pentamerone; denn der Erzähler liebt es, mit den Dingen wie die Katze mit der Maus zu spielen und mitten in der feierlichsten Stimmung in einen burlesken, parodirenden Ton zu fallen. Für Den dagegen, welcher diesen seltsamen Menschenschlag kennt, haben die Erzählungen einen besonderen Reiz; man glaubt, wenn man Basile liest, Freund Pulcinella, den papageiennasigen Schelm im weissen Hemde, zu vernehmen, wenn er, die Bretter San Carlinos beschreitend, seine groteske Beredsamkeit entfaltet.

Natürlich ist die damalige Richtung der italienischen Literatur auf diese wunderliche Dichtung von Einfluss gewesen. Der ruhmstrahlende Parnass, auf dem Ariost und Tasso die ersten Sitze inne gehabt, ist gesunken, und was in der Gerusalemme liberata des Letzteren von manierirtem Wesen sich wie im Keime findet, hat sich bei den Seicentisten üppig entfaltet unter der Fahne jenes allgemein bewunderten M a r i n i,

Basiles Zeitgenossen, der Neapel gleichfalls seine Vaterstadt nannte. Wer hat nicht von dem eitlen Wortgepränge, von der Bilder- und Witzjagd und dem Schwulst der Marinisten, deren Echo sich ja auch in unserer Literatur, namentlich bei der zweiten schlesischen Schule findet, vernommen? Liest man den Pentamerone, so kann man zweifeln, ob Basile den beliebten Ton anschlägt, weil er der Strömung der Zeit folgt, oder ob er ihn verspottet. Mir scheint, Beides ist zugleich der Fall; denn wenn er auch seine Concetti reichlich umherstreut, wie ein Carnevalheld seine Confetti, so weiss er doch auch wieder den falschen Schmuck zur Seite zu legen und echte Goldkörner der Poesie, die er mühelos aus reichem Vorrath schöpft, zu spenden.

Wir wollen als Beispiel einige Gleichnisse wählen, an denen Basiles Märchen ausserordentlich reich sind. Der Ausdruck: „Beim nächsten Schimmer der Morgenröthe“ oder: „Als der Tag erschien“ ist ihm viel zu trivial; er giebt diesen Gedanken in hundert verschiedenen Wendungen, indem er uns stets ein neues Bild vorführt. So lesen wir: „Sobald die Vöglein der Sonne ein Vivathoch zu bringen begannen;“ oder: „Zur Zeit, wo, von den Trompeten der Hähne geweckt, der Sonnenreiter sich in den Sattel schwang, um die gewohnten Stationen zu durcheilen;“ oder: „Als die Sonne mit dem Strahlenpinsel die Schatten der Nacht hell übermalte;“ oder: „Um die Stunde, da der Sonnenführer seine Rosse löste, um den Thierkreis zu durchjagen;“ oder: „Die Liebenden kosten miteinander, bis der Sonnenhirt die Feuerrosse aus dem Stalle zog, um sie auf den von Aurora besäten Feldern weiden zu lassen.“ An andern Stellen rollt der Sonnengott spielend eine goldene Kugel durchs Himmelsfeld; oder er giebt den Schiffern und Boten ein Feuersignal, dass sie bei guter Zeit ihren Weg wieder aufnehmen sollen; oder er richtet wegen des Siegs, den er über die Nacht gewonnen, Lichttrophäen auf; er schickt die ersten Strahlen als Pioniere aus, um dem nahen Lichtheer die Strasse zu ebnen; oder einfacher, Apoll treibt mit goldenen Ruthen die Schatten vom Himmel weg.

Von der Nacht heisst es: sie stickt Sterne in die Himmelsdecke; sie kühlt das glühende Angesicht der Sonne im Thau;

sie erscheint in schwarzer Larve, um den Sternentanz anzuführen; sie zündet die Lichter auf dem Himmelskatafalk an, um die Leichenfeier der geschiedenen Sonne abzuhalten. Der Mond steigt herauf, um „die Gluckhenne und die Küchlein“ (die Plejaden) mit Thau zu laben.

Von dem Walde sagt Basile, dass ihn die Sonnenrosse meiden, um nicht auf den dunkeln Weideplätzen zu erkranken; von der Waldquelle, dass sie die krystallene Zunge rege, um die Vorübergehenden in ihre Herberge zu einem frischen Trunke einzuladen; von dem Bache, dass er die Steine peitsche, die sich ihm muthwillig in den Weg werfen. Für „sterben“ gebraucht er den schönen Ausdruck: vom Baume des Lebens herabgleiten.

Sind dies nicht Bilder, wie sie nur dem wirklichen Dichter zu Gebote stehen? Aber daneben finden sich auch gekünstelte Gleichnisse ganz im Charakter Marinis, die zwar eigenthümlich sind, aber unserem Geschmacke wenig zusagen. Kehren wir zu den Ausdrücken, womit der Tagesanbruch bezeichnet wird, zurück. Da lesen wir: Aurora bestreicht die Räder des Sonnenwagens mit Fett und wird kirschroth über der Anstrengung. Die Sonne fegt mit dem Reisbesen ihrer Strahlen den Himmel aus; sie wirft den goldenen Angelhaken mit dem Köder des Lichts aus, um die Schatten der Nacht zu fischen; sie steckt die Stoppelfelder des Himmels in Brand. Die Schatten der Nacht, von den Häschern der Sonne verfolgt, fliehen aus dem Lande. Der Hahn, der Spion des Sonnengenerals, benachrichtigt seinen Herrn, dass die Schatten der Nacht abgemattet seien: daher solle er dem kraftlosen Feinde in den Rücken fallen, um ihn niederzumachen.

Die dritte Art von Bildern, deren sich Basile bedient, sind die burlesken, welche auf die Lachmuskeln des Lesers wirken sollen. Wir halten uns wiederum an das Erscheinen des Tages. Basiles Sonne hat sich des Nachts in den Flüssen Indiens einen Schnupfen geholt und macht sich nun eine Motion, denselben wieder auszuschwitzen. Am Abend verschwindet sie von der Weltenbühne, um — das Hemd zu wechseln. Sie löscht ihr Licht aus, um, von den Mücken unbelästigt, an den Ufern des indischen Stroms zu ruhen. In den Morgenstunden hört sie als

ein Schulmeister den Vögeln eine Gesanglektion ab, und theilt den Grillen Hiebe mit ihrer Strahlenruthe aus, weil sie die Nacht hindurch so viel Lärm gemacht haben. Sie giebt dem Himmel eine goldene Pille als Purganz ein, damit er die Dunkelheit von sich gebe. Aurora erhebt sich, um zur Stärkung ihres bejahrten Gemahls frische Eier zu holen. Sie breitet am Himmelsfenster die rothe Bettdecke aus und schüttet die Flöhe herunter; ja, sie leert — kaum wag' ich es in unserem säuberlichen, polizeilich geordneten Deutschland zu sagen — einen gewissen Topf von dem Altan des Himmels aus.

Ueberhaupt sind alle Gleichnisse Basiles, die echt poetischen sowohl wie die verkünstelten und burlesken, der eigenen Anschauung entnommen. Man kann an dem Pentamerone das neapolitanische Leben studiren, wie denn z. B. jenes Eierbringen alte Volkssitte ist, die bei Neuvermählten am Morgen nach der Hochzeit Anwendung findet.

Ich theile hier eine unter dem Titel der Gevatter aufgeführte Geschichte, die freilich ausnahmsweise kein Märchen, sondern ein blosser Schwank ist, nach Liebrechts Uebersetzung (II. 10) mit, um eine Vorstellung von der Art und Weise der Erzählung zu geben.

Es lebte einmal in Pomegliano ein gewisser Cola Jacovo, der Mann der Masella Cronecchia von Resina, ein von Krankheit geplagter, aber steinreicher Mann. Obwohl er nun aber weder Kind noch Kegel hatte und das Geld mit Scheffeln mass, war er doch so knickerig, dass, man mochte ihn drehen, wie man wollte, man ihm dennoch nie auch nur einen rothen Heller aus der Tasche lockte; dabei führte er nicht minder für seine eigene Person ein so kärgliches Leben, dass er aussah wie ein abgemagerter Hund, und alles dies, um nur ja recht viel bei Seite zu legen und zu sparen. Es kam jedoch jedesmal, wenn er sich zu Tische setzte, zu seinem Aerger und Verdruss ein vertrackter Gevatter zu ihm ins Haus, der ihm keinen Schritt vom Leibe ging, und der, als wenn er die Glocke im Leibe und die Uhr in den Zähnen hätte, sich immer gerade zur Esszeit einstellte, zu schwatzen begann und mit grenzenloser Unverschämtheit sich wie eine Klette an ihn hing, dergestalt, dass er ihn auf keine Weise los werden konnte; und so lange zählte

er ihnen den Bissen in den Mund, tischte so lange Spässe und Schnurren auf, bis man zu ihm sagte: „Wenn's gefällig ist;" worauf er, ohne sich lange nöthigen zu lassen, sich zwischen Cola Jacovo und seine Frau drängte und dann, als wenn er vor Hunger und Gier dem Tode nah, seine Esslust wie ein Rasiermesser scharf geschliffen und er angehetzt wie ein Jagdhund wäre, ja als hätte er einen Wolf im Leibe, und mit der geflügelten Schnelligkeit eines vom Gehöft fortgejagten Fuchses sogleich begann, die Hände zu rühren wie ein Pfeifer, die Augen umherzuwerfen wie eine wilde Katze und die Zähne in Thätigkeit zu setzen wie einen Mühlstein, wobei er Kaltes und Warmes hinunterschlang, und ein Bissen nicht den andern erwartete. Wenn er sich nun die Backen gehörig gefüllt, den Wanst angestopft, seinen Bauch einer Trommel ähnlich gemacht, die Schüsseln bis auf den Boden geleert und Alles rein gefegt hatte, ergriff er einen Krug, saugte, trank, leerte, zechte und soff ihn in einem Zug bis auf den Grund aus und ging dann, ohne auch nur „Adje" zu sagen, seiner Wege, indem er Cola Jacovo und Masella mit einem langen Gesichte sitzen liess. Da diese nun die Unverschämtheit des Gevatters sahen, der, wie wenn es in einen aufgetrennten Sack ginge, ass und frass, schluckte und schlang, ausleerte, abräumte, einhieb, einlud, einwammste, einpackte, fortbrachte, verschwinden machte, vernichtete, zerstörte und verheerte dermassen, dass nichts auf dem Tische blieb: so wussten sie nicht, wie sie sich diesen Blutegel, dieses Zugpflaster, dieses Hosenverunreinigungsmittel, diese Purganz, diese unverschämte Fliege, diese Filzlaus, diesen Folterstrick, dieses Ueberbein, diesen schweren Miethzins, diese immerwährende Abgabe, diesen Polyp, diesen Igel, diese Bürde, diesen Kopfschmerz vom Halse schaffen sollten, und nimmer wurde es ihnen so gut, dass sie einmal unbelästigt und ohne diese beschwerliche Zugabe, ohne diese endlose Beschwerde essen konnten, bis eines Tages Cola Jacovo erfuhr, dass der Gevatter sich an einen Beamten, der die Stadt verliess, gehängt hatte und daher ausrief: „Gelobt sei der Himmel, dass wir endlich einmal nach hundert Jahren das Glück haben, ohne diesen Henkersknecht die Zähne rühren, die Backen in Trab bringen und einen Bissen unter die Nase stecken zu können; darum

will ich mich einmal lustig machen und Etwas darauf gehen lassen, da man in dieser elenden Welt ja doch nur das geniesst, was man durch die Gurgel jagt. Darum zünde rasch ein Feuer an, liebe Frau; denn da wir jetzt gerade freies Spiel haben und nach Herzenslust essen können, so will ich mir irgend etwas Leckeres, irgend einen delikaten Bissen zu gut thun." Indem er dies sagte, lief er fort, um einen schönen Teichhecht, ein Mass feines Weizenmehl und eine Flasche vom besten Wein einzukaufen; worauf er, nach Hause zurückgekehrt, während seine Frau voll geschäftiger Eil einen schönen Kuchen backte, den Aal selbst briet und sich dann, als Alles fertig war, mit Masella zu Tisch setzte. Kaum aber hatten sie sich niedergelassen, so klopfte Jemand an die Thür, und als Masella ans Fenster trat und den verwünschten Gevatter, den Störenfried ihrer behaglichen Ruhe erblickte, sagte sie zu ihrem Manne: „Niemals, mein lieber Jacovo, kauft man doch ein Pfund Fleisch in dem Scharren der menschlichen Freuden ohne die Knochenbeilage des Verdrusses; man schläft nie auf dem reinen Laken der Zufriedenheit ohne irgend eine Wanze des Aergers; man trocknet niemals die Wäsche des Genusses ohne den Regen der Unannehmlichkeiten; so ist jetzt dieser bittere Bissen uns in die Schüssel gefallen, dieses Dreckessen uns in der Kehle stecken geblieben;" worauf Cola Jacovo alsbald erwiederte: „Verstecke rasch die Sachen, die auf dem Tische stehen, hebe sie auf, nimm sie fort, schaffe sie weg, damit er sie nicht sieht, und dann öffne die Thür; denn wenn er das Nest leer findet, so wird er vielleicht klug genug sein, bald wieder fortzugehen und uns die paar Bissen Elend aufessen zu lassen." Während nun der Gevatter die Sturmglocke läutete und Alarm schlug, schob sie den Aal in einen Schrank, die Flasche unter das Bett und den Kuchen zwischen die Kissen; Cola Jacovo aber kroch unter den Tisch und guckte durch ein Loch der Decke, welche bis auf die Erde hinabhing, unter demselben hervor. Der Gevatter hatte jedoch durch das Schlüsselloch Alles, was in der Stube vorging, gesehen; er trat daher, sobald geöffnet wurde, mit angenommener Furcht und Bestürzung hinein und sprach, als Masella ihn fragte, was ihm wäre, folgendermassen: „Während du mich durch dein langes Zaudern und Trödeln fast um

alle Geduld brachtest, und ich wie auf glühenden Kohlen stand, indem ich dich erwartete wie eine warme Semmel, damit du mir aufmachen solltest, kroch mir zwischen den Füssen eine Schlange, die so furchtbar und hässlich war, dass mir noch die Haut schaudert; stelle dir vor, sie war so gross wie der Aal, den du in den Schrank gesetzt hast. Da ich mich nun in einer so bösen und gefährlichen Lage sah und vor Furcht zitterte, und vor Angst bebte und vor Schreck klapperte, hob ich einen Stein auf, der ungefähr so gross war wie die Flasche unter dem Bette, warf ihn der Schlange auf den Kopf und machte so einen Kuchen wie der dort zwischen den Kissen; wobei das Unthier im Sterben mich anstierte wie der Gevatter da unter dem Tische, so dass mir vor Schreck und Entsetzen alles Blut erstarrt ist!“ Bei diesen Worten konnte Cola Jacovo sich nicht länger halten, denn diese Dosis dünkte ihm doch zu stark; er steckte den Kopf unter der Decke hervor, wie ein Hanswurst, der sich auf der Bühne zeigt, und sprach also zum Gevatter: „Wenn die Sachen so stehen, dann hört alles auf! Jetzt habe ich es dick, jetzt komm mir nicht wieder so, jetzt bleibe mir ja vom Leibe! Wenn du Etwas zu fordern hast, so verklage mich: wenn ich dir ein Unrecht gethan habe, so mache einen Process anhängig; wenn du dich beleidigt glaubst, so vergelte Gleiches mit Gleichem; wenn ich dir zu nahe getreten bin, so mache es eben so, und wenn du dich revangiren willst, so blase mir den Hobel aus oder thue sonst noch was! — Was für ein Benehmen, welch eine Art und Weise ist denn das von dir? Es scheint wahrhaftig, du hast alle Scham vergessen und willst dir das Unsrige mit Gewalt aneignen. Du hättest mit dem Finger zufrieden sein und nicht die ganze Hand nehmen sollen; denn jetzt sieht es wirklich schon aus, als ob du uns durch dein unausstehliches Betragen aus dem Hause jagen wolltest! Freilich sagt man: „Schamlos thut, was er will,“ aber auch: „Wer selbst nicht klug ist, wird klug gemacht,“ und wenn es dir an Mitteln dazu fehlt, haben wir Knittel und Knüppel genug. Kurzum, du weisst ja, dass man sagt: „Auf einem groben Klotz gehört ein grober Keil“ und: „Jeder Hahn bleibe auf seinem Mist.“ Darum lasse uns ungeschoren; denn wenn du etwa glaubst, von heute ab das alte Lied fortsetzen zu können,

so läufst du dir die Füsse vergeblich ab, du bringst Nichts zu Wege, verlierst nur Hopfen und Malz und bist am Ende, wo du am Anfang geweesen bist. Wenn du dir einbildest, immer so bei mir im Warmen zu sitzen wie bisher, so irrst du gar sehr, du hast deinen Theil dahin, mit dir ist es vorbei und du musst dir diese Gedanken schon vergehen lassen. Wenn du denkst, mein Haus ist ein offenes Wirthshaus für deinen unersättlichen Hals, damit er so viel zechen und schlucken kann, als er will, so entschlage dich dieser Hoffnung, lass fahren diesen Irrthum, deine ganze Mühe ist verloren, es ist Alles anders und keine Hoffnung mehr vorhanden. Doch ist es deine eigene Schuld. Du hattest einen Tölpel gefunden, den du wie eine Taube rupftest; hattest einen Esel getroffen, dem du die Augen auswischtest, und lebtest mit einem Wort wie im Schlaraffenlande. Jetzt aber geh deiner Wege, wir sind geschiedene Leute; dieses Haus ist für dich nicht mehr vorhanden, wir haben Nichts mehr mit einander zu schaffen; denn du bist ein Schmarotzer, ein Brotvernichter, ein Tafeldieb, ein Küchenleerer, ein Topfausräumer, ein Tellerlecker, ein Nimmersatt, ein Kloak, der du eine wahre Fresssucht, einen wahren Heisshunger, einen Wolf und einen bodenlosen Abgrund im Leibe hast; der du einen Esel verschlucken, ein Schiff verschlingen und einen Bären verputzen könntest, den heiligen Gral nicht verschonen würdest; dem weder Tiber noch Po genügen, und der sich selbst auffressen möchte. Gehe nur dem nach, was dir zukommt, gehe Kloaken ausräumen, Lumpen auf den Kehrichthaufen aufklauben, Nägel in den Rinnsteinen suchen, Wachs bei Begräbnissen aufsammeln und Abtritte ausfegen; meinem Hause komme aber ja nicht wieder nahe; denn Jeder hat seine eigenen Leiden, Jeder hat mit sich selbst zu schaffen und Jeder weiss am besten, wo ihn der Schuh drückt. Auch brauchen wir deine lahmen Witze, deine hinkenden Geschichtchen, deine abgedroschenen Spässe gar nicht länger, und wollen durchaus nichts mehr von dir wissen; darum musst du schon einmal diesen Bissen fahren lassen. Du lockerer Vogel, du Tagedieb, du Bärenhäuter, du Faulpelz, arbeite lieber, lerne ein Handwerk und suche dir einen Meister!“ Als der arme Gevatter diesen unaufhaltsamen Wortstrom, dieses Aufplatzen des Ge-

schwürs, diese Krämpelei ohne Krämpel empfand, so zitterte und bebte er wie ein auf der That ertappter Dieb, wie ein verirrter Wanderer, wie ein verunglückter Schiffer, wie eine Hure, die ihren Kunden verloren, und wie ein Kind, das sich verunreinigt hat, und ohne dass er wagte den Mund aufzuthun, schlich er sich davon mit gesenktem Kopf, mit dem Kinn auf der Brust, mit Thränen in den Augen, mit tropfender Nase, mit klappernden Zähnen, mit leeren Händen, mit beklommenem Herzen, wie ein abgebrühter Pudel still und stumm, ohne auch nur zu muksen oder sich umzudrehen, indem ihm das bewährte Sprüchwort einfiel: „Ungeladene Gäste setzt man unter den Tisch."

Man wird mir zugeben, dass Basile es versteht, seinen Gestalten Leben einzuhauchen, wenn auch die Erzählung mehr Fülle hat, als der Deutsche gewöhnt ist.

Obschon überall der Volkston getroffen ist, so verrathen doch gelegentliche Anspielungen auf Geschichte und Mythologie den wohlunterrichteten Mann. Basile schreibt für alle Stände seines Landes, deren Bildungsgrad übrigens gar nicht so weit von einander absteht, wenigstens damals abstand. Einzelne Stellen, wie ganze Geschichten, verstossen gegen unser Sittlichkeitsgefühl, so dass der Uebersetzer öfters in der Lage war zu vertuschen. Einige Schuld an diesen Unziemlichkeiten mag die rohere Zeit tragen, wie dies ja auch bei Shakspeare der Fall; die Hauptursache aber ist, dass wir hier, wie bei Aristophanes, einem andersgearteten Volk gegenüberstehen, bei welchem tiefer herabgehende Masse des Wohlanständigen gelten. Die heissblütige Natur und Lebhaftigkeit der Auffassung, die weitgehende Oeffentlichkeit des Lebens und die Nacktheit der Menschen wirken zusammen und schaffen eine Naivität, die den Neuling staunen und starren macht. Statt: „Sie assen mit Lust" heisst es bei Basile: „Sie assen, bis ihnen der Bauch platzte." Eine Mutter, die ihr Kind verwünscht, ruft: „Wärst du doch nie zwischen meinen Knieen hervorgegangen!" Von einem kinderlosen König heisst es: „Er flehte die Götter an, dass sie seiner Frau den Bauch schwellen möchten." Zu einem Jüngling, der ängstlich eine schwere That zu vollbringen zaudert, sagt eine Fee: „Du hast immer die Hosen voll." Dergleichen erregt bei dem Neapolitaner ebenso wenig Anstoss, als

Basiles Reflexion: „Jeder Mensch hat seinen Werth, wie jedes Häuflein seinen Rauch," oder seine Betrachtung über das häufige Zusammensein von Tugend und Armuth in den Worten: „Armuth ist die Filzlaus der Tugend." Von dem Ungeziefer, das den Menschen, zumal unter jenem heissen Himmel, plagt, spricht er so unbefangen, wie wir von der Fliege an der Wand. In dem Märchen der Floh (I. 5) fängt sich ein König einen Floh, der so stattlich ist, dass Se. Majestät sich — nach Basiles Ausdruck — ein Gewissen daraus macht, ihn auf dem Schaffot des Nagels vom Leben zum Tode zu bringen. Er steckt ihn also in eine Flasche und füttert ihn sorgsam mit dem Blute seines Arms. Der Floh aber erfreut sich eines so wunderbaren Gedeihens, dass er bald in ein grösseres Quartier gebracht werden muss. Nachdem er schliesslich die Stärke eines Hammels erreicht hat, lässt ihn der König als ein Mann von wunderlichen Launen schlachten und die Haut gerben. Darauf muss der Reichsherold öffentlich verkünden: wer Seiner Majestät sagen könne, von welchem Thier das erwähnte Fell sei, der solle der Prinzessin Hand zum Lohne erhalten. Eine Menge Heirathslustige, denen eine so glänzende Verbindung ins Auge sticht, Zoologen und Nichtzoologen, stellen sich ein und strengen vergeblich ihren Scharfsinn an, bis endlich ein missgeschaffener wilder Mann nach langem Beschauen und Beriechen den Ausspruch thut: „Das ist die Haut des Grossmeisters der Flöhe.*"

Der weitere Verlauf der Geschichte ist nun der, dass die Prinzessin dem Ungethüm, das Zauberkräfte besitzt, in die Wildniss folgen muss, bis sie von einer ebenfalls zauberkräftigen Frau, die sieben starke Söhne hat, befreit wird und einen bessern Gemahl erlangt.

Der üppigen Natur Neapels entsprechend, wird viel von Schwangerschaften und Zwillingsgeburten gehandelt. Jene sind oft wunderbarer Art, wie in dem Märchen Pervonto (I. 3). Ein Dümmling dieses Namens wird nach Holz in den Wald geschickt. Er findet dort drei Feensöhne, die ihm, weil er sich gefällig zeigt, Zauberkraft verleihen, so dass alle seine Wünsche in Erfüllung gehen. Doch bleibt ihm diese Gabe fürs Erste

* Chisto cuoiero è dall' arcefanfaro de li pulece.

noch unbekannt. Nachdem er ein grosses Reisigbündel gemacht hat, setzt er sich rittlings darauf mit den Worten: „O wenn doch dieses Bund mich forttragen möchte wie ein Pferd!“ Alsbald setzt sich das Bund gleich dem besten Andalusier in Trab und bringt ihn vor den Palast des Königs, wo die in Trübsinn verfallene Prinzessin Vastolla ob dem seltsamen Reiter plötzlich in lautes Gelächter ausbricht. Pervonto, höchlich erzürnt so lächerlich gefunden zu werden, spricht einen zweiten Wunsch aus: „O Vastolla, möchtest du schwanger werden!“ Sofort stellen sich Uebelkeiten und weitere sehr ins Auge fallende Folgen bei der, wie man sich denken mag, höchlich überraschten Prinzessin ein; ihr Vater aber ergrimmt um so mehr, da sie nicht im Stande ist, den Schuldigen namhaft zu machen. Nach neun Monaten gebiert sie zwei Knaben. Der König, in der Absicht, sie und den vermeintlichen Buhlen mit dem Tode zu strafen, beschliesst auf den Rath der Hofweisen so lange zu warten, bis die Zwillinge sieben Jahre alt geworden sind, um von den ausgeprägteren Gesichtszügen auf den „Falschmünzer“ schliessen zu können. Es wird ein grosses Gastmal veranstaltet, zu dem die Edlen des Landes geladen sind; aber, so scharfe Musterung auch die weisen Männer halten, sie gelangen zu keinem Ergebniss. Am folgenden Tage wird die Tafel für Leute niedern Standes gerichtet, für Paternosterhändler, Messerschmiede, Kammmacher, Holzschuher u. s. w., zu denen sich, getrieben von der Gier, einmal ihren Hunger gründlich zu stillen, alle Lumpenkerle und Vagabunden gesellen. Unter diesen findet sich, barfuss und zerlumpt, auch der garstige Pervonto ein, der sich denn wirklich als der gesuchte Missethäter ausweist, da die Zwillinge auf ihn zueilen und ihn mit Liebkosungen überhäufen. Die Strafe, die nun der König verhängt, besteht darin, dass der Dümmling mit Vastolla und den Kindern in ein Fass gesteckt und ins Meer geworfen wird. Während sie dahin schwimmen, frägt die Prinzessin Pervonto aus und erfährt nicht nur, was er unwissend an ihr verschuldet hat, sondern auch, wie er mit einer Wunderkraft ausgestattet ist, wovon er in seiner Beschränktheit noch immer kein Bewusstsein erlangt hat. Natürlich treibt sie ihn nun, neue Wünsche auszuprechen, in Folge deren das Fass, in das sie gesteckt sind, in ein Prachtschiff,

die Uferstelle, an der sie landen, in einen Park mit einem Schlosse, er selbst aber in einen wohlgebildeten, liebenswürdigen Jüngling verwandelt wird. Ein Zufall führt schliesslich den auf der Jagd verirrten König zu den glücklichen Gatten, und die Aussöhnung kommt leicht zu Stande.

Toller ist noch das Märchen von der bezauberten Hirschkuh (I. 9). Ein Einsiedler räth dem König Jannone,* seiner Gattin, über deren Unfruchtbarkeit er unglücklich ist, gekochtes Seedrachenherz einzugeben. Alsbald wird ein solcher Fisch gefangen, das Herz ausgeschnitten und von einem Edelfräulein in einem Zimmer des Schlosses übers Feuer gesetzt. Pechschwarzer Rauch steigt auf, in dessen Qualm sofort das Fräulein schwanger wird. Aber nicht genug: auch die Möbel des Zimmers schwellen an, und nach einigen Wochen gebiert das Himmelbett eine Wiege, der Schrank ein Schränkchen, die Sessel Kinderstühle, der Tisch ein Katzentischchen und der Nachtstuhl ein Nachtstühlchen „so niedlich, dass man es hätte küssen mögen.“ Natürlich hat, nachdem sich schon der blosse Rauch so kräftig erwiesen, der Genuss des Seedrachenherzens bei der Königin die gleiche Wirkung. — An die Schicksale der beiden Kinder, die dann von der Königin und dem Edelfräulein geboren werden, knüpft sich der weitere Verlauf der Geschichte.

Von ausserordentlich komischer Wirkung ist das Märchen von der Gans (V. 1), das nur in Umrissen wiedergegeben werden kann, da die derbe Natürlichkeit desselben genauere Mittheilung verbietet. Lilla und Lolla, zwei arme, fleissige Mädchen, kaufen auf dem Markte eine Gans, die durch die Fügung einer gütigen Fee als ein anderes Dukatenmännlein Goldthaler für die zwei Schwestern producirt. Neidische Nachbarinnen erspähen die Goldmünze, die sich plötzlich für die Mädchen aufgethan, und bereden sie, ihnen die Gans auf eine Stunde zu leihen. Aber der wunderbare Vogel liefert diesen nur gewöhnliche Excremente, und sie drehen im Zorn dem Thier den Hals um und werfen es in eine Sackgasse. Nun fügt es der Zufall, dass der Sohn des Königs in dieser Sackgasse, von einem natürlichen

* Zu deutsch etwa Dickhans.

Bedürfnisse getrieben, sich auf gut neapolitanisch niedersetzt. Plötzlich schnappt die Gans, die noch nicht todt ist, nach dem niederkauernden Prinzen und beisst sich dabei so fest in sein Fleisch ein, dass es nicht gelingt, sie loszubringen. Er ruft sein Gefolge zu Hülfe, er citirt, nach seinem Palaste zurückgekehrt, die Männer der Wissenschaft — umsonst! Weder Medicin, noch Chirurgie, noch Scheidekunst vermögen die Schmarotzerpflanze zu lösen. In seiner Verzweiflung bietet er Jedem, der ihn von dem Appendix zu befreien im Stande wäre, wenn ein Mann, sein halbes Königreich; wenn ein Frauenzimmer, seine Hand zur Ehe. Da erscheint, nachdem Hunderte sich vergeblich um ihn bemüht haben, die schöne, gute Lolla, die jüngere jener beiden Schwestern. Sie hat früher die Gans auf das Sorgsamste gepflegt und soll nun den Dank dafür ernten; denn kaum ist sie vor das Lager des Prinzen getreten, kaum hat sie dem Vogel mit schmeichelndem Ton ihr wohlbekanntes „Wulle, wulle, wulle!“ gerufen, so lässt das bisher so hartnäckige Thier den Königssohn los und eilt der Freundin entgegen. Der Prinz aber hält Wort: Lolla wird seine Gattin und Königin.

Der Pentamerone führt den zweiten Titel: Das Märchen der Märchen, Unterhaltung für die Kleinen.* Es scheint also, dass dieses Buch seiner Zeit auch zur Ergötzlichkeit der Kinder diente, was uns billig verwundern muss, wenn auch die italienische Jugend viel früher als die unsere mit den geschlechtlichen Verhältnissen bekannt wird. Die Mehrzahl der Erzählungen sind nämlich Liebesgeschichten, und zwar frei und derb, doch ohne Lüsternheit. Dem Naturell des Südländers entsprechend, steigt die Leidenschaft rasch auf den Siedepunkt, und der sinnliche Liebesgenuss wird auf das Heftigste erstrebt. Doch bleibt auch der Ehe ihr Recht, und es fehlt nicht an Erzählungen, wo Treue in der Liebe, wie auch in der Freundschaft, eine Hauptrolle spielen.

Einen ungemein komischen Eindruck macht es, wenn in dem Märchen Rosella (III. 9) eine Prinzessin aufgeführt wird, die sich — dem Palaste eines Prinzen, der ihr untreu

---

* Lo cunto de li cunte, tratteniemento de li peccerille.

geworden, gegenüber — eingemiethet hat, um durch ihre Erscheinung am Fenster eine Sinnesänderung bei ihm herbeizuführen. Das reizende fremde Mädchen erregt alsbald die Aufmerksamkeit der Hofleute. „Sie umschwärmten sie wie Mücken," sagt Basile, „und es verging kein Tag, wo sie nicht Rosella auf der Strasse umringten und ihr Fensterparade machten. Die Sonette kamen schockweise und die Liebesbriefe in ganzen Haufen; die Serenaden waren so zahlreich, dass sie den Nachbarn die Ohren betäubten; es regneten so viele Kusshände, dass ihnen die Lippen davon aufsprangen, und da der Eine vom Andern nichts wusste, schossen sie alle nach demselben Ziel und waren in gleicher Weise bemüht, als Trunkenbolde der Liebe dies schöne Fass anzuzapfen."

Da diese Menschen ihr nützlich sein konnten, that sie mit allen freundlich; als aber weitgehende Forderungen kamen, sann sie auf ein Mittel, die unsaubern Herrn loszuwerden. Zu diesem Ende versprach sie Einem um den Anderen ihre Gunst, und Einer um den Andern stellte sich zum nächtlichen Besuche ein. Aber der Erste konnte die Thür nicht schliessen, da sie durch einen Zauber immer wieder aufflog, bis ihn endlich der Morgen zwang, unverrichteter Sache und auf den Tod abgemüdet, das Weite zu suchen. In ähnlicher Weise bemüht sich der Zweite die ganze Nacht vergeblich das Licht auszublasen; zuletzt nimmt er fluchend und schweisstriefend seinen Rückzug. Der Dritte soll der Schelmin zuvor das Haar auskämmen; aber je eifriger er mit dem elfenbeinern Kamm arbeitet, desto wirrer und verfilzter wird das Haar, so dass auch er zuletzt mit langer Nase abzieht, nachdem er, wie auch die beiden Andern, wegen seiner tölpelhaften Ungeschicklichkeit nachdrücklich ausgescholten worden ist.

Mag der Ton, den Basile in seinen Märchen anschlägt, uns häufig an den Decamerone erinnern, wie denn Boccaccio überhaupt seinen Schatten Jahrhunderte lang durch die italienische Literatur wirft: ein grosser Unterschied zwischen dem Toscaner und dem Neapolitaner ist schon durch die Tendenz gegeben. Boccaccio geht recht geflissentlich dem Pfaffenthum zu Leibe; auch das deutsche Volksmärchen, so wenig es eigentlich polemisch ist, fasst gelegentlich einen üppigen Mönch recht

derb bei den Ohren und trägt überhaupt christliche Farbe, indem es Himmel, Hölle und Fegfeuer, den Papst, die Heiligen und den Teufel sammt seiner Grossmutter mit aufgenommen hat. Basile dagegen weicht diesen Dingen wie Fussangeln sorgfältig aus, und rührt nicht einmal mit der Fingerspitze an die Kirche und ihre Diener. Ich erinnere mich nicht, in dem ganzen Buche das Wort „Mönch“ oder „Bruder“ gelesen zu haben. Die Wunderwelt, in der wir uns bei ihm bewegen, schwebt in den Wolken, so derbe Griffe überall auch in die Realität gethan werden. Bisweilen wird Gott, ein- oder zweimal auch die Götter angerufen; im Allgemeinen aber behilft er sich ohne Himmel und Hölle. So ist wenigstens der Censur kein Anstoss gegeben, und es steht dem unvermeidlichen „Reimprimatur“ des Generalvicars, das meiner Ausgabe von 1674 vorgedruckt ist, nichts im Wege. Gewiss haben auch diese Märchen überall Eingang gefunden, bei Laien und Klerikern, im Palaste des Fürsten und in der Heimlichkeit des Klosters. Sie nehmen dies Recht um so mehr in Anspruch, als ihnen ein moralisches Mäntelchen umgehängt ist, indem sie, nach Art der Novellen Boccaccios, durch Sitten- und Klugheitsregeln eingeleitet sind und mit einem Spruch oder Vers ähnlicher Art enden. Diese seltsame Zuthat berührt die Erzählungen nicht weiter; überall hat man vielmehr bei ihnen das Gefühl, dass nichts als „trattenie-mento,“ als Unterhaltung und Ergötzlichkeit erstrebt wird. Die Märchen machen überhaupt den Eindruck des Unmittelbaren; man sieht ihnen an, dass sie aus mündlicher, frischer Ueberlieferung geschöpft sind. Insbesondere haben sie mit den 1550 und 1554 in Venedig erschienen 74 Märchen Straparolas, „tredici piacevoli notti“ genannt, keine Berührung.

Basiles Erzählungen sind wesentlich Feenmärchen. Die Fata* spielt überall eine grosse Rolle, sei es, dass sie der Armuth, der verfolgten Unschuld oder auch der Dummheit — ganz wie in unserem deutschen Märchen — unter die Arme greift; sei es, dass sie ihr Leben mit dem Leben der Menschen enger verflicht. In dem Märchen das Myrtenreis (I. 2) ist dies besonders der Fall. Eine Bäuerin, welche „fatata“** ist,

* Fee. ** Mit Feenzauber behaftet.

gebiert ein Myrtenreis statt eines Kindes und pflanzt es in einen Blumentopf. Ein Prinz, der auf der Jagd an dem Fenster der Bäuerin vorüberkommt, findet Gefallen an der niedlichen Myrte und nimmt den Topf mit nach Hause, wo er das Bäumchen sorgfältig pflegt. Sein Lohn lässt nicht lange auf sich warten. In der Nacht verwandelt sich die Myrte in ein Feenmädchen von wunderbarer Schönheit und sucht das Lager des Prinzen auf, um ihn ungesehen und unerkannt in aller Heimlichkeit zu beglücken. Aber der Prinz will wissen, wen er in seinen Armen gehalten, und zündet in einer der folgenden Nächte das Licht an, während er das Haar der Fee um seinen Arm geschlungen hat, um ihr Entrinnen zu verhindern. Sein Liebesrausch wächst nur noch bei dem Anblick der Schönen. Wie nun aber in der Mythe von Amor und Psyche das Schicksal der Letzteren dadurch eine unglückliche Wendung nimmt, dass sie, das Geheimniss nicht achtend, Amor beleuchtet, so auch hier. Die Liebenden werden getrennt und finden sich erst nach mancherlei Schicksalen wieder. Das Märchen schliesst mit der feierlichen Vermählung der Fata mit dem Prinzen. So verkehren die Feen hier mit den Menschen, wie in der antiken Mythe die Götter.

Der Gegensatz zu der schönen, jugendlichen und meist wohlwollenden Fata ist der wilde Mann: huorco* (uorco), ein Ungethüm, das, fernab von den Menschen, in Wald und Wildniss wohnt und nach dem Fleische der Jugend lüstern ist — der Menschenfresser unseres deutschen Märchens. So wie es Feenfamilien gibt, so hat auch der huorco mitunter eine huorca als Frau zur Seite. In dem Märchen die sieben Tauben (IV. 8) tritt ein huorco auf, der, weil ihm seine Frau im Schlafe die Augen ausgestochen hat, aus Rache Weiber frisst, so viel er deren habhaft werden kann.

Aber auch andere zauberkräftige Wesen erscheinen bei Basile, insbesondere alte hexenartige Weiber, welche Kränkungen durch einen Unheil bringenden Fluch erwidern. Eine solche Alte tritt uns schon gleich im Eingang zu den Märchen

* Ital. orco, franz. ogre, offenbar mit dem lat. Orcus zusammenhängend.

entgegen. Es hat nämlich ein König von Buschthal* eine trübsinnige Tochter Zoza,** vor deren Fenster er einen Springbrunnen von Oel errichten lässt, damit sie etwas zu lachen habe, wenn die lieben Unterthanen, die sich dort in Menge zu versammeln pflegen, in der schlüpfrigen Flüssigkeit ausgleiten, taumeln und durcheinander purzeln. Eine Alte stellt ihren Topf unter den Brunnen, um Oel zu gewinnen; aber noch ist das Gefäss nicht angefüllt, als ein muthwilliger Hofpage dasselbe durch einen wohlgezielten Steinwurf zertrümmert. Fürs Erste bethätigt das Weib seinen Zorn durch Schimpfreden, die ein Shakespeare nicht reichlicher erfinden würde. „O du Schmutzkerl!“ so beginnt es, „du Faselhans, du Dreckjunge, du Seichbüchse, du Bocksspringer, du Windsack, du Galgenvogel, du abgezehrter Maulesel, auf dem die Flöhe vor Frost den Husten bekommen, die Pestilenz soll über dich kommen! Möge deine Mutter so viel Böses von dir zu hören bekommen, dass ihr schwarz vor den Augen wird! Möge dir ein spanischer Spiess zwischen die Rippen fahren oder ein Strick um deinen Hals geworfen werden, dass kein Tropfen deines kostbaren Blutes verloren gehe! Möge tausendfache Trübsal über dich kommen mit Vorschuss; möge die schwere Noth dich ansegeln mit vollem Wind, damit du mit Stumpf und Stiel zum Teufel fährst, du Lump, du Unflat, du Zolleinnehmersjunge, du Erzgauner!“

Da der Hofpage, soweit es seine Mittel erlauben, mit gleicher Münze zurückzahlt, und die Lunge der Alten erschöpft ist: so erwiedert sie mit einer unanständigen Geberde, und als nun Zoza am Fenster des Palastes über diese Scene plötzlich in unbändiges Lachen ausbricht, wendet sich die Hexe gegen sie und verhängt den Fluch über sie, dass ihr nie ein anderer Gatte zu Theil werden solle, als der schon oben erwähnten Prinz von Rundfeld, welcher aber durch Zauber in Todesschlaf verfallen ist und nur ins Leben zurückgerufen werden kann, wenn der Krug, der bei dem Brunnen neben seinem Grab aufgehängt ist, in drei Tagen mit den Thränen einer Frau gefüllt wird. Da die von ihrer Schwermuth geheilte Prinzessin keineswegs

* De Valle pelosa.

** Abkürzung für Lucrezia, also etwa Lucrezel.

Lust trägt, in Ehelosigkeit zu verharren: so beschliesst sie, die Erlösung des Prinzen in der angegebenen Weise zu versuchen. Durch die Hülfe einer gütigen Fee gelangt sie nach vielen Abenteuern an das in fernen Landen aufgerichte Marmorgrab des Prinzen. Schon nach zwei Tagen hat sie den Krug beim Brunnen nahezu vollgeweint. Als sie dann aber erschöpft in Schlaflosigkeit sinkt, zieht ihr eine verschmitzte Mohrensclavin den Krug unter den Händen weg, weint die noch fehlenden Thränen hinzu und bewirkt hierdurch die Auferstehung des Prinzen von Rundfeld, der nun, durch einen Zauber an die hässliche Schwarze gefesselt, sich mit ihr vermählt. Während ihrer Schwangerschaft befriedigt der Gatte sorgfältig alle ihre Gelüste, und als sie von einer durch Feerei bewirkten unwiderstehlichen Begierde nach Geschichten ergriffen wird, schafft er jene hässlichen Alten herbei, welche ihr die 49 ersten Märchen des Pentamerone erzählen. Nur das 50. Märchen wird von Zoza, die sich unerkannt den Alten listig beigesellt hat, vorgetragen. Die Erzählung hat die glückliche Wirkung, dass sie dem Prinzen die Augen über die schwarze Betrügerin öffnet, so dass er nun die Mohrin zum Tode verdammt, und Zoza an deren Stelle tritt.

Andere alte Weiber üben guten oder bösen Zauber je nach den Personen, mit denen sie in Berührung kommen. In dem Märchen die beiden Brötchen (IV. 7) erweist die schöne und gute Marziella einer Alten die Freundlichkeit, dass sie ihr ein Brötchen schenkt, welches sie am Brunnen zu einem frischen Trunk Wasser hatte verzehren wollen. Dafür wird ihr nun der Zaubersegen, dass ihr, so oft sie sich kämmt, Perlen und Granaten vom Kopfe fallen. Um dieses Glückes ebenfalls theilhaftig zu werden, schickt die Tante Marziellas ihre hässliche, böse Tochter Puccia in gleicher Weise mit einem Brötchen zum Brunnen. Die Alte richtet dort auch an Puccia die Bitte um Speise; aber diese weist sie schnöde zurück und empfängt dafür bösen, statt guten Zauber. Als sie, nach Hause geeilt, den Kamm durch die Haare zieht, fällt ihr etwas ganz Anderes als Perlen und Granaten in den Schooss, und Mutter und Tochter sind ausser sich vor Zorn und Neid.

Nach einiger Zeit geschieht es, das Ciommo, der Bruder Marziellas, dem Könige von deren Schönheit und wunderbarer

Eigenschaft Kunde giebt. Der König entbietet das Mädchen nach dem Hofe, wohin sie, statt der kranken Mutter, die böse Tante geleiten soll. Da die Reise zur See geht, stürzt diese Marziella ins Meer und bringt dann dem König die eigene Tochter, statt der Nichte. Dieser aber jagt die widerwärtige Dirne sammt der bösen Alten fort und macht Ciommo, von dem er sich betrogen glaubt, zum Hirten der Hofgänse. Der arme Bursche treibt seine Pfleglinge Tag für Tag dem Strande zu, und sitzt, ohne sich viel um sie zu kümmern, weinend und sein Schiksal beklagend in einer Strohhütte, die er sich dort gebaut hat. Aber dann taucht jedesmal seine Schwester Marziella, die im Schosse des Meers bei einer Sirene gute Aufnahme gefunden, aus der Flut empor und füttert, ohne dass der Bruder ihrer gewahr wird, die Gänse mit Zuckerbrod, so dass sie wunderbar gedeihen. Am Abend, wann die Thiere an des Königs Fenster vorüberkommen, rufen sie untereinander: „Pire, pire, pire! Sehr schön sind Sonne und Mond; aber viel schöner ist noch, wer unser wartet.“ Ciommo, von dem König über die ausserordentliche Zunahme der Gänse befragt, kann keine Erklärung geben, bis dann ein nach dem Strande abgeschickter Diener deren Fütterung erspäht. Nun findet sich der König selber am Strand ein und sieht staunend, wie das schöne Mädchen aus dem Meer aufsteigt, wie es das Zuckerbrot streut und sich dann auf einen Stein setzt, um Perlen und Granaten aus ihren langen Haarflechten zu kämmen, während ein Teppich von Blumen unter ihren kleinen Füssen hervorquillt. Sofort ist der König von heftiger Liebe entzündet. Er lässt Ciommo kommen und erfährt von ihm, dass dies Mädchen die echte Marziella, seine früher von ihm so hochgepriesene Schwester ist. Der König hat keinen lebhafteren Wunsch, als sie zu seiner Gemahlin zu erheben; aber bald bemerkt er, dass eine feine goldene Kette, die ins Meer hinab zu dem Krystallhaus der Sirene führt, sie gefangen hält. Doch Marziella, die dem König hold ist, lehrt ihn, wie die Kette gelöst werden kann, und bald feiert er unter grossen Festlichkeiten seine Vermählung mit ihr.

In dem Märchen die Bärin (II. 6) wird die Prinzessin Preziosa von einer Alten vermittelst eines Spänchens, das sie

ihr in den Mund steckt, in eine Bärin verwandelt, um sie vor den Liebesanträgen des eigenen Vaters sicher zu stellen. Die arme Bärin verbirgt sich im tiefen Walde. Dort trifft sie der Sohn eines anderen Königs, der des Weidwerks pflegt. Anfangs erschrickt er über das zottige Thier, gewinnt aber bald Zutrauen zu demselben, als es wie ein Hündchen sich an ihn schmiegt. Er nimmt die Bärin mit nach Hause und lässt ihr in einem Garten vor seinem Palaste ein Quartier bereiten, damit er sie vom Fenster aus sehen kann. Eines Tages, als fast alle Bewohner des Schlosses dasselbe verlassen haben, glaubt sich Preziosa unbeachtet und nimmt das Spänchen aus dem Munde. Sogleich verwandelt sie sich in die schöne Prinzessin, die sie zuvor war, und beginnt, sich niedersetzend, die goldenen Flechten zu kämmen. Kaum hat der Prinz, der allein zurückgeblieben, die holde Erscheinung bemerkt, als er in den Garten eilt. Aber nun hat sie wieder das Spänchen in den Mund genommen, und er findet, statt des holden Mädchens, das zottige Thier. Darüber verfällt er in Schwermuth und Krankheit und ruft früh und spät: „Liebe Bärin, liebe Bärin!“

Die Königin, welche glaubt, dass ihm das Thier ein Leid angethan, giebt Befehl es fortzunehmen und zu tödten; aber die Diener, die mit dem guten Geschöpfe Mitleid fühlen, beschränken sich darauf, es in den Wald zu bringen. Kaum ist dies zu des Prinzen Ohren gekommen, als er sich — krank, wie er ist — aufs Pferd wirft und der Bärin in die Wildniss nacheilt. Zurückgeführt, muss sie nun, statt des Gartens, sein Zimmer bewohnen. Aber dies kann seine Sehnsucht nicht stillen. Da liegt er krank aufs Lager gestreckt und klagt, dass, die er liebe, ein mit rauhem Fell umgebenes Thier sei. Vergeblich sind alle Vorstellungen der Mutter; sie muss ihm zugestehen, dass die Bärin bei ihm bleiben und für ihn Sorge tragen darf. Das anstellige, sanfte Thier pflegt den Kranken aufs Beste; aber die Leidenschaft des Prinzen wächst nur immer mehr. „Liebste Mutter,“ ruft er die Königin an, „wenn ich dieser Bärin nicht einen Kuss gebe, schwindet mir der Athem.“ Voll Angst sagt die Königin zu ihr: „Küsse ihn, mein schönes Thierchen, damit ich meinen armen Sohn nicht verscheiden sehe.“ — „Und indem nun die Bärin herankam,“ heisst es wörtlich weiter,

zog sie der Prinz an seine Brust und konnte nicht satt werden sie zu küssen. Während so Mund an Mund gedrückt war, entfiel — ich weiss nicht, wie es zuging — Preziosa das Spänchen, und — das schönste Geschöpf der Welt hing in seinen Armen! „Jetzt bist du in Haft gerathen, Schelmin!“ sagte er, sie fest mit den Zangen seiner Liebe umschliessend; „du sollst mir ohne meinen Willen nicht mehr entwischen.“ Indem das schöne Menschenbild sich in die Farbe der Scham tauchte, sagte sie: „Ich bin freilich in deiner Hand, doch empfehle ich dir meine Ehre. Sonst verfahre mit mir, wie du magst.““

Soweit Basile. Natürlich gibt die Königin ihre Zustimmung, und die Hochzeit wird mit grosser Festlichkeit und Illumination* gefeiert.

Grimm zählt unter den fünfzig Märchen, die der Pentamerone enthält, nicht weniger als dreiunddreissig auf, welche sich mit den deutschen Märchen seiner Sammlung berühren. So wird z. B. in dem Dümmling** (III. 8) der tölpelhafte Mascione — ähnlich wie die Prinzessin in dem oben erwähnten Märchen der Floh — von fünf Personen, die mit wunderbaren Eigenschaften ausgestattet sind, unterstützt und gelangt durch sie zu grossen Reichthümern. Denselben Stoff behandelt Grimms Märchen Sechse durch die Welt. Aber auch die Märchen der 1001 Nacht, die seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Europa bekannt wurden, bringen eine ähnliche Geschichte, und gleich das erste der kalmückischen Märchen des Siddhi-Kür, die Jülg vor einigen Jahren in Original und Uebersetzung veröffentlicht hat, geht in denselben Spuren. Diese kleinen von Mund zu Mund wandernden Dichtungen sind eben Gemeingut der Völker; das gleiche Metall erhält verschiedenes Gepräge je nach der Eigenthümlichkeit des Volkscharakters.

Oft zeigt sich in kleinen Zügen eine merkwürdige Aehnlichkeit der Auffassung. Basiles Märchen der Rabe (IV. 9) führt uns einen König vor, der auf der Jagd im Walde das rothe Blut eines frischgetödteten Raben auf einem weissen Marmorstein findet und darüber in tiefes Nachsinnen verfällt, bis er

---

* Co feste e lommenarie granne.

** Lo Gnorante.

endlich in die Worte ausbricht: „Könnte ich doch eine Frau erlangen weiss wie dieser Stein mit Haaren schwarz wie Rabengefieder!“ Aehnliche Wünsche hegt in dem Märchen die drei Citronen (V. 9) ein Prinz, der sich derart in den Finger schneidet, dass ihm zwei Tropfen Blut auf einen frischen Käse fallen; nur schlägt der Dichter hier den Ton der Parodie an. Lesen wir solche Stellen, so können wir nicht umhin an die Grimmschen Märchen vom Machandelboom und von Sneewittchen zu denken, wo Blutstropfen im Schnee in dem Herzen einer geringen Frau und einer Königin Wünsche nach einem Kinde „weiss wie Schnee und roth wie Blut“ rege machen. Steigen wir von diesen anspruchslosen Märchen zum Epos des Mittelalters auf, so begegnet uns derselbe Zug im Parcival, wo der genannte Held durch drei Blutstropfen im Schnee an die vergessene Gattin Conduiramour gemahnt wird.

Auch der Zug, der uns mehrmals in diesen Märchen entgegentritt, dass nämlich Personen, die noch niemals gelacht, durch eine komische Erscheinung heiter umgestimmt werden, findet sich bei Wolfram an jener Stelle, wo der junge Parcival zu Nantes am Artushofe im Narrenkleid erscheint.

Dass sich Bächlein von dem Strome der alten Mythen abzweigen und ihren Weg in die volksthümliche Märchenwelt verschiedener Völker finden, zeigt sich an solchen Beispielen. Wie wir in den Märchen der 1001 Nacht, ja, wie wir sogar bei den Okhotsken Ostsibiriens dem aus der Odyssee uns bekannten Polyphem begegnen, so stossen wir bei Basile auf Siegfried oder Sigurd; denn in dem Märchen der Drache (IV. 5) tritt ein Drachentödter Miuccio auf, der die Vögelsprache versteht, wie der nordische Held, und auch hier besitzt das Drachenblut wunderbare Kraft.

Noch reichere mythologische Beziehungen bietet das Märchen Sonne, Mond und Talia (V. 5), das ich zum Schlusse vollständig nach Liebrechts Uebersetzung mittheile. Vorher möge nur noch der nahen Berührung mit unserm Dornröschen gedacht werden. Das deutsche Märchen führt uns bekanntlich ein Königspaar vor, bei dem nach langer Kinderlosigkeit ein Töchterchen erscheint. In seiner Freude veranstaltet der König ein grosses Fest, zu dem von dreizehn „weisen Frauen“ des

Landes nur zwölf geladen sind, weil er nur soviel goldene Teller zu deren Bewirthung hat. Die dreizehnte spricht nun den Fluch über das Kind aus, nämlich, dass es sich in seinem fünfzehnten Jahre an einer Spindel todt stechen solle; worauf die zwölfte Fee den Fluch dahin mildert, dass sie den Tod in einen hundertjährigen Schlaf mildert. Die Prinzessin wächst nun zu Aller Freude, mit Tugend und Schönheit geschmückt, heran; doch geräth sie trotz aller Vorsicht, womit sie behütet wird, in einem unbewachten Augenblick in einen alten Thurm des Schlosses und trifft dort ein altes Mütterchen beim Spinnen. Neugierig nimmt sie die Spindel in die Hand und sticht sich; worauf nicht nur sie selbst, sondern König und Königin mit dem ganzen Hofe in Zauberschlaf fallen; sogar die Pferde im Stall, der Hund im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliege an der Wand, ja, der Wind in den Bäumen schläft. Allmählich wird das Schloss von einer immer höher wachsenden Dornhecke verhüllt. Nachdem zahlreiche Prinzen vergeblich versucht diese Hecke zu durchdringen und den Tod dabei gefunden haben, kommt nach hundert Jahren ein Königssohn vor das dornenumhegte Schloss, und siehe! die Hecke verwandelt sich vor ihm in einen holden Blumenwald, der ihm einen Durchgang öffnet. Er kommt aus dem Schlosshof in den Saal, aus dem Saal in das Stübchen, wo Dornröschen schläft. Ein Kuss bricht den Bann, und alle im Zauberschlaf Befangenen kehren plötzlich ins Leben zurück — was in reizender Kleinmalerei ausgeführt wird.

Hören wir nun, wie sich derselbe Stoff auf neapolitanischem Boden gestaltet hat. Die alte Popa, eine der von Prinz Thaddäus aufgestellten Erzählerinnen, hatte, wie Basile sich ausdrückt, den Fuss bereits im Steigbügel und begann in folgender Weise:

„Es ist durch die Erfahrung vielfach bewiesen, dass die Grausamkeit meistentheils gerade der Henker desjenigen wird, der sie ausübt, und man hat ferner jederzeit gesehen, dass, wer Andern eine Grube gräbt, selbst hineinfällt; so wie andererseits die Unschuld ein Schild von Feigenbaumholz ist, an welchem jedes Schwert der Bosheit dergestalt zerbricht oder die Spitze verliert, dass gerade in dem Augenblick, wo der Unglück-

liche sich schon für todt oder begraben hält, er mit Fleisch und Blut wieder auflebt, wie ihr dies aus der folgenden Erzählung ersehen könnet, die ich aus dem Fache meines Gedächtnisses durch den Hahn meiner Zunge zu Tage fördern will.

Es war einmal ein vornehmer Herr, der bei der Geburt einer Tochter alle Weisen und Wahrsager des Königreichs zusammenkommen liess, damit sie ihr Lebensgeschick prophezeien sollten. Nach mehrfachen Berathungen nun sagten sie aus, dass ihr durch eine Flachsfaser grosse Gefahr drohe; weshalb ihr Vater, um jedem Unfall vorzubeugen, ein strenges Gebot erliess, dass weder Flachs noch Hanf, noch irgend etwas Aehnliches jemals in seinen Palast gebracht würde. Als jedoch Talia herangewachsen war und eines Tages am Fenster stand, sah sie eine alte Frau vorübergehen, welche spann, und da sie niemals weder Kunkel noch Spindel zu Gesicht bekommen hatte, sie auch an dem Hin- und Herdrehen derselben grosses Gefallen fand, wurde sie von so grosser Neugier ergriffen, dass sie die Alte heraufkommen liess und, den Rocken in die Hand nehmend, anfing den Faden zu drehen. Unglücklicherweise jedoch stach sie sich dabei eine Hanffaser unter den Nagel eines Fingers, und sogleich fiel sie todt zur Erde. Sobald die Alte dies sah, eilte sie die Treppe hinunter; der arme Vater aber, von dem Unfall unterrichtet, bezahlte erst mit ganzen Fässern Thränen diesen Becher Wermuthtrank, liess dann die todte Tochter in dem Lustschloss, in welchem er sich eben befand, auf einen Sammetsessel unter einen Thronhimmel von Brokat setzen; worauf er alle Thüren verschloss und den Ort, welcher die Ursache eines so grossen Unglücks gewesen war, verliess, um gänzlich und für immer das Andenken daran aus seinem Gedächtnisse zu verbannen.

Es geschah nun aber eines Tages, dass ein König auf die Jagd ging, und ein Falke, der ihm von der Faust entschlüpfte, in ein Fenster jenes Schlosses flog, so dass der König, da der Vogel nicht auf die Lockpfeife hörte, an das Thor pochen liess, indem er glaubte, dass das Gebäude bewohnt würde. Nach langem und vergeblichem Klopfen jedoch hiess der König eine Winzerleiter herbeiholen, um selbst hineinzusteigen und zu sehen, wie es inwendig aussehe, und nachdem er es völlig durch-

wandert hatte, war er ganz ausser sich vor Staunen, keine lebende Seele darin zu finden. Endlich gelangte er in das Zimmer, in welchem die verzauberte Prinzessin sich befand, und rief sie, indem er glaubte, dass sie schliefe. Da sie aber trotz alles Schreiens und Rüttelns nicht erwachte, er aber von ihrer Schönheit durch und durch erglühte, so trug er sie in seinen Armen auf ein Lager und pflückte dort die Früchte der Liebe. Hierauf liess er sie auf dem Bette liegen und kehrte in sein Königreich zurück, woselbst er lange Zeit an diesen Vorfall nicht mehr dachte.

Talia aber gebar nach neun Monaten ein Zwillingspaar, einen Knaben und ein Mädchen, welche einem zwiefachen Juwelenschmuck glichen und von zwei Feen, die in jenem Palast erschienen, an die Brust der Mutter gelegt wurden. Da sie nun einmal wieder saugen wollten und die Brustwarzen nicht fanden, so erfassten sie einen Finger und saugten daran so lange, bis sie die Faser herausgesogen; worauf Talia wie aus einem Schlaf zu erwachen schien, den kleinen Engeln, welche sie neben sich sah, die Brust darreichte und sie liebgewann wie ihr eigenes Leben, während sie jedoch gar nicht wusste, was mit ihr vorgegangen war, da sie nämlich wahrnahm, dass sie sich mit zwei Säuglingen ganz allein in dem Palast befand und von unsichtbaren Händen Speise und Trank herbeibringen sah. Endlich jedoch geschah es, dass der König, sich Talias erinnernd, unter dem Vorwande auf die Jagd zu gehen, zu ihr in den Palast kam, und indem er sie erwacht und ausserdem zwei Engelchen an Schönheit bei ihr fand, fühlte er darüber die grösste Freude. Sobald er nun Talia mitgetheilt hatte, wer er wäre und was sich zwischen ihnen zugetragen, schlossen sie ein sehr enges Freundschaftsbündniss und blieben einige Tage zusammen; worauf der König mit dem Versprechen, zurückzukehren und sie abzuholen, sich von ihr verabschiedete und sich wieder in sein Königreich begab. Dort aber gedachte er jederzeit Talia's und seiner Kinder, so dass, mochte er nun essen oder trinken, er zugleich auch Talia und S o n n e und M o n d (so hatte er nämlich die Kinder genannt) im Munde führte, und wenn er sich zur Ruhe legte, den Namen jener sowohl als dieser ausrief. Der Gemahlin des Königs jedoch, welche durch die lange Abwesen-

heit desselben einigen Verdacht gefasst hatte, wurde bei dem steten Anhören der Namen: „Talia, Sonne, Mond" immer brühheiss. Daher nahm sie einmal ihren Geheimschreiber bei Seite und sprach zu ihm: „Höre, mein Freund, du befindest dich jetzt zwischen Angel und Thür, zwischen Block und Beil, zwischen Strick und Leiter. Wenn du mir nämlich sagst, wer die Geliebte meines Mannes ist, so mache ich dich zum reichen Mann; wenn du mir dies aber verheimlichst, so ist es um dich geschehen." Der Geheimschreiber, einerseits durch die Furcht getrieben, andrerseits durch den Eigennutz gezogen, der das Scheuleder auf den Augen der Ehre, die Augenbinde der Gerechtigkeit, der graue Staar der Treue ist, schenkte der Königin reinen Wein ein. Diese sandte daher ihn selbst im Namen des Königs zu Talia und liess ihr sagen, er wolle die Kinder sehen; worauf Talia ihm dieselben mit grosser Freude schickte, jenes Medeaherz jedoch dem Koch befahl, sie zu schlachten, und aus ihnen verschiedene Suppen und Ragouts zu machen, die sie dann dem armen König zu essen geben wollte. Der Koch aber, der ein weiches Herz hatte, wurde, sobald er die beiden kleinen Engelchen erblickte, von Mitleid ergriffen, und indem er sie seiner Frau übergab, damit sie sie verstecken sollte, bereitete er statt ihrer zwei Zicklein auf hunderterlei Weisen zu und übersandte sie der Königin, welche die Speisen mit grosser Freude empfing. Als nun der König kam und mit vielem Wohlbehagen zu essen begann, wobei er einmal über das andere sagte: „Das schmeckt ja herrlich, bei meiner Seele! Das schmeckt ja köstlich, so wahr ich lebe!" entgegnete seine Frau immer: „Iss, denn du issest von dem Deinen!" Der König liess dies Gerede zwei- oder dreimal unbeachtet; da er jedoch sah, dass sie gar nicht aufhören wollte, rief er endlich aus: „Ich weiss, dass ich von dem Meinigen esse; denn du hast mir Nichts ins Haus gebracht!" Worauf er zornig aufsprang und sich auf ein entferntes Landhaus begab, um dort seinen Aerger verfliegen zu lassen.

Inzwischen trug die Königin, deren Wuth noch nicht durch das, was sie gethan, gesättigt war, dem Geheimschreiber wiederum auf, Talia unter dem Vorwande, dass der König sie erwarte, herbeizuholen. Diese nun kam alsobald, voll Freude

und Verlangen, das Licht ihrer Augen wiederzufinden, und nicht ahnend, dass sie statt dessen Feuer erwartete. Als sie daher vor der Königin erschien, sprach diese zu ihr mit einem Nero-Gesichte und giftig wie eine Natter: „Ei willkommen, willkommen, du kostbares Frauenzimmer! Du also bist die Metze, das Unkraut, das meinen Mann von mir abzieht? Du also bist die infame Hündin, die mir so viele schlaflose Nächte gemacht hat? Lass nur gut sein! Jetzt bist du in das Fegefeuer gekommen, wo du für das büssen sollst, was du mir angethan hast.“ Sobald Talia die Rede vernahm, fing sie an sich zu entschuldigen, indem sie sagte, dass sie Nichts verbrochen und der König, während sie im Schlafe dalag, von ihrem Grund und Boden Besitz genommen habe; jedoch die Königin, welche keine Entschuldigungen hören wollte, liess im Hofe des Palastes selbst ein Feuer anzünden und befahl, Talia hineinzuwerfen. Da diese nun sah, wie schlecht es mit ihr stand, so fiel sie vor der Königin auf die Kniee und flehte sie an, ihr wenigstens so viel Aufschub zu gestatten, bis sie ihre Kleider abgelegt habe. Die Königin, nicht sowohl aus Mitleid mit der Unglücklichen, als um sich die mit Gold und Perlen gestickten Gewänder anzueignen, erwiederte daher: „Nun denn, so ziehe dich aus;“ worauf Talia sich zu entkleiden anfing und bei jedem Stück, das sie ablegte, ein lautes Geschrei ausstiess. Als sie nun nach Ablegung des Ueberwurfs, des Kleides und des Mieders eben auch den Unterrock herunterstreifte, wobei sie den letzten Schrei vernehmen liess, und man sie bereits fortschleppte, um aus ihrem Körper Asche für die Lauge zu Charons Hosen zu bereiten: eilte der König herbei und wollte beim Anblick dieses Schauspiels wissen, was vorging. Hierauf fragte er nach seinen Kindern, und da er vernahm, dass seine Frau, um sich wegen seiner Untreue zu rächen, sie hatte schlachten lassen, rief er aus: „Ich selbst also war der Wolf meiner Schäflein? Weh mir, warum erkannten meine Adern nicht, dass sie die Quelle ihres Blutes waren? O du schändliche Barbarin, was für eine Grausamkeit hast du begangen? Aber warte nur, es wird dir nicht hingehen; deine Strafe soll wahrhaftig nicht sehr sanft ausfallen.“ So sprechend, befahl er, dass sie in das für Talia angezündete Feuer geworfen würde und zugleich mit

ihr auch der Geheimschreiber, welcher der Bube in diesem Unglücksspiel und der Anzettler dieses Gewebes der Bosheit gewesen war. Indem er nun aber mit dem Koch das Nämliche thun wollte, weil er glaubte, dass er die Kinder kleingehackt habe, warf dieser sich ihm zu Füssen und rief aus: „Fürwahr, Herr König, es bedürfte gar keiner andern Sinecur für den Dienst, den ich dir erwiesen, als wenn ich in eine Kalkofengluth geworfen würde, keines andern Kostenersatzes, als wenn man mir einen Pfahl in den Hintern bohrte, keiner andern Belustigung, als mich im Feuer weich zu kochen und braten zu lassen, keines andern Vortheils, als dass die Asche eines Koches mit der einer Königin vermischt würde; aber dies wäre denn doch keine sonderliche Belohnung dafür, dass ich euch eure Kinder, trotz jener mitleidlosen Betze, die sie tödten wollte, gerettet habe, um dir einen Theil deiner selbst wiederzugeben." Als der König diese Worte vernahm, blieb er wie versteinert stehen; denn er glaubte zu träumen und konnte nicht glauben, was seine Ohren vernahmen; endlich jedoch wandte er sich zu dem Koch und sprach: „Wenn du mir wirklich meine Kinder gerettet hast, so sei sicher, dass du nicht weiter Bratspiesse drehen, sondern in der Küche meines Herzens meinen Willen drehen sollst, wie du willst, indem ich dich so belohnen werde, dass Nichts zu deinem Glücke fehlen soll." Während der König dies sprach, brachte die Frau des Kochs, welche sah, wie nöthig dies war, Sonne und Mond vor den König, der sogleich anfing bald mit seiner Frau, bald mit seinen Kindern Kussmühle zu spielen, den Koch aber reich belohnte und ihn zu seinem Kammerherrn machte. Hierauf heirathete er Talia, welche nun mit ihrem Gemahl und ihren Kindern ein langes und glückliches Leben führte, nachdem sie erkannt hatte:

„Wem der Himmel wohl will, dem gibt er das Glück im Schlafe."

Man sieht, dass dieses Märchen, wenn es auch nicht so unschuldig-kindlich wie unser Dornröschen auftritt, dennoch seine eigenthümlichen Schönheiten besitzt. Vergleicht man la Belle au bois dormant in der französischen Märchensammlung, welche Perault 1697 unter dem Titel: Contes de ma mère l'oye herausgegeben hat, so findet man daselbst, ähnlich wie im

Dornröschen, sieben Feen als Gevatterinnen bei der Taufe. Eine alte Fee ist nicht mit eingeladen, weil sie fünfzig Jahre lang ihren Thurm mehr nicht verlassen hat. Da sie dennoch während des Gastmahls erscheint, wird ihr ein Teller, aber kein goldener, vorgesetzt, und nun erfolgt, wie im deutschen Märchen, der Fluch. Auch hier tritt der Zauberschlaf der Prinzessin nach der Verwundung mit der Spindel ein. Die übrigen Bewohner und die Thiere des Schlosses werden ebenfalls, aber erst, nachdem sie mit einem Feenstab berührt worden, in Schlaf versenkt. Nach hundert Jahren erscheint als Befreier der Königssohn, dem die Bäume, welche das Schloss umwachsen haben, von selbst Raum geben. Er kniet vor der Belle au bois dormant nieder, und mit einmal wacht Alles wieder auf. Zwei Jahre verweilt der Prinz bei der Geliebten, die ihm eine Tochter Aurore und einen Sohn Jour gebiert. Diese Kinder werden von der alten Königin verfolgt, schliesslich aber doch gerettet.

Merkwürdig sind die Kindernamen Sonne und Mond bei Basile, Morgenröthe und Tag bei Perrault. Man ist versucht an Lichtgötter zu denken, die von der alten Mythe her durchschimmern. Ebenso ist die Beziehung der Sigurdsage unverkennbar. In der Edda küsst Sigurd die durch Odin in Zauberschlaf versenkte Brynhild wach und erfreut sich ihrer Liebe. Statt des Falken erscheint ein Habicht, der sich in das Fenster setzt, wo die Walküre schlummert.

So leben wir noch unbewusst mit unseren alten Göttern und Heroen fort, und auch die romanische Welt ist von ihnen berührt.

Den Namen des neapolitanischen Dornröschens Talia deutet Grimm auf Italia.

Karlsruhe. Karl Aug. Mayer.

Lord Byron.

Eine psychologisch-ästhetische Studie.

Indem ich die nachstehenden Studien und Untersuchungen der Oeffentlichkeit übergebe, ist es nöthig, ein paar Worte zur Verständigung vorauszuschicken.

Die Arbeit ist ursprünglich aus dem doppelten Bemühen hervorgegangen, zu rechtem Verständniss der Dichter und ihrer Werke durchzudringen und zugleich über mein eigenes Wesen mir Klarheit zu verschaffen.

Verblendet durch eine gute dilettantische Begabung für die Kunst, zu der sich eine grosse Vorliebe für Kunststudien gesellt, krankte ich in früheren Jahren an dem Irrthum, dass ich bei rechter Ausbildung ein Künstler hätte werden können. Ich habe lange Zeit mit dieser Thorheit hart kämpfen müssen und schwer darunter gelitten. Ich fand Niemand, der mich recht aufklären konnte. Im Gegentheil wurde ich nur zu oft in meinen Ansichten bestärkt; denn der Wahn, an dem ich litt, ist nur zu weit in der Welt verbreitet.

Endlich gelang es mir, durch Studien und ernstes Nachdenken zu einer Erkenntniss durchzudringen, die ich für die richtige halte. Ich wünsche Jedem, der sich mit mir in gleicher Lage befindet, die innere Ruhe und Freudigkeit zu verschaffen, welche diese Einsicht mir gegeben hat. Ich wünsche dies um so herzlicher, da ich mich durch mein eigenes Schicksal und durch Beobachtung meiner Mitmenschen davon überzeugt habe, dass ein solcher Wahn, der des Verlockenden nur zu viel in

sich birgt, sowol denen, die dem falschen Berufe folgen, als auch denen, die eine beständige Sehnsucht danach mit sich herumtragen, eine Fülle von eiteln Sorgen, unnützen Kränkungen, Missmuth und Kummer bereitet und Tausenden das rechte Lebensglück zerstört.

Die Untersuchungen, welche den Unterschied zwischen dem Wesen und dem Schaffen eines Künstlers (Dichters) und eines Dilettanten betreffen, bilden einen wesentlichen Theil nachstehender Arbeit.

Als ich zu dieser gesicherten Ueberzeugung gelangt war, glaubte ich zu erkennen, dass man diesen Unterschied durchaus klar im Auge behalten muss, wenn man Dichter recht verstehen lernen und ein eingehendes ästhetisches Urtheil erlangen will. Ich glaube einzusehen, dass man in Folge der Unklarheit, die in Bezug auf diesen Punkt noch herrschend ist, vielen Dichtern und namentlich Byron sehr bitteres Unrecht gethan habe, und dass Menschen sich als Dichter breit machen dürfen, die nur feinere Dilettanten sind und den „Kuss der Muse“ nie empfangen haben. Gestützt auf oben genannte Untersuchungen unterwarf ich die bisherigen Ansichten über den grossen englischen Dichter einer eingehenden Kritik und suchte die richtige Auffassung darzulegen. Da meine Kritik nicht allein niederreisst, sondern auch aufbaut, so darf ich diese Arbeit, welche lediglich aus dem innern Triebe nach Erkenntniss hervorgegangen ist, mit ruhigem Gewissen der Oeffentlichkeit übergeben.

Vielleicht dürften meine Untersuchungen noch in besonderer Hinsicht von Nutzen sein. H. Hettner sagt in seiner Vorrede zur 3. Auflage von Wilh. von Humboldt's ästhetischen Versuchen über „Hermann und Dorothea“ von Goethe Folgendes:

„Humboldt wusste, dass es darauf ankomme, die Kantische „Kritik der Urtheilskraft“ zu einer Kritik der Einbildungskraft umzugestalten. Er ist der Erste gewesen, welcher, um in heutiger Sprachweise zu sprechen, die Aesthetik wesentlich als Physiologie der Phantasie fasste. . . . Die Aesthetik ist jedoch unvollendetes Bruchstück geblieben. Daher war der Einfluss Humboldt's auf die Fortbildung der Aesthetik kein nachhaltiger und ist sogar mehr, als billig verdrängt worden.

Schelling, Solger und Hegel brachten die sogenannte Metaphysik des Schönen und gewannen die Uebermacht. Die Achillesferse dieser „speculativen“ Aesthetik der Schelling-Hegelschen Schule ist, dass sie den psychologischen Ursprung der Kunst nicht erklärt. Sie setzt die Nothwendigkeit der Kunstschönheit in die Unzulänglichkeit der Naturschönheit und in den Drang, diese zu überwinden. Wer aber löst auf dieser Grundlage das Räthsel, dass schon bei den unentwickelten Naturvölkern, die sich nicht nur der Natur nicht überlegen fühlen, sondern von deren Gewalt überwältigt, die nackten Naturdinge als ihre höchsten Götter verehren, unaufhaltsam der Kunsttrieb hervorbricht und sich zum Theil sogar schon in den überraschendsten Werken bethätigt? Die speculative Aesthetik, so grossartig auch sonst ihre Errungenschaft ist, macht das Ideal, das sie erst aus der Thatsache und der Anschauung vollendeter Kunstwerke gewonnen hat, zum treibenden Grundgedanken; sie macht das Ende zum Anfang. Sollte es also nicht an der Zeit sein, zu dieser Humboldtschen Physiologie der schöpferischen Einbildungskraft wieder mit voller Bewusstheit zurückzukehren, um sie folgerichtig fortzubilden und auszugestalten?“

Meine Arbeit enthält einen Versuch dieser Rückkehr. Vielleicht geben meine Darstellungen Anregung zu eingehendern Untersuchungen. Wenn der rechte Kopf dieses Stoffes sich bemächtigt, so kann ein solches Unternehmen der Aesthetik, welche nach meiner Ansicht noch gar sehr an hohlen Speculationen krankt, nur zum Segen gereichen.

Mögen die ernsten Männer der Wissenschaft meine Worte prüfen. Vielleicht kann durch diese Arbeit ein Fortschritt angebahnt werden, welcher Nutzen bringt für alle Zeit.

* * *

Die letzten Jahrzehnde haben uns eine grosse Menge von Schriften gebracht, die scheinbar alle in der Absicht verfasst sind, Dichter und ihre Werke dem Volke verständlicher zu machen und zu einem tiefern Studium derselben anzuregen. Die bessern belletristischen Journale wimmeln von Essays, Kritiken und Ab-

handlungen über Dichter aller Nationen; die untergeordneten bringen fast in jeder Nummer Lebensbilder, Abbildungen, Citate, Anekdoten, Enthüllungen und Erinnerungen an die Blüthezeit unsrer deutschen Literatur und die anderer Nationen. Alljährlich erscheinen eine Menge grösserer und kleinerer Literaturgeschichten, Erklärungen, Beleuchtungen und Biographien vaterländischer und fremder Dichter.

So erfreulich diese Schriften für den wachsenden Einfluss der schönen Literatur sprechen, sind sie doch sehr geeignet, ernste Bedenken zu erregen.

Um Kunstwerke zu geniessen, bedarf Niemand einer Anleitung oder Erklärung. Die Dichtkunst enthält eine reiche und lebenspendende Quelle, aus der ein Jeder, wie gering auch seine Gaben und seine Bildung sein mögen, Erheiterung, Erfrischung, Erhebung, Freude schöpfen kann.

„Sie theilte Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging beschenkt nach Haus."

Schon das Kind der Volksschule erfreut sich wahrer dichterischer Schönheit und lauscht dem guten declamatorischen Vortrage des Lehrers in athemloser Stille. Die Höhe der Bildung bedingt nicht immer die Höhe des wahren Kunstgenusses; vielmehr die Reinheit und Tiefe des Gemüthes. Wie Du das Leben liebst, die Menschen und die Natur, so wirst Du die treuen Bilder des Lebens lieben, welche die Dichtkunst im Zauber der Sprache Dir vorführt.

Ein Anderes als Kunstgenuss ist das ästhetische Urtheil. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, dass dies durchaus interesselos ist. (S. Kant's Kritik der Urtheilskraft.) Dasselbe kann dazu beitragen, den Kunstgenuss zu verfeinern; es kann uns dahin führen, dass wir mehr hören und ein reicheres Vergnügen empfinden, als der Ungebildete: aber es ist wohl zu beachten, dass wir zum Genuss eines Kunstwerkes nur dann gelangen, wenn das ästhetische Urtheil im Bewusstsein ganz zurücktritt.

Das ästhetische Urtheil des Volkes kann nur recht gebildet

werden mit Hülfe ernster Forschungen der Wissenschaft. Jegliches Spielen mit Begriffen und hohlen Speculationen über Kunst und Künstler, jegliches Spielen mit geistreichen Bemerkungen und witzigen Urtheilen ist seiner rechten Ausbildung geradezu schädlich. Man wirft uns Deutschen sehr mit Unrecht vor, dass wir zu gründlich sind. Nur die ernste wissenschaftliche Forschung bedingt den wahren Fortschritt, der allein auf gesicherter Erkenntniss beruht.

Unter den Beurtheilungen und Forschungen über Dichter und ihre Werke giebt es nur drei Arten, welche vor dem Forum der Wissenschaft Geltung finden: die ästhetische, die historische und die psychologische.

Man beurtheilt einen Dichter ästhetisch, wenn man das, was er geschaffen hat, nach den Regeln und Anschauungen beleuchtet, welche die Wissenschaft der Aesthetik bisher aus den Werken der Künstler abstrahirt hat, oder als neue entdeckt. Als vorzügliche ästhetische Beurtheilungen nenne ich z. B. Gervinus und Kreyssig: Ueber Shakespeare's Dramen, Wilhelm von Humboldt: Ueber „Hermann und Dorothea" von Goethe.

Man beurtheilt einen Dichter historisch, wenn man die Wirkung seiner Werke auf Mit- und Nachwelt und den Zusammenhang derselben mit den Ideen seiner Zeit und der vorhergegangenen Perioden darlegt. Diese Darstellung kann sich entweder auf die Entwicklung der Literatur, oder auf die allgemeine historische Entwicklung der Völker beziehen. („Die Literaturgeschichte ist nicht Geschichte der Bücher, sondern die Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Formen." H. Hettner, Literaturgeschichte Englands im 18. Jahrhundert.) Vortreffliche historische Beurtheilungen haben wir von Gervinus, Schlosser, Macaulay; vortreffliche literarhistorische von Hettner in seinen Literaturgeschichten des 18. Jahrhunderts.

Die dritte Art der Beurtheilung ist die psychologische. Diese sucht entweder die Weise des künstlerischen Schaffens der Dichter klar zu machen — wie es Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft bereits begonnen hat — oder sie bemüht sich, den Entwicklungsgang des Künstlers im Dichter aus seinen Werken darzulegen. Sie zeigt, wie der Mensch den Künst-

ler in sich erzieht und sich allmählich zur Höhe seiner Vollendung aufschwingt.* In ihr erwarten wir noch den rechten Meister.

Diese drei Arten allein sind wahrhaft verdienstvolle Behandlungen von Dichterwerken; es sind diejenigen, welche allein dem Werthe solcher Schätze und deren Erzeuger angemessen sind und ein wahres Verständniss im Volke vermitteln können. Alle andern leisten bei weitem mehr Schaden, als Nutzen und sind durchaus zu verdammen. Es ist wohl an der Zeit, mit ganzem Ernste darauf hinzuweisen, damit man endlich aufhöre, den grossen Männern unseres Volkes und der benachbarten Nationen so schweres Unrecht zuzufügen, wie es jetzt leider! allenthalben geschieht.

Mit welcher Bewunderung und herzinnigen Freude empfing man die Dichterwerke am Anfange unsres Jahrhunderts und in der letzten Hälfte des verflossenen! Man betrachtete sie mit Ehrerbietung als Geschenke aus der Hand bevorzugter Wesen, die selber unter dem Einflusse einer höhern Macht so Schönes geschaffen, denen der Geist, die Muse, die herrlichen Worte eingegeben. Man freute sich der erhebenden Gedanken, der schönen Formen, erweckte daran im Busen das schlummernde Feuer eigener Begeisterung, trug die schönsten Aussprüche und Verse von Mund zu Mund und betrachtete die einzelnen Werke als Talismane, die da feien können gegen die Stürme und die Sorgen dieses Lebens. Man citirte die schönen Gedichte beim heitern geselligen Spiel; man sang sie gemeinschaftlich ein- und zweistimmig; Greise, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen stimmten in den Chorus mit ein. Hunderttausende haben so Schiller's „Lied an die Freude“ gesungen. Es war ja damals so recht die Hymne der neuen Gesellschaft, welche die finstere und lieblose Lebensanschauung der alten Zeit von sich abgeschüttelt hatte und sich neu verjüngt fühlte im frohen Morgenrothe der Humanität. So sang man: „Was frag ich viel

* Es ist klar, dass diese Beurtheilung mit der ästhetischen Hand in Hand gehen muss. Sie kann sehr verdienstvoll werden, wenn sie klar ächte Kunstwerke von denen unterscheidet, bei welchen die Persönlichkeit des Dichters zu sehr herauszufühlen ist. Meine Arbeit wird diese Behauptung näher beleuchten.

nach Geld und Gut;“ „Wer wollte sich mit Grillen plagen, so lang noch Lenz und Jugend blühn;“ „Wir Menschen sind ja alle Brüder“ und alle die anderen schönen und naiven Freudentöne ächter Dichtergenien. Man las, man declamirte und sang, man fühlte mit dem Dichter, erfrischte Herz und Gemüth an der Poesie und liess sie begeisternd in den Busen einziehen. Keiner dachte daran, den Dichter zu tadeln; Niemand fiel es ein, unnütze Vergleiche anzustellen, oder an den Kunstwerken wie an Heringswaare zu mäkeln. Was nicht gefiel, wurde nicht durchsprochen, nicht citirt, nicht gesungen, nicht bewundert: das war das ganze Kriterium.

Mir schwebt die Erinnerung an solche Gesellschaften wie ein lichtes schönes Traumbild aus meiner frühsten Kindheit vor der Seele, und die Erzählungen meiner Mutter aus ihrer Jugendzeit haben mir obige Schilderung, welche ich aus kulturhistorischen Darstellungen jener Zeiten entnommen, zur Genüge bestätigt.

Diese naive Freude ist jetzt fast ganz verschwunden. Ueberall hört man tadeln und bekritteln. Man gebehrdet sich wie Feinschmecker, deren überreiztem Gaumen keine Speise munden will, wenn man sich nicht geradezu gleichgültig zeigt gegen alles Schöne der Kunst. Dies liegt weniger an der Richtung unsrer Zeit, von der man wol sagt, dass sie nur Sinn habe für das Praktische und nicht für das Ideale, sondern vielmehr an dem unheilvollen Einfluss der verkehrten Ausbildung des Geistes durch die Schulen und durch die Schriftsteller, welche in unberufener Weise das Urtheil des Volkes über seine Dichter beeinflusst, falsch geleitet und verwirrt haben.

Man gehe doch in die Bildungsanstalten und höre, wie die unreifen Jüngelchen mit eingepaukten fertigen Urtheilen über die Dichter und ihre Werke um sich werfen, wie sich ein Jeder bemüht, den Schein eines gelehrten Kenners anzunehmen, womöglich den eines Literarhistorikers, der bereits Alles gelesen, dem höchstens noch ein seltener Fund Interesse erwecken kann. Man höre sie doch reden und schwatzen. Sie haben Alles gelesen, wissen Alles, haben flugs ein Urtheil bei der Hand, als ob es sich um Pfeffer und Salz, um Heringe und Dünnbier handelte. Die Schüler sind nicht zu tadeln; sie ahmen nur den

Lehrern nach, die jenen Schein annehmen, die nicht Lehrer, sondern Gelehrte sein wollen, die nicht die Freude an der Kunst zu wecken und zu nähren verstehen, sondern die Köpfe mit fertigen Urtheilen füllen und dies hohle Wissen zur Bedingung eines guten Examens machen.

Diese Lehrer stehen grösstentheils selbst unter dem Einflusse jener leichtfertigen und einseitigen Urtheile, die jetzt in solcher Weise verbreitet sind, dass man ihnen überall begegnen muss, wenn man nicht absichtlich nur gediegene Werke zur Hand nimmt.

Man beachte zunächst das Unwesen der Literaturgeschichten. Ist es nicht empörend, dass man es wagt, das Wesen und die Bedeutung solcher Männer wie ächter Dichter durch ein paar elende Begriffe auszudrücken, die nicht nur falsch, sondern auf alle nur denkbare Arten tendenziös gefärbt sind? Ist solch ein literarischer Schmierer zufällig ein ächter Teufelsbruder, so beschimpft und besudelt er die grössten Dichter nur aus dem Grunde, weil sie nicht „spezifisch christliche Frömmigkeit“ zur Schau getragen haben, und erhebt solche, die sich im Leben als Frömmler zeigten, in den Himmel. Ist er ein Demokrat, so greift er Alle an, die nicht in demokratischem Sinne gedichtet haben, ist er conservativ, so lobt er die Conservativen. Gedenkt Jemand eine Literaturgeschichte zusammenzustehlen, die mit Bewilligung der Regierung in Schulen und Seminarien eingeführt werden möge, so spionirt er das Urtheil der „hochmögenden Herrn“ aus und modelt darnach sein Lob oder seinen Tadel. Ja man entblödet sich nicht, leicht und keck hingeworfene Aufsätze, die man als Lesefutter für Journale geliefert hat, zu dickleibigen Literaturgeschichten zusammenzustoppeln. Wenn es nur recht „geistvoll und pikant“ geschrieben ist: die Welt forscht ja nicht so tief nach der Wahrheit!

Nicht minder verderblich wirkt die grosse Menge der Darstellungen, Kritiken, Essays und Biographien, die überall in reichster Fülle wuchern. Die übergrosse Menge der schlechten Aufsätze in den untergeordneten Journalen und Zeitungen sind noch am wenigsten gefährlich: denn diejenigen, welche sie lesen, pflegen sie gar leicht wieder zu vergessen. Verderblicher wir-

ken die Essays und grössern Abhandlungen, die oft gar gewichtige Namen an ihrer Spitze tragen. Wenn sie auch manches Vortreffliche gebracht haben, so glaube ich doch, dass es um das Urtheil der ganzen gebildeten Welt besser stände, wenn sie nicht existirten. Der Grund dafür liegt darin, dass sie mit wenigen Ausnahmen nicht aus dem ächten innern Berufstriebe hervorgegangen, sondern absichtlich verfasst sind, um Beiträge für gelehrte Zeitschriften und andere buchhändlerische Unternehmungen, oder Vorträge für Vereine zu liefern. Dies rächt sicht gar oft in sehr empfindlicher Weise; denn sie sind mehr bestechend als wahr und es kommen nicht selten in ihnen Aussprüche vor, die unter keinen Umständen zu rechtfertigen sind und das Urtheil des Lesers um so ärger verwirren, je grösser der Name ist, unter dessen Aegide sie erscheinen.

Am verderblichsten aber wirken die Dichterbiographien.

Welche Anforderungen sind an eine gute Biographie zu stellen?

Wir müssen einfache historische Biographien, welche den Menschen von seiner Geburt bis zum Tode nach seinen Erlebnissen und Thaten äusserlich schildern, von den wissenschaftlichen Biographien unterscheiden, deren Zweck darin besteht, dem Leser den ganzen Helden in seiner wahren Wesenheit als Mensch und zugleich in seiner Bedeutung als Berufsmensch vorzuführen. Der Biograph muss also nicht allein ein vorzüglicher Psychologe und Menschenkenner, sondern auch ein vorzüglicher Kenner des Berufes und der Berufsthaten seines Helden sein.

Der erste Theil, die Schilderung des Wesens des Menschen an sich, kann unter allen Umständen nur mangelhaft ausfallen. — die Gründe dafür wird diese Arbeit näher beleuchten — dagegen kann der zweite Theil, die Schilderung des Berufsmenschen und seiner Bedeutung oft trefflich gelingen, wenn der rechte Mann getrieben von innerm Berufe dieselbe unternimmt. Eine solche vorzügliche Biographie ist Droysen's: York von Wartenburg.

Wenden wir Vorstehendes auf Dichterbiographien an. Wer will es wagen, eine Dichternatur wie unsern Goethe in seiner ganzen Wesenheit uns vorzuführen? Ist denn das Wesen

einer solchen Künstlernatur und ihres poetischen Schaffens schon so vielseitig und gründlich erforscht, dass man die Resultate dieser Forschungen zur Grundlage seiner Studien machen kann? Ein Jeder sollte wissen, dass die Acten darüber noch kaum geöffnet sind, dass man noch arg im Dunkeln tappt. Es ist klar, dass man uns in dieser Hinsicht in allen Biographien statt wahrer Schilderung nur subjective Meinungen bringen konnte, die jeder gesicherten Grundlage entbehren und darum für wahre Erkenntniss vollständig nutzlos sind. Darum haben sich bisher nie wissenschaftliche Forscher, sondern nur „Schöngeister“ dieser Aufgabe unterzogen.

Nicht minder schwierig ist die Schilderung des Berufsmenschen im Dichter, des Künstlers und seiner Thaten, d. h. seiner Werke.

Der Schilderung muss ein festes Urtheil zu Grunde liegen. Wir haben oben gesehen, welche Beurtheilungen allein wissenschaftliche zu nennen sind. Der Biograph muss also nicht allein ein vorzüglicher Psychologe und Kenner der besondern Künstler- speziell der Dichternatur sein, sondern zugleich ein vorzüglicher Aesthetiker und Literarhistoriker: ein Mann, der mit genialem Blick das Wesen jener grossartigen Schöpfungen, deren Zusammenhang mit den Ideen der Zeit und deren Wirkung sicher zu erkennen und zu umfassen vermag. Wie will er sonst das ganze Bild eines solchen Mannes zu einheitlicher Darstellung bringen? Wenn er nicht alle diese Eigenschaften in sich vereinigt, so muss seine Schilderung nothwendiger Weise den Dichter in seinen heiligsten Rechten kränken, so verunstaltet sie sein Bild, trübt sein Andenken, verwirrt das Urtheil des Volkes und beeinträchtigt die wahre Wirksamkeit dieser grossen Männer. Dies ist die Anklage, die man mit vollem Rechte gegen alle Biographen erheben darf, welche sich bisher an die Darstellung von Dichtern, namentlich der bedeutendern, gewagt haben. Da ist auch nicht Einer auszunehmen, möge sein Werk noch so viel gelesen sein und noch so grosses Aufsehen erregt haben.

Was hat ihr Bemühen, uns den Menschen im Dichter zu schildern, für Resultate erzielt? Es hat jene widerliche Sucht erzeugt, mit der man unter dem Scheine von Bewunderung und

Verehrung das Privatleben des Dichters in ganz unnützer Weise ausspionirt und die grossen Männer schonungslos blossstellt. Es hat jene Sucht erzeugt, über den Dichter zu klatschen und mit literarischen Notizen zu spielen, statt seine Werke zu lesen; hat der Klatschsucht, dieser hässlichen Schattenseite des Menschengeschlechts Vorschub geleistet und ihr den Schein einer Sanction gegeben. Ein Blick in unsre Gesellschaften und in die vielen Journale mag die Herren von diesen Behauptungen überzeugen.

Und wie steht's um die Darstellung des Berufsmenschen? Statt wissenschaftlicher Forschungen haben alle ohne Unterschied uns Plaudereien gebracht, die zum grossen Theil keinen Nutzen, sondern nur eine arge Begriffsverwirrung in der Welt verbreitet haben. Man hat beim Nachforschen nach Aeusserlichkeiten, die bei der Conception eines Dichterwerkes stattgefunden, dieselben nur zu häufig als den Grund für die Entstehung des Werkes selbst angesehen; man hat nicht scharf genug den Menschen vom Dichter — dem Künstler — geschieden, hat den letztern für die Wirkung seiner Werke verantwortlich gemacht, hat ohne Einblick in die Schaffensweise eines Genius Faseleien von Lob und Tadel verbreitet und die wahre Bedeutung eines solchen Künstlers in dem Bewusstsein des Volkes vollständig unklar gemacht. Ich erinnere beispielsweise an das widerliche und thörichte Geschrei, welches Jahre lang gegen den grossen Goethe im Schwange war. Glaubte doch damals jeder Winkelschmierer, ja jeder Quartaner im Recht zu sein, den Dichter als „Fürstendiener" verachten und Boerne in seinen bekannten pöbelhaften und ungerechtfertigten Schmähungen überbieten zu dürfen!

Mögen die halb ästhetischen, halb literarhistorischen Plaudereien einzelner Biographen noch so geistvoll sein; mögen sie vor dem Forum der Theetische und literarischen Kränzchen noch soviel Geltung finden: die ernste Wissenschaft muss sie verurtheilen. Sie haben eine dankenswerthe Menge literarhistorisches Material zusammengebracht; aber Niemand wird durch sie zu einem wahren Verständniss der Dichter und ihrer Werke gelangen.

Unter allen Dichtern ist Lord Byron durch solche leicht-

fertige und gewissenlose Literaturgeschichten, Kritiken, Essays und Biographien wol am meisten Unrecht gethan worden. Er hat schon zu seinen Lebzeiten und noch bis zur Stunde unter der dadurch verbreiteten Unklarheit, Begriffsverwirrung und Thorheit am ärgsten leiden müssen. Unter den zahlreichen Essays, Kritiken und Biographien, die ich über ihn geleeen, habe ich keine gefunden, die ihm gerecht geworden wäre und ihn gegen dieses Unrecht wirksam in Schutz genommen hätte. Selbst das verdienstvolle Werk von Sir Thomas Moore: Briefe und Tagebücher von Lord Byron, das in der edeln Absicht geschrieben ist, den dahingeschiedenen verkannten und schwer beleidigten Freund zu rechtfertigen, hât keine rechte Wirkung ausgeübt, weil es die irrigen Anschauungen nicht in der Wurzel angegriffen und beseitigt hat. Indem ich es unternehme, den grossen Dichter zu rechtfertigen, sühne ich zugleich eine alte Schuld, denn auch ich bin Jahre lang in jenen Irrthümern befangen gewesen.

* * *

Ich muss die Bekanntschaft mit Byron's Gedichten, und mit seinen hauptsächlichsten Lebensschicksalen, deren Schilderung man nur zu oft begegnet, bei meinen Lesern voraussetzen.

Byron's Gedichte zeigen eine düstere und trübe Grundanschauung des Lebens und seiner Verhältnisse; sie sind, als ein Ganzes betrachtet, einem gewaltigen Oratorium zu vergleichen, bei dem eine tief ernste und schwermüthige Melodie als Thema aus der grossen Fülle der Accorde und Modulationen herauszuhören ist. Dies ist bereits vielfach als richtig anerkannt und ausgesprochen worden; vielleicht am geistvollsten von Macaulay, dessen Worte ich hier citiren will:

„Niemals," sagt er, „hat ein Dichter in solchem Maasse die ganze Beredtsamkeit des Menschenhasses, der Verachtung und Verzweiflung beherrscht. Diese Quelle der Trübsal war nie trocken. Diese ewigen Wasser der Bitterkeit versiegten nie, so oft er auch aus ihnen schöpfte. Eine ähnliche Vielseitigkeit der Monotonie, wie bei Byron, ist nirgends zu finden. Von

wahnsinnigem Gelächter bis zu durchdringender Klage giebt es nicht einen Ton menschlicher Herzensangst, dessen er nicht Meister wäre. Jahr um Jahr und Monat um Monat fuhr er fort zu wiederholen, dass elend zu sein, die Bestimmung von uns Allen, hervorragend elend zu sein, die Bestimmung der bevorzugten Menschen sei; dass alle Begierden, zu denen wir verdammt sind, gleicherweise in's Elend führen: unerfüllt in das Elend nagender Verdrossenheit, bei Erfüllung in das der Uebersättigung. Seine Helden sind Männer, welche auf verschiedenen Wegen zu derselben Hölle der Verzweiflung gelangt sind, welche lebenskrank mit der Gesellschaft im Kampfe stehen und in ihrer Pein nur durch einen unbesiegbaren Stolz gestützt werden, der dem des Prometheus an dem Felsen, oder dem des Satan in seinem brennenden Pfuhle ähnlich ist; Männer, welche ihre Seelenqualen beherrschen können durch die Kraft ihres Willens und welche endlich die ganze Macht von Himmel und Erde herausfordern."

Aber worin besteht denn das Unrecht, das man Byron gethan?

Man hat diese eigenthümliche Lebensanschauung, welche die Gedichte aufweisen, dem Dichter zur Last gelegt, hat den Grund dafür in Byron's (des Menschen) Charakter gesucht, hat die Helden seiner Muse mit ihm identifizirt, hat für ihn eine Sündenschuld erfunden, um die Seelenqualen seiner Helden zu erklären und sich auf diese Weise einen Schein des Rechts verschafft, den Aerger „sittlicher Entrüstung" an dem grossen Manne auszulassen. Jede Biographie lehrt, in welch widerlicher und empörender Weise die Mitwelt dies gethan. Die Nachwelt — namentlich die Biographen — würden ebenso handeln, wenn der Dichter leider! nicht schon gestorben wäre. Man begnügt sich jetzt damit, ihn als warnendes Beispiel für die Sprösslinge der Herrn Gevatter Schneider und Handschuhmacher hinzustellen!

Ich meine, dies ist des Unrechts genug. Es liefert diese Thatsache einen neuen Beweis für die alte Wahrheit, dass durch Dummheit in der Welt mehr Unrecht gethan und mehr Unglück erzeugt wird, als durch Laster und Bosheit.

Bevor ich zeige, warum es überhaupt falsch ist, Byron mit seinen Helden zu identifiziren, oder die Lebensanschauung

in seinen Gedichten auf sein Leben und seine Thaten zurückzuführen, will ich zunächst die hauptsächlichsten Behauptungen widerlegen, denen man in den verschiedensten Biographien begegnet.

Die Menge von Ansichten, deren Zergliederung nur von pathologischem Interesse wäre, will ich übergehen und nur diejenigen widerlegen, welche dem Durchschnittsverstand der grossen Menge nur zu plausibel erscheinen und darum um so gefährlicher wirken.

Man nimmt frischweg als unbestreitbar an, dass Byron Verzweiflung, Menschenhass, Melancholie und Weltschmerz in seinem Busen getragen haben müsse und meint, dies könne nur die Wirkung seines „lüderlichen Lebenswandels“ sein. „Unabhängig und ungebunden, wie er war,“ so etwa lauten mit unwesentlichen Variationen alle diese Argumente, „begann er den Becher sinnlicher Vergnügungen zu kosten und leerte ihn in zügelloser Hast bis auf die Hefe.“ (Dem Kenner wird dabei sofort der Vers aus dem dritten Gesange des Childe Harold einfallen: And thus untaught in youth my heart to tame, my springs of life were poison'd.)

Ich will einmal annehmen, dass jener Obersatz wirklich unbestreitbar wahr sei und seinen Lebenswandel bis zum zweiundzwanzigsten Lebensjahre, bis zum Erscheinen von „Childe Harold“ einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen, will untersuchen, ob er so beschaffen war, dass er jene düstere Grundstimmung, jenes ewig nagende Schuldbewusstsein erzeugen konnte.

Was hatte er denn bis dahin so Fürchterliches gethan? Er hatte auf der Universität in Cambridge gar arg die Collegia geschwänzt und sich in Gesellschaft lustiger Cumpane mit Schwimmen, Reiten, Kahnfahren, Pistolenschiessen, Boxen und Fechten die Zeit vertrieben. Auch hatte er oft in langen Sitzungen schwer gekneipt.

Ei, ei, lieber Byron, das klingt bedenklich! Wie kann man die Collegia schwänzen, die Dich vorzugsweise zu einem weisen und tugendhaften Manne machen können! Das viele Bier- und Weintrinken schadet der Gesundheit und die vielen schlechten Witze, die dabei gemacht werden, mussten sicherlich Dein Ge-

müth verwildern. Hinterher stört man die nächtliche Ruhe der ehrbaren Bürger, prügelt Nachtwächter — ein gar bedenklicher Casus — widersetzt sich der heiligen Polizei — entsetzlich! der von Gott verordneten Obrigkeit und muss wol gar in's Carcer wandern. Byron, Deine Biographen werden doch wol Recht haben. Gerechter Himmel! Du hast ja in Deiner Vision of Judgement sogar Deinen König verspottet! Wie, Du wagst noch zu sagen, dass Georg III., dessen Leben nach Thackeray sich in einen Bückling und eine grinsende Fratze zusammenfassen lässt (in a bow and a grin), Deines Spottes werth war, und dass Du damit nur die elenden Lobhudeleien des Hofpoetasters Bob Southey unschädlich machen wolltest? Hochverräther, Deine Kneipereien und dummen Streiche haben Dich wahrlich tief sinken lassen!

Hast Du nicht nach dem Kneipen einen heillosen Katzenjammer verspürt, der Dich unfähig machte, fromme Betrachtungen anzustellen und ernstlich in Dich zu gehen? Warst Du nicht mit Dir und der ganzen Welt zerfallen? Lieber Byron, es muss wol wahr sein: Deine losen Streiche sind an Allem Schuld. Du hättest statt dessen fleissig zum Staatsexamen arbeiten und an eine gesicherte Brodstelle denken sollen. Du wärst dann vielleicht einer jener ehrbaren, fleissigen und glücklichen Männer geworden, die statt selber zu dichten, lieber die Menschheit über Dichter aufzuklären beflissen sind. Am besten hättest Du gethan, in einen conservativen Jünglingsverein zu treten. Du hättest Dich dort mindestens zum vollendeten Heuchler ausbilden können und hättest gelernt, Deine Streiche, so klug zu verdecken, dass kein Biograph auf Vorwürfe wie die oben genannten gefallen wäre.

„Aber,“ sagen die Biographen betroffen, „er hat doch in Newstead-Abbey so entsetzlich gelebt und unzüchtigen Umgang mit Frauenzimmern gepflogen. Er schildert sich doch im Childe Harold: Der Ritter hatte so gelebt, dass ausser feilen Dirnen und Schwelgereien nichts Schönes und Gutes Gnade vor seinen Augen fand. Er hat doch an so vielen Stellen seiner Dichtungen Aehnliches gesagt und dies noch mehr detaillirt.“

Diese Behauptungen sind ernster und darum einer sorgfältigen Untersuchung werth.

Vor Allem sind dergleichen Citate aus **seinen Gedichten** nicht ohne sorgfältige Kritik als Belege anzunehmen, die meisten als solche geradezu zurückzuweisen. Die Gründe dafür werden später erörtert werden. Will man Beweise aufsuchen, so hat man sich nur an seine Tagebücher und Briefe und an die Mittheilungen glaubwürdiger Personen zu halten, die mit ihm jene Zeit durchlebten, und auch später mit ihm in innigem Verkehr blieben. Sir Thomas Moore sagt ausdrücklich: „Sein Haushalt wurde in jener Zeit auf sehr mässigem Fusse geführt, da ihm die Mittel zu grösserem Aufwande fehlten, und seine Gefährten waren in ihrem Geschmack und in ihren Gewohnheiten viel zu fein und geistvoll, als dass sie an nackter, wüster Lüderlichkeit Gefallen finden konnten. Er selbst sagt: „Ich habe zwar nicht wie ein Joseph gelebt, aber **nie ein Mädchen verführt.**“ Wir dürfen ihm dies unbedingt glauben, denn seine Offenheit war so gross, dass sie vom Standpunkte der Weltklugheit betrachtet wie Thorheit erscheint.“ Sir Walter Scott sagt: „Wir wissen genug selbst von seinem geheimsten Privatleben, um zu verbürgen, dass Falschheit und Bosheit allein ihm eine reale Ursache für hoffnungslose Gewissensangst und trübe Melancholie andichten können.“

In Bezug auf die Ansichten über Sünde, Sündenschuld und Schuldbewusstsein krankt die ganze Welt noch heutzutage an den Wirkungen der theologischen Erziehung, die leider noch immer den überwiegenden H递pttheil in der Volkserziehung bildet. Die Folgen der wüsten Scholastik des Mittelalters und seiner finstern Anschauung unsers Erdenlebens sind noch so stark zu fühlen, dass die neue vernunft- und naturgemässe Weltanschauung, welche sich aus den Kämpfen des vorigen Jahrhunderts emporgerungen hat, nur bei einem sehr kleinen Theile der gebildeten Menschheit gefunden wird. Die Verschwommenheit und Unklarheit der Begriffe und Ideen zeigt sich schon darin, dass es Niemand einfällt, über die eigene „Sündenschuld“ nachzudenken und dieselbe zu erklären. Man ist desto eifriger bemüht, sie Andern anzudichten und diesen unklaren Begriff zu einem Schreckbild, zu einer Art Popanz oder Teufel zu machen, dem man alles Mögliche in die Schuhe schieben kann. Der Priesterstand hält aus leicht erklärlichen

Gründen an den verrotteten Ansichten fest — er würde ja seinen falschen Nimbus und seine Macht zu Glaubens- und Gewissenszwang zerstören, wenn er anders handelte — die von ihm abhängige Schule muss die Ansichten der Jugend einbläuen und schlechte Dichter und Schriftsteller helfen durch ihre Phantastereien bereitwilligst diese Unklarheit hegen und pflegen. „Die schlechten Menschen," heisst es, „die Sünde thun, können nicht glücklich werden, denn wer Sünde thut, ist der Sünde Knecht. Er muss Stunden der Verzweiflung haben, in denen er von Reue über seine verlorne Unschuld ergriffen wird, in denen er sich Gewissensbisse macht, den Tugendpfad verlassen zu haben. Die Furcht vor Gottes Strafgericht in diesem und jenem Leben treibt ihn zur Verzweiflung, diese zu neuen Sünden und er geräth immer tiefer in den Pfuhl hinein!"

Aber was ist denn Sünde, was ist Tugend zu nennen? Als Antwort weisst man im Allgemeinen auf Verletzungen der „heiligen zehn Gebote" — die Jeder täglich mehr oder weniger verletzt, ohne Gewissensbisse zu spüren und sich besonders für einen „Sünder" zu halten — und denkt bei dem Begriff „Tugend" an das Leben eines ehrlichen Philisters, der ein guter Gatte und Familienvater und ein gesetzter, ruhiger Staatsbürger und Unterthan ist und mit der Kirche in Frieden lebt. Ausserdem hat der Begriff „tugendhaft" durch die Dichter des vorigen Jahrhunderts noch eine besondere Bedeutung erhalten, die bei den Meisten für die hauptsächlichste gilt. Richardson und seine tendenziösen moralischen Familienromane, die überall mit dem grössten Enthusiasmus gelesen wurden und hunderte von Nachahmern auch in Deutschland fanden, haben die Idee festgesetzt, dass ein tugendhafter Jüngling das Gegenstück zu einem Lovelace, einem Wüstling und Mädchenverführer, sei und dass der Jüngling am tugendhaftesten handele, der sich von geschlechtlichem Umgange mit Weibern fern hält und seine Begierden zügelt. Hat doch Lenz, der Dichter aus unsrer „Sturm- und Drangperiode" ein Drama geschrieben, in welchem der Held aus Verzweiflung, nicht „tugendhaft" leben zu können, sich selbst entmannt!

Alle diese unklaren Ideen, die nur zu sehr dazu angethan sind, ein liebloses Beurtheilen des Nächsten und ein widerliches

gedankenloses Pharisäerthum zu stärken, haben in jener oben genannten Beurtheilung von Byron's Lebenswandel noch bis zum heutigen Tage den Austrag gegeben. Kein Wunder, dass diese Ansichten zu des Dichters Lebzeiten in dem bigotten priesterlich erzogenen England, der Heimath jener Familienromane, in so gehässiger und widerlicher Weise, wie die Thatsachen lehren, sich breit machen konnten.

Es ist klar, dass ein Gefühl der Verantwortlichkeit für alle unsre Thaten in dem Busen eines jeden Menschen lebt. Die Natur hat es uns eingepflanzt, wie den Geschlechtstrieb. So wie dieser „der Kunstgriff der Natur zur Erhaltung der Gattung" ist, bildet diese Verantwortlichkeit das Mittel zur Erhaltung der Gesellschaft im weitesten Sinne. Es basirt dies Gefühl auf unsern Anlagen für Gerechtigkeit und Liebe. Wir fühlen uns in unserm Thun nicht bloss dem eigenen Ich verantwortlich, sondern auch der nächsten Umgebung, der Stadt, der Nation, in der wir leben, ja der ganzen Menschheit. Dies Gefühl hat viel Gemeinsames — dies ist es ja, das ein Abstrahiren allgemeiner Sittengesetze möglich gemacht hat — aber es ist an Stärke und Richtung bei jedem Menschen ein anderes. Thöricht ist's also, zu behaupten, Jemand müsse einer That wegen diesen oder jenen innern Vorwurf fühlen; wir müssten ihn denn zuvor gefragt haben, was sein subjectives Gefühl der Verantwortlichkeit als Richter dazu gesagt hat. Der feinfühlende Mensch kann über eine Verstellung, eine Lüge, die er im Leichtsinn gegen seine bessere Ueberzeugung ausgesprochen, solche Gewissensbisse fühlen, dass er in Thränen ausbricht, dass ihm die Erinnerung daran noch nach Jahren das Blut in die Wangen treibt. Der Mensch von rohem Gemüth belügt Euch mit frecher Stirn eines elenden Gewinnes wegen und wundert sich, wie man einen solchen „Act der Klugheit" ihm zur Last legen darf. Ein Faraday macht sich eine schwere Sünde daraus, seine Talente des eigenen Vortheils wegen auszubeuten. Er will, statt der unermesslichen Reichthümer, die er sicher erworben hätte, lieber der Wissenschaft sein Leben opfern und stirbt als armer Mann. Der reiche Banquier richtet durch Finanzoperationen, die seine Kasse füllen, hunderte von Familien zu Grunde und wundert sich, wie man dies unsittlich

finden, wie man ein so offenes, schönes Geschäft auch nur tadeln könne!

Es ist klar, dass sich die Stärke des Schuldbewusstseins lediglich nach der Feinheit des subjectiven sittlichen Gefühls (des Gefühls der inneren Verantwortlichkeit) und nach der Grösse der subjectiv darnach abgeschätzten Sünde richten wird.

Byron besass als Dichter ein sehr feines Gefühl. Es fragt sich aber, ob er diese geschlechtlichen Verirrungen für so schwere Verbrechen angesehen hat, dass ihm der Gedanke daran Lebensruhe und Freudigkeit rauben und seine Seele mit Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit füllen konnte. Es giebt ohne Zweifel zartfühlende Naturen, die sich Gewissensbisse machen, wenn sie vor der Ehe ein Weib berühren und die den furchtbaren Kampf mit den sinnlichen Reizen, welche gerade im Jünglingsalter so verzehrend wirken, mit ganzem Ernst durchführen. Aus allen Briefen und Mittheilungen erhellt aber zur Genüge, dass Byron zu diesen Naturen durchaus nicht gehört habe. Er war eine ächte, frisch und heisslebige Dichternatur, der es Bedürfniss war, viel zu lieben und das Leben zu geniessen. Sehen wir uns doch unter s e i n e s G l e i c h e n, unter ächten Dichtern um, ob je Einer in seiner Jugend anders gelebt, und ob je Einer über dergleichen Thaten eine solche Hölle der Verzweiflung gefühlt habe, wie man ihm andichten will.

Aber, wird man sagen, es leiden doch so viel der reichen und vornehmen Leute, namentlich in England, am Spleen, warum sollte dies bei Byron nicht der Fall gewesen sein?

Diese Frage enthüllt uns den rechten Kern der Gedankenlosigkeit unter den Beurtheilern. Es giebt in der That solche Menschen; aber es sind wollüstige, gedankenlose, freche und faule Wüstlinge, die nach einem greulichen Leben voll unnatürlicher Ausschweifungen in diese Art von Krankheit, den Spleen oder Lebensüberdruss verfallen. Mit diesen elenden Lumpenseelen haben Viele Byron auf eine Stufe gestellt! Wagt man es, ihm gegenüber von F a u l h e i t und G e d a n k e n a r m u t h und g e i s t i g e r H o h l h e i t zu sprechen, ihm, dem grossen Denker und Dichter, der in seinem kurzen Leben eine solche Fülle von Werken geschaffen? Wird man noch länger wagen, seine feine Sinnlichkeit auf eine Stufe zu stellen mit der viehischen Brunst

und Tobsucht jener innerlich ausgebrannten, mark- und saftlosen Gesellen, die man eben nur Menschen nennen darf, weil sie die äussern Kennzeichen der Gattung an sich tragen? Wo bleibt die Logik, wo die Vernunft in der Welt? Doch genug davon. Gehen wir zu den andern Behauptungen über.

Man hat zur Begründung seiner tiefen Melancholie auf seine verunglückte Jugendliebe hingewiesen. Als er sechzehn Jahre alt war, fasste er eine zärtliche Neigung zu seiner schönen Cousine Miss Mary Ann Chaworth. Leider musste er eines Tages hören, dass das Mädchen in der Nebenstube zu ihrer Zofe sagte: „Glaubst Du, dass ich mir im Ernste aus dem lahmen Jungen Etwas mache?“ Dies wirkte auf ihn so niederschlagend, dass er im selbigen Augenblicke in später Abendstunde das Haus verliess und sich dem Mädchen nicht mehr näherte. Was haben die Biographen über diese unbedeutende Geschichte gefaselt, was für ein mächtiges Gebäude von Trugschlüssen aller Art haben sie darauf begründen wollen! Eine Primanerliebe, die unreife Liebe eines Jüngelchen von sechzehn Jahren, eine Gefühlsaufwallung, die durch eine einzige Dosis verletzter Eitelkeit unterdrückt werden kann, soll nicht allein der Grund für Byron's, des Menschen Trübsinn, sondern zugleich für Byron's, des Dichters, trübe Lebensanschauung in seinen Kunstwerken geworden sein! Man braucht wahrlich nicht mehr hinzuzufügen; jedoch wollen wir, da ähnliche Anschauungen überall sich breit machen, die Sache noch näher untersuchen.

Die Liebe, selbst die tiefste und gewaltigste, welche mit der ganzen Macht dämonischer Leidenschaft einen Menschen ergreift, vermag nie das ganze Wesen desselben, seinen Charakter und dessen Grundanschauung auf die Dauer umzuformen, geschweige denn, der Grundstimmung einer dichterischen Muse eine andere Richtung zu geben. Sie wirkt nach Art einer tief erschütternden Nervenkrankheit. Der Mensch kann durch diese Leidenschaft vernichtet werden; ist dies nicht der Fall, so vernichtet er die Leidenschaft. Er kann im Liebesstadium so ergriffen werden, dass er wie in einer Art von Delirium denkt und handelt; aber dies ist eben nur vorübergehend. Es können Spuren und Schwächen dieses Zustandes zurückbleiben; aber nimmer kann die Liebe aus einem Schurken einen

edeln Menschen, oder aus einem Menschenfreunde mit liebevollem, hochherzigem Gemüthe einen Menschenhasser machen. Dergleichen Kunststücke werden wol von schlechten Romanschreibern und Versemachern, aber nie von der Natur zu Stande gebracht. Dass der Mensch Byron keinen Menschenhass kannte, dass er überall ein edles, hochherziges, liebendes Gemüth zeigte, ist so zur Genüge constatirt worden, dass man darüber nicht Worte zu verlieren braucht. Bei Byron können wir nicht einmal von einer so verzehrenden, gewaltigen Leidenschaft sprechen. Worauf wollen denn die Biographen ihre Faseleien gründen? Sie weisen auf das Gedicht: Der Traum und auf einzelne Gedichte aus seinen ersten Versuchen, den Hours of idleness, in denen er von seiner tiefen Liebe zu jenem Mädchen spricht. „Das," rufen sie aus, „sind keine erdichtete Klagen, das kommt tief aus dem Grunde eines schmerzbewegten und verzweifelten Herzens."

Abgesehen davon, dass man solche Citate aus den Gedichten, wie ich bereits erwähnt habe und später beleuchten werde, nur mit sehr sorgfältiger Kritik zur Beurtheilung des Menschen im Dichter benutzen darf, will ich die Herren hier mit ihren eigenen Waffen schlagen. Man lese unter andern Herzensergiessungen aus den Hours of idleness das Gedicht an die blondlockige Mary, eine junge Dame, von deren schönem Haar Byron stets eine Locke bei sich trug:

Hier sah ich (er spricht von ihrem Bilde) dieser Locken Gold,
Die Deine weisse Stirn umgeben,
Die Wange — o so reizend hold,
Den Mund, der Dir mich ganz gegeben.
Dein holdes Bild . . . .
Betrübt und bangend ohne Grund
Ob wol die Zeit mich lasse wanken,
Nicht wissend, wie in Herzens Grund
Ihr Bild mein einziger Gedanke.
Durch Zeit und Jahre lächelnd mild
Mein Hoffen all' in Gram und Leiden,
So häng an Dir, Du theures Bild,
Mein Blick noch bei dem letzen Scheiden.

Welche Mary hat er nun bis zur Verzweiflung geliebt, diese, oder die andre?

Eine grosse Hauptrolle spielen bei allen Biographen die Behauptungen über den Einfluss von Byron's Erziehung. Die bösen Wärterinnen, die schlechten Schulmeister, die heftige Mutter, der Einfluss der Pairswürde, die er im zehnten Lebensjahre erbte, die schlechten Freunde — diese Alle haben an dem Kinde gesündigt, diese haben ihn verdorben, haben ihn zu einem fürchterlichen, lasterhaften Menschen und zu einem zwar grossen, aber entsetzlich unmoralischen Dichter gemacht! Namentlich schildert dies in wahrhaft ergötzlicher Weise der Herr Professor Eberty in seiner viel gelesenen Biographie.* Ich glaube in der That, er hat dies Buch nur in der Absicht geschrieben, an Byron den Einfluss schlechter Erziehung darzulegen, und ein warnendes Beispiel für Eltern, Erzieher und junge Leute aufzustellen, Es fehlte nur noch, dass er als haec fabula docet hinzufügt: Ihr Jünglinge, meidet die Wollust und die Schwelgerei, sonst fallt Ihr in Menschenhass und Trübsinn und schreibt wol gar Gedichte, wie Childe Harold, der Corsar und Don Juan! Es wäre endlich an der Zeit, diese unklaren, empirischen, schulmeisterlichen Begriffe von dem Einfluss der Erziehung auf das rechte Mass einzuschränken. Man vergisst nur zu oft, dass unser Einfluss auf das sittliche Handeln unsres Zöglings über eine gewisse Dressur und ein gedächtnissmässiges Einprägen von sittlichen Grundsätzen nicht hinauskann. Ob diese Grundsätze für die Denk- und Handlungsweise zur Grundlage werden, oder bloss als Gelerntes und auch wohl Verstandenes im Kopfe unfruchtbar liegen bleiben, hängt durchaus nicht mit der Wirksamkeit der Erzieher, sondern mit der innern Organisation des Zöglings zusammen. Aus dem, was ich über das Wesen der

---

* Lord Byron, eine Biographie von Dr. Felix Eberty, Professor in Breslau. Alle Vorwürfe, die ich in der Einleitung Biographien im Allgemeinen gemacht habe, gelten dieser Schrift im reichsten Masse. Keine hat den grossen Dichter ärger misshandelt. Sie ist nach ihrem Erscheinen sehr viel gelesen worden, ist aus naheliegenden Gründen in die meisten Leihbibliotheken übergegangen und fährt auf diese Weise noch immer fort, die Begriffe zu verwirren und die Klatschsucht zu befördern. Sie liefert den Beweis, wohines führt, wenn schulmeisterliche Pedanterie und hohle Büchergelehrsamkeit sich an eine Arbeit wagen, zu der sie auch nicht den mindesten Beruf besitzen.

innern Verantwortlichkeit angedeutet, erhellt schon zur Genüge, dass man durch's Studium der aus menschlichen Handlungen abstrahirten Sittengesetze ebensowenig tugendhaft, wie durch das ästhetischer Gesetze und akademischer Uebungen ein Künstler werden kann: man kann dadurch nur den Tugendhaften oder den Künstler in sich erziehen und ausbilden — wenn man sie eben von Natur schon in sich trägt. Daher die scheinbar wundersame und doch so leicht erklärliche Thatsache, dass ein Burns hinter dem Pfluge bei vollständigem Mangel einer sorgfältigen Erziehung und geistigen Anregung unter entsetzlichen Hindernissen und Entbehrungen sich zu einem der grössten lyrischen Dichter der Welt ausbildet, oder dass Kinder ruchloser Eltern bei einer ganz verwahrlosten Erziehung, umgeben von den schlechtesten Beispielen, zu peinlich rechtschaffenen und edel denkenden Menschen sich entwickeln.

Aber auch abgesehen von diesen Wahrheiten; wer giebt uns auch nur ein scheinbares Recht, Byron's Erziehung in solchem Masse zu tadeln, wie die biedern Biographen es gethan? Mutter und Wärterin haben ihn bis zum zehnten Lebensjahre zu einem recht ungezogenen Jungen gemacht. Ei prächtig: es giebt auf der Welt nichts Schöneres und Herzerfrischenderes, als von Herzen gute ungezogene Jungen, namentlich wenn sie recht viel dumme Streiche im Kopfe haben. Soll denn für solche prächtige Kerlchen das Urtheil von hysterischen Gouvernanten, wirrköpfigen Schulmeistern und Spiessbürgern allein massgebend sein? Ei wie das lacht, wie das jubelt, der ganzen Welt ein Schnippchen schlägt, den kleinen Kopf trotzig aufsetzt gegen jede Art von Unterdrückung und frischweg ohne Scheu heraussagt, was das Herzchen denkt. Ihr Duckmäuser, Ihr frömmelnden Heuchler, Ihr gehorsamen und ganz gehorsamsten Unterthanen, Ihr verrotteten Bücherwürmer von Professoren geht hin und lernt Weisheit von diesen „ungezogenen Jungen!"

Hat der Knabe denn Liebe entbehren müssen?

„O nein," antworten die Biographen, „seine Mutter und die alte Wärterin haben ihn wahr, aufrichtig, tief, leidenschaftlich geliebt."

Worin haben sie in aller Welt denn an ihm gesündigt?

„Sie haben ihm zuviel Liebe erwiesen, sind zu nachsichtig gegen seine Schwächen und Unarten gewesen, haben ihn verhätschelt.“

Zuviel Liebe! Hört Ihr die Perrückenstöcke, seht Ihr sie nicht leibhaftig vor Euch, diese Zopfmagister, seht Ihr nicht den pedantisch demonstrirenden Zeigefinger, die farblosen, eingekniffenen Lippen, die ganze sauertöpfische Miene, dieses Schreckbild der frischen Kinderschaar? Zuviel Liebe! Hört Ihr nicht das Geschrei, das Klagen und Jammern, wenn die rohe Faust physischer Uebermacht an den muntern guten Jungen die eigenen ärgerlichen Gelüste kühlt? Seht Ihr sie nicht, diese Väter, diese Lehrer und Erzieher der Jugend, wie sie nach der Execution, das Gesicht verzerrt von Wuth und Groll ihre widerliche Sclavenarbeit mit den verrotteten, heuchlerischen Phrasen von heilsamer strenger Zucht zu rechtfertigen und zu beschönigen suchen?

Gute Mutter, gute alte Wärterin, wenn zuviel Liebe Euer Fehler gewesen ist, so wünschte ich von Herzen, dass jede Mutter, jede Wärterin, jeder Vater und namentlich jeder Erzieher diesen Fehler in recht hohem Masse besitzen möchte. Der grosse Dichter hat das wohl erkannt. Als seine Mutter gestorben war, fand der Diener ihn in der Nacht allein bei der Leiche. „Ach,“ rief er im tiefsten Schmerz, „ich hatte nur diese eine wahre Freundin in der Welt und sie ist von mir gegangen!“

Haben dies die Biographen beachtet? Bewahre!

Naiv genug theilen sie alle Züge dieser ächten Liebe mit; ergehen sich aber in so detaillirten Schilderungen der leidenschaftlichen Heftigkeit dieser Frau und stellen das Privatleben des Dichters in einer solchen Weise bloss, dass man alte, giftige, klatschsüchtige Jungfern, aber nicht Männer von verständigem Urtheil zu hören glaubt.

Im zehnten Jahre kam der Knabe nach der Erziehungsanstalt in Harrow on the Hill, wo ihn der treffliche Dr. Drury in so tüchtiger Weise leitete, dass er Byron's ganzes Herz gewann. Dort war der Knabe wacker und tüchtig, beschützte schwächere Kameraden, focht bedenkliche Faustkämpfe für sie durch und war sehr fleissig. Er lernte zwar seine Lectionen nur unvollständig — wer will ihm dies verdenken — arbeitete

aber aus eigenem Antriebe so anhåltend, dass er in Literatur, Geschichte und gemeinnützigen Kenntnissen auch den besten Schülern weit überlegen war. Was giebt uns denn auch nur einen Schein von Recht, eine solche Erziehung, welche Vorzüge vor tausend andern hat, zum Grund für ein lasterhaftes Leben und eine trübe Lebensanschauung zu machen? Würde Byron die Grundanschauungen eines Göthe, oder eines Swift, oder eines Humoristen zeigen, hätten die Herren Biographen den Grund dafür sicherlich in derselben Erziehung gesucht und gefunden.

Alle diese Behauptungen sind durchaus müssig und als falsch zu verurtheilen, denn sie verrathen alle den vollständigen Mangel an Verständniss für das Wesen eines Dichters und die Art seines poetischen Schaffens. Sie gründen sich auf irrige Grundanschauungen, auf denen man ein luftiges Gebäude von Trugschlüssen baut. Es fehlte nur noch, dass Jemand mit der Behauptung auftrete, Byron sei unglücklich geworden, weil er nicht an Bileam's redenden Esel geglaubt habe. Sind doch ähnliche Redensarten oft genug geschwatzt worden. Als scheinbar vernünftigen Grund für die düstre Grundanschauung, namentlich der ersten Gedichte, könnte man sich an das jugendliche Alter des Dichters halten.

Die Jugend jedes grossen Mannes, namentlich jedes Dichters hat Stunden, ja Tage und längere Zeiten aufzuweisen, in denen das Herz von tiefer Wehmuth, von einem seltsamen, oft an Verzweiflung grenzenden Schmerz durchzuckt wird. Rousseau erzählt in seinen „confessions", dass er sich in solchen Zeiten oft in die tiefste Einsamkeit, an das Ufer eines stillen Waldbachs zurügezogen und dort geweint habe. „Ich empfand," sagt er, „eine gewisse grausame Lust, meine Thränen in den Bach tropfen zu sehen. Und doch wusste ich nicht, warum ich weinte." Von derselben Stimmung berichtet Göthe in seiner Selbstbiographie. Die Erklärung derselben ist keine leichte Aufgabe für die Psychologie; auch ist hier nicht der Ort, dies Thema zu erörtern. Es sei nur erwähnt, dass der Hauptgrund in dem überkräftigen Schaffenstriebe zu suchen ist — man kann es sehr bezeichnend mit dem „Weinen" des Weinstocks vergleichen — in dieser Triebkraft, die das Phantasie- und Ge-

müthsleben leidenschaftlich bewegt, und alle äussern Eindrücke leidenschaftlich in sich aufnimmt und verarbeitet, während der Charakter noch nicht jene Festigkeit erlangt hat, welche auf richtiger Selbst- und Menschenkenntniss beruhend, die Phantasie recht zu leiten und sich mit dem Leben und der Welt zu versöhnen versteht. Auch spielt dabei vielleicht eine Rolle jenes ahnungsreiche Schauen grosser Männer, wodurch sie die späteren furchtbaren Kämpfe, die sie in dieser Welt voll Dummheit, Selbstsucht und Trug zu bestehen haben, dunkel vorausfühlen. Haben wir doch Beispiele genug, dass grosse Männer in ihrer Jugend gerade gegen ihren spätern wahren Beruf mit aller Gewalt wie vor einem Schreckbilde sich gesträubt haben. Denn die Grösse ist ein gefährliches Geschenk der Götter und aus allen den ernsten Gesichtern blickt unverkennbar ein Zug von Wehmuth.

Auch Byron hat als Jüngling diese Kämpfe gehabt und sicher verzehrender, als mancher andre Dichter, da sein Genius ihn zu grübelnder und forschender Betrachtung hinleitete. Aber solche Stimmungen sind vorübergehend. Mit ihnen hängen kleinere „Gelegenheitsgedichte“ zusammen — über die bekannte Göthesche Erklärung dieses Wortes werde ich später sprechen — aber sie geben keine Erklärung für die Grundstimmung der ganzen Muse eines Dichters. Nach dem Erscheinen der ersten zwei Gesänge von Childe Harold wurde Byron der gefeiertste Held des Tages, der Abgott der ganzen Gesellschaft, sah sich gekrönt mit dem höchsten Dichterruhm, bewundert und verehrt von der ganzen Welt: und dennoch athmen alle Gedichte, die er in dieser glücklichsten Periode seines Lebens schuf — der Giaour, Lara, Corsair etc. — ganz dieselbe düstere Grundstimmung.

Also auch diese scheinbar vernünftige Erklärung — die ich, nebenbei gesagt, noch nirgends gefunden habe — ist hinfällig. Noch weniger darf man Macaulay beistimmen, wenn er sagt: „Byron entdeckte bald, dass er durch das Schaustellen seines Kummers vor der Menge eine ungeheure Sensation erregte. Die Welt gab ihm jede Ermuthigung, über seine geistigen Leiden zu reden. Das Interesse, welches seine ersten Bekenntnisse (!) erregten, brachte ihn dahin, Vieles zu affectiren,

was er nicht fühlte, und das Affectiren wirkte wahrscheinlich zurück auf seine Gefühle. Wie weit der Charakter, in welchem er sich selbst darstellte, ächt, und wie weit er theatralisch war, würde ihm selbst wahrscheinlich Verlegenheit gemacht haben, zu erklären.“

Man sollte es kaum glauben, dass der grosse Historiker Macaulay das geschrieben habe, und wir finden darin einen interessanten und schlagenden Beweis, dass ein grosser Geschichtschreiber, der die Werke eines Dichters vorzüglich historisch zu beleuchten weiss, doch ein sehr schlechter Biograph eines solchen Künstlers sein kann. Diese Deutung ist in der That eine tiefe Beleidigung für Byron's Genius, denn sie stellt ihn auf eine Stufe mit jenen elenden Poetastern, die nach Art gewinnsüchtiger Gastwirthe die Wünsche des grossen Haufens ausspioniren und mit „frischen Austern,“ „feinstem Schnepfendreck,“ „Bairisch Bier, frisch vom Fass,“ oder „Königsgrätzer“ aufwarten. Nein, Herr Macaulay, Byron war ein ächter Dichter, und zwar einer der bedeutendsten, den die englische Nation aufzuweisen hat. Wer hat ihn in der wunderbaren Pracht poetischer Schilderung bisher übertroffen? Schwerlich wird ihn Jemand darin erreichen. Wie wenige sind ihm gleich an Schönheit des Versbaues und Reichthum an erhabenen Gedanken? Das hat der grosse Historiker in seinem essay wohl anerkannt und vorzüglich dargestellt; er irrt nur in jenen citirten Worten.

„Aber,“ rufen die Biographen, „so nenne uns endlich den rechten Grund für diese Verzweiflung, diese Hoffnungslosigkeit, diese tiefe Melancholie in Byron's Versen.“

Wollen Sie, meine Herren, gefälligst erklären, warum die Lilie eine weisse Blüthe, die Tulpe eine mit brennenden Farben erzeugt? Ich habe Sie durch meine bisherigen Untersuchungen auf das Thörichte der Frage selbst aufmerksam machen wollen. Es giebt eine Art von Erklärung dafür; aber diese betrachtet, wie wir später sehen werden, nicht den Dichter als Menschen, sucht den Grund auch nicht in seiner Persönlichkeit, sondern in der auf Naturgesetzen ruhenden Entwicklung der Völker und ihrer Ideen. Der Schmerz war Byrons Muse. Die Natur hatte ihm die göttliche als Beglei-

terin beigesellt, dass sein Mund ausspreche, was sie ihm zu lehren eingab.

Um dies recht zu verstehen, müssen wir tiefer gehen, müssen uns das Schaffen eines Dichtergenius vergegenwärtigen und klar zu machen suchen.

Kein Kunstwerk ist so entstanden, dass der Dichter sich vorgenommen hat: Du willst nun ein Drama oder Epos, oder lyrisches Gedicht, oder einen Roman oder eine Satyre schreiben. Mit der dämonischen unerklärlichen Macht einer zwingenden Naturgewalt entstehen in ihm die Ideen zu seinen Werken, bilden sich die Entwürfe in seinem Kopfe, wie die Knospen in der Blume. Unglück mancher Art, die Sorge und Noth des Lebens können die Knospen unterdrücken, oder zur verkümmerten Blüthe treiben, aber nie die Art in eine andere verwandeln. Tritt, begünstigt durch die rechten Umstände, die rechte Begeisterung hinzu, so wird der Entwurf zur That, so reiht sich Idee an Idee und das Kunstwerk tritt als ein Ganzes zu Tage.* Göthe hat den für diesen dämonischen Zwang so bezeichnenden Ausdruck gebraucht: Der Dichter befreit sich durch seine Werke. Die Gedanken, welche ihm zuströmen, als ob sie nicht sein eigen wären, verarbeitet er gemäss den in ihm liegenden künstlerischen Grundanschauungen und Regeln, über die er sich im letzten Grunde keine Rechenschaft abzulegen weiss, die er selbst durch das sorgfältigste Studium der der Kunst nachhinkenden Aesthetik nur oberflächlich zu moduliren vermag. Des Dichters Streben nach Selbsterkenntniss lehrt ihn, oft sich über die in ihm liegenden Gesetze seines Schaffens klar zu machen — man denke an Schiller und Göthe — aber er kann nur erkennen, was von Natur schon da ist, nie diese Gesetze wesentlich verändern, oder sich fremde vorschreiben. So wie er sich dazu zwingt, erlahmt der Flug seines Genius und er kann nichts wahrhaft Schönes schaffen. Ein ächter Dichter ist ein ächter Künstler im wahrsten Sinne des

* Es ist sehr bedenklich, Preisbewerbungen für Kunstwerke auszuschreiben. Sie nähren und begünstigen nur den Dilettantismus auf Unkosten der rechten Künstler oder bringen die Kunst in falsche Bahnen. Richtig ist's nur, die einmal entstandenen Werke zu krönen.

Wortes. Leider ist dieser Begriff so Wenigen recht klar; daher das vielseitige bittere Unrecht, das man unsern grössten Männern anthut. Dilettanten, die bei ihrem Schaffen durch ein auf künstliche Weise durch Studium erlangtes Urtheil verbunden mit verständiger Auswahl geleitet werden, sind durchaus keine Künstler, wenn sie auch diesen Namen annehmen und von der thörichten Menge bewundert und angestaunt werden. Der wahre Künstler empfängt seine Werke frei und ganz unmittelbar aus der Hand der Natur. Es ist, als ob der Natur- und Volksgeist durch sie zu uns spräche. Darum ist es auch gewiss richtig, dass das Auftreten solcher Männer mit Naturgesetzen zusammenhängt, dass in solchen Gesetzen der Grund für das Erscheinen Einzelner, sowie ganzer Kunstrichtungen gesucht werden darf. Hat man doch Beispiele genug, wie furchtbar solche Männer gerungen haben, wenn das Schichsal sie in Verhältnisse geschleudert hatte, die ihrem Schaffenstriebe feindlich waren. Ein Dilettant kann auch in einem andern Berufe, der ihn am Schaffen vollständig hindert, Ruhe finden, ein Künstler nimmer. Gebt dem ächten Maler, dem ächten Musiker, dem ächten Dichter alle Schätze der Welt und ihre Herrlichkeit unter der Bedingung, dass sie nie in ihrem Leben schaffen sollen, was ihren Busen bewegt — sie werden Euch abweisen. Wenn sie der Verlockung erliegen, so werden sie Wohlleben und sinnlichen Genuss mit der Verzweiflung und Ruhelosigkeit eines gramerfüllten Daseins erkaufen. Gebt ihnen selbst Freiheit, alles Schöne zu geniessen, sich mit Allem zu beschäftigen, nur nicht mit ihrer Kunst, — und dies wird die Wirkung nicht verändern, denn dies hiesse sie zu langsamer, qualvoller Selbstvernichtung verdammen. Sie müssten zuletzt an ihren eigenen Gedanken ersticken. Wenn Dilettanten, wie man so oft hört, die Meinung äussern: „Wenn ich nur rechte Ausbildung gehabt hätte, wäre ich auch ein Künstler geworden,“ so liefern sie damit nur den Beweis, dass ihnen das Wesen eines Künstlers nicht klar ist.

Um uns diese Klarheit zu verschaffen, wollen wir die Schaffensweise eines ächten Dichters genau untersuchen. Worin besteht seine Kunst?

Sie besteht darin, durch Kunstwerke der Sprache

das Menschengeschlecht in seinem ganzem Empfinden, Denken und Handeln nach den verschiedenen Richtungen und Beziehungen naturwahr und schön darzustellen, „der Natur einen klaren, eigenthümlich erleuchteten Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, dem Laster sein Bild, dem ganzen Zeitalter seine Gestalt und sein Gepräge wahr und doch eigenthümlich verklärt zu zeigen.“

Die Darstellung der Natur, in welcher der Mensch lebt, ist einem ächten Dichter nie Hauptzweck. Naturschilderungen dienen ihm entweder zur Darstellung der menschlichen Empfindungen, welche durch den Anblick der Natur erregt werden, oder er will durch sie den Leser auf künstliche Weise in die Stimmung versetzen, deren er gerade bedarf, um für seine Bilder aus dem Menschenleben die rechte Aufnahme und Wirkung zu erzielen. Je nach ihrer Begabung scheiden sich die Dichter in zwei grosse Gruppen. Die Schöpfer des Epos, des Dramas, des Romans, die eine derselben bilden, stellen mehr einzelne Menschen in ihrer Ganzheit dar, die sich vorzugsweise in ihren Handlungen ausprägt, die andern, die lyrischen Dichter, mehr die Empfindungen, Gefühle, Neigungen und Leidenschaften der Nation, ja der ganzen Menschheit.

Um Empfinden, Denken und Handeln der Menschen darstellen zu können, muss man die Kraft haben, dies Alles wahr zu erkennen, in seine Seele aufzunehmen und zu verarbeiten. Die Kraft, das innere Wesen der Dinge zu erkennen und in die Seele aufzunehmen, nennt man Anschauungsvermögen. Dies besitzt zwar in gewissem Masse ein Jeder; aber in Bezug auf Empfinden, Denken und Handeln der Menschen besitzt es der Dichter nicht etwa in quantitativ erhöhter, sondern in **qualitativ verschiedener Weise.**

Dies bedarf einer genauen Untersuchung. Wir müssen uns zu diesem Zwecke zunächst die Thätigkeit unseres Anschauungsvermögens klar machen. Aus der Menge der einzelnen Wahrnehmungen, welche das junge Kind aufnimmt, scheidet es unbewusst durch instinctives, beständiges Vergleichen das Gleichartige bei den äussern Erscheinungen vom Ungleich-

artigen ab und bildet sich durch Verknüpfung desselben Gattungsbegriffe. (Das Begriffswort, welches ihm von den Erziehern mitgetheilt wird, ist ihm nicht eher klar, als bis es diese geistige Operation beendet hat.) Es hat dabei freilich Verschiedenartiges zusammengefasst — beim Begriff Baum z. B. den Stamm, die Krone und die Wurzel — aber erst, nachdem es die Zusammenhörigkeit dieser Theile bei allen einzelnen Bäumen von Theilverbindungen anderer Art abgeschieden hat. Diese Anschauungen sind Anfangs rein äusserlich und dienen ihm nur dazu, sich in der Welt zu orientiren, die einzelnen Dinge von einander zu unterscheiden. Daher die beständigen Fragen kleiner Kinder: Was ist das? Als ich neulich einem kleinen Jungen von zwei Jahren einen ausgestopften Uhu zeigte, griff er darnach und sagte: „Katz!“ Woher dies? Er hatte die Anschauung, die seinem Begriffe „Katze“ zu Grunde lag, erst ganz äusserlich gebildet, so dass er dies Thier nur nach dem charakteristischen runden Kopfe und noch nicht zugleich nach andern Beziehungen von andern Thieren unterscheiden konnte. Deshalb hielt er den Uhu für eine Katze, denn der runde, mit Ohren und grellen Augen versehene Kopf des Thieres entsprach vollständig der äusserlichen Anschauung, die er sich von Katzen gebildet hatte. In ähnlicher Weise pflegen sie Alles, was fliegt „Vogel“ zu nennen. Je älter das Kind wird, desto mehr lernt es die Dinge in ihren Beziehungen zu einander und zu seiner Person unterscheiden: Die Anschauungen erweitern und vertiefen sich. Zu den Anfangs sehr weiten Begriffen treten immer mehr engere, schärfere; wo sie fehlen, lernt es beschreibende Begriffswörter (Eigenschaftswörter), Thätigkeitswörter und Umschreibungen zu Hilfe nehmen. (Der Begriff: Thier verengert sich in Säugethier, Vogelthier etc. Säugethier in Hund, Katze, Kuh etc. Hund in treuer, bissiger, falscher Hund etc.) Die Erscheinungen lernt es nach Ursache und Wirkung erfassen, lernt bewusste Urtheile und Schlüsse zur Berichtigung seiner Anschauungen benutzen. Zu den Begriffen, die es sich durch Anschauen äusserlicher Merkmale gebildet hat (concrete), treten diejenigen, welche nach Anschauungen des innern Wesens hervorgebracht werden. (Man nennt diese allein abstracte Be-

griffe, jedoch mit Unrecht, da die geistige Operation, welche dem Bilden dieser zu Grunde liegt, genau in derselben Weise wie beim Bilden der sogen. concreten Begriffe von Statten geht.) So geht das unterscheidende Anschauen fort, und dringt immer tiefer in das innere Wesen der Dinge ein. Der Grad von Intensität und Umfang, der im Leben erlangt wird, richtet sich nach den Anlagen und den damit verbundenen Berufszwecken* des Individuums, erreicht bei Männern der Wissenschaft oft einen sehr hohen Grad von Feinheit, Schärfe und Umfang. Die so erlangten Anschauungen nennen wir Kenntnisse, Erkenntnisse, Urtheile, Ideen. Derjenige, dessen Anschauungen nur an der Oberfläche, an dem Aeussern der Dinge und Erscheinungen haften, ist ein flacher, oberflächlicher Kopf; wer gut zu scheiden und zu unterscheiden und dadurch seine Anschauungen zu vertiefen versteht, ist gescheidt. Ein genialer Kopf versteht aus den zerstreuten, unklaren Anschauungen der Menge das Richtige vom Falschen klar zu scheiden, wie in einem Brennpunkte zu sammeln und dadurch zugleich neue Wege zur Erreichung höherer Zwecke der Wissenschaft anzubahnen.

Man möge festhalten, dass alle diese Anschauungen, die ich bis jetzt geschildert habe, die Dinge und Erscheinungen nach bestimmten Zwecken von einander **unterscheiden.**

Gelangt man, frage ich, auf diese Weise zu einer wahren Anschauung der Dinge an sich?

Die Antwort ist ein entschiedenes Nein.

Die höchste Art dieser unterscheidenden Anschauungsweise ist die des wissenschaftlichen Forschers. Während der gewöhnliche Mensch durch sein unterscheidendes Anschauen die Dinge und Erscheinungen nur soweit erforscht, als seine persönlichen Zwecke es erfordern — praktisches

* Wir pflegen gewöhnlich nur bei hervorragenden Menschen von einem „Berufe“ zu sprechen; aber es ist klar, dass ein Jeder seinen eigenthümlichen Beruf in dem grossen organischen Getriebe des Volks- und Naturlebens hat, ein Beruf, der dem bürgerlichen, gewählten, oder aufgezwungenen gar oft bitter widerstreitet.

Anschauen — geht das unterscheidende Anschauen der wissenschaftlichen Forscher ohne Rücksicht auf praktische Zwecke fort bis in die äusserste Tiefe: es ist sich selbst Zweck und Ziel. (Daher pflegen diese Männer der grossen Menge als Thoren und wunderliche Heilige zu erscheinen.) Die Wissenschaft hat aber nicht, wie die Kunst, das Bestreben, die Dinge und Erscheinungen an sich zur Darstellung zu bringen, sondern sie allmählich ihren Theilen nach zu erforschen und die Gesetze für das Zusammenwirken dieser Theile zu ergründen. Ihr Bestreben ist: scharfe Begriffe, allgemeine Regeln und Gesetze aufzustellen.

Gelangt der wissenschaftliche Forscher dazu, sich aus diesen zersetzenden Einzelanschauungen das ganze Ding an sich in seiner wahren Wesenheit zusammenzusetzen? Nein, er kann es nicht. Jeder neue Forscher nimmt zwar die bisher erzielten Resultate zusammenfassend in sich auf; aber es werden ihm dadurch vorzugsweise die Lücken in der erlangten allgemeinen Erkenntniss klar und damit zugleich der Weg, den seine neue Forscherarbeit einzuschlagen hat. Auch liegt es in der Natur der Sache, dass die Wissenschaft beim Anschauen der innern Theile der Dinge nie ganz dazu gelangt, diese Theile in ihrem richtigen Verhältniss zu einander und in dem Verhältniss ihres Zusammenwirkens bei Individuen anzuschauen.

Giebt es denn bei uns Sterblichen keine andere, als die praktische und die wissenschaftliche Unterscheidungsanschauung?

Ich bitte sehr, die **unbewusste** Anschauung, die durch bewusste Schlüsse und Urtheile nur unterstützt, aber nicht ersetzt werden kann, für einen Augenblick zu verlassen und lediglich Acht zu geben, wie wir in **bewusster** Weise ein Ding anschauen, wenn wir es zur **Darstellung** bringen **wollen**. Jeder wird wissen, dass es eine ganz andere Anstrengung erfordert, wenn man ein Ding darstellen soll, als wenn man es nur von andern zu unterscheiden hat. Die Sprache hat für das Darstellen nach Unterscheidungsanschauungen den richtigen Ausdruck: schil-

dern* und nennt streng genommen nur das Vorführen des Dinges an sich ein Darstellen. (Daher hat Iffland für den Begriff: Schauspieler den viel passendern: Menschendarsteller gebraucht — genauer: Darsteller des Menschen nach der Seite seines characteristischen Gebahrens.)

Beabsichtige ich ein Gebäude nach einem bestimmten Zwecke darzustellen — also zu schildern — so habe ich bei meinem Anschauen den bestimmten Massstab anzulegen. Soll ich es etwa einem kauflustigen Freunde schildern, so habe ich zuvor das Aeussere und Innere mit dessen Anforderungen zu vergleichen, um zu sehen, ob das wirkliche Haus mit dem Ideenhaus meines Freundes — mit dessen Ideal von einem Hause — übereinstimmt. Sind diese Untersuchungen beendet, so kann die Schilderung erfolgen. Sie wird entweder eine günstige, oder eine ungünstige sein.

Will ich das Haus an sich zur Darstellung bringen, so habe ich es im Innern und Aeussern nach allen Theilen, nach dem Verhältniss derselben zu einander und zum Ganzen genau zu messen und überall die Zwecke zu erforschen, welche der Baumeister damit verbunden und ausgeführt hat. Habe ich das Alles klar angeschaut, so kann von Lob oder Tadel nicht die Rede sein, so ist die Anschauung und die darnach gemachte Darstellung eine objective.

Wenn man einen Menschen zur Darstellung bringen will, so muss man ihn in der Weise anschauen, wie das Haus. Man muss sein Aeusseres und Inneres nach allen Theilen, Anlagen und Eigenschaften, nach dem Verhältniss derselben zu einander und zum Ganzen genau messen, und überall die Gesetze und Zwecke erforschen, welche der Baumeister, die Natur, damit verbunden hat. Kann Jemand dies genau machen, so wird die Anschauung und Darstellung eine objective sein, die von jedem Lobe oder Tadel frei ist.

Will man einen Menschen schildern, so muss man ihn zuvor mit einem Ideal — das also stets ein praktisches,

---

* Schildern ist abgeleitet von Schild, der Schutzwaffe, welche unsere Vorfahren mit bezeichnenden Malereien zierten, um sich dadurch von andern Kämpfern zu unterscheiden.

ein Zweckbild ist — vergleichen und das abgeschiedene Gleichartige in einen Begriff bringen. Darnach werden die nach solchen Anschauungen geschilderten Menschen als tugendhafte, oder gottlose, oder liebenswürdige, oder passende — nützliche — oder unpassende — schädliche — kleine oder bedeutende erscheinen. Bei Mangel an persönlicher Bekanntschaft hat man sich die Anschauungen aus den vorhandenen Briefen, Ausserungen, oder Erzählungen über den Menschen durch Schlüsse zu verschaffen, die man mit Hilfe der Psychologie und Erfahrung auf sein Inneres zieht, und seine bestimmten Berufsthaten nach dem vom Berufe gegebenen Massstabe zu messen.*

Wer eine Handlung, die er angeschaut, — etwa einen Streit, der zum Morde geführt hat — zur Darstellung bringen will, muss in derselben Weise vorgehen, wie in den bereits genannten Fällen. Er muss die einzelnen Theile der Handlung — das Wortgefecht, welches vorherging, die Nebenhandlungen, welche mitwirkten, so dass allmählich in der Seele des Mörders der Gedanke zum Ziehen des Messers entstehen und die That erfolgen musste, in ihrer Naturnothwendigkeit anzuschauen, muss die handelnden Menschen nicht so, wie er sie sich denkt, sondern so, wie ich es vorhin bezeichnet habe, objectiv anzuschauen vermögen. Dabei wird er zugleich genau das Wesentliche, Charakteristische, vom Unwesentlichen, Zufälligen zu unterscheiden wissen, wird z. B. wissen, dass vielleicht gerade ein einziges Wort, das dem Einen unbedacht entfuhr, die Seele des Andern in die furchtbarste Aufregung versetzte, wird sich der Gründe bewusst sein, die gerade dies zur Nothwendigkeit machten. Kann er dies, so wird seine Anschauung eine objective sein, und die Darstellung die Handlung an sich objectiv uns vorführen.**

Wir haben aus den angeführten Beispielen ersehen, dass

* Es ist klar, dass eine solche Schilderung den Menschen an sich nie in Vollendung zur Darstellung bringen kann. Der grösste Werth solcher Arbeiten liegt darum auch stets nur in der wissenschaftlichen Darstellung des Berufsmenschen und seiner Bedeutsamkeit für seine, oder für alle Zeiten.

** Bei der historischen Schilderung werden Handlungen nach äussern Merkmalen begrifflich uns vorgeführt. Bei dieser und jener Gelegen-

eine Darstellung **zweckwahr** und **objectiv wahr** gemacht werden kann, und dass zwischen beiden ein scharfer bedeutender Unterschied existirt, also, dass eine zweckwahre Darstellung nie zugleich eine objectiv wahre sein kann.

Es ist ferner daraus klar geworden, dass unbewusste Unterscheidungs-Anschauungen, selbst im höchsten Grade (bei wissenschaftlichen Forschern) nie zu objectiven Anschauungen der Dinge an sich und zu den darauf beruhenden objectiv wahren Darstellungen führen können. Es ist ferner klar, dass wir bei bewusster Anschauung mit Hilfe bewusster wissenschaftlicher und Erfahrungsschlüsse auch nie zu einer objectiven Ansschauung der Dinge an sich gelangen können, weil die Wissenschaft stets Lücken hat und die Erfahrung zu leicht trügt.

Ei wie aber, wenn nun die Natur selbst einige Menschen dazu bestimmt hätte, einzelne ihrer Werke zur objectiven Darstellung zu bringen, wenn sie dies Schaffen objectiver Darstellung zu deren Naturberuf gemacht hätte? Was für besondere Kräfte müssten diese Menschen besitzen? Etwa ein noch höheres unterscheidendes Anschauen, als die Gelehrten? Nein! Etwa die blosse Lust, mit Hilfe bewusster wissenschaftlicher oder Erfahrungsschlüsse nach objectiven Anschauungen zu streben? Nein! Was denn? Nun; ein **instinctives, objectives Anschauungsvermögen** für diese Werke.

Giebt es solche Menschen? Ei freilich, es sind dies **alle ächten Künstler**. Sie unterscheiden sich nur nach der besondern Richtung ihres objectiven Anschauungsvermögens in Dichter, Maler, Tonkünstler, Bildhauer, Mimen. Ausser den Künstlern besitzt kein Mensch auf Erden ein instinctives objectives Anschauungsvermögen der Dinge an sich. Dies ist ihre unbestreitbare Eigenthümlichkeit, welche sie scharf von allen andern Menschen absondert. (Die Frage, ob sie deshalb höher oder tiefer stehen, als Gelehrte, als wissenschaftliche Forcher, ist als eine durchaus müssige zurückzuweisen.)

---

heit (Schilderung der äussern Verhältnisse) enstand zwischen den und den Personen (Schilderung ihrer äusserlichen Verhältnisse) ein Wortstreit, der zum Morde des N. führte. (Begriffliche Schilderung der äussern Handlung zur Unterscheidung von andern.)

Ich behauptete am Anfange dieser Untersuchung, dass das Anschauungsvermögen des Dichters sich von dem anderer Menschen nicht nach der Quantität, oder Intensität, sondern nach der Qualität unterscheide. Das Vorstehende hat die Behauptung gerechtfertigt: der Dichter vermag im Unterschiede von allen andern Sterblichen die Menschheit nach ihrem Empfinden, Denken und Handeln objectiv als Ding und Erscheinung an sich anzuschauen.

Die Anschauungen aller Nicht-Dichter sind in Bezug auf andere Menschen und deren Inneres entweder einseitig, oder nur zweckwahr. Auf der rohesten Stufe vermag der Mensch seines Gleichen nur äusserlich von der Menschenmenge und von den Thieren und Sachen zu unterscheiden. Das Volk vermag nach längerem persönlichen Umgange seine Freunde von seinen Feinden, tüchtige Menschen von untauglichen erkennend zu trennen. Der Schmeichler vermag leicht die eiteln Schwächen der Menschen, der Spötter und Witzbold die verwundbaren Stellen seiner Gegner anzuschauen, Mancher leicht die sogenannten guten Seiten seiner Mitmenschen (ohne die bösen), der Menschenhasser die bösen (ohne die guten). Der Gastwirth erkennt oft leicht den Geschmack des grossen Haufens, der Spekulant, der Humbugmacher, die Denkweise, welche die grossen Schwindeleien ermöglicht, der spekulirende Staatsmann diejenige, welche seine Pläne unterstützt. Der Feldherr, der Gebieter, der grosse Unternehmer verstehen oft vorzüglich, „ihre Leute zu wählen," das heisst, sie zweckwahr anzuschauen, leicht diejenigen Seiten in ihnen zu erkennen, durch welche sie zu passenden Werkzeugen für ihre Pläne werden.*

Wir bilden uns nur zu oft ein, das wahre Wesen der Menschen zu verstehen, während wir dies in der That nicht vermögen. Wenn dies nicht so wäre, würde es wohl soviel Unrecht, soviel Hass, soviel Klatsch, soviel Thorheit in der Welt geben? Würde man wol so oft der widerlichen und betrüben-

* Da mit jeder Zweckanschauung zugleich eine Werthschätzung verbunden ist, so findet man nur zu oft selbst bei gescheidten Köpfen, dass man sich bei ästhetischer Beurtheilung von Kunstwerken, die ganz interesselos sein muss, wenn sie die richtige sein soll, durch Werthschätzung der dargestellten Personen beeinflussen lässt.

den Erscheinung begegnen, dass der rohe Erfolg sich breit machen darf, dass ganze Völker vom Schwindel ergriffen werden, dass Rang, Stand und Geld eine solche Hauptrolle spielen, dass die Menschheit heute „Hosianna“ und morgen „Kreuzige“ ruft? Man will Alles den Leidenschaften in die Schuhe schieben. Die grösste „Leidenschaft“ in der Welt ist der Mangel an Anschauung des wahren Wesens aller Erscheinungen.

Selbst wenn ein Nicht-Dichter die Menschen absichtlich studirt, gelangt er nie zur Anschauung ihres wahren Wesens in der ganzen innern Harmonie seiner Theile. Wer sie zu seinen praktischen Zwecken beobachtet, gelangt oft zu einer scharfen und ausgebreiteten Kenntniss einzelner Seiten, so dass er sie mit Leichtigkeit und Sicherheit benutzen kann; die Psychologen und Physiologen haben bereits eine grosse Menge richtiger Beobachtungen zusammengestellt, geistvolle Gelehrte eine Menge richtiger Theilanschauungen gegeben; aber Niemand vermag selbst mit Hilfe der grössten Sorgfalt und tiefgehender Studien daraus ein organisches Ganzes zusammenzusetzen. Dem Dichter dienen diese Erkenntnisse als gute Hilfsmittel. Er bedarf derselben nicht, aber sie können die Ausbildung seines Talents erleichtern und beschleunigen und seine Darstellungen verfeinern. Für einzelne Seiten der Menschen hat mancher Gelehrte, mancher praktische Kopf einen viel schärfern Blick, als selbst grosse Dichter; aber nicht für das Verhältniss dieser Seiten zu allen andern, die in harmonischer Gemeinschaft erst den wahren Charakter geben. Das Vermögen, dieses Verhältniss unbewusst richtig abzuschätzen, ist das bei dem dichterischen Anschauen zu Grunde liegende **künstlerische Urtheil**, während dies beim unterscheidenden Anschauen ein **Zweckurtheil** ist. (Daher in Bezug auf Menschen und ihr Handeln die beständigen Vorurtheile.) Es ist klar, dass sich die richtigen Anschauungen über diese Verhältnisse nur durch beständiges unbewusstes Vergleichen herausfinden lassen. (Daher das träumerische, nach innen gekehrte Wesen der Dichter, das schon in ihrer Kindheit sich deutlich zeigt.) Darin liegt zugleich begründet, dass ihre Jugendproductionen oft mangelhaft sind und nur den spätern

grossen Mann errathen lassen. Soll ein vollendetes Kunstwerk erscheinen, müssen diese Messungen erst berichtigt und in der Seele fixirt sein. Jugendhitze, Einfluss der Erziehung, Kämpfe aller Art müssen dabei störend mitwirken. Bei gar vielen wird ja das rechte Erkennen durch solche Hindernisse überhaupt getrübt; aber nichtsdestoweniger muss die Fähigkeit dazu bei ihnen vorhanden gewesen sein.

Selbstverständlich fasst des Dichters objectives Anschauungsvermögen die Kraft des bloss unterscheidenden Anschauens in sich. Da die Dichter im Allgemeinen hochbegabte Menschen sind, so pflegt diese Kraft ihnen in recht bedeutendem Grade eigen zu sein. Es verträgt sich auch sehr gut, dass ein Dichter zugleich ein Gelehrter sein kann; nur ist die Art seiner Thätigkeit beim Dichter wesentlich eine andere als beim Schaffen wissenschaftlicher Werke.

Die Richtung des Schaffens eines Dichters hängt zusammen mit der Eigenthümlichkeit seiner persönlichen objectiven Anschauung. Während der Eine einen vorherrschenden Blick für das Erhabene besitzt, ist einem Andern der Blick für das Komische, dem Dritten für das Humoristische, oder für das Naive u. s. w. gegeben. Man möge bei diesen Worten keiner Täuschung Raum geben! Was nämlich nach dem Zeit- und Menschenurtheil als erhaben, oder komisch, oder humoristisch, oder naiv gilt, legt der Dichter nicht in die Erscheinungen hinein, **sondern findet es an ihnen auf.** Der vorherrschende Blick giebt auch die vorherrschende Darstellungslust. Schiller verstand trefflich, das Gemeine und Kleinliche darzustellen — die Mörder im Wallenstein, den Hofmarschall Kalb etc. — aber er that es nur da, wo er Grosses und Erhabenes dadurch um so schärfer hervorheben konnte, jenes diente diesem zur Folie.

Man spricht so oft davon, dass der Dichter uns Ideale vorführe und verbindet damit ganz falsche Vorstellungen. Ein Ideal, das man an die Gegenstände **heranbringt**, um sie darnach abzuschätzen, ist ein Zweckbild, oder Traumbild; das Ideal, welches man in den Dingen **auffindet**, ist ihr wahres Wesen, ihr wahrer Charakter. Die Darstellung ist nur schön, insofern sie wahr ist und dabei

zugleich das Charakteristische, von dem Nebensächlichen, Zufälligen **befreit**, uns vorführt. Die Kunst wird aber zu einer phantastischen Spielerei, sobald sie naturwidrig wesentliche charakteristische Züge der Erscheinungen verändert. Deshalb ist jeder ächte Dichter ein idealisirender — wenn man diesen Ausdruck, der eigentlich ein Pleonasmus ist, nun einmal gebrauchen will — und es ist Unrecht, dieses Prädikat einem Einzelnen besonders beizulegen. Durch leeres Phrasendrehen gedankenloser Beurtheiler sind dergleichen Ausdrücke: subjective und objective, reale und ideale Dichter in die Welt gebracht und von unklaren Schwätzern nur zu begierig aufgenommen worden. Ist Schiller in seinen Dichtungen naturwahr? Ja! Folglich ist er ein Dichter. Ist Göthe naturwahr? Ja! Folglich ist er auch ein Dichter, aber weder realer als Schiller, noch idealer, als der so ungerecht getadelte Bürger. Was soll das heissen: Jemand dichtet idealer, als ein Anderer? Kann man Erscheinungen wahrer, als wahr darstellen? Es giebt eine thörichte Bewundrung der Dichter, welche vergisst, dass kein Meister vom Himmel fällt, dass Jeder einer Entwicklung bedarf und dass seine Vollendung sich oft nur in wenigen Werken zeigt. Auch vergisst man nur zu leicht, dass der Begriff „Dichter“ nur im Kreise aller Dichter, sowie der Begriff Mensch im Kreise der Menschheit sich vollendet. Leider sind die Menschen zum grössten Theile so kurzsichtig, dass sie nicht das Wahre vom Falschen zu unterscheiden wissen. Gemeinhin nennen sie in der Dichtkunst das Gedicht eine ideale Schöpfung, welches sie eigentlich als „unvollkommene“ bezeichnen sollten. Wer die Welt und ihre Erscheinungen nicht darstellt, wie sie sind, sondern wie er sie gerne haben möchte, der wird, möge sein Ideal — in diesem Falle soviel als Traumbild — noch so grossartig sein, nie vollendete Kunstwerke schaffen, denn sein Dichten ist in diesem Falle nicht objectiv, sondern entspringt aus einer subjectiven, d. h. praktisch interessirten Anschauungsweise. Das Grosse, Erhabene, das Moralische, das Gute, das Edle, das Naive, das Humoristische **ist da** in der Welt, es braucht nicht erdichtet zu werden. Die Kunst des Dichters besteht nur darin, den Schleier recht zu lüften, der es profanen

Augen verhüllt. Wir vermögen nicht, es zu sehen, zu umfassen, wenngleich es in nächster Nähe von uns weilt. Wem wäre dies nicht aufgefallen, wenn er Fr. Reuter's „Stromtid" gelesen? Aber auch das existirt, was die Menschheit nach ihrer Laune als unsittlich, wild, sinnlich, verbrecherisch, unheimlich, frech u. s. w. bezeichnet, und hat zu seiner Existenz dasselbe Recht. Wer dies als Dichter mit Naturwahrheit darstellt, ist in seinem Schaffen ebenso ideal, wie unser Schiller, oder Klopstock. Darum hatte Byron wol Recht, zu sagen: „I hate all poetry that is mere fiction." „All is true," schrieb der grosse Shakspeare über den Eingang zu dem Hause, in welchem seine Werke aufgeführt wurden. Jedes Gedicht, das diesen Sinnspruch führen darf, ist ein vollendetes Kunstwerk — soweit man bei menschlichen Werken von Vollendung sprechen darf. Schiller hatte den schärfsten Kunstblick für das Grosse, Gewaltige, Erhabene bekommen und mochte darum dies am liebsten darstellen. Weil nun ein gewaltiger Geist überhaupt dazu gehört, dies anzuschauen, mag man ihn einen grossen, einen gewaltigen Dichter, aber nicht einen idealen nennen.

Aus dem Gesagten wird klar geworden sein, dass der Dichter durch künstlerisches objectives Anschauen aller Erscheinungen des Lebens vom Dilettanten sich unterscheidet. Dies allein sollte man sein Talent nennen. Dasselbe kann durch sorgfältige allgemeine Ausbildung des Geistes, sowie durch besondere Studien geschärft, aber der Mangel daran weder durch Fleiss, noch durch Einübung nach fremden durch blosse Vernunft erkannten Kunstregeln ersetzt werden. Dies Talent trägt dem Dichter von Jugend auf unbewusst das Material zu seinen Werken zusammen und stellt es seinem Genius zu freier Verfügung. Dieser Genius, d. h. die Kraft, die empfangenen Anschauungen zu Kunstwerken zu verarbeiten, steht mit jenem Talente in causalem Zusammenhange. Lessing lässt den Maler in Emilia Galotti sagen: „Raphael wäre das grösste Malergenie gewesen, auch wenn er zufällig ohne Hände geboren wäre." Dies ist in der That ein richtiger und kein paradoxer Ausspruch. Wer meine bisherige Darlegung klar aufgefasst hat, wird Lessing verstehen.

Dies Talent wird ermöglicht durch die eigenthümliche Be-

gabung des Künstlers. Seine Geisteskräfte sind im Allgemeinen so bedeutend, dass sie ihn befähigen, alle Kenntnisse, die ihm zu seiner Ausbildung als Künstler förderlich sein können, mit Leichtigkeit sich anzueignen. Bei der Auswahl des Bildungsstoffes leitet ihn, wie jeden hervorragenden Menschen, das Berufsgefühl, das ihn für manche Studien mit hohem, oft sogar leidenschaftlichem Interesse erfüllt. Für Sprachen — ausgenommen die Grammatik derselben — für Geschichte, Literatur und Kunst, und in gewisser Hinsicht für Naturwissenschaften pflegen sich Alle zu interessiren. Wenn sie Gelegenheit zu sorgfältiger Ausbildung gehabt haben, stehen sie stets auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit.

Man pflegt die Geisteskräfte, welche das Anschauen vermitteln, mit dem Collectivbegriff: Verstand zu bezeichnen, und darf darum wohl von „Verstanden" sprechen. Wenn wir den verschiedenen Verstand der Menschen nach den Arten der Anschauung eintheilen, so dürfen wir bei Dichtern von einem besondern Kunstverstand sprechen, durch den sie, wie Andere durch einen praktischen, oder historischen, oder politischen Verstand ausgezeichnet werden. Dieser Kunstverstand leitet ihm Auge und Ohr und führt ihn gar oft durch Kleinigkeiten, auf die kein Anderer achtet, zu den tiefsten Erkenntnissen. Aus dem Spiel der Mienen, der Geberden, aus entschlüpften Worten, wie aus absichtlichen Aeusserungen lässt dieser wunderbare Verstand ihn blitzschnell und unbewusst die sichersten Schlüsse ziehen und giebt ihm richtige Bilder, wo Andere nur undeutliche, oder gar keine bleibenden Eindrücke mitnehmen. Alle diese Bilder werden mit Hilfe einer starken Phantasie oder Gedächtnisskraft treu festgehalten und befähigen ihn bei seinem spätern Schaffen, seine Gestalten mit solcher Sicherheit in den verschiedensten Lagen darzustellen. Man nennt die Phantasie fälschlich Einbildungskraft, weil man ihr die Gabe des Fabulirens, des Erfindens von Handlungen zuschreibt. Die Kraft, welche die erhaltenen Anschauungen aufbewahrt, ist nur eine Seite der allgemeinen Gedächtnisskraft, ein Wort, das, wie leicht denkbar, nur durch einen Begriff die allgemeine Kräftigkeit der Urvermögen, Eindrücke und Seelengebilde festzuhalten, ausdrücken soll. Diese Phantasie besitzt der Dichter

nur in stärkerem Masse, als viele andere Menschen, aber durchaus nicht in absonderlicher Weise. Die Arbeit des Fabulirens, welche man gewöhnlich der Phantasie zuschreibt, ist nichts weiter, als ein Spiel des combinirenden Verstandes. Verschiedene Ereignisse, die nur oberflächlich nach ihren Wirkungen (nicht nach Beweggründen) angeschaut, oder durch Lectüre und „Hörensagen“ ins Gedächtniss aufgenommen sind, werden unter Anwendung von Witz und Scharfsinn äusserlich zusammengestellt, verglichen, auf mannigfache Weise durchflochten und mit Zusätzen versehen, wie in dem bekannten anmuthigen Gesellschaftsspiele, welches dem Verurtheilten die Aufgabe stellt, verschiedene, von den Mitspielenden regellos genannte Begriffe in einer fortlaufenden Erzählung anzubringen. Was Lessing unter Einbildungskraft versteht, ist nicht die Kraft, Bilderchen und Fabeln zu erdenken, sondern der dichterische Genius, sein Ich, sein eigenthümlicher Geist, der die empfangenen und gemachten Anschauungen zu Kunstwerken verarbeitet. Dies Verarbeiten findet ununterbrochen statt. Von frühster Jugend an werden die Anschauungen zu Skizzen verwandt: der Künstler dichtet von der Wiege bis zum Sarge. Daher das träumerische Wesen, das der Mann schon als Knabe zeigt. Lasst ihn träumen; er ist dabei nicht unthätig. Vielleicht hegt und pflegt seine Seele jetzt schon einen Keim, der sich später immer herrlicher entwickeln und Euch als vollendetes Werk von dem Manne geschenkt werden wird. In Folge dieser rastlosen Thätigkeit der schöpferischen Kraft pflegt bei dem ächten Dichter auch jenes oben geschilderte Witzspiel (fälschlich Phantasiethätigkeit genannt) leicht und anmuthig von Statten zu gehen; doch liegt hierin nicht sein Kriterium; denn er wird in dieser Hinsicht nicht selten von Dilettanten übertroffen.

Eigenthümlich ist des Dichters Gemüth, ein Begriff, unter dem man gewöhnlich die Quelle unsrer Lust- oder Unluststimmungen versteht. Des Dichters Gemüth ist sehr fein organisirt, d. h. sein ganzes Nervensystem ist so fein angelegt, dass er auf alle Eindrücke wie eine empfindliche Silberplatte fein und kräftig reagirt.

Es ist klar, dass er, der das Leben umfassen und dar-

stellen will, demselben nicht mit den kalten Gefühlen des wissenschaftlichen Forschers, sondern mit dem lebendigsten und wärmsten Gefühle des Menschenherzens, mit Liebe entgegenkommen wird. Die Liebe zu den Menschen, zur Natur, zu „Allem, was sich sonnt im Licht,“ gehört in der That so recht zu eines Dichters ureigenstem Wesen. Auch der Forscher besitzt eine Art dieser reinen, uneigennützigen, hingebenden Liebe; aber sie ist nicht so menschlich schön wie bei ihm, der die ganze weite Welt mit ihren Harmonien und Disharmonien, mit ihren Freuden und Schmerzen in sein mitfühlendes Herz aufnehmen muss und will. Ein Dichter ohne diese Liebe ist ein Unding, ist nicht denkbar. Das tiefsinnige Wort: Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an? schildert sie ergreifend mit wenigen Worten. Nur ein Dichter konnte dies sprechen. Sie ist ein Strahl jener himmlischen Liebe, welche die Menschen ihrem Gott beilegen, jener Liebe, nach der sich Alle sehnen und die sie doch nimmer begreifen. Sie kann nie in Hass verkehrt werden. „Yet though I cannot be beloved, still let me love!“* Sie ist reine Schönheit, nur durch sie wird die Kunst zur Darstellerin vom Ideal des Lebens. Sie ist des Dichters schönstes Geschenk, das die Natur ihm gegeben; aus ihr entspringt seine Begeisterung, sein Freiheitsmuth, sein Streben nach Licht und Wahrheit. Darum ist sein Gemüth so ruhig, seine Seele so voller Harmonie und stillem Glück, sobald er diesem Liebeszuge ungestört folgen, unbehelligt als stiller Beobachter mit dem Leben verkehren, oder in der Einsamkeit seiner Begeisterung Ausdruck und Gestalt geben kann.

„Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt,
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.“

Aber leider hat er so selten dies ungestörte Glück. Als Künstler steht er in der That auf einer höhern, mindestens auf einer andern Warte, als auf der Zinne der Partei. Aber die Welt sorgt schon dafür, dass er beständig an seine mensch-

* Byron in seinem letzten Gedicht, geschrieben kurz vor seinem Tode.

liche **Stellung** in ihr erinnert wird, und nur sehr selten ist es einem Glücklichen vergönnt, sich ihren Forderungen zu entziehen. Dies bringt ihn nur zu oft in einen furchtbaren Zwiespalt mit sich selbst und der Gesellschaft, in welcher er lebt. Er muss sich in einen Zwang fügen, den seine Künstlerseele als unnatürlich und ungerechtfertigt empfindet; wird aus seiner innern Kunstwelt vertrieben und zum subjectiven Anschauen der nackten Wirklichkeit gezwungen. Kein Wunder, dass dies in sein Gemüth einen schreienden Missklang bringt. Man denke, wie derselbe sich steigern muss, wenn äussere Noth und Sorge sich dazugesellen, wenn er täglich im Kampfe liegen muss mit den engherzigen, kurzsichtigen, eigennützigen Anschauungen gewöhnlicher Menschen, die eine objective Anschauung und ein Dichtergemüth mit seiner vollen Liebe nie begreifen und darum thöricht oder roh Jeden zurückstossen, der nicht genau ihre Liebe und ihren Hass theilt, oder an Andern nur das loben, was ihnen an der eigenen werthen Person als Vorzug gefällt und das Aufjauchzen seines liebenden Gemüths in der Weise wie das der ebenfalls für sie unbegreiflichen Kinderherzen mit thörichter Bekrittelung oder roher Gewalt zu dämpfen suchen. Wir haben eine bis in die kleinsten Züge naturwahre Darstellung eines solchen Dichtergemüthes in Goethe's Torquato Tasso. Der grosse Meister zeigt uns in diesem wundervollen Kunstwerke, was ein solcher Genius selbst in jenen Kreisen, wo er als Künstler wohl verstanden wird, als Mensch zu leiden hat. Welche Qualen muss ein Freiligrath erduldet haben im fremden Lande unter jenen mangelhaft gebildeten Krämerseelen, deren Stand mehr als jeder andere die Ausbildung eines widerlichen, rücksichtslosen Eigennutzes befördert! Welch hohe sittliche Kraft muss in dem Manne leben, dass er soviel Leiden so lange um seiner Ueberzeugung willen erduldet hat. Wahrlich, er steht als Mensch und als Dichter gleich gross da und ist unsrer ganzen Verehrung würdig.

Man kann sich leicht vorstellen, wieviel schöne Blüthen durch solche Leiden und Kämpfe geknickt, wieviel verkümmert werden. Wohl wäre jedem Dichter mindestens so viel äusseres Lebensglück zu wünschen, als Goethe es von der Wiege bis zum Sarge genossen hat, dass er ungestört seinem Zuge nach

liebender Beobachtung und begeisterter Darstellung seiner innern Kunstwelt folgen könnte.

„Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben giebt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann, und zieht uns an,
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen:
Er scheint sich uns zu nah'n und bleibt uns fern,
Er scheint uns anzusehn, und Geister mögen
An unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen."

Man erzählt von einem Dichter, er habe seine Wohnung in einer reizenden Vorstadt von Dresden keinem Menschen verrathen und sei stets auf Schleichwegen heim zu seiner Familie gegangen. Als man sein Asyl doch auskundschaftete, war er eines Tages verschwunden, hatte heimlich ein anderes bezogen. Wer ein Dichtergemüth recht versteht, wird dies nicht launenhaft, oder wunderlich, sondern ganz natürlich und gerechtfertigt finden.

Um die Schaffensweise eines ächten Dichters ganz zu begreifen, müssen wir noch die Form seiner Darstellung ins Auge fassen.

Der Darstellung unserer Gedanken liegt, wie bekannt, die Begriffsbildung zu Grunde. Die meisten Begriffe sind, wie leicht erklärlich, nach subjectiven, d. h. praktisch interessirten Anschauungen gebildet worden. Zwar glaube ich, dass der Volksgenius beim Schaffen der Wurzelwörter in künstlerischer Weise thätig gewesen ist: *) aber die Stamm- und Spross-

---

* Vielleicht in ähnlicher Weise wie beim Schaffen von Volksliedern, also geleitet durch rein objective Anschauung. Das urerste Wort als Ausdruck der Anschauung kann nach meiner Ansicht nur ein Dichter geschaffen haben.

formen hat sicherlich zum grossen Theil das praktische Bedürfniss allmählich geschaffen. Der Dichter empfängt die Sprache seiner Zeit durch die Erziehung. Es ist klar, dass zum Darstellen seiner künstlerischen Anschauungen die meisten Begriffe zu eng, zu arm sind. Darum beginnt er, sie zu modeln, wol auch ganz neue zu bilden, mindestens neue Zusammensetzungen zu formen: er „ringt mit dem Ausdrucke.“ Je gewaltiger sein Geist, je erhabener der Flug seines Genius, desto gewaltiger ist dies Ringen; eine Erscheinung, wie wir sie an jedem Dichter, besonders interessant an Schiller, Klopstock und Milton beobachten können. Mit der Vollendung des Künstlers wächst allmählich die Intensität und Formvollendung des Ausdrucks. Erst auf der Höhe seines Schaffens dürfen wir von seinem poetischen und künstlerischen Styl sprechen. Man redet bei Dichtern schlechtweg von einem poetischen und prosaischen Styl; man sollte statt des Letztern wenigstens Prosastyl, oder besser künstlerischer Prosastyl setzen: denn auch in seiner Prosa macht jeder echte Dichter aus den Sätzen kleine Kunstwerke, die sich von den Sätzen gelehrter Schriftsteller — aller Nichtdichter — nach der Weise der früher geschilderten Grundanschauungen unterscheiden.

Um die Armuth der Begriffe zu ersetzen, wählt der Dichter Bilder — nicht willkührlich, sondern unbewusst: er denkt in Bildern. Mit der Vollendung seines Genius wächst auch die seiner bildlichen Ausdrucksweise. Die Bilder werden immer kürzer und immer treffender; der Styl wird plastisch. Klarheit und Plastik sind darum untrennbar vom schönen, d. h. künstlerischen Styl (sowohl in Kunstwerken mit gebundener, als auch mit freier Rede); die Vorzüge jedes andern, d. h. wissenschaftlichen Prosastyls sind Klarheit und Schärfe. Es giebt einen gewissen poetisirenden Styl, den Dilettanten und kunstpfuschende Gelehrte anwenden. Er besteht darin, dass diese Schriftsteller bildliche Wendungen und Begriffe anbringen, die sie nicht, wie die Dichter, selbst durch künstlerische Anschauung gebildet, sondern aus der Lectüre der verschiedenartigsten Dichterwerke im Gedächtnisse behalten haben. Er macht einen ähnlichen widerlichen Eindruck, wie der Kanzelstyl der Priester, welche die oft so hochpoetischen

Ausdrücke der alten hebräischen Poesie zu gedankenlosem Phrasendrehen verwenden. *

Dasselbe Bemühen der Dichter, ihren künstlerischen Anschauungen den vollsten Ausdruck zu geben, hat auch die metrischen Formen, den Reim sowie die grossen Formen geschaffen, nach welchen die Aesthetik die Kunstwerke in Dramen, Epen, Romane, Novellen, Lieder, Idyllen, Romanzen, Balladen u. s. w. eintheilt. Mit Recht sagt Deinhardstein: „In Versen denken ist eben Dichten.“ Die neuere Zeit hat uns wahre Sprachvirtuosen gebracht — man denke an Rückert — doch pflegen die grössten Künstler nicht gern zu „leimen,“ sondern wie Goethe, lieber „aus ganzem Holze zu schnitzen.“

Betrachten wir noch des Dichters Handeln, da auch dies nicht nur mit seiner allgemein menschlichen, sondern zugleich mit seiner eigenthümlichen Künstlernatur in causalem Zusammenhange steht.

Unser Handeln hängt zusammen mit unserm Willen, dieser mit unsrer innern Verantwortlichkeit, oder was dasselbe ist: mit unsrer Disposition zu Gerechtigkeit und Liebe, die, wie wir früher gesehen haben, bei den Individuen verschieden ist. Wenn das Erkennen des wirklichen Wesens der Tugend zugleich das tugendhafte Handeln zur Folge haben müsste, so müssten alle ächten Dichter zugleich wahrhaft tugendhafte Menschen sein, da ihnen die Gabe zu diesem Erkennen gegeben ist. Aber dies ist nicht der Fall in der Welt; ein solcher Zusammenhang existirt nicht. Die grosse Menge, welche kein objectives Anschauen versteht, fordert freilich, dass derjenige, welcher die Tugend so erhaben dazustellen vermag, sie auch selbst ausüben müsse, und gründet darauf einen bedenklichen Theil ihrer Verehrung für die grossen Dichter. Aber es ist klar, wie thöricht diese Forderung ist. Lessing hat oft und scharf genug auf diesen Fehler hingewiesen. Wenn man ihn nur zu hören verstände! Es lässt sich daher nicht ergründen, welche Forderungen das individuelle persönliche Sittengesetz

* Namentlich macht der poetisirende Styl sich jetzt in naturhistorischen Darstellungen und Schilderungen so widerlich breit, so dass Werke ganz tüchtiger Forscher geradezu ungeniessbar sind.

an den Dichter als Menschen stellen muss; wol aber können mit Bestimmtheit einige Behauptungen aufgestellt werden, sobald man seinen Künstlerberuf erwägt. Alle Dichter müssen eine grosse sittliche Arbeitsforderung in sich besitzen; denn ohne diese können sie den Zweck ihres Daseins, ihren eigentlichen Beruf nicht erfüllen. Es muss ihnen ferner die grosse sittliche treibende Förderung zur Vollendung in ihrer Kunst innewohnen. Ohne diese Forderungen ist ein Dichter nicht denkbar. Wir finden daher stets, dass solche Genies, die diesen sittlichen Gesetzen nicht genügen, innerlich zerrissen und zerfahren werden und wie Lenz in Wahnsinn enden. Ein solcher Beruf lässt nicht mit sich spielen. Wer ihn nicht erfüllt, wird von ihm vernichtet. Sogenannte „verdorbene Genies“ gehören zu einer andern Klasse. Es sind Menschen, die bei oft guter Begabung keinen eigentlichen Beruf und namentlich keine sittliche treibende Arbeitsforderung in sich tragen. Sie werden nie vernichtet, sondern nur zu unbrauchbaren Lumpen.

Wir wissen ferner, dass „tiefe Liebe zu Allem, was sich sonnt im Licht,“ also vor Allem zur Menschheit ein Grundtrieb in des Dichters Seele ist. Daher ist es nur denkbar, dass ächte Humanität ihre Forderungen an ihn allenthalben wird geltend machen. Diese Liebe zum Leben lässt ihn zugleich persönlich als Mensch Freude finden an jedem sinnlichen Lebensgenuss; aber da seine Nerven fein und sein Schönheitsinn gross ist, kann der Genuss im Grunde nie roh werden. Kein Dichter ist ein Wüstling, kann es nicht sein, selbst wenn sinnliche, namentlich geschlechtliche Ausschweifungen und die Freuden des Bechers seine physische Gesundheit untergraben. Ebensowenig kann je einer ein Bösewicht sein.

Es ist klar, dass er, der das Leben nur dann recht anschauen kann, wenn er sich mit vollständiger Freiheit in ihm bewegt, diese Freiheit der äusseren Bewegung als die unerlässliche Forderung seiner innersten Natur empfinden muss. (Man möge dies Wort nur recht verstehen und nicht mit Frechheit verwechseln.) Daraus entsteht — namentlich in der Sturm- und Drangperiode — der beständige Conflict mit den erstarrten Formen der Welt, mit der Sitte,

der Convenienz, dem Herkommen, den Standesvorurtheilen und allen andern, durch welche die grosse Masse sich erhält und vor gegenseitiger Zerfleischung schützt.

Ob jeder ächte Dichter eine bestimmte Stellung zu den Parteikämpfen seiner Zeit einnehmen müsse, lässt sich aus der Erkenntniss seines Künstlerberufs nicht beantworten. Sicher ist nur zu behaupten, dass er nie roher Gewalt und Unterdrückung das Wort reden kann, und zu den Vertheidigern der Menschenrechte gehören muss, weil Menschenliebe zu seinem Wesen gehört. Wir wissen auch aus Erfahrung, wie alle Dichter die französische Revolution mit Begeisterung begrüssten, als sie jene herrlichen Ideen verkündigte. Wenn er seine Muse zu Parteizwecken verwendet, wird er nie ein Kunstwerk schaffen. Diejenigen poetisirenden Schriftsteller, welche ihre ganze sogenannte Muse einer Partei widmen, die „Tendenzdichter," sind keine Künstler. Ihre Werke, mögen sie noch so Tüchtiges wirken, gehören nicht zur ächten Poesie.

Aus den bisherigen Betrachtungen geht hervor, dass alle dargestellten Kunstwerke mit unbewusster — man kann sagen instinctiver — künstlerischer Anschauung des Lebens in nothwendigem Zusammenhange stehen müssen. Dies wird so selten richtig begriffen. Wie wäre es sonst möglich, dass jedem wirklichen Künstler, der in seinen Dichtungen nicht anders, als originell sein kann, zu allen Zeiten ein solches Heer von Nachahmern folgen könnte?* Die Nachfolger unseres Auerbach — abgesehen davon, dass sie sich in Bezug auf ihren Beruf arg täuschen — begreifen nicht, dass selbst ein ächter Dichter das ländliche Volksleben nicht in seiner ganzen Tiefe und wahren Gestalt wird darstellen können, wenn er es nur oberflächlich bei sonntäglichen Ausflügen oder Ferienreisen beobachtet hat. Im Schwarzwälder Dorfe ist unser Berthold heimisch, dort hat er als Kind gelebt, gelacht, gespielt, ist mit den jungen Burschen singend die Dorfgasse entlang gezogen.

---

* Es ist eine Möglichkeit, dass zwei, oder mehr Dichter genau in einer und derselben Richtung originell sein können, aber solche Fälle sind selten und man wird dabei das Aechte leicht in allen erkennen können.

(Wie ist es so rührend schön, wenn er sagt: „Einst war eine helle Stimme darunter, die jetzt nicht mehr so hell klingt.“) Dort hat er das ganze Leben schon als Kind und Jüngling in sein hochschlagendes wackeres Menschen- und Dichterherz aufnehmen können. Darum ist seine Poesie neben der vollendeten Naturwahrheit noch umgeben mit jenem eigenthümlichen Hauche der Jugendfrische und naiven Schönheit.

Muss denn der Dichter, um recht naturwahr zu sein, Gestalten der Wirklichkeit, Personen, die ihm bekannt sind, copiren?

Die Frage ist nicht müssig. Man meint überall, dass er es thun müsse, mindestens, dass er es thue. Forscht man doch überall mit elender Neugier nach den Personen, die einem Dichter zu seinen Darstellungen „gesessen“ haben, also nach den lebenden Originalen zu seinen Copien. Dies beruht auf irrigen Anschauungen.

Des Künstlers Geist verarbeitet ja sofort alle Eindrücke nach allen Richtungen hin in der Weise, dass sich ihm daraus dies richtige Verhältniss der Erscheinungen zu einander in seiner ganzen natürlichen Gesetzmässigkeit offenbart. Auf diese Weise schreitet er bis zur Höhe seines Schaffens fort und vollendet die Bahn von der noch ganz unvollkommnen Anschauung in seiner Kindheit bis zur naturwahren Kunstanschauung seines Mannesalters. Er betrachtet eine Erscheinung nie allein, oder einseitig. Darum wird sein Blick von der Wirklichkeit sofort abgelenkt auf das Erkennen der innern Gesetzmässigkeit. Wilhelm von Humboldt sagt in „Hermann und Dorothea“ sehr richtig: „Wie ist es dem Dichter z. B. möglich, das Alter des Jünglings lebendig zu schildern, ohne dass der Phantasie zugleich das Kind, aus dem er hervorgeht, der Mann, dem seine Kraft entgegenreift, und der Greis, in dem die letzten Funken seines auflodernden Feuers verglimmen, gegenwärtig wären? Wie den Helden zu malen, der auf dem Schlachtfelde das Verderben planmässig anordnet, ohne den ruhigen Denker, der nur Wahrheiten nachschöpft, oder den ruhigen Pflüger, der nur für das Bedürfniss des Tages besorgt ist, bloss der zukünftigen Ernte gedenkt, zugleich vor die Seele zu rufen?“ Was in diesen Worten von der Thätigkeit des Dichters beim Dar-

stellen gesagt ist, gilt auch für sein Anschauen. „Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth.“ Durch beständiges rastloses nach allen Richtungen gehendes Vergleichen findet sein Geist das allgemein Typische, Charakteristische in allen Erscheinungen heraus und trennt es von dem nebensächlichen und Zufälligen. Dass die Natur überall typisch schafft, dass auch in dem oft scheinbar Zufälligen eine innere Gesetzmässigkeit existirt, fühlen wir alle mit minderer oder grösserer Deutlichkeit; aber wir Nichtdichter vermögen nicht, unbewusst ohne künstliche bewusste Beihilfe des klügelnden Verstandes, „die ruhenden Pole in der Erscheinungen Flucht“ allseitig zu entdecken. So empfängt er mit dem Erkennen der Typen zugleich die Erkenntniss der Gesetze für ihr Handeln und Wirken und vermag daher so leicht, das Angeschaute zur Composition von Handlungen zu verwenden, die, wenngleich sie nie geschehen sind, doch so geschehen sein könnten; vermag uns eine ideale Welt mit dem täuschenden Schein ächter Wirklichkeit vorzuzaubern. Er kann also keine wirkliche Person bei seinem Schaffen durch Copiren verwenden. Er muss sie zunächst in den Kreis seiner Anschauungen aufnehmen, und innerlich verarbeiten. Sie wird dann an den Gestalten seiner Muse ihren Antheil haben. Wie gross derselbe ist, richtet sich lediglich nach dem Interesse, das sie ihm einflösst, kann durch ihn selbst nicht willkürlich bestimmt werden. Wollte er Jemand ziemlich genau copiren, so müsste er zuvor wie ein Biograph künstlich den persönlichen Charakter dieses Menschen erforschen und künstliche Gestalten zurechtschneiden, die ungefähr mit ihm in Gemeinschaft eine Handlung, die jene Charaktereigenthümlichkeiten darstellt, erzeugen könnten. Dann entstände eine Künstelei, aber kein naturwahres Kunstwerk. Daher antwortete Goethe, als Herder's Frau ihn fragte, ob sie die Leonore im „Pater Brei“ so ganz bedeute: „Bei Leibe nicht; der Dichter nimmt nur so viel von einem Individuum, als nöthig ist, seinem Gegenstande Lebendigkeit zu geben; das Uebrige holt er aus sich selbst und dem Eindruck der lebenden Welt.

Aber der bei weitem grösste und folgenschwerste Irrthum knüpft sich an die allgemein verbreiteten Ansichten über lyrische Poesie und lyrische Dichter. Man findet ihn in allen

Lehrbüchern der Verskunst, in allen Anthologien, in allen Biographien, wohin man nur das Auge wendet. Man hört ihn in allen Schulen, von allen Kathedern mit bald grösserer, bald geringerer Unklarheit vortragen und einpauken. Die Primaner bringen ihn zur Universität und die Aesthetiker sorgen durch hohle Phrasen dafür, dass auch der letzte Rest eines sich etwa regenden Zweifels vertilgt wird. Der Kern des Irrthums liegt in folgenden Worten: „Die lyrische Poesie“, sagt man, „ist diejenige, welche als unmittelbare, subjective den Gemüthszustand des dichterich erregten Subjects, die Empfindung desselben unmittelbar ausdrückt.“ Daraus folgert man denn, „dass der Lyriker Liebe und Hass, Freude und Schmerz dann am wahrhaftesten und ergreifendsten darstellen könne, wenn er sie selbst empfunden, durch Erfahrung an sich selbst Alles bis in die äussersten Tiefen erschöpft habe. Wer nicht selbst geliebt hat, könne keine ächten erotischen Lieder, wer nicht religiös sei, keine religiösen Hymnen dichten.“

Ist Alles grundfalsch, ist Alles baarer Unsinn. Dies thun die Dilettanten. Sie schildern uns ihren Jammer, ihre Noth, ihre Freude, der lyrische Dichter die nach rechter Anschauung in sich verarbeiteten Empfindungen seines Volkes, seiner Zeit, ja ein Lyriker wie Goethe und Byron die der ganzen Menschheit in seinem Jahrhundert. Darum sind auch die Lyriker objective Dichter — was eigentlich ein ähnlicher Pleonasmus wie „schwarzer Rappe“ ist — und es ist falsch, die Lyrik die unvermittelte, subjective Poesie zu nennen. Die meisten lyrischen Dichter haben geliebt, haben Schmerz, Lust, Gram, Sorge, Kummer, Verzweiflung, alle die tausend Töne unsres Innern selbst gefühlt, weil sie doch auch Menschen, weil sie ein Theil des grossen Ganzen sind, dessen Empfindungen sie darstellen. Aber zu ihrem Schaffen sind diese Erfahrungen der eignen Brust nicht unbedingt nöthig. Auch derjenige Lyriker, welcher keine wahre Liebe genossen hat, kann sie wahr, glühend, tief ergreifend schildern, wenn er Gelegenheit gehabt hat, sie recht anzuschauen. Auch der, welcher ein Atheist ist, kann religiöse Hymnen dichten, wenn er religiöse Menschen und die Art ihrer Empfindung durch rechte Beobachtung recht

angeschaut hat. Stehe auf, grosser Lessing! Die ächten Dichter bedürfen Deiner wieder mehr, als zu andern Zeiten. Das Heer der Poetaster wuchert ärger, als je, und die verblendete Menschheit vermag nicht mehr den Schein dieser Talglichter und Gasflammen von dem zauberhaften Mondenschein ächter Poesie zu unterscheiden! —

Der grosse Kritiker sagt in seinen Rettungen des Horaz: „Hiezu füge man die Anmerkung, dass alles, woraus ein Dichter seine eigene Angelegenheit macht, weit mehr rührt, als das, was er nur erzählt. Er muss die Empfindungen, die er anregen will, in sich selbst zu haben **scheinen**; er muss scheinen, aus der Erfahrung und nicht aus der blossen Einbildungskraft*) zu sprechen. Diese, durch welche er seinem geschmeidigen Geiste alle möglichen Formen auf kurze Zeit zu geben, und ihn in alle Leidenschaften zu setzen weiss, ist eben das, was seinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es ist gleich auch das, wovon sich diejenigen, denen er versagt ist, ganz und gar keinen Begriff machen können. Sie können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter zornig sein könne, ohne zu zürnen, wie er von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen. Sie, die alle Leidenschaften nur durch Wirklichkeiten in sich erwecken lassen, wissen von dem Geheimnisse nichts, sie durch willkürliche Vorstellungen rege zu machen. Sie gleichen den gemeinen Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müssen, wenn der Dichter einem Aeneas gleicht, der die Winde in verschlossenen Schläuchen bei sich führt und sie nach seinem Laufe einrichten kann. Weil sie nicht eher feurig von der Liebe reden können, als bis sie verliebt sind, so muss er selbst ihnen zu Gefallen verliebt sein, wenn er feurig davon reden will. Weil sie nicht wissen, wie sich der Schmerz über den Verlust einer Geliebten ausdrücken würde, ohne ihn gefühlt zu haben, so muss ihm selbst eine Neaera untreu geworden sein, wenn er die Natur und ihre Ausbrüche bei einer solchen Gelegenheit schildern will.“

War denn Wieland nicht ein Mensch von sittlich reinem correcten Lebenswandel? Und doch hat er in seinen Gedichten

* Ueber dieses Wort siehe S. 73.

die sinnliche Liebe mit all ihren Wollustempfindungen so reizend und „lieblich lose“ dargestellt. Gehören diese Gedichte etwa nicht zur Lyrik? Wenn Ihr dies nicht wollt, so bleibt mir überhaupt mit all Euren unklaren, willkürlichen, oft ganz unnützen Eintheilungen der Poesie vom Halse. Ist denn Victor Hugo etwa einmal zum Tode verurtheilt und auf dem Schaffot begnadigt worden? Und doch hat er uns die Seelenleiden eines solchen Menschen so ergreifend dargestellt. Ist „Frauenliebe und Leben,“ sind die Empfindungen des „Gretchens“ im Faust etwa von Mädchen gedichtet worden? Heine hat doch das treffliche Lessingsche Gleichniss vom Aeneas und seinen Windschläuchen klar genug bewahrheitet. Seht doch hin, wie er den sanftesten lieblichen Zephyr plötzlich in einen kalten Nordost umspringen lässt.

Aber, sagt man, viele Dichter frommer Hymnen sind doch wirklich fromme Menschen gewesen, viele Sänger der Freiheit und der Tugend wirklich freiheitsliebende und tugendhafte Menschen.

Gewiss; dies soll auch gar nicht bestritten werden. Man soll nur einsehen, dass dies nicht unbedingt nothwendig ist, und dass die Darsteller der dunkeln Seiten des menschlichen Herzens nicht schlechte Menschen sein müssen.

Aber, sagt man ferner, wir verdanken doch viele schöne Lieder selbst erlebten Schmerzen und Freuden, und Goethe hat klar und deutlich durch Tasso's Mund gesagt: „Und wo der Mensch in seiner Qual verstummet, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.“

Dergleichen Redensarten, die man nur zu häufig hört, und überall lesen muss, bekunden einmal, dass man keinen klaren Einblick in die Schaffensweise und das wahre Wesen eines Dichters hat, sodann, dass man keinen Einblick in wirkliche Kunstwerke besitzt und endlich, dass es sehr gefährlich ist, ohne Kritik auf eines grossen Mannes Aussprüche zu schwören.

Schiller und Goethe sind unbestritten grosse Dichter. Aber gehört es etwa zu ihrer Kunst, wissenschaftlich definiren zu können, was Lyrik, oder was ein lyrischer Dichter sei? Goethe waren philosophische Untersuchungen über Kunst und Künstler zuwider. Schiller gab sich eine Zeitlang solchen

Studien hin; aber schliesslich kam er so weit, dass er äusserte, er wolle gern Alles, was er, oder ein Anderer von Elementar-Aesthetik wisse, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hingeben. Man erfreue sich an den Werken dieser Heroen; aber behandele ihre philosophisch-ästhetischen Aussprüche mit grosser Vorsicht und sehr sorgfältiger Kritik. Ich hoffe in einer spätern Arbeit dieses Thema eingehender zu erörtern. Ebensowenig wie auf jenes Wort aus Tasso darf man sich auf Goethe's oder Schiller's Definition von einem Dichter stützen. Beider Aussprüche hinken so sehr, dass man annehmen darf, der Unterschied zwischen einem wahren Dichter und einem recht feinen sorgfältig künstelnden Dilettanten sei ihnen nicht klar gewesen, wenngleich sie Kunstwerke von Dilettantenwerken wohl zu unterscheiden wussten.* Leider findet man — sehr zum Nachtheile der ächten Künstler — diese Unklarheit nur zu häufig und stösst überall auf die irrige Ansicht, dass sich jene Männer in ihren Anlagen nur quantitativ, nicht qualitativ von Dilettanten unterscheiden, während zwischen ihnen doch in der That ein solcher Unterschied, wie etwa zwischen Bäumen und Sträuchern existirt.

Ich hoffe, dass meine Untersuchungen jeden Zweifler klar überzeugen werden.

Betrachten wir das Wort aus Tasso von der rechten Seite! Wo der Mensch in seiner grössten Qual verstummt, wird und muss auch der grösste Dichter verstummen. Dies Naturgesetz gilt für Alle, deren Gemüth einer tiefen Empfindung fähig ist; ja diese Erscheinung steht in Bezug auf Stärke und Dauer in geradem Verhältniss zur Stärke und Tiefe des Gemüthes, so dass sie sich bei Dichtern am schärfsten und tiefsten zeigen muss. Aber die Auflösung des Schmerzes gestaltet sich bei einem Dichter anders, als bei den meisten der gewöhnlichen Menschen. Während Andre dabei, um vollständig frei

---

*) Schiller: Jeden, der im Stande ist, seinen Empfindungszustand in ein Object zu legen, so dass dieses Object mich nöthigt, in jenen Empfindungszustand überzugehen, folglich lebendig auf mich wirkt, nenne ich einen Dichter. Goethe: Lebendiges Gefühl der Zustände und die Fähigkeit, sie auszudrücken, macht den Dichter.

zu werden „sich aussprechen“ d. h. ihre Klagen oder bei Glück die freudigen Empfindungen in den Busen wenigstens eines Andern niederlegen müssen, befreit sich der Dichter, auch wenn er ganz einsam ist, durch poetische Schöpfungen. Das thut aber nicht allein der lyrische, sondern auch der epische, der dramatische, überhaupt jeder Dichter und es ist nur der Unterschied, dass sich dieses „Befreien“ bei dem einen in Form von Gedichten, die wir „Lieder“ nennen, bei dem andern oft nur in Form von Sprüchen, Aphorismen, auch Epigrammen oder Gedankenspänen in poetischer Prosaform äussert. Ich behaupte sogar, gestützt auf meine Untersuchungen, dass dies „Befreien“ von den eigenen Empfindungen nur bei ächten Dichtern ein **wirkliches** natürliches Bedürfniss ist, da alle andere Menschen wol den Drang besitzen, sich auszusprechen, aber nicht, das Ausgesprochene künstlerisch zu gestalten. Dass Viele sich dies Bedürfniss erkünstelt und, getrieben von eitler Freude, aus der Unnatur eine Art von Natur geschaffen haben, kann an der Wahrheit nichts ändern.

Von dieser Seite betrachtet, wenn man die rein subjectiven Seufzer und Klagen gewöhnlicher Menschen nicht als ein „Verstummen“ auffasst, enthält des grossen Dichters Wort eine tiefe Naturwahrheit, während dasselbe, anders aufgefasst, auch dem Poetaster ein Recht gäbe, sich an eines Tasso, oder Goethe Stelle zu setzen.

Aus dem Gesagten scheint hervorzugehen, dass lyrische Gedichte die Darstellungen (Befreiungen) eigener Empfindungen des Dichters sein **können**.

Man höre weiter!

Wenn ein Dichter, der als alter Junggeselle lebt, seinem Freunde in einer poetischen Epistel in Versen klagt, dass er mit zerrissenen Beinkleidern gehen müsse, dass ihm an der Wäsche beständig Knöpfe und Bänder fehlen, dass ihm beständig die Suppe versalzen und von der ordnungsliebenden Aufwärterin die Bücher verschleppt werden, so wird der Freund, der ihn persönlich kennt, über die Verse herzlich lachen; Andre, die ihm ferne stehen, werden nur lächeln, oder auch nur die Achseln zucken. Wie oft kann man die Erfahrung machen, dass ein Brief, über den der Empfänger, der persönlich

Befreundete des Autors, sich vor Lachen „ausschütten“ will, uns ganz kalt lässt, so dass nur die Höflichkeit uns bewegt, in dieses Lachen einzustimmen. Will der Dichter denselben Brief so umgestalten, dass er auf alle Leser einen gleich komischen Eindruck machen soll, so muss er die persönlichen Beziehungen fallen lassen und an diesen Erlebnissen die charakteristische Empfindungsweise aller Junggesellen zur Darstellung bringen. (Wir wissen schon, dass sein Talent ihn instinctiv befähigt, diese in ihrer wahren Wesenheit anzuschauen, während dies einem Dilettanten auch nicht einmal auf künstlichem Wege durch bewusste Verstandesschlüsse gelingt). Ob ihm diese Wirkung am besten gelingt, durch Darstellungen der Empfindungen selbst, oder eines Menschen, den er zum Träger derselben macht, wird sich je nach der Eigenthümlichkeit seines Talentes richten; aber Eindruck auf Alle kann er unter allen Umständen nur dann machen, wenn seine Persönlichkeit in dem Gedichte ganz verschwindet.

Ein anderes Beispiel.

Wenn der Dichter seinen eigenen Schmerz und Zorn, seine Entrüstung, seinen eigenen Groll und Hass schildert, wird selbst der treueste Freund denselben nur sehr unbedingt theilen. La Rochefoucauld sagt sehr richtig: „Es giebt im Unglück selbst unsrer besten Freunde ein Etwas, das uns mit geheimer Freude erfüllt.“ Jeder Fremde wird gar keine Theilnahme fühlen; wenn er sie zeigt, wird es aus Höflichkeit, aus Anstandsgefühl oder aus Heuchelei geschehen. Bei ihm können Spott und Hohn viel eher dabei entstehen, als wirkliches Mitgefühl. Was wir Mitleid nennen, sind nur sympathische Nervenreize, die entweder durch den Anblick, oder durch eine schildernde Darstellung, die wie der Anblick wirkt, entstehen können. Jedes Gefühl ist ein unbewusstes Urtheil. Will der Dichter also seine persönlichen Empfindungen von der ganzen Menschheit getheilt wissen, so muss er sie so darstellen, als ob nicht er allein, sondern die ganze Welt die Veranlassung dazu gehabt hätte. Er muss entweder die Veranlassungen so darstellen, dass in jedem Leser oder Hörer seine Empfindungen mit Naturnothwendigkeit erregt werden, oder er muss die Veranlassungen übergehen und statt

seiner dadurch erregten persönlichen Gefühle die menschlich charakteristischen, d. h. die der ganzen Menschheit schildern. Je klarer er dabei diejenigen darzustellen vermag, welche wir Alle dabei haben, oder haben könnten, je mehr er versteht, der „dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen“, durch sein Lied zu wecken, desto „ergreifender“ wirkt es; je mehr er uns dadurch über unser innerstes Wesen, den tiefsten und edelsten Kern unsres Gemüthes aufklärt, desto erhebender wirkt sein Gedicht.

Man ersieht also auch an diesem Beispiele, dass bei einem Kunstwerke der Dichter mit seinen persönlichen Erlebnissen und seinen eigenen, persönlichen Empfindungen ganz verschwinden muss. Da das Anschauen der Empfindungsweise der Menschheit bei ihm unbewusst geschieht, so wird er oft glauben, seine eigene Empfindung zu schildern, während er in That und Wahrheit die der Menschheit darstellt, eine Erscheinung, die bei Dilettanten in umgekehrter Weise stattfindet. Daraus erklärt sich's auch, dass der Lyriker so oft in der ersten Person spricht. Aber während wir durch ein Kunstwerk gezwungen werden, unwillkürlich unser Ich an Stelle des dichterischen zu setzen, erregt ein Dilettantenwerk den Widerspruch unsres Selbstgefühls, und wir tadeln den eiteln Narren, der sich mit seiner werthen Persönlichkeit so hervordrängen will. Aber nicht jedes Gedicht eines ächten Künstlers ist ein Kunstwerk. Diese wichtige Wahrheit hat man nur zu oft übersehen, oder nicht klar aufgefasst.

So lange der Dichter so unter dem Einflusse seiner eigenen menschlichen Empfindungen und Leidenschaften steht, dass er die allgemeine menschliche Empfindungsweise nicht zur Darstellung bringen kann, schweigt die Muse. In der Hitze aufwallender Leidenschaft liefert er kein Epigramm, keine Satyre, sondern ein Pasquill; deutsch gesagt: er schimpft und verhöhnt. Immerhin mag es ein geniales Schimpfen sein; aber im Grunde ist diese That von der eines schimpfenden Arbeiters nicht verschieden. Wenn er mitten in der Hitze der Parteileidenschaft seiner persönlichen Bewunderung eines Hel-

den Ausdruck giebt, so wird daraus keine Hymne, kein Heldenlied, sondern eine Lobhudelei, für die er als Mensch persönlich zur Rechenschaft gezogen werden darf. Wenn er mitten im Liebesfeuer dichtet, kann er leicht statt eines erotischen Liedes eine Albernheit oder eine Fratze schaffen, mitten in der Bitterkeit des Schmerzes persönlich ungerecht werden. Es ist die wahrste und zugleich fruchtbarste Aufgabe der Aesthetik, solche Gedichte von echten Kunstwerken zu unterscheiden.

Es ist klar, dass solche Fehler in der Jugend eines Dichters am meisten vorkommen werden. Er besitzt freilich die Kraft, „Alles zu vergolden, was er berührt," aber immerhin darf man sich durch eine thörichte Bewunderung nicht verleiten lassen, alle seine Erzeugnisse unbedingt als Kunstwerke anzustaunen. Je leidenschaftlicher der Dichter als Mensch, je mehr er Aufregung und Angriffen ausgesetzt ist, desto häufiger wird er „persönlich" werden. Dies wird sich um so mehr steigern, je leichter ihm das Schaffen wird. Dies Alles vereinigte sich in Byron, und hat nicht wenig dazu beigetragen, die Ansichten über ihn zu verwirren. Darum muss er vor Allem sorgfältig behandelt und sein schöner Kern aus den Schlacken dargestellt werden. Ich hoffe später meinen Theil dazu beizutragen. Als interessanten und schlagenden Beweis für die umstehenden Behauptungen möge der Leser aus Byron's: Domestic pieces die beiden Gedichte an seine Frau vergleichen. Das erste, das berühmte: Fare thee well! ist ein ächtes Kunstwerk, das andere: Lines bei der Nachricht, dass Lady Byron krank sei, enthält persönliche Bitterkeit.

Auch tiefe und sehr ernste Studien, oder ernste sittliche Kämpfe können die Muse eines Dichters zum Schweigen bringen d. h. das Schaffen rechter Kunstwerke verhindern, oder beeinträchtigen. Für den ersten Fall bleibe ich vorläufig ein Beispiel schuldig, weil ich es noch nicht aussprechen will; für den zweiten Fall erinnere ich an Freiligrath's „Selbstbekenntnisse." Sie sind theilweise wirklich nur Darstellungen seiner eigenen, persönlichen Kämpfe. So hoch sie auch den Menschen ehren — es sind keine Kunstwerke. Zu ihnen erhebt er sich erst im „Rübezahl", auch in „Ein Dämpfer fuhr nach Biberich" und andern, in denen er, bereits fest und einig mit sich selbst,

die Empfindungen seines Volkes, seiner Zeit darstellt. Sie werden bleiben, wie seine „Auswanderer", „O lieb, so lang du lieben kannst", „Löwenritt" und andere.

Dass innere Zuchtlosigkeit und die Gier nach schnödem Gewinn die schönsten dichterischen Blüthen knicken müssen, wird einleuchten. Die Kunst ist das Edelste und Schönste: einem unreinen Gemüthe versagt sie ihre Gaben. Aber wohl bedarf die Göttliche der milden Sonne äusserer Lebensruhe und eines wenig getrübten Lebensglückes, um ihre schönsten Gaben darreichen zu können. Wenn die Sorge ums tägliche Brod des Dichters Gemüth verstimmt, wenn die widerlichen kleinlichen Geschäfte und Plackereien eines ihm peinlichen Amtes ihn in Fesseln schlagen, denen er nicht entgehen kann, um des lieben Brotes, um der Seinigen willen nicht entfliehen darf, so verhüllt die Muse ihr Antlitz. Seine schönsten Blüthen verkümmern, die innere Kraft schafft gar nicht mehr, oder nur verdrossen, bruchstückweise. Denn der Dichter kann sich wohl bestimmen, das innerlich Empfangene, die Entwürfe, zur Ausführung zu bringen, aber die dichterische Empfängniss kann er nicht erzwingen. Sie steht unter dem Einflusse einer höhern Macht, der unerklärlicen Macht des Naturgesetzes.

Man sieht also: die bisherigen Erklärungen für Lyrik sind unhaltbar. Kein dichterisches Kunstwerk ist die Darstellung der subjectiven Empfindungsweise des Dichters, sondern die ganze Lyrik ist schöne Darstellung der Empfindungen der Menschheit.

Mithin ist jeder Dichter, auch der Lyriker, als ein objectiver zu bezeichnen.

Mithin können die eigenen Erfahrungen und die eigenen Ansichten des Dichters wohl den Anlass zu seinen Kunstwerken geben; aber diese sind nie die Ansichten, oder Erfahrungen, oder Empfindungen selbst.

Mithin ist es richtig, dass Dichter von sittlich reinem Wandel und Gemüthe fein und plastisch das ganze Gebiet der Wollustempfindungen schildern, Dichter, die nie Liebe genossen, herrlich und ergreifend die Liebe besingen, Atheisten herrliche religiöse Hymnen dichten können, sobald sie Gelegenheit

gehabt, die Aeusserungen dieser Empfindungen zu beobachten, diese selbst in ihrem Wesen anzuschauen. Es sprach daher jener Dichter nur Wahrheit, als er äusserte: „Ich habe meine Schilderungen sinnlicher Liebe ohne Sinnlichkeit, meine religiösen Hymnen ohne Religiosität gedichtet.“

Mithin ist es mindesten thöricht, einen Dichter wegen der Darstellung sogenannter moralisch schöner oder religiöser Empfindungen zu loben, oder einen andern, der die dunkeln Seiten des Menschengeschlechts zur Darstellung bringt, zu tadeln und wohl gar zu verdammen und im Tone sittlicher Entrüstung über ihn herzufallen. Darum sagte Byron beim Erscheinen seines „Don Juan“ mit vollem Recht: „Wenn die Leute mir gesagt hätten, die Poesie sei schlecht, so hätte ich mich beruhigt. Aber nun sagen sie das Gegentheil und sprechen über Moralität. Ich behaupte, dies ist das moralischste von allen Gedichten. Wenn die Leute die Moral nicht entdecken wollen, so ist das ihr Fehler, nicht der meinige. Ich wollte den Mantel aufheben, der die Gebräuche und Grundsätze der Gesellschaft umhüllt, wollte aufdecken ihre geheimen Sünden und sie der Welt zeigen, wie sie wirklich sind.“

Noch thörichter handeln diejenigen, welche, auch abgesehen von den Dichtern, die ganze dunklere Richtung der Poesie verdammen wollen. Ist ein Dom zu tadeln, weil etliche Dummköpfe sich an einzelnen Pfeilern den Schädel stossen?

Diese Thorheiten sind zum Theil auch durch falsche Vorstellungen über dichterische Begeisterung erzeugt worden. Man stellt den Dichter sich vor, wie er mit stolz erhobenem Haupte, „sein Aug' in schönem Wahnsinn rollend“, in überirdischer Verzückung seine Verse schreibt. (Daher denn auch etliche Poetaster, wenn die Muse ihnen in den Nacken schlägt, daheim mit gesträubter Mähne umherrennen und ihren Angehörigen bei den unbedeutendsten Störungen gar arg mitspielen sollen.) Man schliesst daraus, eine solche Verzückung könne nicht anders, als durch Gedanken an das Schönste, das Herrlichste, das Edelste erregt werden.

Niemand blickt in die stille Arbeitsstube; Niemand sieht den Dichter, wie er ernst sinnend, über das Buch gebeugt,

seine Werke schreibt; wie er ringt, um dem Gedanken den vollen Ausdruck und die schönste Form zu geben; wie er verbessert, erwägt, sorgsam feilt und immer noch unzufrieden mit sich selbst, das ernste Haupt schüttelt. Wer dies recht versteht, weiss, dass gerade in dieser ernsten, sorgfältigen Arbeit die wahre Begeisterung sich zeigt. Freilich leuchten eigenthümliche Blitze in des Dichters tiefliegendem Auge, wenn er „den Kuss der Muse“ empfängt, wenn plötzlich die Idee zu einem Werke wie mit Zaubermacht in seinem Innern erscheint, oder die einzelnen Theile eines bereits in der Hauptidee erfassten Werkes wie Krystalle um den Kern anschiessen: aber dieses Leuchten ist so schnell vorrübergehend und verändert bei Manchen so wenig sein äusseres Wesen, dass nur der Eingeweihte, oder der verständige Freund es zu betrachten versteht. Auch erscheinen solche Entwürfe oft da, wo der Laie es am wenigsten vermuthet: in Gesellschaften — namentlich in langweiligen — beim Anhören langweiliger Reden oder Amtshandlungen; oft bei Gelegenheiten, die mit der Erhabenheit und Schönheit der empfangenen Ideen in gar komischem Gegensatze stehen; am ehesten da, wo der nie rastende Geist, nicht ergriffen vom Anschauen interessanter Erscheinungen oder Ideen, in sich versenkt wird. Lamartine hat viele seiner schönsten Gedichte, namentlich viele seiner harmonies réligieuses in den Sitzungen der provisorischen Regierung concipirt. Das innere Glück, welches er dabei, sowie bei der Arbeit selbst empfindet, ist so gross, dass ihm dabei wirklich das „Herz vor Freude hüpft.“ Von Hoelty erzählt man, dass er zuweilen unerwartet aufgesprungen sei, in die Hände geklatscht und mit strahlendem Gesichte wie ein Kind umhergehüpft habe. Auf die Frage, was ihm wäre, habe er geantwortet: „Ach, ich freue mich!“ Aber diese innere Schaffensfreude zeigt sich bei allen Dichtern ohne Unterschied; auch bei dem, der einen „Don Juan“, oder Musarion, oder „Die Grazien“ empfängt und ausführt. Auch zeigt sich dieselbe bei allen Denkern, die zum Produciren von Geisteswerken wahrhaft innern Beruf haben, sowie bei allen erfinderischen Köpfen, die man die „mathematischen“ nennen kann.

In Berlin hatte ich einen jungen sehr talentvollen Mathematiker zum Freunde. Nach dem Essen pflegte er mich oft

auf ein Stündchen zu besuchen. Wir rauchten dann behaglich unsere Pfeifen, machten schnöde Witze, baueten Luftschlösser und freuten uns unsrer Jugend. Einst wollte das Gespräch nicht fliessen. Mein sehr lebhafter Freund rückte unruhig hin und her.

„Vetter, Du bist heute entsetzlich langweilig!“

„Sehr natürlich.“

„Jugendlicher Bösewicht! Warte, ich werde Dich mathematisch strafen!“ —

Ich kannte ihn darin, schnitt ein Gesicht und sann auf lustige Ausflüchte. Plötzlich sah er mich wie abwesend an und blickte starr auf einen Punkt. Dann wurden seine Augen fast noch einmal so gross, und der Kopf hob sich langsam mit wahrhaft schönem, eigenthümlich verklärtem Ausdrucke in die Höhe. „Vetter,“ rief er aufspringend, „Papier und Feder und nun ganz still!“ In fliegender Eile begann er eine Menge arithmetischer Formeln und Zeichen auf das Papier zu werfen, dass mir's vor den Augen flimmerte. So schrieb er, ununterbrochen von ernstem Sinnen, wol eine halbe Stunde. Dann warf er die Feder gegen die Decke, sprang mit leuchtenden Augen auf, gab mir einen Schlag — sein gewöhnliches Liebeszeichen — und schrie: „Vetter, da ist sie, ich habe sie, die verdammte Aufgabe, die mich schon seit Wochen gequält hat.“ Er wollte mir flugs mit seiner Integral- und Differenzialrechnung zu Leibe rücken; aber ich bekreuzigte mich und dankte. Mein Interesse war gestillt. Ich hatte beobachten können, wie ein genialer Mensch sich äussert, wenn die innere stillschaffende Kraft mit ihrem Werke fertig geworden ist und die Geburtsstunde erscheint.

Die auf Seite 58 begonnene Darstellung der Schaffensweise eines Dichters dürfte nun als vollendet zu betrachten sein. Aber ich will, der vollständigen Klarheit wegen, noch die Schaffensweise des Dilettanten mit wenigen Zügen beleuchten.

Jedoch müssen wir zunächst den Ausdruck „Dilettant“ etwas umändern. Ein wirklicher Dilettant, welcher sich mit den Künsten lediglich aus Liebhaberei beschäftigt, ist in seinem Schaffen durchaus nur zu loben und durch herzliche Mitfreude

zu begünstigen. Er ist nur dann zu tadeln, sobald er sich als Künstler geberdet, den wahren Werth seiner Arbeiten überschätzt und sich mit ächten Künstlern auf eine Stufe stellen will. Tritt ein solcher Mensch als Dichter auf, so ist er ein Dichterling oder Poetaster und muss mit rücksichtsloser Strenge in seine Schranken gewiesen werden. Freilich vernichtet ihn unter allen Umständen die Zeit; aber auch die ästhetische Kritik muss dies Amt übernehmen. Sie muss es thun im Interesse der ächten Dichter, die von der Mitwelt so oft verkannt werden und soviel zu leiden haben; im Interesse der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts, sowie im Hinblick auf die Vielen, welche durch thörichte Hingabe an einen eingebildeten Beruf ihr Lebensglück zerstören.

Betrachten wir zunächst die lyrischen Poetaster, die Helden der „Goldschnittsliteratur."

Wie wir gesehen haben, fehlt ihnen die Gabe, die Empfindungen der Menschheit in ihrer Wesenheit anzuschauen und unbewusst in sich aufzunehmen. Was sie uns darstellen, ist ihr eigener Jammer, oder ihre eigene Freude. Alle ihre Gedichte sollten eigentlich mit den Worten beginnen: Mit Vergnügen, oder mit betrübtem Herzen ergreife ich die Feder. Auch verstehen sie wol recht gute allgemeine Gedanken, oder hübsche Erzählungen in gefälligen, glatten Reimen uns vorzuführen. Aber es fehlt naturgemäss allen diesen Gedichten der ächte poetische Hauch, welcher das ächte Kunstwerk umgiebt; ein Hauch, den der ächte Dichter zum Theil selbst den Darstellungen persönlicher Empfindungen verleiht, die doch keine Kunstwerke sind. Alle diese Gedichte der Poetaster sind Kunststücke des Witzes; alle darin enthaltenen Bilder sind nicht durch eigene dichterische Anschauung gebildet, sondern von fremden Dichtern entliehen. Alle diese Poesien sind „Gelegenheitsgedichte" und stehen auf einer Stufe mit den Machwerken, welche man im Wunschbüchlein für den lieben Papa und die gute Mama zum Geburtstag findet, oder sind Zwangspoesien, wie die der Hofpoetaster. Goethe hat jedes Gedicht ein „Gelegenheitsgedicht" genannt. Nun ja, er für seine Person hatte wohl Recht, und doch that er Unrecht, diesen Ausspruch so flugs ohne Erklärung in die Welt zu schleudern. Er hat

dadurch viel Verwirrung geschaffen. Man wird jetzt schon einsehen, worin dies Unrecht begründet ist, und wir wollen deshalb den Ausdruck „Gelegenheitsgedicht“ nur für die Dichtungen der Poetaster anwenden und für jedes ächte Gedicht den Ausdruck „Kunstwerk“ beibehalten.

Es ist klar, dass Poetaster durch beständige Uebung einen leichten Fluss der Verse erlangen, dass sie sogar Stücke liefern können, die allgemeines Aufsehen, Effect erregen. Dessen ungeachtet sind es noch keine Kunstwerke. Wie ein Redner oft „uns aus der Seele spricht“, so sind dergleichen Effectstücke der Ausdruck dessen, was die Menge denkt, ohne der Ausdruck allgemein menschlicher Empfindungsweise zu sein. Man denke an Becker's Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein.“ Es war zu seiner Zeit in Aller Munde, ist componirt und viel gesungen worden; aber es ist ebensowenig ein Kunstwerk, als Becker zu den Dichtern gezählt werden darf. Es ist der Ausdruck der durch bewusstes Denken entstandenen Meinungen, aber nicht allgemein menschlicher Gefühle, welche auf unbewussten Urtheilen beruhen. Dergleichen Gedichte sind Schlagwörter, „geflügelte Worte“, durch die ein genialer Mensch ausspricht, was die grosse an Logik arme Menge nicht klar auszudrückeu vermag. Darin liegt für solche Gedichte der Keim zur Vergänglichkeit, während ächte Kunstwerke ihren Werth nie verlieren können, wenn sie auch einer spätern Generation nicht recht gefallen.

Betrachten wir noch die Schaffensweise andrer Poetaster, die in „epischen und dramatischen Gedichten machen“.

Sie besitzen ebenfalls keine künstlerische Anschauungskraft, durch welche der Dichter den wahren Charakter der Menschen und ihrer Handlungen in seiner natürlichen Gesetzmässigkeit zu erkennen und unbewusst in sich aufzunehmen vermag. Bruchstückweise sehen sie Einzelnes recht scharf, aber um die ganze Wesenheit zu erkennen, müssen sie bewusste Verstandesschlüsse zu Hilfe nehmen. Die Wissenschaft, namentlich die Psychologie, hat ihnen dazu recht wacker vorgearbeitet. Sie wird ihre Stütze, um den Machwerken den Schein der Naturwahrheit zu geben. Durch sie

sowie durch eigene Beobachtungen, zu denen eine reichhaltige Lectüre mannigfache Anregungen bietet, wissen sie im Allgemeinen, wie der Ehrgeiz, der Geiz, die Liebe, wie Tugenden oder Laster sich äussern. Einem feinen Kopf kann es daher nicht schwer werden, passende Gelegenheiten zu entdecken, um homunculi vorzuführen, die man aus etlichen Tugenden, und Lastern zusammengebraut, oder auf eine besondere Tugend ein besonderes Laster zugeschnitten hat. Ausserdem unterstüzt sie ein glückliches Gedächtniss, das ihren Geist mit den verschiedenartigsten Theilen der Bilder erfüllt, welche ächte Dichter ihnen vorgeführt haben. Da tummeln sich herum diverse Köpfe, Arme, Beine, Mädchenbusen und Augen, Theile von Landschaften, Familien- und Schlachtscenen, Helden- und Jammergestalten, von denen einzelne Theile deutlich sind, während sie die andern kaum in den Umrissen erkennen. Man giebt Kindern auf Holz geklebte, in einzelne Theile zerschnittene Bilder, aus denen sie zur Erheiterung das Ganze zusammensetzen sollen. Aehnlich, wie diese Kinder verfahren die Herren und Damen von Poetastern. Aus allen diesen Erinnerungen wird ein Bild zusammengesetzt. Die Risse und Spalten verschmiert man mit einigen Naturschilderungen und allgemeinen Betrachtungen. Man erdenkt zuerst recht pikante Situationen, Handlungen und schneidet dazu Figuren. Dabei kommts nur zu oft, dass man die in der Phantasie schwebenden Theile verwechselt. Figuren werden auf den Kopf gestellt, ein Kind erhält den Kopf eines Mannes, ein Jüngling den eines Greises, statt Menschen werden Engel oder Teufelsgestalten hingestellt, einige Menschen werden allmächtig und allwissend, andere alldumm und ohnmächtig gemacht; einige zu Glückspilzen, andere zu Stiefkindern der Zufallslaunen erhoben, wie es den Fabulisten gerade in den Kram passt. Nun, was thut's? Ist die Schilderung doch „spannend“, ist's doch ein „höchst interessanter“ Roman, ein hübsches Zugstück für die Bühne und ach! so moralisch, so recht voll „glücklicher Griffe“ in die Gegenwart und ihre Zänkereien. Die Welt ist ja nicht so scharfsichtig, sie braucht Lese- und Bühnenfutter; die Romane gehen ab, wie warme Semmel und Herr N. N. in B. bezahlt die prächtigsten Honorare! -- Es ist klar, dass ein gescheidter Kopf sich in solche zum Zeitvertreib und

zur Erholung sehr anmuthige Spielereien so hineinarbeiten kann, dass es ihm leicht wird, in einem Jahre Bände auf Bände zusammenzuschmieren. Es sind dies alles, wie die lyrischen Dilettantenwerke, Kunststücke des klügelnden Verstandes, der einseitige und mangelhafte Anschaungen, oder leere Einbildungen in phantastischem Spiele verarbeitet.

Wie wir gesehen haben, enstehen bei ächten Dichtern die Entwürfe zu ihren Kunstwerken unbewusst mit zwingender Nothwendigkeit, wie die Knospen in einer Pflanze. Dieser Trieb ist bei Poetastern nicht vorhanden; sie schaffen sich denselben auf künstliche Weise. Daraus entstehen die beabsichtigten, Zweck- oder Tendenzdichtungen,* die darum nie ächte Kunstwerke sein können. Man kann bei keinem ächten Dichter eine Tendenzdichtung nachweisen, wenn auch hie und da ein Kunstwerk den Schein einer solchen Arbeit an sich trägt. Auch in dieser Hinsicht hat die ästhetische Kritik noch eine schöne Aufgabe zu lösen. Die Poetaster wollen entweder nur Geld schneiden, oder sie wollen ihre Gedanken über Moral, Politik, Religion und sociale Einrichtungen unter der Menge verbreiten. Es lassen sich dabei so bequem allerlei Faseleien und Hirngespinste unter dem Schein prophetischer Enthüllungen anbringen; auch kann man dabei die eigene Oberflächlichkeit und die Mängel an Wissen und Studium gar leicht verdecken und mit dem Schein von Gründlichkeit und gediegenem Wissen umhüllen. Dieselben Gedanken in Form von wissenschaftlichen Arbeiten zu liefern, ist eine sehr heikle Sache. Die Männer der Wissenschaft sind gar so scharfsichtig und ernst. Das grosse Publikum ist viel gemüthlicher und plaudert so gern. Daraus erklärt sichs auch leicht, dass jeder originelle Dichter ein solches Heer nachahmender Poetaster in die Welt

---

* Hettner sagt in seiner Geschichte der franz. Literatur im XVIII. Jahrhundert: „Es ist der untrügliche Unterschied zwischen Dichter und Schöngeist, dass der Dichter immer nur aus der innern Nothwendigkeit seiner Natur schafft, der Schöngeist aber wie ein rechnender Kaufmann von den wirklichen oder vermeintlichen Bedürfnissen des Tages sich abhängig macht. (S. 234.)

zu rufen pflegt. Daher denn auch der gerechte Zorn, den alle ächten Dichter gegen jede Art von Tendenzdichtung und Tendenzen empfinden. Sie müssen naturgemäss ihrem innersten Wesen zuwider sein. „Bleib mir vom Halse mit deiner Tendenz," lässt Auerbach den Maler Reinhard im „Lorle" sagen. „Die Menschen haben den Teufel zur Welt hinausgejagt; aber den Schwanz haben sie ihm ausgerissen und der heisst Tendenz. Wie in dem Märchen von Moerike legen sie ihn als Merkzeichen in's Buch, in Alles. Ich möchte einmal Etwas machen, bei dem sie gar keine Tendenz herausquälen könnten, wo sie bloss sagen müssten: Das Ding ist schön!" —

Jede Handlung ergiebt sich mit Naturgesetzmässigkeit aus dem Zusammenwirken der Charaktere. Diese Gesetzmässigkeit vermag aber nur ein ächter Dichter in ihrer Wesenheit instinctiv anzuschauen. Bei seinen Entwürfen entstehen daher Handlung und Charaktere zu gleicher Zeit. Die Bilder zu seinen Darstellungen erscheinen in seiner Seele in der Weise wie optische Nebelbilder und er bedarf nur einer grössern Anstrengung seines innern Schauens, um die feinsten Umrisse der Gestalten und die feinsten Abstufungen der Farbentöne zu erkennen. Dies giebt seinen Werken die Gesetzmässigkeit und zugleich die Einheit. Daher zwingt uns ein ächtes Kunstwerk, Alles zu lesen, um das Ganze zu verstehen. Wer Gemälde copirt hat, wird, wie ich, die Erfahrung gemacht haben, dass man beim Copiren von Meisterwerken auch nicht eine Linie, oder einen Farbenton anders darstellen darf, als das Original zeigt, ohne die harmonische Zusammenwirkung aller Linien und aller Farben zu stören. Man darf absolut nichts ändern, wenn auch die Aenderung, an ihrer Stelle allein betrachtet, ganz hübsch erscheinen kann. Dagegen kann ein guter Copist, der viel Schönes gesehen und sein ästhetisches Gefühl recht ausgebildet hat, die Werke von feinen Dilettanten — selbst von solchen, die als Künstler auftreten — durch Abänderung ganzer Theile oft wesentlich verbessern. Ich habe diese Erfahrung sogar beim Copiren flüchtig hingeworfener Skizzen von Künstlerhand gemacht.

Dieselbe Harmonie aller Theile findet sich auch bei ächt

dichterischen Meisterwerken. Sie mangelt naturgemäss allen Machwerken der Poetaster, da bei ihnen nicht die Naturgesetzmässigkeit, sondern der Zufall die Hauptrolle spielt. Deshalb kann man ihre Producte ohne Verlust durchjagen. Man braucht nur die Punkte aufzusuchen, an denen die Handlung eine neue Wendung nimmt, d. h. wo ein neuer Zufall sie wendet. Alles Uebrige kann man sich ohne Verlust selbst hinzudenken, denn es wird dadurch die Harmonie des Ganzen nicht gestört. Dies macht dergleichen Machwerke dem grossen Publicum gerade recht und werth und es erringt der Poetaster die Palme, welcher am spannendsten zu fabuliren, d. h. den Zufall spielen zu lassen versteht.

Ganz in derselben Weise schaffen die dramatischen Poetaster. Bei ihnen ist der drängende Trieb nach Gewinn, der bei den meisten Poetastern die Stelle des Kunsttriebes ersetzt, am meisten ausgeartet. Er hat uns mit der Masse der aus Blödsinn und Schmutz zusammengesetzen Possen überschüttet, die lediglich den Zweck haben, die erschlaffte Sinnlichkeit der Zuschauer aufzureizen. In der 47. Nummer des 12. Jahrganges von Hackländer's „Ueber Land und Meer“ findet man eine genial karrikirte bildliche Darstellung der Schaffensweise dieser Possenmacher unter dem Titel: Grundriss einer Berliner Musterposse aus der Possenfabrik von J. A. Kopp und Sohn, Salz, Green und Comp. von C. Reinhardt. Die Leute haben Zschokke's „Nachtwächter“ in Stücke zerhackt und der Oberpossenreisser zerstampft ihn in einem Mörser, der mit riesigen, wohl verkorkten Büchsen und Retorten umgeben ist, welche die Aufschriften: Pech, Fusel, Couplets, Scenen, Meidinger, Zoten etc. tragen. Daneben steht ein kleiner, halb zerbrochener Topf mit der Aufschrift: Moral. Auf dem letzten Bilde sieht man die gierigen Kerle um die Tantième sich zanken. Das Uebrige möge der Leser selber sich ansehen. Ist doch neuerdings einer dieser Leute geradezu als Wegelagerer aufgetreten. Er hat von einigen reichen Kaufleuten unter der Drohung, er werde sie in einer Posse lächerlich machen, Geld erpressen wollen! — So gemein und bösartig sind Gottlob nicht alle dramatischen Poetaster; aber mindestens bestehlen sie ächte Dichter, indem sie deren Novellen und Romane dramatisiren. Die dramatische

Kunst bietet die grössten Schwierigkeiten dar. Deshalb greifen sie zu diesem Mittel, da ihre eigenen Machwerke denn doch überall durchfallen.

Ich kann nun mit Ruhe zu meinem Byron zurückkehren. Wer die Darstellung der ächten dichterischen Schaffensweise aufmerksam verfolgt hat, wird dem Nachfolgenden beipflichten.

Ich habe den Biographen bewiesen, dass, angenommen, Byron habe wirklich Menschenhass, Verzweiflung, Weltschmerz in seinem Busen getragen, dies weder die Folge seines sogenannt liederlichen Lebenswandels, noch seiner verunglückten Jugendliebe, noch seiner mangelhaften Erziehung, noch seiner Irreligiosität, noch seiner Jugendstimmungen gewesen sein könne, und dass der berühmte Macaulay mit seiner Erklärung „Byron habe, ermuthigt durch die Menge, seinen Herzenskummer zur Schau gestellt und um Ruhm zu ernten, das Meiste affectirt“, in einem grossen Irrthume befinde. Durch jene Beweise sind die Biographen erinnert worden, dass ihr angenommener Obersatz falsch ist, dass man keinen Dichter mit den Gestalten seiner Muse identificiren, oder die Grundanschauungen und Meinungen und Gefühle in seinen Gedichten auf sein Leben und seine persönlichen Gefühle und Erfahrungen zurückführen dürfe. Die Begründung dieses Ausspruchs habe ich durch die Darstellung der Schaffensweise aller ächten Dichter geliefert. Der verständige Leser wird einsehen, dass ich mich dabei nicht kürzer fassen konnte.

Jetzt wird es klar geworden sein, dass Jeder, der an Byron mit ähnlichen Fragen und Erklärungen, wie die Biographen, herantritt, ihm seinen Dichterberuf streitig macht, aus Unverstand ihn zu einem Poetaster, einem Kunstpfuscher stempelt.

Es wird klar geworden sein, dass in Byron's Gedichten nicht sein eigener Schmerz, sein eigener Kummer, seine eigene Verzweiflung und trübe Lebensanschauung, sondern Schmerz, Kummer, Verzweiflung, die tausend nagenden, erdrückenden Gefühle **der Menschheit** dargestellt sind. Der ungeheure Erfolg, der allgemeine europäische Enthusiasmus, mit dem seine Werke aufgenommen wurden, lehrt, dass er diese Gefühle und Empfindungen in ihrer wahren Wesenheit

richtig angeschaut hat. Er hat der Welt, namentlich der damaligen, einen trefflich und fein geschliffenen, hellen Spiegel vorgehalten. Man war über die Wahrheit und Treue des eigenen Bildes so betroffen, dass man neugierig hinter den Spiegel nach dem guckte, der ihn hielt; und verblendet und thöricht, wie die Masse immer denkt und handelt, verwechselte sie gar bald den Spiegel mit dem dahinter verborgenen hochklopfenden und edeln Herzen des Dichters, leichtsinnig, froh und frech, wie immer, wenn sie die eigene Schuld auf fremde Schultern legt.

Der Schmerz ist immer in der Welt gewesen; aber niemals ist er so zum allgemeinen Bewusstsein gekommen, wie in jener Zeit. Das Mittelalter fand ein Gegengewicht in der naiven Glaubensinnigkeit, in dem gläubigen Hinblick auf die trostreichen Freuden eines bessern Jenseits. Erst nach den durchgreifenden geistigen Revolutionen des 18. Jahrhunderts, als dieser Glaube vernichtet, mindestens angefressen war, kamen die trüben Gedanken in ihrer ganzen zersetzenden und drückenden, ja vernichtenden Schwere zum Durchbruch. Der alte naive kindliche Religionsglaube war verschwunden, ohne dass man sich einen neuen, festen Halt gebildet hatte. Es herrschte allgemein der Zweifel. Die schönen Träume der „Naturevangelisten" waren bereits als Träume erkannt worden. Die französische Revolution mit ihrer Schreckenszeit hatte auch den Glauben an eine praktisch mögliche Durchführung der erhabenen Ideen über Menschenrechte erschüttert. Die enttäuschte Welt fühlte in sich eine Unruhe, wie die eines schuldbeladenen Gewissens. Ueberall wurden die ewig unlösbaren Fragen über menschliche Verantwortlichkeit, Sünde, Vergebung, Auferstehung, Leben und Lebenszweck und Ziel emsig durchdacht. Gedanken über den Tod, über die Hinfälligkeit unsres Daseins, unsrer Pläne und Hoffnungen beschäftigten alle Gemüther. Unruhe, Enttäuschung, leidenschaftliches Drängen, Hoffnungslosigkeit, Bitterkeit, Melancholie, Groll, Hader mit dem Geschick — Alles dies bildete mehr, als zu irgend einer Zeit in Aller Herzen die vorherrschenden Regungen. Daneben, wie leicht erklärlich, ein Haschen und Jagen nach den verlockenden Früchten sinnlicher Genüsse, um sich durch kurzen Freudenrausch „Vergessenheit" zu erkaufen.

Alles dies hat Byron mit den rechten Tönen geschildert, in der ergreifendsten Weise, in wundervollen Versen voll tiefer Gedanken, voll plastischer Schönheit, nicht, weil er wusste, dass dies ihm Ruhm einbringen werde, nicht, weil er später merkte, dass der Anfang günstig aufgenommen sei: sondern in freiem Schaffen aus dem unbewussten Schauen seines Genius. Die tiefen Schmerzempfindungen der Menschheit stellt er dar nach allen Richtungen, in allen ihren Wirkungen, im Zusammenhange mit allen Grundideen und Neigungen der menschlichen Seele. Er malt die Wirkungen der durch sie erregten innern Verzweiflung, die sich bald als stille, grübelnde Melancholie (Childe Harold) oder im wilden Auflehnen gegen das Schicksal zeigt (Corsair, Lara) oder das Herz mit Menschenhass, Selbstmordsgedanken, thörichten Phantastereien und ewig stachelnder Unruhe erfüllt (Manfred). Er zeigt uns das qualvolle Ringen eines energischen Geistes, dessen Seele von religiösen Zweifeln zerrissen ist (Ciu), er weiht uns ein in die tiefen Qualen schuldvoller Liebe (Parisina), in die Verzweiflung lebendig Begrabener (Prisoner of Chillon), dem Tode Geweihter (Mazeppa), in die Qualen des Stolzes, des Hochmuths, der Vergessenheit, des Hasses, des Ehrgeizes und Neides, und was sonst noch von dunkeln Neigungen und Leidenschaften in unserm Busen sich regt. Kein Dichter hat wie er, die ganze Hölle in unserm Innern so nach allen Seiten hin durchforscht. Ueberall zeigt er uns den trüben Grundgedanken: Alles ist eitel; der Schmerz ist einmal unser Loos und es giebt kein Mittel dagegen weder im Leben, noch im Sterben. Mögen wir alle Weisheit aufbieten (the tree of Knowledge is not that of life), mögen wir Trost suchen in himmlischer, oder irdischer Liebe, in der Religion, oder im Sinnengenuss — es ist Alles eitel, wir sind zum Leiden geboren. Auch im Don Juan, in der von übermüthiger Laune sprudelnden Darstellung des Freudentaumels, des rücksichtslosen flüchtigen Sinnenrausches, dem die Welt sich ergiebt, ist dieser trübe Grundton vorhanden. Wie der Grundton in dem Gemälde eines ächten Meisters, scheint er überall durch, und ein geübtes Auge vermag ihn auch da zu erkennen, wo ein glänzendes Spiel heiterer Farben alle Blicke fesselt und bezaubert. Wenn Macaulay sagt, Byron

zeige eine wunderbare Vielseitigkeit in der Monotonie (variety in monotony), so ist der Ausdruck nicht glücklich und scharf genug gewählt. Seine Hauptstärke und Richtung bestand im Erkennen und Darstellen der negativen Stimmungen und Empfindungen unsres Gemüthes. Dass er auch das Lieblichste, Reizendste, Erfreulichste, Erhabenste, Herrlichste wohl angeschaut hat und zur Darstellung bringen konnte, wird Niemand bezweifeln, der seine Werke kennt. Es wäre höchst überflüssig, als Beleg dafür Stellen zu citiren. Aber in ähnlicher Weise, wie Schiller in seinen Darstellungen das Gemeine, Kleinliche, Niedrige nur gebraucht, um das Grosse und Erhabene deutlich hervorzuheben, schildert er Alles, was unser Herz erfreut und beglückt, in der That nur, um den ganzen Jammer unseres Daseins desto eindringlicher zu machen, die düstern Darstellungen desto ergreifender zu gestalten. Dazu steht ihm eine Kraft der Schilderung zu Gebote, wie sie schwerlich ein Dichter erreichen wird. Wer denkt nicht an seine glühenden, duft- und farbenreichen Bilder aus der schönen Natur des Südens, an alle die lieblichen oder Grausen erregenden Scenen im Don Juan, Corsair, Childe Harold, Parisina und allen andern Werken. Aber überall zeigt er uns mit besonderer Vorliebe unter den Blumen die lauernde Schlange, in der duftreichen Blüthe den Todeskeim, in den herrlichen goldglänzenden Früchten den Wurm, der sie im Innern zernagt.

In dieser tief ergreifenden Darstellung der Schmerzempfindungen der Menschheit liegt seine Bedeutung als Dichter, seine wahre Grösse. Die Kraft der Schilderung, die Schönheit der Diction, der Gedankenreichthum sind Eigenschaften, die unzertrennlich zu dem Wesen eines solchen Genius gehören, und es ist Unrecht, dieselben einseitig hervorzuheben und darauf allein seine Bedeutung zu gründen.

Dass Byron's Darstellungen von unvergänglicher Naturwahrheit sind, wird jeder denkende Mensch leicht erkennen. Diese Schmerzen sind da, sie durchzucken die Welt. Unter ihnen krümmt und windet sich die Menschheit und sucht sie durch rastlose Thätigkeit, Vergnügungen, Zerstreuungen, Kasteiungen, durch Mittel aller Art zu betäuben. Man braucht wahrlich nicht ein Philosoph nach Schopenhauer oder ein Pessimist

zu sein, um dies zu erkennen. Dazu genügt ein Blick in das alltägliche Leben. Der Weiseste ist der, welcher den Schmerz zu beherrschen, das Phantom aus seiner Seele zu treiben, Ruhe, innere Harmonie zu erlangen und sich zu erhalten versteht. Wer kennt nicht die tiefsinnige Erzählung von dem „Hemde des Glücklichen“, nach welchem der kranke König seine Diener aussandte, um dadurch zu genesen. Als sie einen Glücklichen fanden, war es ein armer Teufel, der kein Hemde besass! Alle unsere Träume von irdischem und himmlischem Glücke, alle unsre Kämpfe auf religiösem, socialem und politischem Gebiete, die edelste Begeisterung für alles Gute, Grosse, Schöne, sowie die tiefste Verworfenheit hängen im tiefsten Grunde zusammen mit diesem Schmerze. Es ist ein Glück, dass die Menschheit rüstig auf der Bahn fortschreitet, diese Wahrheit zum allgemeinen Bewusstsein zu bringen. Denn nur in der Erkenntniss liegt das wahre Heil; nur durch Beseitigung aller thörichten Träume und phantastischen Gespinnste gelangen wir zu einem rechten Leben auf dieser unsrer Erde, in dieser unsrer Zeit. Mit dem Wachsen dieser Erkenntniss wird auch Byron's wahre Bedeutung mehr und mehr zum Bewusstsein gelangen.

Die Frage nach dem Urgrund unsrer Schmerzen ist so alt, wie die Welt, und wird zu allen Zeiten die Menschen beschäftigen und interessiren. Die ganze geheimnissvolle Macht der Priester ist darauf begründet. Die Menschheit, welche eine unerklärliche sittliche Verantwortlichkeit in sich fühlt, wird zu allen Zeiten die innern Schmerzen und Qualen mit ihrer „Sündenschuld“ in causalen Zusammenhang bringen. Nach nichts greift sie gieriger, als nach einer Bestätigung dieser unklaren Begriffe; ihr Hauptinteresse dreht sich um „Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen“. Byron, welcher als Dichter die Empfindungen der Welt darstellte, wie sie wirklich sind, gab in seinen Gedichten eine scheinbare Auflösung mancher von diesen unauflöslichen Räthseln, er bestätigte die landläufigsten Ansichten scheinbar durch unvorsichtige Anspielungen auf sein eigenes Leben. Daraus erwuchs die Fülle des Ungemachs, das der grosse Dichter als Mensch zu erdulden hatte. Die Masse besitzt eine bestialische Neigung, ihren Mitmenschen auf die wunden Stellen zu treten, sie aufzusuchen, daran zu

zerren, den Unglücklichen bis zur Vernichtung zu peinigen. Stirbt der Gepeinigte unter ihren Fusstritten, so entsteht eine Pause stummer Beklommenheit; still, wie ängstliche Hunde, schleichen Alle von dannen, suchen ihre Hände „in Unschuld zu waschen“ und mit guter Manier die Periode der Verherrlichung ihres Opfers vorzubereiten.

Fragen wir, wodurch der grosse Dichter gegen sich selbst gesündigt, wodurch er die Angriffe der blöden Thoren heraufbeschworen hat.

Byron besass kein dramatisches Talent. Es gehört dazu nicht das Anschauen der Empfindungen der Menschheit, sondern das des ganzen einzelnen Menschen nach seinen Empfindungen sowol, als nach seinem Wollen und Handeln. Macaulay hat den Mangel dieses Talents in seinem essay über Byron sehr treffend dargestellt. Er weist nach, dass in allen seinen dramatischen Stücken kein ächter Dialog zu finden ist und schliesst mit den Worten: „Man kann dreist behaupten, dass Byron nur einen Mann und ein Weib dargestellt hat: einen Mann, stolz, schwermüthig, cynisch, mit Trotz auf seinen Brauen, und Verzweiflung im Herzen, ein Verächter seiner Mitmenschen, unversöhnlich in der Rache, jedoch fähig tiefer und nachhaltiger Liebe; ein Weib, ganz Sanftmuth, ganz Edelsinn, bemüht zu liebkosen und gehätschelt zu werden, aber fähig, dass die Leidenschaft sie in eine Tigerin verwandle.“

Schon aus diesen durchaus richtigen Worten kann man ersehen, dass auch dieser eine Mann und dieses eine Weib keine möglichen, keine naturwahren Charaktere sein können. Aber dies ist für Byron ebensowenig ein Vorwurf, als für einen Dante, oder Milton, oder Klopstock. Es wäre schlimm, wenn man dies von einem Shakespeare oder Schiller sagen könnte; aber Byrons Grösse wird dadurch ebensowenig angegriffen, oder beeinträchtigt, als die unsres Goethe durch eine etwaige Bemerkung, dass weder Faust, noch Mephisto wirkliche Charaktere sind. Es sind dies Gestalten, die dem Dichter nur untergeordnet dazu dienen, die Darstellung der Empfindungen der Menschheit plastischer zu machen. Er schuf sie etwa in der Weise, wie die alten italienischen Meister das scenische Beiwerk einer Landschaft,

oder eines Tempels oder eines Gartens, in dem sich ihre Gestalten handelnd bewegen. Wenn die Bäume, Felsen, Wasserfälle, Wolken, Säulen darin auch steif, unnatürlich, geradezu plump erscheinen — was kümmerte dies den Meister? Seine ganze Vollendung, seine ganze Seele legte er in jene Gestalten und Gruppen, nicht in das Beiwerk. So war es Byron nicht um das Darstellen von handelnden Charakteren, sondern von Empfindungen zu thun. Daraus erklärt sich's auch, dass er mit solcher Unvorsichtigkeit und Nonchalance in die Darstellung seiner Gestalten allerlei Anspielungen auf seine eigene Person, seine Erlebnisse und sein Thun hineinbrachte. Sicherlich hat dabei auch manche menschliche Schwäche, namentlich Eitelkeit mitgespielt; aber es ist ebenso thöricht, sich daran zu stossen, als ihn mit seinen Helden zu identificiren und daraus Schlüsse auf seinen persönlichen Charakter zu ziehen. Solche Biographen thäten besser, die Fibel zur Hand zu nehmen und mit Schulbuben fleissig cognosco und amo und pater peccavi zu üben.

Macaulay sagt, „Byron führe uns nicht einen Menschen vor, sondern ein personificirtes Epigramm". Dies ist unklar. Seine Gestalten sind künstlich zusammengesetzte, phantastische Formen, bestimmt, die Träger seiner tiefsinnigen Gedanken und der ergreifenden Darstellungen der mannigfaltigsten menschlichen Empfindungen zu sein. Er verlangt durchaus, dass man seinen Blick von der Schale auf den reichen Inhalt richte, den sie darbietet. Er giebt einem Menschen alle die Eigenschaften, Neigungen und Empfindungen, welche er zur Darstellung dessen braucht, was seine Dichterseele bewegt. Unbekümmert darum, ob es möglich ist, dass sich diese verschiedenartigen Elemente in einem menschlichen Wesen vereinigen können, verlangt er von uns, dass wir dies annehmen sollen. Deswegen beschreibt er nur kurz die Charaktere; er lässst sie nicht vor unserm innern Auge entstehen. „Er analysirt sie, er lässt sie sich selbst analysiren, aber nicht sich selbst entwickeln." Er will uns durch das Zusammenwirken der von ihm angenommenen Elementarkräfte, der Empfindungen, der Neigungen und mannigfachen Seelenregungen ergreifen, und dies gelingt ihm, weil er darin naturwahr ist, in solchem Grade, dass

wir in der That nach der Naturwahrheit seiner Charaktere gar nicht fragen.

Wir wollen wenigstens ein Beispiel betrachten. Es mag zugleich zum Belege dienen, dass das Schaffen solcher Charaktere bei einem lyrischen Dichter aus dem Bedürfniss nach plastischer Darstellung hervorgeht. Lösen wir Childe Harold in Schilderungen der Natur- und Menschenwerke und in philosophische Betrachtungen auf, so wird eine solche Arbeit, mag sie noch so sorgfältig den Inhalt wiedergeben, zuletzt herzlich langweilig werden. Auch würde dies Gefühl wesentlich dadurch vermehrt werden, dass man dann die ganze trübe verzweifelnde Lebensanschauung, die das Gedicht athmet, dem Umarbeiter zur Last legen muss. Byron brauchte darum zunächst einen Träger dieser innern Verzweiflung, um durch ihn die mannigfaltigsten Empfindungen, welche diese stille grübelnde Melancholie in dem Busen der Menschen erregt, zur Darstellung bringen zu können. Auf diese Weise gelang es ihm zugleich, persönlich ganz zurückzutreten. (Selbstverständlich ist ihm dies Alles unbewusst* klar geworden.) Um den tiefen Seelenschmerz zu begründen, gab er ihm Stolz, Menschenverachtung, Menschenhass und dabei zugleich ein tief liebebedürftiges Herz, Eigenschaften, welche Aufsehen erregen, interessiren. Um dies allgemeine Interesse noch wirksamer zu machen, gab er ihm ein tiefes Schuldbewusstsein, dessen eigentlichen Grund er im Dunkeln liess und deutete nur leise an, dass es die Folge von sittlicher Zuchtlosigkeit, von einem Leben ohne Tugend sei. Damit hatte er für seine Kunst das Richtige getroffen. Gerade diese Unbestimmtheit in der Charakterzeichnung bewirkte, dass jeder Leser sich mit Leichtigkeit an die Stelle des Childe Harold setzen konnte. Fand doch Jeder in sich selbst ein mehr oder weniger klares Schuldbewusstsein, und wie gern erhebt sich die Menschheit über die Mitbrüder, sieht verächtlich auf ihr Thun und Treiben, ist zu Hass viel eher geneigt, als zur Liebe, während sie nach frem-

* Wer diesen Ausdruck „unbewusst klar werden", wunderlich findet, den weise ich auf die sehr verdienstvollen Untersuchungen von E. v. Hartmann in seinem Werke: Philosophie des Unbewussten.

der Liebe ein so tiefes Sehnen empfindet. Daher folgte man dem Ritter willig auf seiner unsteten Pilgerfahrt, und theilte willig dessen wahre und tiefe Empfindungen, obgleich keine spannende Handlung die nach Aufregung geizende Masse fesseln konnte. Dies wird zu allen Zeiten der Grund für die Theilnahme an dieser Dichtung sein. Für jene Zeit kam noch der schon früher erwähnte Umstand hinzu, dass sich mehr, als sonst, eine allgemeine Schmerzstimmung der Menschheit bemächtigt hatte. Daher der ungeheure Erfolg, den Byron bereits mit den zwei ersten, weniger vollendeten Gesängen dieses Gedichtes erregte. Schon am dritten Tage nach dem Erscheinen war die ganze Auflage vergriffen. Byron wurde der gefeiertste Held des Tages. „Ich erwachte eines Tages," sagt er, „und war ein berühmter Mann." Macaulay erzählt: „Es wurde Mode, sein Halstuch à la Byron zu knüpfen; man gewöhnte sich an gewisse melancholische Stellungen, die man für interessant hielt, weil sie dem schwärmerisch melancholischen Charakter des Childe Harold entsprachen; man affectirte eine Verachtung der Welt und ihrer Freuden. Einige Jahre hindurch erschienen in allen Zeitungen Novellen, deren Held stets ein Charakter wie Childe Harold war."

Aber so treffend und wirkungsvoll diese Darstellung des Childe Harold auch für die Kunst war, so gefährlich war sie diesmal für die Persönlichkeit des Dichters selbst. „Der Ritter," erzählt Byron, „wandelte nicht den Tugendpfad! ausser Concubinen und Schwelgereien fanden wenig irdische Dinge Gunst vor seinen Augen. Nun überfiel ihn Schlimmeres, als Unglück: er fühlte Uebersättigung. Darum wurde es ihm in seinem Heimathlande zu enge. Er hatte nur Eine geliebt, die nie die Seine werden konnte. Aber Heil ihr! Sein Kuss hätte ihren keuschen Mund entweiht. Und nun war sein Gemüth krank, und er wollte die wilden Bachanalien fliehen. Einsam wandelte er oft in freudeloser Träumerei, bis er sich entschloss, den brennenden Süden aufzusuchen. Durch Vergnügen vergiftet, verlangte es ihn nach Schmerz, und sollte er den Wechsel bei den Schatten der Unterwelt finden. Zuweilen inmitten der heitersten Laune zuckte ein sonderbarer Schmerz über des Ritters Brauen, als ob das Andenken an irgend eine

tödtliche Fehde, oder enttäuschte Leidenschaft tief im Innern laure.“

Alles dies stimmte scheinbar ganz genau mit des Dichters eigenem Leben überein. Hatte er doch vor seiner Reise geschwelgt, locker gelebt, in der Einsamkeit seinen Träumen nachgehangen. Hatte er doch in seiner Liebe Schiffbruch gelitten. So war denn alles gegeben, was der Klatschsucht die rechte Nahrung darzubieten vermag, und sie schoss auch sehr bald ins Kraut und begann überall ihre widerlich stinkenden Blüthen zu treiben. Vergebens betonte Byron in der Einleitung, dass man hinter Harold keine wirkliche Persönlichkeit suchen solle, dass diese Gestalt nur das Kind seiner Muse sei; die Menge, unbekannt mit der Schaffensweise eines Dichtergenius, hielt seine Worte für leere Prüderie und begann um so eifriger, alle seine Bewegungen zu überwachen, auszukundschaften und durch gräuliche Zusätze zu entstellen. Der Dichter zog sich verstimmt in seine Einsamkeit zurück und schuf die neuen Gestalten eines Lara, Corsair, Giaour. Sie mussten naturgemäss Childe Harold ähnlich werden, er musste ihnen naturgemäss ein tiefes Schuldbewusstsein geben. Dadurch bekam die Klatschsucht immer mehr Aufwasser; sie wurde noch erhöht durch Byron's leidenschaftliche Heftigkeit. Walter Scott, der ihm persönlich befreundet war, sagt: „Tadelnde Einwürfe eines Freundes, über dessen gute Absicht und Herzensgüte er im Klaren war, hatten oft bei ihm ein grosses Gewicht. Aber blossen Tadel ertrug er mit Ungeduld und Vorwürfe bestärkten ihn in seinem Irrthum, so dass er oft dem edeln Schlachtross glich, das in den Stahl rennt, der es verwundete. In der peinvollsten Krisis seines Privatlebens zeigte er jene Reizbarkeit und Ungeduld gegen jede Censur in solchem Grade, dass er geradezu dem edeln Opfer des Stierkampfes ähnlich war, welches durch die Pfeile, das Gelächter und die kleinlichen Quälereien des unwürdigen Pöbels hinter den Schranken mehr gereizt wird, als durch die Lanze seines noblern und so zu sagen mehr legitimen Gegners.“

Byron hatte schon durch seine „English bards and Scotch reviewers“ das Heer der Kritikaster gegen sich aufgehetzt. Er wurde selbst bitter und bissig genug; aber der Schaden war auf seiner Seite. Die Leute nahmen zu den gemeinsten Mitteln

ihre Zuflucht, machten wiederholt Anspielungen auf sein körperliches Gebrechen — er hatte einen Klumpfuss — und peinigten ihn mit Nadelstichen, gegen die er nur zu empfindlich war. Nun kam seine unglückliche Ehe, der treulose Verrath seines thörichten Weibes, — und seine Abreise unter dem Hussah und Pfeifen des „süssen mob". Gleich darauf erschienen die letzten Gesänge des Childe Harold und Manfred, dessen innere Verzweiflung, Zerrissenheit, Ruhelosigkeit wieder durch ein tiefes Schuldbewusstsein begründet wird, über dessen Entstehung und Ursache der Dichter uns im Dunkeln lässt. Childe Harold's Charakter erscheint in demselben Lichte, wie in den ersten zwei Gesängen; die Darstellung ist nur verschärft, aber nicht verändert. Sein Herz trägt Wunden, die nicht tödten, aber nie heilen. Den Zauberbecher des Lebens, der nur am Rande funkelt, hatte er zu früh geleert und gefunden, dass die Hefe wurmzerfressen ist. Er füllte ihn wieder aus einem reinern Borne, auf heiligerm Grunde und hielt nun seine Quelle für beständig; aber umsonst! Unsichtbar schlang sich um ihn eine Kette, die ihn beständig marterte, und schwer genug drückte, obgleich ihr Rasseln Niemand hörte. Er war stolz in seiner Verzweiflung, die in sich selbst ein Leben finden konnte, das den Umgang mit der Menschheit ausschloss."

Dazu fügte er jene ergreifenden Liebes-Klagen um die Beraubung seines Töchterchens Ada und auch jenes schon früher erwähnte Wort: And thus untaught in youth my heart to tame, my springs of life were poison'd. 'Tis too late! die Fundgrube des Witzes für so viele Biographen. Kein Wunder, dass man nun allgemein im Recht zu sein glaubte, Byron mit seinen Helden, namentlich mit Childe Harold und Manfred vollständig zu identificiren. Wer verstand damals die Natur eines Dichters und seine poetische Schaffensweise? Niemand begriff den Inhalt der Strophe aus dem Eingang zum dritten Gesange:

'Tis to create and in creating live
A being more intense that we endow
With form our fancy, gaining as we give
The life we image, even as I do now.
What am I? Nothing: but not so art thou,
Soul of my thought! with whom I traverse earth

Invisible but gazing, as I glow
Mix'd with thy spirit, blended with thy birth
And feeling still with thee in my crush'd feelings dearth.

(In wörtlicher Uebersetzung: Um zu schaffen und im Schaffen ein intensiveres Dasein zu leben, begaben wir mit Form unsere Phantasie, gewinnend, während wir das Leben darreichen, das wir bilden, gerade so, wie ich's jetzt thue. Was bin ich? Nichts; aber nicht so bist du, Seele meiner Gedanken, mit der ich die Erde durchwandere, unsichtbar, aber schauend, während ich erglühe, durchdrungen von Deinem Geiste, belebt durch deine Erzeugungskraft und mit dir noch fühlend selbst in der Dürre meines jetzt so misshandelten Gemüthes.)

Der verständige Leser meiner Darstellung wird diese Worte begreifen; aber damals konnten sie nur ächten Dichtern klar werden. Von allen Andern wurden sie übersehen und man verrannte sich immer wüster in ein gräuliches Geschwätz. Die ganze Welt betheiligte sich an diesem Riesenklatsch. Byron, den grossen Dichter, der in seinem kurzen Leben mehr geschaffen und gearbeitet hat, als der ganze mob der Kritikaster zusammengenommen, machte man zu einem faulen, blasirten Roué; Byron, den hochherzigen, edeln, liebevollen Menschen zu einer gemeinen, verworfenen Creatur. Um die Sündenschuld, die man ihm andichtete, zu begründen, erfand man die abenteuerlichsten Märchen und gräulichsten Klatschgeschichten. Zu keiner andern Zeit ist diese widerliche Schattenseite der grossen Menge in ihrer ganzen Erbärmlichkeit so grell ans Licht getreten. Sie bemächtigte sich zuletzt wie ein böser Rausch der ganzen europäischen Bevölkerung. Ist doch selbst Goethe in seiner Beurtheilung des Manfred unvorsichtig genug gewesen, die boshafte Erfindung, dass Byron selbst eine Blutschuld in sich trage, ohne Kritik nachzusprechen! Freilich haben sich auch selten die Umstände so vereinigt, um der Klatschsucht eine scheinbare Berechtigung zu geben. Der sogenannte „gesunde Menschenverstand,“ der allenfalls da richtig zu urtheilen vermag, wo es sich um Pfeffer und Salz, um Tagelöhnerarbeit, um Prügeleien in der Schänke, um die handgreiflichsten, ganz nahe liegenden Dinge handelt, erhielt ein scheinbares Recht, durch Hinweis auf den Dichter die höchsten Fragen der Mensch-

durch Hinweis auf den Dichter die höchsten Fragen der Menschheit endgültig zu entscheiden. „Seht die Folgen der Sünde“, schrien die Frommen im Verein mit der ganzen Priesterzunft, „wollt Ihr noch zweifeln an den „ewigen, heiligen Wahrheiten der Religion?“ Seht auf Byron, den Sünder, den Religionsverächter!“ „’T is shocking!“ bekräftigten die Ladies, die so eben im Geheim sich am Don Juan und den Schilderungen sinnlicher Liebe ergötzt hatten. „Das sind die Folgen eines Lebens ohne Tugend,“ schrien die Moralprediger, den kriechenden Hofpoetaster Southey an der Spitze, „seht den lasterhaften Lord, seht die Folgen seines Lebens in seinen unmoralischen Gedichten.“ „Die Werke dieser „satanic school,“ zeterte der neidische scribbler, „müssen durch die Staatsgewalt unterdrückt werden!“ „He is right, quite right!“ bekräftigten die alten Weiber, putzten ihren Sprösslingen die Nase und erzählten ihnen die Thaten des lasterhaften Byron zum abschreckenden Exempel. Alle Zeitungen, alle Journale und reviews wetteiferten in unsinnigen Bemerkungen und Kritiken, von denen selbst die besten nur den Beweis liefern, mit welcher Gewandtheit der menschliche Geist auf falschen Voraussetzungen ein himmelhohes Gebäude durch Trugschlüsse zu errichten vermag.

Des Dichters wahre Freunde versuchten zwar oft genug, ihn zu rechtfertigen; aber sie verstanden nicht, die Thorheit in der Wurzel anzugreifen, was durchaus nöthig war, um das Geschrei zum Schweigen zu bringen. Man wird vergebens versuchen, eine durch solche Lieblingsbeschäftigung aufgeregte Masse zu überschreien. Allen Versicherungen wurde mit Achselzucken das Sprüchwort: „Freundeslob hinkt“ entgegengehalten.

Dies sind die wahren Gründe für die Angriffe, welche den grossen Dichter getroffen haben. Er wurde sein eigenes Opfer nicht durch Sündenschuld — denn er besass deren nicht mehr, als ein Goethe, oder der lustige Fielding und andere Dichter, die wie er „viel geliebt“ haben — nicht durch Schwelgerei — denn er lebte zu Zeiten, um seine zunehmende Körperfülle zu schwächen, wie ein Anachoret — nicht durch Menschenhass — denn sein edles wohlwollendes Herz, dass nur zu leicht sich jedem Bittenden öffnete, kannte diesen Hass garnicht — nicht durch höllischen Stolz — denn er verachtete nur das thöricht

Geschwätz der grossen Menge, sowie Jeden, den sein Scharfblick als unwahren heuchlerischen Charakter erkannte — sondern gerade durch die naive Schönheit seines grossen dichterischen Genius und durch die naive Offenheit seines Wesens, das bei seiner Reizbarkeit und leidenschaftlichen Heftigkeit heimtückischen Kniffen und Ränken nicht gewachsen war.

Nach seinem Tode, nachdem die Gegner ihm noch den letzten Hornstoss versetzt und die Beisetzung seiner Leiche in der Westminsterabtei hintertrieben hatten, begann das Geschwätz allmählich zu verstummen. Unsere Zeit hat den alten Klatsch wieder aufgerührt und pedantische Schulmeisterklugheit hat als neueste Errungenschaft hinzugefügt, dass Alles die Folge schlechter Erziehung gewesen sei! Guter Byron, du sollst nun durchaus ein schwerer Sünder mit tiefem Schuldbewusstsein und ruhelosem, zerrissenem Gemüth gewesen sein!

Auch sogar seine letzte Liebesthat, die Aufopferung für die Sache der Griechen hat man aus diesem Gefühl der eigenen Unwürdigkeit ableiten wollen. Macaulay hat die Unbesonnenheit gehabt, dies in die Welt zu schreien und das ganze unkritische Heer der Nachbeter hat es ihm gehorsamst nachgeschwatzt. Haben die Menschen, welche dies behaupten, seine Briefe und Tagebücher und die Notizen seiner Freunde gelesen? Leider besitzt der Philister hinter seinem Ofen selten eine Idee von rechtem Edelsinn und jener Begeisterung, die sich bis zu persönlicher Aufopferung steigern kann. Er freut sich, wenn sie ihm zu Gute kommt; im Uebrigen schilt er sie als Thorheit und sucht die eigennützigen Motive, die ihn bei seinem Thun leiten, auch ihr unterzuschieben. Byron ging nach Griechenland aus reiner Hingabe an die Sache der Freiheit des alten Heldenvolkes, das einst die Perserkönige besiegt und so grossartige Geisteswerke der Nachwelt hinterlassen hat. Er hatte sich in ähnlichem Edelsinn schon vorher der Sache der unterdrückten Italiener gegen Oesterreich angenommen. Ein gewisser romantischer Hang, an der Spitze einer treuen Schaar mit dem Schwerte in der Hand in wackerm Kampfe für eine gute Sache zu streiten und zu fallen, hat wohl auch dabei mitgespielt; aber wahrlich nicht das Bestreben, ein „unwürdiges Leben“ durch einen wackern Tod zu sühnen.

Eydtkuhnen. A. Goerth.

Pope und seine Zeit.

Es ist eine noch nicht in allen Kreisen antiquirte Anschauung, dass hervorragende Schriftsteller den Geist ihrer Zeit stark beeinflussen, ja ihn sogar in ganz neue Bahnen zu lenken vermögen. Noch hört man wohl Voltaire, den Vater der Revolution, die Encyclopädisten, die Erzeuger der Freigeisterei nennen, und doch ist keine Ansicht verkehrter. Es sind ganz andre Faktoren, die hier bestimmend einwirken. Die menschliche Natur ist im Allgemeinen aus viel zu zähem Stoff, als dass sie die von Alters hergebrachten, mit ihrem inneren Leben gleichsam verwachsenen Ideen neuen Philosophemen eines geistreichen Metaphysikers oder den schwungvollen Versen eines Poeten zu Lieb, selbst wenn diese vorausschauend das Richtigere geahnt hätten, aufgeben sollte.

Nicht konnten die Angriffe eines Savonarola, nicht vermochte die Ueberzeugungstreue eines Huss die mittelalterliche Idee zum Wanken zu bringen; erst musste das Wiederaufleben der Antike sich in so und so viel Geistern vollzogen haben, erst musste die Entdeckung des Columbus bewiesen haben, dass die Erde wirklich eine Kugel ist, und dass es für uns Menschen kein Unten und kein Oben giebt.

Und ähnlich verhält es sich mit dem Kunstgeschmack. Noch hört und liest man vielfach, wie dieser oder jener Schriftsteller massgebend für den Geschmack seiner Zeit gewesen, ja dass er sogar den eignen Geschmack der Mitwelt aufgedrückt habe. Allein auch diese Anschauung ist eine verkehrte. Eben-

sowenig wie der Dichter für neue Anschauungen und Ideen, die nicht im Zeitgeist begründet sind, wirksam Propaganda machen kann, ebensowenig kann er seinen Kunstgeschmack, wenn er nicht zeitgemäss ist, populär machen. Man missverstehe mich nicht.

Es soll hiermit keineswegs geleugnet werden, dass der Dichter neuauftauchenden Ideen Eingang in weiteren Kreisen verschaffen, noch auch, dass er eine Geschmacksrichtung, die in der Zeit begründet liegt, durch künstlerische Ausbildung für lange Zeit als massgebend hinstellen kann. Immerhin aber bleibt er selbst ein Product seiner Zeit und wird von ihren Strömungen, wenn auch nicht blindlings beherrscht, so doch mindestens stark beeinflusst, die Vorzüge wie andrerseits die Mängel derselben werden sich in seinen Schriften documentiren, ja sie werden sich seinem Talente anheften.

Wollen wir daher über die Ursprünglichkeit eines Talentes zu Gericht sitzen, so müssen wir vor Allem diese Zuthaten, um mich so auszudrücken, zu erkennen suchen; und zwar vermögen wir das nur durch eine genaue Sondirung der religiösen, der politischen, der künstlerischen Bestrebungen, kurz der ganzen geistigen Atmosphäre der Zeit, in der dasselbe auftritt. Es steigt dadurch nicht nur ein Shakespeare von seiner fast übermenschlichen Höhe einen Schritt zu uns herab, es wird auch andrerseits ein nur einseitig ausgebildetes Talent in unsern Augen gewinnen. Das der Standpunkt, von dem aus wir einen Blick werfen wollen auf das so viel gepriesene, so viel geschmähte augusteische Zeitalter der englischen Literatur und zwar mit directer Beziehung auf den Hauptrepräsentanten derselben, Pope, welchen wir, um dies gleich vorauszuschicken, keineswegs in überschwänglicher Weise, wie Lord Byron es gethan, zu den Sternen erster Grösse rechnen, mit dessen Herabsetzung aber zu einem puren Verstandesdichter wir uns ebensowenig einverstanden erklären können.

Seit der Kirchenreform Heinrich VIII. war bis zur Zeit, in der Pope auftrat, ein Zeitraum von ungefähr zweihundert Jahren dahingegangen, der mit nur geringen Unterbrechungen angefüllt ist mit offenen und versteckten Angriffen der verschie-

denen Religionsparteien gegen einander, mit blutigen Kämpfen, mit schonungslosen Verfolgungen der Unterdrückten. Und wie oft hatte sich das Blatt gewandt! Dabei war die Würde des Staates nur von der Elisabeth und dem vielverschrienen Cromwell gewahrt, von den übrigen Herrschern aber auf nichtswürdige Weise hintenangesetzt worden. Wo sollte da Selbstvertrauen, Vaterlandsgefühl herkommen? Ein Gefühl des Missbehagens, der Unsicherheit, des Zweifels an den jeweiligen Zuständen hatte sich der Bürger bemächtigt; sie waren kleinmüthig, beschränkt geworden, immer noch lag die Furcht vor dem Katholicismus wie ein Alp auf der Brust der englischen Protestanten, die doch jetzt die ungeheure Mehrheit der Nation ausmachten. Eine Furcht, die neue Nahrung gewann, als die kinderlose Königin Anna ihre Gunst den Tories zuwandte, welche offen Rückführung der vertriebenen Stuarts auf ihre Fahne geschrieben hatten.

Der grosse Oranier hatte freilich den Versuch gemacht, den Grundsätzen religiöser Duldung auch in England Eingang zu verschaffen; dies war ihm aber nur zum Theil, nur in Bezug auf die verschiedenen protestantischen Bekenntnisse gelungen. Der Kampf gegen Rom, der immerhin noch etwas Nationales in sich hatte, dauerte fort. Aber auch die Anfeindungen unter den Ersteren hörten darum nicht auf. Nicht mehr im offenen Felde, aber von der Kanzel herab, in Satiren und Pamphleten wurde weidlich weitergezankt.

Was aber der ganzen Zeit ein so widerliches Gepräge verleiht, ist dass über diesen dogmatischen Streitigkeiten die Religion selber, ja sogar der Glaube an die verfochtene Sache abhandengekommen war. Der Geist ist entflohen, der Apparat ist aber noch nicht vernuzt, er arbeitet nach wie vor weiter. Es hatte sich nämlich inzwischen eine Umwandlung in den Anschauungen der Gebildeten jener Periode vollzogen: Newton hatte das Gesetz der gegenseitigen Anziehungskraft der stofflichen Welt entdeckt, er hatte nachgewiesen, dass dasselbe Gesetz, welches einen Stein von einer Höhe herab zur Erde fallen lässt, auch in den fernsten Fernen des Universums thätig ist und Planeten und Fixsternen ihre Bahnen vorschreibt. Himmel und Hölle

der Gläubigen waren somit wenigstens räumlich unmöglich gemacht. Obgleich er selber mit einer gewissen peinlichen Beflissenheit an seinem strenggläubigen Christenthum festhielt, hatten doch statt seiner andre Männer der Wissenschaft kühn die Consequenzen gezogen und waren, mit den religiösen Anschauungen der Menge zerfallen, zu jenen naturreligiösen Anschauungen gekommen, die in den Schriften der englischen Deisten ihren Ausdruck fanden; andere frivolere Geister, und diese bildeten zu jener Zeit die ungeheure Mehrheit, waren in eine übel begründete Freigeisterei versunken, die von cynischem Nihilismus nicht fern war, obgleich sie äusseres Kirchenthum natürlich nur aus politischen oder egoistischen Motiven hoch hielten und verfochten.

Und wie moralisch herunter war das damalige Geschlecht: Auf die allzustrenge pedantische Ascese der Rundköpfe war die schamloseste Liederlichkeit unter der Herrschaft der rückkehrenden Stuarts gefolgt, und diese hatte fast ein ganzes Menschenalter hindurch ihren verderblichen Einfluss auf Staat und Familie ausgeübt. Man war freilich endlich zur Besinnung gekommen; man bemühte sich ernstlich andere Bahnen wieder einzuschlagen, aber man war so weit gesunken, dass darüber Unsicherheit herrschte, was zu dem Erlaubten, was zu dem Unerlaubten gehöre.

Und wie war es nun um den Kunstgeschmack bestellt? Noch galt freilich die Antike als Muster, doch nicht mehr war ihr Cultus wie zur Zeit der Elisabeth eine naturgemässe freudige Hingabe an dieselbe. Nein, man war hochmüthig geworden, man glaubte sie durch neue, durch französische Kunstproducte überholt. Dass Boileau sein Vorbild Horaz, dass Racine Sophokles wenigstens erreicht, ward allgemein geglaubt. Die Herrschaft des französischen Geschmacks war so fest begründet, dass noch fast ein Jahrhundert nach der Vertreibung der Stuarts vergehen musste, ehe das nationale Element in der Literatur wieder zur Besinnung kam.

Wir müssen freilich annehmen, dass der eigentliche Kern der Bevölkerung, der Kleinbürgerstand, der zu Shakespeare's Zeiten nachweislich so lebhaften Antheil an der vaterländischen

Literatur genommen, von diesen Einflüssen nur äusserlich berührt wurde. Zunächst war seine Lage nicht derartig, dass er die zur Hingabe an die Literaturgenüsse so nothwendige innere und äussere Ruhe und Unbefangenheit gefunden hätte. Und wenn er auch Sonntags die Theater füllte, um sich nach den Sorgen und Mühen der Woche einmal recht tüchtig auszulachen, so konnte doch eben das, was ihm dort geboten wurde, nicht zu einer nähern Bekanntschaft mit der Tagesliteratur einladen. Auch war die Erinnerung an eine bessere Zeit noch nicht so ganz geschwunden. Die Riesengestalt eines Shakespeare war, wenn auch nur in unsichern, verwischten Umrissen, in dem Andenken der Menge geblieben. Er ist nie so ganz vergessen worden, wie vielfach angenommen wird, sein Hamlet besonders ist nie von der Bühne geschwunden. Einen Beleg hierzu liefern die Dichter jener Periode selbst durch die Verballhornisirung seiner Stücke. Dieselben Leute, die mit souveräner Verachtung auf ihn, den gothischen Barbaren, herabsehen möchten, müssen nothgedrungen seine Grösse, natürlich unter allerhand möglichen Verklausulirungen anerkennen. Sie glauben aber der Welt und Shakespeare's Andenken einen grossen Dienst erwiesen zu haben, wenn sie den Versuch machen, Shakespearesche Helden in eine französische Schnürbrust einzuengen und auf französisch-antikem Cothurn einherschreiten zu lassen.

Das Interesse an der Literatur war also nur bei den eigentlichen Weltleuten, bei den Leuten von Ton vorhanden, ein grosser, schwerwiegender Uebelstand für Dichter der Zeit, die sich nicht an das Volk, sondern nur an Coterien wenden konnten. Tories und Whigs standen sich noch mit einer Schroffheit gegenüber, von der wir jetzt kaum noch eine Vorstellung haben. Jedes von der einen Partei gewonnene Talent war eine Niederlage für die andere, und so war das Mäcenatenthum seit Vertreibung der Stuarts auf die Häupter der politischen Parteien übergegangen. Jedes neu auftauchende Talent wurde von ihnen gleichsam mit Beschlag belegt. In demselben Masse aber wie hierdurch die äusseren Verhältnisse der schriftstellerischen Talente sich hoben, denn Sinecuren aller Art, einträgliche Privat- und Staatsanstellungen waren der reichlich gereichte und meist gierig erhaschte Köder, in demselben Masse musste wahre

Kunst dabei herunterkommen; und so kann es nicht weiter Wunder nehmen, dass alle literarischen Erzeugnisse, in welcher Form sie auch auftreten mochten, ob als directe Satire, ob als Lehrgedicht, als Novelle oder als Drama, ja bis zu Addison's Cato hinauf, Parteischriften nach der einen oder andern Richtung hin wurden. War doch letztgenannter Dichter mit seinem Freunde Steele der Stolz der Whigs, wie andrerseits Pope und Swift, letzterer nach seiner aus persönlichen und selbstsüchtigen Motiven veranlassten Wandlung, die Gefeierten der Tories waren. Wahre Poesie fand unter solchen Umständen kein Verständniss, keine Stätte, und selbst ein ursprüngliches Dichtergenie musste von seiner Bahn abgelenkt werden.

Pope selbst nun stand den politischen Parteien noch verhältnissmässig fern, obgleich sein Katholicismus ihn den Tories geneigt machte. Aber gerade dieser Katholicismus war es, der ihn vor einem allzuengen Anschluss an die Partei bewahrte; denn noch war derselbe so sehr im Verruf, dass Pope, als Bekenner desselben, von den Landesuniversitäten ausgeschlossen war. Ein Umstand, der, wie es scheint, für seinen Bildungsgang von keinem, für seine Charakterbildung jedoch nicht ohne Nachtheil geblieben ist. Er steht jedoch keineswegs den Bestrebungen seiner Zeit fern, er ist im Gegentheil, wie jeder wahre Dichter, ein echtes Kind seiner Zeit und hat neben Swift, seinem ausdauernden Freunde, dem Geist derselben am besten Ausdruck verliehen. Auch in soweit harmonirt er mit seinen Zeitgenossen, dass sein kirchliches Bekenntniss nur rein äusserlich ist; in seinen Schriften documentirt er sich als reiner Deist, obgleich er sich feierlich dagegen zu verwahren sucht. Während Swift's Schriften uns die religiösen und politischen Parteigetriebe der Zeit in lebendiger, oft drastischer Weise vorführen, werden wir durch Pope in den feinen und vielfach raffinirten Ton der nobeln Gesellschaft eingeweiht. Beider Werke allein schon würden hinreichen, ein klares und ziemlich vollständiges Bild jener Epoche zu liefern.

Pope ist also durch die Ungunst der Zeitverhältnisse der Dichter einer gewissen Coterie geworden, durch die einseitige Geschmacksrichtung der Zeit wurden nicht Shakespeare, obgleich

er diesen edirte, und die Griechen, sondern Dryden, Boileau und in zweiter Reihe Horaz, Virgil seine Vorbilder. War er nun kein ursprüngliches echtes Dichtertalent, sondern nur ein talentvoller Verstandesdichter, so war es unabweislich, dass er in der herrschenden Richtung seine volle Befriedigung fand, dass er volltsändig darin aufging. Dass er dies aber nicht that, dass er Werke hinterlassen, die sich in das allgemeine Register seiner Schriften absolut nicht einfügen wollen, Werke, in denen er nur Pope ist, und zwar der von seinen vielen Nachahmern unerreichte Pope, Werke, die von reicher Phantasie zeugen, in denen echtmenschliches Gefühl wahr und ungekünstelt zu Tage tritt, beweist das Gegentheil, beweist, dass der wahre Dichterfunke in ihm gesprüht hat.

Wir räumen ein, dass deren verhältnissmässig wenige sind, aber diese wenigen zeugen um so lauter für ihn.

Zunächst wird wohl von fast allen Kennern Pope's zugegeben, dass er in seinen Nachahmungen seine Vorbilder weit überholt hat, dass er ähnlich wie Shakespeare die übernommenen Stoffe vertieft und ihnen einen poetischen Hauch verliehen hat. Von den antiken Stoffen muss dabei selbstredend abgesehen werden, diese hat er durch eine französische Brille angesehen und sie ganz geflissentlich modernisirt. Dass er aber auch hierin seine besondere Eigenart zur Geltung brachte, beweist seine Anglicanisirung des Homer, die vielen nachfolgenden Uebersetzungen zum Trotz in England noch immer bevorzugt wird.

Wir haben hauptsächlich drei Gedichte von ihm im Auge, den Lockenraub, die Elegie auf den Tod eines unglücklichen Mädchens, und seine Epistel der Heloise an Abelard, die, obgleich allgemein bekannt, doch unsrer Ansicht nach bei der Würdigung von Pope's Talent zu wenig berücksichtigt worden sind. Wer hätte je den Lockenraub gelesen ohne von den übersprudelnden Phantasiegebilden, von dem liebenswürdigen heitern Humor, von der mosaikartigen Ausarbeitung der Scenerie, von dem Schmelz der Sprache entzückt zu werden? Und wie einfach ist das Sujet, das ihm vorliegt! Ein Liebhaber hat der Dame seines Herzens eine Locke geraubt und sich dadurch ihre Ungunst zugezogen. Was aber hat seine Phantasie daraus

geschaffen! Himmel und Erde hat er gleichsam bevölkert, süss-verlockende, neckisch-schäkernde und wirklich erhabene Töne schlägt er an und hat daraus das liebenswürdigste, anziehendste humoristische Gedicht der englischen Literatur geschaffen.

Rechnet man dazu, dass das Gedicht zunächst in der Absicht verfasst wurde, die getrennten Liebenden wieder zu vereinigen, so ist das für seinen Charakter, der uns nicht sehr rosig geschildert wird, ein gutes Zeichen. Aber wir sehen ihn auch, ihn, den Dichter der nobeln Gesellschaft, und das ist ein wichtiges Moment für ihn, in seiner Elegie auf den Tod eines unglücklichen Mädchens, mit dem ganzen Schwunge dichterischer Begeisterung für eine Unglückliche eintreten, die aus eben diesem Kreise, aus Familie und Vaterland, weil sie es gewagt hat, anders zu fühlen und zu denken, aus Vorurtheil und Hartherzigkeit vertrieben, in der Fremde in Verzweiflung durch Selbstmord endet.

Die weichen, wahrhaft elegischen Töne, die er abwechselnd mit von edlem Zorn und sittlicher Entrüstung zeugenden gewaltigen Tönen seiner Leier entlockt, sprechen zu Herzen, denn sie kommen vom Herzen. Das Gedicht ist nicht gedacht, sondern empfunden.

Leider treffen wir Pope nur selten auf dieser Fährte. Aber er hat noch ein Document hinterlassen, das laut bekundet, was von seinem Genius unter glücklicheren Zeitumständen zu erwarten gewesen wäre. Wer erkennt in seinem unvergleichlichen Gedicht: Heloise an Abelard, den Dichter der Dunciad oder des Essay on Man wieder? wenn nicht etwa an der äussern Formgewandtheit, die auch hier überall gewahrt ist, an dem Tonfall und Klang der Verse.

Wie Shakespeare in seinem Gedicht Venus und Adonis das überströmende Feuer sinnlich entbrannter Liebe unvergleichlich, freilich bis hart an die Grenze des Erlaubten gehend, geschildert, wie er alle Töne einer vergeblich nach Erhörung ringenden Seele erschöpft hat, so hat Pope in diesem Gedicht, bei der Schilderung einer edleren Leidenschaft, der die Sinnlichkeit nur als naturgemässe Beigabe anhaftet, alle Höhen und Tiefen des menschlichen Herzens durchforscht und ans Licht gekehrt.

Es ist vom Standpunkte der darin handelnden Person aufgefasst, ein Kampf der ringenden Seele zwischen Himmel und Hölle, ein Kampf der Pflichten gegen Gott und einer sündhaften irdischen Leidenschaft, von einem geläuterten freieren Standpunkt aus aber ein Kampf der unverfälschten menschlichen Natur gegen Convenienz und Vorurtheil, ein Kampf der freien Selbstbestimmung gegen unwürdige Fesseln, ein Kampf der Stimme der Natur gegen einen Wahnbegriff. Der Dichter steht in seinem Bewusstsein auf letzterm Standpunkt.

Wie hinreissend aber hat er das Wiedererwachen der scheintodt gemachten Leidenschaft geschildert. Im ersten Aufwallen reissen alle künstlich aufgeworfenen Wälle wie nichtige Spreu auseinander, der durch Fasten, Beten, Casteiungen erträumte Kirchhofsfrieden erweist sich als nichtig, als haltlos. Heloise erwacht wie aus einem langen schweren Traume. Die Stimme der Natur hat gesprochen; in den Augen der Nonne, freilich der irdischen, d. h. sündhaften Natur. Daher erneuerter aber vergeblicher Seelenkampf.

Dass hier von einem verstandesmässigen Arrangiren, von kalter Reflexion nicht die Rede sein kann, muss jedem Unbefangenen einleuchten. Der ganze Apparat von Elfen und Feen ist hier vergessen, die äussere Form, so correct sie auch ist, tritt gegen den Inhalt zurück, der Dichter schöpft aus seinem Innern, er hat einmal das Angelernte, das Convenienzmässige zur Nebensache gemacht und giebt sich natürlich. Wird dies aber zugegeben, so können wir nach obigen Ausführungen Pope nicht unter die gemachten Dichter rechnen, wir müssen in ihm vielmehr ein bedeutendes, ursprüngliches echtes Dichtertalent erblicken, von dem wir nur zu bedauern haben, dass es nicht unter günstigeren Zeitverhältnissen zur Blüthe gekommen.

In Beifolgendem geben wir eine Probe des Gedichtes in deutscher Uebertragung. Wir sind bei der Abfassung dem Autor möglichst genau, doch nicht sclavisch gefolgt. Bei einem Dichter wie Pope, bei dem die äussere Form eine so hervorragende Rolle spielt, braucht nicht jedes Wort so auf die Wagschale gelegt zu werden, wie etwa bei Milton oder Shakespeare; doch sind wir seinem Ideengang gerecht geworden und haben

versucht, ihm in Ton und Klang der Verse nahe zu kommen, indem wir vor Allem auf volle Reime sahen, und die Verschränkung der Verse möglichst vermieden. An manchen Stellen ist es uns gelungen das Original fast wörtlich zu copiren.

Das mitgetheilte ist etwa der dritte Theil des Gedichts, welches hier zu einem gewissen Ruhepunkt gelangt. Derselbe leidenschaftliche Ton bleibt demselben auch ferner eigenthümlich, gegen Ende, wo die Resignation durchdringt, bekommt er eine passende elegische Färbung.

Einzelne wenige Stellen, in denen ein Gedanke auf Kosten des Ganzen zu sehr ausgesponnen ist, sind wohl nicht aus dem ersten Guss und rühren von einer spätern Ueberarbeitung oder Ueberfeinerung her. An zwei Stellen, wo dies den Fluss des Ganzen stören konnte, haben wir uns Kürzungen erlaubt.

Zur Einführung in die Situation sei noch erwähnt, dass der Heloise nach jahrelanger Trennung ein Brief Abelards, in welchem dieser einem Freunde die tragische Geschichte seines Unglücks mittheilt, durch Zufall in die Hände gespielt worden ist.

Heloise an Abelard.

Woher, woher an diesem heilgen Orte,
Wo dumpfe Schwermuth finster grübelnd weilt,
Wo nur zum Himmel sich Gedanken, Worte
Aufschwingen, wo die tiefste Wunde heilt,
Woher der Aufruhr in der Jungfrau Brust,
Hier, wo erstarrt der Schmerz, wo stirbt die Lust?
Wie oder schweifen, trotzend allen Schranken,
Hinaus von dannen, weithin die Gedanken?
Wie noch entbrennt mein Herz, noch wallt mein Blut?
Hilf Gott, ich liebe noch mit alter Gluth!
Sein Name hat mich meinem Wahn entrissen,
Ich seh ihn hier und muss ihn bebend küssen.

O, nenn' ihn nicht, sprich ihn nicht aus, o Mund,
Den unheilvollen, ach so theuren Laut!
Dem stillen Herzen bleib er anvertraut,
Dort sei verbannt er auf den tiefsten Grund,
Wo sich sein Bild mit Gottes mischend eint.
Schreib ihn nicht nieder, Hand, doch schon erscheint
Geschrieben „Abelard“. O, strömet nieder,
Ihr Thränen, und verwischt die Züge wieder!
Doch Heloise weint umsonst und sorgt,
Das Herz gebietet, und die Hand gehorcht.

Ihr kalten Mauern, die ihr oft vernommen
Der Seele Weinen, Seufzer tief beklommen,
Ihr Felsenstufen, unterm Druck geschwunden
Wankender Knie, die sich hinaufgewunden,
Ihr dumpfen Zellen, wo bei Zwielichtscheine
Die Dornenruthe schwankt, ihr heilgen Schreine,
Vor denen bleiche Jungfraun wachen, härmen,
Ihr Heil'gen, deren Bilder weinen lernen,
Zwar werd' ich kalt und stumm wie ihr, allein
Noch werd' ich nicht entmenschlicht ganz zu Stein.
Noch höre ich nicht ganz dem Himmel an,
Ein Theil ist ihm, ihm dem geliebten Mann.
Noch hält rebellisch die Natur mit Macht
Das halbe Herz; kein Beten, Fasten macht
Auch Thränen nicht, und wär'n's Millionen Tropfen,
Den eigensinn'gen Pulsschlag leiser klopfen.

Kaum als Dein Schreiben bebend ich erbrach,
Da rief Dein Name all mein Leiden wach.
O Name, ewig traurig, ewig theuer,
Gehaucht in Seufzern, bald mit Liebesfeuer!
Ich zittre stets, wo meinen ich erblick',
Ein grosses Unglück ist nicht weit zurück.
Thränenden Aug's ich Deinen Brief durcheile,
Ach, neues Weh weckt jede neue Zeile!
Noch liebeswarm, da welkt die Jugend mir
In eines Klosters einsamem Revier,
Hier dämpfte strenge Büssung meine Triebe,
Hier starb die beste Leidenschaft — die Liebe.

Und dennoch schreib', ja schreibe Alles mir,
Damit ich weinen, seufzen kann mit Dir.
Die Macht entreissen uns selbst Feinde nie,
Und Abelard wär' wen'ger mild als sie?

Noch hab' ich Thränen und brauch' nicht zu sparen,
Wieviel ich betend auch vergoss seit Jahren.
Von allen Wünschen hab' ich noch den einen,
Den letzten Wunsch, zu lesen und zu weinen.
Drum theil Dein Wehe! diesen Trost lass mir.
Ja mehr als theile, gieb es ganz von Dir!
Der Himmel hat das Schreiben uns gelehrt,
Zunächst wohl, weil er milde hat erhört
Das heisse Flehen einer armen Maid,
Deren Geliebten man verbannt hat weit.
Sie leben, reden, athmen doch zusammen;
Die Seelen mischen sich, der Herzen Flammen,
Sie tauschen Freud' und Schmerz und Weh und Wohl,
Ein Seufzer klingt vom Indus bis zum Pol.

Du weisst, wie keusch, wie rein ich Dir genaht,
Da Lieb' verhüllt in Freundschaft vor mich trat.
Zum Engel schuf Dich meine Phantasie,
Ein Ausfluss schienst Du ew'ger Poesie.
Dein Auge, ach! so mild und ernst zumal,
Schien süss verlockend wie der Himmelsstrahl.
Arglos schaut' ich hinein und ward berauscht,
Hat doch der Himmel, wenn Du sangst, gelauscht.
Von Deinen Lippen her verkündet schien
Mir ew'ge Wahrheit edler als vorhin.
Wer kann den Eingang zu dem Herzen wehren,
Wenn solchem Mund entströmen weise Lehren?
Zu bald er lehrte, dass der Geist sei frei,
Und dass die Liebe keine Sünde sei.
Und gern im Geist den Pfad zurück ich rann:
Nicht beib' er Engel, den ich lieb' als Mann;
Nicht locken mich die unbekannten Freuden
Der Sel'gen. Nein, ich mag sie nicht beneiden
Um ihren Lohn, einst auch bestimmt für mich,
Nicht um den Himmel, den ich liess für Dich!

Wie oft, zur Eh' gedrängt, hab' ich gesagt:
Fluch dem Gesetz, das Liebe nicht gemacht!
Frei ist sie wie die Luft, will man sie zwingen
Durch Fesseln gar, flieht sie auf leichten Schwingen.
Mag hohe Ehre, Reichthum aller Arten,
Und guter Ruf der Angetrauten warten,
Vor echter Leidenschaft weicht solch Getriebe,
Ruf, Reichthum, Ehr', was seid ihr gegen Liebe!
Ja reicht ein Kaiser seine Hand mir dar,

Nicht träte ich mit ihm vor den Altar.
Was kümmert's mich, wie Andre Liebe übten?
Ich will nur sein Geliebte dem Geliebten,
Kann noch ein Name freier, schöner sein
Als der, Geliebte, o, so sei er mein!
O, hehres Glück! wenn sich zwei Seelen finden,
Die frei vereint um Liebe sich verbinden,
Wenn Lieb' ist Freiheit, kein Gesetz sie hindert,
Dann bleibt kein Schmerz im Busen ungelindert,
Kein Wunsch ist mehr zurück, die Welt vergessen,
Beglückt sind Beid', besitzend und besessen.
Es haben die Gedanken sich gefunden,
Eh' noch das Wort den Lippen sich entwunden.
Jedweder Wunsch erwacht zu gleicher Zeit
In beider Herzen. Das ist Seligkeit,
Ist Wonne, Freude, wahrer Herzensfrieden.
O, Götterlos, nicht Dir und mir beschieden!

Ha, welcher Wechsel, welch ein Schauer packt
Mich plötzlich an! Gott! mein Geliebter, nackt,
Gebunden, blutend liegt vor mir am Boden —
Wo war ich, wo? Ich hätte Halt geboten
Mit Wort und Hand dem grausen Schurkenstück.
Barbaren, steht! Den Streich haltet zurück!
Schimpflich wie eure That, ruchlos gemein,
So mag auch einstens eure Strafe sein.
Ich kann nicht weiter, Scham mit Zorn vermengt
Hat in die Brust das Wort zurückgedrängt;
Doch was die Lippen nicht zu künden wagen,
Mag mein Erröthen, mögen Thränen sagen.

Denkst Du des Tages wohl, o lass mich fragen!
Als wir als Opfer vor dem Altar lagen,
Der Thränen, die da flossen, denkst Du wohl?
Als lebenswarm ich bot der Welt: Lebwohl!
Als meine Lippen kalt den Schleier küssten,
Da bebten Heil'ge selbst auf den Gerüsten.
Die Lampen schwankten, ja kaum wollte trauen
Der Himmel selbst dem Sieg, der dort zu schauen;
Verwundert hört er mein Gelübde an,
Und als ich hinschwankt zu dem Altar dann,
Sah ich das Kreuz nicht, meine Blicke hingen
An Dir allein, der Seele betend Ringen
Galt nicht der Gnad', nein Deiner Lieb allein;
Denn hätt' ich die nicht, nennt' ich nichts mehr mein.

Drum komm, o komm! mit Deinem Blick und Wort
Zu scheuchen alle meine Schmerzen fort.
Die wenigstens liess Dir Dein hart Geschick,
Drum komm, o komm! mit diesen mich beglück'.
An Deiner Brust lass Deinem Wort mich lauschen,
Am süssen Gift der Augen mich berauschen,
An's Herz gepresst, lass lange, lang' mich säumen —
Gieb, was Du kannst — das Andre lass mich träumen!
Doch nein! Ach lehr' mich and're Freuden schätzen,
An andrer Schönheit meinen Blick ergetzen,
Des Ew'gen Allmacht, Weisheit sein Gebot,
Lehr' mich vergessen Abelard für Gott. — —

Leipzig. Dr. A. Deetz.

Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim.

Der im Jahre 1772, also zwei Jahre vor Göthe's Werther herausgegebene Roman der Frau Sophie de la Roche „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ ist zu einer Seltenheit geworden und dürfte schwerlich auch bei dem Eifer, womit jetzt unsere Nationalschriftsteller in neuen Ausgaben verbreitet werden, eine solche zu erwarten haben. Bei der gänzlichen Umgestaltung, die seitdem in dem Geschmacke des Publikums vorgegangen ist, werden auch fast nur Literaturhistoriker von Fach den Sinn und die Geduld haben, das Ganze vom Anfang bis zum Ende durchzulesen. Wir halten es darum bei der hohen Stelle, die der Verfasserin in der Geschichte des deutschen Geisteslebens und in ihrem Verhältnisse zu Wieland, Göthe, Merck, Fr. H. Jacobi und anderen berühmten Zeitgenossen gebührt, und bei der Anziehungskraft, die ihre schöne, reichegabte und edle Persönlichkeit in der Schilderung auch auf uns übt, für angezeigt, den Freunden unserer Literatur eine Reproduction und Analyse des einst so berühmten Werkes zu geben. Wir behalten uns vor, bei anderer Gelegenheit den Zusammenhang des Romans mit Sophiens Lebensgeschichte darzulegen. Es ist hierbei kaum nöthig, auf die verdienst- und geistvolle Schrift Ludmilla Assings „Sophie de la Roche, die Freundin Wieland's,“ noch besonders hinzuweisen.

Der Geschichte des Fräuleins von Sternheim wird eine ausführliche Erzählung von ihren Eltern vorausgeschickt.

Sternheim, ein edler, geistvoller junger Mann, ist so glücklich, den unbändigen Sinn des Barons von P., seines Universitätsfreundes, zu zügeln. Aus Liebe zu ihm wird Sternheim mit ihm Soldat, zeichnet sich im Kriege aus, avancirt zum Obersten und wird geadelt, durch einen Zufall werden die Freunde getrennt; aber sie bleiben durch einen Briefwechsel in ununterbrochener Verbindung. Baron von P. vermählt sich und lebt mit seiner Gattin, seiner Mutter und zwei Schwestern auf seinen Gütern in P. sehr glücklich. Hier besucht ihn nach Beendigung des Krieges Sternheim, kauft und bezieht ein benachbartes Gut. Schon vor seiner Ankunft hat Sophie, die ältere Schwester des Barons, die aus der ersten Ehe seines Vaters mit einer Lady stammt, und die zu aller sanften Liebenswürdigkeit einer Engländerin auch den melancholischen Charakter dieser Nation von ihrer Mutter geerbt zu haben scheint, durch Sternheims Briefe, die ihr Bruder im Familienkreise vorlas, und durch alles, was er von seinem Freunde erzählte, eine tiefe Neigung zu diesem gefasst. Ein stiller Gram ist auf ihrem Gesichte zu lesen, und sie zieht sich gern in die Einsamkeit zurück. Umsonst bittet sie der liebevolle Bruder, ihr das Geheimniss ihrer Seele anzuvertrauen. Eine kurze Zeit erheitert sie sich und in der hierdurch beglückten Familie stellt sich der Oberst unvermuthet ein. Aber auch dieser wird von einem düsteren Geiste befallen; er besucht seinen Freund seltener, ist dann einsilbig und geht bald wieder. Sophiens Melancholie erneut sich. Der Baron vermag aus dem verschlossenen Freunde nur unbestimmte Andeutungen herauszubringen: „Ehre und Edelmuth,“ sagt dieser zu ihm, „binden meine Zunge!“ Als nun Sophie in einem Familienconcerte singt, entgeht es dem in einem Fenster stehenden, bei halb offenem Vorhange zuhörenden Obersten, dass die Gemahlin seines Freundes ihm nahe genug ist, um diese Worte von ihm zu vernehmen: „O Sophie, warum bist Du die Schwester meines Freundes! warum bestreiten die Vorzüge Deiner Geburt die edle, die zärtliche Neigung meines Herzens!“ Er fürchtet nämlich, an Sophien und ihrer Familie ein Unrecht zu begehen, wenn er als neucreirter, einfacher Adeliger um die Hand einer Baronesse von altem Adel wirbt. P. und seine Gattin, die ihm das Vernommene be-

richtet, denken nun freilich von der Sache ganz liberal; was werden aber die übrigen Familienglieder sagen? Frau v. P. fürchtet nicht so sehr die Vorurtheile Sophiens und ihrer Mutter, als eine Liebe, die das Mädchen schon lange in seinem Herzen trage. Als der Baron seiner Schwester den Wunsch ausdrückt, durch sie dem Freunde alle Wohlthaten zu vergelten, erklärt sie diesen für den einzigen Mann, den sie zum Gatten begehre. Der Oberst erfährt von P. ihr Geständniss, wehrt sich aber aus Edelmuth eine Zeitlang, sein Glück zu ergreifen, P. wendet sich an seine Mutter und seine Schwester Charlotte. Der alten Frau wird es schwer, die traditionellen Begriffe zu überwinden. Die Bewerbungs- und Einwilligung-Cermonien gehen nun mit der steifsten Grandezza vor sich. Sternheim und Sophie leben dann in einer glücklichen Ehe, Sophie beschenkt ihren Gatten mit einer Tochter, die ihren Namen erhält. Im neunten Jahre des Kindes stirbt die Mutter zugleich mit einem neugeborenen Sohne. Der Baron P. stirbt, ohne Kinder zu hinterlassen. Sophie, die Heldin des Romans, wächst unter der Aufsicht ihres Vaters und ihrer Grossmutter, im Umgange mit dem edeldenkenden Pfarrer in S. heran und erhält die vortrefflichste Erziehung. In ihrem neunzehnten Jahre stirbt ihr Vater, nachdem er sie der Vormundschaft des mit Charlotte vermählten Grafen Löbau und des Pfarrers empfohlen hat. Nach dem Tode der Grossmutter verlebt Sophie ihre Trauerjahre im Hause des Pfarrers und knüpft mit Emilien, dessen Tochter, eine vertraute Freundschaft an. —

Mit dem Augenblicke, wo Sophie von ihrer gewissenlosen Tante Charlotte an dem verdorbenen Hof in D. geführt wird, beginnt der eigentliche Roman.

Für Sophie kann das Leben eines solchen Hofes keinen Reiz haben; sie hat Heimweh nach dem schlichten Pfarrhause, nach ihrer theuren Emilia.

Sie schliesst sich im Drange nach Herzensfreundschaft einem Fräulein C** an, durch die sie einen Engländer kennen lernt, der gleich Anfangs ihre Neigung erweckt, der ihrer würdig ist, aber durch sein grillenhaftes Benehmen ihr Ver-

derben mit heraufbeschwört und erst nach einer langen und schweren Leidenszeit alle Disharmonien ihres Lebens durch seine eheliche Verbindung mit ihr auflöst und mit ihr des reinsten Glückes theilhaftig wird.

Fräulein C** hatte ihr, während er auf einer kleinen Reise begriffen war, von ihm erzählt und dadurch ihr lebhaftes Interesse für ihn erregt.

Zwar ganz ohne weibliche Eitelkeit und Gefallsucht, freut sie sich doch, auf dem Balle, wo sie ihn zum erstenmale sieht, über ihren artigen Anzug.

„Ich war nur desswegen über meinen wohlgerathenen Putz froh, weil ich von zween Engländern gesehen wurde, deren Beifall ich mir in Allem zu erlangen wünschte. Der eine war Mylord G., englischer Gesandter, und der andere Lord Seymour, sein Neffe, Gesandtschafts-Cavalier, der sich unter der Anführung seines Oheims zu dieser Art von Geschäften geschickt machen, und die deutschen Höfe kennen lernen will. Der Gesandte macht mit seiner Figur, einer edeln und geistvollen Physiognomie, und einer gewissen Würde, die seine Höflichkeit begleitet, seinem Charakter Ehre. Ich hörte ihn auch allgemein loben. Den jungen Lord Seymour sah ich eine halbe Stunde in Gesellschaft des Fräuleins C**, mit der ich in Unterredung war, und mit welcher er als ein zärtlicher und hochachtungsvoller Freund umgeht. Sie stellte mich ihm als ihre neue, aber liebste Freundin dar, von der sie unzertrennlich sein würde, wenn sie über ihr eigenes und mein Schicksal zu gebieten hätte. Mylord machte nur eine Verbeugung, aber seine Seele redete so deutlich in allen seinen Mienen, dass man zugleich seine Achtung für alles was das Fräulein C** sagte und auch den Beifall lesen konnte, den er ihrer Freundin gab.' Wenn ich den Auftrag bekäme, den Edelmuth und die Menschenliebe mit einem aufgeklärten Geiste vereinigt in einem Bilde vorzustellen, so nähme ich ganz allein die Person und die Züge des Mylord Seymour; und alle, welche nur jemals eine Idee von diesen drei Eigenschaften hätten, würden jede ganz deutlich in seiner Bildung und in seinen Augen gezeichnet sehen. Ich übergehe den sanften männlichen Ton seiner Stimme, die gänzlich für den Ausdruck der Empfindungen seiner edeln Seele gemacht zu sein scheint; das durch etwas Melancholisches gedämpfte Feuer seiner schönen Augen, den unnachahmlich angenehmen und mit Grösse vermengten Anstand aller seiner Bewegungen, und was ihn von allen Männern, deren ich, in den wenigen Wochen, die ich hier bin, eine Menge gesehen habe, unterscheidet, ist, (wenn ich mich schicklich ausdrücken kann) der tugendliche Blick seiner Augen, welche die einzigen sind, die mich nicht beleidigten, und keine niedrige antipathische Bewegung in meiner Seele verursachten."

Die Worte, die Seymour auf Englisch zu seinem Oheim sprach, und seine Augen, die er dabei mit dem lebhaftesten Ausdruck der Zärtlichkeit auf Sophien richtete, sagten dieser, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht habe. Sie weiss noch von keiner Liebe zu ihm, zumal im Glauben, er liebe seine und ihre Freundin und werde dieselbe glücklich machen; sie meint, aller Antheil, den sie an ihm nehmen könne, sei der, den ihr die Liebe für das Fräulein C** eingebe. Sie täuscht sich.

Sie ahnt nichts von der Verschwörung, die schon vor ihrem Auftreten in D. gegen sie angezettelt worden ist.

Ihr Oheim, Graf Löbau und ihre Tante Charlotte haben sie an den Hof gelockt, um sie dem Fürsten als Maitresse zuzuführen und bei ihm durch sie einen Prozess zu gewinnen. Mit ihnen complotiren der Minister Graf F. und dessen Gattin, die durch Verheirathung Sophiens mit ihrem Sohne über das schnöde Verhältniss einen Deckmantel des äussern Anstandes breiten wollen, während der Sohn, wenn das Mädchen ihn liebt, die gegen sie geschmiedeten Anschläge zu vereiteln gedenkt.

Seymour erfährt den ganzen Plan, lässt sich aber durch sonderbare Motive zu einer passiven Rolle bestimmen. Er ist der einzige Mann, der helfen und retten könnte, und sollte, verbleibt aber thatlos im Hintergrunde stehen und macht es dadurch möglich, dass es in seiner Nähe zu den gefährlichsten Dingen kommt. Die Art, wie aus seinem Charakter und seinen Ideen die nachfolgenden Ereignisse zur Hälfte abgeleitet werden, ist überaus künstlich und ohne Wahrscheinlichkeit und ruft jene überfeinen psychologischen Combinationen hervor, zu denen der Roman überhaupt hinneigt. Hören wir den Lord Seymour sich über seine Motive selbst aussprechen.

„Ich zeigte meinem Onkel alle Verachtung, die ich wegen dieser Idee auf den Grafen Löbau, ihren Oncle geworfen; ich wollte das Fräulein von dem abscheulichen Vorhaben benachrichtigen, und bat Mylord, mir zu erlauben, durch meine Vermählung mit ihr, ihre Tugend, ihre Ehre zu retten.

Er bat mich, ihn ruhig anzuhören, und sagte mir: er selbst verehre das Fräulein, und sei überzeugt, dass sie das ganze schändliche Vorhaben zernichten werde; er gab mir die Versicherung, dass wenn sie ihrem würdigen Charakter gemäss handle, er sich ein Vergnügen daraus machen wolle, ihre Tugend zu krönen."

Ist es nicht die unverdienteste und ungerechteste Beleidigung, das Mädchen erst eine solche Feuerprobe bestehen zu lassen? Und wie, wenn das Mädchen, der menschlichen Schwachheit nicht gewachsen, auf dem glatten Boden fiele? Wer hat ein Recht, solche Experimente zu machen? Aber der Lord hegt auch diplomatische Hintergedanken; er verbietet dem Neffen, gegen Sophien zärtlich zu sein, weil er Rücksichten auf den Minister und den Grafen Löbau nimmt. Seymour begeht die unverzeihliche Schwäche, in dieser Angelegenheit sich nicht von seinem Oheim zu emancipiren, vielmehr dessen Anschauung nachzugeben, und einer moralischen Ueberspanntheit vor der einfachen Stimme des Gewissens den Vorzug einzuräumen.

„Mein Oheim erregte in mir die Begierde, den Fürsten gedemüthigt zu sehen, und ich stellte mir den Widerstand der Tugend als ein entzückendes Schauspiel vor. Diese Gedanken," fügt er hinzu, „brachten mich dahin, meine ganze Aufführung nach der Vorschrift meines Oheims einzurichten."

Dazu hat ihm, wie er sagt, sein Vetter Lord Derby, — ein Wüstling ersten Ranges, — einen neuen Beweggrund gegeben.

„Er sah sie, und fasste gleich eine Begierde nach den seltenen Reizungen, die sie hat; denn Liebe kann man seine Neigung nicht nennen. Er ist mir mit seiner Erklärung schon zuvorgekommen; wenn er sie rührt, so ist mein Glück dahin!"

Vor Allem berechtigt auch nicht der Schimmer einer Thatsache zu der Annahme, dass jener Verführer den geringsten Erfolg bei ihr gehabt habe. Sodann muss Lord Seymour das Mädchen ganz und gar nicht kennen, wenn er ihr nicht den entschiedensten Widerwillen gegen einen Wüstling zutraut; wenn er nicht voraussetzt, dass die Erregung ihrer Sinnlichkeit ohne einen tiefen Eindruck auf ihr Herz unmöglich ist. Freilich diesen Eindruck vermöchte ein Derby, der in der Schlechtigkeit so vieles kann, allenfalls auf künstliche Weise, wenn auch nur

kurze Zeit zu erregen. Wenn Seymour dies für möglich hält, welch eine Gewissenlosigkeit, Sophie auch nur dieser Möglichkeit Preis zu geben. Er ficht mit Gespenstern in der Luft; aber da er sie für mehr hält, als Gespenster, warum lässt er sie gewähren, da er sie doch mit einem Worte verscheuchen könnte? Wer heisst ihn, mit dieser Aengstlichkeit ein Menschenherz im feinsten Siebe der Prüfung schütteln, in dem von uns allen wenig übrig bleiben würde! Wer berechtigt ihn, ein unbescholtenes Mädchen durch ein solches Feuer gehen zu lassen? Und wenn sie denn doch fiele? Welche Verantwortung! Der dem edeln Lord zugeschriebene Spleen grenzt gewiss nahe genug an Geistesstörung und ist jedenfalls zu wenig psychologisch motivirt, um einen anderen Eindruck als Widerwillen zu erregen und nicht im Widerspruche mit dem Bilde zu stehen, das wir durch die frühere Darstellung in uns aufgenommen haben.

Sophie steht nun mitten in diesen äusserst gefährlichen Conjuncturen ganz allein, ohne Schutz und Warnung, nur ihrem Gefühle, ihrem Gewissen, ihrer Einsicht anvertraut. Ihr Pflegevater, der Pfarrer, der ihr aus der Ferne durch seinen Rath nützen könnte, wird ihr durch den Tod entrissen. Fräulein C** hat sich ihr völlig entfremdet; wie ihr scheint, aus Eifersucht auf Seymour, der nur noch mit jener spricht, sich von Sophie zurückhält und sie nur aus der Ferne beobachtet. Sophie will nicht durch einen Raub glücklich zu werden suchen, sie will auf Seymour verzichten. Aber sie kann das Bild des geliebten Mannes aus ihrem Herzen nicht verbannen. Zum Verderben gereicht ihr grade die Arglosigkeit ihres Auftretens unter den raffinirten Menschen und Verhältnissen dieses Hofes; und selbst die Eingebungen ihres Herzens, denen sie — man möchte sagen — mit Verwegenheit, mit Abenteuerlichkeit folgt, müssen dazu beitragen, einen schlimmen Schein zu verbreiten.

Sophie besucht einen ländlichen Ball, zu dem der Minister den ganzen Adel gebeten hat. Ihre Blicke sind, zwar nur sehr flüchtig, aber mit aller Unruhe der Liebe nach Seymour gerichtet. Endlich entschlüpft sie unter der Menge und eilt auf die Thüre des zum Pfarrhofe gehörenden Gartens zu. In der

Versammlung weiss Niemand, was sie dort will: sie bringt dem Pfarrer eine Summe für die Armen des Dorfes. Nach ihr geht auch der Fürst, aber ohne dabei auf sie eine Absicht zu verfolgen, in den Garten. Vor dem Ablaufe einer Viertelstunde kommt sie mit einem strahlenden Gesichte wieder heraus:

„Jedermann,“ erzählt Derby, „hatte die Augen auf sie gewandt; sie sah es; schlug die ihren zur Erde und erröthete ausserordentlich. In dem nämlichen Augenblick kam der Fürst mitten durch das Gedränge des Volks aus dem Pfarrgarten heraus. Nun hättest Du den Ausdruck des Argwohns und des boshaften Urtheils der Gedanken über die Zusammenkunft der Sternheim mit dem Fürsten sehen sollen, der auf einmal in jedem spröden coquetten und devoten Affengesicht sichtbar wurde, und die albernen Scherze der Mannsleute über ihre Röthe, da sie der Fürst mit Entzücken betrachtete, Beides wurde als der Beweis ihrer vergnügten Zusammenkunft im Pfarrhaus aufgenommen, und alle sagten sich ins Ohr: wir feiern das Fest der Uebergabe dieser für unüberwindlich gehaltenen Schönheit. Alles bestärkte unsere Muthmassungen. Wuth nahm mich ein, und im ersten Anfall nahm ich Seymourn, der ausser sich war, beim Arm und redete mit ihm von dieser Scene. Die heftigste äusserste Verachtung belebte seine Anmerkungen über ihre vorgespiegelte Tugend, und die elende Aufopferung derselben; über die Frechheit sich vor dem ganzen Adel zum Schauspiel zu machen, und die vergnügteste Miene dabei zu haben.“

Da der Fürst die Frage des Grafen F., ob er Sophien im Garten gesehen habe, ganz kurz mit Ja beantwortete, und sogleich nach ihr hinsah, fand man hierdurch die entstandene Vermuthung bestätigt; Seymour konnte sich kaum zu der gewöhnlichen Höflichkeit entschliessen.

Ihre Lage wird immer verworrener; keine Besinnung weckt sie aus ihrer wie im tiefen Schlafe liegenden Naivität. Alle Wirkungen von aussen, wie von innen drängen sich, wie durch die Macht eines Naturgesetzes, allmählig bis dahin zusammen, dass ihr mehr und mehr verblendeter Sinn keinen andern Ausweg aus einer völlig unverdienten Schande entdeckt, als die Vermählung mit Derby, der mit äusserster Verschmitztheit gerade ihre edelsten Gefühle als Hebel ansetzt, um seine Zwecke zu erreichen.

Der von seiner Stelle entfernte und mit seiner Familie an

den Bettelstab gekommene Rath T* bittet sie, ihm durch ihren Oheim wieder ein Amt zu verschaffen. Tante Charlotte weist Sophie an, bei nächster Gelegenheit selbst mit dem Fürsten zu sprechen. Sie kämpft lange mit sich selbst; sie entscheidet sich für die Stimme des Erbarmens. Während eines Concertes bringt sie bei dem Fürsten ihr Anliegen vor. Dieser antwortet gnädig, nimmt aber die Gelegenheit wahr, für seine zärtlichen Wünsche Capital zu machen.

Nach der Gesellschaft lässt sie sich mit Emiliens Schwester Rosine, ihrer Begleiterin, in das Haus des unglücklichen Rathes T* bringen, um dort von dem Erfolge Bericht zu erstatten. Es pocht, der Rath öffnet, und ein schweres Geldpaquet fliegt herein. Sophie nähert sich schnell dem Fenster und hört ganz deutlich die Stimme Derby's, der auf englisch sagt: „Gott sei Dank, ich habe etwas Gutes gethan, mag man mich wegen meiner Lustigkeit immer für einen Bösewicht halten!"

Für uns löst sich die Geschichte in's Komische auf.

Dass nun Derby grade zu dieser Zeit Sophien im Hause des Raths vermuthet, finden wir leidlich motivirt; aber Sophiens Leichtgläubigkeit ist denn doch unbegreiflich. Sie schreibt:

„Ich bekenne, dass mich seine Handlung und seine Rede in der Seele bewegte, und mein erster Gedanke war: Vielleicht ist S. nicht so gut als er scheint, und D. nicht so schlimm als von ihm gedacht wird." Sie hält, was Derby gethan hat, für „eine edle und gute Handlung. Denn wie schnell hat Mylord D. die Gelegenheit ergriffen Gutes zu thun? An dem Spieltische meiner Tante hört er ungefähr von einem mitleidswürdigen Hause reden, und erkundigt sich gleich mit vielem Eifer darnach, dass er noch den nämlichen Abend eine so freigebige, wahrhaft engländische Hilfe leistet. Er dachte wohl nicht, dass ich da wäre, sondern zu Hause an der Tafel sitzen würde, sonst sollte er nicht englisch geredet haben. In Gesellschaft hörte ich ihn oft gute Gesinnung äussern; aber ich hielte sie für Heuchelei; allein diese freie allen Menschen unbekannte Handlung kann unmöglich Heuchelei sein. O möchte er einen Geschmack an der Tugend finden und ihr seine Kenntnisse weihen! Er würde einer der hochachtungswürdigsten Männer werden! Ich kann mich nun nicht verhindern, ihm einige Hochachtung zu bezeugen, weil er sie verdient."

Mit verbundenen Augen schreitet Sophie näher und näher dem Abgrunde zu.

Sie muss im Hause des Ministers mit dem Fürsten spielen und gewinnt viel. Das gehört den Armen:

„Heute sollen es die Kinder des Raths T* bekommen, denen ich sagen werde, dass Euere Durchlaucht ihnen zu Lieb es so grossmüthig verloren haben.“

Derby ist zugegen, er entfernt sich in der Absicht, wenn sie in das Haus des Rathes gehe, dort einzudringen und von seiner Liebe zu reden. Sie ist auch nicht lange dort angekommen, als er schon zu ihren Füssen liegt.

Eine Folge dieser Zusammenkunft ist üble Nachrede, die ihm vortrefflich passt, und zugleich hat er einen Fortschritt in Sophiens Vertrauen gemacht. Sie wird für seine Plane immer reifer.

Sie achtet auf keine Warnung des Schicksals, sie hört gar keine. Den Fürsten dürfte sie nicht ansehen, auch wenn ihr Leben auf dem Spiele stände, und doch hält sie es für Pflicht, sich an einem Maskenballe, wodurch der Fürst in der Prozessangelegenheit ihres Oheims günstig gestimmt werden soll, in der Art zu betheiligen, dass sie mit dem Grafen F., seinem Neffen, ihrem Onkel und ihrer Tante eine Schaar von spanischen Bettelmusikanten vorstellt, die in der Nacht auf die Strasse ziehen und vor den Häusern singen. Löbau und Charlotte erhalten von dem Fürsten, der von diesem Vorhaben benachrichtigt wird, die für Sophien bestimmten Maskenkleider, womit er ihr unversehens ein Geschenk machen will. Zwei Tage vor dem Balle wissen Hof und Stadt, dass sie von dem Fürsten ihren Anzug und Schmuck empfangen hat, und dass er selbst ihre Farben tragen wird. Ihr Gesang beim Feste ist bezaubernd. Seymour betrachtet sie, in einem schwarzen Domino an ein Fenster gelehnt, mit convulsivischen Bewegungen. Der Fürst tanzt zuerst im venetianischen Mantel mit ihr ein Menuet. Später kommt er in einer Maske von ihren Farben, nimmt sie, da eben deutsch getanzt wird, an der Seite ihrer

Tante, mit der sie sich im Stehen unterhielt, hinweg und durchfliegt mit ihr, einen Arm um ihren Leib geschlungen, die Länge des Saales. Sie sträubt sich, will sich loswinden; aber so oft sie dies versucht, drückt er sie fest an seine Brust. Er führt sie endlich zurück.

Einige Zeit nachher steht eine weisse Maske neben ihr: es ist Seymour, den sie nicht erkennt. Er fragt sie: „Ob sie denn alle Gesetze der Ehre und Tugend so sehr unter die Füsse getreten habe, dass sie sich in einer Kleidung und in einem Schmuck sehen lasse, welche der Preis von ihrer Tugend sein würden.“ Seymour entschlüpft durch das Gedränge und verlässt rasch die Stadt. Sophie eilt nach einem heftigen Auftritte mit ihrem Oncle und dem Fürsten fort nach Hause. Der Fürst ist sehr aufgebracht, er wirft Sophiens Tante vor, „sie hätten ihm alle eine falsche Idee von dem Charakter des Fräuleins gegeben, und ihn lauter verkehrte Wege geführt.“

Sophiens Ruf ist gesunken; Seymours Vorwürfe haben ihr das Herz zerrissen; mit ihren Verwandten ist sie zerfallen; den Fürsten hat sie schwer beleidigt, und sie hat von ihm ebensowohl für ihre Ruhe als für ihre Ehre zu fürchten; von der Welt abgeschnitten, auf den Umgang mit Rosinen eingeschränkt, fiberkrank, durch und durch verdüstert, kennt sie nur einen Wunsch, — diesen verpesteten Ort zu verlassen und in einer gesunden, freien Luft wieder aufzuathmen. Aber von allen Seiten treten ihr unübersteigliche Schranken entgegen.

Es giebt für sie auf der weiten, weiten Welt nur einen einzigen Ausweg: — „an der Seite eines Gatten zu entfliehen; dieses in ihren Verhältnissen furchtbare Problem legt ihr das Schicksal zur Lösung vor. Da wird sie in der unerträglichsten Verwirrung ihrer Besorgnisse und Zweifel von Derby Tag für Tag mit dem Anerbieten seiner Hand bestürmt. Schwer beleidigt durch anonyme Briefe, die er selbst geschrieben, soll sie den Trost von sich weisen, den ihr seine Achtung und Liebe anbietet? — So willigt sie denn endlich in die schauderhafte Lüge, sich mit Derby zu vermählen!

Während die Aufmerksamkeit des Hofes durch ein grosses Festin in Anspruch genommen ist, findet die Trauung insgeheim in D. statt. Aber Derby lässt sie durch den Gesandtschaftssecretär John vollziehen, der die Rolle des Predigers spielt. Sophie entflieht in Mannskleidern, von Rosinen und dem elenden John begleitet. Derby bleibt, um allem Verdacht auszuweichen, noch einige Tage zurück und will ihr dann nach einem Dorfe nachreisen, wo sie ihn erwarten soll. —

Der zweite Theil des Romans ist in der Erfindung der Fabel und in der Auffassung der Charaktere, bei zunehmender Abrundung und Lebendigkeit der Form und bei dem grösseren Hervortreten des lyrischen Elementes, viel einfacher und durchsichtiger.

Sophie lebt, nur in der Gesellschaft ihrer Leidensgefährtin Rosine, auf dem Dorfe. Sie ist sehr tiefsinnig und weint viel, sie macht sich Vorwürfe; aber sie ist entschlossen, ihren Gemahl zu beglücken. Nach vier Wochen kommt er. Der absolute Widerspruch in diesem Verhältnisse ist nicht auszugleichen; in aller Furchtbarkeit muss die Lüge sich entschleiern und rächen. Wie entginge es dem Scharfblicke des Lords, dass Sophie ihn nicht lieben kann, dass ihr Herz immer noch dem Nebenbuhler angehört? Eifersucht quält ihn, und er sieht nicht ein, warum er diese langweilige Ehe fortführen soll. Ohnehin wird ihn der Tod seines Bruders vielleicht bald nach England zurückrufen. Nach drei Wochen verlässt er die Unglückliche und schickt ihr durch John den Abschiedsbrief, in welchem er sie von dem mit ihr getriebenen frevelhaften Spiele in Kenntniss setzt. Sie zieht unter falschem Namen zu ihrer Freundin Emilia. Sie willigt in den Vorschlag einer drei Stunden von ihrem neuen Aufenthalte entfernt wohnenden reichen Frau, eine wohlthätige Schule in ihrem Hause zu errichten und als Gesellschafterin bei ihr zu leben. In verschiedenen philanthropischen Bestrebungen sucht sie sich selbst und ihren Jammer zu vergessen. Sie macht dann die Bekanntschaft einer liebevollen alten Dame, Lady Summers und folgt derselben auf ihr Landhaus in England. Die Ruhe und der Friede, den

sie hier findet, wird durch die von der Lady unterstützte Liebe des in der Nachbarschaft wohnenden philosophischen Lords Rich, dem sie nur eine tiefe Hochachtung widmen kann, gestört. Inzwischen bereiten sich viel härtere Verwicklungen ihres Schicksals vor. Die Lady zeigt ihr die Verbindung ihrer einzigen Nichte, Lady Alton, mit Lord Nord, sowie den baldigen Besuch ihres Bruders und der Neuvermählten an. Sie giebt ihr im Aufstehen einen Brief zu lesen, den das junge Paar geschrieben hat, und entfernt sich, um den Bedienten wieder abzufertigen. Der Brief ist von Derby! Die Lady erzählt ihr dann von dem grossen Reichthum und Ansehen des Lords, der durch den Tod seines Bruders einziger Erbe geworden sei. John ist es, der den Brief der Lady Summers überbracht und bei dieser Gelegenheit Sophie erkannt hat. Er schlägt seinem Herrn vor, sie entführen zu lassen. Derby bestimmt ihr denselben Ort, wo er vor einigen Jahren ein von ihm betrogenes Mädchen aufgehoben hat, in den schottischen Gebirgen auf den Gütern des Grafen von Hopton. Die Entführung gelingt. Sophie verlebt nun eine Reihe der trostlosesten Monate, unter der Aufsicht einer blutarmen Familie. Eifrig lernt Sophie die Sprache ihrer Hausgenossen, und sie erfährt von ihnen, dass die von den Eltern manchmal hart behandelte Lady nicht deren rechtes Kind, sondern das Kind jenes bei ihnen gestorbenen jungen Mädchens und des Lords Derby sei, der zum Unterhalte der Kleinen nichts mehr hergebe. Derby schickt Sophien Tapisseriearbeit, die er im Frühlinge holen lassen werde; er ahnt nicht, dass er ihr mit diesem Auftrage den Schlüssel ihres Gefängnisses übergibt.

Es ist ihr bekannt, dass Graf Hopton, dem die Bleiminen gehören, einige Meilen von ihr ein Haus besitzt, worin er sich manchmal einige Tage aufhält, dass er auf der letzten Reise eine verwittwete Schwester, Lady Douglas bei sich hatte, die er sehr liebt, und die ihn häufig besucht. Auf diese Dame baut Sophie ihre Hoffnungen.

Sie giebt ihren Hausleuten den Gedanken ein, ihre Tochter Maria bei der Lady unterzubringen, und lehrt das Mädchen alles hierzu Erforderliche; sie erstaunt über die Er-

folge und hofft nun, durch ihre Schülerin der Lady bekannt zu werden und sich den Weg zur Freiheit zu bahnen. Maria geht mit ihrem Bruder und einer Stickerei zur Lady, um derselben ihre Dienste anzubieten. Die Dame fragt sie, voll Verwunderung über ihre Arbeit und ihre Antworten, wer sie unterrichtet habe. Durch die Auskunft, die ihr das dankbare Mädchen giebt, wird sie bis zu Thränen gerührt; sie verspricht Marien, sie gleich zu sich zu nehmen, kündigt den Eltern ihren Besuch an und lässt Sophie aufs Herzlichste grüssen.

Mitten in diese leuchtenden Hoffnungen fällt ein Donnerschlag! Wie der Satan in Menschengestalt erscheint John mit dem Auftrage seines erkrankten Herrn, zu ihm zu kommen, und mit dessen Anerbieten, sich von der Lady Alton scheiden zu lassen und die mit Sophien geknüpfte eheliche Verbindung zu bestätigen. Derby erklärt seinen Willen befehlend und drohend. Da Sophie alle diese Vorschläge mit Erbitterung zurückweist, schleppt sie John nach dem in der Nähe befindlichen alten Thurme. Als sie von einer langen Ohnmacht wieder zu sich kommt, liegt sie, von den Hausgenossen umgeben, auf ihrem Bette. Zum Sterben krank, bittet sie, den Geistlichen des Grafen zu rufen. Er kommt in Gesellschaft der Lady Douglas. Bei dem Geistlichen bezieht sich Sophie auf Lady Summers und bittet ihn zugleich, die von ihr an dieselbe geschriebene, hinter einem Bette liegenden Papiere zu holen. Lady Douglas nimmt Sophie zu sich und beauftragt die Hausleute, im Garten ein Grab aufzuwerfen und dem Lord Derby Sophiens Tod zu melden.

Seymour war auch nach Sophiens Flucht der Spielball des Verhängnisses oder vielmehr seiner eigenen Verblendung geblieben. Er war über das Verhalten Sophiens aufgeklärt worden und hatte auch ihre Vermählung, aber ohne den Namen ihres Gatten, erfahren; sein Vertrauen auf sie war wieder hergestellt. Da findet man unter John's zurückgelassenen Papieren ein zerrissenes Blatt, auf dem die von Sophiens Hand geschriebenen Worte stehen:

„Ich gehe in alle Ursachen ein, die Sie wegen der Verborgenheit unserer Verbindung angeben; sorgen Sie nur für unsere Trauung; denn

ohnvermählt werd' ich nicht fortgehen, ob ich gleich die Verbindung mit einem Engländer allen andern vorziehe. —" „So ist sie also", ruft Seymour aus, „das Eigenthum eines der verwerflichsten Menschen aller Nationen geworden!"

Nun verachtet er sie wieder von ganzem Herzen, unterdrückt seine Liebe zu ihr völlig und widmet seine ganze Zärtlichkeit dem Fräulein von C**. Sein Oheim erhält vom Hofe den Befehl zu einer Reise und Seymour begleitet ihn. Sie kommen am zweiten Tage Abends bei sehr schlechtem Wetter in ein Dorf, wo sie übernachten müssen. Sie logieren in demselben Hause, wo Sophie als Lady Derby gewohnt hat, und erfahren hier die frühern Vorgänge. Seymour reist krank mit seinem Oheim nach England zurück und begiebt sich sogleich zu seiner Mutter nach Seymour-House. Es vergeht eine längere Zeit, bis er nach Derby fragt; und man berichtet ihm, derselbe liege auf seinem Landhause in Windsor krank. Seymour will seine eigene und Derby's Genesung abwarten, aber nach einigen Tagen lässt dieser ihn zu sich bitten. Seymour ist nicht wohl und lehnt die Einladung ab. Bald nachher reist er zu seinem (fünzehn Jahre älteren) Bruder, dem Lord Rich, den er zwar freundlich aber sehr finster findet. Nun überbringt ihm ein Kammerdiener Derby's einen Brief, worin dieser ihn bittet, in einer das Fräulein von Sternheim betreffenden Angelegenheit mit Rich zu ihm zu kommen; er möge seinem Bruder nur sagen, dass es dieselbe Dame sei, die er bei Lady Summers gesehen habe, und die von da entführt worden sei. In Windsor enthüllt ihnen Derby die frühern Vorgänge und meldet ihnen Sophiens Tod. Seymour berichtet:

„Der elende Mensch heulte und forderte, dass wir nach Schottland reisen, den Körper des Engels ausgraben lassen, und ihn in einen zinnernen Sarg zu Dumfries beisetzen lassen sollten. Zweitausend Guineen will er auf ihr Grabmal verwenden, worauf die Beschreibung ihrer Tugenden und ihres Unglücks neben den Merkmalen seiner ewigen Reue aufgezeichnet werden soll. Er bat uns, nach D. Bericht davon zu geben; übergab uns alle Briefe, die er über sie an seinen Freund B. geschrieben hatte, und flehte uns, ihm zu schwören, dass wir unverzüglich abreisen wollten, damit er noch den Trost erleben möchte, dass dem Andenken der edelsten Seele eine öffentliche Ehrenbezeugung wiederfahren sei."

Seymour und Rich begeben sich nach den Bleibergen und erfahren, dass die Todtgeglaubte noch am Leben ist. In

Twendale, dem Sitze des Grafen von Douglas-March, treffen die Brüder mit der Gräfin Douglas und Sophie zusammen. Rich erzählt dieser von Derby, dem sie vergiebt. Rich entsagt ihr aus Liebe zu seinem Bruder. Derby stirbt, nachdem er die Rettung Sophiens erfahren hat. Seymour und Sophie heirathen sich und werden glücklich. Rich wohnt bei ihnen; er bleibt unvermählt. —

Giessen. Georg Zimmermann.

Zur orthographischen Frage.

I.

Die orthographische Frage wird noch oft aufs Tapet gebracht werden, sie wird überhaupt nicht eher ruhen, als bis sie endgültig entschieden ist; denn hinter ihr steht die deutsche Wissenschaft. Aber deshalb gerade ist es Sache der Gebildeten, dieser Frage ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, die Mühe nicht zu scheuen, sich eine genaue Einsicht und ein ordentliches Urtheil über die Gesetze zu verschaffen, nach denen die Wissenschaft in dieser Frage vorgehen will, damit die Entscheidung derselben beschleunigt werde. Denn gerade hier muss das Publicum mitwirken; die Schule kann nicht für sich allein ernstlich vorgehen, da sie mit dem öffentlichen Leben in dieser Hinsicht nicht in vollem Gegensatze stehen darf.

Jeder weiss, dass eine radicale Veränderung unserer Orthographie gefordert wird. Ist diese Veränderung nothwendig? — Wenn, wie nachgewiesen werden muss, unsere heutige Orthographie geradezu falsch ist, so müssen Alle eine Veränderung derselben sich nicht nur gefallen lassen, sondern sogar herbei wünschen. Es giebt aber Leute, die von vornherein jedes Eingehen auf die betreffende Frage verschmähen und an der gang und geben Orthographie festhalten zu dürfen glauben, indem sie vorgeben, diese sei historisch berechtigt. Gehen wir hierauf etwas ein. Historisch berechtigt ist etwas, was in der menschlichen Gesellschaft zur Geltung gekommen ist und sich längere Zeit in der Geltung erhalten hat. Diese historische Berechtigung ist aber doch nur relativ. Etwas, was historisch berechtigt ist, hat damit nicht Anspruch darauf, stets berechtigt zu bleiben. Die frühere Meinung, dass die Sonne sich um die Erde bewege, hatte bis zur Zeit Galileis historische Berechtigung,

jetzt nicht mehr. Absolute historische Berechtigung kann nur das absolut Wahre haben. Absolut berechtigt ist der menschliche Geist, das, was er als falsch beweisen kann, zu stürzen und dafür das Wahre an die Stelle zu setzen. Wenn nun die Wissenschaft zur Evidenz nachweisen kann, dass unsere heutige Orthographie falsch ist, so hört damit die historische Berechtigung derselben im Grunde auf; ein kümmerliches Dasein mag sie immerhin noch einige Zeit fristen, bis das Wahre sich allgemein eingerichtet hat.

Und mit dieser Orthographie, für welche von Einigen so sehr die historische Berechtigung angerufen wird, hat es noch die Bewandtniss, dass sie keineswegs in einer fixirten Gestalt stets aufgetreten ist, dass sie uns keineswegs dadurch imponiren kann, dass die Deutschen mehrere Jahrhunderte hindurch unverbrüchlich daran festgehalten haben: vielmehr ist in ihr von ihrem ersten Auftreten an bis heute ein beständiges Schwanken zu erkennen, bedeutende Schriftsteller selbst derselben Zeit stimmen keineswegs mit einander darin überein.

Wie entstand diese Orthographie? — In einer Zeit, von der zweiten Hälfte des 14. bis hinein in das 16. Jahrhundert, herrschte in der deutschen Sprache die grösste Verwilderung. An die Stelle des während der vorhergehenden Epoche hervorragenden und herrschenden, fein ausgebildeten schwäbischen Dialects trat ein Mischmasch der rohesten und verschiedensten Art, und in dieser Zeit, wo jeder Schriftsteller für sich selbst den Ton angab, entwickelte sich auch nach und nach die barbarischste Schreibweise, deren Gesetz die reinste Willkür war. Man vergleiche Schreibweisen aus dem 15. Jahrhundert wie: unndt (und), jhedenn (jeden), lienndten (linden). Sogar Luther, der in genialer Weise die verwilderte Sprache reformirte, indem er keineswegs seine individuelle Ansicht als Gesetz dabei walten lies, — eine Sprache nach seiner eigenen Autorität bilden wollen, wäre die grösste Verkehrtheit — sondern indem er aus den tiefen Schachten des Geistes der Volkssprache das Sprachgesetz hervorzog und dieses die von ihm gewählte Sprache, die Sprache der sächsischen Canzlei* nämlich, durchdringen liess, sogar

* Vgl. Luthers Erklärung in seinen Tischreden (Ausgabe von 1723 fol. Seite 699a): „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, dass mich beide, Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland.“ —

Luther lässt anfangs in seinen Schriften eine barbarische Schreibweise erscheinen; später freilich suchte er seine Orthographie unter feste Regeln zu bringen, weit entfernt jedoch, etwas zu liefern, was im Ganzen vor der heutigen Kritik bestehen könnte.

Unsere neuhochdeutsche Orthographie beruht also auf Willkür. Haben sich auch im Laufe der Zeiten Veränderungen eingefunden, und befinden sich unter diesen Veränderungen auch manche Verbesserungen; können wir überhaupt auch sagen, dass die Schreibweise mancher Wörter, sowohl zu Luthers Zeit, als auch heut zu Tage, von der heutigen Kritik in Schutz genommen werden muss: ein Princip, ein das Ganze durchdringendes objectives, aus dem Wesen der Sache sich ergebendes Gesetz, ja selbst ein das Ganze durchdringendes subjectives Gesetz sucht man in unserer Orthographie vergebens; ihr Gesetz ist im Grossen und Ganzen die Willkür geblieben, und eben deshalb ist unsere Orthographie mit Recht eine durchaus falsche zu nennen. Suchen wir hierüber klar zu werden.

Der Zweck der Schrift ist, den Wortlaut sichtbar zu gestalten. Für jeden einzelnen Laut hat man einen Buchstaben. Das geschriebene Wort muss also vernünftiger Weise nur so viel Buchstaben enthalten, als das Wort einzelne Laute hat, und jene müssen diesen entsprechen. Setzt man mehr Buchstaben, als das Wort einzelne Laute hat, oder setzt man Buchstaben, welche den Lauten nicht entsprechen, so ist zwischen Wortlaut und Wortschrift ein Contrast, die Wortschrift ist nicht mehr ein getreues Abbild des Wortlautes, sie ist eine Carricatur. Allerdings mögen immerhin Zeichen, die zur Gestalt des Wortes eigentlich nicht gehören, und die nur dazu bestimmt sind, das schriftlich zu bezeichnen, was in der Rede durch die Betonung des Sprechenden bestimmt wird, gestattet sein, das ändert nichts. Das Gesetz, welches die Wortschrift dem Wortlaute angepasst wissen will, ist das phonetische Gesetz.

Ausserdem müssen wir aber bedenken, dass unsere Buchstaben ihrem Kerne nach nicht abgeschlossen für sich da stehen, sondern dass sie sich an die der früheren Sprachperioden innig anschliessen. Wir dürfen

---

In der neuhochdeutschen Sprache haben wir also etwas über den naturwüchsigen Dialecten Schwebendes zu sehen, sie ist eine auf dem Papiere entstandene Sprache. Eine solche Sprache musste der Willkür allerdings Vorschub leisten. Luthers richtiges Vorgehen hauchte dieser Sprache erst einen natürlichen Geist ein.

daher z. B. sz, ss, Schluss-s nicht unterschiedslos gebrauchen, wenn sie von uns auch gleich ausgesprochen werden. sz ist die Spirans, welche wie die Aspirate z sich aus gothischem t entwickelt hat; s ist ursprüngliche Spirans, ss der letzteren Verdoppelung. Es ist daher sz zu schreiben in „wiszen,“ mittelhochdeutsch „wiszen“, althochdeutsch wiszan, weil gothisch vitan; dasz (Artikel), alt- und mittelhochdeutsch dasz, weil gothisch thata; aber s in des, alt- und mittelhodeutsch des, weil gothisch this; wes, wessen, althochdeutsch hwes, mittelhochdeutsch wes, weil gothisch hvas. In weiszagen z. B. gibt das sz erst die richtige Ableitung und Bedeutung des Wortes, während uns die Schreibweise weissagen auf eine falsche Fährte führt. Das Wort ist nicht aus weis und sagen zusammengesetzt, sondern althochdeutsches wîszag = kundig ist eine Weiterbildung von wiszan resp. wîszan, gothisch vitan, daran ist die Infinitv-Endung gehängt, und so entstand wîszagôn, weiszagen. Auch den heutigen niederdeutschen Dialecten gegenüber ist sz, ebenso wie z, ein charakteristisches Merkmal des Hochdeutschen. Wo wir statt des niederdeutschen t hochdeutsch eine Spirans haben, da ist genau sz, die wir demnach auch schreiben müssen. Vergleiche niederdeutsch weten, dat, englisch that, und das nur noch im Infinitiv vorkommende to wit. Das gothische t ist niederdeutsch t geblieben. — Das Gesetz, welches fordert, dass man stets die Buchstaben gebrauche, welche der organischen Entwickelung der Sprache gemäss sind, ist das etymologische Gesetz in der Orthographie.

Das etymologische Gesetz überhaupt bezieht sich sowohl auf das Rechtsprechen, Orthoepie, wie auf das Rechtschreiben: es verlangt, dass das neuhochdeutsche Wort die einzelnen Laute habe, welche in der Entwickelung der Sprache begründet sind. Z. B. soll man Deutschland und nicht Teutschland sprechen und schreiben. Nach dem Gesetze der Lautverschiebung wurde nämlich aus gothischem th althochdeutsch d, so aus gothischem thiudisk(o) althochdeutsch diutisc, ebenso wie nach Analogie des gothischen casus obliqui, this (des) &c., althochdeutsch der gebildet wurde. Dies Gesetz der Lautverschiebung, nach welchem die mutae in eineinder übergehen, aus der tenuis die aspirata, aus der aspirata die media, aus der media die tenuis, aus dieser wiederum die aspirata u. s. w. wird, findet seine Anwendung beim Sichabsetzen der deutschen Grundsprache (resp. der Gothischen) von den verwandten Sprachen (z. B. lateinisch und griechisch), und beim Sichabsetzen des Hochdeutschen (Althochdeutschen) vom Gothischen (Nie-

derdeutschen), von da ab hört es eigentlich auf. Althochdeutsches d bleibt im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen d, daher auch jetzt noch der und nicht ter, und deshalb auch consequent deutsch und nicht teutsch. — Gerade in einer Sprache, die nicht Dialect ist, in unserm Neuhochdeutschen, müssen die in der Sprache liegenden Gesetze genau zur Anwendung kommen, und diesen Gesetzen kann sich jeder Volksstamm, ohne sich etwas zu vergeben, unterwerfen, ja er muss es thun, wenn er die gemeinsame neuhochdeutsche Schriftsprache anerkennt.

Einige bis ins Einzelne gehende Erörterungen mögen folgen, um über unsern Gegenstand noch mehr Licht zu verbreiten.

Wir schreiben *Tochter*, aber *Th*ier. Wird das h hinter t ausgesprochen? Freilich lässt es sich hinter t im Anlaut vor Vocalen schwach vernehmen. Also nicht nur in Thier sondern auch in Tochter klingt bei genauer Aussprache ein h hinter t leise nach. Vielleicht jedoch ist das th in Thier etymologisch gerechtfertigt, in Tochter aber nur t. Wir wollen sehen. Erstens: Thier. Das griechische Wort ist ϑηϱ. Nach dem Gesetze der Lautverschiebung setzt sich die griechische aspirata ϑ = th gothisch in media d um, gothisch dius, die gothische media althochdeutsch in die tenuis t, althochdeutsch tior. Hier hört die Lautverschiebung auf, daher mittelhochdeutsch tier, neuhochdeutsch tier. Zweitens: Tochter. Griechisch ϑυγατηϱ, gothisch dauhtar, althochdeutch tohtar, daher mittelhochdeutsch tohter, neuhochdeutsch tochter. Das h ist also ebensowenig in dem einen, wie in dem andern Worte etymologisch gerechtfertigt. Ehe wir weitergehen, berücksichtigen wir einen Einwand, der factisch gemacht wird. Man will in der Schrift gewisse gleichlautende Wörter wie Thon, Ton, Thor, Tor &c. von einander durch ein h unterscheiden. Aber mit welchem Rechte darf man einem Worte einen Buchstaben geben oder nehmen, ein Wort entstellen, um es von einem gleichlautenden zu unterscheiden? Und wozu ist das denn nöthig? Geht es beim Sprechen aus dem Zusammenhange hervor, welches Wort gemeint ist, weshalb soll es in der Schrift nicht aus dem Zusammenhange hervorgehen? Nach dem phonetischen wie nach dem etymologischen Gesetze ist es falsch, einmal th, ein anderes Mal t zu schreiben. In „Muth“ spricht man aber kein leise nachklindes h, ebenfalls nicht in „Thränen.“ Für das h nach t im Auslaute, und im Inlaute vor Consonanten lässt sich nicht der geringste Anhaltspunkt finden.

Es fragt sich nun weiter, ob wir im Anlaute vor Vocalen nicht stets th schreiben sollten. Vorerst muss ich erwähnen, dass wir dann auch statt p, k, überall ph, kh vor Vocalen schreiben müssten, um consequent zu sein; denn das leise nachklingende h lässt sich in dem gegebenen Falle ebenso hinter p und k, wie hinter t vernehmen.

Man wird sich gegen die Schreibung th statt t erklären müssen, natürlich auch gegen die Schreibung ph, kh statt p und k. Zur Begründung Folgendes. Durch Hinzutritt des Spirans h wird aus der tenuis t die aspirata, d. h. ein von einem Hauche begleiteter Consonant. Ursprünglich klang der h-Laut in der aspirata genau so, wie er für sich allein klang. So im Altindischen. (Vgl. Benfey, Kurze Sanskrit-Grammatik § 4.) Später jedoch modificirte sich die Spirans und h ging in die Spirans des Organs des vorhergehenden Consonanten über, aus t mit nachfolgendem h-Laute wurde t mit nachfolgendem s-Laute. So haben wir heute noch die englische aspirata th = ts in der Aussprache, deren Feinheit allerdings durch ts nicht wiedergegeben werden kann, die aber aus diesen beiden Elementen besteht. Dem englischen th (gothisch th) entspricht unser z = ts = th. In gleicher Weise wurde der h-Laut hinter p zu dem durch p modificirten f-Laute; im Mittel- und Althochdeutschen ph und pf geschrieben. Beide wurden übereins ausgesprochen. Hinter k wurde der h-Laut zu einem durch k modificirten tief gutturalen Laute, in welchen k neuhochdeutsch aufgegangen ist, ebenso wie in sz und allein stehendem f ein Aufgehen des t in s, des p in f zu sehen ist. sz, ch, f sind Spiranten, einfache Laute, die Aspiraten sind Doppellaute. Wenn nun im Deutschen das Factum vorliegt, dass in den Aspiraten das ursprüngliche h den betreffenden Consonanten gemäss modificirt ist, würde nicht die Schreibung th, ph, kh als Anachronismus erscheinen, da ja th, kh, ph nur in dem Sinne von Aspiraten gefasst werden könnten? Und können wir dieselben geradezu als Aspiraten fassen? Nein. Wären sie vollkommene Aspiraten, so müssten sie als solche nicht nur vor Vocalen, sondern auch vor Consonanten in der Aussprache erscheinen, wie z. B. im altindischen nicht nur *bh*arâmi = ich trage, sondern auch *bh*râtaram = den Bruder, gesprochen und geschrieben wurde. Dass am Ende von Wörtern hinter k, p, t kein h gesprochen wird, das würde nicht gegen die Aspiraten sprechen, da kh, ph, th in ihrer Lautform im Auslaute überhaupt nicht vorkommen könnten und in die tenues übergehen müssten. Der h-Laut kommt also den k, p, t nicht an und für sich zu, er ist bedingt durch den folgenden Vocal. Ausserdem

erscheint er aber auch im Anlaut vor Vocalen nicht entschieden genug; die Meisten müssten erst besonders darauf aufmerksam gemacht werden, sollten sie ihn bemerken. Es mag auch wohl Deutsche geben, die auch in letztem Falle k, p, t rein aussprechen. Wir müssen daher die Schreibung th in jedem echt deutschen Worte fallen lassen, und dürfen die Schreibung ph, kh für echt deutsche Wörter nicht einführen.

Anders verhält es sich mit den Fremdwörtern. Wir schreiben Thema, Philosophie, sprechen aber nicht Aspiraten aus, sondern einmal die tenuis, das andere Mal die Spirans. Die genaue unserm Standpunkte angemessene Aussprache würde sein: Zema, Pfilosopfie, und wir würden diese Aussprache auch haben, wenn wir neben z, pf die Schreibung th, ph als Buchstaben derselben Aspiraten gebrauchten. Vergleichen wir nur englisches theme — th = ts, und unser früheres Westphalen = ph = pf. Die Lateiner schrieben auch thema, philosophia; ihnen jedoch war nicht einmal die Möglichkeit wie uns gegeben, eine in ihrem Lautsystem liegende echte Aspirate für griechisch ϑ und φ zu sprechen; denn sowohl die Lippenlaut- wie die Zahnlaut-Aspirate war ihnen verloren gegangen, φ ward gewöhnlich, und ϑ oft durch dieselbe Spirans f* in echt lateinischen Wörtern vertreten. Vergleiche ϑυρα, foras; ϑηρ, ferus; φερω, fero, &c. (Vgl. Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, und Leo Meyer, Vergleichende Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache.) Gleichwohl verstümmelten die Lateiner aus dem Griechischen herüber genommene Wörter in der Schrift nicht. So mögen auch wir die einmal übliche Aussprache beibehalten, keineswegs aber verstümmeln wir die Schrift der Fremdwörter, sondern nehmen wir mit ihnen auch ihre Schrift auf. Diese Inconsequenz zwischen Laut und Schrift in Betreff der Fremdwörter greift nicht das Wesen unserer Sprache an.

An den Fremdwörtern mit ch = χ, Chiromantie, haben wir weiter gar nichts zu ändern. Die fesstehende Aussprache enthält die neuhoch-

* Dass f nicht gleich φ ist, sieht man in Reduplicationsformen ganz genau: fallo, fefelli; aber φυω, πεφυκα. φ zeigt sich hier als in zwei Theile auflösbar, (wie altindisch bh, bhid = spalten, bibhid) f als untheilbar; φ zeigt sich, eben weil Doppellaut, als Consonanten, den die Sprache hinter einander nicht leidet, f, weil einfacher Laut, als Consonanten, den die Sprache hinter einander vorkommen zu lassen gar nicht Anstand nimmt.

deutsche Spirans ch, und die Schreibweise kann man bestehen lassen, da ch eigentlich der Buchstabe für die Aspirate ist, ursprünglich = kh = (kch).

Während wir in Fremdwörtern ph schreiben, ist in echt deutschen Wörtern die Spirans f zu schreiben, Adolf, Rudolf, was keiner Erklärung weiter bedarf.

Ferner: h ist Spirans; wie kommt diese Spirans dazu, Dehnung eines Vocals zu bezeichnen? Langen Vocal durch den Hauchlaut bezeichnen wollen, ist vom phonetischen wie etymologischen Standpunkte ungerechtfertigt. Will man einmal in der Schrift den langen Vocal bezeichnen, so setze man über diesen das Zeichen ^, ein Zeichen, dass zur eigentlichen Gestalt des Wortes nicht gehört.

Nehmen wir weiter die Consonanten-Verbindung dt. In der Aussprache kann t hinter d nicht hervortreten, weshalb will man beide Consonanten schreiben? Will man deshalb zum Beispiel sandte schreiben, weil in sendete d und t vorkommen? Dann müsste man auch getrost*t*, erlaucht*t* schreiben, denn in getröstet, erleuchtet kommen zwei t vor. Hierüber Folgendes. Im Gothischen sprach man sandida. Im Althochdeutschen wurde das a des Stammes durch Einfluss des folgenden i umgelautet, so entstand sendita. Im Mittelhochdeutschen wurde daraus in Folge der Abschwächung der Bildungsvocale sendete; (das i, in e geschwächt, behält gleichwohl seinen Einfluss, es bewirkt, wie das von ihm vertretene i, Umlaut). Das mittelhochdeutsche Ohr konnte aber Formen, in denen zwei t, oder d und t auf einander folgten, nicht leiden, und man beseitigte den einen Buchstaben, indem man den Bildungsvocal e(i) strich. So kamen d und t zusammen, von denen in der Theorie d sich nothwendig dem t angleichen muss, also tt, von diesen muss ein t nach dem phonetischen Gesetze fallen. Factisch allerdings hat die Angleichung des d gar nicht erst statt gefunden, es ist ohne Weiteres gefallen. Das Wegfallen des e resp. i hatte aber auch das Aufhören des durch e(i) bewirkten Umlauts zur Folge, daher san-te. Ebenso kamen die Formen erlaucht, getrost zu Stande. Mittelhochdeutsch: Imperfectum: erliuht-e(i)-te, troest-e(i)-te, Participium: erliuht-e(i)-t, getroest-e(i)-t. In Folge des Wegfallens des e(i) hörte der Umlaut iu von û, und oe von ô auf, und ein t fiel; also erlûht, getrôst, neuhochdeutsch erlaucht, getrost.

Es ist genau genommen überhaupt Unsinn, in einem Worte auf der neuesten Stufe der Entwicklung Buchstaben erscheinen zu lassen,

die auf einer früheren Stufe geschrieben wurden, eben deshalb weil sie gesprochen wurden. Das Wort charakterisirt sich als neuestes eben durch Wegfall früherer Buchstaben. Wir schreiben *nicht*, und keineswegs niwiht, niowiht, oder gar ni éo wiht, obwohl die älteste Form uns erst rechten Aufschluss über das Wort gibt: ni = Negation, éo vom gothischen aiv, Accusativ von aivs = Zeit, also je, wiht = etwas.

Am weitesten gehen hierin die Engländer, sind darin aber nicht einmal consequent. Sie fühlen freilich selbst diese Ungereimtheit und sind auch auf eine Aenderung ihrer Orthographie bedacht.

Es dünkt mir, mich; es deucht, es deucht mir, mich — für welche Form muss man sich entscheiden?

Die Wurzel ist duk. Das Präsens wurde gebildet durch Einschiebung eines n und mittels des Bildungsvocals i (j), daher althochdeutsch dunkju, neuhochdeutsch dünke, ebenso wie althochdeutsch dankju (Wurzel dak), neuhochdeutsch denke. Im Imperfectum fällt das n und zu gleicher Zeit der Bildungsvocal i (j) fort, u und a der Wurzeln wurden verlängert; so erhalten wir mittelhochdeutsch die Formen dâhte dûhte (nach einem durchgreifenden Gesetze geht nämlich die tenuis k, wenn sie unmittelbar vor t zu stehen kommt, in die Spirans über). Neuhochdeutsch sollten wir also eigentlich haben dâchte, dauchte. Dâchte ist geschwächt in dächte, dauchte kommt gar nicht vor. Den Conjunctiv von dauchte gebrauchen wir. Das Bildungselement dieses Conjunctivs ist i; vergleiche althochdeutsch nâmi, mittelhochdeutsch naeme, neuhochdeutsch nähme. Der mittelhochdeutsche Umlaut von û ist iu, also aus dûhte wird diuhte, iu ist neuhochdeutsch eu. Das Richtige im Neuhochdeutschen wird also sein: Präsens: es dünkt (das oben erwähnte Gesetz der Verwandlung des k in die Spirans vor t findet seine Anwendung nämlich nicht, wenn das k durch neuerdings erst weggefallenes e vor t zu stehen kommt, dünkt = dünket), Imperfectum: es deuchte, da wir einmal die Form des Conjunctivs in der Bedeutung des Indicativs festhalten und nur allein haben, und zwar es dünkt, es deucht mich; der Accusativ wird durch den entschiedenen Gebrauch dieses Casus im Mittelhochdeutschen gestützt.

Sollen wir aber auch äu zulassen, däuchte? Im Neuhochdeutschen nehmen wir, wenn wir mit Bewusstsein den Umlaut bilden, äu, Laut, Geläute. Ist aber das Factum der Umlautung nicht vor Augen, so schreiben wir eu, wie wir auch für früheres wurzelhaftes iu eu schreiben. Vergleiche Leumund, gothisch schon iu in hliuma = Gehör; mittel-

hochdeutsch liumet, liument, liumunt; mit „Muǹd“ hat das Wort nichts zu thun. Da uns nun keine Form dauchte präsent ist, so schreiben wir consequent eu. —

Ein ziemliches Bild wird man sich schon nach vorhergehenden Erörterungen von unserer immer noch wilden Orthographie machen können. Es ist zu bedauern, dass es so damit steht; denn jeder Gebildete wird wünschen, dass die Schrift ein würdiges, vernünftiges Abbild unserer Sprachlaute sei, nicht ein regelloses Durcheinander. Es ist kaum glaublich, dass wir, die wir von Jugend an die feinen Regeln der griechischen Orthographie, die ja nur dem Laute Rechnung trugen, kennen, eine Barbarei in der Ausdehnung in unserer Orthographie dulden konnten. —

Neustadt, O.-Schl. Joh. Oyen.

Der Laut ea im Englischen und seine historische Entwickelung.

Die modern-englische Orthographie bezeichnet durch ea sowohl den Laut des langen e in offener Silbe, nach Walker e[1], als den eines kurzen e in geschlossener Silbe, e[2]. Der Grund dieser Mehrdeutigkeit liegt in der mehrfachen Verwendung, die das Angelsächsische dem Zeichen ea gegeben hat. Wir unterscheiden heutzutage in unseren angelsächsischen Ausgaben ein ea ohne Accent, das als Brechung eines kurzen a vor l, r und h mit nachfolgendem Consonanten anzusehen ist, und einen durch einen Accent auf a bezeichneten Diphthong eá oder eâ. Dass ea im Laute ein getrübtes a oder ä darstelle, ist kaum zweifelhaft, wie aber eá gelautet habe, ist um so ungewisser, als die hergebrachte Art, das e als Vorschlag zu einem langen a zu sprechen, sich mit der heutigen Aussprache nur schwer vereinigen lässt.

Eá entspricht gothischem au, altdeutschem ou oder, wenn l, n, r, s, h, d, t, ȝ folgen, ô, neudeutschem au oder o. Wir lassen einige der gewöhnlichsten Wörter in ihrer gothischen oder altdeutschen, angelsächsischen und neuenglischen Form folgen.

1)	Goth.	agl.	neuengl.
	(aud)	eáde	easy, leicht,
	aukan	eácan	to eke, vermehren,
	auso	eáre	ear, Ohr,
altd.	austar	eástern	eastern, östlich,
altd.	bôȝen	beátan	to beat, schlagen,
altd.	houfen	heáp	heap, Haufe,
	hlaupan	hleápan	to leap, (laufen) springen,
	kaupon	ceápian	(cheap, käuflich billig),
	laufs	leáf	leaf, Blatt,
	laubjan	geleáfan	to believe, glauben,
	nauþs	neád (neód)	needs, nothgedrungener Weise,

	Goth.	ags.	neuengl.
	skauts	sceát	(sheet? auch sheets Schoten gehört hierher),
altd.	stouf	steáp	steep, steil (Hohenstaufen und dgl.),
	tavid — von taujan,	deád	deed, That,
altd.	zoum	teám	team, Gespann.

2) Daran schliessen sich einige contrahirte Formen, die durch Ausfall eines Gutturals entstanden sind, wie diese Consonantenklasse überhaupt eine bedeutende Verheerung im englischen Lautbestande angerichtet hat:

bagms	beám	beam, Balken, Baum,
tagrs	teár	tear, Zähre.

Wo der Guttural das Wort schliesst, hat er einen nachschlagenden I-Laut zurückgelassen, der die regelrechte Umbildung des eá in den Laut e verhindert hat:

augo	eáge	eye (i-e), Auge,
hauhs	heáh	high, hoch,
	neáh	nigh, nahe,
	deágan	dye, tauchen, tingere.

Das y in eye ist aus dem altenglischen ȝ entstanden, das für g, gh und y steht: ȝaf = gave, litȝte = ligt, ȝou = you. So liest man yȝes für das moderne eyes.

3) Kürzungen hat der laut ea vorzüglich vor schliessendem T-Laute erfahren:

	haubiþ	heáfod	head, Haupt,
	rauds	reád	red, roth,
	dauþs	deád	dead, todt,
	dauþus	deáth	death, Tod,
mit f:	daubs	deáf	deaf, taub.

Daher gehören leád — lead, Blei (Loth?), breád — bread, Brod, und die verkürzten Praeterita der schwachen Verba, wo das ohne Bindevocal an den Stamm tretende d (t) die gleiche Wirkung ausübt: leap — leapt, dream — dreamt, und alle anderen schwachen Verba, die in der verkürzten Form des Praeteritums den I-Laut, auch wenn er nicht aus eá enstanden ist, zu e schwächen.

4) Ganz abweichend von dieser Analogie sind die einsilbigen:

	faus comp. faviza	feá, feáva	few (fu-e), wenig,
altd.	tou	deáv	dew, Thau.

Der nemlichen Bildung folgen, theilweise mit eó, mew, miauen, spew, goth. speivan, lat. spuo, speien, stew, stauen, rue, ags. hreóvan,

reóvan, reuen. Da aber der Laut ů sonst nur in französischen Wörtern vorkommt, wo er eine unvollkommene Nachbildung des französischen u ist, so erinnern wir an die Etymologie von st*ew*ard aus st*i*g*w*ard (nach Koch I S. 17) und halten i für den Ueberrest des Diphthongs eá und u für den Stellvertreter des geschwundenen v.

5) Endlich findet sich eá für goth. au, altd. ó in der Ablautsreihe:

goth.	giuta	gaut	gutum	gutans,
altd.	kiuza	kôz	kuzumês	koȝanêr,
nhd.	giesse	gosz	gossen	gegossen,
ags.	geóte	geát	guton	goten,

wovon sich im Neuenglischen nur zwei Ausnahmen erhalten haben: flee, *fled*, fled ags. fleóhe, fleáh, flugon, flogen nach Fall 3 und fly (der Laut i durch nachfolgendes g, ags. fleóge, erzeugt wie im Fall 2, *flew*, flown, wo sich flew an Fall 4 anschliesst. Die übrigen Verba dieser Klasse haben, wie im Neuhochdeutschen, die Pluralformen auch auf den Singular ausgedehnt. Da sich im Plural der Grundvocal der Verbindung au (eá) erhalten hat, so entziehen sich diese Formen unserer gegenwärtigen Untersuchung, aber sie machen es wahrscheinlich, dass der Laut eá erst auf angelsächsischem Boden entstanden ist. Es handelt sich nur darum, zu erfahren, welche lautliche Geltung eá gehabt habe.

Grimm sagt Gr. I S. 367: „Der Accent fällt auf das á, nur dass es goth. voransteht, ags. nachfolgt." Von einer derartigen Aussprache ist aber ein unerklärlich weiter Weg bis zur modernen Wiedergabe durch e.

Das Angelsächsische liebt die Diphthonge nicht und hat sogar den einfachsten und gewöhnlichsten, das ei oder ai — man möchte sagen — so nach dem ersten Laute hin zusammengeschoben, dass das i seine Existenz in dem verlängerten á hat aufgeben müssen. Grimm findet den Vorgang analog dem griechischen Jota subscriptum unter a: ᾳ aus *aï*. Wir dürfen also eigentliche Diphthonge im Angelsächsischen nicht erwarten. Seit dem 14. Jh. hat das Englische seinen Vocalismus, wie das Hochdeutsche, verschoben und besizt nun ein ei (ai) und ou (au) in i und ou (ow). Die angelsächsische Zeit weiss davon nichts, und so hat das ags. eá mit engl. ou nichts gemein, obwohl es altd. ou entsprechen kann. Ob die Art der Diphthongirung, die sich in den romanischen Idiomen festgesetzt hat, jemals im Angelsächsischen herrschend war, ist höchst zweifelhaft. Französisches oi (oa), ié, ieu

u. s. w., wo der Ton auf den zweiten Bestandtheil der Vocalverbindung fällt, können schon deswegen dem ags. ea, eá, eo, eó nicht verglichen werden, weil der Grund ihrer Entstehung — das Schwinden der Endungen und das Bedürfniss, den Stamm durch schärfere Vocalisirung zu stützen — im Angelsächsischen, so weit wir sehen können, nicht gefühlt wurde. Das einzige u ist, wenn wir oben recht gesehen haben, französischen Ursprungs. Eine gewisse Art von Vorschlag, die in neuenglischen Dialecten hörbar ist, z. B. niame, shiame für name, shame mag dem flüchtigen Laute gleichen, den man bisweilen in gutem Englisch nach scharfen Consonanten hört, die eine Tonsilbe vor unbetontem e schliessen, z. B. in glasses, was man wohl manchmal wie glassies sprechen hört. Es ist aber meines Wissens ein solcher Laut nie in der Schriftsprache bezeichnet worden, und er verdankt seinen Ursprung nur dem vorhergehenden Consonanten, den er durch ein flüchtiges i oder e mit dem folgenden Vocal vermittelt, nicht aber einer inneren, vocalischen Entwickelung.

Die angelsächsischen Doppellaute sind ea eá, eo ó. Ea ist Brechung des a, eá ist der goth. Diphthong au; eo ist Brechung des i, eó ist der goth. Diphthong iu. Die Grundlage der beiden Diphthonge ist u. Da ea und eo kurze Vocale vorstellen, so muss nothwendig der E-Laut die Aussprache bestimmen; a und o können nur kurze Nachschläge sein. Damit kommen sich beide Laute ebenso nahe wie unser umgelautetes a d. i. e (jetzt ä geschrieben) und unser aus i entstandenes ĕ. Die Handschriften verwechseln denn auch bisweilen ea und eo, was hier und da auch der Fall ist mit eá und eó (z. B. neád — neód), wiewohl diese Verbindungen ihrer Länge wegen deutlicher geschieden werden konnten. Ea und eo können den Laut des gebrochenen a und i nur unvollkommen darstellen; sie haben aber, unserer Meinung nach, das Vorbild zur graphischen Darstellung des eá und eó gegeben. Man sollte nun auch erwarten, dass diese zwei Verbindungen in ähnlicher Analogie ständen wie ea und eo, um so mehr, als sie beide jetzt im Laute = e sind: laufs — leáf — leaf, diups — deóp — deep. Dabei möge noch erwähnt werden, dass e auch dem seit dem 14. Jh. verlängerten e in einigen angelsächsischen und ai in sehr vielen französischen Wörtern entspricht: fr. traiter — to treat, paix — peace, saisir — to seize u. s. w.

Ueber eó bemerkt nun Koch in seiner historischen Grammatik der englischen Sprache I § 62: „der erste Vocal (e) überwog, ward

gedehnt und entwickelte sich wie ê." Aehnlich § 37. Ueber eá findet sich eine analoge Vermuthung nicht, sondern nur die Bemerkung: „eá trübt sich zu ae und dieses verläuft wie die ursprünglichen ae." Wir sind nun der Ansicht, dass auch im Laute eá der erste Vocal vorgeherrscht habe und fassen den zweiten Bestandtheil nur als eine Art Nachschlag, mit dem die angelsächsische Sprache als Ersatz für das u der gothischen Verbindung au sich begnügte, da sie alle Diphthonge nach dem ersten Laute zusammenschiebt und Diphthonge mit betontem zweiten Vocal ihr nicht eigenthümlich sind. Nur so ist der Uebergang in das moderne e zu begreifen. Wir glauben aber diese Behauptung durch mehrere Wahrnehmungen stützen zu können, obgleich wir zugeben, dass eá keine passende Darstellung eines Lautes ist, der etwa wie ae — ă oder ae — ĕ geklungen haben mag. Der Accent darf dabei nicht in Betracht kommen, da er erst in unseren Drucken durchgeführt worden ist. Die Rune scheidet ea und eá nicht. Da die Deutung im gereimten Verzeichniss das Wort eard zu Grunde legt, so mag auch der Laut ea für die lautliche Erklärung von eá massgebend sein.

1) Für (tó) gegenes findet man gegnes, gênes, geánes engl. (a) gain (gainsay). Da in der Form gegnes und gênes der zweite Laut fast ganz geschwunden ist, so kann die Schreibung geánes gar nicht begriffen werden, wenn sich nicht eá dem ê so nähert, dass es das e betont und a nur als unbestimmbaren Nachhall lauten lässt. Da zumal der Wortton immer auf dem e der ersten Silbe geruht hat, so ist nicht zu begreifen, wie er plötzlich auf das a kommen soll, welches die zweite Silbe in der Contraction darstellt. Durch Corssen's und Littré's Untersuchungen ist es hinlänglich gesichert, dass jede Contraction im Lateinischen und in den romanischen Sprachen Beibehaltung des Accents zur Bedingung hat; für germanische Sprachen braucht das nicht erst bewiesen zu werden. — Im Altenglischen hört die Schreibung eá ganz auf und macht dem ae oder ê Platz, zu dem es sich unter Annahme unserer Erklärung leicht zusammenziehen könnte.

2) Auch eó wechselt bisweilen mit î (goth. ei). Goth. teihan, altd. zîhan, neud. zeichen, ags. tîhan stösst den Guttural aus und verändert sich in teón.* Diesen Vorgang, der mehrfach bemerkt wird, müssen wir mit der oben besprochenen Contraction für identisch halten,

---

* Was dann zusammenfällt mit goth. tiuhan, altd. ziuhan – ziehen, ags. teón.

und beide Male dem ersten Laute des neu entstandenen Diphthongs den Hauptton geben. Daneben tritt im Altenglischen, wie für eá, wegen der Aehnlichkeit des Lautes ê auf.

3) Der Laut des oa im modernen Englisch ist $\overset{1}{o}$. Es ist nun möglich, dass man im Altenglischen oa zu schreiben anfing, um die Entstehung des O-lautes aus altem á (altd. ei, nhd. ei — ai) in der Schrift festzuhalten. Man erinnert sich an ein ähnliches Verfahren der französischen Orthographie, die den gesprochenen Laut neben seinen ursprünglichen setzte, so dass man im 15. und 16. Jh. schrieb: apvril (a*p*rilis — a*v*ril), escripve (*s*cri*b*at — écri*v*e), Lefebvre (fa*b*er — fè*v*re). Es ist aber auch wohl möglich, dass die eá und ea, wenn sie eben mit dem Ton auf dem ersten Vocal gesprochen werden, das Vorbild zu oa gegeben haben. Die Entwickelung des Lautes $\overset{1}{o}$ aus oa z. B. in stân, Stein, wäre so zu denken, dass zwischen ags. stân und neuengl. st$\overset{1}{o}$ne ein stoan, gesprochen wie st$\overset{3}{a}$' - en, zu stehen käme. Dieser Laut wäre dann zu $\overset{1}{o}$ zusammengeschoben worden, wie eá und eó zu ê — $\overset{1}{e}$. —

4) Der Yorkshire-Dialect hat á, î, û in der alten Geltung erhalten und sagt z. B. ût (oot) statt out, hûs (hoose) statt house etc. Er stellt also in seinem Vocalismus den angelsächsischen Standpunkt dar, wie er selbst das angelsächsische o vor n statt a bewahrt hat. Wenn nun dieser Dialect easy wie eeasy spricht (Koch I § 17), so mag dieses vielleicht der letzte lebende Nachhall des ags. eá sein, wie wir es auffassen.

Gestützt auf diese Beobachtungen schlagen wir also vor, die störende Aussprache des ags. eá, eó mit dem Ton auf a und o fortan zu verbannen, und halten die Entwickelung des I-Lautes aus ursprünglichem eá (= ae — ă) für ganz regelrecht, indem wir zur Erklärung des Verlaufes zwei durchgreifende Gesetze der englischen Lautlehre geltend machen, nemlich: Zusammenschiebung der Diphthonge nach dem ersten Laute (ai zu á, ei zu î) und Vocalverschiebung (ê zu $\overset{1}{e}$, ó zu $\overset{3}{o}$ = û u. s. w.)

Hechingen. Dr. E. v. Sallwürt.

G

Ueber die formelle und begriffliche Entwicklung der französischen Präpositionen.

In den nachfolgenden Abhandlungen über die einzelnen Präpositionen und präpositionalen Verbindungen der französischen Sprache soll gezeigt werden, wie dieselben im Verlaufe der Entwicklung der Sprache allmälig zu ihrer heutigen Form und Gebrauchsweise gelangt sind. Vom Ende des 4. Jahrhunderts ab (Prosper Aquitanus) ist die Bedeutung der — theilweise erst später — in der Vulgärsprache Galliens als Präpositionen erscheinenden Formen festgestellt. Die Veränderungen, welche, wie die Sprache beweist, mit denselben nach und nach vorgingen, sind auf ihre thatsächlichen Ursachen zurückgeführt worden, wie: Gegenseitigen Einfluss der verschiedenen Dialekte des Altfranzösischen; irrthümliche Anlehnung einer präpositionalen Form an ein anderes Wort und daraus entstandenes Misverständniss ihrer Bedeutung; das neue Bedürfniss der — auch besonders in Hinsicht auf die in ihr auszudrückenden Ideen — veränderten Sprache und die in Folge dessen nach gewissen Seiten hin erweiterte Gebrauchsweise einer Präposition; die Bedeutung der als Präposition gebrauchten Form als Redetheil für die in Betracht kommende Sprachperiode; den wesentlichen Charakter der Reform, welche in der betreffenden Epoche mit der Sprache vorgenommen wurde, und endlich die Willkür, mit welcher ihrem eigentlichen Wesen, ihrer Grundbedeutung nach gänzlich unverstandenen präpositionalen Formen bestimmte Gebrauchssphären angewiesen wurden.

Bei Erscheinungen, die an sich nicht eben natürlich und selbst-

verständlich sind, hat der Verfasser zum Belege seiner Ansicht Analogien aus anderen Sprachen herangezogen. Besonders ist mehrfach die Verwendung der provenzalischen Präpositionen verglichen worden, da das Provenzalische in Betreff seiner präpositionalen Bildungen sich — im Gegensatze zu den übrigen romanischen Sprachen — dem Altfranzösischen in den meisten Punkten durchaus analog verhält.

Leider hat die eigentliche Volkssprache Galliens in dem Zeitraum vom 4. bis 9. Jahrhundert kein Denkmal hinterlassen, und so fehlt uns ein gutes Stück, um den Verlauf der Entwicklung des Altfranzösischen aus dem Latein in allen seinen Momenten verfolgen zu können. Die Werke, welche in obiger Periode von gallischen Autoren verfasst wurden, sind in lateinischer Sprache geschrieben. Nur hie und da begegnet es den Schriftstellern, dass sie, von der Sprachweise des Volkes verführt, falsche Wortformen oder, was häufiger ist, richtige Wortformen in unlateinischer Bedeutung verwenden. Derartige Vorkommnisse lassen uns einen Blick in die Vulgärsprache werfen, und mit diesen Blicken müssen wir uns hinsichtlich der Kenntniss der Vulgärsprache, der eigentlichen Schöpferin der romanischen Sprachen, begnügen. Aber nicht alle Schriftsteller Galliens in jenem Zeitraume sind dem Zwecke der Erforschung der Sprachweise des Volkes ihrer Zeit gleich dienlich. Die einen haben eine schulgerechte Durchbildung genossen und lassen sich Verstösse gegen die Regeln des guten Latein selten zu Schulden kommen. Anderen fehlt diese, und im täglichen Verkehre mit dem Volk gewöhnen sie sich an Ausdrucksweisen, deren sie sich auch in ihren lateinischen Schriften nicht ganz erwehren können. Besonders gilt dies von dem Gebrauch der Präpositionen, so das für die nachfolgenden Abhandlungen das wesentlichste Material fast vollständig in ihnen gefunden werden konnte.

Zur Feststellung der Art und Weise, wie die gallische Volkssprache vor dem 9. Jahrhundert die Präpositionen verwandte, sind folgende Werke benutzt.

1. Das Chronicon von Prosper Aquitamus, abgefasst am Ende des 4. Jahrhunderts. Dasselbe zeigt in grammatischer und orthographischer Hinsicht mehr Abweichendes vom guten Latein, es hat schon eine stärkere Tendenz nach dem Romanischen hin, als die Werke manches späteren Schriftstellers. Zwar lässt auch Prosper bisweilen das Streben erkennen, durch gekünstelte Constructionen seinem Stile eine klassische Färbung zu geben, aber im Ganzen selten. Auch sind

derartige Constructionen bei ihm steif und unbeholfen, weil er ohne Zweifel keine schulmässige Durchbildung genossen hatte. — Er lebte in Aquitanien; seine sprachlichen Eigenthümlichkeiten gehören daher specieller dem Idiome an, aus welchem heraus sich das Provenzalische entwickelte. Doch können wir die Gebrauchsweise der Präpositionen bei ihm als geltend für die Volkssprache Galliens überhaupt ansehen, da die altfranzösische und die provenzalische in Hinsicht ihrer präpositionalen Bildungen, wie schon oben erwähnt, als zusammengehörig den anderen romanischen Sprachen gegenüberstehen. — Ausgabe Roncallius: Vetustiora latinorum scriptorum chronica.

2. Apollinaris Sidonius (A. S. epistolae et opera, Pariser Ausgabe von 1609), dem 5. Jahrhundert angehörig, gest. 484 als Bischof zu Clermont in der Auvergne, repräsentirt den gekünstelten Stil der Gelehrtenschulen. Lange, verwickelte Perioden, die allerdings selten ohne eine gewisse Eleganz und einen freilich zu gesuchten Redeschwung sind, sollten den Stil des Gelehrten von der verderbten Sprache des Volkes, das sich natürlich sehr einfach ausdrückte, unterscheiden. Gegen die lateinische Grammatik verstösst er selten, weshalb der Gebrauch der Präpositionen bei ihm im Ganzen den Regeln des klassischen Latein angemessen ist.

3. Dasselbe hinsichtlich des Stiles gilt von Venantius Fortunatus (Ausgabe Fabricius: Corp. Poett. Christ.), gestorben zu Anfang des 7. Jahrhunderts als Bischof von Poitiers. „Noch in den alten Rhetorenschulen gebildet, ist er einer der letzten Repräsentanten jener erkünstelten Schulgelehrsamkeit.“ Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter.

4. Anders schrieb Gregorius Turonensis (Greg. Tur. historia ecclesiastica Francorum, im Patrologiae cursus von Migne). Er besass nicht jene grammatische und stilistische Durchbildung, und fühlte sehr wohl, wie leicht bei ihm ein Verstoss gegen die gute Schreibweise vorkommen konnte. Daher bittet er im Anfange seiner hist. eccles. den Leser, etwaige Vorkommnisse dieser Art zu verzeihen: Sed prius veniam a legentibus precor, si aut in litteris, aut in syllabis grammaticam artem excessero, de qua adplane non sum imbutus. Er war sich mithin der Macht bewusst, welche die Vulgärsprache auf seinen Stil ausübte. Daher ist es leicht erklärlich, dass wir bei ihm häufiger Anklänge an volksthümliche, dem guten Latein unbekannte Wortformen und Redeweisen, an romanische Elemente finden.

5. Das Chronicon, welches unter dem Namen von Fredegarius bekannt ist (im Patrologiae cursus hinter Greg. Tur. hist. eccles. Franc.) und dem 7. Jahrhundert angehört, enthält ein barbarisches Latein. „Entschieden falsch ist es, wenn man diese Sprache als die des romanischen Volkes bezeichnet; sie kann nie gesprochen worden sein. Alle Flexionsendungen sind nämlich darin vorhanden, sie werden aber nur noch aus Convenienz gebraucht, da dass Gefühl für ihre Bedeutung sich gänzlich verloren hat," so urtheilt Wattenbach sehr richtig über seine Sprache. Da Fredegars Kenntniss des Lateinischen unglaublich gering war, so ist es natürlich, das wir hinsichtlich des Stiles, besonders hinsichtlich des Gebrauches der Präpositionen bei ihm eine grosse Verwandtschaft mit der Volkssprache anzunehmen haben.

6. Richer lebte und schrieb in der zweiten Hälften des 10. Jahrhunderts. Das Nähere über ihn siehe unter der Abhandlung über die Präposition Od.

Die meisten altfranzösischen Beispiele sind in der „Chrestomathie de l'ancien français" von Bartsch zu finden. Bei sonstigen Citaten ist jedesmal der Ort angegeben, wo dieselben stehen.

Einige der angeführten Beispiele sind aus Mätzner's „Syntax der neufranzösischen Sprache" entnommen. Wo dies geschehen, ist es jedesmal bezeichnet worden.

Abkürzungen,

welche für alle nachfolgenden Abhandlungen gelten.

Ac. = Dictionnaire de l'Académie.
Ad. Boç. = Adans de la Halle ou Adans li Boçus.
Al. Chart. = Alain Chartier.
L'Al. d'Alb. = L'Alexandre d'Alberic de Besançon.
Auc. et Nic. = Aucasin et Nicolete.
B. d. S. = Bauduin de Seboure.
B. d. Sap. = Herman de Valenciennes, la bible de sapience.
Bern. = Bernier, la hauce partie.
Bible G. = La bible Guiot.
Brut = Wace, le Roman de Brut.
C. d. Const. = Joffroi de Villehardoin, la conqueste de Constantinople.
C d. G. = Chrestiens de Troies, conte del graal.
Cent nouv. = Les cent nouvelles nouvelles.
C. Hab. = Traduction du canticum Habbaccuc.
Chât. C. = Châtelain de Coucy, chansons.
Chev. L. = Chrestiens de Troies, li chevaliers dou lyon.
Chr. d. P. = Christine de Pisan.

Cleom. = Adenés le Roi, Cleomades.
Com. = Philippe de Comines, mémoires.
C. d. tr. = Le combat de trente Bretons contre trente Anglois.
Corn. = Pierre Corneille. Pol. Mél. u. s. w. bezeichnen die Werke, deren Benennung mit diesen Buchstaben beginnt.
Fl. et Bl. = Floire et Blanceflor.
Frag. = Fragment d'une homélie sur le prophète Jonas.
Fr. V. = François Villon.
G. Brul. = Gaces Brulez, chansons.
G. d'Eng. = Chrestiens de Troies, Guillaume d'Engleterre.
G. de Mach. = Guillaume de Machau.
G. d'Or. = Guillaume d'Orenge.
L. d. Chev. = Lais dou chievrefuel.
L. d. G. = Lois de Guillaume le Conquérant.
L. d. R. = Les quatre livres des Rois.
M. d'Ad. = Mystère d'Adam.
M. d. P. = Mistere de la passion de nostre seigneur.
Pass. = Passion du Christ.
Past. = Pastourelles.
Perc. = Perceforest.
Ph. d. Th. = Bestiaire des Philippe de Thaun.
Ps. = Ancienne traduction des psaumes.
Rab. = Rabelais; G. Gargantua.
Rac. = Racine. Uebrigens siehe Corn.
Ren. = Roman de Renart.
Ren. Cont. = Renart le contrefait.
R. d'Al. = Roman d'Alixandre.
R. d. En. = Beneoit de Sainte More, roman d'Eneas.
R. d. S. = Romance des deux soeurs.
R. d. Tr. = Roman de Tristan.
Rol. = Chanson de Roland.
Rose = Guillaume de Lorris, roman de la rose.
Rou = Wace, roman de Rou.
J. J. Rouss. = J. J. Rousseau, Confessions.
Rust. = Rustebués.
St. B. = Traduction d'un sermon de saint Bernard.
Tr. = Tristan.
Troie = Beneoit de Sainte More, roman de Troie.

Alle anderweitigen Abkürzungen bedürfen weiter keiner Erklärung.

Die altfranzösische Präposition Od.

I. Begriffliche Entwicklung von apud.

Welche Entwickelung nahm in der französischen Sprache die lateinische Präposition apud? Wie verhalten sich die aus ihr entstandenen Formen in den verschiedenen Perioden der altfranzösischen Sprache formell und begrifflich zu den dem alten ad entsprechenden präpositionalen Formen? Wie erklärt sich das allmälige Verschwinden der ersteren? Wenngleich wir keine Denkmäler der eigentlichen Vulgärsprache Galliens vor dem 9. Jahrhundert besitzen, also keine Denk-

mäler, welche die Lücke zwischen dem Latein und der langue romane ausfüllen (die Autoren des Mittellatein enthalten blos einzelne Anklänge an die Volkssprache, die eigentliche Quelle des Romanischen), so können wir dennoch das lateinische apud neben dem lateinischen ad resp. mit demselben vereinigt aus dem Latein heraus bis in die heutige Sprache Frankreichs verfolgen.

In der Volkssprache Galliens wurde die Präposition apud begrifflich erweitert, indem sie zur Bezeichnung des Ortes angewandt wurde, an welchem sich ein Gegenstand im Zustande des Verharrens befindet, oder an welchem eine Thätigkeit vor sich geht; sie verlor mithin den speciellen Begriff der Nähe, des Nebeneinander und wurde allgemeine Bezeichnung des örtlichen Wo? ohne die unseren in, auf u. s. w. beiwohnenden, besonderen Beziehungen zu enthalten. Besonders beliebt war sie in dieser Bedeutung vor Städtenamen. Den Beweis hierfür liefern die von der Volkssprache beeinflussten Schriftsteller Galliens. Alexander apud Babylonem moritur Prosp. Aquit. 540. Otto apud Bebriacum propria manu occubuit, id. 567. Vespasianus apud Judaeam ab exercitu imperator appellatus . . . , id. 567, synodus patrum apud Constantinopolim celebrata est, id. 637. Apud Babyloniam regnabat Nebuchodonosor Greg. Tur. I. 170. Apud Parisios obiit, id. II, 240. u. s. w.

Dieselbe Beziehung drückt bei diesen Schriftstellern auch die Präposition ad aus. Ad civitatem (Stadt) Suessonas sedem habebat Gregor. Tur. II, 222. Eine Menge weiterer Beispiele siehe unter à.

Wahrscheinlich gingen die Verallgemeinerungen der Begriffe von apud und ad Hand in Hand und ergaben sich zum Theil aus der Formverwandtschaft beider. Obige Schriftsteller geben uns ohne Zweifel nicht die Volkssprache; sie schreiben Latein und wollen Latein schreiben, sind aber hinsichtlich ihres Stiles, seltener hinsichtlich ihrer Formen von dem Sprachgebrauch des Volkes beeinflusst. Sei es nun, dass letzteres aus apud die Form áud gebildet hatte (vgl. sapuit — sáut — sot), sei es dass man, wie es für die Sprache des südlichen Frankreich sicher anzunehmen ist, diese Präposition schon im 5. Jahrhundert zur Form ab verkürzt hatte, — jede dieser beiden präpositionalen Formen konnte in der gänzlich unfixirten, durchaus sich selbst überlassenen Volkssprache mit ad sehr leicht verwechselt werden, um so leichter, je mehr man das Vorbild apud aus den Augen verlor. Aud konnte leicht als lautliche Diphthongirung von ad erscheinen, da diphthongirte Formen desselben Wortes neben nicht diphthongirten auch

späterhin noch denselben Dialecten der altfranzösischen Sprache geläufig waren. Andererseits war der Wechsel der mutae gleicher Lautstufe ab — ad der Sprache ebenfalls nicht fremd, am wenigsten in ihrer Bildungsperiode, wo diese Permutation vor sich ging, wo Wortformen desselben Urwortes mit verschiedenen Consonanten in der Sprache üblich waren. Letzterer Umstand, dass nämlich das eine Wort mit b, das andere mit d geschrieben war, konnte aber desshalb kaum hinreichen, ein Ineinandergreifen beider hinsichtlich ihrer Gebrauchsweisen zu verhindern, weil diese Buchstaben im Auslaute einer Präposition standen, die als solche in der fliessenden Rede sich unbetont, gleichsam als Präfix, an das folgende Wort anschloss und in Folge dessen ihren Endconsonanten nur schwach und wenig markirt vernehmen liess. So also hatte ad mit der für die Volkssprache aus Analogien zu erschliessenden Form und apud (áud oder ab) viel Verwandtes; und dieser Umstand muss mit in Erwägung gezogen werden, um zu begreifen, wie beide sich in Hinsicht ihrer Bedeutung zum Theil assimiliren konnten.

Zunächst also, und dieses ist an sich begreiflich, wurden apud und ad in ihrer ursprünglichen räumlichen Bedeutung nach gleicher Richtung hin erweitert. Beide antworten schon früh, ohne dass ein Unterschied zwischen ihnen besteht, auf die Frage wo? In dieser einen Beziehung collidiren die beiden Präpositionen begrifflich also schon früh. Daneben hatte natürlich jede noch ihre besonderen Bedeutungen.

Die Präposition apud unterlag allmälig einer neuen begrifflichen Modification. An die in apud enthaltene Idee des Beieinander, des Nebeneinander konnte sich leicht die des Miteinander, der Gesellschaft anschliessen. Die Präposition cum konnte auf französischem Boden nicht zu einer eigenen präpositionalen Bildung verwandt werden. Die Form, welche aus ihr hätte entstehen müssen, würde mit der des Relativ- und Interrogativ-Pronomens zusammengefallen sein. Man bediente sich zum Ausdrucke der speciellen Idee der Gemeinschaft, da ein eigenthümliches Sprachmittel fehlte, der allgemeinen Präposition der Nähe überhaupt. Wahrscheinlich wird dies erst geschehen sein nach dem Verschwinden von cum aus der Vulgärsprache, welches seinerseits seinen Grund nur in dem Zusammenfallen der ihr entsprechenden Form mit dem Relativpronomen haben konnte. Als dies geschah, musste sich die Sprache in lautlicher Hinsicht schon bedeutend vom Latein entfernt haben, und es ist daher erklärlich, wenn wir erst bei Frede-

garius die Präposition apud zur Bezeichnung der Gemeinschaft antreffen: Domina mea regina tua Gundeberga apud Tasonem ducem secretius tribus diebus locuta est, 629.

Anmerkung. Der Analogie wegen möge auch Richerus (10. Jahrh.) Verfasser von Historiarum (sc. regum Francorum et episcoporum) libri IV. hier angeführt werden. Auch er gebraucht, entschieden unter dem Einflusse der Volkssprache seiner Zeit, der nunmehr der Forschung unmittelbar zugänglichen langue roman, apud an Stelle des alten cum. Sein Stil ist in so fern interessant, als der Vergleich desselben mit der Volkssprache uns einen Einblick gestattet in die Art und Weise, wie das Volksidiom die Schreibweise der lateinischen Autoren beeinflusste. Plurimum de communibus omnium causis apud optimates pertractans I, 12. De Caroli promotione in regnum apud Belgas tractabat ibid. His favent omnes paene ex Celtica et de patrando facinore apud tyrannum conjurant I, 21. Ubi cum apud principes rempublicam consuleret . . . . . I, 49. Exceptusque ab Arnulfo, regionis illius principe apud eum de oppidi erectione agebat. II, 8 u. s. w. — Daneben gebrauchen diese Schriftsteller natürlich cum; für sie wie in der Kirchensprache war diese Präposition nicht verschwunden. Wo es sich um eine mit Bewegung verbundene Begleitung handelt, war ihnen das volksthümliche apud (áud, ad) zu anstössig; hier wenden sie nur cum an.

Die englische Sprache liefert uns eine Analogie für den Uebergang des Begriffes „bei“ in den Begriff „mit“. Die englische Präposition with ist eigentlich dasselbe Wort mit wider und wieder. Dies ging zunächst in die Bedeutung apud über: ags. und altfries. with oder wither gegen, bei; dän. ved, schwed. vid bei, neben. S. d. engl. Grammatik von Bernhard Schmitz. Wenn nun auch die Verdrängung des noch im Altenglischen vorhandenen mid durch with auf einer Verwechselung beruht, so kann der Grund derselben nicht blos in der Formverwandtschaft beider gesucht werden. Die begriffliche Verwandtschaft beider präpositionalen Formen musste hinzukommen, um diese Erscheinung zu ermöglichen.

An die Beziehung der Begleitung schlossen sich nun verschiedene verwandte an, welche in den meisten Sprachen durch die Präposition der Begleitung ausgedrückt werden. Auf diese Weise war die dem lateinischen apud entsprechende Form allmälig zu folgenden Bedeutungen gelangt: 1) sie drückte die Beziehung der lateinischen Urform aus, 2) sie bezeichnete den Ort, an welchem ein Gegenstand sich befindet oder eine Thätigkeit vor sich geht. — In dieser Bedeutung, in welcher dieselbe vor dem 9. Jahrhundert sehr häufig angetroffen wird, finden wir diese Präposition in ihrer veränderten Gestalt nach dieser Zeit,

d. h. in den ältesten altfranzösischen Denkmälern schon nicht mehr. Der Process, welcher die Bedeutungen von apud auf ad übertrug, war, wie in Nachfolgendem näher gezeigt werden wird, ein allmälig fortschreitender. Die Darstellung dieses Verhältnisses, zu welcher ad an sich schon wohl geeignet war (vgl. unser zu Hause, zu Lande, zu Wasser), hatte schon vor dem Beginn der eigentlich französischen Sprache ad allein übernommen. 3) Sie bezeichnete die Begleitung, entsprach also dem lateinischen „cum,“ unserm „mit“. Aus dieser Bedeutung gingen drei nahe verwandte unmittelbar hervor. Die Form für apud bezieht sich nämlich 4) auf den die Haupthandlung begleitenden Umstand, 5) auf das unterscheidende, kennzeichnende Merkmal eines Gegenstandes, meistens einer Person und 6) auf das zu einer Handlung dienende Mittel oder Werkzeug.

Dass diese Beziehungen sich am besten durch die Präposition der Begleitung darstellen liessen, ist leicht einzusehen; wir gebrauchen in derselben Weise unser mit, der Engländer sein with. — Alle diese Bedeutungen entwickelten sich aus dem Begriffe des lateinischen apud. Ausserdem wurde in der Verwirrung, welche zwischen ad und apud eintrat, auf Letzteres, d. h. auf die Form, in welcher die Sprache letzteres besass, auch 7) die eigentlichste, ursprünglichste Bedeutung von ad, die Beziehung auf das Ziel übertragen.

Anmerkung. Die entsprechende provenzalische Präposition ab hatte vorwiegend die Begleitung und die mit derselben verwandten Verhältnisse auszudrücken. Dass dies ab dem provenzalischen a (ad) gegenüber seine individuelle Selbständigkeit besser bewahrte, als die entsprechende Form od der Schwestersprache, hatte theils wohl seinen Grund darin, dass es das einzige Sprachmittel zum Ausdrucke der Begleitung war, ihm also in dieser Bedeutung eine eigenthümliche, gesonderte und enger begränzte Sphäre zukam; theils darin, dass sich die provenzalische Sprache in orthographischer und syntactischer Beziehung früh fixirte, ja sogar schon früh eine gelehrte Behandlungsweise erfuhr. Einige Beispiele aus den ältesten provenzalischen Denkmälern mögen seinen Gebrauch darthun: eu (= il) lo chastia ta be ab so samo, Poème sur Boëce 2, 20. Pur l'una fremna qui vers la terra pent no comprari'om ab mil liuras d'argent, ib. 5, 41. ella ab Boeci parlet ta dolzament, ib. 5, 43; quora ques vol, ab aquel fog l'encent (verbrennt ihn mit jenem Feuer) 7, 7; ab els societat non auran a lor prod d'aquels qui o faran ni al dan Adonis fil, 7, 19; e estérzer ab la tóalia de que éra céins, Traduction de l'Évangile de St. Jean 8, 29 (Bartsch, Chrestomathie provençale).

Bis gegen das Ende des 11. Jahrhunderts übertrug das Sprachbewusstsein die angeführten Beziehungen auf od, die nunmehr allge-

mein übliche Form für apud, als eigenthümliche, für sich bestehende Präposition; daneben stellte es dieselben auch durch das lautlich und, wie wir gesehen haben, schon früh in einer Beziehung begrifflich verwandte ad (a) dar. Um diese Zeit tritt ein neues Stadium in dem Verhalten von od gegenüber ad (a) ein, und zwar wiederum zu Gunsten des letzteren. Waren bis dahin od und a für das Sprachgefühl zwei getrennte Präpositionen gewesen, die wegen ihrer formellen und begrifflichen Verwandtschaft, zum Theil auch wohl in Folge der Vorliebe der Sprache für a, in ihren Gebrauchsweisen theilweise zusammenfielen, in so fern vornehmlich a auch in den Bedeutungen von od erscheinen konnte, so sah man jetzt allmälig in letzterem eine in gewissen Verbindungen übliche Nebenform von a. Die Verwendung von od beweist dies deutlich; z. B. Od espee á lance e á escu, L. d. R. 48, 15. Sobald od diese Geltung angenommen hatte, führte das natürliche Gefühl für die Harmonie in den sprachlichen Formen dahin auch in formeller Hinsicht die Nebenform od nach der Analogie der Hauptform ad zu behandeln. Man bedenke, dass man sich noch bis ins 16. Jahrhundert hinein vor Vocalen bisweilen der Form ad neben a bediente; im 11. und 12. Jahrhundert kannte man ad neben a noch allgemein. Derselbe Process, welcher der Präposition ad das auslautende d nahm, musste nun auch od desselben Consonanten berauben.

Anmerkung. Dieser Ausfall konnte um so leichter vor sich gehen, als einsilbige Präpositionen überhaupt vor nachfolgendem Artikel ihren Endconsonanten bisweilen einbüssten. Folgendes provenzalische Beispiel zeigt diese Erscheinung in Bezug auf ab recht anschaulich: ab els societat non auran a lor prod d'aquels qui o faran ni al dan Adonis fil 7, 19. Für das altfranzösische od sind mir keine Beispiele dieser Art bekannt. Ueberhaupt befolgte das Altfranzösische es nicht so sehr als rigoristische Vorschrift, den bestimmten Artikel in dieser Weise an einsilbige Präpositionen anzuschliessen, wie die provenzalische Sprache; es kannte jedoch diese Art der Contraction sehr wohl und mag sie bei od in der fliessenden Rede häufig genug angewandt haben.

So also wurde die Form o geschaffen und nach Analogie des Verhältnisses von a zu ad für die richtigere und angemessenere Darstellung der Secundärform genommen, welche für letztere Präposition in gewissen Fällen eintreten konnte. Dass auch später noch od neben o erscheint, darf nicht Wunder nehmen; existirte ja auch noch ad neben a. — Ihrerseits trug nun die Form o wiederum dazu bei, den Irrthum in Hinsicht der Auffassung derselben als eine bisweilen gestattete Ab-

weichung in der Darstellung der Präposition a zu verstärken: o harpes et o gyges est la joie sonee — o cors et *a* buisines d'autre part est cornee, B. de S. 69, 23. Nur zum Zwecke des Wohllautes, der Abwechselung wegen, setzte der Dichter das eine Mal o, das andere Mal a, die für ihn sicher nur lautlich verschieden waren.

Vom 13. Jahrhundert ab wird o, die Nebenform von a immer seltener gebraucht. Die Beziehung der Begleitung übernimmt die in dieser Bedeutung schon früh neben od auftretende Composition aus apud und hoc, avoc, avec, avoec (siehe avec). Als Ausdruck der übrigen Bedeutungen von o erscheint nach und nach die reine üblichere Form a allein. Mit dem 15. Jahrhundert verschwindet die Präposition o gänzlich aus der Schriftsprache.

Nähere Betrachtung der einzelnen Gebrauchsweisen von od.

1. In der Bedeutung des lateinischen apud wurde od gebraucht, so lange es überhaupt in der Sprache vorhanden war. Primos didrai vos dels honors — quae il auuret ab duos seniors, V. d. L. 13, 22; ab se lo ting, ib. 14, 19; od les princes le fait sedeir, L. d. R. 44, 34; deu seit od tei, id. 47, 36; l'ara od sei, Brut 87, 7; o deu serez vus sans faillance — de egal bonté de egal puissance, Mist. d'Ad. 79, 5; od paisanz, od povre gent — perneit la nuit herbergement, L. d. Chev. 235, 33; od mun chen, od mun osteur — nus pessoie je chascun jur, Tristan 172, 40; ele remest seule o l'enfant, Fl. et Bl. 196, 34; son cuer a o soi s'anemie, Chev. au lion v. 1362 (Holland); que fusse lassus o toi, Auc. et Nic. 268, 28; tous trois vous prie, qu'o vous veuillez percher (placer) — l'ame du bon feu maistre Jehan Cotard, François Villon 437, 33.

Im 16. Jahrhundert ging diese Bedeutung ausschliesslich auf präpositionale Wendungen wie près de, auprès de, à côté de u. s. w. über.

2. Die oben unter 2) angegebene Bedeutung des mittellateinischen apud fällt für das Altfranzösische fort.

3. Od bezeichnet die enge Verbindung, das Beisammensein, die Begleitung in folgenden Beispielen: et ab Ludher nul plaid nunquam prindrei, Serm. 3, 25; li fel judeus ja s'aproismed — ab gran cumpannie d'els judeus, Pass. 7, 36; io li preia paias (se reconcilier) ab

lui, V. d. L. 16, 16; et ob ses croix fors s'en exit, id. 18, 2; ensembl'ot lui, V. d'A. 22, 22; ensemble od els, Rol. 40, 4; ensemble od nos, Brut 88, 10; maint François mist le jor envers — od sa compaigne qu'il avoit, Rose 99, 11; amenez le od tut le lieu, Trist. 173, 24; que ensemble ot lui erroent, Lais de Chev; ensemble o lui en ermitage — se remetent pour dieu servir, Discpl. Cler. 246, 22. Die Bezeichnung dieses Verhältnisses eignete sich im Altfranzösischen auch a an, z. B. Que ja de nule créature — ne sera ses secreiz sceu — ne quele ait a home geu, Rustebues (weitere Beispiele unter a). Im Neufranzösischen ist jedoch der Präposition a diese Function wieder genommen; nur avec findet sich jetzt als Präposition der Begleitung (s. avec).

4. Od als Bezeichnung des eine Handlung begleitenden Umstandes, der Art und Weise, wie dieselbe vor sich geht. Gewöhnlicher ist schon im Altfr. die Präposition a in dieser Bedeutung. — Li troi pour dieu o bon corage — ensamble o lui en ermitage — se remetent pour dieu servir Discpl. Cler. 246, 21; é od l'aic deu chalt pas le materai, L. d. R. 47, 23; que o sa harpe si doucement chanta, Guillaume de Machau 387, 34. — Beispiel für a: que lui a grand torment occist, V. d. L. 13, 27, u. s. w. Schon im 15. Jahrhundert findet sich o in dieser Bedeutung gar nicht mehr.

5. An der Spitze einer adnominalen Bestimmung, welche das unterscheidende, gewöhnlich das körperliche Merkmal einer Person angiebt, hat sich od, o in der Sprache am längsten erhalten. In dieser eigenthümlichen, besonders in der Poesie üblichen Ausdrucksweise konnte es am leichtesten einen formelhaften Charakter annehmen, als eine durch den herkömmlichen poetischen Gebrauch sanctionirte Form erscheinen: Douce amie o le cler vis, Auc. et Nic. 256, 29; m'amiete o le blont poil id. 268, 24, u. s. w. Daneben gleichwohl auch schon früh a in dieser Verbindung: Hues au der vis, H. de B. 57, 46; la dame al vis cler, id. 57, 34; le marchis aus vis fier, G. d'Or. 68, 17. — Vom 16. Jahrhundert ab übernimmt a diese Beziehung ausschliesslich.

6. Folgende Beispiele beweisen die Verwendung von od (o) zur Bezeichnung des Mittels od. Werkzeuges: Encuntre ki deiz si od bastun venir? L. de R. 48, 12; o harpes et o gyges est la joie sonee, o cors et a buisines d'autre part est cornee, B. d. S. 69, 22. — Also

das heutige à in jouer à . . ., wo diese Verbindung erscheint, beruht begrifflich auf apud, od, o, welches durch ein Missverständniss mit ad, a, verschmolzen wurde. — Qui fu armés sor son destrier — od la hace qui fu d'acier, Rou 99, 14; o criz, o lermes e o plors — l'ont deproïié e conjuré, Troie 162, 27; o ses dous poinz granz cous se fiert, id. 168, 23; tut en lavat od la suur, Trist. 176, 4. — Aber schon seit dem 9. Jahrhundert hat a die Darstellung dieses Verhältnisses mitübernommen: ad une spede li roveret tolir le chief, Eul. 6, 2; a l'une main si ad sun piz batud . . . ., Rol. 38, 37, u. s. w.

Vom 13. Jahrhundert ab finden wir das instrumentale od nicht mehr; es ist gänzlich durch a verdrängt.

7. Dass die Präposition od auch ihrerseits in die Functionen von ad übergriff, dass sie auch, aber im Ganzen selten, zur Bezeichnung des Zieles angewandt wurde, mögen folgende Stellen darthun: Ab me venras, Pass 12, 15; ab un magistre semprel mist, V. d. L. 46, 13; que Normant ont od els tirés, Rou 95, 10; furent alez od le rei, L. de R. 46, 13; o li s'en vait con plus tost pot, Fl. et Bl. 198, 3, chiaus qui o lui voelent venir, Jeh. Bod. 288, 37. — Also noch im 13. Jahrhundert findet sich od in dieser Bedeutung, die ihm irrthümlicher Weise zugefallen war.

Wie erwähnt, ist o im 15. Jahrhundert äusserst selten. Innerhalb desselben geht diese Präposition der Schriftsprache überhaupt verloren.

Bemerkenswerth ist es, dass im 16. Jahrhundert der Sprachreformator Ronsard die Bedeutungen von avec auf das verschwundene o zu übertragen vorschlug. Ein richtiges Gefühl leitete ihn. Avec ist ohne Zweifel keine der glücklichsten und schönsten Bildungen der französischen Sprache, weder formell — für eine so einfache Beziehung eine zweisilbige Präposition, die ausserdem auf den härtesten Consonanten der Sprache ausgeht und sich an keinen Buchstaben im Anlaute des folgenden Wortes leicht und fliessend anschliessen kann — noch begrifflich, hinsichtlich ihrer etymologischen Bedeutung. Die schwerfällige, unbeholfene Composition: apud hoc für dieses einfache Verhältniss! Leider hat Ronsard keinen Erfolg gehabt. — Wenn aber der Herr Oberlehrer Günther in Bernburg (Archiv I, p. 62) sich ausdrückt, Ronsard habe für die Form avec die Form o vorgeschlagen, so ist dies nicht ganz richtig. Ronsard kann nicht der Ansicht gewesen sein, man könne in die Sprache einen beliebigen, an sich inhaltlosen Laut

einführen und bestimmen, dieser Laut solle die oder die Bedeutung haben. Ronsard hat einfach das eben zu seiner Zeit verschwundene o wieder ins Leben zurückzuführen und die ihm zukommenden Bedeutungen von avec bei demselben belassen wollen.

In dem Patois einiger Gegenden hat sich übrigens die Präposition apud in einer eigenthümlichen Form bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt. In der Landschaft Forez in Frankreich wird nach Reinhold Koehler (Volksmährchen aus der Landschaft Forez in Frankreich, Lemke's Jahrb. Bd. IX., Heft 4, p. 399) au für avec gebraucht: le Lû au le Reynard ayit fait in essart (défrichement, endroit défriché) de méto, en allant à Mountertchi. Dass dieses eine Form aus dem einfachen apud ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Avec hat von jeher den Ton auf der letzten Silbe gehabt und musste ihn seiner Entstehung nach dort haben; diese ist in der alten Sprache deshalb gewöhnlich auch diphthongirt (s. avec). Au kann also keine Verstümmelung aus avec sein. Wir haben in diesem au eine Bildung aus der Präposition apud zu erkennen, die sich in der Vulgärsprache der Landschaft Forez seit den ältesten Zeiten erhalten hat. Aehnliche Erscheinungen, d. h. der Untergang altfranzösischer Formen und Constructionen in der Schriftsprache und das Fortleben derselben in einzelnen Volksdialecten, sind nichts Seltenes.

Was die Bedenken betrifft, welche Diez in seiner Gr. der rom. Spr. gegen die Anlehnung des neufranzösischen à als Bezeichnung des unterscheidenden Merkmales an die lateinische Präposition apud äussert, so widerlegen diese sich leicht. „Dies à," sagt er, „kommt in allen romanischen Sprachen in dieser Bedeutung vor, es müsste also aus Frankreich verpflanzt sein. Der Italiäner hat sein appo; im Spanischen fehlt eine auf spanischem Boden aus apud gebildete Form ganz." Sehr richtig! Dies a ist wirklich aus Frankreich in die übrigen romanischen Idiome hinübergetragen, und zwar aus der Sprache, in welcher sich die Hauptzweige der romanischen Sprachfamilie concentrirten, aus dem Provenzalischen. Auffällig ist dies durchaus nicht. Stellte doch Raynouard eben deshalb, weil die Uebereinstimmung der rom. Sprachen in so manchen Punkten nach seiner Meinung nur in einem Hervorgehen aller aus der Sprache des südlichen Frankreich ihre Erklärung finden konnte, seine Theorie auf, dass alle romanischen Idiome Töchter des Provenzalischen seien. Besonders vor dem 9. Jahrhundert und in dieser Zeit war, wie wir gesehen haben, schon eine Verkür-

zung aus apud in der Bedeutung „mit“ auf französischem Boden üblich, standen die einzelnen Provinzen der langue romane (wenn wir die unbekannte Volkssprache dieser Zeit schon mit diesem Namen bezeichnen dürfen), in lebhaftem wechselseitigen Verkehr. (Man erinnere sich der politischen Zustände dieser Zeit.) Wenn Diez aber an einer andern Stelle seiner Gramatik (II, 453) meint, „das französische à hinter Substantiven ist nichts anderes, als eine Form des provenzalischen ab“ (nach diesen Worten würde es übrigens dennoch auf apud beruhen, was an obiger Stelle bezweifelt wurde!), so ist dies entschieden falsch. Im Altfranzösischen steht hier od, wie wir gesehen haben, eine Form, welche nicht aus dem provenzalischen ab, sondern nur direct aus dem lateinischen apud hergeleitet werden kann. Die Sprachen des südlichen und des nördlichen Frankreich haben apud dem Begriffe nach analog (sicher nicht ohne wechselseitigen Einfluss), der Form nach hat jede es selbständig behandelt. — Noch an einer andern Stelle (unter den romanischen Präpositionen) bezeichnet Diez ab als die altfranzösische Form, welche dem lateinischen apud entspräche, ein Irrthum, der wohl wesentlich den vorigen erzeugt hat.

II. Formelle Entwicklung der Präposition Od.

Das Wesentlichste über die Entwicklung, welche apud in Beziehung auf die Form auf französischem Boden nahm, hat von der begrifflichen Entwicklung desselben nicht getrennt werden können. Einiges bleibt noch hinzuzufügen. In den Serm., in der Pass. de Chr. und in der V. de L. finden wir die Form ab statt des späteren od. Man könnte diese als aus dem Provenzalischen entlehnt oder doch in einer südlichen Provinz durch örtliche Berührung mit dem Gebiete dieser Sprache entstanden betrachten, zumal die beiden letzten Denkmäler manches lautlich mehr Provenzalische als Altfranzösische enthalten. Aber die Form der ausschliesslich französischen Präposition avec, sowie das ab in den Serm. machen es wahrscheinlich, dass auch in Nordfrankreich aus apud durch Verflüchtigung und schliesslichen Abfall der Endsilbe die Form ab gebildet worden ist neben áud. Diese Form bestand dann fort, so lange man sich der Identität derselben mit dem lateinischen apud bewusst war, so lange man überhaupt das Wesen der in ihrer Bildung begriffenen neuen Sprache als die lautliche Verflüchtigung, Vereinfachung und Verschleifung lateinischer Wortformen

erkannte. Sobald das Altfranzösische als einheitliche, gesonderte, in sich abgeschlossene Sprache dem Latein gegenüber steht, finden wir die Form ab nicht mehr.

Als Vorform von od müssen wir, wie schon erwähnt, áud annehmen. Diese Form zeigt eine sprachliche Erscheinung, der man oft begegnet. Die aus der Tenuis zwischen zwei Vocalen eines Wortes durch Erweichung entstandenen Media wurde späterhin als ursprüngliche Media angesehen und fiel als solche gänzlich aus: ápud — ábud — áud — od. Die grösste Uebereinstimmung mit diesen Formen zeigen die Gestaltungen, in welchen habuit auftritt. Zunächst áut, — Et cum il l'aut doit de ciel art, V. de L. 14, 16; also im 10. Jahrhundert, später nur noch 2) ot, die allgemeine Form. Daneben 3) ab! — mais non i ab un plus valent, L'Al. d'Alb. 25, 27; 11. Jahrhundert, später nicht mehr.

Aus áu ging der Monophthong o hervor. Dieser Process wird auf folgende Weise zu erklären sein. Wenn durch Consonantenausfall betontes a mit folgendem unbetontem u oder o zusammentraf, oder wenn die lateinische Sprache schon den Diphthong au darbot, so wurde der zweite unbetonte Vocal in der Aussprache so eng an a angeschlossen, dass er schliesslich mit ihm verschmolz und ein einfacher Laut, ein Monophthong resultirte. Der Laut, welcher auf diese Weise entstehen musste, lag zwischen a und u, resp. o, es war das offene o. Der Italiäner hat noch heute an Stelle jedes lateinischen au seinen offenen o-Laut. Dieser Lautübergang trat schon sehr früh ein, weshalb wir statt dieses au in den ältesten Denkmälern der französischen Sprache schon fast immer o finden. Doch nicht jedes au hat so früh den offenen o-Laut und die Darstellung o erhalten. Au blieb Diphthong, wo man sich seiner Entstehung durch Anschluss des aus der Liquida l erweichten u an den Vocal des Stammes bewusst war, indem andere Formen desselben Wortes den reinen Stamm mit blossem a erkennen liessen. Dies au ist zweifelsohne nicht nur der Schreibweise, sondern auch der Aussprache nach ursprünglich ein Diphthong. Im 12. Jahrhundert erhielt aber auch dieses die Geltung eines Monophthonges, des offenen o. Diesen Monophthong aber durch o zu bezeichnen, erlaubte das Bewusstsein nicht, dass derselbe eine Modification des Stammvocals a war. Man behielt also zur Bezeichnung dieses offenen o den Stammvocal a bei und stellte den o-Laut auf verschiedene Weise dar: chevax, chevalx, chevaus, chevaux. Chevaus ist archaistische Schreib-

weise. Der Diphthong au, der früher auch in der Aussprache diphthongische Geltung hatte, ist zur Darstellung des daraus hervorgegangenen Monophthonges beibehalten, der in der Form chevax (x = s nach l, hier zur Erinnerung an das ausgefallene l des Singular) als einfacher Vocallaut dargestellt wurde. Chevalx ist die Pluralform, die vom Singular der Regel gemäss gebildet ist. Die gleiche Geltung dieser Formen, die bei denselben Autoren nebeneinander vorkommen, für die Aussprache führt nach meiner Ansicht zu der sichern Vermuthung, dass alle chevås gelautet haben. Ich theile also die Ansicht nicht, dass chevax und chevalx zu sprechen seien chevåüs. Wie hätte man darauf verfallen können, einen diphthongischen Laut, dessen beide Theile man selbst fortwährend entstehen liess (al — aus) durch einen einfachen Vocal darzustellen? Man vergleiche auch die gewöhnlichen Pluralformen des bestimmten Artikels im Dativ: ax und as. — So erhielt áu allgemein die Geltung des offenen o und wurde mit Ausnahme des obigen Falles vom 12. bis zum 15. Jahrhundert gewöhnlich so bezeichnet; z. B. mor der Maure u. s. w. Allmälig erhielt dies offene o eine lautliche Modification, indem es heller wurde und sich unserm langen o näherte. In aurai und einigen andern Formen ist der alte Laut noch jetzt vorhanden. Aus etymologischen Gründen wurde alsdann im 15. und 16. Jahrhundert, als man begann, die Sprache an das Latein näher anzulehnen, das alte au wieder hergestellt, welches auf diese Weise die Geltung des langen o erhielt.

Dass die Media am Ende nicht in die Tenuis überging, verhinderte wohl die naheliegende Möglichkeit einer Verwechselung dieser Präposition mit ot = habuit. Doch kommt auch ot = apud einige Male vor.

Ueber die Elision des auslautenden d, siehe Theil I.

Avec.

I. Formelle Entwicklung.

Die präpositionale Form avec entstand aus apud, oder, was wahrscheinlich ist, aus a b, der verkürzten Form von apud (Serm. Pass. V. d. L.) und dem neutralen Demonstrativpronomen hoc. Letzteres ist in der franz. Sprache überhaupt in sehr freier Weise behandelt worden, vgl. ennit, heute Nacht; oc, ja! u. s. w. In der Composition

verlor hoc die Aspiration, die auch sonst überhaupt dem Anlaute sehr häufig verloren ging; honor im Altfranz. gewöhnlich onur, enur. So entstand die Zusammensetzung aboc. In dieser hätte, wenn sie ein einheitlicher Stamm mit einheitlicher Bedeutungen gewesen wäre, die Media b zwischen den beiden Vocalen a und o ausfallen müssen. Die Sprache war sich jedoch bewusst, an jeder Silbe dieses Wortes einen eigenen Stamm mit selbständiger Bedeutung zu besitzen, der mithin erhalten werden musste. Hier also trat die Formveränderung ein, welche mit dem auslautenden b des Stammes, dem ein Vocal voranging und in der Flexion unmittelbar ein Vocal folgte, vorgenommen wurde, b wurde zu v erweicht, vgl. av-er aus hab-ere u. s. w. Avoc ist nun in der That die älteste Form, in welcher wir die heutige Präposition avec kennen (V. d'Al.) Im 12. Jahrhundert finden wir dieselbe nach zwei verschiedenen Richtungen hin modificirt; die eine Richtung hat den dumpferen Vocal o zu e erhellt; die andre hat ihn verbreitert und giebt dem neuen Laute eine diphthongische Darstellung (oe oder eu).

Die nicht diphthongirte Form kommt bei demselben Autor neben der diphthongirten nicht vor, beide sind also durchaus getrennt. Avec findet sich z. B. bei G. d'Or. in der B. de Sap., in R. d. Trist; Conq. de Const., in einigen Ballades, in Ren. le Contrefait, und bei Froiss. Avoec und Aveuc (beide Form wechseln bei denselben Schriftstellern) heissen die entsprechenden Formen bei Wace, im R. d'Al., C. d. Gr. Chev. an lyon (Chr. d. Tr.) Auc. et Nic., Chanson a boire, Ad. li Boçus und bei G. Mach. — Einen sicheren Schluss kann man bei der geringen Kenntniss, die wir bis jetzt von dem Unterschiede der altfranz. Dialekte haben, aus dieser Erscheinung nicht ziehen. Wahrscheinlich ist es, dass der normannische Dialekt, der, wenigstens ursprünglich, im Allgemeinen den einfachsten Vocallaut mehr liebt, als die andern Dialekte, die Form avec gebildet hat, der burgundische die diphthongirte Form. Jedenfalls ist das thatsächliche Verhalten dieser beiden Formen bei einer etwaigen gründlicheren Untersuchung über das Verhalten der altfranzösischen Dialekte zu einander nicht ausser Acht zu lassen.

Anmerkung. Auch andere Erscheinungen, welche man bisher ziemlich vernachlässigt hat, wie z. B. die Versetzung des Accentes auf Diphthongen und der Einfluss dieser Versetzung auf die Aussprache (auf einen

besondern Fall werde ich bei après (puis) zu sprechen kommen), verdienen sehr, einmal einer genauen Prüfung gewürdigt zu werden. Ueberhaupt ist bei einer Untersuchung über die altfranzösischen Dialekte, wofern sie zu einem klaren Einblick in den Unterschied derselben und in die Art ihrer wechselseitigen Beeinflussung führen soll, nach meiner Ansicht stetz die lautliche, nicht die orthographische Seite als das wesentlich Unterscheidende im Auge zu behalten, dagegen die Darstellung der Laute, die ausserdem bei einer so wenig fixirten Sprache, wie die altfranzösische war, ziemlich willkürlich sein musste und in der That ist, als das secundäre Moment der Unterscheidung. Die Punkte, welche sicheren Aufschluss über das Lautliche geben, würde der scharfe Blick des Forschers, zum grössten Theile eben aus der Orthographie, erkennen müssen. —

Neben avec kommt auch in einigen Schriftwerken (z. B. in den Conquer. d. Const.) ovec vor. Ist dies ein Einfluss der synonymen Präposition o? Oder beruht es auf einer individuellen unreineren Aussprache des Anlautes von avec, vielleicht veranlasst durch das folgende v (als Halbvocal, verwandt mit u)? Es möchte schwierig sein, bei der gegenwärtigen Kenntniss der altfranzösischen Lautverhältnisse hier den treffenden Grund festzustellen.

Beide Formen, sowohl die diphthongirte wie die mit einfachem e, werden vom 13. Jahrhundert ab bisweilen erweitert, indem eine Silbe, bestehend aus tonlosem e, mit schliessendem s, hinzutritt. Vor dieser musste der Aussprache wegen c in qu verwandelt werden. Im 14. und 15. Jahrhundert behalten gewöhnlich die erweiterten Formen c neben qu bei, (cques). — Avec hat als Präp. nicht die glücklichste Gestalt (siehe die Bemerkung zu od!). Der harte Guttural im Auslaute schloss sich in der Ausprache weder an Vocale, noch an Consonanten im Anlaute des folgenden Wortes leicht an, weshalb man dieser Präp. eine Silbe mit schliessendem s anhängte. Man erreichte seinen Zweck in sofern, als leichterer Anschluss allerdings gewonnen wurde, aber die Präp. hatte einen noch unschöneren, mit ihrer Natur als Präp. kaum erträglichen Laut erhalten. Die Aussprache dieser erweiterten Formen wurde aber geradezu unerträglich für das Sprachorgan und das Ohr des Franzosen in der Periode, in welcher das unbetonte e, besonders der Endsilbe, stumm zu werden begann. In der Aussprache traf jetzt der harte Guttural unmittelbar mit dem schliessenden s zusammen, und es resultirte der harte x-Laut, den das französische Ohr nicht erträgt, dem die Sprache überall ausgewichen ist. (Vielleicht führte man im 14. Jahrhundert cques, wie vorhin bemerkt, deshalb ein, um c als ge-

trennten, für sich auszusprechenden Consonanten, die Silbe ques als eigene Silbe zu markiren, die in der Aussprache als solche zu erscheinen habe.) Rabelais hat die Formen avec, avecq, avecque und avecques, ebenso Ronsard. Wahrscheinlich sprach man schon im 16. Jahrhundert nur noch avec. — Im 17. Jahrhundert gebrauchte man in der Prosa ausschliesslich die Form avec; nur die Dichter erlaubten sich noch bisweilen des Verses wegen avecques zu setzen, neben welchem nun auch, da das auslautende s für die Aussprache verstummt war (wohl schon im 16. Jahrhundert), avecque auftreten konnte. Wie diese archaistischen Formen zu der damaligen Zeit bereits beurtheilt wurden, darüber belehrt uns eine Bemerkung des Abbé d'Olivet. Er sagt zu folgendem Verse aus Racine's Alexandre: M'entretenir moi seule avecque mes douleurs: „On se sert rarement d'avecque, si ce n'est en vers, quand on a besoin d'une sillabe; encore est-il bon, ajoute l'Académie, de s'en passer le plus que l'on peut.“

Noch heute kommen die Formen avecque und avecques vereinzelt bei den Dichtern vor.

II. Begriffliche Entwicklung.

Avec ist eine, der franz. Sprache durchaus eigenthümliche präpositionale Bildung. Das lateinische cum wurde als selbständige Präposition aufgegeben und als Ersatz für dasselbe ab, od (apud), und daneben eine Zusammensetzung dieses mit oc = hoc gebildet. Leider gestatten uns die vorhandenen Sprachdenkmäler nicht, an der Hand historischer Thatsachen zu verfolgen, wie die Form aus apud und hoc allmählig zu einer präpositionalen Verwendung gelangte. Der Weg kann aber, und die späteren Gebrauchsweisen von avec und seinen Nebenformen bestätigen dies, nur folgender gewesen sein: Apud hoc wurde bei Aufzählungen zu einem Substantiv adverbial hinzugefügt in der Bedeutung „dabei“, „dazu“. Nachdem die Contraction beider Wörter die einheitliche Form avoc geliefert hatte, übertrug das Sprachbewusstsein, die Zusammensetzung vergessend, auf dieselbe den einheitlichen adverbialen Begriff „auch“. Das Bestreben, alle Beziehungen, in welchen Begriffe zu einander stehen, auch die abstracteren, in einer das Wesen derselben veranschaulichenden Weise darzustellen, führte die Sprache dahin, sie mit räumlichen, der Vorstellung geläufigen Verhältnissen zu identificiren: Bewegung, Ausdehnung, Begränzung, Ziel,

Verbindung, Trennung, Begleitung u. s. w. Wo die Sprache eine dieser räumlichen Beziehungen in das Verhältniss mehrerer Begriffe zu einander hineindenken kann, macht sie von dieser Anschauungs- und Darstellungsweise Gebrauch. — Der blossen additionellen Anreihung von Begriffen ist die Sprache nicht sehr hold. Bei einer solchen sollen verschiedene Begriffe als zu einer bestimmten Beziehung zusammengehörig gedacht werden (diese bestimmte Beziehung ist eben der jedesmalige Grund der Anreihung), aber jedes Glied erscheint als getrenntes, von jedem anderen unabhängiges, coordinirtes; die Zusammengehörigkeit ist in dieser Art der Verbindung, die nur satzlich eine Verbindung, wesentlich aber eine individualisirende Tennung ist, nicht ausgedrückt. Nun zeigt uns aber die Erfahrung immer nur Zusammengehörigkeit von Gegenständen durch irgend eine Art wirklicher Verbindung, und dies ist eine Vorstellung, welche sich dem naiven Sprachbewusstsein unbewusst einprägt und seine Neigungen bestimmt. Alle Ideen, welche dem Sprachorganismus in syntactischer Beziehung zu Grunde liegen, sind wesentlich auf die aus der Erfahrung genommenen Anschauungen zurückzuführen. Aus diesem Grunde liebt jede Sprache es mehr, die Zusammengehörigkeit von Begriffen vermittelst der Präposition der Verbindung und Begleitung auszudrücken, als durch die Conjunctionen der Anreihung. — Die Sprache Frankreichs kannte nun jedenfalls sehr früh die Etymologie von avoc nicht mehr, nach der es nur adverbial hätte gebraucht werden können, zumal apud für das Sprachbewusstsein schon frühe aufhörte fortzuexistiren. Erwägen wir endlich, dass die altfranzösischen Präpositionen, vornehmlich in der ersten Hälfte der altfranz. Sprachperiode, nicht den bestimmten präpositionalen Charakter trugen, wie im neufranzösischen; dass ihr Platz, ob vor oder hinter dem Substantiv, willkürlich war; dass jedes Adverb, sobald sein Begriff es überhaupt zuliess, gelegentlich präpositional verwandt werden konnte, so begreift sich, wie avoc Präposition wurde, zumal die Sprache für die entsprechende conjunctionale Verbindung von Begriffen mehrere Darstellungsmittel besass. Das Adverb avoc als das verbindende Glied zweier Substantive wurde in seiner satzlichen Stellung belassen; das Sprachgefühl legte ihm nur, weil es in der betreffenden Verbindung eine Präposition gern sah, präpositionale Rectionskraft bei. Daneben besteht freilich auch avoc als additionelles Adverb fort.

A. Als Adverbium hat avoc und seine Nebenformen die seiner

Entstehung entprechende Bedeutung: dabei, dazu, auch, beibehalten: Et le tint longuement em prison et un sien fil avec (nicht „en même temps,“ zu gleicher Zeit, wie Bartsch meint, sondern = aussi, dazu, ebenfalls,); Conq. d. Const. 213, 9; en mon cuer plus croistre fessoit — amor et desir et talent — avoec s'en mesla jalousie, desesperance et desveril; Ad. Boc. 356, 34. Bemerkenswerth ist folgendes Beispiel, indem es die eigentliche Grundbedeutung dieses Adverbiums recht fühlen lässt: l'an mil avec soixante et huit, (im Jahr 1000, dazu 68) Ballades, 389, 3.

Anmerkung. Das synonyme od war adverbialen Gebrauches nicht fähig; es drückte eine Beziehung aus, die an sich mit der Idee der Aufzählung nichts Verwandtes hatte. Wohl aber eignete sich dazu die Verbindung und schliessliche Verschmelzung dieser Präposition mit dem neutralen Demonstrativpronomen hoc. Seit dem 16. Jahrhundert kommt dieser adverbiale Gebrauch von avec in der französischen Sprache nicht mehr vor.

B. Avoc und Nebenformen, im Neufranzösischen avec und Nebenformen als Präposition.

1. Im Altfranzösischen: Avoc bezeichnet das Beisammensein zweier Gegenstände ganz allgemein. Es entspricht also nicht nur dem neufranzösischen avec, sondern auch dem auprès de und dem chez. Nach Verben der Bewegung bezeichnete diese Präp. die Begleitung, doch gehört die Relation der Bewegung ursprünglich ausschliesslich dem Verbum an, allmählig erst verband das Sprachgefühl dieselbe auch mit der Präposition.

Beispiele. Filz quar t'en vas colcier, — avec ta spuse al cumand deu del ciel. V. d. M. Al. 18, 27; Mais nepurhuec mun pedre me desirret, — si fait ma medre plus que femme qui vivet — avoc ma spuse que jo lur ai guerpide, Ib. 22, 14. In beiden Fällen ist avoc vielleicht noch als Adverbium anzusehen, wenigstens wohl nicht als eine Präposition; man bedenke das Komma hinter colcier! En paradis la fist dex osteler, avec ses angles et metre et aloer. G. d'Or. 67, 32; bien soies tu venus avec t'umilité, B. d. Sap. 170, 24; avoec son suire l'envoia — em Bretaigne . . . Brut, 92, 18; car la roujors estoit avoec le blanc meslee, R. d'Al. 113, 19; et avoit avec tot ce sa corone d'or en sa teste, R. d. Tr. 116, 15; son deduit (plaisir) avec Tristan, Ib. 119, 10; et cil avoec ax s'an ala, C. d. G. 139, 44; et avoec ce ancore vit que . . . ., Ib. 141, 7; qui avec lui estoient, C. d. Const. 213, 17; Rotrox de Monfort et Yves de la Jale alerent avec meint

autre, qui . . Ib. 215, 23; et que ses cors meismes ira oveques vos an Babiloine, Ib. 218, 29; E dit que avoec lui iroient, Chev. au lyon v. 670 (Hol.); Nicolete est aveuc toi, Auc et N. c. 268, 23; bruit d'armes et druérie — maintient et chevalerie — aveuc bone compaignie, Chanson à boire, 309, 7; j'ai esté, aveuc feme, Ad. Boç. 352, 35; einsois ala plus que le pas — droit en enfer aveuques Proserpine, G. d. Mach. 387, 18; je le porte avecques my, Ballade: 391, 5; avec les povres s'est tenus, Ren. Cont. 393, 43; tous jours vodroie avec li demorer, Froiss. 399, 16; Ces capitaines qui la estoient a collation aprés souper avecques ledit Phelippe . . ., Ib. 403, 14.

2. Im Neufranzösischen. Das altfranzösische avoc, avec, avoec, aveuc theilte also von den Bedeutungen der Präp. od nur die erste und dritte, Beisammensein und Begleitung. Nachdem od der Sprache abhanden gekommen war und alle seine Bedeutungen auf a übertragen hatte, wurde im 16. Jahrhundert zwischen dem letzteren und dem nun mit dieser Präposition in einigen Bedeutungen collidirenden avec gewissermassen ein Ausgleich vorgenommen. Die Darstellung der dem Grundbegriffe von a so fern liegenden Idee der Begleitung wurde dieser Präp. genommen und ausschliesslich auf avec übertragen. Diejenigen Beziehungen, welche mit der der Begleitung verwandt sind, und welche die Sprache am naturgemässesten unter dem Bilde der Begleitung versinnlicht (Mittel oder Werkzeug, Art und Weise, begleitender Umstand, Stoff), hatte früher die Präposition der Begleitung od ausgedrückt, nach und nach hatte a sie an sich gezogen. Jetzt wurden sie naturgemäss wieder auf die einzige noch vorhandene eigentliche Präp. der Begleitung, auf avec übertragen. Theilweise hatte sich jedoch a so fest in seinen neuen Besitz eingebürgert, dass es nicht durch avec daraus verdrängt werden konnte, (siehe à). Den Begriff der Nähe im Allgemeinen (apud) behielt avec jedoch in dieser Reform nicht bei; alle seine Bedeutungen sind auf die Idee der Begleitung oder des unmittelbaren Zusammenhanges zurückzuführen. An folgenden Stellen würde mithin das altfranz. avec bei einer Uebertragung ins Neufranz. nicht durch avec wiedergegeben werden dürfen.

Et avoec ce ancore vit que . . ., C. d. Ge. 141, 7; in der jetzigen Sprache Frankreichs etwa outre cela; qui ovec li estoient, C. d. Const. 213, 17, die entsprechende Wendung nach neufranz. Sprachgebrauche würde sein auprès de.

Die einzelnen Verwendungen der neufranz. Präp. avec sind nun folgende.

1. Es bezeichnet die enge Verbindung zweier Gegenstände, die nähere Gemeinschaft: Quiconque la venoit voir, étoit invité à diner avec elle ou chez elle. J. J. Rouss. In den meisten Fällen verknüpft avec als Präp. der innigen Verbindung zwei in einer reciproken Thätigkeit begriffene Personen; die nothwendige Vereinigung und Zusammenwirkung beider in der Ausführung dieser Thätigkeit muss eine durchaus innige sein. M'entretenir moi seule avecque mes douleurs, Rac. Al. (douleurs ist personificirt gedacht). Il s'est marié avec elle, Ac. Avec ces gens-là, il faut toujours être en discussion, Ib. Il s'est battu avec un tel, Ib. La France était en guerre avec la Russie, Ib. — Il a une grosse fièvre avec des redoublements, Ib. Ce mot est quelquefois employé avec tel autre, Ib.

In einigen speciellen Verwendungen scheint die heutige Präp. avec noch an den alten allgemeinern Begriff derselben, den der allgemeinen Nähe zu erinnern, indem eine wirkliche Verbindung in die beiden durch avec verknüpften Gegenstände nicht hineingedacht werden kann. Dies ist der Fall, wenn avec diejenige Person bezeichnet, gegen welche eine andere Person eine Thätigkeit richtet, die also dann nicht von beiden zugleich ausgeführt wird, nicht wechselseitig ist. Die Beziehung contre liegt natürlich in avec nicht enthalten, sie ergiebt sich aus dem ganzen Gedanken; als Bezeichnung des Zusammenseins kann avec nur den Begriff der Nähe überhaupt in den hierher gehörigen Wendungen haben: Louis XVI. était depuis quelque temps plus froid avec ses ministres, Mignet (Mätzner). (Die Beispiele des Dictionnaire de l'Ac. fr.: Il s'est battu avec un tel. La France était alors en guerre avec la Russie, sind nicht glücklich gewählt. Avec ist hier doch nicht ganz „l'équivalent de Contre“, es bezeichnet die oben angegebene Verbindung persönlicher Begriffe bei einer reciproken Thätigkeit, während contre das Verhältniss auf andere Weise aufgefasst darstellt.)

2. Bei Verben der Bewegung drückt avec die Begleitung aus. Je suis venu avec lui, Ac. Il partit avec dix mille hommes, Ib. Le Russe Landskoy avec cent cinquante hussards, quatre cents Cosaks, et deux canons pénétra dans le bourg. Ségur.

Eine unklare Vorstellung der Begleitung — jedenfalls fühlt die jetzige fertige Sprache hier in avec die Idee der Begleitung nicht mehr

deutlich, — hat die Construction avec le temps, mit der Zeit, hervorgerufen — avec le temps ils me connaîtront mieux, Rac. Al.

3. Verwendung der Präp. avec zur Bezeichnung causaler und modaler Beziehungen. Im Allgemeinen steht sie da, wo auch die übrigen Sprachen die entsprechenden Präp. setzen.

a. Avec bezeichnet den eine Handlung begleitenden Umstand, die Art und Weise, wie eine Handlung vor sich geht. A hat diese ihm nach dem Aussterben von od zunächst allein zukommende Function nicht vollständig an avec abgetreten. Die neueren Grammatiker, und der allgemeine Sprachgebrauch stimmt mit ihnen im Ganzen überein, machen hier einen formellen Unterschied. Man fordert avec von dem von einem Adjectiv begleiteten Substantiv, à vor dem blossen Substantiv. Der eigentliche Unterschied zwischen à und avec in dieser Gebrauchsweise ist der, dass man in der Verbindung von à und einem Substantiv hinsichtlich des satzlichen Werthes derselben nicht viel mehr, als eine blosse adverbiale Bestimmung fühlt, während avec in dieser Construction für das Bewusstsein seine präpositionale Kraft mehr empfinden lässt, den begleitenden Umstand also als solchen deutlicher hervorhebt. Diese Unterscheidung ist eine natürliche, wohl begründete, in sofern der Präposition à die Idee der Begleitung ja eigentlich fremd ist, also auch in ihr nicht eigentlich empfunden wird. Dennoch sind avec und à als Bezeichnung der Art und Weise nirgends streng auseinander gehalten, was um so weniger auffällig ist, als dies à ja nur eine andere Darstellung der nicht verstandenen präpositionalen Form od ist.

Folgende Beispiele mögen dies darthun:

Opérer avec dextérité, Ac. Parler avec justesse, Id. Se conduire avec prudence, Id. Se défendre avec courage, Id. Ecrire avec facilité, Id. Travailler avec peine, Id.; daneben à peine, kaum. A droit, à tort. Ac. Crier à tue-tête, Id. A propos, Id. A main armée, Id. Avec regret neben à regret, Corn. Pol. Im Allgemeinen letzteres üblicher. Avec dessin neben à dessin, Pascal, Lettre XV. Avec plaisir neben à plaisir, ersteres üblicher. L'autre avec des yeux secs, et presque indifférens — Voit mourir ses deux fils par son ordre expirans. Rac. Bér. Die Unterscheidung beider, bei welcher die Sprache in manchen Fällen willkürlich verfahren ist, in den meisten sich durch das Streben nach Deutlichkeit hat bestimmen lassen, gehört im Einzelnen den Wörterbüchern an.

b. Hieran schliesst sich der instrumentale Gebrauch von avec Wofern das Mittel oder Werkzeug nicht selbstthätig als solches wirkte, wurde es als blosser die Handlung begleitender Umstand, als die blosse Art und Weise des Geschehens der Thätigkeit aufgefasst und durch avec bezeichnet. Die deutsche und die englische Sprache zeigen dieselbe Erscheinung: Il ne marche encore qu'avec des béquilles, Ac. Prenez cette ordure avec les pincettes, Id. C'est vouloir prendre la lune avec les dents, Id. Avec de l'argent je l'obtiendrai, Id. Pendant qu'elle t'amuse avec ses beaux discours, Corn. Mél. (Ueber par und de in dieser Bed. siehe diese!) — In einigen Wendungen hat sich à als Präp. des Werkzeuges erhalten: Se battre à l'epée, au pistolet. Mesurer à l'aune, au mètre, Ac. Das Nähere unter à.

c. Endlich bezeichnet avec auch bisweilen den Stoff, aus welchem etwas verfertigt wird. Eigentlich ist dies nur scheinbar eine besondere Gebrauchsweise von avec, indem der durch avec bezeichnete Stoff dem naiven Sprachbewusstsein als Mittel oder Werkzeug erscheint und als solches dargestellt wird. Der Gebrauch unseres mit in diesem Falle bietet uns eine vollkommene Analogie: Carreler avec de la brique. Ac. Dans ce pays ils ne bâtissent qu'avec du bois, Ebd. Le rossolis est fait avec de l'esprit-de-vin. Id. C'est avec des morceaux de lave pétrifiée, que sont bâties la plupart de ces maisons. Md. de Staël. (Mätzner.) Hierher gehört auch folgende Stelle aus J. J. Rousseau, Conf. L. VI. Nous déjeûnions ordinairement avec du café au lait.

Der Herr Oberlehrer Günther macht uns auf eine ganz neue Präp. der Begleitung aufmerksam; im Noël du Fail hat er atout für avec gefunden! Die betreffende Stelle heisst nach ihm: lequel au jour, atout sa robe de soie . . . . Eut. 9. Höchst merkwürdig, diese Präp. atout! Woraus will er denn eigentlich dieselbe ableiten und wo hat er sonstige Belege für eine Präp. atout gefunden? Ich habe obige Stelle nicht selbst gelesen, kenne also den Zusammenhang, in dem sie vorkommt, nicht, aber dennoch bin ich fest überzeugt, dass dies atout weiter nichts heisst als à tout; nach jetzigem Sprachgebrauche au dessus de tout (ce qu'il portait d'habits). Dass ihm der surtout nicht eingefallen ist!

Neben avec kommt zur Bezeichnung derselben Beziehung im Altfranzösischen bis auf Rabelais vereinzelt ensemble (ingleichen) als Präp. vor, gewöhnlicher freilich in Verb. mit avec oder od (ensemble

avec, ensemble od). Man braucht nur die Natür der altfränz. Präpositionen (de, a und einige andre ausgenommen) überhaupt zu verstehen, um leicht zu begreifen, wie ensemble gelegentlich als Präp. auftreten konnte. Ensemble, ingleichen, hat als Adverbium keine Rectionskraft in Beziehung auf das folgende Substantiv, dies konnte in jedem beliebigen Casus stehen (also dasselbe Verhältniss, in welchem das ursprüngliche avoc = apud hoc zu dem folgenden Nomen stand). Seinem Begriffe nach verband es zwei Substantive, übte also eine Function aus, die auch durch eine Präp. vermittelt werden konnte; gelegentlich fasste man es nun als wirkliche Präp. auf: ensemble nostre signor, St. B. 105, 35; Ensembl'ax, Rab. G. I, 20. Im 17. Jahrhundert wurde ensemble wieder durchaus in die Schranken seiner adverbialen Bedeutung zurückgewiesen.

Ueber die Bedeutung von d'avec wird unter de abgehandelt werden. Séparer l'or d'avec l'argent, Ac. Distinguer l'ami d'avec le flatteur, Id. Distinguer la fausse monnaie d'avec la bonne.

Avant, Devant.

Die aus dem Latein hervorgehenden Vulgärsprachen hatten die Neigung, mehrere präpositionale Beziehungen zu einer Idee zu verschmelzen. Die eigenthümliche Mittelstellung, welche die Präpositionen ihrer Natur noch zwischen Adverbien und Substantiven einnehmen, gestattete grammatisch diese Verschmelzung wohl, indem der eine Bestandtheil der Composition in seiner präpositionalen Kraft, der andere mehr in seiner substantivischen Natur erscheint. Vgl. englisch from among, from without, from under, alle drei häufig in Milton's Paradise Lost. Auch upon und andre.

Das gallische Latein kannte ante als Präp. und Adverbium: ante biennium quam moreretur, Prosp. Aquit. 555; quae ante liberae sub Regibus et amicis erant, Ebd. 567; humilius quam unquam ante, Ebd. 663. — Dass wir Zusammensetzungen von Präpositionen bei den Schriftstellern Galliens zur Zeit der späteren Latinität nicht häufig antreffen, ist leicht erklärlich. Diese mussten den Schriftgelehrten, den auch nur oberflächlich eines guten Latein Kundigen als volksthümliche Corruptionen erscheinen.

Doch findet sich bei Greg. Tur. einmal inante: inante absidem rotundam habens, II6, 14; wohl eine eigne Bildung nach dem Princip

der präpositionalen Compositionen, eine Einwirkung des italienischen Sprachgebrauches (inanzi al popoli, dinanzi al palazzo) dürfen wir bei ihm wohl nicht annehmen.

I. Formelle Entwicklung der Präpositionen avant und devant.

Aus der lateinischen Präposition ante ging zunächst nach Abfall des auslautenden e (wie ben, bien aus bene u. s. w.), die Form ant hervor; Pass. 9, 40. Neben dieser durch Vertauschung der Mutae gleicher Lautstufe anc; Pass. 14, 10. An erstere Form wurde, wahrscheinlich auf Einfluss des flexivischen s der Declination, (vgl. des abantz, abantz Substantivum,) wesentlich aber zum Zweck eines leichteren Anschlusses, eines fliessenderen Ueberganges von der unbetonten Präposition zu dem Anfangsvocal des folgenden Hauptwortes, zu dem sie begrifflich gewissermassen Präfix war, ein s angehängt, welches mit *t* zu *z* werden musste. Siehe die Form anz Pass. 14, 14. In den ersten Jahrhunderten der altfranz. Sprachperiode ist diese Form noch vielfach als Präp. gebraucht, später ist sie vorwiegend Adverb. Statt des schliessenden z auch bisweilen der einfache harte s-Laut, ans oder anç. Durch Diphthongirung des a entstanden die Nebenformen ainz und einz, auch ains und eins. Diese Diphthongirung ist von der Sprache überhaupt sehr willkürlich gehandhabt worden, vgl. aime und amo, âme, früher ame (noch bei Racine) aus ama, aus anima.

Aus ante ipsum entstand ein Adverbium, welches mit anz gleichbedeutend war, („vorher" und „lieber," „eher") und in den Formen ançois, ainçois, ainsois, verkürzt auch çois, sois, chois (in Al. d'Alb. anceys) auftritt. In präpositionaler Anwendung kommen dieselben nicht vor.

Anz und ançois, sowie ihre Nebenformen, verschwanden aus der Sprache im Verlaufe des 16. Jahrhunderts.

Aus der Vreschmelzung von ab und ante ging hervor die Form avant; die Erweichnng des b zu v ist sehr gewöhnlich, vgl. avoir aus habere. Avant findet sich in dieser Gestalt schon in den Eiden. In der Pass. zeigt sich einmal abantz; vgl. oben anz neben ant. Endlich trifft man bisweilen, aber nur in sehr alten Sprachdenkmälern, die Form avan. Der Buchstabe *t* nach n im Auslaute fällt häufig aus, besonders gern in Conjugationsformen. (Das auslautende feste n im Gegensatze zu dem beweglichen n.) Avan toz, Pass. 11, 13.

Die Verbindung von de, ab und ante lieferte zunächst die Formen

davant, davan (Pass. 11, 24). Vom 11. Jahrhundert ab ist devant die übliche Gestalt dieser Contraction. (Siehe Rol. und L. d. R.) Diese Formveränderung hängt mit dem Begriffe von devant eng zusammen und wird unter II. ihre Erklärung finden. Daneben auch de devant.

Die üblicheren Formen devant und avant gingen als die allein gültigen unverändert in die neufranz. Sprache über.

II. Begriffliche Entwicklung der Präpositionen avant und devant.

A. Avant und Devant im altfranzösischen Sprachgebrauche.

1. Avant.

In avant liegt der Begriff des lateinischen ante ursprünglich präcisirt, indem der Gegenstand, auf welchen die Beziehung vor angewandt ist, speciell durch ab als der Ausgangspunkt der in diese Beziehung hineingedachten Richtung dem Bewusstsein vorgeführt wird. Dieses ab lässt zu gleicher Zeit erwarten, dass die etwaige durch avant ausgedrückte Art der Bewegung die von einem Gegenstande fort, natürlich von der Vorderseite desselben ausgegangen, sein wird. Avant scheint aber schon früh einen Theil der Modification, die ab ihm gab, die deutlich empfundene Beziehung zu einem bestimmten Gegenstande, von welchem die Vorstellung „vor" ausgeht, eingebüsst zu haben, was um so leichter geschehen konnte, als ab der Sprache Galliens als eigenthümliche Präposition früh verloren ging. Durch den Gebrauch desselben als Präfix bei Verben und Substantiven konnte seine Bedeutung dem Sprachbewusstsein nicht erhalten werden, da diese Redetheile als fertige Gebilde mit einheitlichen, bestimmten Begriffen aus dem Latein herübergenommen wurden, ohne dass man fühlte, dass ein Theil der betreffenden Begriffe der modificirenden Kraft des ab zukam. Die franz. Sprache hat das lateinische ab nie gekannt. Das altfranz. avant wird also nicht mit Beziehung auf einen bestimmten Gegenstand, nicht präpositional gabraucht. Man wandte es an, wenn der Gegenstand, auf welchen die Idee „vor" sich bezieht, die dieser Idee entsprechende Bewegung selbst ausführen sollte. Dass avant nur Adverbium war, ist im Grunde für die altfranz. Grammatik nebensächlich, da jedes Adverbium, sobald es sein Begriff überhaupt zulässt, auch als Präp. im Altfranz. auftreten konnte. Vgl. contreval und andre. Der Begriff vorwärts, weiter, dem das alte avant entspricht, mit unbewusster,

an sich klarer Beziehung auf das Subject oder Object des Satzes, bedurfte eben keiner nähern Bestimmung.

In der Passion du Christ (10. Jahrhundert) kommt avan einmal als Präp. vor, avan toz, 11, 14. Später ist es nur Adverbium in der oben angegebenen Bedeutung, und zwar:

a) Räumlich: ki sempres vint avant, V. d'Al. 22, 36; si est chaeit avant, Rol. 35, 16; aleir avant, Serm. d. B. 102, 32; si garda avant devant lui, C. d. G. 139, 3. Also sobald der Gegenstand, auf welchen das Verhältniss vor sich bezieht, satzlich angegeben ist, setzt man devant, selbst wenn es der Gegenstand ist, auf den avant logisch Bezug nimmt u. s. w. Noch im 16. Jahrhundert herrschte im Allgemeinen die alte Unterscheidung von avant und devant, doch kommt avant schon hin und wieder als Präp. vor: Rab. G. I, 10: j'entre plus avant en ceste matiere que . . . . ., I, 5: beuvez tousjours avant la soif.

b) Zeitlich: a cest esté avant, H. d. B. 57, 8. Ein treffender Beleg für die Freiheit, mit welcher man im Altfranz. die Begriffe verknüpfte, eine Freiheit, wie wir sie ähnlich in der Sanskritsprache und im Griechischen antreffen. Man darf also auf die Unterscheidung der Wörter nach grammatischen Redetheilen für das Altfranz. nicht zuviel Gewicht legen; der Begriff ist die Hauptsache. — Mes feites vos avant conter — Ce qu'il avoit encomancie, Chev. au Lyon, v. 102 (Ausgabe Holland). Avant kann nur weiter heissen; vorher würde heissen devant. (Siehe unten.)

Zur deutlicheren Versinnlichung seines Begriffes nahm avant schon früh die Präp. en gern zu sich. Auch en avant wird für Raum- und Zeitverhältnisse gebraucht. D'ist di en avant, Serm. 3, 21; mais en avant vos cio aurez, — cum il edrat par mala fied (aber weiter werdet ihr nun das hören, wie u. s. w.) V. d. L. 16, 20; dunc se purpenset del secle an avant, V. d'Al. 18, 13 (an die künftige Zeit); qu'il ne poet en avant, Rol. 35, 11, u. s. w.

Diese Gebrauchsweisen von avant hat die neufranz. Sprache beibehalten (siehe unter B), mit der Beschränkung, dass es, als Adverbium, nun nicht mehr attributiv gebraucht werden kann.

2. Devant.

Avant verlor also sehr bald für das Sprachbewusstsein die anschauliche Beziehung seines räumlichen Begriffes auf einen bestimmten

Gegenstand, die dieser Präp. hätte beiwohnen sollen. Dieselbe wurde nach Analogie der übrigen, auf ähnliche Weise modificirten Präpositionen von Neuem geschaffen durch Composition von avant mit de, in der Form davant. Die altfranz. Sprache bezog also in bewusster Weise (siehe weiter unten) das Verhältniss vor immer auf den Gegenstand, für den es eben dies Verhältniss war; diese Beziehung konnte nach dem Verschwinden der Präp. ab nur durch de ausgedrückt werden. Um diese Zusammensetzung in ihrem eigentlichen Wesen ganz zu verstehen, muss man sich erinnern, dass im Altfr. die Präpositionen, mit Ausnahme derjenigen, in welche ein räumlicher Inhalt überhaupt nicht hineingedacht werden konnte (de, a), mehr als in anderen Sprachen einen substantivischen Charakter annehmen konnten. Davant ist „das Vor (der Vorraum) von einem bestimmten Gegenstande aus gerechnet.“ Die Idee der Bewegung oder Ruhe liegt in demselben nicht enthalten, die eine oder andre wird in freier Weise aus dem Verbalbegriff hinzuergänzt. Seiner Natur nach gestattete nun davant eine dreifache grammatische Anwendung; 1) sein Begriff wurde durch den Artikel individualisirt, und davant war selbständiges, rectionsfähiges Substantiv, le davant de = der Vorraum von. 2) Als Bezeichnung eines Raumverhältnisses war es als Präposition verwendbar: Davant l'ested le pontifex = in dem Vor von ihm aus stand . . . .; davant Pilat l'en ant menet = in das Vor von Pilatus uns haben sie ihn von da geführt. 3) Als Adverbium, zeitlich, heisst davant in dem Vor von dem betreffenden Ereignisse aus, d. h. vorher.

Bald wurde jedoch die Form davant ersetzt durch devant. Einer blossen Schwächung des a zu e dürfen wir diese Aendernng nicht zuschreiben. Der Begriff des in avant enthaltenen de war dem Sprachbewusstsein deutlich gegenwärtig, derselbe sollte seinem Werthe nach auch sprachlich deutlicher dargestellt werden. So wurde aus davant: devant, trotzdem man in dem verwandten avant noch das a besass. Ein Beweis für diese Auffassung ist ohne Zweifel die Erscheinung, dass man vor devant bisweilen pleonastisch ein zweites de findet, offenbar zur klareren Versinnlichung der in dem devant durch de bewirkten Modification.

Devant wird nun gebraucht im Altfranz. a) als Präp.

α. Für Raumverhältnisse. Davant l'ested le pontifex, Pass. 9, 24; davant Pilat l'en ant menet, Ebd. 10, 5; de davant lui, Ebd. 11, 7; davan la porta del ciptat, Ebd. 11, 24; davant le rei, V. d. L. 14, 32;

dedevant vos juster e enrager, Rol. 34, 4; dedevant lui ad une pere brune, Ebd. 37, 4; devant sa face irad la mort, C. Hab. 43, 6; devant David parlad, L. d. R. 46, 40; la parole vint devant le rei, Ebd. 47, 20; de devant nous meismes X liepreus a sanés, B. d. Sap. 71, 41; devant tos les altres se mist, Rou, 93, 19; le mattons davant l'eswart de nostre cuer, St. B. 103, 8; de devant le forest ot un pont torneis, R. d'Al. 110, 18; u. s. w.

Wie sehr man im Altfranz. die Begriffe der als Präpositionen gebrauchten Formen beachten muss, mögen folgende Beispiele, welche leicht missverstanden werden können, beweisen: sis esquiers alat devant, L. d. R. 45, 38; nicht: „sein Knappe geht vorwärts“ sondern „er geht seinen Knappen voran“; tels vestements qu'il ont li vont devant getant, „werfen sie ihm vor“, B. d. Sap. 69, 30; qui vont devant, R. d'Al. 108, 32, nicht „welche vorwärts gingen“ sondern „welche vor (nämlich ihnen) gehen. Bei der sehr unbestimmten grammatischen Bedeutung dieser Wörter im Altfranz. finden wir dieselben bald mehr adverbial, bald mehr präpositional in Hinsicht ihrer Stellung in der Satzconstruction gebraucht, ohne dass wir einen solchen grammatischen Unterschied annehmen dürfen. — Man beachte auch folgende Beispiele aus Perceforest, 463, 46: vindrent devant le roy, und 464, 18 passa avant ung chevalier, ein Ritter schritt vorwärts. Wie leicht wäre eine irrthümliche Auffassung der letzteren Construction möglich, die Betrachtung des avant als Präp. nach Analogie des devant der ersteren.

β. Für Zeitbestimmungen. Devant versetzt ein Ereigniss oder einen Zustand in die Zeit, welche einem der Vergangenheit angehörigen Momente vorangeht. Ce fu un poi devant Noel Ren. 230, 6; Romance du Chap. de Loon, 303, 32: Un petit devant le jour; Environ deux heures devant le jour Phelippe dist: . . . . ., Fr. 405, 15; u. s. w.

Hierhin gehört der Gebrauch von devant que oder devant ce que als Conjunction. Für das Altfranz. ist devant in dieser Verbindung als reine Präposition zu betrachten. Que ist für das Sprachbewusstsein noch nicht ein inhaltloses Formwort zur formellen Unterscheidung der Conjunction von der entsprechenden Präp.; es wird als wirkliches Relativpronomen aufgefasst, selbst wenn das entsprechende Demonstrativum satzlich fehlt. — In der Passion du Christ finden wir einmal ant que: ant que la noit (negit) 9, 14; später immer devant que oder ce que: Devant ce que nos vos aions conté, vint une novele en l'ost, C. d. Const. 214, 3; devant que fuisses né, B. d. Sap. 70, 18. (Da-

für auch ains que und Nebenformen: ains que chaiens entrast, B. d. Sap. 70, 38).

Das Vor der Vergangenheit, welches auf die Gegenwart des Sprechenden Bezug nimmt, nicht auf ein bestimmtes, in der Vergangenheit liegendes Ereigniss, ist stets durch il y a dargestellt worden, doch wird die Partikel y im Altfranz. gewöhnlich ausgelassen.

Il m'avint, plus a de VII. anz — Que je seus come paisanz — Aloie querant aventures. Chev. au Lyon, v. 173.

b. Devant als Adverbium der Zeit giebt an, dass ein Ereigniss zeitlich einem anderen, gedachten vorangeht. Wesentlich ist davant in diesem Falle ebenfalls Präp., indem es sich immer auf einen bestimmten Begriff bezieht, der aber, weil die Beziehung von devant auf denselben an sich klar ist, nicht satzlich ausgedrückt wird, nur dem Denken vorschwebt. — cume il out devant parled, L. d. R. 47, 17; Il est assez plus esbahiz qu'il n'estoit devant, R. d. Tr. 116, 33; et la dame ot son parlemant — devant tenu a ses barons, Chev. L. 138, 3; et cil qui devant fu peschoit, C. d. G. 137, 38; ains la doit on miels servir ke davant, Jeu-Parti 320, 20 u. s. w.

Auch in dieser Bedeutung tritt ains und seine Nebenform auf, z. B. non i fud naz emfes anceys, L'Al. d'Alb. 26, 24.

c. Das altfranz. devant ist Substantiv mit der Bedeutung: die Vorderseite, oder besser: der Raum vor der Vorderseite: Vivien fist en son devant ester, H. d. B. 67, 5; en sun devant se dort, Ph. d. Th. 73, 36. Hier ist besonders der Fall in Betracht zu ziehen, wenn zu diesem devant andere Präp. zur Darstellung präpositionaler Beziehungen hinzutreten.

α. Devant hat vollständige substantivische Selbständigkeit und Rectionskraft in denjenigen Zusammenstellungen mit anderen Präp., in denen es durch den Artikel als Substantiv gekennzeichnet is; es verlangt alsdann mithin das possessive de nach sich.

Die einzige Verbindung dieser Art, welche die franz. Sprache gekannt hat, ist au devant: et ceulx qui estoient au devant de l'ost, Fr. 404, 26; et avoient au devant d'eulx ung fossé, Ebd. 405, 25, in den Raum vor, oder in dem Raume vor. Siehe à.

β. Ist devant in Verbindung mit anderen Präp. nicht durch den Artikel als Substantiv hervorgehoben, so tritt es als eigentliche Präp. unmittelbar vor ein Hauptwort. Dies ist der Fall mit pardevant: par dedevant l'arçon coula, Rou 99, 17; si l'amena par devant le nou-

veau chevalier, Perc. 466, 45, in (siehe par) den Raum vor. Auch de devant verdient hier erwähnt zu werden. Beispiele siehe unter a.

Anmerkung. Neben dem attributiven Gebrauch von devant (siehe avant) kommt auch schon im Altfranz. die Verbindung dieses Wortes vermittelst de mit seinem Substantivum vor: a la porte devant, Moralité 445, 26; la porte de devant, Com. 476, 37; aprés vendras a l'uis devant, Rose 298, 17; la nuit de devant. Dom, 472, 37. Devant hat in dieser Verbindung den grammatischen Werth und die Bedeutung, die es als Adverbium hat. Siehe b.

B. Der neufranz. Gebrauch von avant und devant.

Obiger Gebrauch von avant und devant kann bis zum 16. Jahrhundert als normal angesehen werden, wenngleich man wohl nicht mehr eine lebhafte Vorstellung von der Bedeutung des de in devant hatte. Dieser Umstand ist es wohl, welcher in sofern eine Vermischung dieser beiden Wörter herbeiführte, als avant schon hin und wieder als Präp. auftritt. Folgende Beispiele mögen den Sprachgebrauch des 16. Jahrhunderts in Hinsicht dieser Formen darthun: j'entre plus avant en ceste matiere . . . ., Rab. G. I, 10; beuvez tousjours avant la soif, Ebd. I, 5; le menarent devant Grandgousier, Ebd. I, 55; devant disner, Ebd. I, 24; devant que soy retirer, Ebd. I, 23; faulconnerie estoit au devant d'icelles. Ferner bei Noël du Fail (siehe Archiv, XI, pag. 50): huit jours devant, Eut. 8; deux ans devant, Eut. Also devant noch in dieser, nach der heutigen Grammatik adverbialen Stellung. Paravant l'etablissement des juges présidieux, Ebd. Eut. 80. Devant la création du monde, Calvin 291; devant ce jour, Ebd. 61; si nous sommes bien heureux devant la résurrection, Ebd. 85.

[Wenn der Herr Oberlehrer Günther (Archiv XI, 50) meint, devant stehe in huit jours devant, deux ans devant für heutiges il y a, so glaube ich das nicht. Devant ist nie so gebraucht worden. Zwar ist mir der Noël du Fail selbst nicht zugänglich, aber ich bin fest überzeugt, dass devant in diesen Wendungen heute durch auparavant wiederzugeben wäre.]

Die Verwirrung, welche in den Gebrauchsweisen von avant und devant eingetreten war, wurde endlich in Folge des Strebens nach einer einheitlichen sicheren Grammatik, welches im Anfange des 17. Jahrhunderts nach allen Seiten hin reformirend in der Sprache wirkte, in rein äusserlicher Weise beseitigt. Jeder Form wurde eine Gebrauchs-

sphäre angewiesen, die nicht nach dem eigentlichen ursprünglichen Begriffe der einen oder andereren abgemessen war.

Die neufranz. Sprache gebraucht

1. Avant.

a. Als Präposition.

Das 16. und 17. Jahrhundert verstanden avant und devant in ihren ursprünglichen Bedeutungen für die Sprache durchaus nicht mehr. Eine Fixirung jedes der beiden Begriffe musste stattfinden, und avant übernahm als Präposition wesentlich die Beziehung des prius, zunächst und vor allen Dingen bei Zeitverhältnissen. Den Anstoss hierzu gab ohne Zweifel die im Altfranz. als Zeitadverbium gebrauchte mit dem Adverbium devant synonyme Verbindung paravant (vgl.: in voraus = vorher!) oder auparavant, mit doppelter Bezeichnung der Beziehung in: beaucop la loa et plus que paravant l'ama, Les cent nouv. nouv. 432, 42. Dieses paravant hatte die Bezeichnung des zeitlichen vor auszudrücken, und wurde in der Sprachverwirrung des 16. Jahrhunderts, in welcher die Schriftsteller alle Wörter, in die sie nicht durch directe Anlehnung an das Lateinische einen speciellen Begriff hineinlegen konnten, in ihrem herkömmlichen Gebrauche eben nicht sehr achteten und schonten, als Präposition verwandt: paravant l'établissement des juges présidiaux, Noël du Fail, Eut. 30. Noch Corneille gebraucht einmal auparavant als Präp.: Je l'estimai jadis, et je l'aime et l'estime — Plus que je ne faisais auparavant son crime. Mélite. (In diesem Stücke finden sich noch manche Anklänge an den älteren Sprachgebrauch.) Ein altfranz. auparavant als Präp. hätte de nach sich haben müssen! — Diese Formen waren jedoch als Präp. unbequem; ebensowenig Bedenken man getragen hatte, aus ihnen Präp. zu machen, so wenig scheute man sich auch, sie durch das einfachere avant zu ersetzen. Schon Rabelais gebraucht dies neben devant zur Bezeichnung des zeitlichen Vor. Im 17. Jahrhundert wurde avant allgemein als alleiniges Mittel zur Bezeichnung dieses Verhältnisses anerkannt. — Als wesentliche Bedeutung dieses avant gegenüber devant ergab sich von selbst die des prius; wo dieselbe Idee in räumlichen Beziehungen die vorherrschende war, trat ebenfalls avant zu Bezeichnung derselben ein.

α. Beispiele für avant als Präp. der Zeit: Ceux qui ont été avant nous. Ac. Les hommes d'avant le déluge. Ebd. Avant la naissance

de Jésus-Christ, ou simplement avant Jésus-Christ. Ebd. J'ai vu cela avant vous. Ebd. Avant Pâques. Ebd. Bien avant l'époque dont il s'agit. Ebd. Avant la fin de l'année. Ebd. Avant l'heure. Ebd. u. s. w.

β. Avant sert à marquer Priorité d'ordre et de situation. Ac. Durch avant, als specielle Bezeichnung des prius, wird der Gegensatz zu après hervorgehoben. (Siehe devant.): La maison où il loge est avant l'église, en venant du côté de . . Ac. Il faudrait mettre ce chapitre avant l'autre. Ac. Il faudrait mettre les histoires générales avant les histoires particulières. Ebd.

γ. Avant dient zur Bezeichnug des Vorranges oder Vorzuges, wenn die Idee des prius besonders hervorgehoben werden soll, wenn also der Gegensatz zu après vorschwebt: Le roi est avant le ministre (et non pas après). Je désire avant tout (avant toutes choses) que cela reste secret. Ac.

b. Avant als Conjunction.

Das Altfranz. gebrauchte und konnte nur gebrauchen devant, sowohl in devant que (antequam, devant = vorher) als in devant ce que (devant Präp.). Siehe A. 2. Devant que fuisses né, B. d. Sap. 70, 18; Devant ce que nos nos aions conté, C. d. Const. 214, 3.

Devant que bleibt Conjunction im 16. Jahrhundert: devant que soy retirer, Rab. G. I, 28.

Sobald sich die Form avant als Präp. der Zeit allgemeine Anerkennung verschafft hatte, wurde avant que die entsprechende Conjunction. Noch Racine gebraucht einmal devant que als Conjunction: Si devant que mourir, la triste Bérenice etc. Bér.

Vor dem Infinitiv hiess die altfranz. Conjunction devant que. Im 17. Jahrhundert herrschte das Bestreben, den Infinitiv durch das Formwort de zu markiren, wenn er nicht schon von einer anderen Präp. begleitet war, oder wenn die Art seiner Beziehung zu einem persönlichen Verbum der Verbindung beider vermittelst eines inhaltlosen de nicht widersprach. So liebte man es jetzt, avant que de vor den Infinitiv zu setzen. Doch war diese Verbindung um so steifer und unschöner, als in derselben zwei blosse Formwörter erschienen, in welche das Bewusstsein des Sprechenden keinen Inhalt hineindenken konnte. Man gebrauchte daher daneben avant que und avant de. Erst im

18. Jahrhundert wurde avant de als die einzige richtige Form dieser Conjunction vor dem Infinitiv allgemein anerkannt: avant que de la commettre, Pascal, L. IV; avant de la publier, Ebd. L. XII; Faut-il tant de fois vaincre avant que triompher, Corn. Pol. Avant que de partir, Rac. Brit. Mais avant que partir, je me ferai justice, Ebd. Mithr. — Bemerkenswerth ist die Kritik, welche der Abbé d'Olivet zu letzterem Verse giebt: On doit toujours dire en prose avant que de: mais en vers on se permet de supprimer l'un des deux, quand la mesure y oblige. Aujourd'hui la plupart de nos Poëtes préfèrent avant de. Racine (?) et Despréaux ont toujours dit avant que. Rien n'est plus arbitraire, à mon gré. Mais plusieurs de ceux qui écrivent aujourd'hui en prose et qui se piquent de bien écrire, veulent, à la manière des Poëtes, dire avant de. Pourquoi toucher à des manières de parler qui sont aussi anciennes que la Langue (?)? Trouvent-ils quelque rudesse dans avant que de? Der Abbé de Desfontaines, der „vengeur de Racine" gegen den Abbé d'Olivet, entgegnet hierauf: Avant que faire quelque chose est aujourd'hui suranné (also alte Form), et il faut dire absolument avant que de ou avant de comme font la plupart des personnes qui parlent et écrivent bien. C'est un usage commun et reçu. Man sieht, wie sehr die Gebrauchsweisen dieser drei Formen im 17. Jahrhundert noch schwankten.

c. Avant als Adverbium. Bedeutung und Gebrauch wie im Altfranz., das räumliche und zeitliche vorwärts, weiter. In freierer Weise auch bei Verben, welche nicht die Idee einer Bewegung enthalten, entsprechend unserm gar sehr, zu sehr. Tes feux n'iront-ils point plus avant que la rime? Corn. Mél. Tu crois donc que j'en tiens? — Fort avant. Ebd. N'allez pas si avant. Ac. Il entra assez avant dans le bois. Ebd. Le coup entra fort avant dans le corps. Ebd. N'allons pas plus avant. Ebd.

Für das altfranz. devant als Zeitadverbium (vorher) ist jetzt auparavant gebräuchlich. Si vous voulez vous en aller, dites-nous auparavant ce qu'il faut faire. Ac. Je l'en avais averti longtemps auparavant. Ebd. Un mois, un an auparavant. Ebd. — In attributiver Verbindung mit einem Substantiv jetzt d'avant (früher einfach devant): Le jour d'avant, la nuit d'avant, etc. Ac. — Als Ortsadverbium ist das alte devant in der Bedeutung „vorher, vor diesem" gebräuchlich geblieben. (Siehe weiter unten!)

2. Devant.

a. Als Präposition.

α. Zur Bezeichnung räumlicher Beziehungen.

Bei der Reform des 17. Jahrhunderts liess man der Form devant die Darstellung des räumlichen Verhältnisses, welches wir durch vor ausdrücken. Die wesentliche Idee, welche der neufranz. Präp. devant in allen Beziehungen zu Grunde liegt, ist die des Gegenüber der Vorderseite eines Gegenstandes. A l'opposite, vis-a-vis, en face. Ac. (Nicht prius, wie avant). Se mettre devant quelqu'un pour lui barrer le passage. Ac. Regarder devant soi. Ebd. Mettez cela devant le feu. Ebd. Avoir toujours une chose devant les yeux. Ebd. Passer devant quelqu'un sans le voir. Ebd. Dieser speciellere Begriff, den das neue devant im Gegensatze zu avant erhielt, macht es besonders geeignet zur Darstellung des Verhältnisses, für welches der Lateiner coram (in Gegenwart, gleichsam vor den Augen) verwandte: Il a prêché devant le roi. Ac. Parler devant une grande assemblée. Ebd. Cela fut dit devant plus de vingt personnes, devant des témoins, devant témoins. Ebd. Il n'ose paraître devant vous. Ebd.

β. In ethischer Beziehung gebraucht der Franzose sein devant, indem er dem betreffenden Verhältnisse die Idee des räumlichen vor, d. i. der Vorderseite gegenüber, deutlich und bewusst zu Grunde legt. So bei Vergleichungen: Devant versinnlicht die Vorstellung, dass ein Gegenstand einem anderen zur Vergleichung gegenübergestellt wird. Cette prière n'était rien devant ce que désirait Ordener. Maetzner, pag. 264. — Devant giebt an, dass in einer Reihenfolge ein Gegenstand sich vor einem andern befindet. Der eine Gegenstand erscheint als der der Vorderseite des anderen gegenüberliegende; die Idee der Bewegung gehört ausschliesslich dem Verbum an. (Wir verbinden sie nicht schlechthin mit demselben: Vor Jemandem hergehen.) Dieselbe Vorstellung liegt devant dann zu Grunde, wenn es einen Rangunterschied bezeichnet. C'est mon ancien, il marche devant moi. Ac. Il a le pas devant moi. Ebd. — Devant dient zu subjectiven Maassbestimmungen. Der zu messende Gegenstand wird gedacht als der messenden Person gegenübergestellt: Trop indigne à mes yeux d'amour ou de colère — Tu n'es rien devant moi. Lamartine. Les cultes différents sont égaux devant lui. Chénier (Mätzner). Was den Begriff von devant betrifft in diesen ethischen Verwendungen, so sind dieselben

lediglich als specielle Gebrauchsweisen von *a* anzusehen. Der Begriff der neufranzösischen Präp. devant ist durchaus einheitlich und bestimmt.

b. Devant in Verbindungen, welche, als ein Ganzes genommen, eine einheitliche präpositionale Beziehung ausdrücken.

Par-devant hat seine altfranz. Bedeutung (Theil A) beibehalten, ist aber nur noch im Gerichtsstile üblich, en termes de Pratique. Ac. Par-devant le magistrat. Ac. Un contrat passé par-devant notaire. Ebd. Un acte par-devant notaire. Ebd. — Au devant de, Bedeutung und Gebrauchsweise wie im Altfranz.: Et courut presque seul au-devant de leurs coups. Rac. Al. — Prends cette lettre, cours au devant de la Reine. Ebd. Iph. On vint au-devant de moi. Ac. Il va toujours au-devant de tout ce qu'on peut désirer de lui (zuvorkommen). Ac.

c. Devant als Adverbium. Bedeutung noch wie im Altfranz. (vorher, vor diesem, siehe A). Die Gebrauchsweise desselben ist aber in soweit beschränkt, als für das zeitliche vorher, vor diesem jetzt auparavant die üblichere Bezeichnung ist. (Siehe B. 1.) — Die bewusste Beziehung auf einen gedachten Gegenstand unterscheidet das Adverbium devant von avant, auf dieselbe Weise, wie im Altfranz. Si vous êtes si pressé, courez devant (vgl. courez avant). Ac. Mettez cela devant ou derrière. Ebd. Pour mieux cacher ces livres, mettez cela devant. Ebd. Il est là devant. Ebd. Zeitlich: Zu Comme devant = comme autrefois macht das Dict. de l'Acad. die Bemerkung: Il vieillit. Erhalten hat sich dies devant noch in dem attributiv gebrauchten ci-devant (unser weiland): Ci-devant gouverneur. Ac. Les ci-devant récollets. Ebd. (In dem bei Mätzner angeführten Beispiele: Allons, va devant, nous te rejoignons, Dumas, finde ich keine Beziehung auf die Zeit, wohl aber auf den Raum.)

d. Endlich ist auch im Neufranz. devant noch wirkliches Substantivum, in der Bedeutung: die Vorderseite (vgl. au-devant de unter A). Votre cheval est blessé sur le devant (an der Vorderseite). Ac. Le devant de la tête. Ebd. Le devant d'un habit, d'une jupe, d'une robe. Ebd. Le devant de la maison. Ebd. Les devants d'un tableau (Vordergrund). Ebd. Prendre les devants (den Vorsprung abgewinnen). Ebd. Si vous ne prenez les devants dans cette affaire, vous êtes perdu. Ebd.

Hors, Dehors.

I. Formelle Entwicklung.

Hors beruht auf dem lateinischen foras, foris (provenzalisch: foras, fora, fors, for; italienisch: fuora, fuori, fuore; spanisch: fuera; portugiesisch: fora). Nach franz. Lautgesetzen fällt in jedem Worte der Vocal hinter der Tonsilbe aus, wofern dieser Ausfall nicht eine dem Sprachgefühle übel klingende und für den Franzosen nicht leicht auszusprechende Consonanz ergiebt (einige Fälle der Declinations- und Conjugationsflexionen, in denen der Unterscheidung wegen statt des unbetonten Vocales nach der betonten Silbe eines Wortes ein tonloses e eintreten musste, schaden der Allgemeinheit dieser Regel nicht). So musste die altfranz. Form des lateinischen foras sowohl, wie foris nothwendig lauten fors. Die franz. Sprache und die provenzalische liebten es, im Gegensatze zu den übrigen romanischen Sprachen, das s des Auslautes auch ausserhalb der Declinationsflexionen festzuhalten, und zwar war in ersterer diese Neigung noch entschiedener, als in letzterer. So ist es erklärlich, dass wir im Altfranz. neben fors nicht eine Form ohne s finden; im Mystère d'Adam, wo sich einmal allerdings die Form for findet — for le filz que istra de Marie, 82, 24 — wird diese auf irgend eine rationelle Weise als fehlerhaft zu erklären und fors herzustellen sein.

Neben fors ist im Altfranz. schon früh die Form hors üblich, und zwar kommen beide Formen bei denselben Autoren vor, gehören also nicht verschiedenen Dialecten an. Die Vertauschung der labialen Aspirate mit der blossen Aspiration ist eine Erscheinung, welche viele Sprachen zeigen; vgl. die altlateinischen Formen: fordeum, faedus, fostis mit denen der späteren Latinität: hordeum, haedus, hostis. Mit fors und hors findet sich de zusammengesetzt, defors, dehors. Bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts sind die Formen mit h im Anlaut neben denen mit f gebräuchlich, Rabelais hat noch beide. Im 17. Jahrhundert wird in Folge des Strebens nach einheitlicher, bestimmter Schreibweise hors als die allgemein anzuwendende Form aufgestellt und allmälig als solche anerkannt.

II. Begriffliche Entwicklung.

Die lateinische Präp., welche dem heutigen hors der franz. Sprache begrifflich gleichkam, war extra. Diese ging nicht plötzlich unter, als sich die romanischen Idiome aus dem Latein entwickelten; sie ging

mit in die neuen Sprachen, wenigstens in die des nördlichen Frankreich, hinein und wurde allmälig durch foris verdrängt. Dieser Process begann ohne Zweifel schon sehr früh, sobald foris eine präpositionale Natur angenommen hatte, d. h. schon im Mittellatein, bevor von unterschiedenen romanischen Sprachen die Rede sein kann. Aber noch im 10. Jahrhundert finden wir die Präp. estre = extra: rei volunt fair estre so gred, V. d. L. 15, 12; estre so gret ne fisdren rei, Ebd. 15, 14. Nach dem 10. Jahrhundert kommt sie aber nicht mehr vor. — Der Grund des allmäligen Verschwindens dieser Präp. aus der Sprache ist das formelle Zusammenfallen derselben mit dem verbum substantivum. Die Consonantenverbindung xt war der bequemlichen Vulgärsprache zu hart, zu schwierig auszusprechen; es wurde daraus stets st, vgl. juste, joste für juxta u. s. w. So musste extra dieselbe Form ergeben wie essere = esse. Die Möglichkeit eines Missverständnisses machte die Präp. estre zu einem unpraktischen Sprachmittel.

Andrerseits muss foris den Volksidiomen sehr geläufig gewesen sein, es wurden mit Hülfe desselben eine Anzahl neuer Wörter geschaffen, welche sich auf das Verhältniss der Fremde zur Heimath beziehen (vgl. italienisch forestiere, foriere, forviare), während die lateinischen Wörter ähnlichen Inhaltes andere, zum Theil dem Sprachbedürfnisse bisher fremde Begriffe erhielten (vgl. pêlerin; aliéner, aliénation).

Die lateinischen Adverbien foris und foras versetzten nun einen Gegenstand in den weiten Raum ausserhalb eines bestimmt begränzten Ortes, wofern diese Beziehung nicht präpositional ausgedrückt war, der bestimmte Ort also nicht satzlich angegeben war, sondern sich mit Leichtigkeit aus dem Gedankenzusammenhange ergänzte. Der präpositionale Ausdruck dieser Beziehung war extra. — Schon mehrfach hat darauf hingewiesen werden müssen, dass die altfranzösische Sprache, und wir können allgemeiner sagen: die aus dem Latein hervorgehenden Volksidiome, schon früh die Unterscheidung von Präp. und Adverbien als streng geschiedenen grammatischen Redetheilen verlernten, dass sie den Begriff eines Wortes auffassten und diesen, wenn seine Natur es erlaubte, bald als Präp., bald als Adverbium verwandten. — Dies ist für eine Sprache, welche sich noch in einem mehr primitiven Naturzustande, in einem Zustande der Kindheit befindet — und so lässt sich der Zustand dieser rohen Vulgärsprachen (man bedenke die historischen Verhältnisse) wohl bezeichnen, auch das Greisenalter hat seine Kindheit —

nicht nur erklärlich, sondern sogar natürlich. Alle Präpositionen der indogermanischen Sprachen sind hervorgegangen aus Wörtern, welche ursprünglich ihrem grammatischem Werthe nach Adverbien waren. Die Beziehung solcher Adverbien zu einem Begriffe wurde, zunächst wohl nur bisweilen, präcisirt durch ein, dem betreffenden Nomen angehängtes Wörtchen, welches durch seinen Inhalt die Art dieser Beziehungen noch mehr verdeutlichte, ob von-her, nach-hin u. s. w. (Dieselbe Erscheinung, nur in etwas andrer Art, indem die Suffigirung der Beziehungswörtchen nicht stattfindet, treffen wir fast in allen indoeuropäischen Sprachen an, die sich ihre Präpositionen erst selbst von Neuem haben schaffen müssen, die also nicht direct aus der indo-germanischen Ursprache durch fortschreitende Entwicklung derselben hervorgegangen sind; englisch into, from of u. s. w., auch franz. hors de gehört hierher.) Aus der Verschmelzung dieser Suffixe mit dem andern Wortstamme gingen später die Casus hervor; jetzt regierten derartige Adverbien Casus und wurden das, was wir uns unter Präp. vorstellen. — Foris und foras wurden also Präp.: arma suorum foris urbem relinquens, Fred. Chron. 649. Wenn Fredegarius auch noch Casusflexionen unterscheidet, verstehen thut er sie nicht mehr; das eines richtigen Latein gänzlich unkundige Volk seiner Zeit sah in dieser Form, wenn sich wirklich, was sehr zu bezweifeln ist, bis dahin die Endung em allgemein erhalten haben sollte, nichts als den Stamm des Wortes. Daneben bestand der adverbiale Gebrauch von fors fort.

Das Wort fors (hors) ist also für das älteste Franz. 1) Adverbium mit der Bedeutung seines Etymons, 2) Präp., welche die der adverbialen Bedeutung entsprechenden präpositionalen Beziehungen darstellt. Als solche kann fors das diese Beziehungen deutlicher veranschaulichende de zu sich nehmen, und ist alsdann selbst mehr Adverbium als Präp. 3) In der Verbindung mit que dient es zur Anreihung von Sätzen, hat also eine nach der heutigen Grammatik conjunctionale Bedeutung.

1. Hors (fors) als Adverbium, entsprechend unserm „hinaus“: Lors cort l'enfant fors des escus oster, H. d'Or. 68, 5; quant Englois salent hors a cri, Rou 94, 12; fors eissir, Troie 160, 8; Andromacha saut fors par l'us, Ebd. 164, 29; de la corbeille sailli hors, Fl. et Bl. 198, 6; de l'ostel ne me gete fors, — moi ne chaut s'on me met la hors, Bern. 279, 5.

Das Neufranz. hat diesen adverbialen Gebrauch von hors aufgegeben. Den Ersatz dafür siehe unter dehors.

2. Hors (fors) als Präposition.

a. Das einfache fors (hors).

Die rein räumliche Bedeutung der Präp. foris des Mittellatein finden wir schon in den ältesten Denkmälern der franz. Sprache durch fors allein nicht mehr dargestellt. Das einfache fors entspricht unserer Präp. „ausser," dem neufranz. outre, excepté. Die Idee des räumlichen Getrenntseins, der Entfernung von dem Innern eines Gegenstandes trat dem Denken bei der Vorstellung dieser gedachten Bezeichnung nicht lebendig gegenüber, weshalb hier das einfache hors genügte.

Wie sehr eben hors zum Ausdrucke dieses Verhältnisses geschickt war, beweist die Verwendung unseres „ausser", des engl. „without" in demselben Falle. — Eine gewisse Analogie mit dem Verhalten von hors zu hors de könnte man in unserer Präp. „ausser" gegenüber „ausserhalb" entdecken. Beide, hors de und ausserhalb sollen das räumliche Auseinanderfallen im Gegensatze zu den einfachen hors und ausser deutlicher versinnlichen, die Mittel hierzu sind freilich durchaus verschieden.

C'onques nul hom fors vostre cors n'amai, Romance de la belle Erembor 50, 4; que il ne soient desous li aclinant — fors vostre cors (vgl. mittelhochdeutsch mîn lîp = ich,) que chi voi en presant, H. d. B. 57, 1; n'i as or plus prochain — fors damledeu le verai soverain, G. d'Or. 66, 37; fors sulement le dragun, Ph. d. Th. 75, 18; ne me ferat ja nul aie — for le filz que istra de Marie, M. d'Ad. 82, 24; ains sont de tout assés — fors conpagnie d'oume, R. d'Al. 110, 15; fors tant dont mantir ne vos doi, Chev. au lyon 134, 35; nos n'en savons — fors tant, com dit vos en avons, Ebd. v. 4944 (Ausg. Holland); ne nul nel poeit manier — fors sul la raine e Brengaine, Tr. 174, 7; tout ont trové fors la creance, Bible G. 209, 10.

Ist dies altfranz. fors der Einschränkung in allen diesen Fällen, in denen es seiner satzlichen Stellung nach Präposition sein könnte, als Präposition aufzufassen? Nein! Eines der obigen Beispiele zeigt uns dies deutlich: ne me ferat ja nul aie — for le filz que istra de Marie, M. d'Ad. 82, 24. Filz ist Nominativ, der Accusativ dieses Wortes war fil; for ist in diesem Falle also nachweislich Conjunction

und entspricht grammatisch unserem „ausgenommen". Die übrigen Beispiele lassen die Natur von fors nicht erkennen, indem die betreffenden Substantive entweder keine charakteristische, von der Form des Nominativ abweichende Accusativform haben, theils das Object durch fors beschränkt ist, also auch nach der Conjunction fors der Accusativ hätte stehen müssen. Wahrscheinlich war dies fors ursprünglich mehr Conjunction, wurde aber allmälich, besonders seitdem die sogenannte règle de l's nicht mehr beobachtet wurde, der Nominativ sich also in der Form vom Accusativ nicht mehr unterschied, als Präp. aufgefasst. Da die Sprache überhaupt die präpositionale Darstellungsweise der Beziehungen zwischen verschiedenen Begriffen jeder anderen vorzog, ist diese Erscheinung natürlich; auch unser ausgenommen findet sich in der Umgangssprache bisweilen als Präp. mit dem Accusativ construirt.

Die neufranz. Sprache hat diesen Gebrauch der Präp. hors beibehalten: Ils y sont tous allés, hors deux ou trois. Ac. Hors cela, je suis de votre sentiment. Ebd.

b. Die altfranzösische Präposition fors que, hors que.

In oder nach einem negativen (Haupt-) Satze konnte die einschränkende Conjunction sowohl fors, als que sein (Beispiele siehe weiter unten; auch der obige präpositionale Gebrauch von hors beruht seinem Ursprunge nach ja hierauf). In ähnlicher Weise setzen wir in diesem Falle entweder ausser oder als. Indem das Wörtchen que in Folge seiner mannigfachen, durchaus einer Einheit (es beruht ja nicht auf einem Etymon) entbehrenden Verwendung allmälig in vielen Fällen ein blosses inhaltloses Formwort, ein sprachliches Bindemittel für den Satzbau geworden war, hatten zu gleicher Zeit die Begriffe ne und que in ihrer correlativen Zusammengehörigkeit zur Bezeichnung der Beschränkung eine solche Autorität über das Ohr erlangt, dass man que nach vorangegangenem ne nicht gern entbehrte. Ersteres war aber nicht mehr fähig, in nachdrucksvoller Weise die Bedeutung des lateinischen quam dem Bewusstsein zu vergegenwärtigen, man setzte daher pleonastisch das synonyme fors (hors) verstärkend zu que hinzu. Fors que ist also ursprünglich die Verbindung der beiden Conjunctionen der Beschränkung zur verstärkten conjunctionalen Darstellung derselben Beziehung. Wie das einfache fors, so wurde auch fors que mit der Zeit als Präp. (aber nicht ausschliesslich als solche, ebensowenig wie fors) aufgefasst. Ob es in allen nachfolgenden Beispielen für des Sprachbewusstsein schon präp.

Kraft gehabt hat, lässt sich nicht entscheiden. — Seiner Bedeutung nach war fors que synonym mit der einfachen Präp. fors, entsprach also unserm ausser. — In den älteren Denkmälern der altfranz. Sprache finden wir, wie sich nach obiger Auseinandersetzung denken lässt, die Präposition fors que nicht.

Je ne quier plux en ma vie — de tous les biens ki i sont, — fors que vostre amor, amie, Lais de Chev. 178, 9; que ja de moi n'en porterés — fors que tant com vous li donrés; Bern. 281, 21; je congnois tout fors que moy mesme, Fr. V. 440, 2; De tous poissons, forsque la tenche, . . . Rab. G. I, 39.

Mit dem 17. Jahrhundert hörte der präpositionale Gebrauch von forsque auf.

c. Die präpositionale Verbindung fors de, hors de.

Dass in dieser Verbindung hors eigentlich Adverbium des Ortes ist, beweisen folgende Beispiele: De la corbeille sailli hors, Fl. et Bl. 198, 6; l'ostel ne me gete fors — moi ne chaut s'on me met la hors, Bern. 279, 5. — Die gewöhnlichste Bedeutung von fors de ist die von foras, hinaus aus . . .; seltener kommt es vor in der Bedeutung ausserhalb; noch seltener in der des einfachen fors als Präp. ausser, ausgenommen.

Si esseit (exiit) foers de la civitate, Fragm. 5, 29; vint une voiz treis feiz en la citet — hors del sacrarie par cumandement deu, V. d'Al. 24, 9; la met une pucele — hors de sein sa mamele, Ph. d. Th. 73, 30; sunt issu fors de la lor contree, R. d'Al. 112, 25; e trestote fors de son sen — court por son fil Asternaten, Troie, 163, 28; Renarz li a la langue traite — bien demi pié fors de la geule, Ren. 230, 15; se departie fors de la vile, Bern. 273, 26; — qe trente jors soient seur — et en la vile et fors del mur, Troie 156, 8; Et si vos an mercieront, — Que fors de grant peor seront, Chev. au lyon, v. 1864 (Ausg. Holland); — toutes les merveilles de l'ost — sont tout gas fors de che caitif, . . . Al. Chart. 427, 7.

Einmal findet sich noch im Rolandsliede die einfache Präp. fors in der Bedeutung hinaus aus: fors li ist le cervel, 36, 8.

Die Bedeutungen aus . . hinaus und ausserhalb hat hors de beibehalten, sowohl in rein räumlichen Verhältnissen, als in übertragenen Gebrauchsweisen. Beschränkend — synonym unserm ausser, ausgenommen — ist nur noch das einfache hors (siehe oben).

Hors de la vill°, Ac. Hors d'ici, Ebd. Être hors de chez soi, Ebd. Être hors de sa place, Ebd. Ils sont hors de table, Ebd. Un domestique qui est hors de condition, Ebd. Être hors de la portée du canon, Ebd. Il est hors de lui, und cela le met hors de lui, Ebd. Cela est hors de raison, Ebd. Être hors de combat, und Mettre quelqu'un hors de combat: Ces deux phrases s'emploient au propre et au figuré, Ac. Hors d'intrigue, hors de difficulté, hors de danger u. s. w. Ac. Le Prince . . . Périt hors de nos murs, au pied du mont byllène. Soumet (Mätzner).

Uebrigens scheint sich die Umgangssprache wiederum der ältesten Construction der Präp. foris zu nähern, indem sie statt des vorgeschriebenen hors de für obige Beziehungen manchmal einfaches hors setzt. Dans ceitaines façons de parler familières, on l'emploie (d. h. hors) sans la particule de. Ainsi on dit, „Il est logé hors la barrière.“ Ac.

Der formelhafte Ausdruck: mettre quelqu'un hors la loi gehört nicht hierher, denn er bedeutet: Jemanden eigenmächtig verurtheilen ohne das Gesetz, hors ist also einschränkend (envoyer au supplice sans jugement, Ac.)

3. Hors als Conjunction.

Unter 2, a und 2, b ist nachgewiesen, wie fors und fors que als Präp. der Beschränkung aus den entsprechenden Conjunctionen der Beschränkung hervorgegangen sind. Es ist ferner darauf hingewiesen, dass in manchen der angeführten Beispiele diese Formen vielleicht für das Sprachbewusstsein noch mehr Conjunctionen, als Präp. waren. Sowohl fors als fors que verblieben nun auch der Sprache als das, was sie der Vulgärsprache ursprünglich gewesen sein müssen, als Conjunctionen, insofern sie vor nicht-substantivische Wörter treten können, auch an die Spitze ganzer Sätze. — Uebrigens sind die conjunctional gebrauchten Präp. eigentlich nie reine Conjunctionen gewesen, und zwar gilt dies vom Altfranz. noch weit mehr wie vom Neufranz. Für den Satz sind sie blosse Bindemittel; das Denken des Redenden setzt aber den Inhalt des ihnen folgenden Satzes oder Begriffes, welcher Art er auch sei, in eine Art Abhängigkeit von ihnen. — Dass fors und fors que synonym sind, letzteres nur als eine durch Tautologie bewirkte stärkere Hervorhebung des Begriffes des einfachen fors anzusehen ist, ist oben gezeigt.

a. Fors: n'en pout el faire fors atendre, Brut 85, 24; En le forest est l'os cele nuit ostelee: il n'ont autres ostens fors cascuns le ramee, R. d'Al. 112, 19; fors moy engingnier, Chanson de Richard i d'Angleterre 187, 22; je ne m'en sai vengier fors au plourer, Chât. d. Concy 189, 23; n'aiment fors — quant talent leur prent, Chansons de Gaces Brulez 250, 38; amour est large de joie fors d'une, Al. Chart. 425, 1; tout nud fors des brayes, Perc. 462, 32.

Im Neufranz. kann hors als Conjunction nur noch zur Satzverbindung (hors que, siehe unten) und beim Infinitiv gebraucht werden. In letzterem Falle, in welchem, wie obige Beispiele darthun, das einfache fors stand (neben fors que), tritt zu diesem Wort jetzt immer de hinzu (siehe die Präp. beim Infinitiv). Hors de le battre, il ne pouvait le traiter plus mal. Ac.

b. Fors que: il ne fu fais fors que pour esgarder, H. d. B. 58, 39; fors que Guiborc li rova saluer, Ebd. 67, 26; qu'ele ne pooit depecier — fors que par un tot seul peril, C. d. G. 141, 9; si que ne pens a riens vivant — fors k'a la bele au cler vis, Motets 313, 28; fors que violette mieulx en flaire, Al. Chart. 427, 7.

Das neufranz. hors que dient nur noch dazu, einen Nebensatz mit seinem Hauptsatze zu verbinden. Il lui a fait toutes sortes de mauvais traitements, hors qu'il ne l'a pas battu. Ac.

Defors, Dehors. Die wesentliche Bedeutung von defors ist schon in seinen ältesten Vorkommnissen die Bedeutung „im Draussen", d. h. in dem Raume, welcher der Beziehung „ausserhalb" entspricht. Fors ist also in dieser Verbindung hinsichtlich seiner grammatischen Bedeutung substantivisch aufzufassen. Defors ist mithin eine auf dasselbe Princip zurückzuführende, begrifflich durchaus analoge Composition mit dedens, davant (devant), u. s. w. Wie de dazu gelangte, die betreffenden präpositionale Begriffe in der Weise zu modificiren, dass es die Idee des Raumes, der allseitigen Ausdehnung in dieselben hineinlegte, ist bei de und devant näher erörtert.

Anmerkung. Wenn wir neben defors (dehors) nicht auch ohne Begriffsunterschied de defors (de dehors) finden, so hat dies offenbar seinen Grund darin, dass sich in defors neben fors die Präp. de hinreichend deutlich als für sich bestehend zu erkennen gab, was bei devant, zumal bei davant und dedens — einfaches vant und einfaches dens waren nicht vorhanden — nicht der Fall war. Der Redende legte mit Bewusstsein dem Begriffe des einfachen fors eine Modification bei, welche vermittelst der Präp. de bewirkt werden musste; nur die ungetrübte Präp. de konnte diese Modifi-

cation ihrem Werthe gemäss empfinden lassen. In der Form defors (dehors) war de für das Auge wie für das Ohr deutlich genug ein neues Agregat zu fors (hors).

Was die Bedeutung von defors als Redetheil betrifft, so ist diese Form für das Altfranz. ganz ebenso zu beurtheilen, wie devant (siehe dieses). Man vergleiche später das Capitel: „Ueber den grammatischen Werth der im Altfranz. als Präp. gebrauchten Wortformen überhaupt."

Defors (Dehors) findet sich nun gebraucht:

1. Als Adverbium, entsprechend unserem „draussen," dem lateinischen foris, foras, aber mehr, als jedes dieser, den Ort, an welchen ein Gegenstand versetzt wird, als ausgedehnten Raum dem Denken vorführend.

Li rois, cui deus et ire atise — remest dehors toz coreciez, G. d'Engl. 120, 31; moult m'angoixe et esmaie — se ne peirt defors, Chanson de Blondel de Neele, 187, 13; qui defors fu moult angoisseus; Ren. 226, 29.

Diesen adverbialen Gebrauch hat dehors im Neufranz. beibehalten, besonders in der Umgangssprache. Im guten Stile werden die betreffenden Beziehungen meistens durch au dehors ausgedrückt.

Je le croyais dedans, il est dehors. Ac. Il est allé dehors. Ebd. Il a mis son domestique dehors. Ebd. Mettre dehors un billet (Terme de commerce). Ebd. Ne pas savoir si l'on est dedans ou dehors. Ebd. Ce bâtiment va mettre dehors (in See stechen). Ebd. Toutes voiles dehors (alle Segel beigesetzt, Terme de Marine). Ebd.

Anmerkung. Zu beachten ist, dass das altfranz. demonstrative Ortsadverbium dehors auch als attributive Bestimmung gebraucht werden konnte, ohne in diesem Falle seine Natur als Adverbium aufzugeben. Zum richtigen Verständnisse dieser Verwendung von dehors brauchen wir nur unser eigenes Sprachgefühl in Hinsicht unsrer Muttersprache zu befragen. Auch wir gebrauchen unser „draussen" in analoger Weise: Der Mann draussen = der Mann, welcher ist (nicht die Copula „ist", sondern = sich befindet) draussen. Aehnlich verhält es sich mit dem englischen without.

En l'erbage defors sunt descendu a pié, Rom. d'Al. 109, 9; et la flors qu'est defors si est lor vesteure, Ebd. 114, 30; molt en ourent grant desconfort — et cil defors et cil dedens, Troie, 155, 25; et s'en vindrent en un bruiere dehors, Froiss. 405, 24.

2. Als Substantiv. Wie sehr die Zusammensetzungen von Präpositionen mit de, welches die Idee der räumlichen Ausdehnung

der jedesmaligen Beziehung der einfachen Präp. beilegte, zu einer absoluten Auffassung des Gesammtbegriffes und demgemäss zu einer substantivischen Verwendung sich eigneten, ist bei davant (devant) schon gezeigt. Da sie nicht reine Substantive sind, so haben sie nur dann satzlich volle substantivische Geltung, d. h. sie fordern nur dann die Verbindung des abhängigen Wortes vermittelst der Präp. de (den possessiven Genitiv), wenn ihre Natur als Substantive durch den Artikel nachdrücklich bestätigt ist. Besonders geläufig waren der Sprache stets die präpositionalen Verbindungen de dehors, en dehors, par dehors, au dehors. Da dehors als eigentliches Substantiv auch der neufranz. Sprache verblieb, so war damit das Fortbestehen dieser Ausdrucksweisen gesichert; auch hinsichtlich ihres Begriffes konnten sie keine Veränderung erleiden .... pense, k'il par defors ne soit ensi humles qu'il par dedenz en son cuer soit orguillous. St. B. 106, 7. — On lui cria de dehors. Ac. Venir de dehors. Ebd. La porte s'ouvre en dehors. Ebd. Cela avance trop en dehors. Ebd. Cette maison est belle par dehors. Ebd. Faire le tour par dehors. Ebd. Avoir, mettre la pointe des pieds en dehors. Ebd. Cette maison paraît belle par le dehors. Ebd. Le mal n'est qu'au dehors. Ebd.

Eine präpositionale Beziehung ist dargestellt durch diese Verbindungen in folgenden Beispielen. Il passa par dehors la ville. Ac. (On ne l'emploie ainsi que dans cette phrase et dans quelques autres semblables. Ebd.) — En dehors s'emploie quelquefois avec de: En dedans et en dehors de la ville. Ac. Tout ce qui est en dehors de cette ligne ne fait point partie de la France. Ebd.

Auch wird dehors noch jetzt als reines Substantiv gebraucht mit der Bedeutung: die Aussenseite. Cette maison paraît belle par ses dehors. Les dehors de cette ville sont bons. Ac. Il y a de beaux dehors, de bons dehors à cette place. Ebd. Il garde bien les dehors. Ebd. Ce sont des dehors trompeurs. Ebd.

3. Als Präposition. Als solche hatte dehors gegenüber hors (nach aussen, siehe oben) seinem Begriffe gemäss hauptsächlich die Beziehung „ausserhalb" darzustellen.

Defors sun cors veit gesir la buelle, Rol. 35, 37; defors la cité s'arestut, Brut 85, 25; u. s. w. In dieser Bedeutung wird dehors als Präp. angewandt bis auf Corneille und Molière, also bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts hinein. Jetzt nur noch in wenigen herkömmlichen Wendungen: Les ennemis sont dedans et dehors la ville. Ac.

Anmerkung. Weshalb Bartsch die Formen fors und hors, ebenso defors und dehors in dem Glossar zu seiner Chrestomathie de l'ancien français getrennt aufführt, sogar letzterem eine andere Bedeutung beilegt, als defors, während er sonst die verschiedenen Formen desselben Wortes zusammenstellt, ist mir nicht recht klar. Diese Formen sind nicht zu trennen, auch nicht verschiedenen Dialecten zuzuschreiben; neben der Aspirate f wurde allgemein in der flüchtigen Rede schon in früher Zeit die blosse Aspiration vernommen und demgemäss bisweilen geschrieben, eine Erscheinung, welche an sich nichts Unnatürliches hat. Dass die ursprünglicheren Formen fors und defors bis in das 16. Jahrhundert die üblicheren waren, gilt vielleicht weniger für die gesprochene, als für die immerhin gemessenere, bedächtigere geschriebene Sprache.

Greifswald. Dr. K. Boeddeker.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Deutsches Lesebuch für Gymnasien, Real- und höhere Bürgerschulen von J. Hopf und K. Paulsiek. II, 2. Zweiter Abschnitt: Proben der klassischen Poesie und Prosa des 16., 17., 18. und 19. Jahrhunderts, in einen kurzen Abriss der neuern Literaturgeschichte eingerahmt. Von K. Paulsiek. 2. Aufl. (VIII, 312. Preis 28 Sgr. — Berlin bei E. S. Mittler & Sohn 1869.)

So liegt nun auch der Schlussband dieses wichtigen Unterrichtswerkes in neuer Auflage vor uns, dessen nächster Vorgänger (mit den Proben der klassischen Poesie des 12—15. Jahrhunderts) sich vor ungefähr einem Jahre an dieser Stelle bei den Lesern einführen durfte. Von dem Augenblicke an, wo das Bedürfniss einer zweiten Auflage des für Secunda und Prima bestimmten Schlussbandes sich einstellte, beschäftigte den Verfasser, Herrn K. Paulsiek (Direktor der Höheren Gewerbeschule zu Magdeburg), der Gedanke einer gründlichen Umgestaltung grade dieser Stufe lebhaft und andauernd, einer Umgestaltung, zu welcher, neben mancherlei äusserlichen Veranlassungen, die inzwischen neu gewonnenen Erfahrungen auf diesem Lehrgebiete und manche in der Sache wohlbegründete Forderungen gleichdringend zu rathen schienen. So wurde denn zunächst die oberste Stufe in jene zwei Abschnitte zerlegt und dem erstern die mittelhochdeutsche Dichtung zugewiesen, während der letztere ausschliesslich die Proben der neuhochdeutschen Poesie und Prosa zu liefern bestimmt ward — eine Scheidung, welche, ohne der Sache irgendwie Eintrag zu thun, besonders allen den Lehranstalten willkommen sein musste, in deren Lehrplan die Lektüre unsrer mittelhochdeutschen Dichter zur Zeit noch keine Stelle gefunden hat. Aber auch für den zweiten Abschnitt musste zunächst eine Ausscheidung, beziehungsweise eine Beschränkung der mitzutheilenden Proben durchaus wünschenswerth erscheinen. Sodann verlangte das Interesse des literaturgeschichtlichen Unterrichtes, dass an die Stelle der eidographischen Anordnung die naturgemässere historische durchgeführt wurde.

In jener Beziehung durften nur Abdrücke aus solchen Dichtern, welche nach dem Erscheinen guter Volksausgaben in den Händen jedes Bildungssuchenden sind (Schiller, Uhland, Körner u. a.), ohne Bedenken hier gespart werden. Für die Poesie wurde nur das im hervorragendsten Sinne Klassische, das für eine Periode oder einen Schriftsteller entschieden Charakteristische oder endlich das für die freie, einheitliche Entwickelung des deutschen Geisteslebens Bedeutungsvollste für die herzustellende 2. Auflage ausgewählt.

So erscheinen denn unter den 52 berücksichtigten Dichtern in vollerem Umfange ausgezogen nur noch H. Sachs, Fischart, Klopstock, Herder (der Cid in 49 Romanzen), Goethe, Hölderlin, Rückert, Platen, Geibel. Dramatischen Proben oder Bruchstücken hat sich die neue Auflage so entschieden, wie die erste, und mit vollem Recht verschlossen.

Für die Prosa konnte es, immer den Unterrichtszweck vor allem im Auge, nicht darauf ankommen, von allen möglichen Stilarten und Stilisten, so werth sie übrigens der Beachtung sein mochten, hier Musterstücke auszuziehen, welche ja doch in den meisten Fällen zugleich nur Bruchstücke sein könnten — und ich stimme aus voller Ueberzeugung der Ansicht des Verfassers bei, dass derartige Anthologien schwer die Beimischung rein subjektiver Eklektik abweisen können und darum füglich der Privatlektüre überlassen bleiben — der Klassenunterricht auf der Oberstufe bedarf lediglich einer kleinen Auslese solcher Abhandlungen, welche vorzügliche Stoffe für logische, ästhetische, sprach- und literaturgeschichtliche Bildung darbieten. Nach diesem Grundsatze sind denn hier ausser Luther, dem Begründer der deutschen Prosa (p. 4—25.) vorzugsweise vertreten Lessing (p. 111—169), Herder, J. Grimm, während die übrigen 7 Prosaisten nur ungefähr einen Bogen füllen. Darf ich nach meinem eignen, im Unterricht auf der Secunda und Prima gemachten Beobachtungen und Erfahrungen urtheilen, so konnte unter der Fülle von grossen Prosaisten eine glücklichere Wahl zum Behufe der Unterrichtszwecke nicht getroffen werden; für keinen Schriftsteller lässt die reifere Jugend sich schneller, dauernder, und mit reicherm Gewinne für die logische und stilistische Ausbildung gewinnen, als für Lessing. Mag immerhin der Zögling gelegentlich sich an Schiller's fantasie- und farbenreicher, blühender Darstellung historischer Gegenstände erwärmen, an Herder's gedrungner, gedankenreicher, oft dunkler Ausdrucksweise seinen Ideenkreis erweitern und bereichern, seinen Scharfsinn proben und üben — die strenge Schulung des Gedankens, die schlichte, zuchtvolle, immer den Kern treffende Behandlung seiner Probleme vermag er doch nur an und mit Lessing in dem rechten Maasse zu lernen. In diesem Sinne bietet denn das Paulsiek'sche Buch eine reiche und reichliche, wohlgeordnete und geschickt redigirte Auswahl aus sämmtlichen einschlägigen Abhandlungen Lessing's: Ueber die Fabel (113—22.), Laokoon (122—33), Hamburgische Dramaturgie (12 Stücke, p. 133—153), Wie die Alten den Tod gebildet (p. 154—64.), Ueber das Epigramm (164—169). Von Herder mögen die 3 Stücke aus seiner Abhandlung über das Epigramm, von J. Grimm „das Wesen der Thierfabel“ — „die deutschen Dialekte“ noch besonders hervorgehoben sein. Es wird dem sachkundigen Beurtheiler schwerlich ein Zweifel sein, dass mit diesem Prozesse der Ausscheidung und Umschmelzung diese Oberstufe an Geschlossenheit, Planmässigkeit und Nutzbarkeit ein ganz Erhebliches gewonnen hat. Der Klassenunterricht findet unmittelbar hier einen festen Kanon und eine gediegene Unterlage für die Lektüre und ihre Absichten.

Ich würde indess die neue Auflage nur unvollständig charakterisirt haben, wollte ich nicht noch des „Rahmens“ gedenken, welcher die ausgewählten Proben der Poesie und Prosa einzuschliessen bestimmt ist, der literaturgeschichtlichen Einleitungen und Uebersichten, welche jeder der Perioden und Periodenabschnitte vorausgeschickt sind. Sollen jene den gesammten Entwicklungsprozess, wie er in der Literatur sich vollzieht, in den grossen, wesentlichen Zügen charakterisiren, so beabsichtigen diese eine Uebersicht über die bedeutungsvollsten literarischen Erzeugnisse und ihre Schöpfer zu vermitteln. Gegeben ist im Grossen und Ganzen natürlich nur, was der Unterricht verlangen und verwerthen kann, aber gegeben in so trefflicher Gliederung und so gedrungener, klarer Form, dass schon mit dieser Partie der Verfasser seinem Werke den glänzendsten Empfehlungsbrief geschrieben hat. Den hervorragenderen Dichtern ist dann jedesmal noch eine besondre

Skizze gewidmet, in welcher in aller nöthigen Vollständigkeit bei höchster Knappheit das biographische Material, eine Uebersicht der Hauptwerke, eine Charakteristik ihrer Dicht- und Schreibweise und mancherlei werthvolle bibliographische Nachweise gegeben werden. Ausser einem ausführlichen Inhaltsverzeichniss ist auf p. VII. VIII noch ein detaillirtes Schriftsteller-Verzeichniss mit dem Hinweis auf die betreffenden Stellen im Buche vorausgeschickt — eine Einrichtung, welche die Leichtigkeit der Orientirung nicht wenig erhöht. Papier und Druck, um auch dieser besonders für ein Schulbuch durchaus wichtigen Momente zu gedenken, sind ganz vortrefflich; jenes fest und weiss, dieser sparsam, aber schön und klar; sodass der Preis nicht anders als mässig genannt werden kann. Beide Theile der Oberstufe zusammen bleiben jetzt um 1/3 unter dem Preise der ersten Auflage.

Der deutsche Unterricht auf höheren Lehranstalten hat mit diesem reich gegliederten, durch und durch gediegenen, streng auf das Ziel gerichteten, aus reicher Erfahrung, seltenem Beruf und freier Beobachtung entsprossenen Unterrichtswerke einen Apparat erhalten, der in den rechten Händen ausserordentlichen Segen in den Kreisen der zu bildenden deutschen Jugend zu verbreiten bestimmt scheint.

Magdeburg. Dr. W. Jensch, Oberlehrer.

Bigarrures recueillies dans les Leçons de Conversation du Docteur C. Liesen. Troisième édition, revue et augmentée. Berlin chez Th. Grieben.

Dieses kleine, billige und inhaltreiche Büchelchen liegt nun schon in dritter Auflage vor, ohne dass die Kritik bis jetzt von demselben Notiz genommen hätte. Dasselbe unterscheidet sich seiner äussern Einrichtung nach wenig von den landläufigen Dialogues und guides de conversation, desto mehr seinem Inhalte nach. Wie es aus der Praxis entstanden, indem der Verf. die in seinen französischen Conversationsstunden seinen Schülern mitgetheilten Redensarten nach allgemeinen Gesichtspunkten geordnet hat, so ist es auch vorzugsweise geeignet, praktischen Bedürfnissen zu entsprechen. In 31 Abschnitten wird von den verschiedensten Dingen gehandelt, so z. B. von Besuch, Krankheit, Hand, Arm, Fuss, Auge, Ohr, Wetter, Uhr, Schule, Geschäfte, Geld, Reise, u. s. w., dann folgt eine reiche Sammlung von proverbes, daran schliesst sich eine kleine Anzahl billets d'invitation, énigmes, charades und scherzhaften Ergänzungen. Die Hauptsache sind die 31 Abschnitte, die das Material der Conversation bilden, und hier wird Jeder, der selbst nur einen flüchtigen Blick in das Buch wirft, sich bald überzeugen, dass der Inhalt von allen ähnlichen Büchern sich wesentlich unterscheidet, indem hier eine solche Fülle von Wendungen geboten wird, die täglich gebraucht, die dem unmittelbarsten Bedürfnisse der verschiedensten Kreise und Situationen des Lebens entsprungen sind und die man in andern Sammlungen, ja selbst in einem guten Dictionnaire vergebens suchen würde, so dass selbst Personen, die eine unfangreichere Kenntniss der französischen Sprache besitzen und sich mit Leichtigkeit auszudrücken vermögen, doch wahrscheinlich fast auf jeder Seite dieses kleinen Büchleins die eine oder die andere Phrase finden werden, die ihnen neu oder von der sie sich gestehen werden, dass sie sie wenigstens nicht, wir möchten sagen, so urwüchsig französisch würden auszudrücken gewusst haben. — Der Verf. hat, um die praktische Seite seines Buches zu erhöhen, eine grosse Menge hier in Berlin üblicher Ausdrücke und Redensarten aufgenommen, hat aber dabei die Klippe nicht vermieden, öfter ins Platte zu gerathen, so wie andrerseits die Auswahl mancher Wendungen sein Buch wieder grade für die Zwecke der Schule nicht recht passend erscheinen lässt. Am brauchbarsten erscheint uns das

Büchelchen für solche deutsche Lehrer und Lehrerinnen, die genöthigt sind, Französische Conversationsstunden zu ertheilen, und denen die Möglichkeit nicht gegönnt war, einen längeren Aufenthalt im Lande selbst zu nehmen; sie werden in diesem Buche über sehr viele Dinge Auskunft finden, wo andre ähnliche Bücher und selbst Lexica sie im Stiche lassen. Was die Vollständigkeit betrifft, so kann man freilich von einem nur 126 Seiten umfassenden Buche nicht Alles verlangen, wonach man sucht, aber öfter vermisst man doch ungern sehr nahe liegende, schwierig auszudrückende Wendungen, auf die das Gespräch grade führt, öfter ganze Gebiete, von denen man nicht recht begreift, warum der Verf. sie übergangen, wie wenn z. B. die Rede ist von „Geschäften und Geld“ und der Börse und ihrer Terminologie keine Erwähnung gethan wird. Einzelheiten anlangend, haben wir manchmal die deutsche Uebersetzung zu rügen, wie wenn S. 1. la perte est de mon côté wörtlich übersetzt wird: Der Verlust ist auf meiner Seite! statt des Gebräuchlichen: Dabei habe ich am meisten verloren! Der p. 2: il semble que cela vous intrigue. Das scheint Ihre Neugierde zu spannen, statt das Uebliche: Das lässt Ihnen keine Ruhe! p. 45. ne m'échauffez pas la bile, machen Sie mir die Galle nicht heiss, statt: machen Sie mir den Kopf nicht warm. p. 49 c'est un petit raisonneur qui a bec et ongles ..., der sich zu vertheidigen weiss, statt: der Haare auf den Zähnen hat. p. 31. il a plus grands yeux que grand ventre seine Augen sind grösser als sein Magen, statt: er füllt die Augen eher als den Bauch. u. so a. mehr. Ebenso liesse sich über manche Wendung mit dem Verf. rechten, die der correcten Sprache der guten Gesellschaft schwerlich angehören, so das p. 21 stehende: „geh, du stinkst nach Terpentin“ französisch wiedergegeben durch tu infectes la térébenthine!? An Druckfehlern sind uns unter andern aufgefallen: p. 55. un double croche statt une, p. 57 il joue de hautbois statt du, p. 59 au dépens statt aux dépens, p. 48 ich habe meine Kartel entzwei zerbrochen, p. 103 dans tout la force du terme. p. 54 steht le quantième avons-nous? p. 100 je n'y puis mais.

B.

The English Adjective in the Language of Shakspere. Inaugural-Dissertation u. s. w. von Georg Helms, Lehrer an der Realschule zu Bremen, Dr. phil. — Bremen, J. Kühtmann 1868, 56 Seiten 8.

Wenn ich nicht irre, so hat vor einigen Jahren die „Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen“ als Thema einer Preis-Arbeit eine „eingehende Untersuchung der Sprache Shakspere's“ vorgeschlagen. Bis jetzt aber hat noch Niemand, soviel ich weiss, den Preis gewonnen oder auch nur sich darum beworben. In der bezeichneten Arbeit nun liegt uns das Muster einer solchen eingehenden Untersuchung vor. Man pflegt die Kunstfertigkeit eines Dichters im Schildern danach zu beurtheilen, wie er es versteht, das Adjectiv zu verwenden; denn dieses ist der malerischste Theil der Sprache. Der Verfasser hätte also wohl keinen interessanteren Gegenstand, als diesen, für seine Untersuchung wählen, seinen so glücklichen Gedanken aber auch nicht sorgfältiger ausführen können. Seine Schrift könnte den Titel führen: „Die Grammatik als Unterhaltungsmittel;“ nicht etwa, dass ich damit sagen wollte, die Abhandlung sei nicht durchaus wissenschaftlich; nein, der Verfasser hat darin auf sehr geschickte Weise das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden gewusst. Ich für meine Person wenigstens habe gefunden, dass es eine sehr angenehme Arbeit ist, die Abhandlung durchzulesen, und ich habe dabei sowohl Vortheil als Vergnügen geerntet. Die Schrift ist eine grammatische Specialität von hohem Werth, die ihren Gegenstand durch und durch und, wie ich glaube,

erschöpfend behandelt. Ich will die Titel der einzelnen Theile, in welche der Verfasser seine Aufgabe disponirt hat, hier kurz anführen:

I. Stellung des Adjectivs. II. Steigerung des Adjectivs: Positiv, Comparativ, Superlatif. III. Substantivirung des Adjectivs. IV. Rection des Adjectivs. V. Prädicativer Gebrauch des Adjectivs. VI. Zusammengesetztes Adjectiv. —

Aus dieser Disposition, deren Unterabtheilungen ich wegen ihrer zu grossen Anzahl nicht erwähne, wird sogleich erhellen, dass kein Redetheil einen weiteren Spielraum für eine feine Untersuchung darbiete, noch auch eine grössere Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte, von welchen aus man ihn betrachten kann, aufzuweisen habe. — Herr Doctor Helms hat meines Wissens auf diesem speciellen Gebiet der Forschung keinen Vorarbeiter gehabt. Delius' Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten des Adjectivs bei Shakspere nahmen in der Einleitung zu seinem Shakspere-Lexikon nur eine halbe Seite ein; auch Mätzner und Koch haben diesen Gegenstand nicht eingehender behandelt, wie es bei der Anlage ihrer Werke auch nicht zu erwarten steht. Unser Verfasser nun betrachtet den Gebrauch des Adjectivs bei Shakspere nach allen Richtungen hin und zwar mit stetigem Bezuge auf alte und moderne Redeweise. Er führt ganz genau aus, in welchen Punkten die Redeweise Shaksperes mit der heutigen übereinstimmt, in welchen sie von derselben abweicht. Grade dieser Charakterzug der Arbeit ist es, der ihren allgemeinen Werth so sehr erhöht; denn sie nützt dadurch auch einem Halbwisser, der sich nur mit dem modernen Englisch beschäftigt und philologisch-historische Forschungen als nach seiner unverständigen Meinung für seine praktischen Zwecke unnützen Ballast bei Seite schiebt.

Auch der Philolog, der nur Shakspere studirt und sich hauptsächlich mit Textkritik beschäftigt, wird aus der vorliegenden Schrift unumgänglich Nutzen ziehen und dem Verfasser für Aufhellung vieler bisher dunklen Stellen Dank wissen. Nicht weniger wird derselbe Dichter befriedigen, welche in das Geheimniss des grossen Meisters eindringen und entdecken möchten, durch welche Zaubermittel er seine Wunder vollendete und diese erstaunlichen Wirkungen erzielte, von denen nun schon drei Jahrhunderte Zeugniss ablegten und welche noch viele folgende mit unverminderter Bewunderung anstaunen werden. Sie werden erkennen, wie dieser erhabene Genius in seinem kühnsten Fluge der Fesseln spottet, durch welche die Gesetze der Grammatik seine Bewegung einschränken möchten, und wie er sie abschüttelt: aber sie werden zugleich sehen, dass er sich derartiges niemals erlaubt, ohne dadurch die Wirkung zu erhöhen. — Ich habe mich absichtlich aller Citate enthalten, meine Sätze zu beweisen, da ich das Augenmerk aller meiner Leser auf den kleinen Band selbst zu richten wünsche, durch den diese Bemerkungen veranlasst sind. Ich bin im Voraus überzeugt, sie werden mit mir darin übereinstimmen, dass von allen bisher in Deutschland über Shakspere veröffentlichten Schriften keine grössern Nutzen gewähre, als die, deren Titel an der Spitze dieser kurzen Notiz steht.

Ich brauche wohl kaum noch die Hoffnung auszusprechen, der Verfasser möge auf dem Gebiete, das er durch diese Schrift sich zu eigen gemacht, zu arbeiten fortfahren. Schliesslich kann ich nicht umhin, demselben meine Bewunderung wegen seines Englisch zu zollen, das so sehr günstig gegen die Sprache in ähnlichen Schriften, welche in dem vielzüngigen Deutschland herausgekommen, contrastirt. Ich habe Proben classisch gebildeter Lehrer gesehen, wovor ich zurückbebte. Herrn Dr. Helms würde ich eine Beleidigung zufügen, wollte ich ihr Englisch mit dem seinigen vergleichen, das ebenso gewählt wie im Ausdrucke genau ist. Die kurze Einleitung erhebt sich wahrhaft zur Beredsamkeit.

Schliesslich darf ich nicht unterlassen zu bemerken, dass unser Verfasser, so ernstlich und aufrichtig er offenbar den grossen Dichter studirt hat, doch den ernüchternden Einfluss von Rümelin's „Shakspere-Studien" an sich

zu Tage treten lässt, wenn er sagt: „Er (Shakspere) ist vielleicht überschätzt worden, und wir können nicht so weit gehen, wie Einige, die in ihrer Helden-Anbetung jedes seiner Worte als ein Evangelium betrachten und selbst seine schwachen Stellen als Glaubensartikel hinstellen.“

Leipzig. Dr. D. Asher.

Deutsche Poesie mit den vorzüglichsten englischen Uebersetzungen (German Poetry with the english versions of the best translators). Herausgegeben von A. C. Goldschmidt, Director der Modernen Schule Loretto House, Musselburgh. London, Williams & Norgate (Leipzig, Hartknoch). 1869. 8. XVI u. 479 S.

Fast ein ganzes Jahrhundert später, als wir Deutschen in bald mehr, bald weniger glücklichen Uebersetzungen bemüht gewesen sind, uns die literarischen Schätze der Engländer zu eigen zu machen, haben diese angefangen, unserer poetischen Literatur ein gleiches Interesse zu schenken. Walter Scott erst ist es gewesen, der durch seine Bearbeitungen Bürger'scher Balladen und des Götz von Göthe gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts seine Landsleute auf die bis dahin ihnen fast gänzlich unbekannten Schönheiten unseres Dichterhaines aufmerksam gemacht hat. Ihm folgte alsbald Coleridge mit seiner Uebersetzung des Wallenstein und anderer Gedichte Schiller's, sowie Stolbergs, dann Shelley mit Uebertragungen aus Göthe, besonders von Theilen des Faust. Auch Carlyle und Bulwer haben sich um die Einführung unserer Dichter der zweiten klassischen Periode in England ein grosses Verdienst erworben. In unsern Tagen dürfen wir uns nicht mehr über mangelndes Interesse unserer britischen Stammverwandten an unserer vaterländischen Poesie beklagen. Von den Klassikern zu schweigen, giebt es keinen namhaften neueren deutschen Dichter, der nicht seinen englischen Dolmetscher gefunden hätte. Faust allein hat viele beschäftigt, so Blackie, Filmore, Anster, Earl of Ellesmere, Martin, um nur einige Namen zu nennen. Dr. Buchheim erwähnt allein 14 Uebersetzungen vom ersten Theile des Faust und noch zwei andere, die beide Theile umfassen, und er bemerkt dazu, dass noch mehrere anonyme Uebersetzungen des ersten Theiles erschienen seien.

Aus diesem im Laufe der letzten Decennien immer mehr angewachsenen Vorrathe hat Hr. Goldschmidt, der seit mehreren Jahren in England wohnt, eine Auswahl veranstaltet, um, wie er in der Vorrede sagt, to render a fair knowledge of German Poetry of easy acquisition, and to present to the reader, in one collection, a number of the fairest gems in their choicest settings. Das hübsch ausgestattete Buch hat in England sofort nach seinem Erscheinen die wohlwollendste Aufnahme gefunden. Die Saturday Review vom 15. Mai 1869 sagt: The selection of German Poetry with english versions, by A. E. Goldschmidt is noticeable as perhaps the only publication extant which supplies materials for an adequate estimate of the latter. Aber auch in Deutschland haben wir Ursache, diese internationale Anthologie willkommen zu heissen, nicht nur als eine fleissige von sachkundigem Urtheil und Geschmack zeugende Arbeit, sondern weil sie, hervorgegangen aus stolzer Freude an unserm nationalen dichterischen Reichthume, den Zweck verfolgt und ohne Zweifel auch erreichen wird, die Würdigung und das Verständniss dieses Reichthums unter einem der ersten Culturvölker noch mehr zu verbreiten, und weil sie dem Freunde und Kenner der beiden Sprachen durch

die Gegenüberstellung des deutschen Originals (auf der linken Seite) und der englischen Uebersetzung (auf der rechten Seite) Gelegenheit giebt zu einer Menge interessanter Vergleichungen und belehrender Bemerkungen, sowohl in sprachlicher, als auch in ästhetischer Beziehung.

Die Sammlung zerfällt in drei Abtheilungen, deren erste uns Proben aus Bürger, Göthe, Schiller, Uhland, Körner, Heine, Freiligrath darbietet, während in der zweiten, „Miscellaneous Authors,“ Dach, W. v. Schlegel, E. M. Arndt, Chamisso, Körner, Rückert, Platen, Grün, Geibel, Bekker (der deutsche Rhein) und Salis vertreten sind. In der 3. Abtheilung hat der Verf., um auch dieser Richtung des Geschmackes des englischen Publicums gerecht zu werden, etwa ein Dutzend Proben aus unserer geistlichen Liederdichtung mitgetheilt. Wir finden hier die Namen Luther, Gellert, Gerhard, Scheffler, Kunth, Claudius, Fouqué, Neander, Gerok, Spitta, wie man sieht, in ziemlich incorrecter chronologischer Aufeinanderfolge, ein Vorwurf, der, wenngleich nicht in demselben Masse, auch die Ordnung der beiden ersten Abtheilungen trifft.

Was nun die Sammlung im Einzelnen angeht, so wird gewiss mancher etwas auszusetzen haben. Dem Einen werden zwei Balladen von Bürger (Leonore und das Lied vom braven Mann) zu wenig sein; der Andere wird fragen, warum der Verf. mehr als die Hälfte der 90. S., die er Göthe widmet, dem Faust eingeräumt, und warum er die lyrischen Gedichte Göthes nicht mehr berücksichtigt hat; ein Dritter wird Schillers Balladen (ausser dem Handschuh), sowie manche Perle Uhland'scher Lyrik vermissen. Allein erstens hat in solchen Dingen die Subjectivität ihre Berechtigung, vorausgesetzt, dass sie mit ästhetischem Urtheil und Takt zu Werke geht, wie hier durchweg geschehen ist. Alle Proben, welche der Verf. ausgewählt hat, zeugen von seinem Verständniss für echte Poesie und entsprechen dem Zwecke, die Eigenthümlichkeit der einzelnen Dichter, wie sie sich in der Wahl der Stoffe und in der Art der Behandlung zeigt, zur Anschauung zu bringen und dadurch zu weiterer Beschäftigung mit ihnen anzuregen. Hätte freilich der Verf. eine Art Beispielsammlung zur neueren deutschen Literaturgeschichte in ihren Hauptentwickelungsmomenten geben wollen, dann hätte er weit vollständiger sein müssen. Klopstock wäre dann an den Anfang zu stellen gewesen, und Wieland, Herder, Lessing hätten nicht übergangen werden dürfen. Zweitens aber — und das ist wesentlich für die Beurtheilung der getroffenen Wahl der Poesieen — war der Herausgeber abhängig von dem Geschmacke anderer, sowohl von dem des Publicums, für das er sein Buch bestimmte, als auch von dem der Uebersetzer. Er konnte kein Gedicht aufnehmen, von dem keine, oder doch keine gute englische Bearbeitung existirte.

Damit wollen wir nicht gesagt haben, dass uns alle in Hrn. G.'s Buche mitgetheilten Uebersetzungen als gute erschienen wären. Die Lectüre derselben hat uns vielmehr erkennen lassen, dass die Engländer in der Kunst des Uebersetzens noch weit hinter uns zurückstehen. Freilich ist es ja eine schwere Kunst, besonders wenn es sich um poetische Uebertragungen handelt. Es genügt dazu nicht eine auch noch so vortreffliche Kenntniss und Gewandtheit in den beiden betreffenden Sprachen, sondern der Uebersetzer muss in mehr als gewöhnlichem Grade mit verständnissvollem Sinn und empfänglichem Herzen ausgestattet sein, um das Product eines fremden dichterischen Geistes mit seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit und seiner ganzen Schönheit in sich aufzunehmen; damit aber — und das ist die eigentliche Hauptsache — muss sich bei ihm eine eigene dichterische Begabung verbinden, welche ihn befähigt zu einer wahrhaft congenialen Reproduction. Nur dann können solche Uebersetzungen fremder Dichterwerke entstehen, wie wir Deutschen sie im Schlegel-Tieck'schen Shakspeare und im Gildemeister'schen Byron besitzen. Jene Requisite eines wirklich echten und treuen Dolmetschers lassen aber manche von denen vermissen, die in unserer

Sammlung Aufnahme gefunden haben. Nur zu oft sind wir bei unserer vergleichenden Lectüre auf unnöthige Abweichungen von dem Gedanken des Originals gestossen, auf willkürliche Veränderung der Bilder, auf Plattheiten und wässrigen Wortschwall, und manche der Uebersetzungen sind im Versmass und Strophenbau so verschieden von dem deutschen Gedichte, dass der eigenthümliche Charakter desselben nicht bewahrt worden ist.

Gleich die an der Spitze des Buches stehende Bearbeitung der Bürgerschen Lenore von Taylor, dem Verf. v. „Historic Survey of German Poetry, interspersed with various Translations“ (3 vols. London 1829), wird von diesen Vorwürfen getroffen, obgleich, wie wir aus einer Anmerkung (S. 473) erfahren, Walter Scott gestand, dass diese „incomparable version“ ihm den Entschluss in die Seele gegeben habe, sich ganz der Poesie zu widmen. In durchaus unstatthafter Weise ist die Handlung von Deutschland nach England und aus der Zeit des siebenjährigen Krieges in die der Kreuzzüge verlegt worden, sodass an die Stelle des Königs Friedrich Richard Löwenherz getreten ist. Es liegt auf der Hand, dass dadurch das locale und nationale Gepräge des deutschen Originals verloren gegangen ist. Wilhelm ist nun nicht in die „Prager Schlacht“ gezogen, sondern gegen „the paynim foes;“ die Mutter vermuthet ihn nun nicht „im fernen Ungerlande,“ * sondern „among the heathen folk;“ er kommt nun nicht mehr weit her geritten „von Böhmen,“ sondern über „land and sea.“ Und wenn es von dem Kreuzfahrer William heisst: „But he no word to her had writt An he were sick or well,“ so müssen wir gestehen, dass diese Vorstellung von einem aus Palästina mit seinem Liebchen in England correspondirenden Knappen des 13. Jahrh. nur eine komische Wirkung auf den Leser hervorbringen kann. Ob das Kreuzheer Richard's, wie die Grenadiere Friedrich's des Grossen, auch unter Trommelschlag marschirten (With blore of trump and thump of drum His fellow-soldyers came, Str. 2), will uns gleichfalls etwas zweifelhaft erscheinen. In Folge der Verlegung der Handlung ist nun auch für den „König und die Kaiserin“ in der engl. Bearbeitung kein Raum mehr, und so ist in derselben die erste Hälfte der 2. Strophe ganz weggeblieben. Ebenso fehlt die erste Hälfte der 4. Strophe, ohne dass dafür ein Grund zu finden ist. Leider hat Hr. G. sich dadurch bestimmen lassen, auch den deutschen Text in dieser Verkürzung zu geben; denn nun ist nicht bloss die Deutlichkeit der Situation beeinträchtigt worden, sondern es hat auch der 5. Vers der 2. Strophe („und jedes Heer mit Sing und Sang“) sich eine bedenkliche Correctur gefallen lassen müssen. Das „und“ derselben, das freilich beim Fehlen der 4 vorhergehenden Verse nicht stehen bleiben kann, ist nämlich in „nun“ geändert, dadurch aber eine so schwerfällige und ungewöhnliche Construction entstanden, die ein Dichter sich allenfalls erlauben, die man aber nicht in ihn hineincorrigiren darf. **

---

* So hat Bürger geschrieben, nicht „Ungarlande,“ wie der Abdruck unserer Sammlung hat. Gerade in dieser Ballade und im Munde von Lenorens Mutter ist die volksmässige Form des Namens durchaus erforderlich. — Wir wollen diese Anmerkung benutzen, um Hrn. G. noch auf eine andere, sinnentstellende Variante des von ihm gegebenen Textes aufmerksam zu machen. Statt des „Ha sieh, Ha sieh, im Augenblick“ in der 30 Strophe, steht nämlich bei ihm S. 22: „Hasi! Hasi!“ als ob das eine Interjection wäre, wie Hu! Hu! oder dergl. — S. 22, Z. 4 von unten muss es statt: Hang zwischen Tod und Leben — Rang u. s. w. heissen.

** Auch in der 15. Str. (S. 10 unten) haben wir eine unstatthafte Veränderung des Bürger'schen Textes bemerkt. Es muss nämlich nicht heissen: Ach, Wilhelm! 'rein, herein geschwind! sondern: Ach, W.! erst herein geschwind. Taylor übersetzt auch: O William, enter first my bowre.

Ueberdies ist durch die bezeichneten Auslassungen der Strophenbau dieser Ballade in höchst störender Weise alterirt worden. Während in derselben nämlich, wie in den meisten Bürger'schen Balladen, die Strophen aus zwei Theilen bestehen, der Hauptstrophe und der Nachstrophe (Aufgesang und Abgesang), die eine verschiedene Reimstellung haben (die erstere reimt kreuzweise, die letztere paarweise), folgen an den beiden genannten Stellen jedesmal zwei Nachstrophen, also 4 Reimpaare auf einander. Hr. G. hat freilich diesen für die Bürger'schen Balladen so charakteristischen Strophenbau schon dadurch unkenntlich gemacht, dass er das Original in vierzeiligen Strophen hat abdrucken lassen. Offenbar hat ihn dazu die Uebersetzung bewogen. Der gute Mr. Taylor hat nämlich gar keine Ahnung gehabt von dem eigenthümlichen Reize, den die Strophen der Lenore gerade durch den Wechsel der Reimstellung im Aufgesange und Abgesange darbieten, und hat es sich mit einfachen vierzeiligen Strophen bequem gemacht, in denen nur 2. Verse (der 2. mit dem 4.) reimen, alle aber eine betonte Silbe am Ende haben, sodass von der Musik der abwechselnden stumpfen und klingenden Reime des Originals in der engl. Bearbeitung nichts zu spüren ist. Es würde zu weit führen, im einzelnen nachzuweisen, wie oft die sonstigen musikalischen Elemente unserer Ballade, die zahlreichen und so wirksamen Alliterationen, Assonanzen, die absichtlichen Wiederholungen derselben Worte nicht die erforderliche Beachtung gefunden haben, und an wie manchen Stellen der poetische Ausdruck eine prosaische Abschwächung erfahren hat. Nur ein paar Beispiele. Man vergleiche: „Und horch! und horch! den Pförtenring Ganz lose, leise, klinglingling!" mit: „And soon she herde a tinkling hand That twirled at the pin;" — „Herein, in meinen Armen, Herzliebster, zu erwarmen!" mit „And give me one embrace, . . . Awayte a little space;" — „Hat's Raum für mich? Für dich und mich. Komm, schürze, spring und schwinge dich!" mit: And is there any room for me Wherein that I may creepe? There's room enough for thee and me Wherein that we may sleepe. All as thou lyest upon thy couch, Aryse, no longer stop;" „Graut Liebchen auch? der Mond scheint hell! Hurrah! die Todten reiten schnell! Graut Liebchen auch vor Todten? Ach nein, doch lass die Todten!" mit: Hurrah! the dead can ride apace; Dost feare to ride with me? The moon is bright, and blue the night; Dost quake the blast to stem? Dost shudder, mayde, to seeke the dead? No, no, but what of them?" In den beiden fast wörtlichen Wiederholungen dieser Halbstrophe, sind bloss die Worte Wilhelm's wiedergegeben mit: Hurrah! the dead can ride apace; Dost feare to ride with me? Alles übrige fehlt, auch die Antwort Lenoren's mit ihrem jedesmal gesteigerten Ausdrucke der Angst. In der 28. Str. setzt sich bei Taylor die Anrede an Lenore fort, während bei Bürger Wilhelm zu seinem Rappen spricht. Diese hie und da herausgegriffenen Stellen werden genügen, unser obiges tadelndes Urtheil über die in Rede stehende Uebersetzung zu rechtfertigen.

Wir können, wenn wir diese Anzeige nicht gar zu sehr ausdehnen wollen, nicht bei allen übrigen Uebersetzern, die zu unserer Sammlung beigesteuert haben, mit der gleichen Ausführlichkeit verweilen und müssen uns auf einige Bemerkungen beschränken.

Von demselben Taylor haben wir S. 88 noch eine Uebertragung des Monologs der Iphigenia (Act 1.), die wörtlich und treu, aber ohne allen dichterischen Schwung ist. Als Uebersetzer Bürger'scher Balladen ist er weitaus übertroffen worden von Rev. W. Skeat, dessen Lay of the brave man (S. 25) in der That vorzüglich gelungen ist und den Ton des deutschen Meisters oft in vollendeter Weise getroffen hat. Auch seine Uebertragungen Uhland'scher Gedichte verdienen Lob, obgleich er bisweilen zu wortreich ist. Den „Herold" hat er in einem von grosser Gewandtheit zeugenden alliterirenden Gedichte nachgeahmt. Göthe wird repräsentirt durch Dr. Anster, Prof. Blackie, Theod. Martin, Aytoun, Shelley, Coleridge, Lady John

Manners, Lord Gower (Earl of Ellesmere), Mangan, u. — at last, but not at least — durch Peter Gardner, dessen Uebertragungen aus Faust das schottische Gewand nicht so natürlich steht, wie seinem Erlkönig. In dem Liede Gretchens (Act 4, Sc. 4) giebt auch er ein recht auffallendes Beispiel von willkürlicher Abweichung vom deutschen Original, die im Mangel an Verständniss der kunstvollen Oekonomie dieses Göthe'schen Gedichtes ihren Grund hat. In diesem tritt nämlich die Strophe: „Meine Ruh ist hin etc.“ dreimal unverändert auf, und zwar so, dass ihr das erste Mal 2, das zweite Mal 3 und zuletzt wieder 2 Strophen folgen. Wie drei Pfeiler ein Portal, dessen mittlere Bogenspannung die grösseste ist, so sollen diese drei Strophen das Gedicht tragen. Dass sie daher von Göthe mit Absicht ohne die mindeste Veränderung wiederholt worden sind, springt jedem sofort in die Augen, nur Mr. Gardner nicht, der zuerst übersetzt: „My peace is gane, My heart is sair, I'll be my self never — Ah! nevermair,“ das zweite und dritte Mal aber ohne allen Grund die beiden letzten Strophen verändert in: „Rest find I nae way An' nevermair.“ Geschmacklos erscheint uns die letzte Strophe: “An kiss, kiss, kiss him, I'm fain for sic bliss; An' kissin', an' kissin', I'd dee on his kiss.“ — Eine ähnliche Zerstörung der Composition finden wir in der Uebertragung von Göthe's Zigeunerliede, wo Anster aus den 4 Versen der 2. Strophe nicht weniger als 13 gemacht hat, in denen er sonderbarerweise statt der „sieben Wehrwölfe“ „seven war-wolves“ kommen lässt. Auch in dem Gesange der Geister (Faust, Act 2, Sc. 5) ist er zu wortreich, ebenso wie Blackie in seiner Uebersetzung der 4. Sc. des 2. Actes, vor allem aber in der von Gretchens Gebet (Act 4, Sc. 7), das er, als wenn es für das Libretto einer modernen Oper bestimmt wäre, in einer nach Inhalt und Form ganz verfehlten Weise überträgt. Man höre nur den Anfang: O mother rich in sorrows, Bend down to hear my cry! O bend thee, gracious mother, to soothe mine agony! Thy heart with swords is pierced, And tears are in thine eye, Because they made thy dear son A cruel death to die. Die tiefen Gedanken Göthes in ihrem knappen und doch so schönen Gewande völlig wiederzugeben, ist den englischen Bearbeitern nur selten gelungen. Auch Rückert's gedankenschwere Kürze (die sterbende Blume, S. 391) hat in Blackie einen gar zu geschwätzigen Dolmetscher gefunden. Eine sehr gute Uebersetzung hat Garnett von Mignons Gesang geliefert, sowie Mangan in der von Göthe's Sänger. Der Letztere hat auch in einer freien Bearbeitung von Freiligrath's Gesicht des Reisenden Vorzügliches geleistet. Wie wenig auch in sonst trefflichen Uebertragungen die Bedeutung der Form des Originals beachtet worden ist, zeigt uns unter anderen auch Bulwer, der des Nadowessiers Todtenlied, in welchem Schiller schwermüthige Trochäen hat, in munter hüpfenden Jamben wiedergiebt und dadurch den Charakter des Gedichtes gründlich entstellt. Einen ähnlichen Vorwurf haben wir Martin und Aytoun zu machen, die in der guten Uebersetzung von Göthe's Zueignung zu den Gedichten die Ottaverime nicht beibehalten, sondern statt derselben achtzeilige Strophen mit 4 Reimen angewandt haben, ein Fehler, der uns bei Mad. Davies de Pontes noch um so erheblicher erschienen ist, weil ihre Uebertragungen von Körner's Gedicht „An die Königin Luise“ und von dessen „Aufruf“ auch inhaltlich sehr matt und farblos sind. — Heine ist ziemlich schlecht weggekommen; Steele's Lorelei ist durchaus schülerhaft, und auch Miss Kroeker, die Tochter Freiligrath's, hat den Ton dieses Dichters nicht so gut getroffen, wie ihr das sonst, z. B. in den Uebersetzungen der Gedichte ihres Vaters, gelungen ist. Recht tüchtige Beiträge hat auch Hr. Dr. Baskerville geliefert, der seit Jahren unter uns lebt (jetzt als Director des internationalen Instituts in Godesberg bei Bonn), und dessen Uebertragungen sich durch treue Nachahmung des Originals wie durch Verständniss für die Feinheiten desselben auszeichnen. Vgl. besonders Chamisso's Frauen-Liebe und Leben.

Enden wir damit unsere Musterung. Wenn uns nicht alle der in Hrn.

G.'s Buche vertretenen englischen Dolmetscher deutscher Dichter gefallen haben, wenn wir zu manchem Tadel berechtigt zu sein glaubten, so haben wir doch auch oft Veranlassung zu gebührender Anerkennung gehabt, und der Leser des Buchs wird finden, dass wir nur auf einen Theil des Guten aufmerksam gemacht haben. Selbstverständlich wird der Herausgeber durch unsere Ausstellungen in keiner Weise berührt; seine Arbeit bleibt nicht bloss für England, sondern auch für Deutschland eine so willkommene und dankenswerthe Gabe, dass wir sie mit Recht allen Literaturfreunden aufs wärmste empfehlen können. Er war an die vorhandenen Uebersetzungen gebunden und konnte keine besseren geben, als die, welche seiner Wahl vorlagen. Wenn es im Titel heisst: with the english versions of the best translators, nun, so weiss jeder, dass dies nur eine relative Bedeutung hat, dass das Beste darum noch nicht immer etwas Gutes ist.

Berlin. Dr. W. Gerberding.

Programmenschau.

Ueber den Gebrauch des Genitivs im Mittelhochdeutschen. Von Gymnasiallehrer Dr. Nöldechen. Programm des Gymnasiums zu Quedlinburg, 1868. 33 S. 4.

Für die Casustheorie ist diese Abhandlung von Bedeutung. Die Localtheorie hat bekanntlich in neuester Zeit viele Anfechtungen erfahren, besonders hat in seinem letzten Programm Rumpel dieselbe sehr geistvoll zurückgewiesen. Sie hat aber auch noch viele Anhänger, für sie tritt auch dies Programm auf, obgleich es sich nur auf eine Sprache und meist nur auf eine Periode derselben und sodann nur auf einen Casus beschränkt. Für die Syntax des Genitivs ist die Abhandlung sehr wichtig, da das Vorkommen desselben mit ungewöhnlichem Fleisse verfolgt ist. Für die Erkenntniss der Casus ist bedeutungsvoll das Verhältniss der Casus zu den Präpositionen. Die ältere Periode der deutschen Sprache zeigt einen auffallenden Reichthum an Fällen, in denen durch den blossen Casus bezeichnet wird, was die neuhochdeutsche Sprache nur mit Hilfe der Präpositionen ausdrücken kann. Da die Präpositionen aus sinnlichen Raumbegriffen erwachsen sind, in älterer Zeit aber statt ihrer vielfach der blosse Casus steht, so, folgert der Verfasser weiter, spricht das für eine Localtheorie. Der Ausdruck mittelst der Flexion des Nomens ist unmittelbarer und wirksamer als der präpositionale; man lähmt die Schwungkraft der Sprache, wenn man im Neuhochdeutschen die kräftigere Ausdrucksweise, die Freiheit im Gebrauche der blossen Casus beschränken will; man sollte so viel als möglich die kurze Ausdrucksweise festhalten. In vielen Redensarten hält noch die edelere Sprache die freiere Construction fest, wo die gewöhnliche Prosa schon der Präposition nicht entrathen zu können meint, um so scheinbar deutlicher sich auszudrücken. Man sollte allgemein sich bemühen, die kürzere Weise einzuführen; wie das in manchen Fällen wohl möglich wäre, dafür finden sich manche beherzigenswerthe Andeutungen. — Der Genitiv, so hält der Verfasser fest, bezeichnet ursprünglich die Richtung woher. Am deutlichsten tritt diese Bedeutung bei den Verbis der Trennung, Entfernung, Absonderung hervor. Diese betrachtet der Verfasser also zunächst und zwar zuerst die Verba des Weichens, Abgehens, Ablassens, Losmachens, Befreiens u. ä., darunter erlâzen (= entbinden): du solt mich des erlâzen, wofür wir jetzt minder anschaulich: Jemandem etwas erlassen, sagen, — dann des Beraubens, Entbehrens, Bedürfens, ferner des Strebens, Begehrens, Bittens, Fragens u. ä., des Beginnens, Sichunterfangens u. ä., des Wartens, Hütens,

Waltens, Pflegens, Gewöhnens, Erwartens, Hoffens, (wobei für gelouben der Grimm unbekannte Genitiv der Sache nachgewiesen wird), weiter des Denkens, Gedenkens, Wahrnehmens, Empfindens). Als zweite Classe wird betrachtet der Genitiv des Grundes, der Ursache, und zwar zuerst der causale Gebrauch von des und wes. Denn dass diese Genitive des und wes im Sinne von causalen Partikeln für deshalb und weshalb gebraucht werden, dafür giebt der Verfasser viele Beispiele aus dem Nibelungenliede. Zu den causalen Genitiven gehört der Genitiv bei den Verbis der innern Empfindungen, Treue, Freude, Sorge u. s. w., ferner der Impersonalis der innern geistigen Empfindungen (mich wundert, betrâget, erlanget, zimet u. s. w.), des Lachens, Spottens, Schimpfens, ferner der Genitiv bei den Adjectiven der Gemüthsstimmung, weiter bei den Verben des Sagens, Schwörens, Dankens, Lohnens, Gönnens, Lobens, endlich des Lebens und Sterbens. Auch für die beiden letzten Arten des Genitivs, des partitiven, wozu ausser dem Genitiv bei den Adjectiven, Adverbien, Pronominibus der Zahl der des Theilhabens und der Fülle, des Stoffes und der prädicative Genitiv bei sîn und werden gehören, und des adverbialen, hat, wie bei den vorhergehenden, der Verfasser seine Beweisstellen meist dem Nibelungenliede entlehnt. Sonst sind Wolfram, Gottfried von Strassburg und Hartmann von Aue benutzt. Der Raum verbot den von Substantiven abhängigen Genitiv zu betrachten; aber auch bei diesen ist im Mhd. die freiere Construction noch weit ausgedehnt, wie u. A. in den Substantiven geistiger Begriffe, für die wir im Nhd. die Präposition gebrauchen, der Verbalsinn noch so lebendig ist, dass sie auch mit dem Genitiv verbunden werden, so bei rât, nôt (des gât mir nôt) u. s. w.

Ein Beitrag zur Würdigung unserer Volksepen. Von Dr. Kurze. Programm der Realschule I. O. zu Landeshut, 1868. 37 S. 4.

Weil Gervinus trotz der Anerkennung der Grossartigkeit der Anlage und der Charaktere die Darstellung des Nibelungenliedes dürftig, den Vortrag kalt, die Sprache trocken nennt, trotzdem aber in dem Gedichte überhaupt die rein objective Kunst der Alten findet, so warf sich der Verfasser die Frage vor: ob diese Wirkung auf die Sinne und die Phantasie denkbar sei bei der Dürftigkeit der sprachlichen Darstellung. So kam er zur Untersuchung über die plastisch objective Darstellung der Nibelungen und der Gudrun. Die Resultate dieser eingehenden Untersuchung legt er hier in geschmackvoller Form vor. Er betrachtet demnach erst die einzelnen Gegenstände, dann die Verbindung mehrerer Gegenstände zu ganzen Gemälden und Situationen, hierauf einzelne Handlungen der epischen Personen, endlich die Personen selbst und die ganze Kunst der episch-plastischen Gestalten- und Charakterzeichnung. So wird durch zahlreiche Beläge bewiesen, dass die Gegenstände ähnlich wie bei Homer schon durch einzelne Adjective sinnliche Lebendigkeit erhalten (das rothe Gold, der grüne Wald), am reichsten fliessen die veranschaulichenden Beiwörter in Kampfesscenen (tiefe Wunden, fliessendes, heisses Blut, rothes Lebensblut u. s. w.); schon das sind Beweise, dass die Gegenstände den Dichter nicht kalt gelassen haben. Bei der Verbindung mehrerer Gegenstände zeigt sich Festigkeit und Ordnung, so dass die Einbildungskraft die bloss mit einigen Strichen angelegten Umrisse selbst zu vollenden vermag (zu vergl. u. A. aus der Gudrun die Lager nach dem Kampfe auf dem Wülpensande, wo bei den leuchtenden Wachtfeuern die Feinde gegenseitig ihre Helme und Schilde sehen können; ferner

der vor Gudruns Augen sich vorbereitende Kampf; besonders aber die Scenen im Kampfe in Etzels Palast). Viele kleine sprachliche Schönheiten, so die Fülle und der Klang der Vocale, die grossartige Wirkung der Alliteration vermag die Uebersetzung nicht wiederzugeben, und wie trotz aller Verdienste gerade Simrocks Uebersetzung noch mangelhaft ist, hat der Verfasser an vielen Stellen nachgewiesen. Als Beispiel der Anschaulichkeit und Lebendigkeit und zugleich der Mannigfaltigkeit der Schilderung hebt er den Wettkampf zwischen Siegfried und Brunhilde hervor. Aehnlich wie Homer stellen unsere Volksdichter nicht die Person fertig hin, sondern lassen die Gestalt, wie sie zuletzt der Phantasie erscheint, vor unsern Augen entstehen. Weiter stellen sie auch in der Weise Homers in der äusseren Erscheinung, den Bewegungen, Handlungen, Reden der Person ihre innere Natur, ihre Stimmung, ihren Charakter überhaupt dar; durch eine einzelne sichtbare Bewegung wird nicht nur die äussere Persönlichkeit, sondern auch die momentane innere Stimmung vorgeführt, so dass die äussere Individualität sich mit der innern zu einem unzertrennlichen Ganzen verbindet. So erweckt u. A. der Dichter durch die Schilderung der Gudrun am Meeresufer das tiefste Mitleid, er wirkt auf die Empfindung, aber durch die äussere Erscheinung, indem er den Gegenstand des Mitleids in plastischer Anschaulichkeit vor uns hinstellt; und das ist Homerische Objectivität. Und auch ohne diese Personencharakterisirung wissen die Volksepen durch den deutlichen Hintergrund, durch alles, womit sie die Personen in Verbindung bringen, diese fest und tief in die Phantasie einzuprägen und die Einbildungskraft des Lesers selbst zur Gestaltenbildung zu zwingen. Wie aber die verschiedensten Gemüthsbewegungen und Charaktere, Wuth, Liebe, Freude, Hass, Rachgefühl, Rührung, Furcht, Entsetzen, Achtung, Freundschaft, Seelenschmerz, Kraftgefühl, Verachtung, Trotz u. s. w., sich im Aeussern der Personen abspiegeln, so schildern die Dichter auch objectiv durch den Eindruck, den die Personen auf Andere machen; so spiegelt sich bei Brunhildens erstem Auftreten ihre Schönheit ab durch den Eindruck, den sie auf Siegfried macht, und zwar prägt sich dieser nicht allein in Worten aus, sondern auch auf seinem Gesichte, und wird dadurch wieder der bescheidene Sinn des Helden ausgedrückt. Was die Rede betrifft, so müssen den Griechen Homers gegenüber natürlich die deutschen Helden wortkarg erscheinen, aber was sie sagen, ist doch immer noch der natürlichste Ausdruck ihres Innern. Zuletzt erwähnt der Verfasser noch des Mittels der charakterisirenden Beiwörter. Die ganze Abhandlung ist eine lobenswerthe Ehrenrettung unserer Volksepen.

Herders Auffassung der Weltgeschichte. Von Oberlehrer Dr. Albert Lüttge. Programm des Gymnasiums zu Seehausen, 1868. 20 S. 4.

Der Verfasser hat mit dieser Abhandlung Herders Bedeutung für die Geschichtschreibung in Erinnerung rufen wollen. Denn über den Schwächen seiner historischen Schriften, Mangel an scharfer Kritik, selbst Widersprüchen, der Selbstgewissheit, mit der er mitunter über wichtige Probleme abspricht, sind seine grossen Verdienste in neuerer Zeit unbeachtet geblieben. Diese sind aber der freie universale Blick, mit dem er die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Zeiten und Völker erfasst, die echt deutsche Unparteilichkeit des Urtheils, die Sicherheit im Ueberblick bestimmter Perioden die Begeisterung, mit der er an seine Arbeiten herangetreten. Er hat einen sehr bedeutenden Einfluss auf die Geschichtschreibung gehabt, und der Verfasser hat wohl gethan, daran wieder zu erinnern. Er hat aber seine

Aufgabe so behandelt, dass er Herders Anschauungen von der Geschichte im Zusammenhange darstellt, das Princip derselben untersucht, zeigt, indem er die historischen Schriften der Zeitfolge nach näher betrachtet, wie sich dieselben mit der Zeit modificirt und vertieft haben. Iselin gegenüber, der bei uns die tiefere philosophische Behandlungsart der Geschichte eingeführt hat, behauptet Herder schon in seiner Erstlingsschrift „auch eine Philosophie der Geschichte 1774“ einen bedeutenden Fortschritt. Gegen Iselin, der die ganze Vergangenheit nur als einen unselbständigen Uebergang zu der einseitig hervorgehobenen Gegenwart ansah, stellte er die menschliche Entwicklung in den einzelnen Perioden den verschiedenen Altersstufen des einzelnen Menschen an die Seite. Dann hat die Schrift darin eine besondere Bedeutung, dass sie den niedrigen Angriffen eines Voltaire gegenüber mit Begeisterung das Mittelalter vertheidigt. Im Ganzen aber stellt er sich energisch der oberflächlichen Verurtheilung historischer Erscheinungen gegenüber und fasst sinnvoll die Eigenthümlichkeiten einzelner Völker und Zeiten zusammen. Bedeutend freilich modificirt finden sich dieselben Gedanken wieder in Herders Hauptwerke, den Ideen zur Philosophie der Geschichte. Er hebt besonders den Zusammenhang der Entwicklung der Menschheit mit der Erde hervor, er will, dass jede philosophische Betrachtung der Geschichte wegen des Zusammenhanges der Erde mit dem Weltgange, vom Himmel anfange; alles auf der Erde steht in Beziehung zu einander. Innerhalb der natürlichen Bedingungen ist der Mensch zu friedlicher Geselligkeit von der Natur organisirt; so fragen wir: was führte die Menschen zu einander? Was will er überhaupt? Was ist das Ziel der Menschheit? Hier kommen wir auf den Begriff der Humanität, dann werden die einzelnen Formen der geschichtlichen Beziehungen ins Auge gefasst, die Familie, die ältesten Staaten. In der weitern Uebersicht kommt er auf den Einfluss des Papstthums auf die staatliche Entwicklung Europas; er greift es auf das Heftigste an. Dagegen hebt er ungebürlich die Araber hervor, weil er für sie ein poetisches Interesse hat. Auch die Kreuzzüge werden hart beurtheilt. Im Ganzen aber sind seine Resultate heute als Gemeingut zu betrachten. Sehr wichtig ist der von ihm aufgestellte Satz, dass in der Geschichte des Menschen und der Natur ein und dasselbe Gesetz herrschend, die Weltgeschichte Naturgeschichte sei und nicht zu untersuchen habe, was da sein könne, sondern was da sei. Der Satz: „Der Gott, den ich in der Geschichte suche, muss derselbe sein, der in der Natur ist,“ führt schon darauf, dass die Beschäftigung mit Spinoza für Herder bedeutungsvoll geworden ist; das lässt sich auch sonst nachweisen. Unsern Zusammenhang mit der Natur und die Abhängigkeit der Natur von Gott stellte Herder dar 1787 in der Schrift „Gott. Einige Gespräche über Spinoza's System.“ Aus diesen Studien lässt sich die breite naturgeschichtliche Grundlage seiner Geschichtsbetrachtung erklären. Er ist überall bedeutend, wo es gilt, den geheimnissvollen Zusammenhang des menschlichen Geistes mit der Natur nachzuweisen oder anzudeuten. Mit besonderer Vorliebe hat er sich über den Einfluss der geographischen Gestaltung eines Landes auf die Geschichte seiner Bewohner verbreitet; seine Grundsätze sind noch gültig. — Es lässt sich nicht leugnen, dass Herders Urtheil oft Unbefangenheit fehlt, dass da, wo er seinen höchsten Zweck, die Humanität, nicht verfolgt sieht, er hart urtheilt, so in der Schrift: „Tithon und Aurora“; er kommt sogar so weit, dass er das Nomadenleben gegen den Ackerbau, volksthümliche Mythologie gegen das Christenthum, die Ungebundenheit des Wilden gegen ein geordnetes Saatsleben in Schutz nimmt. Dergleichen Parodoxien dürfen uns aber nicht gegen seine Bedeutung für die Geschichtschreibung ungerecht werden lassen; und, wie gesagt, zu seiner Ehrenrettung wird die vorliegende Abhandlung beitragen.

Ueber Goethe's Tasso. Von Director Dr. W. Kieser. Programm des Gymnasiums zu Sondershausen, 1868. 27 S. 4.

Der Verfasser vorliegender Abhandlung ist durch die trefflichen Schulschriften über Göthe's Iphigenie bekannt genug. Würdig reiht sich ihnen die Abhandlung über Tasso an, von der wir nur zu wünschen haben, dass der Verfasser damit nicht seine Erklärung des Gedichts erschöpft hat. Von welcher hohen Bedeutung für die Pädagogik zunächst das Gedicht ist, setzt er in warmen Worten auseinander. Mit Recht nennt er es das herrlichste Denkmal der idealistischen Periode Goethe's, der in ihm wieder selbst ein Ideales, die Kunst in dem liebebeseelten Dichter darstellt, dem das Leben kein Leben ist, wenn er nicht sinnen und dichten kann. Hier findet sich das Merkmal des Classischen, das Kennzeichen unserer Bildung, die Congruenz von Form und Inhalt, am vollendetsten vor. Das Einzelne wird von selbst zum Allgemeinen, daher so überwiegend die Sentenzenform, die das Stoffliche vergeistigt und das Besondere in den Aether des Allgemeinen erhebt und nicht nur, weil sie blos indirekt Person und Sache berührt, der Rede Zartheit und Feinheit, sondern auch durch Erhebung des Einzelnen mehr Würde und Erhabenheit gibt. Tasso ist das idealste Drama und die duftendste Blüthe unserer ästhetischen Culturperiode und der Spiegel der feinsten, namentlich weiblichen Bildung. Besonders, sagt der Verfasser mit Recht, kann man die Merkmale ächter Bildung an der Prinzessin erkennen, den Unterschied von Bildung und Wissenschaft, die Harmonie von Verstand, Herz und Willen, den Werth edler Sitten; an ihr hebt der Dichter das ästhetische Wohlgefallen an sittlichen Handlungen als ein für wahre Bildung bedeutsames Moment hervor. Das ganze Drama also ist ein Spiegel edler feiner Bildung; darin liegt seine pädagogische Bedeutung. — Ehe er nun den Organismus des Dramas betrachtet, wendet sich der Verfasser zu der Frage: Ist Tasso ein Schauspiel oder eine Tragödie? Er entscheidet sich für das Letztere. Es will uns aber bedünken, dass die Frage eine müssige ist. Wie lassen sich die feinen Grenzlinien festhalten, die zwischen beiden Gattungen liegen sollen? Und auch wenn man die proponirte Hegelsche Definition festhält, ist es kein grosses Werk, den Tasso so zu deuten, dass er ebenso gut ein Schauspiel genannt werden könnte; uns will bedünken, als ob der Verfasser den herben Schmerz der Trennung von den Gliedern des Hofes von Ferrara zu stark betonte, dagegen die Versöhnung mit sich selbst, zu der am Schluss Tasso gelangt, nicht genug beachtete.

Shakespeare's Hamlet, für obere Gymnasialclassen erläutert von Professor Jul. Saupe. Programm des Gymnasiums zu Gera, 1868. 40 S. 4.

Die Abhandlung erfüllt ihren Zweck in vollstem Maasse. Ohne sich in Controversen einzulassen, wozu gerade der Hamlet so leicht verleiten kann, erschliesst sie in einfacher und erhebender Darstellung Primanern das Gedicht also, dass sie sowohl über keine Scene mehr zweifelhaft sind als auch die ausserordentliche Tiefe und Schönheit des Gedichts erkennen. Der Verfasser hat dazu den besten Weg eingeschlagen. Nachdem er auf der ersten Seite die alte Hamletsage vorausgeschickt, geht er gleich, nur darauf hinweisend, dass der Dichter den rohen Sagestoff, ohne den Schauplatz zu verändern, in seine Zeit heraufgerückt und so behandelt hat, dass in seiner Tragödie zwei ganz verschiedene Elemente, die sagenhafte Vergangenheit einer erloschenen Welt und die lebendige Gegenwart und Wirklichkeit der-

jenigen Welt, die den Dichter umgab, wunderbar zusammenfliessen, sofort auf unser Gedicht über, indem er Scene um Scene, mitunter aber, wo sich Fülle des Stoffes in einer Scene zusammendrängt, die Scene noch zertheilend erst den Inhalt derselben mittheilt und dann ihre Bedeutung für die Entwicklung des äussern und innern Ganges darlegt. Mag nun auch mit dieser Abhandlung die Untersuchung über dies schwierige Drama nicht abgeschlossen sein, die Auffassung des Grundgedankens und der Charakter ist sehr ansprechend, und namentlich muss auf die Anschauung von dem Charakter des Hauptthelden und der Ophelia aufmerksam gemacht werden. Nicht Hamlet allein, sein Irrthum in der Würdigung Ophelia's, auch ihre eigene Schwäche ist Schuld, dass Hamlets Verhältniss zu ihr sich so gestaltet wie es wird. Hamlet selbst aber erfährt eine vollständige Ehrenrettung; er erscheint unter der Last seiner Aufgabe fast erliegend, eben weil sie übermenschliche Anstrengungen erfordert, aber doch unverrückt, mit Aufbietung aller Kräfte sie verfolgend, so dass die Vorwürfe der Unschlüssigkeit, der Unthätigkeit, des zweckwidrigen Handelns, gar der Feigheit, die Behauptung, dass er in seiner geistigen Vollblütigkeit fortwährend von seinen eigenen Zielen abgetrieben werde, sein Wollen über seinem Denken einschlafe, er mithin ein anthropologisches Problem sei, als völlig von der Wahrheit abweichend zurückgewiesen werden. Die Consequenz in der Entwicklung dieser Ansicht macht die Abhandlung sehr schätzenswerth; es ist zu wünschen, dass sich der Leserkreis nicht auf Gymnasiasten beschränke.

Einiges über das Wesen der tragischen Dichtung Shakespeare's. Programm der Realschule zu Hagen, 1868. 15 S. 4.

Die Auffassung der tragischen Dichtung Shakespeare's, dass der Untergang der tragischen Personen vorzüglich als eine Folge und Büssung einer Schuld derselben angesehen wird, bezeichnet der Verfasser als entschieden falsch. Es wird, sagt er, damit geradezu aller edle Inhalt, der poetische Zauber der Dichtung vernichtet; er zeigt dies am Othello, der nach Kreyssigs Auffassung ganz den Charakter eines Kunstwerks verliert. Shakespeare, fährt er fort, führt uns Ideale, ideale Menschen vor. In dem Wesen des Ideals, wenn es auch die Herrlichkeit der Gattung in sich vereinigt, liegt, dass es gleichwohl eine Seite als individuelle Erscheinung der Idee hervorkehren muss. So wird es einseitig. Was die Helden Shakespeares sind, das sind sie völlig. Mit der Individualität hängt ein ganz bestimmter Egoismus zusammen; diese urkräftigen Wesen wollen nichts besonderes sein als was sie sind: Wesen mit den edelsten Gefühlen für Andere, aber auch mit den lebhaftesten Wünschen für ihr eigenes Glück und ebenso wenig bereit, diese wie jene aufzuopfern. Sie sind mitten in eine unideale Umgebung gestellt, welche in einem scharfen Gegensatz zu den idealen Gestalten gezeichnet ist. Diese Gegensätze sollen einestheils dazu dienen, das Ideale durch seinen Gegensatz zu heben, ferner durch den Streit, in den sie das Ideale mit dem Unidealen ziehen und aus dem zunächst das letztere siegreich hervorgeht, unsere Liebe zu jenem wie unsern Abscheu vor diesem zu verstärken, endlich und vor allem soll das Ideale durch den Kampf geprüft, gekräftigt, geläutert, vollendet werden. Das Ideal will sich nicht seinem Gegensatze accommodiren, deshalb geht es unter. Hamlet, meint der Verfasser, sieht sich durch seine Aufgabe seinen Vater zu rächen, zu einem Handeln bestimmt, das auf das Bestimmteste seinem Wesen widerspricht; dieser Widerspruch zwischen seiner Aufgabe und seiner Natur treibt ihn nothwendig in ein falsches Handeln hinein; da er seine Aufgabe mit dem grössten

Widerstreben ausführt, so zögert er damit von Tage zu Tage, bis er sie endlich blindlings vollbringt und den Unschuldigen statt des Schuldigen trifft. Indessen ist dagegen einzuwenden: war denn die Aufgabe in der Weise, wie Hamlet sie zu lösen hatte, so leicht, dass er sie sogleich lösen konnte; wo bot sich ihm denn gleich ein Weg, sie so, wie er glaubte sie ausführen zu müssen, auszuführen? Mit dem Tode des Polonius, meint weiter der Verfasser, verfällt nun Hamlet in wirkliche Schuld. Allein, wo tritt diese That als eine Schuld hervor? fasst sie so Hamlet? fassen sie Claudius und Hamlets Mutter so? Laertes natürlich geht uns hier nichts an. Und jene Schuld, sagt sodann der Verfasser, zieht er sich doch nur zu, indem seine edle Natur vor der unedlen Aufgabe Rache zu üben zurückweicht; er wäre nicht das zarte, reine Gemüth, das er ist, wäre er sofort der geforderten Rachethat fähig. Wie? Vor der Rache für seinen Vater, für die er ja nur lebt, weicht Hamlet zurück? die Aufgabe, die ihm die heiligste sein muss und ist, soll eine unedle sein? Er soll nicht das zarte, reine Gemüth sein, wenn er die Rache gleich vollzöge? Als das zarte, reine Gemüth muss er ja gegen die leibhaftig gewordene Sünde in Kampf treten! Und umgekehrt, wenn er weniger ein reines Gemüth wäre, müsste er länger darüber nachstudiren, wie er am vernichtendsten den Schlag der Rache ausführen könnte. In seiner weitern speciellen Beleuchtung des Hamlet hat die Vorliebe für Abstractionen ihm das Bild Hamlets ganz verblasst. Hamlet ist ihm der Mann voll Begeisterung für alles Edle, für Wahrheit, Liebe und Treue; aber sein Traumleben wird plötzlich zerrissen; die Welt tritt ihm in ihrer Gemeinheit entgegen; nur an Horatio hat Hamlet noch einige Freude, und Horatio, sagt der Verfasser, hängt mit einer gewissen Liebe an Hamlet. Was soll mit der „gewissen“ Liebe gesagt sein? Weshalb, fragt nun der Verfasser, zerstreut dieser eine wahre Mensch und Freund die düstre Stimmung nicht, die die Falschheit der Welt über Hamlet gebracht hat? Nun, antwortet er, eine vollendete Freundschaft besteht auch zwischen beiden nicht; Horatio's aufrichtigem Herzen fehlt die Fülle, die allein Hamlets idealem Verlangen genügen konnte, und so kann auch dieser ächte Römer es nicht hindern, dass für Hamlet Dänemark ein Gefängniss und die Welt ein kahles Vorgebirge ist. Aber, muss man da entgegnen, was soll denn eigentlich mit Hamlet geschehen? Soll er ins frohe Leben eingeführt werden und der Pflicht der Rache vergessen? Wie kann der wahre Freund anders als die düstere Stimmung achten, welche die erlebten Gräuel in Hamlets Seele erzeugen müssen? So sind auch im Folgenden noch Ansichten ausgesprochen, die schwerlich haltbar sind. Der Gedanke z. B., dass Hamlet vor jeder Rachethat zurückschrecke, bezeichnet ihn auch als entschiedener Pietät bar, und die Durchführung desselben macht ihn zu einem ganz undramatischen Menschen. — Ausser Hamlet hat der Verfasser auch Othello und Romeo noch näher beleuchtet; mit diesen beiden Betrachtungen kann man leichter übereinstimmen.

Herford. Hölscher.

Gymnasium met vijefjarigen Cursus te Leyden. Jaarcursus 1867—1868. Inhoud.

I. Verslag aangaande den Jaarcursus 1867—1868.

II. Verhandeling van Dr. C. A. X. G. F. Sicherer, Lorelei. Zehn Plaudereien über Holländisches und Schwäbisches. I.—V. (Leyden, 1868.) 8⁰ 116 S.

Dr. Sicherer, welcher in allen fünf Classen des Gymnasiums zu Leyden — die unterste Classe wird als die erste in den Niederlanden bezeichnet, —

Lehrer für den Unterricht in der hochdeutschen Sprache ist, bringt in sehr ansprechender Gesprächsform Mittheilungen eines Doctors aus Sachsen und einer jungen, von einem Besuche aus Holland kommenden Schwäbin, welche auf einer Rheinreise zusammentreffen, statt eines eigentlichen Programms „eine leichtere Speise", um den jüngeren Lesern „auch einmal auf diesem Wege ein Stückchen deutscher Sprache beizubringen und ihr Vaterland auch einmal in einem fremden Spiegel zu zeigen."

Es werden manche Vorurtheile, welche man gegen holländisches Wesen noch findet, bekämpft und Reiseberichte, wie diese Dr. Rohlfs und in „Ueber Land und Meer" (1867) Graf Baudissin in den „Holländischen Briefen" liefert, stark berichtiget oder es wird Manches in das rechte Licht gebracht, wie das Bild in „Ueber Land und Meer" (1867), welches das Waschen einer Strasse in einer holländischen Stadt darstellt. — Insbesondere werden in grosser Menge Eigenthümlichkeiten der holländischen Sprache vorgeführt, welche dem Hochdeutschen gegenüber treten. Es wird hervorgehoben, dass das Holländische „nicht nur eine Anzahl dem Hochdeutschen ganz fremder Wörter enthält, sondern auch viele, die, wiewohl ziemlich gleichlautend, doch, weil ganz verschiedenen Stammes, ganz verschiedener Bedeutung sind, wie z. B. das vervelen [langweilen] und verfehlen; andere, wiewohl von einerlei Herkunft und ebenfalls beinahe gleichlautend, weichen dennoch in ihrer jetzigen Bedeutung bedeutend von einander ab, wie z. B. Hochzeit und hoogtijd [Abendmahl], hässlich und hatelijk [gehässig]; andere hinwiederum laufen nebeneinander her und berühren sich nur zufällig einmal, wie z. B. unser morschen und das holländische morsen [beschmutzen, sudeln etc.]. Während unser morschen dem holländischen verrotten, d. h. verfaulen, vermodern, entspricht, ist das holländische morsen etwas ganz anderes; aber beide begegnen einander wieder in dem Ausdruck morsch todt, was im Holländischen ebenfalls morsch dood ist. Andere machen es wie wir in der Quadrille, sie gehen ein Paar Schritte weit Hand in Hand, lassen einander los und reichen die Hand einem Andern, fassen sich wieder und lassen sich wieder los u. s. w. So ist, um das erste beste Wort zu nehmen .... ziehen im Holländischen trekken; die Cigarre zieht nicht ist auch im Holländischen de Zigaar trekt niet; anziehen z. B. ein Kleid ist een Kleed aantrekken, aber sich anziehen ist nicht zich aantrekken, sondern zich ankleeden; dagegen zich eene Zaak aantrekken ist sich einer Sache annehmen, sich darum kümmern, auch etwas übel nehmen; ausziehen ist uittrekken, z. B. seinen Rock, aber ausziehen in eine andere andere Wohnung ist verhuizen, daher ist ein Auswanderer ein landverhuizer; verziehen ist vertrekken, z. B. seinen Arm, sein Gesicht verziehen ist zijn arm, zijn gezicht vertrekken; aber vertrekken bedeutet auch aufbrechen, abreisen, während unser verziehen gerade das Gegentheil, bleiben, zögern bedeutet."

Nach dem oben angegebenen Gesichtspunkte, nach welchem die Schrift zunächst für Schulen bestimmt ist, erscheint die Arbeit anziehend und belehrend.

Die ausgesprochene Hoffnung (S. 4), dass auch Erwachsene „hin und wieder ein lesenswerthes Blättchen" finden mögen, ist eine wohlberechtigte. Als belehrende Beispiele sind die Hinweisungen auf Aehnlichkeiten des Schwäbischen mit der „Umgangssprache" in Holland (S. 92) hervorzuheben, so wie auf die Unterschiede von jufvrouw, jonkvrouw, maagd, (de maagd Maria, de maagd van Orleans) (S. 81).

Einzelne Ausdrücke sind wohl auf Rechnung des Einflusses des Holländischen zu schreiben z. B. „darum lächert es mich auch immer" (S. 79) — der Landschaft „ein eigenthümliches Vorkommen verleihen" (S. 39) — „ist man . . auf der rechten Etage (des Hauses) angelandet" (S. 67). —

Möchten die übrigen „Plaudereien" bald nachfolgen.

Landeshut. A. M. Ottow.

Miscellen.

Ueber die Abstammung des Wortes Ghetto.

In der Encyklopädie von Ersch und Gruber heisst es gleich zu Anfang des Artikels Ghetto: „Die Etymologie dieses Wortes findet sich in keinem Lexikon“ — wir müssen aber hinzufügen: auch nicht in dem von Ersch und Gruber. Denn die Bemerkung: dass Ghetto wahrscheinlich korrumpirt aus italienischem Giudecca und dieser Name aus Judeaica, Judearia entstanden sei (letztere beiden sind nach Muratori die Benennungen der den Juden in Venedig und Salerno angewiesenen Stadtbezirke, schon in Urkunden vom Jahre 1090 erwähnt) — diese Bemerkung ist schon aus dem Grunde nicht haltbar, weil der Name Giudecca, der allerdings von Judaica stammt, sich nicht auf die Juden bezieht, sondern vom venezianischen Zudegà (für giudicato: gerichtet, zugesprochen) sich herleitet.

Maier (Beschreibung von Venedig, Leipzig 1789) und vor ihm schon Temanza, weisen nach, dass die Giudecca (eine noch heute existirende Insel, quasi eine Vorstadt Venedigs) im 9. Jahrhundert ein terreno aggiudicato (gerichtlich zuerkanntes Terrain) war für die Familien Barbolani, Iskoli und Selvi, welche wegen Ermordung des Dogen Pietro Tradonico (im Jahre 864) verbannt und später, begnadigt, nach der Lagunenstadt zurückgekehrt waren.

Eine auf den ersten Blick ansprechende Erklärung findet sich in Gregorovius „Figuren“ (Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien 1856). Auf Seite 103 heisst es bei Erwähnung des Ghetto in Rom unter Anderm: „Bis auf seine (Papst Paul IV.) Zeit hatten die Juden die, wenn auch nicht ausgesprochene Freiheit überall in Rom zu wohnen.“ . . . . . „Nunmehr wies ihnen der Papst nach Art der Venezianer ein streng abgesperrtes Quartier an.“ . . . . . „Man nannte es zuerst Vicus Judaeorum, dann kam der Name Ghetto dafür auf, der nicht mit der venezianischen Benennung Giudecca zusammenzuhängen scheint und wahrscheinlich aus dem talmudischen Wort Ghet gebildet ist, welches Absonderung heisst. Es war am 26. Juli 1556, als die Juden Roms in diesen Ghetto zogen.“ —

Dieser Erklärung liegt die Annahme zu Grunde: Die Benennung des Judenquartiers sei aus der Mitte der Juden in die italienische Sprache übergegangen, was unwahrscheinlich ist. Vielmehr drängt sich der Gedanke auf, dass den Juden mit der Sache auch ihr Name aufgedrängt sein durfte. Und in Wirklichkeit verhält es sich auch so, wie aus Folgendem ersichtlich wird.

Das Wort Ghetto ist venezianischen Ursprungs, denn wie ein gründ

licher Kenner der „alten braunen Stadt“ berichtet, entstand der erste Ghetto in Venedig. Der venezianische Ghetto (ein Denkmal der starken Ebbe, die im Anfange des 16. Jahrhunderts in den Begünstigungen der Juden von Seiten der Republik eintrat), liegt an dem, der Giudecca-Insel entgegengesetzten nördlichen Ende Venedigs und besteht aus zwei Theilen, eigentlich: aus zwei, durch Brücken mit einander verbundenen und von engen Gassen durchschnittenen Inseln, von denen eine Ghetto vecchio, die andere Ghetto nuovo genannt wird. Letztere, heisst es in einer Abhandlung von Tom. Temanza,* war bis ins 15. Jahrhundert ein Morast; die erste dagegen war viel früher erhöht, befestigt und der Ort der Giessereien, sowie der Sitz der betreffenden Behörde. Dieser Ort wurde deshalb Getto (d. h. Guss, Giesserei) genannt. Allmälig ward auch die andere Insel festgemacht und Häuser wurden errichtet. In der ersten Zeit dienten dieselben vielen christlichen Familien zur Wohnung, bis sie den Juden im Jahre 1516 zum ausschliesslichen und — setzen wir hinzu — auch verschliesslichen Aufenthalte angewiesen wurden. Die Benennung Ghetto ward auch auf diese neue Insel übertragen und blieb die stete Bezeichnung des Judenquartiers; eine Bezeichnung, die auch in den anderen Städten Italiens angenommen wurde.

Aristoteles, Politik 7, 2, redet über einen σκύφον περιφερόμενον, einen kreisenden becher, an dem die alten Scythen nur den hätten theil nehmen lassen, der sich im kampfe ausgezeichnet habe. Albertus Magnus in seinem grossen commentare über das werk des griechischen philosophen, Opera IV. p. 400 a, sagt zu dem ausdrucke: „scyphum circumportatum, quem Anglici Vuisheile vocant, nos autem garsel.“ Ich finde weder im mittelhochdeutschen garsel, noch im angelsächsischen wisheile; vermuthungen über die Ableitungen sind leicht. Vielleicht dass ein umsichtiger germanist den ursprung der wörter erkennt und sie durch andere beläge bestätigt. Ich wollte darauf hinweisen, weil sie sonst vermuthlich noch lange, in den riesigen folianten des deutschen polyhistors verborgen, unbeachtet bleiben werden. Uebrigens ist dieser grundgelehrte scholastiker an derartigen, beiläufigen notizen sehr reich; wer den deshalb studieren wollte, würde seine mühe belohnt finden.

Göttingen. Ludw. Stern.

Auffallende Ausdrucksweisen.

„Diese grosse Güte zu erkennen und auch selbst einst thatsächlich auszuüben, wird bei jedem Anlass die Jugend angeeifert.“ Programm. Gymnasium zu Innsbruck, 1868. S. 34.

„Fünf Schüler wurden angewiesen sich nochmals aus einem Gegenstande der mündlichen Prüfung zu unterziehen.“ Das. S. 22.

„Das Entlehnen der Bücher von den Schülern erfolgt nur mit Einflussnahme der Klassenvorstände.“ Programm. Gymnasium zu Linz, 1868. S. 36.

„Der Stenographverein betheilt zwei Schüler mit entsprechenden Geschenken.“ Das. 1868. S. 36.

„Uns war die schmerzliche Pflicht entzogen, einem so hochgeehrten Collegen mit thränenfeuchten Augen ein Lebewohl ins schönere Jenseits an dem vereinsamten Sarge zu hauchen.“ Das. S. 34.

---

*Antica pianta dell' inclità Città di Vinezia. Vinezia 1781. Pag. 70.

„Diejenigen Schüler, welche nicht nach Graz zuständig sind.“ Programm. Gymnasium zu Graz 1868. S. 57.

Goethe und Purkynje.

Das eben erfolgte Ableben des grossen österreichischen Physiologen Purkynje, so berichtet der Wiener Wanderer, erinnert uns an eine interessante Episode seines Lebens, an seine Begegnung mit Goethe, auf die er selbst sehr grosses Gewicht gelegt hat und auf die er im Gespräche sehr oft zurückzukommen liebte.

Das Ringen Deutschlands im Befreiungskriege liess Goethe bekanntlich völlig gleichgültig. Denn nachdem er im August 1813 aus Böhmen nach Weimar zurückgekehrt, widmete er sich, während dem in Deutschland die freiheitliche Bewegung hoch aufloderte, einem ernstlichen Studium des chinesischen Reiches, wobei ihm Klapproth, „ein eingefleischter Chinese,“ wie er an Knebel schrieb, sehr nützlich war (Briefwechsel mit Knebel II. 95), und zugleich beschäftigte er sich mit geognostischen Betrachtungen, sowie mit der Ordnung seiner die Zinnformation betreffenden Sammlungen.

Anfangs des Jahres 1819 bekam Goethe Purkynjes Buch „über das subjective Sehen“ zur Hand; und am 29. März dieses Jahres schreibt er an Reinhard über Purkynje: „Dieser vorzügliche Mann ergeht sich in den physiologischen Erscheinungen und führt sie durchs Psychische zum Geistreichen, so dass zuletzt das Sinnliche ins Uebersinnliche ausläuft, wohin die Phänomene, deren Sie erwähnen, wohl zu zählen sein möchten. Ich bringe in meinem nächsten Stück Naturwissenschaften einen Auszug aus Purkynje bei, mit eingeschalteten eigenen Bemerkungen, mannigfaltig betrachtend und firnissend.“ — Es war bekanntlich Goethe's Gewohnheit bedeutende Bücher zu excerpiren und mit Anmerkungen zu versehen.

Eine Probe, wie tief und liebevoll Goethe das Buch von Purkynje auffasste, geben wir im Nachstehenden. Auf Seite 170 jenes Buches schreibt Purkynje: „Zunächst diesem liesse sich behaupten, dass Gedächtniss und Einbildungskraft in den Sinnesorganen selbst thätig sind, und dass jeder Sinn sein ihm eigenthümlich zukommendes Gedächtniss und Einbildungskraft besitze, die, als einzelne begrenzte Kräfte, der allgemeinen Seelenkraft unterworfen sind.“ Dazu bemerkte Goethe: „Hier darf nun unmittelbar die höhere Betrachtung aller bildenden Kunst eintreten; man sieht deutlicher ein, was es heissen wolle, dass Dichter und alle eigentlichen Künstler geboren sein müssen. Es muss nämlich ihre innere productive Kraft jene Nachbilder, die im Organ, in der Erinnerung, in der Einbildungskraft zurückgebliebenen Idole freiwillig ohne Vorsatz und Wollen lebendig hervorthun, sie müssen sich entfalten, wachsen, sich ausdehnen und zusammenziehen, um aus flüchtigen Schemen wahrhaft gegenständliche Wesen zu werden . . . Je grösser das Talent, je entschiedener bildet sich gleich anfangs das zu producirende Bild. Man sehe Zeichnungen von Raphael und Michel Angelo, wo auf der Stelle ein strenger Umriss das, was dargestellt werden soll, vom Grunde loslöst und körperlich umfasst.“

Goethe sehnte sich ausserordentlich, den Urheber jener interessanten Schrift „über das Sehen in subjectiver Hinsicht“ kennen zu lernen. In der ersten Hälfte des Decembers 1821 kam endlich Purkynje aus Prag nach Weimar zu Goethe zum Besuch; er war eben als Professor der Physiologie nach Breslau berufen worden. Wie Goethe nach diesem persönlichen Zusammenleben urtheilte, davon giebt die folgende Stelle aus einem an Knebel am 14. December 1821 gerichteten Briefe ein denkwürdiges Zeugniss: „Merkwürdig war er mir, wie er sich aus dem Abgrunde des Pfaffthums

durch eigene Kräfte herausgehoben, sich autodidaktisch entwickelt und gebildet, dabei aber die Richtung in den Abgrund des eigenen Daseins genommen; deshalb er denn ein freiwilliges Märtyrerthum untergangen und sich an sich selbst im Einzelnen und im Ganzen zu begreifen gesucht. Ich sah ihn mit Riemer und Rehbein (Goethes Hausarzt); gar wunderlich nimmt sich ein solches Wesen unter Protestanten aus, die sich doch immer zwischen der Aussen- und Innenwelt im Gleichgewicht zu halten suchen. Ich hätte wol gewünscht, ihn einige Tage festzuhalten; die grosse Tragweite seines innern Wesens und consequenten Wirkens, seine Eigenthümlichkeit zu schauen war Vieles werth.

Die Wiener „Tagespost" berichtet über einen neu aufgetauchten Naturdichter, einen Bauerburschen Namens P. K. Rosegger aus dem Mürzthale, dem auch bereits vom Grafen Anton Auersperg Worte der Anerkennung zu Theil geworden sind. Als Probe, wie gegenständlich und naiv der Sänger aus dem Mürzthale singt, wird folgendes Gedichtchen mitgetheilt:

I bin jüngst verwich'n
Hin zau Pforra geschlichn:
„Därf ih s Diandl liabn?" —
„Untasteh di nitt, bei meina Seel,
Wann dus Diandl liabst, so kimmst in d'Höll!"

Bin ih vull Valonga
Zu da Muata ganga:
„Därf ih s Diandl liabn?"
„O mei liaba Schotz, es is' noh zfrua,
Noch fünfzehn Jahrin erst, mei liaba Bua!"

War in grossn Nöthn,
Han in Vota bein:
„Därf ih s Diandl liabn?"
„Dunners Schlangl!" schreit er in sein Zurn,
„Willst mein Steckn kostn, konnst es thuan!"

Wusst nix anzufonga,
Bin zu Herrgott gonga:
„Därf ih s Diandl liabn?"
„Ei jo freili," sogt er und hat glacht,
„Wegn an Büaberl han ih s Diandl gmacht!"

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien hat unterm 28. Mai d. J. zwei Preise ausgeschrieben, und zwar die philosophisch-historische Classe die Preisfrage: „Es ist eine Darstellung von Otfried's Syntax zu liefern." Die Classe hat dabei zunächst eine treue, sorgfältige und vollständige Bezeichnung der syntaktischen Thatsachen im Auge, welche Otfried's Evangelienbuch darbietet. Sie würde aber unter mehreren sonst gleich guten Arbeiten derjenigen den Vorzug ertheilen, welche die Eigenthümlichkeiten von Otfried's Sprachgebrauch durch Herbeiziehung der übrigen althochdeutschen Quellen scharf zu umgrenzen und durch weiteren Umblick auf verwandte Sprachen historisch zu erläutern verstünde. Der

Termin der Einsendung der Schrift ist der 31. December 1870. Der Preis von 500 fl. Oe. W. wird eventuell in der feierlichen Sitzung am 30. Mai 1871 zuerkannt. Die um den Preis werbenden Abhandlungen dürfen den Namen des Verfassers nicht enthalten und sind, wie allgemein üblich, mit einem Motto zu versehen. Jeder Abhandlung hat ein versiegelter, mit demselben Motto versehener Zettel beizuliegen, der den Namen des Verfassers enthält. Die wirklichen Mitglieder der Akademie dürfen an der Bewerbung um diesen Preis nicht theilnehmen.

Zur deutschen Grammatik.*

Als eine dem deutschen Sprachgeiste widerstrebende moderne Marotte ist zu bemerken:

e. Die Auslassung der Hilfsverba „haben“ und „sein“, auch wo sie nicht durch besondere Gründe gerechtfertigt ist. Beispiele finden sich in der Tagesliteratur sehr häufig, sind aber auch sonst nicht selten: vgl. Reisebriefe von Jul. Lessing, Nat. Zeit. Sonnabend den 3. Juli (. . . trotz der kläglichen Räume, in denen die meisten Stücke untergebracht scil. sind). Auffallend oft kehrt die eben besprochene Eigenheit u. A. wieder in einer Abhandlung über „Antiochus den Grossen“ von Dr. Wutzdorf, Görlitz 1828: Vgl. S. 39 (Nun musste aber P. Scipio, der krank geworden, nach Eläa gebracht werden, und Cn. Domitius übernahm, da der Consul nicht kriegserfahren scil. war, statt seiner die Leitung des Heeres), S. 40 (Aus dieser festen Stellung hätten ihn die Feinde, zumal da sein Heer doppelt so gross als das feindliche scil. war, nicht leicht verdrängen können). — Es versteht sich von selbst, dass nicht jede Auslassung der Art verworfen werden soll. In gewissen hinlänglich bekannten Fällen ist sie vollständig in der Ordnung, in anderen wenigstens erträglich: Vrgl. ibid. S. 40 (Da man den Feind, der so lange gar nichts gethan scil. hatte, trotz seiner Uebermacht verachtete), S. 46 (In Griechenland ging, da die Römer gegen Osten einen Schritt weiter gethan scil. hatten, das römische Protectorat allmählich in eine Hegemonie über).

Noch mehr als die ungerechtfertigte Auslassung der Hilfsverba widerstrebt dem deutschen Sprachgebrauch:

f. Die Anwendung der passivischen Construction in Fällen, wo man einen activischen Satz mit einem unbestimmten Subjecte wie „man“ oder dgl. erwartet: „Es wurde versucht, dies zu erlangen“ st. „Man versuchte dies zu erlangen.“ Dieser Gebrauch scheint in der Zeitungsliteratur sich einer wachsenden Beliebtheit zu erfreuen. Vgl. Nationalz. vom 11. Mai d. J. (Dass diese tadelnswerthen Commentare Niemand anders verdankt werden), ibid. 1. Juni (Ein ausführliches Communiqué, worin in sehr gewundenen Phrasen die Anschauung zu widerlegen gesucht wird, ibid. 9. Juli (Denn sie — die Frauen — vor Allen muss es interessiren, dass die Wiedergeburt des Dramas ihrem Geschlecht verdankt wird). Noch auffallender ist folgende Stelle aus einem Jahresbericht der Aeltesten der Kaufmannschaft zu Tilsit: „Dass von gewissen Seiten der Militarismus zur Geltung zu bringen und festzuhalten versucht wird.“ Weniger ist einzuwenden gegen solche Stellen wie Grenzbot. Jahrg. XXVIII, No. 18, S. 195 (Zweifelhafter könnte sein, was mit den Ausfällen gegen Baiern und

---

* Druckfehler-Berichtigung: Bd. XLIII, S. 469, Z. 9 von oben lies: „Nach cum Gen.“ statt „Nach im Gen.“

andre süddeutsche Staaten gewollt wird), doch würde auch hier die andere Ausdrucksweise den Vorzug verdienen.

Einen groben grammatischen Fehler enthält:

g. Die jetzt sehr häufig vorkommende Verbindung: „Darin oder hierin willigen st. darein oder hierein willigen“, „sich darin fügen oder finden“ st. sich darein fügen und finden“ oder Aehnliches.* Auch hier mögen einige Beispiele aus der Nationalz. genügen: Vgl. das Feuilleton vom 10. Juni d. J. (Da aber der König von Preussen hierin nicht willigen wollte); ibid. vom 9. Mai d. J. (Sie haben darin gewilligt); ibid. vom 27. Juli, Abendausgabe, Schreiben Waldecks an seine Wähler (Eine passivere Art der Theilnahme an der Volksvertretung als die gewohnte werden weder sie von mir wünschen, noch würde ich selbst mich darin finden können).

Landsberg a. d. W. Fr. Ad. Wagler.

In dem Juliheft der „Preussischen Jahrbücher“ findet sich ein Artikel: „Goethe und Suleika“, in welchem eine sehr merkwürdige Enthüllung über einige der schönsten und bekanntesten Gedichte des „Westöstlichen Divan“ mitgetheilt wird. In nicht anzuzweifelnder Weise wird der Nachweis geführt, dass zwei der vollendetsten Lieder des Buches „Suleika“, gerade die, welche man zu den schönsten Perlen Goethescher Lyrik zu rechnen pflegte, nicht von Goethe sind, sondern das Werk einer ihm eng befreundeten Frankfurter Dame — Marianne v. Willemer. Diese Freundin des Dichters ist bis jetzt wenig bekannt. Aus den Lebensnachrichten der Brüder Boisserée, die vor einigen Jahren veröffentlicht wurden, erfuhr man zum ersten Mal Einiges über sie; ihre Beziehungen zu Goethe treten erst in diesem Aufsatz zu Tage. Als junges Mädchen von siebzehn Jahren wurde sie einer begonnenen Theaterlaufbahn durch die Verheirathung mit einem beträchtlich älteren Manne entzogen; ihre Ehe, scheint es, war für sie nichts mehr als ein Amt pflichttreuer Pflege und Hingebung; nach dem Tode ihres Gatten selbstständig geworden, machte sie ihr Haus zum geistigen Mittelpunkt der gebildeten Frankfurter Gesellschaft, der auch von allen bedeutenden Gästen Frankfurts aufgesucht zu werden pflegte. So lernte Goethe im Jahre 1814 sie kennen; ein inniges geistiges Verhältniss knüpfte sich an, welches bis zu des Dichters Tod ununterbrochen bestand; das Denkmal desselben ist ein umfangreicher Briefwechsel; Marianne hat in ihrem Testament verfügt, dass derselbe erst zwanzig Jahre nach ihrem Tode veröffentlicht werde; bis dahin ruht er auf der Frankfurter Stadtbibliothek. Man mag sich darauf freuen, wenn dereinst dieser Schatz an das Tageslicht treten und ein neues jener wundervollen Goethe'schen Freundschaftsverhältnisse zu Frauen sich aufthun wird, welche so hell und warm strahlende Partien in dem Geistesleben des Dichters bilden. Der Briefwechsel mit Marianne v. Willemer wird vielleicht dem mit Charlotte v. Stein an Bedeutsamkeit nicht nachstehen für die späteren Jahre Goethe's. Einen Blick in das Wesen der anziehenden Frau und auf ihre Beziehung zu Goethe lässt uns vorläufig der erwähnte Aufsatz thun. Der Verfasser desselben lernte Marianne im Jahre 1849 kennen, wo sie noch immer als bejahrtes „Grossmütterchen“, wie sie sich, obgleich kinderlos, gern nennen liess, aber voll

* Bekanntlich steht „darin“ nur statt „in c. Dat.“, Niemand aber wird sagen wollen: „Ich willige in einer Sache,“ sondern nur: „Ich willige in eine Sache“, mithin muss es hier nothwendig „darein“ st. „darin“ heissen.

unverwelklicher Frische des Geistes lebte. Es scheint, sie hat nur zu wenigen Menschen über ihr Verhältniss zu Goethe gesprochen; unser Verfasser gehörte zu diesen Bevorzugten; bei wiederholtem Begegnen, in einem bis an den Tod fortgesetzten Briefwechsel gewährte sie ihm einen Einblick in diese Beziehungen, an deren Erinnerung sie selbst ein langes späteres Leben hindurch gezehrt hat. Da tritt nun namentlich der oben angedeutete Anspruch Mariannens zu Tage. Es stellt sich heraus, dass das Buch „Suleika", im westöstlichen Divan, ganz die Wiederspiegelung dieses Verhältnisses zwischen ihr und Goethe ist und erst durch diese Kenntniss sein volles Verständniss erhält. Aber mehr noch; es zeigt sich, dass Goethe eine Anzahl der eigenen Lieder Mariannens ohne weiteres, höchstens mit ganz leisen Veränderungen, in seine Sammlung aufgenommen hat und dass wir in dieser Frau eine Dichterin zu verehren haben, der Gedichte ersten Ranges gelungen sind. Der Briefwechsel wird künftig den Antheil, der ihr an dem Buche „Suleika" zukommt, wahrscheinlich völlig aufklären; einstweilen steht authentisch fest, dass zwei der herrlichsten Lieder des Divan ihr zugehören; das eine: „Was bedeutet die Bewegung? Bringt der Ostwind frohe Kunde?" das andere: „Ach, um deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich dich beneide." Wie oft haben wir die beiden unvergleichlichen Lieder gelesen und gehört, die auch durch treffliche musikalische Composition uns noch öfter als andere nahe gebracht wurden, und wir meinten den Hauch des Goethe'schen Genius ganz besonders warm in ihnen zu fühlen — nun ist es das Herz einer bisher kaum in weiteren Kreisen bekannten Frau, dem diese tiefen, innigen Laute entströmt sind. Wie wunderbare Geheimnisse ruhen doch noch allenthalben unter Schleiern, wo wir auch noch so klar zu sehen vermeinen! Doch mit diesen Zeilen sollte nur auf den höchst lobenswerthen Aufsatz selbst hingewiesen werden, der den anziehenden Gegenstand in äusserst anmuthiger Weise behandelt. Er ist mit den Buchstaben H. G. unterzeichnet; wir irren wohl nicht, wenn wir den Biographen Michelangelo's, Herman Grimm, als seinen Verfasser vermuthen.

Sprachgeschichtliches zur französischen Grammatik.

1. Auch das Neufranz. gebraucht hin und wieder das einfache que im Sinne unseres „als dass", so Toepffer, Nouv. genev.: Je sais que monsieur Jules aime les arts, il dessine lui-même avec talent; rien de plus naturel qu'il voulût voir l'ouvrage d'un homme habile. So die Originalausgaben; die auch sonst unzuverlässige Bielefelder Ausgabe macht die willkürliche Aenderung: C'est donc fort naturel qu'il voulût voir etc. Den angeführten Sprachgebrauch beobachtet u. a. auch Galland in seiner klassischen Uebersetzung von 1001 Nacht; dort sagt nämlich der Zauberer zu Aladin: Je ne demande autre chose de vous que vous m'obéissiez exactement, und Molière, Tart. III. 6 schreibt: J'aimerais mieux souffrir la peine la plus dure, qu'il eût reçu pour moi la moindre égratignure. Vgl. auch Berquin, le déserteur: C'est aussi vrai qu'il n'y a qu'un Dieu et que nous sommes pauvres. Noch ein modernes Beispiel aus dem Journal de Genève: Ce sont là des arguments qui ne sont pas sérieux. C'est ce que nous voulons chercher à démontrer, ne demandant pas mieux qu'une discussion s'engage. — Ein doppeltes que ist mir bisher nur bei Joinville begegnet, Ed. Capperonnier 1761, pag. 4: Car vraiement ie ameraie miex que un Escaut venist d'Escosse et gouvernast le peuple du Royaume bien et loialement que que tu le gouvernasse mal apertement. Sonst suchen die Schriftsteller, namentlich die modernen, lieber eine andere Wendung. Vgl. Molière, Tart.

IV, 2: Et songez qu'il vaut mieux encore qu'il en mésuse que si de l'en frustrer il faut qu'on vous accuse. J. J. Rousseau, Em. III: Jaime mieux qu'il pave les grands chemins que de faire des fleurs de porcelaine. Kühn schreibt Massillon: Qu'il (le roi) soit encore plus jaloux qu'on ne touche point aux anciennes bornes de la foi qu'à celles de la monarchie (als dass man die Grenzen der Monarchie verletze). — Il est bien plus vraisemblable que Pythagore dût ce théorême aux gymnosophistes qu'il ne l'est qu'il ait immolé cent boeufs. Voltaire. — Au reste, mon ami, j'aimerais mieux que cette pièce ne fût jamais jouée que si elle était aplatie. Beaumarchais. — Mais j'aime cent fois mieux qu'il les ignore que s'il faut que vous les lui disiez. J. J. Rousseau. — Werfen wir nach dem Bishergesagten einen vergleichenden Blick auf das Altfranz. Da wir schon bei den lat. Klassikern das blosse quam für quam ut antreffen, wie in folgenden von Kühner angeführten Citaten: Zeno perpessus est omnia potius quam conscios delendae tyrannidis indicaret. Cicero. — Depugna potius quam servias. Derselbe; — so ist es nicht zu verwundern, wenn das Altfranz. diesem Vorgange folgte. Da ferner den ältesten Sprachdenkmälern verkürzte Sätze noch gar nicht geläufig sind, kommt unser Fall sehr häufig vor. Das Rolandslied liefert eine grosse Zahl von Stellen; z. B. 2. 59 W. Müller: Asez est mielz qu'il i perdent les testes, que nus perduns clere Espaigne la bele (als dass wir verlieren). — Eine Stelle weist auch das noch ältere Eulalialied: Melz sostendreit les empedementz, qu'elle perdesse sa virginitet: (lieber würde sie alle Qualen erdulden, als dass sie ihre Jungfräulichkeit verlöre); vgl. noch die Passion du Christ aus dem X. Jahrhundert: Melz ti fura non fusses naz que me tradas per cobetad (besser wäre es für dich gewesen, dass du nicht geboren worden wärest, als dass du mich (jetzt) verrathest aus Habsucht.) Mätzner altfranz. Lieder p. 127 bemerkt zu den Versen: Jaim mieus pour li ceste paine assentir, cun tout seul jour leusse entroubliee (Lieber will ich um ihretwillen diesen Schmerz erdulden, als dass ich sie nur einen einzigen Tag vergessen hätte): „das que in cun (c'un) entspricht dem lat. quam quod (ut), es sollte also eigentlich que que stehen; in der Regel tritt jedoch diese Verdoppelung nur dann ein, wenn der Letzte der beiden zusammengezogenen Nebensätze mit ce eingeleitet wird (que ce que). Vgl. Monmerqué, th. fr. p. 239. 567. Unser Fall ist häufig."

Zum Schlusse noch eine Stelle aus dem von Brunet edirten, ursprünglichen Gargantua, für dessen Verfasser er Rabelais erklärt; c. 46: Dieu sera iuste estimateur de nostre different, lequel ie supplye plustot par mort me tollir de ceste vie et mes biens deferir devant mes yeulx que par moy viles miens en rien soit offensé. —

2. Die Grammatiker bezeichnen das altfranz. Part praes. meist kurzweg als eine Form, die keine Femininflexion besessen habe. Diez III. 247 scheint mir anzudeuten, dass das Part. praes. nur als Verbaladjectiv eine solche Form aufweise, und führt aus LRs das Beispiel an: s'eu alad criante et plurante. Zu dem der franz. Grammatik geläufigen Begriffe des Adjectif verbal scheint aber das angeführte Citat nicht zu passen; ich glaube vielmehr, man müsse criante und plurante als eigentliches Particip auffassen. Die LRs geben auch an anderen Stellen dem Part. praes. als solchem die Femininflexion, z. B. pag. 70: Les femes e les meschines vindrent encuntre le rei Saul . . . . . charolantes e juantes et chantantes que Saul ont ocis mil e David dis milie. — Umgekehrt findet sich das Adjectif verbal häufig ohne Genusflexion, so immer im Rolandslied, 949: noz espees sunt bones e trenchant; ib. 1831: les ewes curant (fliessende Wasser); 2512: clere est la noit e la lune luisant. Vgl. hiezu Mätzners altfranz. Lieder, wo ebenfalls keine Femininflexion sich zeigt, p. 31: dame vaillant, p. 15: dame entundant, p. 26: bonce riant, p. 64: la plaisant maladie, p. 56: moult est plaisant la bele. — Dagegen hat LRs. p. 93: apelerent cel lieu la Pierre departante (vocaverunt locum illum Petram dividentem). Es fällt mir nicht ein zu läug-

nen, dass die Femininflexion die Ausnahme sei und selten vorkomme; aber ebensowenig scheint sie mir ein unterscheidendes Merkmal des sog. Adjectif verbal zu sein.

3. Si nous marchons demain et qu'il fasse le même temps, je me ferai voiturer. Berquin. Das Altfranz. hat wie das Lat. nach si (wenn) bald den Indic. bald den Conjunct. und im modernen Franz. findet sich que mit folgendem Conjunctiv auch im Sinne eines bedingenden Satzes verwendet (qu'il dise un mot, je lui couperai le sifflet). Indessen vermuthe ich, dass obiger Gebrauch des Conjunctivs nach dem stellvertretenden que in der späteren Latinität einen Vorgang gehabt haben muss, obgleich es mir bisher nicht gelungen ist, Belege zu finden. Wenigstens findet er sich schon frühe im Altfranz. und zwar mit auffallender Consequenz in den Gesetzen Wilhelms des Eroberers. Man vgl. bei Bartsch altfranz. Chrestom. 39 u. fgg. (es fehlt zwar das stellvertretende que der modernen Sprache, aber das Verhältniss der Modi bleibt dasselbe): Cost est la custume en Merchenelahe: se alquens est apeled de larrecin u de roberie, e il seit pleoi de venir a justice, e il s'en fuie dedenz sun plege, si averad terme un meis etc. — ib. pag 40: si home ocist alter e il seit cunuissant e il deive faire les amendes, etc. — Si home fait plaie a altre e il deive faire les amendes, — ib. 41: Si home apeled altre de larrecin e il seit francz home e il ait onc ca veire testimonie de lealtad, — p. 42: E si alcons est apelez de muster fruisse u [illegible], e il n'ait ested en arere blasmed, etc. —

Frauenfeld, Schweiz. H. Breitinger.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

L. Geiger, der Ursprung der Sprache. (Stuttgart, Cotta.) 1 Thlr. 24 Sgr.

Lexicographie.

M. Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. (Leipzig, Hirzel.) 1 Thlr.

F. Kurschat, Wörterbuch der Littauischen Sprache. I. Lfrg. (Halle, Waisenhaus.) 25 Sgr.

Literatur.

Schuré's Geschichte des deutschen Liedes, eingeleitet von Ad. Stahr. (Berlin, Sacco.) 1 Thlr. 10 Sgr.

Weischer, P. J. de Béranger et ses chansons (Neuwied, Heuser.) 7½ Sgr.

La chanson de Roland et le Roman de Roncevaux des XII. et XIII. siècles publiés d'après les manuscrits de la bibliothèque Bodlienne à Oxford et de la Bibl. Imp. p. Francisque Michel I. v. (Paris, Didot.) 1 Thlr. 10 Sgr.

Ticknor, Hist. de la littérature espagnole. Trad. en franç. p. Magnabal. (Paris, Hachette.) 9 fr.

Hilfsbücher.

W. Hahn, Deutsche Literaturgeschichte in Tabellen. (Berlin, Besser.) 8 Sgr.

L. Rudolph, Erläuterndes Wörterbuch zu Schillers Dichterwerken. (Berlin, Nicolai). 9. Lfrg. 7½ Sgr.

H. Jesionek, Franz. Formenlehre in Tabellen. (Lindau, Ludwig.) 7½ Sgr.

J. Schulthess, Franz. Sprachlehre. (Zürich, Schulthess.) 15 Sgr.

E. Dräger, Répertoire dramatique I. et II. Série. (Berlin, Langenscheidt.) 2 Hefte. 15 Sgr.

M. Seelig, Die englische Conversationsschule. (Berlin, Cohn.) 15 Sgr.

Shakespeare's Merchant of Venice. Für den Schulgebrauch erkl. v. R. Müller. (Goslar, Schönpflug.) 6 Sgr.

W. Hey, Other fifty fables for children. (Gotha, Perthes.) 1 Thlr. 10 Sgr.



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XLV. BAND, 3. UND 4. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1869.

Inhalt.

XLV. Band, 3. u. 4. Heft.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Werther's Leiden
und der literarische Kampf um sie.

Goethe's Dichtung und Wahrheit enthält in sehr bedeutsamen Zügen eine Entstehungsgeschichte des Werther und eine Beleuchtung des Verhältnisses, worin dieses Buch zu seinem Zeitalter stand. Der Dichter bezeichnet hier im Wesentlichen die Gesichtspunkte, aus denen er sowohl die persönliche, als die literarhistorische Bedeutung seines Werkes auffasst. Er gedenkt der finsteren Stimmung, des Lebensüberdrusses, der sich damals der jüngeren Generation bemächtigt habe, und der durch den Verkehr mit der englischen Literatur zur entschiedenen Entwicklung gekommen sei. „In einem solchen Elemente", fährt er fort, „bei solcher Umgebung, bei Liebhabereien und Studien dieser Art, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von aussen zu bedeutsamen Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen, bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich in unmuthigem Uebermuth mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eigenem Belieben allenfalls verlassen zu können. Diese Gesinnung war so allgemein, dass eben Werther deswegen die grosse Wirkung that, weil er überall anschlug und das Innere eines kranken, jugendlichen Wahnes öffentlich und fasslich darstellte." Auch Goethe litt an dieser Krankheit und befreite sich von derselben nur mit schweren Anstrengungen. Er lachte sich zwar „zuletzt

selbst aus, warf alle hypochondrischen Fratzen hinweg, und beschloss zu leben. Um dies aber mit Heiterkeit thun zu können", musste er „eine dichterische Aufgabe zur Ausführung bringen, wo alles was er über diesen wichtigen Punkt empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen sollte." Den äusserlichen Stoff zu dieser Production bot ihm die tragische Geschichte Jerusalem's; innerlich drängte ihn hierzu (neben der fortwirkenden Liebe zu Charlotte Buff) die peinliche Lage, in die er durch sein Verhältniss zu Maximiliane Brentano, geb. de la Roche gerathen war. Die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes hatte den Selbstmord Jerusalem's herbeigeführt. Goethe wurde von einer ähnlichen Leidenschaft bewegt und indem er seinen Werther in der Aufregung derselben schrieb, hauchte er ihm alle die Gluth ein, „welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zulässt." Die jüngeren Freunde des Dichters wurden mächtig davon ergriffen. „Freilich war es hier abermals der Stoff, der eigentlich die Wirkung hervorbrachte, und so waren sie grade in einer der meinigen entgegengesetzten Stimmung: denn ich hatte mich durch diese Composition mehr, als durch jede andere aus einem stürmischen Elemente gerettet, auf dem ich durch eigene und fremde Schuld, durch zufällige und gewählte Lebensweise, durch Vorsatz und Uebereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben, auf die gewaltsamste Art hin und wider getrieben worden. Ich fühlte mich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei, und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir diesmal vortrefflich zu statten gekommen. Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben, so verwirrten sich meine Freunde daran, indem sie glaubten, man müsse die Wirklichkeit in Poesie verwandeln, einen solchen Roman nachspielen und sich allenfalls selbst erschiessen: und was hier im Anfange unter Wenigen vorging, ereignete sich nachher im grossen Publicum, und dieses Büchlein, was mir soviel genützt hatte, ward als höchst schädlich verrufen. Die Wirkung dieses Büchleins war gross, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige

Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich hierauf im Publicum ereignete, deshalb so mächtig, weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deswegen so gross, weil ein jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam. Man kann von dem Publicum nicht verlangen, dass es ein geistiges Werk geistig aufnehmen solle. Eigentlich ward nur der Inhalt, der Stoff beachtet, wie ich schon an meinen Freunden erfahren hatte, und daneben trat das alte Vorurtheil wieder ein, entspringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, dass es nämlich einen didaktischen Zweck haben müsse. Die wahre Darstellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch beleuchtet und belehrt sie."

Es bleibt der Biographie Goethe's überlassen, die durch den Werther vollzogene Selbstbefreiung des Dichters zu beurtheilen, sowie auch das Verhältniss des Romanes zu den oben berührten wirklichen Vorgängen ins Licht zu setzen. Was uns hier zunächst beschäftigt, ist die Einwirkung des Buches auf sein Zeitalter, und in dieser Hinsicht geben die Bemerkungen des Dichters alle zum Verständniss erforderlichen Winke.

Das jüngere Geschlecht jener Tage wurde deshalb vom Werther so mächtig ergriffen, weil dieser, und zwar gerade zur rechten Zeit, die geistige Krankheit, an der es litt, zur vollkommenen Darstellung brachte, weil er den sentimentalen Titanen das Wort aus dem Munde nahm. Goethe schüttelte mit seiner Dichtung eine wuchtige Last von seinem Herzen; das Auge ward ihm helle, und er fasste Muth zu einem neuen Leben. Anders verhielt es sich aber mit denen, die sich, in der gefährlichen Luft des Zeitalters lebend und athmend und von dessen Ideen durchdrungen, dem Werke hingaben und von seiner dichterischen Grösse und Schönheit berauscht wurden. Sie vermochten die Gestaltung vom Stoffe um so weniger zu trennen, als Goethe diesen nicht zur objectiven künstlerischen Freiheit herausgebildet, sondern das Naturdasein desselben durch die Darstellung bestätigt hatte. So lag es in dem Geiste und der Haltung des Werther selbst, dass er wohl den Dichter,

aber nicht die Leser befreien konnte, ja bei diesen nur zu leicht die entgegengesetzte Wirkung hervorrief. Der Dichter gedenkt mit klaren Worten der Verwirrungen, die das Buch hervorgerufen, des Schadens, den es gestiftet habe, und es fehlte nicht an ergänzenden Zeugnissen von anderen Seiten. Nicolai macht über die von ihm verfassten Freuden Werther's die Bemerkung: „Den grossen Talenten des Verfassers der Leiden Werther's habe ich immer Gerechtigkeit widerfahren lassen; nur den Schaden wollte ich verhüten, den sein Kunstwerk indirect veranlassen könnte und wirklich veranlasst hat, wovon ein Paar auffallende Beispiele im Europ. Magazin erzählt sind.“ Und ein Freund Tieck's schreibt: „Ich war siebzehn Jahr alt, als Werther erschien. Vier Wochen lang habe ich mich in Thränen gebadet, die ich aber nicht über die Liebe und das Schicksal des armen Werther vergoss, sondern in der Zerknirschung des Herzens, im demüthigenden Bewusstsein, dass ich nicht so dächte, nicht so sein könne, als dieser da. Ich war von der Idee befallen, wer fähig ist die Welt zu erkennen wie sie wirklich ist, müsse so denken, so sein: — sich auch das Leben nehmen? — Das haben einige gethan. Aber tausende sind innerlich zerrissen und auf lange Zeit, manche wohl auf immer, an sich selbst irre geworden und des Ankers beraubt, dessen jeder Mensch bedarf, und den er irgendwo findet, wenn er sucht.“ Solche Worte können uns nicht in Verwunderung setzen. Finden wir die Schilderung einer Gemüthskrankheit von solchen poetischen Zaubern umgeben, wie gerade im Werther, verbindet sich, ja verschmilzt das Bild dieser Krankheit mit so vielen edeln und liebenswürdigen Charakterzügen des von ihr gequälten Menschen, sehen wir in diesem die kranken und die gesunden Stoffe so gar nicht, auch durch keine Andeutung, kritisch auseinandergehalten, vertheidigt die Krankheit, die Verwirrung mit einer so feurigen, tieferschütternden Beredsamkeit das Recht ihrer eigenen Existenz, ohne von irgend einer durchdringenden Stimme auch nur einmal zurückgewiesen zu werden, treten die entgegengesetzten Ansichten besonnener Menschen durch den ganzen Farbenton der Darstellung, wie auch durch einzelne Aeusserungen in das Licht der Philisterei, und erscheint der das Ganze beschliessende Selbstmord nicht als Unnatur, als

Frevel, als letzte Consequenz einer verkehrten Gemüthsrichtung, sondern nur als Gegenstand eines klagenden, ja verklärenden Mitgefühles, — so fragt man: woher soll für den, der sich der Dichtung hingibt, und nicht stark genug ist, ihr gegenüber seine Selbständigkeit zu behaupten, woher soll für diesen die Einsicht kommen, dass die Krankheit Krankheit ist? Wird nicht vielmehr durch ein solches Buch die Krankheit eines solchen Lesers befördert und die Heilung verzögert, selbst vereitelt, ja möglicherweise die Zerstörung des Kranken herbeigeführt werden? Wir finden im Werther selbst, wie er unmittelbar wirkt, nichts, wodurch der in gleichem Leid und gleicher Schuld Befangene aufgeschreckt und zur Selbstbesinnung gebracht würde. Dass ein Mensch vom Anfang bis zum Ende ein völlig unbéfreites Leben führt, wird eben als ein natürlicher Verlauf geschildert, an dem nichts zu tadeln ist, als das Schicksal, dem er allein zur Last fallen soll.

In der durch Lebendigkeit und physiologische Feinheit ausgezeichneten, in der späteren Bearbeitung gemilderten, aber auch abgeschwächten Erzählung von Werther's letztem Besuche bei Lotten, von Albert's Rückkehr, Lottens Stimmung und der gegenseitigen Entfremdung der Gatten treten allerdings die sittlichen Widersprüche, die Werther durch seine unselige Leidenschaft herbeigeführt, tritt die durch ihn verschuldete Untergrabung, wohl gar Zerstörung eines ehelichen Glückes zu Tage. Lotte ist mit sich zerfallen; sie schwankt zwischen verbotener Liebe und Pflicht; aber die erstere scheint doch zu überwiegen und das Gewissen in ihr schon seine Stärke verloren zu haben. Um so furchtbarer muss ihr schwaches Gemüth durch Werther's Tod erschüttert werden. Er selber macht sich erst in der letzten Nacht seines Lebens, und nicht mit harten Worten, den Vorwurf, dass er sich am Freunde und an der Geliebten versündigt habe. Solche Mahnungen in den Herzen der Schuldigen klingen jedoch, wie alles, wodurch wir an die Freiheit des Bewusstseins erinnert werden, nur als leise, verlorene Töne an. Sie verhallten unter den tausend Stimmen des Mitleidens, die der Dichter mit der einfachen, aber um so gefährlicheren Schönheit seiner Sprache und Herzensmalerei in uns erweckt, in der süssen Wemuth, die, wenn man sich ihr gefangen giebt,

nur Sympathie mit dem Unglücklichen und eine tiefe, schwere Anklage gegen das Schicksal zurücklässt und keiner freien, sittlichen Betrachtung Raum gönnt. Die Muse dieser Dichtung, weit entfernt, an ihrem Helden und dessen Verirrungen — was ihr zukäme, das Gericht der tragischen Nemesis zu üben, fühlt sich geehrt, bei der Bestattung Werther's einen Zipfel seines Leichentuches zu halten. Wer sich in ihren Geist und Ton hineinlebt und ihm nicht eine befestigte Gesinnung entgegen zu setzen hat, der legt das Buch mit dem Gefühle einer unüberwindlichen, tückischen Nothwendigkeit, durch die der Mensch an seine Leidenschaften gefesselt sei und in der verkehrten, feindseligen Welt an ihnen zu Grunde gehen müsse, und zugleich in dem Wahne, dass ohne die Sättigung dieser Leidenschaften das Leben werthlos und nichtig sei, aus der Hand. Wer aber mit sittlicher Freiheit an das Buch herantritt, der wird, so lebhaft er die Gestaltungskraft, die Seelenkenntniss, die geniale Gedankenfülle, die stilistische Vortrefflichkeit und namentlich auch die warme Humanität desselben anerkennt, doch Mühe haben, eine Abneigung, ja einen Widerwillen gegen seine durchgreifende Unfreiheit zu bekämpfen, die nicht etwa nur stofflich in dem Hauptcharakter als psychologisch-künstlerische Aufgabe liegt, sondern in der ganzen Darstellung und Haltung, in dem Lebenshauche dieses Romanes webt und waltet.

Allerdings war es nicht ein objectives Kunstwerk, was Goethe in seinem Werthers schuf und schaffen wollte; er schrieb ihn nach seinem eigenen Ausdrucke „ziemlich unbewusst, einem Nachtwandler ähnlich,“ in der Absicht, dadurch von den Schmerzen seiner eigenen Leidenschaften befreit zu werden. Aber bei diesem subjectiven Selbstbefreiungsprocesse konnte er jene objective Katharsis, die wir im Sinne des Aristoteles an jeder künstlerisch-freien Darstellung der Leidenschaften fordern, so wenig vollziehen, dass wir dieselbe durch eine kritische Zersetzung des Romanes, ja durch einen kritischen Kampf mit ihm erst erobern müssen.* Des Dichters Absicht mochte,

* Zu der mangelnden Katharsis stimmt auch die von Werther durch einzelne Andeutungen ausgesprochene ästhetische Theorie. Werther

ausser dem individuellen Bedürfnisse, der Welt gegenüber die reinste und beste sein: durch eine solche Erzählung der Krankheit, wie er sie gab, konnte die Heilung nur für wenige erzielt werden, die eben mit einer tieferen Einsicht und Bildung, mit klaren und reinen sittlichen Principien über der auch ihnen nicht fremden Krankheit standen, die also durch Werther's Leiden einen neuen, sehr anregenden Stoff erhielten, über ihre eigenen nachzudenken, die gemeinsame Krankheit zu studieren, die Heilmittel, die ihnen bereits nicht fremd waren, um so eifriger aufzusuchen und die bei ihnen schon im Gange begriffene Genesung weiter zu fördern. Wie sah es aber mit der unreifen, verworrenen Jugend, mit jenen hin- und herdämmernden, in ihren sittlichen Grundsätzen unsicheren, verschrobenen und eiteln, titanisirenden Feuerköpfen der Genieperiode, wie sah es mit allen wissenschaftlich-unmündigen, mit allen innerlich schwankenden, zügellosen im Volke, mit allen unbefesigten Frauengemüthern aus, denen das Buch nicht verschlossen war, in dem sie gar manches verstehen und leider auch missverstehen konnten? Denkt man sich, ein solches Buch habe nur unterhaltend gewirkt, wirke auch heute nur unterhaltend, und lasse keine tiefere Spuren zurück? Wir machen dem Dichter keine Vor-

---

betrachtet es als die Aufgabe der Kunst, die Natur (das äussere und innere Leben) mit Wahrheit (aus der Seele der Wirklickeit heraus) zu erfassen und wiederzugeben, und diese Wahrheit kann, seiner Ansicht gemäss, durch Regeln nur zerstört werden. Er eifert nicht allein gegen die unselbständige, mechanische Anwendung der gewöhnlichen Terminologie, der gestempelten Kunstworte, gegen das „garstige wissenschaftliche Wesen" bornirter Köpfe, gegen die Beachtung willkürlicher und beschränkter Vorschriften, sondern gegen die Gesetzlichkeit und Zucht in der Kunst überhaupt. Ihm gilt nur das Gefühl, die Eingebung, das Genie, und er verlangt in der Production das ungehemmte Walten dieser natürlichen Mächte. Dass der Künstler seine Stimmungen den ewigen Gesetzen des Guten, Wahren und Schönen zu unterwerfen und dadurch zu läutern habe, sieht er nicht ein. Es erscheint ihm als Philisterei, wenn die Beurtheilung dem wilden Strome des Genie's mit Besonnenheit entgegentritt und die verheerenden Wirkungen desselben abzuwenden sucht. Er kennt jene höhere Begeisterung nicht, die aus der Bewältigung und Verklärung des Natürlichen durch die Freiheit des Gedankens und des gereinigten Gemüthes hervorgeht, wie bei Klopstock, der in einer trefflichen Stelle des Romanes gefeiert wird.

würfe, er gab der Welt ehrlich hin, was er ebenso ehrlich, mit einem Herzen voll gährender Leidenschaft, aber auch voll Menschenliebe hingeworfen hatte; dass manche Köpfe noch mehr dadurch verdreht werden könnten, als sie schon waren, das wird ihm nicht eingefallen sein; und Goethe war, als er das Buch herausgab, ein Jüngling. Machte man ihm späterhin Vorwürfe, so hatte er ein Recht, aufzufahren. Aber unsere Bedenken bleiben doch stehen.

Solche Bedenken regten sich nach der Erscheinung des Werther in Männern, die sich in ihrer Kritik auf den Standpunkt der Volkspädagogik stellten. Da sich Lessing unter ihnen befindet und sein Urtheil gerade das schärfste ist, wird man sich doch besinnen, sie ohne Weiteres als Philister abzufertigen. Man braucht, um nachtheilige Wirkungen vom Werther zu besorgen, nicht eben kleinlich zu moralisiren und zu mäkeln, sondern nur den einfachen, gesunden, allgemein anerkannten sittlichen Begriffen, der Rücksicht auf die Freiheit des menschlichen Bewusstseins, der unverfälschten Stimme des Guten und Richtigen zu folgen, wobei auch die Anforderungen unserer Natur, die Rechte unserer Leidenschaften mit Besonnenheit in Betracht gezogen werden. Gehen auch die Künste, die Wissenschaften, die praktischen Beschäftigungen, einem natürlichen Gesetz der Arbeitstheilung folgend, aus einander, so fordern wir doch, dass sie in der Bildung, im persönlichen Dasein und Leben sich vereinigen, sich verschmelzen, dass hier insbesondere der künstlerische Geschmack mit dem ethischen übereinstimme. Indem wir ein Werk der Dichtkunst, sobald es in die Oeffentlichkeit eingetreten ist, nicht mehr als das exclusive Besitzthum eines Kreises von Freunden und Kennern, sondern als das Besitzthum der Nation betrachten, verlangen wir, dass gerade die Seite desselben, die alle Menschen berührt, nämlich die ethische, rein und, wenn sie dies ist, auch nicht leicht dem Missverständnisse ausgesetzt sei.

Von diesem Gesichtspunkt aus wollen wir die Acten des über Werther's Leiden, bald nach ihrer Veröffentlichung ausgebrochenen literarischen Streites einer neuen Durchsicht unterwerfen. Eine Analyse des Streitobjectes, bei der wir die älteste Ausgabe zu Grunde legen, wird füglich vorausgehen.

Wir beleuchten zunächst die Fabel des Romanes nach ihren hervorragendsten Momenten.

Werther verliebt sich, während Albert in Geschäften verreist ist, in dessen Braut Charlotte. Seine Stimmungen wechseln zwischen Entzücken und Elend. Er liest in ihren Augen wahre Theilnahme an ihm und seinem Schicksale; er glaubt an ihre Gegenliebe und täuscht sich hierin nicht völlig. Aber niemals wird er sich unterstehen, diesen Himmel, dieses Vertrauen zu missbrauchen! So verderbt, meint er, ist sein Herz nicht, wenn auch schwach genug! Er setzt freilich hinzu: „Und ist das nicht Verderben?“ Er hat Recht! Die Schwäche seines Herzens ist die Quelle, aus der alles Verderben in diesem Romane entspringt. Werther's Empfindungen sind vorerst rein: „Sie ist mir heilig.“ Jede Begier schweigt in der Gegenwart. Aber wer steht bei dem Fortwachsen dieser Leidenschaft für die Richtung ihres Weges? Sie muss in einem Menschen, der nur den Eingebungen des Augenblickes folgt und das Wort Selbstbeherrschung gar nicht kennt, zum blindwüthenden Dämon werden. Die sinnlichen Begierden bleiben denn später, wenigstens in seinen Träumen, nicht aus. Allerdings widerrathen ihm Gewissen und Ehrgefühl, die aber im Bunde mit einer schwachen Gutmüthigkeit viel an ihrem Werthe verlieren, den Versuch, die noch Unvermählte von ihrem Bräutigam loszureissen, und dies wäre doch lange so schlimm nicht, als die fortwährende knechtische Abhängigkeit seiner Gefühle und Gedanken von einer Leidenschaft, wobei er unablässig zwischen Hoffnungslosigkeit und Hoffnung schwankt, nach Lottens Vermählung mit Albert weder im Stande ist, von ihr entfernt zu bleiben, noch die Liebe zu ihr in Freundschaft zu verwandeln, und auf diesem Wege ehebrecherische Gedanken hegt und erweckt, die den Frieden des jungen Paares untergraben und die Zerstörung des Schuldigen herbeiführen.

Noch liegt über diesem Abgrunde seines Inneren eine freundliche Hülle der Selbsttäuschung, die aber mit Albert's Rückkehr sofort zerreisst. Nun giebt sich Werther dem Humor der Verzweiflung hin. Im Gedanken an den Selbstmord hatte er schon früher Beruhigung gefunden: „So eingeschränkt er ist, hält er doch immer im Herzen das süsse Gefühl der

Freiheit, und dass er diesen Kerker verlassen kann, wenn er will." Ja dies war von jeher seine Lieblingsidee gewesen. Kein Wunder, dass er jetzt auf sie zurückkommt und sich immer fester an sie klammert. „Ja, Wilhelm, ich habe manchmal so einen Augenblick aufspringenden, erschütternden Muths, und da — wenn ich nur wüsste, wohin? ich ginge wohl." Noch schreckt ihn die Dunkelheit des jenseitigen Lebens von der That zurück; aber sittliche Bedenken hat er dabei, wie aus seiner höchst merkwürdigen und bezeichnenden Unterredung mit Albert hervorgeht, gar nicht zu überwinden; er sieht in der Befreiung durch die eigene Hand eben einen Act der Nothwendigkeit. Der Gedanke an den Selbstmord ist auch der schauerlich dumpfe Schlusston einer Stelle, worin der Unglückliche in besonders energischer Sprache seine Verzweiflung ausdrückt: Der Selbstbetrug und die Erfolglosigkeit seiner Leidenschaft ist ihm klar. Er hat kein Gebet mehr, als an die Geliebte; er sieht keine Gestalt mehr, als die ihrige, und erblickt Alles in der Welt nur im Verhältnisse zu ihr. Das macht ihm freilich manche glückliche Stunde, aber nur so lange, bis er sich wieder von ihr losreissen muss. Wenn er lange bei ihr gesessen und sich an ihr geweidet hat, wird's ihm düster vor den Augen, es fasst ihn an der Gurgel wie ein Meuchelmörder, und sein Herz schlägt wild. Und wenn nicht manchmal die Wehmuth in ihm überwiegt, und Lotte ihm den elenden Trost erlaubt, auf ihrer Hand seine Beklemmung auszuweinen, so muss er hinaus, um in den Wildnissen der Natur einige Beruhigung zu finden. „O Wilhelm! Die einsame Wohnung einer Zelle, das härne Gewand und der Stachelgürtel wären Labsale, nach denen meine Seele schmachtet. Adieu! Ich seh all dieses Elends kein Ende als das Grab."

Er fühlt endlich die Nothwendigkeit, sich zu entfernen, und er thut es heimlich, ohne Abschied. Er nimmt Albert's herzliche Freundschaft und das Bewusstsein mit, das Verhältniss zwischen den beiden Verlobten, wenigstens anscheinend, nicht getrübt zu haben.

Er lässt sich auf Zureden seiner Freunde bei einem Gesandten attachiren.

Bald nach Lottens und Albert's Vermählung, uber die er

in einem gefassten und ruhigen Tone schreibt, macht er eine Erfahrung, die seine ganze Wuth gegen die Erbärmlichkeit herrschender Vorurtheile, socialer, kaltmördender Selbstsucht entfesselt.

Werther ist an demselben Tage, wo „die noble Gesellschaft von Herren und Frauen“ abends bei dem Grafen von C., seinem Gönner, zusammenkommt, von diesem zum Mittagstische eingeladen. Er bleibt bis zur Stunde der Gesellschaft. Beim Eintreten einer hochmüthigen Adelsfamilie will er sich entfernen, wird aber durch die Erscheinung des mit ihm befreundeten Fräuleins B. festgehalten. Er stellt sich hinter ihren Stuhl und bemerkt erst nach einiger Zeit, dass sie weniger offen als sonst, nicht ohne Verlegenheit mit ihm spricht. Er will gehen, bleibt aber, um der Sache auf den Grund zu kommen. Indessen vergrössert sich die Gesellschaft. Er spricht mit einigen anwesenden Bekannten und findet sie sehr lakonisch. Der Graf zieht ihn endlich auf die Seite: „Sie wissen,“ sagt er, „unsere wunderbaren Verhältnisse, die Gesellschaft ist unzufrieden, merk ich, Sie hier zu sehen.“ Der Graf drückt seine Hände mit einer alles sagenden Empfindung. Werther geht. Das Gerücht von dieser Niederlage verbreitet sich wie ein Lauffeuer durch die kleine Stadt. Ueberall bedauert man den Gedemüthigten. Er hört, dass seine Neider triumphieren und sagen: Da sehe man, wo's mit den Uebermüthigen hinausgehe, die sich ihres bischen Kopf überhöben und glaubten, sich darum über alle Verhältnisse hinaussetzen zu dürfen, u. s. w. „Man möchte sich ein Messer ins Herz bohren,“ ruft er aus, „denn man rede von Selbständigkeit, was man will, den will ich sehen, der dulden kann, dass Schurken über ihn reden, wenn sie eine Prise über ihn haben.“ Er drückt dem Fräulein B. seine Empfindlichkeit über ihr Betragen aus, und die Art, wie sich diese mit den gesellschaftlichen Verhältnissen entschuldigt, bringt ihn vollends in Wuth. „Ich wusste,“ sagt sie, „dass die von S. und T. mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Gesellschaft zu bleiben; ich wusste, dass der Graf es nicht mit ihnen verderben darf, und jetzo der Lärm! . . . Meine Tante kennen Sie; . . . sie war gegenwärtig und hat, o, mit was für Augen hat sie das angesehen! Werther, ich habe gestern Nacht ausgestanden

und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müssen zuhören Sie herabsetzen, erniedrigen und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen." Sie fügt noch alles hinzu, was weiter „geträtscht worden, was die schlechten Kerls alle darüber triumphieren würden." Das alles muss er von Ihr, im Tone der wahrsten Theilnahme hören! „Ich war zerstört," ruft er aus, „und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, dass sich einer unterstände, mir's vorzuwerfen, dass ich ihm den Degen durch den Leib stossen könnte! Wenn ich Blut sähe, würde mir's besser werden. Ach, ich hab hundertmal ein Messer ergriffen, um diesem gedrängten Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn sie schrecklich erhitzt und aufgejagt sind, sich selbst, aus Instinkt eine Ader aufbeissen, um sich zum Athmen zu helfen. So ist mir's oft; ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freiheit schaffte."

Ein königliches Gleichniss und ein grosser, voller Ausklang dieser hochtragischen Stelle. Werther's Empörung ist vollkommen gerechtfertigt, und wir wollen sie in dem Sturm und Donner ihres Ausbruches nicht bemäkeln. Aber wir vermissen an ihm den kräftigen Halt des Selbstbewusstseins, das er einer so nichtswürdigen und erbärmlichen Gesellschaft entgegensetzen sollte; wir vermissen den gerechten Mannesstolz, ja, — in dem Vulkane seines leidenschaftlichen Gemüthes — den Gedanken an den Umsturz einer Welt, die alle Gesetze der Menchlichkeit auf den Kopf gestellt hat. Ein Mensch, wie er, mit dem Bestehenden in der Natur und in der Gesellschaft zerfallen, unfähig, die Idee einer allmäligen, fortschreitenden Entwicklung zu fassen, allem besonnenen Eingreifen in das Leben abgeneigt, — gerade ein solcher Mensch müsste, um ein Mann zu sein, durch die eben geschilderten Erlebnisse zur revolutionären Gesinnung entflammt werden. Weit entfernt aber, dass er in irgend einer Weise zur That oder nur zum Gedanken der That aufgerufen und hierdurch, wenigstens auf einige Zeit, über seine unselige Leidenschaft emporgehoben würde, dient die schwere, nach seiner Ansicht unauslöschliche Kränkung seiner Ehre, die er nicht wieder vergessen kann, nur dazu, die Seele des Un-

glücklichen noch mehr zu zerrütten; aus der Empörung erwacht er wie aus einem Traume zu einer nur erhöhten Stärke seiner leidenschaftlichen Liebe, zumal da jener Conflict sein Ausscheiden aus dem Dienste und seine baldige Rückkehr zu Lotte herbeiführt.

Goethe lässt in seinen Helden nichts eindringen, wodurch die Gedanken desselben mehr als kurze Zeit von dem Gegenstande seiner Liebe abgeleitet würden; die Unüberwindlichkeit, die zerstörende, todbringende Macht seiner Leidenschaft zieht sich als ein stetiger Faden durch das ganze Gemälde.

Da Goethe aber nicht einmal einen Versuch macht, Werther in Folge der schweren ihm widerfahrenen Kränkungen sich ermannen zu lassen, da in jener gesellschaftlichen Calamität auch nicht der Keim eines Umschlags zu finden ist, der hierdurch in der Gesinnung und Lebensrichtung Werther's herbeigeführt würde, so dürfen wir die Einführung jener Vorgänge als eine blosse und in Folge ihrer kräftigen, hinreissenden Darstellung selbst störende Episode bezeichnen, die sich nicht in und mit der leitenden Idee des Ganzen entwickelt, nicht zur Geschichte des Hauptcharakters gehört, sondern das Bild desselben nur einigermassen weiter nuancirt.

Die hier in einem Beispiele sich veranschaulichenden faulen Zustände des Staates und der bevorzugten Gesellschaft bieten uns allerdings den Schlüssel zu einem tiefen Verständnisse der Zeit und lassen die Schuld Werther's in einem bei Weitem milderen Lichte erscheinen. Wir können sagen: wo sich begabte, feurige Naturen in ein solches Gehäuse elender Verhältnisse eingesponnen sehen, sei es kaum zu verwundern, dass ihre Thatkraft verkrüppelt, verkommt und mit einer mörderischen Leidenschaftlichkeit die eigenen Lebenswurzeln angreift. Indessen zeigt sich keine Spur, dass Goethe aus diesen Zuständen eine Erklärung oder eine Entschuldigung seines Helden ableiten wollte, und wenn dies auch seine Absicht gewesen wäre, so hätte er sie nicht lebendig und gegenwärtig in dem Werke ausgedrückt. Wir finden keinen Grund, die den Helden so tief erschütternden Ereignisse für mehr als episodisch zu halten.

Werther verlangt und erhält seine Demission, begleitet

einen Fürsten auf seine Güter, dauert aber nicht lange bei ihm aus, geht weiter und — kommt wieder zu Lotte. Rettungslos eilt er nun, wie er einmal ist, seinem Verderben entgegen. Er findet jetzt, dass die Gatten nicht recht glücklich seien, dass Lotte mit ihm glücklich geworden wäre. Albert liebt sie zwar — das kann Werther sich nicht ableugnen — von ganzer Seele; er sieht aber in ihm nicht den Menschen, der alle Wünsche ihres Herzens befriedigen kann. Werther vermisst in tausend Fällen, wo sein Herz mit dem der Geliebten in Einem zusammentrifft und ihre beiderseitigen Empfindungen laut werden, bei Albert die sympathische Regung.

Werther's Phantasie wird gefährlich; böse Gedanken erwachen in ihm: „Wie, wenn Albert stürbe? Du würdest! ja, sie würde — und dann lauf ich dem Hirngespinnste nach, bis es mich an Abgründe führt, vor denen ich zurückbebe." Er drückt dies, freilich unter dem Einflusse der finstersten Melancholie, noch stärker in seinem letzten Briefe aus: „Es ist beschlossen, Lotte, ich will sterben! . . . Es ist nicht Verzweiflung, es ist Gewissheit, dass ich ausgetragen habe, und dass ich mich opfere für Dich. Ja, Lotte! warum sollt ich's verschweigen? eins von uns Dreien muss hinweg, und das will ich sein! O, meine Beste! in diesem zerrissenen Herzen ist es wüthend herumgeschlichen, oft — Deinen Mann zu ermorden! — Dich! — mich! So sei's denn!" Allmälich untergräbt er den Frieden der Ehegatten, Albert wird eifersüchtig.

Er mied, — wir lassen hier den Dichter selbst erzählen — „das Zimmer seiner Gattin, wenn Werther bei ihr war, und dieser, der es merkte, ergriff nach einigen fruchtlosen Versuchen, ganz von ihr zu lassen, die Gelegenheit, sie in solchen Stunden zu sehen, da ihr Mann von seinen Geschäften gehalten wurde. Daraus entstund neue Unzufriedenheit, die Gemüther verhetzten sich immer mehr gegen einander, bis zuletzt Albert seiner Frau mit ziemlich trockenen Worten sagte: sie möchte, wenigstens um der Leute willen, dem Umgange mit Werther eine andere Wendung geben und seine allzuöfteren Besuche abschneiden.

Ohngefähr um diese Zeit hatte sich der Entschluss, diese

Welt zu verlassen, in der Seele des armen Jungen näher bestimmt. Es war von jeher seine Lieblingsidee gewesen, mit der er sich, besonders seit der Rückkehr zu Lotte, immer getragen.

Doch sollte es keine übereilte, keine rasche That sein, er wollte mit der besten Ueberzeugung, mit der möglichsten ruhigen Entschlossenheit diesen Schritt thun."

Freilich kämpft er mit sich selbst; aber das Gewissen stellt sich kaum der Ausführung seines schrecklichen Vorhabens entgegen. Er zaudert und zagt, den Vorhang des Jenseits aufzuheben, weil er nicht weiss, was dahinter steht, und weil er von da nicht zurückkehren wird, weil es die „Eigenschaft unseres Geistes ist, da Verwirrung und Finsterniss zu ahnden, wovon wir nichts Bestimmtes wissen." Dem ewigen Richter glaubt er beruhigt entgegentreten zu können. In seinem letzten Briefe dämmert anfangs nur schwach das Bewusstsein, sich durch seine Liebe versündigt zu haben; ja er giebt sich dem Entzücken über die bei Lotte zugebrachte frevelhafte Abschiedsstunde hin. Dass er sich für diese Sünde strafen wolle, ist nur ein Gedankenspiel. Von dem Augenblicke seines Todes an hält er Lotte für die Seinige. In sentimentaler Schwärmerei will er ihr zu dem gemeinsamen Vater vorangehen, hofft er, von ihm getröstet zu werden, bis die Geliebte ihm nachfolgt, um vor Gottes Angesichte in seinen ewigen Umarmungen zu weilen. Erst am letzten Abende, in der letzten Nacht seines Lebens sagt ihm sein Gewissen mit klaren und unverfälschten Worten, dass er sich an Albert und Lotte versündigt habe.

Er glaubt, wenn wir seinen warmen Versicherungen folgen dürfen, an ein Wiedersehen. Er ruft die Sterne an: „Nein, ihr werdet nicht fallen! Der Ewige trägt euch an seinem Herzen und mich." Er dankt Gott, dass er seinen letzten Augenblicken diese Wärme, diese Kraft schenke. —

Durch die sittliche Entschlossenheit, ja Tapferkeit, zu der sich Lotte, freilich zu spät, ihm gegenüber zusammennimmt, wird seine finstere Absicht rasch zur That gezeitigt.

Er findet sie am Sonntag Abend vor Weihnachten allein. Sie fordert ihn auf, zur Christbescheerung, aber nicht eher, zu

kommen. „Ich bitte Sie," fuhr sie fort, „es ist nun einmal so; ich bitte Sie um meiner Ruhe willen; es kann nicht so bleiben. Sein Sie ein Mann! wenden Sie diese traurige Anhänglichkeit von einem Geschöpfe, das nichts thun kann, als Sie bedauern. . . . . . Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenstand all Ihrer Liebe und kehren Sie zurück und lassen Sie uns zusammen die Seeligkeit einer wahren Freundschaft geniessen." Sie wiederholt ihre Bitte, er möge nicht vor dem Weihnachtsabende kommen. Er will antworten und Albert tritt ein.

Montags frühe, den 21. December schreibt der Unglückliche einen Brief an sie, den der Dichter absatzweise einrückt. Darin kündigt Werther seinen Entschluss zum Tode an.

An demselben Tage verreist Albert in Geschäften. „Sie sass in ihrer Einsamkeit, ihr Herz ward weich, sie sah das Vergangene, fühlte all ihren Werth und ihre Liebe zu ihrem Manne, der nun statt des versprochenen Glücks anfing, das Elend ihres Lebens zu machen. Ihre Gedanken fielen auf Werther, sie schalt ihn, und konnte ihn nicht hassen. Ein geheimer Zug hatte ihn ihr vom Anfange ihrer Bekanntschaft theuer gemacht, und nun, nach so viel Zeit, nach so manchen durchlebten Situationen, musste sein Eindruck unauslöschlich in ihrem Herzen sein. Ihr gepresstes Herz machte sich endlich in Thränen Luft und ging in eine stille Melancholie über, in der sie sich je länger je tiefer verlor. Nun kommt Werther. Sie schickt nach zwei Freundinnen, die sich aber entschuldigen lassen. Darüber ward sie einige Minuten nachdenkend, bis das Gefühl ihrer Unschuld (?) sich mit einigem Stolze empörte. Sie bot Albert's Grillen Trutz, und die Reinheit ihres Herzens gab ihr eine Festigkeit, (?) dass sie nicht, wie sie anfangs vor hatte, ihr Mädchen in die Stube rief, sondern . . . sich gelassen zu Werther aufs Kanapee setzte. Ihrer Aufforderung entsprechend, liest er aus den von ihm übersetzten Ossian'schen Gesängen vor, Lottens Thränen unterbrechen ihn. „Die Bewegung Beider war fürchterlich. Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schicksale der Edlen, fühlten es zusammen, und ihre Thränen vereinigten sie." (Ihr Elend war also gemeinsam, war gegenseitige verbotene Liebe.) Sie bat ihn fortzulesen. Er las „halb

gebrochen" eine Stelle der wehmuthsvollsten Todesahnung. „Die ganze Gewalt dieser Worte fiel über den Unglücklichen. Er warf sich vor Lotte nieder in der vollen Verzweiflung, fasste ihre Hände, drückte sie in seine Augen, wider seine Stirn, und ihr schien eine Ahndung seines schrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinne verwirrten sich." Er küsste sie leidenschaftlich. „Sie riss sich auf, und in ängstlicher Verwirrung, bebend zwischen Liebe und Zorn, sagte sie: Das ist das letzte Mal, Werther! Sie sehen mich nie wieder. Und mit dem vollsten Blick der Liebe (nicht allein des Mitleidens) auf den Elenden eilte sie ins Nebenzimmer und schloss hinter sich zu.

Sie schlief in der Nacht wenig. „Wider ihren Willen fühlte sie tief in ihrer Brust das Feuer von Werther's Umarmungen, und zugleich stellten sich ihr die Tage ihrer unbefangenen Unschuld, des sorglosen Zutrauens auf sich selbst in doppelter Schöne dar." Des Morgens kehrte Albert zurück, „dessen Gegenwart ihr zum ersten Mal ganz unerträglich war." Ihr Benehmen fiel ihm auf; er fragte sie ganz trocken, „ob sonst nichts vorgefallen, ob niemand dagewesen wäre? Sie antwortete ihm stockend, Werther sei gestern eine Stunde gekommen. — Er nimmt seine Zeit gut, versetzte er und ging nach seinem Zimmer. Lotte war eine Viertelstunde allein geblieben. Die Gegenwart des Mannes, den sie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruck in ihr Herz gemacht. Sie erinnerte sich all seiner Güte, seines Edelmuths, seiner Liebe, und schalt sich, dass sie es ihm so übel gelohnt habe. Ein unbekannter Zug reizte sie, ihm zu folgen." In der weiteren Darstellung spiegelt sich die Zerrüttung der Ehe, die Werther durch sein fortwährendes Eindringen in ein fremdes Heiligthum und Lotte durch ihre Schwachheit, ja Gewissenlosigkeit verschuldet hatte. Sie wird nun einem wahren Fegefeuer von Qual übergeben.

Ein Knabe überbringt Werther's schriftliche Bitte um Albert's Pistolen zu einer Reise. Albert wendet sich ganz kalt nach ihr und fordert sie auf, dem Knaben die Pistolen zu geben. Sie ahnt das Schrecklichste, kann nichts sagen und überliefert die Todeswerkzeuge. Sie „ging in ihr Zimmer, in dem

Zustande des unaussprechlichsten Leidens. Ihr Herz weissagte ihr alle Schrecknisse."

Auf den unfreien Ausklang des Ganzen brauchen wir nicht besonders aufmerksam zu machen. —

Gehen wir nun auf Werther's Charakter und Weltanschauung näher ein.

Er findet die einzige Wurzel des Lebens in seinem Herzen. Er will es über seinen Verstand und seine Talente weit geschätzt sehen; es ist sein ganzer Stolz. Was er weiss, kann jeder wissen — sein Herz hat er allein. In ihm und nur in ihm erkennt er seinen Gebieter, und sein ganzes Denken und Leben sträubt sich gegen die Hindernisse, die der unbedingten Herrschaft desselben im Wege stehen. Wir können sagen: Die Autonomie des genialen Gemüthslebens ist der Grundgedanke, der Werther bewegt und lenkt, an dem er wie an einer Angel schwebt und sich verblutet. In seinem Herzen findet er die Quellen seines ganzen Schicksales verborgen; aber nur im natürlichen Sinne: den Gedanken an eine Verschuldung dieses Herzens lässt er kaum in sich aufkommen. Liebevoll umfasst er mit ihm eine ganze Welt, mit ihm zaubert er Paradiese um sich her, und durch jede Enttäuschung und Kränkung, die es in seiner Hingebung, in seiner Zartheit und Innigkeit erfährt, nimmt es einen neuen Keim des Todes in sich auf. In der Zuversicht und Freude der Liebe verjüngt es sich; die Hoffnungslosigkeit der Liebe ist sein Grab. So lange es hoffen, glauben und sich hingeben kann, ist es heilige, belebende, schöpferische Kraft; diese Kraft erstirbt mit der Einsicht, dass die Welt nicht nach dem Herzen gebildet ist, mit der Ueberzeugung, dass die Menschen von einer kleinlichen, lieblosen Gesinnung beherrscht werden, mit der Schärfung des Blickes für die allem Irdischen eingeborene zerstörende Gewalt und für die grellen Widersprüche des Daseins. Dieses Herz ist nun auch in seinen glücklichen Tagen eine wildbrandende Meeresfluth, deren Wogenschläge vom Kummer zur Ausschweifung, von süsser Melancholie zu verderblicher Leidenschaft herüber- und hinübergehen; und indem es sich selber zum einzigen Gesetze macht, weist es jede Belehrung, Kritik, Zucht und Selbstbezwingung von sich ab. Werther spricht mit den Wor-

ten: er halte sein Herzchen wie ein krankes Kind, all sein Wille werde ihm gestattet, das eigene Todesurtheil aus. —

Er sucht, wie alle Menschen, wie alle Geschöpfe, das Glück; er verlangt es von dem Leben, von der Vorsehung; aber er hat auch vor dem Eintritte seiner verderblichen Leidenschaft nur schwache Ahnungen, dass wir das Unserige darzuthun müssen, das Glück zu erwerben und festzuhalten, dass es ohne das Aufgebot unseres Willens nicht kommt oder doch nicht bleibt, und dass wir, um glücklich zu sein, die Ruhe und das Gleichgewicht unseres Inneren nach besten Kräften bewahren müssen. Er sagt zwar: „Die Ruhe der Seele ist ein herrlich Ding und die Freude an sich selbst;" fügt aber sogleich hinzu: „Lieber Freund, wenn nur das Ding nicht eben so zerbrechlich wäre, als es schön und kostbar ist;" und hiermit bekennt er sich zu jener Passivität, die alles vom Leben erwartet und nichts hineinlegen will, die entgegenstehenden Hindernisse nicht tapfer bekämpft, sondern die Waffen schon vor dem Kampfe streckt. Ein bischen leichteres Blut, sagt er, würde ihn zum glücklichsten Menschen unter der Sonne machen. Die Neigung zu düsteren Stimmungen ist ihm ebenso, wie die Anlage zur excentrischen Freude eingeboren; das melancholische Temperament durchkreuzt sich in ihm mit dem sanguinischen: es wäre seine Aufgabe, diese beiden durch einander im Gleichgewichte zu erhalten, und er begnügt sich damit, ihrem Wechselstreite zuzuschauen. —

Im ersten Briefe erklärt er zwar den Entschluss, nicht mehr das bischen Uebel, das dem Menschen vom Schicksal vorgelegt werde, wiederzukäuen, vielmehr das Gegenwärtige zu geniessen und das Vergangene vergangen sein zu lassen. Und späterhin äussert er in einem Gespräche: hätten wir immer ein offenes Herz, das Gute zu geniessen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, so würden wir auch Kraft genug haben, das Uebel zu ertragen, wenn es kommt. Er bezeichnet die üble Laune als eine Krankheit, gegen die ein Mittel aufgesucht werden müsse, als eine Art von Trägheit, aus der wir uns zu ermannen hätten, ja als ein Laster, weil wir dadurch das Glück anderer Menschen zerstörten. Er findet in ihr einen innern Unmuth über unsere eigene Unwürdigkeit, ein Missfallen an uns

selbst, das immer mit einem Neide verknüpft sei, der durch eine thörichte Eitelkeit aufgehetzt werde; wir sähen glückliche Menschen, die wir nicht glücklich machten, und dies fänden wir unerträglich. Er schreibt weiterhin an Albert: Er „scheint wenig üble Laune zu haben, und du weisst, das ist die Sünde, die ich ärger am Menschen hasse als alle andre.“ —

Aber diese Betrachtungen üben auf sein Inneres keinen wesentlichen Einfluss; an eine Umgestaltung desselben ist nicht zu denken; vielmehr sinkt Werther mit der furchtbaren Macht der ihn beherrschenden Liebesleidenschaft und mit der Schärfung seines Blicks für die Nachtseiten des Lebens immer tiefer in die Abgründe der Melancholie.

Er verzweifelt an seiner Kraft und an seinen Gaben; er beschwert sich darüber, dass ihm Selbstvertrauen und Genügsamkeit versagt worden seien. Beide stehen ihm zu Gebote, wenn er sie ergreifen will. Er gewinnt das Selbstvertrauen, wenn er sich in seinen Ansprüchen bescheiden lernt, wenn er das wahre Mass seiner Kräfte durch besonnene Anwendung erprobt. Ihm fehlt die rechte Zuversicht auf seine Leistungsfähigkeit, weil er sich in der Stille über die Mehrzahl der Menschen erhaben dünkt, sich aber keinen entschiedenen Versuch zur That an ihnen und an seinen eigenen Idealen gemessen hat und darum immer wieder in Haltlosigkeit und Verzagtheit zurückfallen muss. —

In ihm zeigt sich bereits jener titanische, über die Grenzen der Menschheit hinaustrebende Drang, der im Faust seinen classischen Ausdruck gefunden hat, der aber in diesem mit einer grössern Männlichkeit auftritt. —

„Dass das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist manchem schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung so ansehe, in welche die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, dass alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen

denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt — das alles, Wilhelm, macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahndung und dunkler Begier, als in Vorstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt." Der kühne faustartige Seelensturm, der hier zu brausen anfängt, lässt in Schweigen und träumendem Lächeln die Flügel sinken. Nicht sowohl Bescheidung und Demuth, als trübselige Resignation spricht aus folgenden Worten, denen aber doch die Faustische Sehnsucht nach dem Unendlichen zu Grunde liegt: „Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgott! Ermangeln ihm nicht da eben die Kräfte, wo er sie am nöthigsten braucht? Und wenn er in Freude sich aufschwingt oder im Leide versinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da wieder zu dem stumpfen, kalten Bewusstsein zurückgebracht, da er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren sehnte?" An Faust erinnert die pessimistische Weltanschauung, die Werther namentlich durch den tragischen Umschwung seines Inneren aus der hypochondrisch grübelnden Beobachtung der Natur schöpft.

Wir hören in diesem Romane trostlose Worte über das Schicksal der Menschen und aller Creaturen, wir fühlen dadurch Stimmungen nach, die gar keine Frische des Strebens, gar kein Selbstvertrauen, keine Thatkraft und keinen Muth aufkommen lassen, die den Willen mit einer bleiernen Schwere niederzwingen, und das Herz einem düstern Fatalismus überantworten: „Es geht mir nicht allein so. Alle Menschen werden in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihren Erwartungen betrogen. Ja, es wird mir gewiss, Lieber! gewiss und immer gewisser, dass an dem Dasein eines Geschöpfs so wenig gelegen ist, ganz wenig." Die stärksten Aussprüche dieser Art knüpfen sich an Werther's Naturbetrachtung.

Er sucht und findet, bevor ihn seine tragische Liebe gefesselt hat, in der Natur sein Lebenselement; sie beruhigt, beglückt, beseligt ihn, sie versetzt ihn geradezu in einem Taumel des Enthusiasmus. „Mein Freund — aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Herrlichkeit dieser

Erscheinungen." Er nennt sich den Sohn, den Freund, den Geliebten der Natur.

Seine Liebe zu ihr ist vorwaltend idyllisch. Es ist von jeher seine Art, sich anzubauen, sich an irgend einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuschlagen und da mit aller Einschränkung zu herbergen. Er hat ein solches Plätzchen auch in Wahlheim gefunden. Es ist nichts, was ihn so mit einer stillen, wahren Empfindung ausfüllte, als die homerischen Züge patriarchalischen Lebens, die er ohne Affectation auf das seinige übertragen kann. Wie wohl ist's ihm, dass er die simpel, harmlose Wonne „des stilllebenden Menschen zu fühlen vermag." —

Aber er bringt auch den erhabenen Erscheinungen und dem weiten, unendlichen Gesammtleben der Natur ein offenes Auge und einen grossen Sinn entgegen, und er hat in seiner ruhigeren Zeit Momente, wo er diese Eindrücke mit reiner Freude und mit frommen Gefühlen, freilich mit einer Anwandlung des Faustischen Titanismus, in sich aufnimmt:

„Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuss betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubs, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft hab ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt." —

Doch an die kühnen Flügel der Begeisterung, womit er sich aufschwang, heftet sich jene finstergrübelnde Beobachtung, die, unter der Einwirkung seines überfeinen, verwöhnten Herzens, seiner haltlosen Grundsätze und vor allem seiner unglücklichen Leidenschaft immer weiter um sich greift und ihm endlich die schöne, durch seine liebevolle Phantasie verklärte Welt in eine Stätte des Elendes und der Vernichtung umschafft.

„Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offnen

Grabes. Kannst du sagen: das ist! Da alles vorübergeht? Da alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in dem Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird! Da ist kein Augenblick, der nicht Dich verzehrte und die Deinigen um Dich her, kein Augenblick, da Du nicht ein Zerstörer bist, sein musst; der harmloseste Spaziergang kostet tausend, tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fusstritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine Welt in ein schmähliches Grab! Ha! nicht die grosse, seltene Noth der Welt, die Fluthen, die eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die im All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstet, Himmel und Erde und all die webenden Kräfte um mich her; ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer."

Werther ist hiermit auf dem Wege, dem religiösen Glauben zu entsagen; er kommt aber auf diesem Gebiete zu keiner Entscheidung: er kann, besonders in den Augenblicken, wo er dem selbstgewählten Tode entgegengeht, den Gedanken Gottes nicht aus seinem Inneren entfernen; er kann ihn aber auch nicht festhalten und mit seinen Ideen und Gefühlen in einen lebendigen Zusammenhang bringen. Er ist im Grunde ein religiöser Zweifler, der aber von unbestimmten Gefühlen hin- und hergezogen wird und der Klarheit des Denkers aus dem Wege geht. Schon oben hörten wir ihn sagen, dass alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens — wobei er gewiss namentlich die Fragen des Glaubens im Auge hat — nur eine träumende Resignation sei, u. s. w.

Er hatte früher eine lebendige Religiösität in seinem Herzen getragen, wie unter anderem aus diesen Worten hervorgeht: „Aber ach! ich fühl's, Gott giebt Regen und Sonnenschein nicht unserm ungestümen Bitten, und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren sie so selig? als

weil ich mit Geduld seinen Geist erwartete und die Wonne, die er über mich ausgoss, mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufnahm!" Es ist die wild aufgeregte Leidenschaftlichkeit seines Gemüthes, wodurch sein beseligendes Verhältniss zu dem Regierer der Welt gestört wird. Aber der Glaube dauerte in ihm fort, wenn auch mehr in der Phantasie und in nachwirkenden Erinnerungen, als im sittlichen Gemüthsleben und in der Klarheit des Denkens. Er bezeichnet Gott als den Vater, den er nicht kenne, der sonst seine ganze Seele gefüllt und nun sein Angesicht von ihm gewendet habe. Er bittet Gott, ihn zu sich zu rufen, nicht länger zu schweigen, und versichert ihn, durch sein Schweigen werde er diese durstende Seele nicht aufhalten. Er bittet ihn mit sehr herzlichen Worten, ihm nicht zu zürnen, dass er die Wanderschaft abbreche, die er nach seinem Willen länger aushalten sollte. „Mir ist nur wohl wo du bist, und vor deinem Angesichte will ich leiden und geniessen. — Und du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von dir weisen?" Er glaubt an Wiedersehen wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil ihm der Gedanke an eine ewige Trennung von der Geliebten unerträglich ist.

Werther's Stellung zum Christenthum ist eine sehr schwankende. Mit bitterem Spotte beklagt er sich über die Frau des neuen Pfarrers, die sich in die Untersuchung des Kanons verliere, Kannikot, Semler und Michaelis gegeneinander abwiege, gar viel an der neumodischen, moralisch kritischen Reformation des Christenthumes arbeite und über Lavater's Schwärmereien die Achseln zucke. Er eifert also für den unmittelbaren, prophetischen Geist der heiligen Schriften gegen den kalten Geist der Untersuchung, der ihren Ursprung und ihre historische Glaubwürdigkeit prüfte, gegen die trocken-verständige Auffassung einer Ideenwelt, die aus der höchsten Begeisterung geflossen ist und nicht ohne diese ergriffen werden kann, gegen die moralisirende Verflachung einer auf die durchgreifende Heilung, Läuterung und Verklärung der Menschennatur gerichteten Lehre. Er verficht den religiösen Genius, ohne im Verhältniss zum positiven Christenthume aus einer unbestimmten Allgemeinheit herauszutreten, die sich in der Versicherung ausdrückt: er verliere überall das,

wovon Jedermann so wenig wisse als er, nicht gern ein Wort. Er ehrt die Religion als den Stab manches Ermatteten, als die Erquickung manches Verschmachtenden, bezweifelt aber, dass sie dies einem jeden, auch ihm sein könne und müsse. In der grossen Welt findet er Tausende, denen sie es nicht war, vermuthet er Tausende, denen sie es nicht sein wird. In tiefsinniger Schwärmerei, in romantischer Vermischung christlicher und subjectiver Elemente fährt er fort: „Sagt nicht selbst der Sohn Gottes, dass die um ihn sein würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? Wenn mich der Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt!“ Es folgt dann eine grosse, schwungvolle Stelle, die mit den Worten anhebt: „Was ist's anders als Menschenschicksal, sein Mass auszuleiden, seinen Becher auszutrinken?“ Er hat ein tiefes Gefühl, so zu sagen: eine tiefe Religion für die Religion anderer Menschen, ohne sie selbst zu besitzen, und vertheidigt solche erquickende Glaubensformen, die er doch eigentlich als Aberglauben betrachtet, mit Wärme.

Zu dieser romantischen Schwebereligion gesellt sich bei ihm ein unruhiger, willkürlicher Geist des sittlichen Individualismus und eine gefährliche Casuistik des Herzens, wie namentlich aus der Unterredung hervorgeht, die er mit Albert über den Selbstmord führt. —

Albert erklärt eine solche Handlung für thöricht und wendet sich von dem blossen Gedanken mit Widerwillen ab. Werther tadelt die Menschen, die eine Sache gleich als thöricht oder klug, als gut oder böse bezeichnen, und meint, sie würden nicht so eilfertig urtheilen, wenn sie die inneren Verhältnisse einer Handlung erforscht hätten, wenn sie mit Bestimmtheit die Ursachen, warum sie geschehen, warum sie mit Nothwendigkeit geschehen, zu entwickeln vermöchten. Albert entgegnet, er werde ihm zugeben, dass gewisse Handlungen, aus welchem Beweggrunde sie auch immer entsprungen seien, lasterhaft bleiben. Werther räumt dies mit Achselzucken ein, will aber einige Ausnahmen zugestanden haben. Er legt Beispiele vor, gegen die sich nichts Wesentliches einwenden lässt: er fügt einen Ausfall auf die bürgerliche Gesetzgebung hinzu: „Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren

und halten ihre Strafe zurück." Albert leitet diese Nachsicht aus dem Grunde ab, dass ein Mensch, den seine Leidenschaften hinreissen, als ein Trunkener, als ein Wahnsinniger betrachtet werde. Werther eifert gegen die vernünftigen sittlichen Menschen, die ohne Theilnahme den Verirrungen ihrer Brüder zusehen, den Trinker schelten, den Unsinnigen verabscheuen, vorbeigehen wie der Priester, und Gott danken wie der Pharisäer, dass er sie nicht gemacht hat wie einen von diesen. Hier spricht Werther im Ganzen aus einem berechtigten, edeln, echtmenschlichen Gefühle, aus wahrer Bescheidenheit, Demuth und Liebe, die in dem Roman mehrfach einen beredten Ausdruck findet. Um so weniger können wir seinen nachfolgenden Worten beipflichten: „Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, und meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinne, und beides reut mich nicht." Er gestattet hier den natürlichen Regungen des Herzens eine unbegrenzte Macht; ja er nimmt selbst die daraus entstehende völlige Unfreiheit in Schutz. Die nothwendige Läuterung des natürlichen Menschen, die Pflicht der Selbstbezwingung lässt er ganz und gar ausser Acht. Gefährlich ist die Stütze, die er für seine Denkungsart an einem halbwahren Grunde findet:

„Denn ich habe in meinem Masse begreifen lernen, wie man alle ausserordentlichen Menschen, die etwas Grosses, etwas Unmöglichscheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien müsste." Der Gedanke, dass grosse Wirkungen nicht ohne mächtige Leidenschaft zu Stande kommen, dass mit genialen Naturen das unbeschränkte Walten einer gewissen *μανία* verbunden, dass dieselben einem besonderen Gesetze unterworfen seien, liegt hier sehr nahe. Werther greift übrigens jene Gesinnung, die auch im gemeinen Leben eine halbwegs freie, edle, unerwartete That für Trunkenheit und Wahnsinn erklärt, mit gerechter Entrüstung an; der gefühllosen Nüchternheit darf eine begeisterte Seele gelegentlich einen Peitschenhieb versetzen.

Das Gespräch wendet sich insbesondere wieder dem Selbstmorde zu.

Werther sagt, nachdem er die Bemerkung Albert's: der Selbstmord sei nicht mit grossen Handlungen zu vergleichen,

sondern nur für eine Schwäche zu halten, abgelehnt hat: „Die menschliche Natur . . . hat ihre Grenzen: sie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad vertragen, und geht zu Grunde, sobald der überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist? sondern ob er das Mass seines Leidens ausdauern kann? es mag nun moralisch oder physikalisch sein, und ich finde es ebenso wunderbar, zu sagen, der Mensch ist feig, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt . . . Sieh den Menschen in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen sich bei ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt und ihn zu Grunde richtet. Vergebens, dass der gelassene, vernünftige Mensch den Zustand des Unglücklichen übersieht, vergebens, dass er ihm zuredet! Eben als wie ein Gesunder, der am Bette des Kranken steht, ihm von seinen Kräften nicht das Geringste einflössen kann . . . Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widersprechenden Kräfte, und der Mensch muss sterben . . . Der Mensch ist Mensch, und das bischen Verstand, das einer haben mag, kommt nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wüthet und die Grenzen der Menschheit einen drängen."

Dass der Selbstmord zur Nothwendigkeit werden könne, wird hier nicht einfach als möglich, selbst als wahrscheinlich gesetzt, sondern mit eindringlicher feuriger Beredsamkeit hervorgehoben. Solche Fälle werden nicht als Ausnahmezustände im Gebiete der sittlichen Freiheit beklagt, sondern ganz in der Ordnung gefunden und mit den natürlichen Vorgängen der Krankheit zusammengestellt. Die Nöthigung zu einer That, gegen die eben so wohl unser Naturgefühl, als unser Gewissen Einspruch erhebt, wird nicht etwa in realen, von aussen herantretenden Leiden, wie in einer schrecklichen, unerträglichen Krankheit, in der Armuth und ihrem Gefolge von Sorgen und Hunger, in tödtlicher Ehrenverletzung, die nach menschlicher Einsicht nicht mehr gut zu machen ist, in der Verzweiflung bösen Gewissens, kurz in allen den Fällen nicht gesucht, wo

das Urtheil jedes fühlenden Menschen sich vor der Anklage gegen den Selbstmörder scheut und ihn nur mit den Regungen des Mitleidens betrachtet, sondern in den Fällen, wo die Leidenschaft nicht zu ihrem Ziele gelangt, wo der Mensch das erwünschte Mass von Glück nicht erreicht, wohl aber die Kraft in sich finden könnte, solches zu entbehren oder seinen Verlust zu verschmerzen. Dies gilt namentlich von der Leidenschaft, die Werther unglücklich macht. Es liegt im Bereiche der Möglichkeit, er kann von Lotte, von ihrem Bilde sich losreissen und sein Glück in einer anderen Liebe finden; und selbst wenn er es da nicht finden sollte, wäre ihm noch nicht jede Quelle des Glückes verschlossen. Am wenigsten darf ein Mann es zum Wahnsinn aus Liebe kommen lassen; und wenn ihn ein solcher bis zu dem Grade bewältigt, dass er sein Leben von sich wirft, verdient er nicht unsere Bewunderung, sondern erregt unsern Widerwillen. Indem der Dichter einem nach dieser Seite kranken Zeitalter und einer unreifen Jugend gegenüber Bewunderung und keinen Widerwillen ausdrückte, musste er durch seine Darstellung schaden.

Fragen wir nun, wie sich Werther mit der so eben beleuchteten Gesinnung zum Leben und zu den Menschen verhalte, so heben wir vor allem die Zartheit und Innigkeit seines liebevollen Gemüthes, die Tiefe seines Mitgefühls heraus. Seine Herzensgüte erkennen wir namentlich an der Liebe, die er den geringen Leuten und besonders den Kindern entgegenbringt und ebenso in denselben erregt. Unschuld, Naivität und Anspruchslosigkeit bezaubern ihn. Wenn seine Sinne gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfes, das in glücklicher Gelassenheit so den engen Kreis seines Daseins ausgeht, von einem Tage zum andern sich durchficht, die Blätter abfallen sieht und dabei nichts denkt, als dass der Winter kommt. Wie schön sagt er von den Kindern: „Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich so zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinne alle die Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Muthwillen allen künftigen Humor und

die Leichtigkeit, über alle Gefahren der Welt hinzuschlüpfen, erblicke, alles so unverdorben, so ganz! — immer, immer wiederhole ich die goldnen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen! Und nun, mein Bester, sie, die unsers Gleichen sind, die wir als unsere Muster ansehen sollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie sollen keinen Willen haben!" u. s. w. Er meint an einer andern Stelle:

„Wir sollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichsten macht, wenn er uns im freundlichen Wahn so hintaumeln lässt." Ein echt Wertherischer Ausspruch!

Seine Urtheile über die ihn umgebende Gesellschaft lauten im Anfange ziemlich milde. Er findet, dass Missverständnisse und Trägheit vielleicht mehr Irrungen herbeiführen, als List und Bosheit, wenigstens, dass die beiden letzteren gewiss seltener vorkommen. Es mögen ihn der Menschen so viele und hängen sich an ihn, und immer thut es ihm wehe, dass er nur so eine kleine Strecke mit ihnen geht. Er bemerkt in seinem neuen Wohnorte, wie überall, dass die meisten hauptsächlich auf die Erhaltung ihrer Existenz bedacht sind und die geringe, ihnen übrig gelassene Freiheit nicht vertragen können. Er findet diese Menschen recht gut, beklagt sich aber, dass er viele in ihm ruhende Kräfte sorgfältig vor ihnen verbergen muss. „Missverstanden zu werden ist das Schicksal von unser einem. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den andern versteht," sagt er später. Und noch später bricht sein Herz mit einer titanischen Verzweiflung in die Worte aus: „Ich möchte mir oft die Brust zerreissen und das Gehirn einstossen, dass man einander so wenig sein kann. Ach, die Liebe und Freude und Wärme und Wonne, die ich nicht hinzu bringe, wird mir der andre nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit werde ich den andern nicht beglücken, der kalt und kraftlos vor mir steht." Um so höher schätzt er das Glück, eine grosse Seele zu finden, die sich gegen ihn öffnet. Vor einem Briefe des Ministers kniet er nieder und betet den hohen, edeln, weisen Sinn desselben an.

Im Ganzen trägt er aber späterhin das Bild der Gesell-

schaft mit unauslöschlichen Farben auf und spart nicht die stärksten Worte, um seine Verachtung, seinen Widerwillen, seine Empörung auszudrücken. „Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man ist, andre nach sich zu berechnen. Und weil ich so viel mit mir selbst zu thun habe, und dieses Herz und Sinn so stürmisch ist — ach, ich lasse gerne die andern ihres Pfads gehen, wenn sie mich nur auch könnten gehen lassen.“ Aber das können sie nicht, und er kann sich ihnen gegenüber nicht gleichgiltig verhalten. Die Welt regt ihn, und er regt die Welt immer aufs neue zum Widerspruche auf. Mit dem Ideale der Menschlichkeit im Herzen kann er die Wirklichkeit nicht ertragen; er bäumt sich dagegen auf; aber er zerstört mit seinem Ingrimme nur sich selbst, da er nach zwei Dingen nichts fragt: einmal aus der inneren Aufregung zur That überzugehen und die Menschen und Verhältnisse, soweit seine Kräfte reichen, zu bessern, und sodann — was die Hauptsache wäre — die bessernde Hand an sich selber zu legen. Da er an beides nicht denkt, muss er in sich selbst verkohlen und verglimmen.

Die Ausbrüche seines Zornes sind für die Zustände der damaligen Gesellschaft und für den Sinn und Geist der Sturm- und Drangperiode charakteristisch: „Darüber hätte ich ihn gern ausgeprügelt, denn weiter ist mit den Kerls nicht zu raisonnieren. Und das glänzende Elend, die Langeweile unter dem garstigen Volke, das sich hier nebeneinander sieht! Die Rangsucht unter ihnen, wie sie nur wachen und aufpassen, einander ein Schrittchen abzugewinnen; die elendesten, erbärmlichsten Leidenschaften, ganz ohne Röckchen. Was das für Menschen sind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie sie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tische sich einschieben wollen! Wenn Sie mich sehen, meine Beste, in dem Schwall von Zerstreuung! wie ausgetrocknet meine Sinne werden; nicht Einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht eine selige thränenreiche Stunde! nichts! nichts! ich stehe wie vor einem Raritätenkasten und sehe die Männchen und Gäulchen vor mir heranrücken und frage mich oft, ob's nicht optischer Betrug ist. Ich spiele mit, vielmehr ich werde gespielt

wie eine Marionette und fasse manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudere zurück." Dass die ihm theueren Nussbäume eines Pfarrhofes abgehauen worden sind, macht ihn wüthend: „Man möchte sich dem Teufel ergeben, Wilhelm, über all die Hunde, die Gott auf Erden duldet, ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was drauf noch was werth ist. Abgehauen! Ich möchte rasend werden, ich könnte den Hund ermorden, der den ersten Hieb dran that. Ich, der ich könnte mich vertrauern, wo so ein paar Bäume in meinem Hofe stünden und einer davon stürbe vor Alter ab, ich müsste so zusehn. Lieber Schatz, eines ist doch dabei! Was Menschengefühl ist! Das ganze Dorf murrt." Er findet einen Trost in dem gesunden Gefühl des Volkes wie ihn denn sein Zutrauen, seine Liebe zu den Armen, Geringen und Gedrückten besonders ehrt.

Ein thätiges Miteingreifen in die Entwicklung der Gesellschaft und des Staates wäre vorzüglich dazu geeignet, das Misstrauen, die Abneigung, den Hass, den er gegen die bestehenden Verhältnisse und gegen den in seiner Umgebung herrschenden Geist hegt, zu mildern und überhaupt seine innere Unruhe zu besänftigen. Aber sein Unglück ist ein geschäftiger Müssiggang, zu dem er von vornherein hinneigt und der begreiflicher Weise durch seine unglückliche Leidenschaft genährt wird. Er schreibt: „Meine Mutter möchte mich gern in Activität haben, sagst Du: das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch activ? und ist im Grund nicht einerlei, ob ich Erbsen zähle oder Linsen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Kerl, der um anderer willen, ohne dass es seine eigene Leidenschaft ist, sich um Geld oder Ehre oder sonst was arbeitet, ist immer ein Thor." Er nennt es selber ein Unglück, dass alle seine thätigen Kräfte zu einer unruhigen Lässigkeit verstimmt sind, dass er weder müssig sein, noch etwas thun kann, dass er keinen Sinn für die Natur mehr hat und dass ihn die Bücher „anspeien". „Wenn wir uns selbst fehlen," setzt er hinzu, „fehlt uns doch alles". Da er sich selbst verloren hat, warum sucht er sich nicht wieder; warum sucht er sich nicht da, wo er sich zu allererst wiederfinden und

seiner zerstörenden Leidenschaft, wenigstens zeitweise, vergessen könnte: in den Lehren der Wissenschaft, in der verständigen Betrachtung des Lebens, in der Einwirkung auf Andere, in der Vollbringung eines redlichen Tagewerks? Er lässt vielmehr Tage, Wochen, Monate in einem jämmerlichen Nichtsthun verlaufen, nährt als Geistesaristokrat den Geier, der an seiner Leber frisst, und — die Anderen mögen sich hinterm Pult, in der Werkstatt, auf dem Felde für ihn abschwitzen! Dass er sich nicht gerne subordiniert, ist unter den obwaltenden Verhältnissen sehr begreiflich; aber wer hätte nicht, wenn er sich an den Aufgaben der Gesellschaft betheiligen will, mit Quälereien zu kämpfen; und wie mancher Ehrenmann muss in der Pflichterfüllung solche ertragen? Nachdem Werther sich endlich dazu verstanden hat, eine Stelle bei der Gesandtschaft anzunehmen, erscheint es ihm als das Beste, „dass es zu thun genug giebt.“ Aber der viele Verdruss, den ihm der Gesandte macht, verekelt ihm seinen Berufskreis sehr bald. „Und daran seid ihr alle Schuld, die ihr mich in das Joch geschwatzt und mir so viel von Activität vorgesungen habt. Activität! Wenn nicht der mehr thut, der Kartoffeln steckt und in die Stadt reitet, sein Korn zu verkaufen, als ich, so will ich zehn Jahre noch mich auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeschmiedet bin.“

Dass es ihm ursprünglich an dem Drange zur That nicht fehlt, erkennen wir aus dem, was er von den Ermahnungen des wohlwollenden Ministers berichtet: „Wie er meine allzugrosse Empfindlichkeit zurecht weist, wie er meine überspannten Ideen von Wirksamkeit, von Einfluss auf andre, von Durchdringen in Geschäften als jugendlichen guten Muth zwar ehrt, sie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten sucht, wo sie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung thun können.“ Die nämliche Unerschrockenheit, womit er denselben Minister dem Gesandten gegenüber vertheidigt, kann ihm nur zum Ruhme gereichen. Dass ihn die oben erwähnte schwere Kränkung bestimmt, seine Demission zu nehmen und und die Stätte seiner bisherigen Wirksamkeit zu verlassen, ist ganz und gar in der Ordnung. Aber dass er sich nach keinem anderen Berufe umsieht, ist eine

Schuld gegen sich selbst, die sich auch bald genug an ihm rächt. —

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, eine möglichst vollständige Musterung der über Goethe's genialen Roman erschienenen Kritiken in der Art zu halten, wie es Düntzer mit grosser Sorgfalt, wenn auch nicht immer in Uebereinstimmung mit unseren Ansichten in dem „Studium zu Goethe's Werken" gethan hat. Indem wir auf diese verdienstvolle Schrift hinweisen, achten wir besonders auf die Stimmen, die sich mit der ethischen und pädagogischen Bedeutung des Werther beschäftigen: denn um diesen Punkt drehen sich hauptsächlich die durch das Buch erregten literarischen Kämpfe.

Die von Düntzer erwähnte, schon am 26. October veröffentlichte Anzeige des Hamburger Correspondenten spricht sich auch nach dieser Seite anerkennend aus. Boje erklärte in einem Briefe an Merck vom 10. April 1775 die im vorjährigen Wandsbecker Boten erschienene Anzeige für die einzig gute: sie ist treffend, aber unbedeutend. Sie beklagt Werther's Schwäche und erinnert daran, dass es Tugend giebt, „die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und stört."

Lessing's berühmter Brief an Eschenburg vom 26. October 1774 beweist den Strömungen der Zeit gegenüber eine hohe Selbständigkeit: „Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goetheschen Romans gemacht haben. Ich schicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere das Vergnügen je eher je lieber geniessen können. Wenn aber ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, dass es noch eine kleine kalte Schlussrede haben müsste? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen, wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, dass der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unser J*** völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müsste ich ihn fast — verachten."

Lessing hat vom sittlichen Standpunkte im Wesentlichen Recht, vergisst aber, dass in einem Kunstwerke das der wilden Natürlichkeit zu bietende Gegengewicht in der Form abstracter Reflexion nicht anzuheften ist, sondern als reinigendes Element in der unmittelbaren Darstellung selbst walten, diese als ein freier Lebenshauch des Geistes durchwehen soll. Die kalte Schlussrede ist Sache der Kritik, die einem so genialen und mit allem Zauber der Form ausgestatteten Werke gegenüber sich vor blinder Bewunderung ganz besonders in Acht zu nehmen hat.

Lessing verirrt sich in seinem Eifer, wenn er fortfährt: „Glauben Sie wohl, dass je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen? Gewiss nicht. Die wussten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche *ἐξ ἔρωτος κατοχή*, welche *τι τολμᾷν παρὰ φύσιν* antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche kleingrosse, verächtlich schätzbare Originale hervor zu bringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniss so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiss."

Der grosse Kritiker macht hier nicht eben sein geschichtsphilosophisches und psychologisches Meisterstück: seine Behauptung über die alten Griechen hat Düntzer bereits widerlegt; die schwärmerische Steigerung der Liebesgefühle ist von dem Christenthume nicht entfernt abzuleiten; die Zurückführung der Liebe auf ein blosses körperliches Bedürfniss ist widerlich und erinnert an jene Kantsche Definition der Ehe, über die Hegel mit Recht aufgebracht ist. Dagegen ist Lessing nicht zu tadeln, wenn er dem Extreme der Schwärmerei ein Extrem der Nüchternheit entgegenstellt in den Worten: „Also, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schlusse; und je cynischer, je besser!"

Mit Uebergehung von Wieland's sehr anerkennender, dabei unbedeutender Recension im Decemberhefte des Deutschen Merkur und von Heinse's enthusiastischen Worten über das Buch im Decemberhefte der Isis vom J. 1774 fassen wir den Beurtheiler desselben ins Auge, der unter allen das grösste Aufsehen erregte, nämlich Nicolai. So kleinlich die literarische

Fehde, zu der sein geschmackloser Anti-Werther Veranlassung gab, im Einzelnen sich ausnimmt, erregt sie doch durch die Lebendigkeit, mit der sie uns in jene Zeit, in die Gesinnung und das Auftreten ihrer Stimmführer versetzt, noch heute unser Interesse.

Nicolai verfasste auf Moses Mendelssohn's Zureden in dritthalb Tagen ein Schriftchen, das er im J. 1776 unter dem Titel: „Freuden des jungen Werther's, Leiden und Freuden Werther's des Mannes. Vorn- und zuletzt ein Gespräch.“ anonym herausgab. Da es zu den antiquarischen Seltenheiten gehört, wollen wir einen Auszug daraus mittheilen.

In dem Gespräche mit Hans, einem Jünglinge, zeigt sich Martin, ein Mann, gegen die Schönheit und Grösse des Romans nicht unempfindlich; er bewundert nicht allein den Dichter, sondern auch den „feurigen, edlen“ Charakter des Werther, den er für Goethe's Meisterstück erklärt; aber er kann es nicht schweigend anhören, wenn der verblendete junge Mensch den Helden des Romans als Muster für sein Leben betrachtet. Hans sagt: „Wenn Du denn Werthern liebst, siehst nicht, wie guts wär', wir wären alle so wie Werther, unserer Kräfte uns bewusst, und brauchten unsere Kräfte so weit's gienge, und keiner liesse sich durch Gesetz und Wohlstand modeln.“ Gegen die Antwort, die Martin hierauf giebt, wird kein vernünftiger Mensch etwas einwenden. Martin hält der verkehrten jüngeren Generation eine derbe Strafpredigt, die wir um ihrer unbeholfenen Form willen nicht bespötteln dürfen. Wir erfahren durch dieselbe, dass es damals, wie auch in späteren Zeiten, ohnmächtige Titanen, Weltverbesserer auf dem Papier und im Wirthshause genug gab, die zwar mit ihrem renommirenden Geschwätze mehr sich selbst, als der Welt schadeten, die aber vor ihren Verirrungen zu warnen, das Recht und die Pflicht eines menschenfreundlichen Schriftstellers war. „Dass ihr Springinsfelde Werther würdet,“ fügt der bezopfte, aber wohlmeinende Redner hinzu, „damit hat's nicht Noth, dazu habt ihr's Zeug nicht. Aber wohl könnt ein guter Werther von weitem sehen, wohin's führen muss, wenn einer auch beim besten Kopf und beim edelsten Herzen immer einzeln für sich sein, immer Kräfte anstrengen, und immer dabei ausserm Gleise ziehen will. Wenn

dabei Kraft und Stetigkeit in der Seel' ist, (ist die aber nicht, so ist's eitel lächerlich) und ein Unglück stemmt sich dawider, wo will da Trost oder Entschluss herkommen," u. s. w. Er stellt es, wenn auch mit einer leisen Regung des Zweifels, die dem Eindrucke des Romans gegenüber sehr begreiflich ist, in Abrede, dass Goethe durch denselben jene mass- und fessellose Richtung habe begünstigen wollen.

Hans bewundert den von Werther verübten Selbstmord. Dagegen macht ihm der Andere besonnene Vorstellungen. Der Bemerkung des Jünglings, mit Werther habe es nothwendig so kommen müssen, setzt Martin Einwände entgegen, die wir unterschreiben: „Versteh mich, wenn Du Werthern betrachtest, wie den Thon in der Hand des Töpfers, wie einen Charakter in der Hand des Dichters, so musst's kommen. Der Autor hat freilich, mit seltener Kenntniss, alle Züge dieses schwärmerischen Charakters so zusammengesetzt, mit bewundernswürdiger Feinheit, alle Begebenheiten, auch die kleinsten, so eingeleitet, dass die schreckliche Katastrophe natürlich erfolgt, die uns das herbe Ach! auspressen soll. Stellst Du Dir aber Werthern vor als einen Menschen, der in der Gesellschaft lebt, so hatt' er unrecht, dass er einzeln sein, und die Menschen um sich, als Fremde ansehen wollte. Er hatte, seit er an der Mutter Brust lag, die Wohlthaten der Gesellschaft genossen, er war ihr dagegen Pflichten schuldig. Sich ihnen entziehen war Undank und Laster, sie ausüben, würde Tugend und Beruhigung gewesen sein. Selbst, nachdem er schon die hoffnungslosen Todesbriefe geschrieben hatte, selbst da noch, hätt' er gedacht, dass er noch, Sohn, Bürger, Vater, Hausvater, Freund, sein könnte, sein müsste, so konnte noch Trost und Zufriedenheit, von vielen Seiten her, auf seine bedrängte Seele fliessen, wenn er nicht mit einem Stosse die Thür zuwarf." Im Eingange dieser Stelle spricht sich Nicolai mit Anerkennung über die künstlerischen Vorzüge des Romans aus.

Die „Freuden des jungen Werther" sind freilich in ästhetischer Beziehung ein nichtiges Machwerk und karikieren, als poetische Erfindung sich selbst, sind aber wohlgemeint und ohne alle Feindseligkeit gegen den Dichter.

Werther macht Lotten, die noch unverheirathet ist, in der

Abwesenheit ihres Bräutigames den letzten Besuch. Am folgenden Tage kehrt Albert zurück. Er hat von dem Besuche gehört, und auf seine Frage gesteht Lotte aufrichtig wie ein edles deutsches Mädchen, den ganzen Vorgang des gestrigen Abends, wie ihn Goethe in der Redaction des Romans schildert. Nachdem der Bräutigam ihr in ziemlich milden Worten über ihr Benehmen gegen Werther den Text gelesen hat, erklärt er ihr, nach reiflicher Ueberlegung gebe er alle Ansprüche auf sie auf; er wolle eine zärtliche wechselseitige Liebe nicht stören, sie Beide und sich selbst nicht unglücklich machen; er wolle aber ihr Freund bleiben, er und Lotte wollten wegen der Sache an ihren Vater schreiben; Werther aber solle nichts erfahren, bis Lotte Antwort erhalten habe. Sie nimmt diesen Vorschlag dankbar an und geht in ihr Zimmer, um zu schreiben. Werther setzt eine der von Albert geliehenen Pistolen vor den Kopf, drückt los und fällt zu Boden. Albert findet ihn auf dem Bette liegend, das Gesicht und das Kleid blutig, aber natürlich noch am Leben: denn Albert hat die Pistolen nur mit einer Blase voll Hühnerblut geladen. Werther und Lotte werden Mann und Frau, leben glücklich und sind zehen Monate nach ihrer Verheirathung ,Eltern eines Sohnes.

Die „Leiden Werther's des Mannes“ gehen dem Helden des Romans mit starken Ausdrücken und nicht ohne Malice zu Leibe, und malen in schonungslosem Realismus das eheliche Leben der beiden Liebenden aus. Der Gedanke, dass die Leidenschaft der Liebe, — die freilich nach unsern Begriffen zum Glücke der Ehe nicht fehlen darf, — gerade bei der grossen Ueberschwänglichkeit, mit der sie im Werther auftritt, keineswegs eine sichere Bürgschaft für dieses Glück leiste, dass vielmehr nirgends grössere Enttäuschungen vorkommen, als in der Ehe, zieht sich durch Nicolai's prosaische Erfindung und Darstellung hindurch; es ist eine herbe Dialektik, der die titanische Leidenschaft des Goethe'schen Helden unterworfen wird. In dieser und der nachfolgenden Erzählung will Nicolai daran erinnern, dass nicht allein von der Leidenschaft, sondern auch von den Verhältnissen und namentlich von den Charakteren der Vermählten das Glück der Ehe abhänge. Er hat einen warmen Sinn für die Poesie der Ehe, die aber viel schwerer

zu erreichen und zu befestigen ist, als die Poesie der sehnsuchtsvollen Liebe, und deshalb eine Kunst der Lebensführung, nicht selten eine schwere Kunst, voraussetzt.

Also die „Leiden Werther's des Mannes“: Die Geburt des Knaben „war sehr beschwerlich gewesen, liess empfindliche Nachwehen nach sich, die Lotten an den Rand des Grabes brachten. Werther war für Schmerz ausser sich. Dies war aber nicht der selbstsüchtige Schmerz eines Menschen, der sich vernichten will, weil er unmögliches wünscht, und nicht erlangen kann, es war der gesellige Schmerz, der Mitleid zum Grunde hat, der Trost geben und empfangen will.“ Lotte war zu schwach, ihr Kind selbst zu stillen: also ward eine Amme geholt. Diese steckte mit ihren verdorbenen Säften das Kind und durch das Kind die Mutter an. Lotte wurde mit Mühe dem Tode entrissen; aber das Kind war nicht zu retten. Werther verarmte und war froh, dass ihm Albert eine Stelle verschaffte und ihm Anleitung für dieselbe gab. „Nun galts, dass er sich nach andern bequemte, andere nicht nach ihm. Auch fand er bewährt, was er schon wusste, dass zum Lavieren Kraft gehöre wie zum Segeln und dass man oft weiter käm'. Auch sah er, was er sonst nicht wusste, dass mehr Stärke des Geistes dazu gehöre, bürgerliche unvermeidliche Verhältnisse zu ertragen, als wenn tobende endlose Leidenschaft ruft ein jähen Berg (ohn' Absicht) klettern, durch einen unwegsamen Wald, einen Pfad (der zu nichts führt,) durcharbeiten, durch Dorn und Hecken. Doch thats weh, dem, der mit belebender Kraft Welten um sich schaffen möchte, dass er finden sollt', er sei ein Geschöpf. Dies schnitt ins Herz, und machte gute Laune seltner.“ Er liess in den Aufmerksamkeiten gegen seine Frau nach und erregte deren Unwillen. Aus Rache nahm sie die Huldigungen eines Laffen an, den Nicolai beiläufig gar nicht übel charakterisirt. Endlich trennten sich die Gatten und Lotte zog zu ihrem Vater. Die beiden Liebenden waren nun trostlos; ihre Liebe dauerte fort, aber der Eigensinn hielt sie auseinander.

Kurz nach dieser Trennung — so wird in den „Freuden Werther's des Mannes“ forterzählt — kehrt Albert von einer langen Geschäftsreise zurück. Werther klagt bei ihm in wilder Aufregung über die Falschheit seines Weibes, erhält aber eine

tüchtige Lection. Nur wieder fein mit dem Kopf durch die Wand, Werther! Als wenns nicht von Dir selbst käme! Bist'n Thor, Werther, und hast die arme Lotte auch bethört." Sie war ein gutes Landmädchen, lustig, fromm und häuslich. „Da liebt ich's Mädchen, und wollt sie haben, denn solche Frau braucht' ich. Drauf kamst Du, und stimmtest die Weise viel' Töne höher." Da sollt's lauter innige Empfindung sein, lauter starke Anspannung, keine Einschränkung, keine Ueberlegung, wir hielten's Herzchen wie ein krankes Kind, gestatteten ihm all' seinen Willen, lebten immer in der Zukunft," u. s. w. „Dies verschluckte das weibliche zärtliche Geschöpf begierig, und hielt sich am glücklichsten, wenns im freundlichen Wahne so hintaumeln konnte. Ja wohl, guter Werther, wär' der Wahn besser als die Wahrheit, wenn er nur nicht aufhören müsste .... Hohe überschweifende Erfindung, lieber Werther, steht gut im Gedicht, aber macht schlechte Haushaltung. Feiner junger Herr! Lieben ist menschlich, nur müsst ihr menschlich lieben, berechnet euer Vermögen zu lieben, und haltet die güldne Mittelstrasse, sonst wenn ihr's Mädchen gierig macht, so wird sie mitten im Genusse darben! Wer hätte Dir das vor zwei Jahren sagen dürfen, und doch ists itzt nicht anders." Nicolai geht hier freilich in das Extrem des gesunden, um nicht zu sagen: gemeinen Menschenverstandes und der Lebenspraxis über, hat aber im Kerne seiner Gedanken recht und es ist gewiss nicht unnatürlich, wenn die grenzenlose Ueberschwänglichkeit eines Romanhelden den Gegensatz einer allzu grossen Nüchternheit hervorruft. Die häufigen Citate, die Nicolai moralisierend und parodierend aus dem Goethe'schen Romane einflicht, sind gegen Werther, aber keineswegs gegen den Verfasser desselben gerichtet.

Albert reist zu Lotte und hält auch ihr, wenngleich in gelinderen Worten, eine Strafpredigt. Es gelingt ihm, die Gatten mit einander zu versöhnen. Albert erhält hier dem aristokratischen Hochmuthe gegenüber, womit Werther im Romane auf ihn als einen Alltagsmenschen herniedersieht, seine Rechtfertigung. „Itzt, durch kleine Uebereilungen vorsichtiger gemacht, genossen „Werther und Lotte," in reichem Masse die Vergnügungen des häuslichen Lebens, die sich so tief

empfinden, und so wenig beschreiben lassen. Wechselseitige Liebe und Zutrauen beseligte sie. . . . Er wartete seine Geschäfte ab, sie erzog ihre Kinder, und so floss ihr Leben wie ein stiller Bach dahin . . . Durch Fleiss und Sparsamkeit wurden sie nach etwa sechszehn Jahren wohlhabend.“ Er lebt noch, „glücklich und vergnügt mit Lotten und seinen acht Kindern. Erfahrung und kalte gelassene Ueberlegung hat ihn gelehrt, ferner nicht das bischen Uebel, das das Schicksal ihm vorlegte, zu wiederkäuen, dagegen aber die Wonne, die Gott über ihn ausgoss, mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufzunehmen. Nachdenken über die Wege der Vorsehung, die kein blindes Schicksal, sondern Güte und Gerechtigkeit sind, hat seine ausgetrocknete Sinne wieder heiter gemacht, die überspannten Nerven abgespannt, ihm die Fülle des Herzens zurück gegeben, die er vormals genoss.“ Er kann wieder in dem Anschauen der Natur schwelgen und sich daran erheben. „Und was noch mehr, er geht nicht darüber zu Grunde, erliegt nicht unter der Herrlichkeit dieser Erscheinungen, denn Lotte und seine acht Kinder, die besten Gaben die ihm Gott gegeben, liegen neben ihm und fühlen gesellig, was er fühlt.“

Goethe mag mit der Philisterhaftigkeit dieses Buches ein tiefes Mitleiden gehabt haben; Nicolai war deshalb nicht im Unrechte. Indem er die Charakterschilderung des Werther aus dem ästhetischen Gesichtspunkte warm genug anerkennt, hält er dieselbe in ethischer Beziehung für gefährlich und verwerflich. Er verkennt das Echtmenschliche und Edle in Werther's Gemüth und Lebensanschauung nicht; er macht sogar einen, freilich sehr schwachen Versuch, diesen Kern von seiner krankhaften Umhüllung zu befreien. Aber er giebt, wenn auch nur in plumpen Worten, zu erkennen, dass die Art, wie Goethe die Verirrungen seines Werther schildert, eine bewundernde, beschönigende ist, dass der Dichter nicht mit der Freiheit des sittlichen Gefühles diesen Romanhelden aufgefasst und dargestellt hat, dass hier, um unseren obigen Ausspruch zu wiederholen, ganz und gar die aristotelische Katharsis fehlt. Dass ein solches Buch, ganz besonders in dem Zeitalter, dem es entsprang, nachtheilige Wirkungen anrichten könne, war gewiss keine unbegründete Furcht, und es war keineswegs ein eng-

herziges Unternehmen, zur Abwehr des Uebels, wenn auch mit schwachen literarischen Kräften, Vorkehrungen zu treffen. Niemand kann aber dem Kritiker das Recht abstreiten, bei der Prüfung eines in die Oeffentlichkeit getretenen Werkes neben dem ästhetischen auch den sittlichen und nationalpädagogischen Massstab anzulegen. Es ist vielmehr seine Pflicht, auch in dieser Beziehung das Gold von den Schlacken zu säubern, die Nachtheile, die aus bedenklichen Werken des Genies entspringen, möglichst zu entkräften oder in heilsame Wirkungen umzuwandeln. Wenn hierzu Nicolai einen Beitrag geliefert hat, so ist er von der Nachwelt zu ehren. Unlautere Absichten kann ich in seiner Beleuchtung des Werther nicht entdecken, ebenso wenig für Goethe einen triftigen Grund, sich dadurch beleidigt zu fühlen.* Dass er in gewissen ihn damals beseelenden Lieblingsideen von einem Ausnahmezustande des Genies durch Nicolai unfreundlich berührt wurde, ist wahr, aber es ist gut, wenn von Zeit zu Zeit einer dem Genie in Erinnerung bringt, dass wir vor dem sittlichen Gesetze, wie vor dem echten bürgerlichen, gleich sind, dass in sittlichen Dingen niemand anders als mit dem Titel „Bürger" anzureden ist.

---

* Die sittliche Strenge und Fürsorge, womit Nicolai die Wirkungen des Goethe'schen Romanes auf die Volksbildung erwog, steht übrigens im Widerspruch mit dem Leichtsinne oder der Verblendung, die ihn bestimmte, im J. 1778 eine Uebersetzung von John Bunkle's Leben zu verlegen und anzupreisen, das, nach der eingehenden und unbarmherzigen Analyse Wieland's im Deutschen Merkur zu urtheilen, sowohl in ästhetischer als in sittlicher Beziehung ein niederträchtiges Machwerk ist. Wir vermuthen, dass der vielbeschäftigte Autor und Buchhändler sich nicht die Zeit nahm, den Gehalt dieser Schrift, die in England viele Leser und im Monthly Review vom Juli 1766 eine glänzende Anerkennung gefunden hatte, zu prüfen und dass er durch den theologischen Liberalismus derselben für sie eingenommen wurde. Financielle Speculation war jedenfalls mitbestimmend. Wir trauen übrigens kaum unseren Augen, wenn wir sehen, dass sich Nicolai in einem Briefe an Höpfner vom 22. December 1778 auf die von Herder, Moses Mendelssohn und Lessing über das Buch ausgesprochenen beifälligen Urtheile berufen konnte. Die Sache verdient wohl genauer untersucht zu werden. Wie das Resultat ausfallen möge, können durch die Schuld Nicolai's die sittlichen Bedenken, die er gegen den Goethe'schen Roman erhob, nicht entkräftet werden, sowie die Motive, die ihn zur Abfassung seiner Freuden Werther's bewogen, hierdurch unverdächtigt bleiben.

Im Märzhefte des deutschen Merkur 1775 sagte Wieland: Die wahre Absicht jenes Schriftchens könne ebensowenig gewesen sein, die Leiden des jungen Werther lächerlich zu machen, als einen Anti-Werther darzustellen, der, als Werk des Genie's und Kunst betrachtet, jenem den Vorzug streitig mache. Nicolai habe, wenn sich nicht alle, die ganz unparteiisch von der Sache urtheilten, betrogen hätten, dem Publikum bloss ein kleines Digestionspülverchen geben wollen, um den Folgen der Unverdaulichkeit zuvorzukommen, die sich manche Hänse und Hänsinnen durch allzu gieriges Verschlingen der Goethe'schen Werke zugezogen haben möchten; — eine Vorsorge, wofür ihm, wie der Recensent von allen Orten, Berlin ausgenommen, höre, viele vernünftige Leute Dank wüssten. Nicolai's Schriftchen sei vielmehr eine Satire auf eine gewisse Art von Lesern, als auf das mit Recht allgemein bewunderte Dichterwerk. Dieses an sich unbedeutende Urtheil des vielschreibenden Dichters musste durch den gereizten Ton, worin er sich über Nicolai und dessen allgemeine Bibliothek, aussprach, im Lichte der Parteilosigkeit erscheinen und stimmt auch mit Wieland's bekannter Abneigung gegen Schwärmerei und Ueberschwänglichkeit vollkommen überein.

An demselben Abende, wo Goethe die „Freuden Werther's" erhielt, dichtete er die Arie in Erwin und Elmire: „Ein Schauspiel für Götter", u. s. w. Der Philosoph Jacobi, der dies am 22. März 1775 berichtet, fügt die Bemerkung hinzu, es sei nicht zu sagen, wie wenig empfindlich der Dichter über Kritik sei. Dem widerspricht aber ein Brief Goethe's vom 6. März an die Gräfin Auguste von Stolberg, worin es heisst: „Ich bin das Ausgraben und Secieren meines armen Werther's so satt. Wo ich in eine Stube trete, find' ich das Berliner Hundezeug; der eine schilt darauf, der andre lobt's, der dritte sagt, es gehe doch an; und so hetzt mich einer, wie der andere." Nach seiner Mittheilung in Dichtung und Wahrheit schrieb er „zur stillen und unverfänglichen Rache" ein Spottgedicht, Nicolai auf Werther's Grabe, und einen prosaischen Dialog zwischen Lotte und Werther. Das ganz unbedeutende, ordinäre Spottgedicht findet man in „Goethe's Gedichte erläutert u. s. w. von H. Viehoff" I. 323, abgedruckt. Auf den Dialog, der ver-

loren gegangen sein wird, bezieht sich oder stand ihm voran eine Strophe, die man in Dichtung und Wahrheit nachlesen möge.

Mit Unrecht aber wurde die im März 1775 erschienene Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" von allen Seiten als Goethe's Werk angesehen.

Der Inhalt ist kurz folgender:

Prometheus (Goethe) bittet den Papagei (Buchhändler Weygand), seinen Deukalion dem lieben Publikum zu producieren, den Ursprung Deukalion's aber geheim zu halten. Der Papagei versichert, trotz einem schweigen zu können. Aber Prometheus sagt für sich:

„Sobald er von weitem jemand kann sehen,
Thut er gleich im Vertrauen gestehen,
Der Bub wär aus der Fabrik des Prometheus,
Glich seinem Vater vom Kopf zum Steiss."

Zuerst kommen die enthusiastischen Bewunderer des Werkes herein:

„Kaum war aber nach einigen Stunden
Der erst' Enthusiasmus verschwunden,
So führt der Teufel ein Völklein her,
Das mir weit lieber im Ocean wär.
Sind ärger als Kosacken, Panduren, Kroaten,
Thun Freunden und Feinden erbärmlichen Schaden,
Bellen und beissen, dass Gott erbarm!
Den in die Waden, und jenen in Arm,
Haben von je das Privilegium
Zu schimpfen, ohne zu wissen warum.
Doch was soll ich die Herren anführen,
Mögen sie doch selbst paradieren, —
Thut euch aber nicht fürchten, meine Kinder,
Sehn fürchterlich aus — ist gar nichts dahinter."

Es folgen nun Ausfälle auf den Hauptpastor J. M. Götze in Hamburg, Matthias Claudius, Wieland, J. G. Jacobi, Nicolai, u. s. w.

Der Deutsche Merkur spricht:
„Muss meinem Alten (Wieland) was neues aufjagen,
Sein grauer Plinius will nicht jedem behagen.
Sieh da! Ihr Diener, Herr Prometheus,
Seit ihrer letzten M** (Mainzer) Reis
Sind wir ja Freunde, so viel ich weiss,
Ist mir vergönnt den Sporn zu küssen?"

Prometheus antwortet:

„Werd auch zur Zeit damit zu dienen wissen;
Wie stehts um d' Fenster, die ich eingeschmissen?"

Merkur:

„Mein Herr wird sie halt machen lassen müssen;
Waren ja überdies nur von Papier,
Doch dies, meine Herren, gesteh ich nur hier.
Ei sieh doch! guck! das nenn ich mir Original!
So was macht Jupiter W** (Wieland) nicht mal."

Prometheus:

„Davor hats nun wohl gute Ruh,
Wo nähm ich denn den Zeug dazu?"

Die Ausfälle auf den Dichter Jacobi sind geistvoll, aber maliciös. Nicolai muss unter der Maske des Orang-Utangs auftreten.

Ein frischer, kecker Humor und eine kernhafte, treffende Sprache ist in diesem Werke der ungezogenen Satire nicht zu verkennen. Der Stil hat Aehnlichkeit mit dem Goethe'schen, weicht aber doch wieder so davon ab, dass man heutzutage schwer begreift, wie dem Dichter die Autorschaft zugetraut werden konnte, die ohnedies wegen der angeführten Ausfälle auf Wieland und J. G. Jacobi eine Unmöglichkeit ist. Dennoch ging Wieland's Meinung anfangs auf dieser falschen Fährte. Fr. H. Jacobi spricht in einem Briefe an denselben unter dem 22. März mit grosser Entschiedenheit den entgegengesetzten Glauben aus. Heinse bemühte sich in ähnlicher Weise, ungefähr gleichzeitig, seinen Freund Gleim, der Goethe'n für den Verfasser hielt, umzustimmen. Er hatte aus guter Quelle erfahren, dass die Farce von Wagner gemacht sei. Auch fand er darin kaum Goethe's Manier in Knittelversen, geschweige seinen Geist; ja er meinte in einem späteren Briefe, diese ganze Allegorie sei überhaupt abgeschmackt und wahrer Unsinn. Boje schrieb den 10. April an Merck: „Das Stück hat mich sehr überrascht, und sehr divertirt. Ich wünschte doch, dass, wie man mir für gewiss sagen will, es Goethe nicht selbst gemacht hätte. Aber, wenn nicht er, wer kann es sonst geschrieben haben? Wenigstens möcht' ich den Verfasser kennen."

Boje beklagte in demselben Briefe die durch den Prometheus zwischen Goethe und Claudius herbeigeführte Entfremdung und forderte Merck auf, in Gemeinschaft mit ihm das gute Vernehmen zwischen beiden Männern wiederherzustellen. „Nicolai," meinte er, „hat es schon mehr verdient. Warum mischt sich der Mann in alles, was ihn nicht angeht. Das verwünschte Kunstrichteln gibt doch dem Geiste einen närrischen Bug. Ein Kritiker von so vielen Jahren ist ein eigenes Geschöpf." Herder nahm, wie aus seinem Briefe an Hamann im Mai hervorgeht, den Prometheus ohne Bedenken als Goethe's Werk, ebenso Hamann in seiner Erwiderung.

Nicolai fand sich durch diese Schrift schwer beleidigt und glaubte, Goethe habe sich darin für die „Freuden Werther's" an ihm rächen wollen. „Noch ein Wort, mein bester Freund, wegen Herrn Goethe," schrieb er den 13. April an Höpfner. „Wie hat der Mann die Freuden so übel nehmen können? Habe ich seinen grossen Talenten als Schriftsteller nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen? Darf ich meine Meinung nicht über eine wichtige moralische Frage sagen? Oder ist das Wohl der Gesellschaft gar nichts werth? Und da Herr Goethe sich alles, auch mit der grössten Unanständigkeit gegen Andre erlaubt, darf ein Andrer seine Werke gar nicht beurtheilen? Wer das Faustrecht einführen will, soll wohl überlegen, das darin nicht allein Ausschlagen, sondern auch Wiederschlagen gilt. Ich bedaure die Leute herzlich, die soviel von Kraft und Selbstständigkeit plaudern und bei dem geringsten Widerspruche aus der Haut fahren wollen. Bei ihnen müssen beständig ihre Principien mit ihrem bürgerlichen Leben in Collision kommen und sie unmuthig machen. — Wenn Herr Goethe den Prometheus nicht gemacht hat, so soll er mir seinen Mann stellen. Denn ich kenne kaum noch Einen, der mit so vieler drollichten Laune Knittelverse machen kann. Das Dingelchen hat mich übrigens nicht einen Augenblick verdriesslich gemacht. Was mich angeht, hat mich gar nicht verdrossen. Denn Einen einen Affen zu schelten, kostete weder viel Witz, noch kann sonderlich beleidigen. Aber die impertinenten Stellen wider Wieland haben mich verdrossen ganz unparteiischer Weise, selbst nachdem ich den Merkur vom März dieses Jahrs gelesen hatte." Am

6. Mai schrieb Nicolai an Merck: „Zwar ist, wie Jedermann sagt, Herr Goethe sehr ungehalten. Aber er ist es wirklich ohne Ursach. Ich griff nicht Ihn an, denn ich glaube nicht, dass Er Willens ist, die Bande der menschlichen Gesellschaft aufzulösen. Aber einen Haufen Leser mancherlei Art, die aus Stellen, die Er im Charakter des schwärmerischen Werther's geschrieben hatte, Axiome und Lebensregeln machen wollten, habe ich erinnern wollen, dass Selbstmord aus Uebereilung und Trugschlüssen entstehe, und nicht Edelthat sei. So viel ich absehen kann, habe ich dadurch Herrn Goethe nichts zu nahe gethan. Ich habe überdies seinen Talenten nicht in dem kindischen Trompetenton, mit dem ihn die Zeitungsschreiber ausposaunen, aber in dem Ton eines vernünftigen Mannes, der sein Genie schätzt und sein Wort tief empfunden hat, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dass ich mich anständig gegen Herrn Goethe aufgeführt, darf ich mir zwar wohl nicht zum Verdienste rechnen. Denn Er scheint festgesetzt zu haben, dass Anständigkeit wo nicht lächerlich, doch gleichgiltig sei. Doch denkt er dabei vielleicht nur auf das, was Er gegen Andere thut, nicht was Andere gegen ihn thun können." Ueber den Prometheus: „Ich bin dadurch nicht einen Augenblick unmuthig geworden. Wüsste auch nicht, warum, da mich nichts trifft. Ich habe über einige drollichte Einfälle herzlich gelacht, und über manches Stolze und Platte die Achseln gezuckt. Ich kann also auf alle Weise über diese Materie alles anhören und mit ruhigem Gemüthe tragen." Nicolai wiederholt seine Bitte um ein Recension, die Merck, und zwar bald, sowohl über die Leiden, als über die Freuden Werther's für die allgemeine deutsche Bibliothek liefern soll. Er traut ihm Geschmeidigkeit und auch Wahrheitsliebe genug zu, um den rechten Ton für dieses Journal zu treffen und keinen seiner Freunde zu compromittiren. Merck erhielt die nicht leichte, nicht unbedenkliche Aufgabe eines Schiedsrichters zwischen unversöhnlichen Geistesantipoden, die beide seine Freunde waren, von denen der eine dem ganzen Zeitalter imponirte. Merck hatte hierbei gewissermassen die Ansprüche von zwei divergierenden Gesinnungs- und Lebensrichtungen dieses Zeitalters auf die Wagschaale zu legen. Er entsprach der vornehmen Stel-

lung, die ihm angewiesen wurde, mit Scharfsinn, mit Rechtlichkeit und Unabhängigkeit.

Seine Recension der beiden Werther erschien in der allgemeinen deutschen Bibliothek desselben Jahres. Sie ist im Wesentlichen sehr treffend, und wir rücken sie hier als ein denkwürdiges Blatt aus der Literaturgeschichte vollständig ein:

„Da das Publikum über den Werth dieses Werks des Herrn Dr. Goethe so einstimmig seine Partei genommen hat, so würde unsere Anzeige und Kritik hier viel zu spät kommen. Das innige Gefühl, das über alle seine Compositionen ausgebreitet ist, die lebendige Gegenwart, womit die Kunst seiner Darstellung begleitet ist, das bis in allen Theilen gefühlte Detail mit der seltensten Auswahl und Anordnung verbunden, zeigt einen seiner Materie allzeit mächtigen Schriftsteller. In wieferne er die Wahrheit der Geschichte des jungen Werthers beibehalten, oder was er aus seinem Horn des Ueberflusses hinzugethan habe, überlassen wir den jetzigen und künftigen Berichtigern, Verfälschern und Nachstopplern dieser Geschichte auszumachen. Wer da weiss, was Composition ist, der wird leicht begreifen, dass keine Begebenheit in der Welt mit allen ihren Umständen wie sie geschehen ist, je ein dramatischer Vorwurf sein kann, sondern dass die Hand des Künstlers wenigstens eine andere Haltung darüber verbreiten muss. Viel Locales und Individuelles scheint indessen durch das ganze Werk hindurch, allein das innige Gefühl des Verfassers, womit er die ganze, auch die gemeinste ihn umgebende Natur zu umfassen scheint, hat über alles eine unnachahmliche Poesie gehaucht. Er sei und bleibe allen angehenden Dichtern ein Beispiel der Nachfolge und Warnung, dass man nicht den geringsten Gegenstand zu dichten und darzustellen wage, von dessen wahrer Gegenwart man nicht irgendwo in der Natur einen festen Punkt erblickt habe, es sei nun ausser uns, oder in uns. Wer nicht epischen und dramatischen Geist in den gemeinsten Scenen des häuslichen Lebens erblickt, und das Darzustellende davon nicht auf sein Blatt zu fassen weiss, der wage sich nicht in die ferne Dämmerung einer idealischen Welt, wo ihm die Schatten von nie gekannten Helden, Rittern, Feen und Königen nur von weitem vorzittern. Ist es ein Mann, und hat sich seine eigene

Denkart gebildet, so mag er uns die bei gewissen Gelegenheiten in seiner Seele angefachten Funken von Gefühl und Urtheilskraft, durch seine Werke durch, wie helle Inschrift vorleuchten lassen, hat er aber nichts dergleichen aus dem Schatze seiner eigenen Erfahrungen aufzutischen, so verschone er uns mit den Schaubroten seiner Maximen und Gemeinplätze.

Der Verfasser hat seinen Helden wahrscheinlicherweise zum Theil mit seinen eigenen Geistesgaben dotiert. Aus dieser Fülle des Gefühls, vereinbart mit dem natürlichen Trübsinn, der Werthern von Jugend auf bezeichnete, entsteht das interessanteste Geschöpf, dessen Fall alle Herzen hinreisst. Die Jugend gefällt sich in diesem sympathetischen Schmerz, vergisst über dem Leben der Fiktion, dass es nur poetische Wahrheit ist, und verschlingt alle im Gefühl ausgestossne Sätze als Dogma. Der Selbstmord ist seit Rousseau's Héloise vielleicht nie so sehr auf der guten Seite gezeigt worden, daher kann allerdings eine solche Lectüre für ein Herz bedenklich werden, das den Saamen und den Drang zu einer ähnlichen That schon lange mit sich herumträgt.

Der Verfasser der Freuden des jungen Werthers hat die Absicht gehabt, bei jungen unerfahrnen Leuten dieser Denkart durch eine entgegengesetzte Lectüre Einhalt zu thun. Diese kleine Schrift soll keinesweges eine Parodie der Leiden des jungen Werthers sein, sondern eine Satire auf die Hirngespinnste unsrer jungen Herrn, Don Quixoten aus den Zeiten des Faustrechts, die da immer mit Genie, Kraft und That um sich werfen, sich der bürgerlichen Ordnung nicht fügen, und mit ihren winzigen Seelen in und ausser dieser Ordnung doch nichts kluges beginnen würden. Für sie, heisst es (in dem den Freuden vorgesetzten Gespräche) mit Recht, hat der Verfasser die Leiden des jungen Werther's nicht geschrieben.

Wer den Verfasser der Freuden des jungen Werther's näher kennt und weiss, dass er alle Geistesgaben, in welcher Form sie erscheinen, zu verehren pflegt, der wird ihm nie Schuld geben, dass er einen Luftstreich gegen die allgemein anerkannten poetischen Verdienste des Verfassers der Leiden des jungen Werthers habe wagen wollen, er selbst gibt auch gleich im Anfange des Gesprächs genugsam zu erkennen, wie hoch er

den Werth dieses Werkes schätze. — Da so viele Leute nicht an einem Autor sehen als seine Manier, so hat er die Nachahmungssucht in dem Gebrauch des besondern Dialekts, die insbesondere in den Frankfurter gelehrten Zeitungen auf die ungereimteste Arte sichtbar wird, durch den Vortrag seiner Erzählung, hervorzuziehen und lächerlich zu machen gesucht. Witz und Laune, die diesen Verfasser allzeit bezeichnen, werden alle Kenner, besonders in dem Gespräche mit Vergnügen bemerkt haben."

Unmittelbar auf diese Kritik lässt Nicolai selbst einige Bemerkungen über vier den Werther betreffende Schriften folgen; zunächst über eine Broschüre Chr. Aug. Bertram's, woraus er folgende Stelle hervorhebt: „Werther's Selbstmord ist keine übereilte rasche That; mit der besten Ueberzeugung, mit der möglichsten Entschlossenheit that er diesen Schritt. Fast möcht' ich sagen aus Tugend, mit Ueberlegung und Abwägung seines irdischen Glücks, gegen das, was er nach diesem Leben zu erwarten habe . . . . Ist es nicht lächerlich: der Mensch soll das zernichten, woraus er bestehet, er soll Leidenschaften dämpfen, entsagen, ausrotten, die der in ihm erschaffen hat, der seine Seele und seinen Körper schuf." Man sieht, wie nothwendig es war, dass eine scharfe, rücksichtslose Kritik die wildwuchernden verkehrten Begriffe auszujäten suchte, die aus der Saat des Goetheschen Romans hervorgegangen waren. Die von Nicolai erwähnten Gespräche des Unteroffiziers Stiebe über den Werther excerpiert Düntzer. Zu manchen Gedanken dieses „mendelssohn'schen Unteroffiziers" bekennen wir uns unverhohlen. Dagegen fertigt Nicolai die gegen Goethe und seinen Roman gerichteten erbärmlichen „Briefe an eine Freundin über die Leiden des jungen Werther" von Joh. Aug. Schlattwein in gebührender Weise ab. Ebenso züchtigt er des Hauptpastors Götze „Kurze, aber nothwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werther's, über eine Recension derselben und über verschiedene nachhererfolgte dazugehörigen Aufsätze", die zuerst in Ziegra's „schwarzer Zeitung" erschienen. Diese vier kleinen Recensionen Nicolai's machen den Eindruck der Unbefangenheit und Unparteilichkeit.

Merck begleitete die von uns mitgetheilte Recension mit einem Briefe vom 6. Mai, worin er mittheilte, Goethe habe in Folge eines in Frankfurt über die Freuden Werther's ausgebrochenen unvermutheten Kriegsfeuers sogar gegen ihn als Herzensfreund auf Ehre und Treue geleugnet, der Verfasser des Prometheus zu sein. „Aus einer gedruckten Erklärung", fügt Merck hinzu, „werden Sie gesehen haben, dass ein gewisser Wagner der Verfasser davon ist, ob ichs gleich nicht glaube." Ueber die Freuden Werther's bemerkt hier der Kritiker: „Mir, und allen Leuten, die unparteiisch dachten, schien Ihre kleine Schrift ein wohlgerathenes Gegengift gegen alle das Gewäsch der unmündigen und kraftlosen Seelen, die That und Entschliessung ewig auf der Zunge tragen, und doch dem geringsten Streich auf ihrem Schneckenwege nicht entgegenzukriechen vermögen. Das Gesumse der Buben und das Gewimmer der Mädchen hatte lange genug gedauert, dass man endlich aus Ungeduld ein wenig Stillschweigen gebieten konnte." Vor Goethe äussert sich Merck wegen seiner Recension doch besorgt: „Haben Sie nöthig, irgend jetzo wegen geänderter Umstände, anders von beiden in Ihrer Bibl. öffentl. reden zu lassen, so unterdrücken sie meine Recension, und es geschieht mir dadurch ein wahrer Gefallen, weil mich Goethe gewiss erkennt, und in seiner eigenen Sache so blind ist, dass ihn auch das kälteste seinem Gegner gegebene Lob aufbringen kann. Ein Genie ist einmal ein böser Nachbar, und ich möchte, wie Sie leicht einsehen, es mit ihm nicht gern verderben."

In der allgemeinen deutschen Bibliothek recensirte Nicolai, neben drei bekannten Farcen Goethe's, auch den Prometheus. Er sprach sich hier mit Erbitterung und in sehr derben Worten über den unanständigen Ton aus, den Goethe angegeben habe, und fügte dann über die Autorschaft jener fatalen Satire die Bemerkung bei: „Den Prometheus hat Herr Goethe öffentlich von sich abgelehnt, und berichtet, dass einer, Namens Heinrich Leopold Wagner der Verfasser sei, der sich ihm entdeckt habe. Dieser Bericht des Herrn Goethe kam zu rechter Zeit, um seine Ehre zu retten. Denn, neben der unverschämten Oscitanz, der karrenschiebermässigen Grobheit,

mit welcher verschiedene Gelehrte, die über die Leiden des jungen Werther's öffentlich ihre Meinung gesagt haben, in diesem Pasquille angeschnarcht werden, ist doch darin eine eigenthümliche Kraft, und eine trotzige Unbekümmerniss, die man gar wohl Herrn Goethe zutrauen, hingegen dem H. L. Wagner, der durch nichts, als durch gewisse sehr elende confiscable Erzählungen bekannt ist, gar nicht hätte zutrauen sollen. Es ist uns daher, um Herrn Goethe's Ehre willen, wirklich lieb, dass er durch seine öffentliche Erklärung es ausser Zweifel gesetzt hat, dass Er wenigstens der Verfasser des Prometheus nicht ist. Ob Wagner oder ein anderer der Verfasser sei, steht indessen doch noch dahin."

Die Erklärung, die Goethe auf ein Blättchen drucken liess, lautet: „Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir war's wie meinen Freunden, und dem Publico ein Räthsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir auf's Wort trauen. Uebrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedene Personen, aus ihrem Betragen gegen mich, in der Stille kennen zu lernen."

Die Autorschaft Wagner's ist nicht zu bezweifeln. —

In jener Nicolaischen Recension werden auch „Pätus und Arria, eine Künstler-Romanze. Und Lotte bei Werther's Grabe; eine Elegie. Leipzig und Wahlheim 1775" besprochen. Beide Dichtung führt Karl Wagner in der Vorrede zu den Briefen an Merck unter dessen im Drucke besonders erschienenen Schriften an. Die Romanze macht sich über den durch Werther's Leiden ausgebrochenen Kampf lustig und fasst daran mit einer gewissen Behaglichkeit nur die komische Seite auf. Ihre nicht bösartigen Hiebe fallen auf die ungünstigen Recensionen, die Werther aus dem ethischen Gesichtspunkte erfahren hat, und auf die Besorgnisse, die er der Obrigkeit und der Gesellschaft einflösst. Mit heiterm Ueber-

muthe schlägt sich der Verfasser auf die Seite des Genies. Auch die Freuden des jungen Werther's bekommen ihr Theil. Merck, wenn er wirklich diese Romanze gedichtet hat, erscheint in ihr als Schalk, dem ein literarisches Durcheinander Spass macht, und der es allenfalls mit anschürt. Nicolai beurtheilt in der angeführten Recension die Romanze sehr freundlich und ohne sich verletzt zu fühlen. „Der Verfasser ist nicht bekannt," sagt er, „sie würde aber auch Herrn Goethe keine Schande machen." Wir können den platten, witzigen Versen keinen poetischen Werth beilegen. Die Elegie: „Lotte bei Werther's Grabe" wurde mit einigen Veränderungen zum Volksliede. Sie ist mit lyrischer Tiefe, wie aus einem Wertherartig blutenden Herzen herausgedichtet. Ihre Sprache ist musikalisch vollendet, durchaus innerlich. Ich weiss nicht, ob Merck jemals fähig war, so überschwänglich und zugleich so unmittelbar zu dichten.* Nicolai findet die Elegie „etwas wortreich, und phrasenreich", und meint, sie sei schwerlich von dem Verfasser der Romanze. An Beweisen, dass beide Gedichte von Merck herrühren, fehlt es. —

Gegen Goethe als vermeintlichen Verfasser des Prometheus erschien, ohne Angabe des Verfassers, Verlegers und Druckortes, im August 1775 die Farce: Menschen, Thiere und Goethe.

Prometheus (Goethe) wünscht seine dummen Lobhudler zum Teufel. Hanswurst erbietet sich, ihm hierbei mit seiner Peitsche, die der Doktor manchmal selbst mit Ehren geschwungen habe, dienstlich zu sein. Gans, Rabe, Hund, Esel und Frosch treten nach einander auf und bringen den Dichter durch ihr Lob zur Verzweiflung. Der Hanswurst räth ihm, wegzugehen und zu lachen, da es doch verlorne Mühe sein würde, den Narren Verstand beizubringen. Dies leuchtet dem Doktor ein. Als er aber den Pygmalion (Nicolai) kommen sieht, der ihm

* Einen ähnlichen Ton, wie „Lotte bei Werthers Grabe," hat das sehr empfindsame, in schönen Versen geschriebene Gedicht „Werther an Lotten . . . von einem Ungenannten" im Augusthefte des deutschen Merkur 1775, Seite 97 f.

seinen Buben Deukalion (Werther) gescholten hat, geräth er aus der Fassung und lässt es all das „liebe Vieh" entgelten. Pygmalion striegelt, kämmt und reinigt den Buben, bis er ihn aus einem wilden Thiere in ein menschliches Wesen umgeschaffen hat. Dem Hanswurst flösst der Pygmalion Respect ein, Esel und Gans werden umgestimmt. Prometheus, über die Entstellung seines opus wüthend, fordert den Hanswurst auf, den Kerl an den Galgen zu jagen. Aber der Hanswurst entgegnet:

„Bitt euch, Herr Doktor, wollt reflectiren;
Ich meins Theils wollt lieber Hunger krepiren,
Als meine Peitsche an dem Mann probiren.
Mein Peitsch macht nur die Narren gescheid,
Und Leut nit, die klüger sind, als wir beyd.
Wollt ihrs mal selber wagen,
So steht euch zu Dienst Jack, Hosen und Kragen;
Aber ich thus, mein Seel! nit, nein."

Hierauf Prometheus:

„Thust's nit? — so will ich traun selber Hanswurst seyn,
Reib nun d Augen aus lieb's Publikum;
So siehst mal wer dich führt an der Nas' rum.
Is wahrlich ein blutige Schand und Spott,
Is weder'n halb noch en ganz Gott,
Is Hanswurst im Doctorhut,
Der sich so narren thut.

Tritt nun in der neuen Rüstung hervor,
Hebt seinen Arm hoch empor,
Zerstreut ohne Müh des dummen Viehs Chor,
Glaubt, dass der Sieg schon gewonnen wär;
Will nun fallen über Pygmalion her.

Steht erst, wie versteinert ganz,
Nimmt aus Ehrfurcht zwischen die Beine den Schwanz,
Trit anderthalb Schritte zurück;
Schlägt endlich — krak — die Peitsch in fünf Stück,
Thut nun, als wär er besessen und toll.
Der Mann aber lacht sich die Haut voll;
Geht fort und klatscht in beyd' Hände.
Und so nimmt die Komödie ein Ende."

Der „Epilogus an den Herrn Doctor" ist in einem groben

flegelhaften Tone, aber im kernhaften Stil der Satire gehalten und in sprachlicher Beziehung der hervorragendste Theil des Ganzen, dem es an Witz nicht fehlt, das aber doch hinter dem Prometheus zurückbleibt.

Wasser, viel Wasser auf die Mühle des beleidigten Nicolai war das Stück allerdings; er betheuerte aber Höpfner'n als ein ehrlicher Mann, zu demselben nicht die geringste Veranlassung gegeben und es nicht eher als im Drucke gesehen zu haben, und schrieb (den 8. October) an Merck: „Ich versichere Sie ... bei meiner Ehre, die ich nicht leichtsinnig verpfände, dass ich den Verfasser nicht kenne, dass ich es, auf keine Weise, nur wissend, veranlasst habe, dass ich noch nicht weiss, was den Verfasser mag dazu veranlasst haben, der mir ganz unbekannt ist."

In demselben Briefe schreibt Nicolai von Goethe: „Man meldet mir ... Wunderdinge von seinem Zorn wider mich, die, wenn sie wahr sind, mich nicht zu gleichem Zorne, aber vielmehr zu wahrem Mitleiden bewegen würden; denn ich habe von meiner ersten Jugend an keine Ader davon empfunden, Groll über ein Urtheil, das von mir gefällt wird, zu schöpfen." In einem späteren Briefe an Merck (28. December) setzt Nicolai seine Beschwerden fort: „Man meldet mir glaubwürdig, welche sehr ungezogene Reden Herr Goethe in Frankfurt gegen mich ausgestossen hat, der ich ihn nie beleidigt, sondern mich nur des Rechts bedient habe, das jeder Schriftsteller hat, zu schreiben, was ihm gut dünkt, und dabei die grösste Hochachtung für Herrn G. Talente bezeugt habe. Man meldet mir ebenso glaubwürdig, Goethe habe den D. Jung der Herausgabe des erbärmlichen Dinges „Die Schleuder des Hirtenknaben" aufgemuntert, und, da er Schimpfworte ausstreichen wollen, die Worte gesagt: „Er wolle ihn in Schutz nehmen, wenn er angegriffen würde." Risum teneatis! Ich habe einen Brief in Händen gehabt, worin ein namentliches Pasquill auf mich: „Orang Outang, von einem vertrauten Freunde des Herrn G.," einem Buchhändler zum Verlage angeboten wird. Eben dies Ding wird schon in den Hamburger neuen Zeitungen, Nro. 204, im voraus angekündigt. Ich schreibe Ihnen dieses, m. bester

Fr., damit Sie es wissen, und es allenfalls durch Sie auch Herr Goethe wisse, dass ich von allen den kleinen Menéen, die ihm wahrhafte Schande machen, unterrichtet bin, und dass ich sie verachte. Ich leide dabei freilich, aber nicht meinetwegen, sondern, weil es mir wehe thut, dass ich einen Mann, den ich so gern hochschätzen möchte, verachten muss. Uebrigens werde ich allemal geradezu gehen, wie ich bisher gethan habe. Ich halte mich zu gut, einen solchen Streit zu führen, und meine Zeit ist zu gut, sie daran zu wenden, daher schweige ich, so lange als möglich ist. Wenn es aber Herrn G. einfallen sollte, mit mir zu spielen, wie die Katze mit der Maus spielet, oder, wie er mit Wieland gespielt hat, und noch spielet, so dürfte es ihn gereuen. Denn ich weiss, ohne mich rühmen zu wollen, dass ich vor dem Publikum sehr bald mit ihm fertig werden wollte (!!!). Unbändige Eitelkeit hat die ganze Welt wider Wielanden aufgebracht, hui! Dass es Goethen nicht auch so gehet! Und wie leicht kann er denn zurücksteigen, Erwin und Stella sind schon Stufen hernieder, nicht herauf! .... Es thut mir wehe, dass ein so treffliches Genie aus Eigensinn, Eitelkeit und Seltsamkeitsbegierde seine grossen Talente nicht braucht, und missbraucht. Die Beleidigungen gegen mich rechne ich an sich wenig, denn sie schaden mir nicht."

Merck antwortete am 19. Januar 1776:

„Mir thuts leid, dass Sie von einem meiner Freunde gekränkt werden und dass dies durch die niederträchtigen Hände von Zuträgern und Anekdotensammlern geschieht. Haben Sie denn nicht schon längst den Menschen verachtet, der so etwas fähig ist. Entweder ist es Schadenfreude, oder Willen, Goethen zu schaden — Freundschaft kann es nicht sein, die Märchen und Tischreden zuträgt. Was wird von dem sonderbaren Menschen nicht alles erzählt! Wär' Er Ich, so hätt' ich ihm längst die Imputation gemacht, so aber kann ich von ihm auch gegen mich nichts Anderes sagen als: Dies thut wohl, und jenes weh. Er folgt ganz seiner Laune, unbekümmert über die Folge Ihrer Moralität, allein was er auch über Sie gesprochen und geschrieben haben mag, so ists nichts als faunischer Muthwillen — zu rachsüchtigen Absichten, deren Ausgang Pasquillen

und Trätschereien wären, dazu hat er erstlich nicht die Seele, und zweitens nicht die Zeit, weil sein Kopf voll immer neuer Träumereien schwirbelt. Von dem neuen Pasquill hab' ich nirgends kein Wort gehört, und kann auf meine Ehre versichern, dass ich nichts davon weiss. Ein Buch liess sich von all dem Thörichten und Bösen schreiben, was seine Landsleute selbst in Frankfurt und drei Meilen von da mir selbst als Geheimnisse vertraut haben, die wenn sie wahr wären, ihn seines Bürgerrechts verlustig und vogelfrei erklärten; wovon aber Gottlob kein Jota wahr ist. Ich habe mich (ich will es denn einmal gestehen) für Sie, weil ich Sie kenne, gegen andre die im Irrthum waren, oft heiser gepredigt, und am Ende nichts als Undank verdient. Ich mag nun für Goethe die Litauei nicht wieder anfangen, allein das muss ich Ihnen doch aufrichtig versichern, dass er mit Wieland nicht spielt, dass er vielen Muthwillens, aber keiner Duplicität fähig ist, und dass wenn Sie mit ihm auf einige Abende nur so nahe wie Wieland zusammengesperrt würden, Sie einander ebenso liebgewinnen würden, wie zwei Eheleute, die sich scheiden wollten, die aber der kluge Amtmann zum Schlafengehen mit einander beredet hat. Darf ich Sie im Namen ihres Freundes Eberhard und aller, die sie lieb haben, bitten, so erneuern Sie niemals die Fehde in der Bibliothek. Derjenige der schweigt, hat nach aller Erfahrung in den Augen des Publikums nie Unrecht, aber sehr oft derjenige, der zwar mit Nachdruck allein als beleidigter Theil redet. Alles was diesen Menschen angeht, lassen Sie lieber durch Andre recensieren, und man wird's Ihnen als eine herrliche Grossmuth zu gut schreiben. Ich will nun einmal zwischen euch allen den Abbé de St. Pierre nicht machen, aber das ist gewiss, dass Ihr alle so viel ich Euch kenne, jeder in seiner Art rechtschaffene und würdige Leute seid, Ihr mögt auch Schwefel und Feuer einer auf den andern regnen lassen. Das Beste ist, dass ich an dem Herzen niemals bei einem wahren Kopfe habe zweifeln dürfen. Eure Irrungen liegen alle im Kopf, und die mag eben der, der alle Farbenbrechungen in Einen Lichtstrahl zu ordnen weiss, zum Besten der Welt leiten. Es wird aber die Natur ewig bunt spielen. Amen! und zwar von Rechtswegen. Wenn Sie wüssten“ fügt Merck

über Goethe bei, „wie ich oft mit ihm über Rationem artis disputire, und Sie sähen den Burschen im Schlafrock und Nachtwamms der bonhommie, er würde Ihnen gefallen.“ Nachdem er sich mit Begeisterung über den Faust, aber wegwerfend über Stella und Clavigo ausgesprochen hat, sagt er behutsam: „Dies alles, was ihn angeht, sub rosa.“

Der Brief macht einen wohlthuenden Eindruck. Wir sehen den Kritiker mit einer völligen Unbefangenheit zwischen seinen beiden Freunden, die in einem erbitterten Kampfe mit einander begriffen sind, in der Mitte stehen und weder an dem einen noch dem andern irre werden. Von Goethe spricht er mit Bewunderung und Liebe, dabei nicht ganz ohne Furcht. Es geht aus seinen Andeutungen hervor, dass der Dichter dem kritischen Rathe des Freundes gerne folgen mochte, wegen seiner Handlungsweise aber sich nichts von ihm sagen liess und hierin überhaupt nur seinen Eingebungen, Stimmungen und Launen gehorchte.

Die Selbständigkeit Merck's in dem Verhältnisse zwischen Goethe und Nicolai erkennen wir auch aus seinem Briefe an den Letzteren vom 3. November 1777, worin es heisst: „So sehr ich mit Goethe zusammenhänge, so hab' ich nie mein Urtheil über Sie ein einzigmal geändert, sowie ich's von Goethe nie gegen Sie ändern werde.“

Die Gereiztheit zwischen beiden Kämpfern dauerte übrigens fort: Höpfner, der dem Urtheile der Bibliothek über Goethe und Genossen Beifall schenkte, veranlasste seinen Freund Nicolai durch eine Aeusserung zu folgender Briefstelle vom 22. December 1788:

„Sie sagen, dass Goethe mein Todfeind ist, wüsste ich schon lange. Wahrhaftig nein! Dies ist mir etwas ganz Neues! Warum sollte er mein Feind sein? Wegen der Freuden Werther's? Es thäte mir leid, wenn ein Mann von Talenten so klein denken könnte.“

Höpfner scheint, nicht ohne damalige Abneigung gegen den Dichter, sich ohne Noth in diese Gefechte eingemischt zu haben. „Ich danke Ihnen auch“, schreibt ihm Nicolai den

6. Mai 1779, „für die kleine Nachricht von Herrn Goethe's Gesinnung gegen mich. Ich bedaure einen Mann, der sich stark dünkt, und doch so empfindlich ist. Ich verehre seine Talente herzlich, und wenn er mich besser kennen lernt, wird er mich auch wohl nicht mehr hassen und anfeinden." —

Wir schliessen hier die Akten des berühmten Streites, der einen bedeutsamen Gegensatz ästhetisch-sittlicher Anschauungen zur Sprache brachte, wenn auch nicht durchführte und erledigte.

Giessen. Georg Zimmermann.

Die Kindheit der Sprache,
mit Rücksicht auf die Sprache der Kindheit.

„Wir beobachten“, sagt Max Müller, „die Kindheit der Sprache mit allen ihren kindischen Einfälllen, und wir ziehen wenigstens diese eine Lehre daraus, dass in der Sprache mehr steckt, als sich unsere Philosophen träumen lassen.“*

Dieser Ausspruch des grossen Gelehrten lässt sich durch eine kleine Modification so wenden, dass eine neue Aufgabe gestellt wird. Lesen wir anstatt „Kindheit der Sprache Sprache der Kindheit mit allen ihren kindischen Einfällen“, so eröffnet sich ein Feld der Untersuchung, das wir wohl mit Interesse und vielleicht nicht ohne lohnende Resultate betreten mögen. Nicht nur weiss Jeder, der sich seiner Kinderjahre noch lebhaft zu erinnern im Stande ist, und Jeder, der mit Kindern gerne umgeht, dass jene Jahre der Kindheit fast märchenhaft in einer ganz eigenen Sphäre liegen, sowohl nach Denkungsart als nach Ausdrucksweise, — sondern auch, und das ist für uns ein wesentlicher Anhaltspunkt — die Sprache der Kindheit oder die Kindersprache findet auf sprachwissenschaftlichem Gebiete ihre ganz besondere Berücksichtigung. Max Müller und Diez sprechen an ziemlich zahlreichen Stellen von der Kindersprache, ersterer sogar von Kindergrammatik. — Um nun aber nachzuweisen, dass in dieser Sprache „mehr steckt als sich die Philosophen träumen lassen“, wird es nöthig

---

* Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, II. pag. 35.

sein, die wichtigsten der aus der Kindersprache von den beiden genannten Gelehrten erklärten und zur Stütze anderer Spracherscheinungen citirten Eigenthümlichkeiten nach Form und Inhalt zu beleuchten.

Bei Durchsicht der namentlich in neuerer Zeit so vielfach und sorgfältig bearbeiteten Sammlungen von Kinderliedern sind es folgende drei charackteristische Erscheinungen, welche dem aufmerksamen Leser die Sprache der Naivität kennzeichnen:

1. Der durch die Vocale i, a, (u) gebildete Ablaut.
2. Die Gemination oder Reduplication.
3. Die Deminutivformen.

Diez, Gramm. I. 71 sagt: „Noch eines merkwürdigen Umstandes ist hier zu gedenken, der uns deutlich zeigt, wie die fremde Sprachsitte zur Nachahmung reizen konnte. Es sind dies die mit den Vocalen i, a, u, gewöhnlich mit beiden ersten gebildeten Ablautformeln, meist Interjectionen (bif baf buf, kling klang, sing sang, wirr warr), die im Romanischen, welches übrigens noch einige andere, aber minder übliche Arten derselben kennt, ihren Wiederhall gefunden, besonders in den Volksmundarten.“

Solche Ablautformeln kommen in der Kindersprache so massenhaft vor, dass es zuviel Raum einnehmen würde, sie alle hier anzuführen, und dass man unwillkürlich nach dem Grunde dieses „merkwürdigen Umstandes“ zu fragen veranlasst wird. Diez führt uns selbst auf die Spur in einem Artikel seines Etym. Wört. I. 290: ninno . . . *ninna-nanna*. Er fragt: „Woher nun jenes schlafbringende *ninna-nanna*, worin man das Schaukeln der Wiege zu hören glaubt? . . . Kinder- und Ammenwörter,“ fährt er fort, „können leicht in hohes Alterthum hinaufsteigen und aus verlorenen Wurzeln herrühren. — *Ninna-nanna* ist eine der häufigen gewöhnlich über den Grenzen der Etymologie liegenden Ablautformeln, wie das lomb. *ginna-gianna*, Name eines Kinderspiels, oder *litta-latta* Schaukel.“ — Die Etymologie scheitert also an diesem *ninna-nanna* etc. ebenso wie an unsern „bim bam (bum)“, „ticktack“ und unzähligen andern. Aber was ist ihnen allen denn gemeinschaftlich? Diez deutet es an in den Worten „worin man das Schaukeln der Wiege zu hören glaubt.“ Der Vocal-

ablaut i, a (u) dient zur Nachahmung einer regelmässigen Doppelbewegung. —

Dem Kinde, das durch die von dem Recitativ *ninna-nanna* begleitete Bewegung der Wiege in Schlaf gesungen worden, wird unter ähnlichen Taktzurufen auf des Vaters Knie und der Mutter Schooss der Gebrauch der Glieder gesichert. Zum „B*i*tsche-b*a*tsche“ schlägt es die Händchen zusammen, zum „T*i*ppe-t*a*ppe“ versucht es die ersten Schrittchen zu machen, zum „B*i*bchen-b*a*bchen“ spitzt es das Mündchen zum Sprechen, zum „Kling-klang“ macht es den ersten Versuch zu singen, mit „Quick-quack“ u. a. sucht es aufgefasste Thierlaute nachzuahmen. Immer sind es Nachahmungen von Naturlauten mit Doppelbewegung.

Der uns angeborne Trieb des Nachahmens und das von der Natur uns eingepflanzte Gefühl für Takt oder Rhythmus haben diese Ablautformeln geschaffen. Kein Wunder, wenn das Kind in seinem später erlernten oder erfundenen Reimgeklingel ein „Schn*i*bel-schn*a*bel“* oder „N*i*gel-n*a*gel“** zur Ausfüllung des Verses und Stütze des Rhythmus anbringt. Bedient sich ja sogar der Dichter dieses malerischen Momentes, um Bewegung, grössere Lebhaftigkeit hervorzurufen, doch meist nur bei Behandlung echt volksthümlicher Stoffe.*** Vollends ähnlich dem eben erwähnten „Schn*i*bel-Schn*a*bel“ findet es sich in der Volkspoesie der süddeutschen Gebirgswelt. Das unwillkürliche, freudige Aufjauchzen des Gebirgsbewohners kann sich nur in naiven, der umgebenden Natur abgelernten oder instinctmässig unbewusst geschaffenen Lauten und Ausdrucksweisen kundgeben. Um Reim und Rhythmus lediglich zum Singen sich zu verschaffen, dichtet der Kärntner Aelpler:

„Stiegl*i*tz und Stigl*a*tz
Und a Fink is ka Spatz . . .“ †

---

* Deutsche Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben von Ernst Meyer, Tübingen 1851. pag, 28.

** Eod. pag. 37.

*** Göthe: Todtentanz; Bürger: Lenore, der wilde Jäger; Reinick: Frühlingsglocken.

† Deutsche Volkslieder aus Kärnten von Pogatschnigg und Herrmann 1869. Graz. pag. 4.

oder:

„Und er b*i*zelt und b*a*zelt
Schean zuber za mir."*

Es ist also die Sprache der Kinder und in kindlicher Naivität verharrender Volksstämme, in der wir solche Ablautformeln vorwiegend wahrnehmen und der wir deshalb auch die Entstehung derselben zuschreiben dürfen. Und da sie durchgängig Nachahmungen von Naturlauten sind, so möchte es wohl nicht schwer sein, ihre Spur bis in die Kindheitsjahre der Sprache überhaupt zu verfolgen. Dass man in einem „K*r*imsk*r*ams", „Mischmasch", „flim-flam", „mic-mac" u. a. m. figürliche Bedeutung findet, kann nicht gegen die Entstehung derselben aus der Sprache der Kindheit sprechen. Die Bedeutungen lassen sich auf den Begriff „albern", „kindisch" reduciren, und von da aus haben sie sich in malam partem individualisirt. Dass sie aber auch aller Wahrscheinlichkeit nach der Kindheit der Sprache angehören, dafür möchte wohl schon der Umstand sprechen, dass die ablautende Conjugation der germanischen Sprachen z. B. in ein weit höheres Alter hinaufsteigt, als die schwache, also der Kindheit der Sprache näher liegt. —

Wir müssen bei diesem Punkte der Untersuchung noch einen Augenblick verweilen, um die Richtigkeit oder das Zutreffende der mittels der Vocale i, a, (u) bezeichneten Nachahmung eingehender zu beleuchten. Die Frage ist deutlicher, wenn wir sie etwa so stellen: Warum heisst es nicht „T*a*ck t*i*ck", „B*a*mbim" etc. anstatt umgekehrt? Diese Frage gehört allerdings weniger dem Gebiete der Sprachwissenschaft an; drum mögen die Gedanken, die wir hier mittheilen, auch nur als Versuche einer Erklärung betrachtet werden. Zunächst bietet sich uns eine Erklärungsweise an die Hand, die ein dynamisches Motiv geltend machen möchte. Nehmen wir das Läuten der Glocke als Beispiel. Beim Ziehen am Seile findet eine Hebung der Glocke statt nach einer Seite; hierzu wird mehr Kraft erfordert als die Glocke durch ihr Gewicht im Fallen nach ihrem Ruhepunkte und Steigen nach der entgegen-

* Eod. pag. 31.

gesetzten Seite zum zweiten Schlage entwickeln kann; der erste Schlag muss also stärker sein. Er verursacht deshalb eine schnellere Vibration der Schallwellen, also einen stärkereren oder helleren Ton für unser Ohr. — Ob oder inwieweit dieser Gedanke richtig ist, wollen wir bescheiden dahin gestellt sein lassen. Eine genügendere Antwort giebt uns vielleicht die Tonlehre: Behalten wir als Beispiel die Glocke bei. Mit dem uns angeborenen Gefühl für Takt und Rhythmus scheint das Gefühl für Tonmannigfaltigkeit oder Musik eng verbunden zu sein. Ein Geläute von drei ganz gleichen Glocken würde unserem Ohre ganz unerträglich sein. Dieses Bedürfniss nach Mannigfaltigkeit des Tones ist so stark in uns, dass wir z. B. bei drei ganz gleichen Hammer- oder Dreschflegelschlägen Verschiedenheit des Schalles in Bezug auf Höhe und Tiefe instinctmässig wahrnehmen. Haben aber die drei Glocken verschiedene nach den Gesetzen der Tonlehre bestimmte Töne, so ist unser Ohr befriedigt. Der Grundton oder der Ruhepunkt ist gefunden. Unterscheiden wir daher bei einer regelmässigen Doppelbewegung einen stärkeren oder helleren und einen schwächeren oder tieferen Schall oder Ton, so ist unser Ohr daran Schuld, welches das Bedürfniss hat, einen dritten Ton oder Grundton zu suchen oder zu substituiren, auffallend ähnlich dem zu *i*, *a*, in den meisten Fällen nicht zur ausgesprochenen Geltung kommenden *u*. — Mag auch die Stichhaltigkeit dieser Erklärung dahingestellt bleiben, — das was nachzuweisen wir uns zur Aufgabe gestellt haben, ist die Wahrscheinlichkeit, dass die durch die Vocale i, a, u gebildeten Ablautformeln der Sprache der Kinder entlehnt oder abgelernt sind.

Von der zweiten charakteristischen Erscheinung in der Kindersprache, der Gemination oder Reduplication, sagt Diez geradezu: „Die der Sprache der Kinder abgelernte Gemination (franz. bobo, dodo) hat nur in Volksmundarten Wurzel gefasst.* Dass Diez auch den Ausdruck „Reduplication“ gebraucht zur Bezeichnung derselben Sache, beweist der Artikel „dodo“ Wört. I. 24. Ist dieselbe, wie wir an manchen Beispielen erkennen werden, auch nicht immer mit ganz

* Etym. Wört. Vorrede. pag. XXIV.

präoiser Buchstabendeutlichkeit in Anwendung gekommen, so dass man sie unter Umständen etwa eine blosse Silbenallitteration nennen könnte, so ist doch aus der Bedeutung der betreffenden Wörter immer auf das ursprünglich unverwischt vorhandene Princip der Reduplication zu schliessen. War es daher im ersten Theile unserer Arbeit nicht nöthig, Beispiele in grosser Menge anzuführen, an welche die Etymologie ihre Sonde doch vergebens angelegt haben würde, so wird dies bei Behandlung der Gemination um so mehr erforderlich sein, als die dem unverständigen *Lall*en (Red.) des Säuglings und dem instinctmässigen oder muthwilligen Nachahmen des der Wiege entwachsenen Kindes in Bezug auf Naturlaute entnommenen Sprachwurzeln gar mannigfache und verzweigte Sprossen getrieben haben. Wir werden sehen, wie das ungeschickte Sprechen des Kindes einen grossen Wortvorrath liefert zur Bezeichnung des unschicklichen Sprechens und Handelns Erwachsener — wie die figürliche Bedeutung des Begriffes „kindisch", ebenso wie in den Ablautformeln, auch durch die Gemination vielfach vertreten wird. — — Dass wir es hier mit Nachahmungen von Naturlauten der verschiedensten Art zu thun haben, werden die aus Diez Wörterbuch anzuführenden Stellen darlegen. Hiebei muss bemerkt werden, dass, wenn auch diese Beispiele den neuen Sprachen entnommen sind, die betreffende Erscheinung doch auch den alten und ältesten Sprachen eigen ist. — —

Zunächst wollen wir der Thierwelt erwähnen.

Diez Wört. I. 127: cigala Heuschrecken . . . Die sp. Form *c*hi*c*h*a*rra soll wohl den zirpenden Laut des Thierchens nachahmen.

I. 433. . . *upup*a Wiedehopf . . Ein neues Wort entlehnte man von seiner Stimme.

I. 447. *z*en*z*ara . . Mücke . . Offenbar ein Naturausdruck von dem Laute des Thierchens.

II. 114. *c*hu*c*h*e* Nachteule, von ihrem Geschrei so genannt u. a. m.

An diesen Stellen sagt Diez ausdrücklich, dass Naturlaute nachgeahmt sind; wir wollen aber auch solche anführen, an

denen dies nicht besonders hinzugefügt wird, damit wir das Material so vollständig als möglich zur Hand haben:

I. 63. bevero, sp. bibaro Biber,
I. 123. cerceta, ein Wasservogel, querquedula,
I. 128. cuccio, kleiner Fink,
I. 128. cucco, Kukuk.
I. 307. parpaglione, Schmetterling.
I. 304. pappagello, Name eines Vogels.
II. 107. cacharro, das Junge des Hundes.
II. 192. zorzal, ein Vogel, u. a. m.

Diejenigen von diesen Wörtern, welche Nachahmungen von Naturlauten sind, müssen sicher in ein hohes Alter hinaufsteigen; mögen sie hier als italienische, portugiesische, spanische etc. aufgeführt werden, das hindert nicht, sie der Kindheit der Sprache zuzuweisen. Aber sie gehören auch der Sprache der Kindheit an. Diez I. 318 piccione . . nennt als Stammwort für pigeon das Kinderwort pipi Vögelchen. Vergegenwärtigen wir uns aus Brentano's Märchen „*Gock*el, Hinkel und *Gack*eleia“ die herzigen Bezeichnungen für sämmtliche Thiere, von denen die meisten Reduplicationsformen sind, so wird uns aus eigener Jugenderinnerung noch manches ähnliche Beispiel als Vervollständigung auftauchen. „Das Kind . . . knüpft innigen Verkehr an mit den Vögeln; Käfer und Schmetterling, Heuschrecke und Schnecke zieht es in seine Gesellschaft, zu allen redend, „unbewusster Weisheit froh, alle verstehend, kundig ihrer Sprache.“*

Und warum sind die Kinder kundig der Sprache der Thiere? Weil diese in Bezug auf die Gemination mit der Sprache der Kinder übereinstimmt. Die Sprache ist nach Max Müller „der Rubicon, den kein Thier je wagen wird zu überschreiten.“ — Aber grade hier an der Grenze, wo das Thier, dem eine Art von Lautsprache nicht abgesprochen werden kann, durch welche es seine Lust und Unlust, seinen Hass und seine Liebe kundgiebt, seine höchste Stufe der lautlichen Ausdrucksweise erreicht, — da beginnt „das mit *Lall*en begleitete

* Frischbier: Preussische Volksreime und Volksspiele. Berlin. 1867. Vorwort, pag. V.

Geifern des Säuglings.“ (Diez I. 59 bava.) — Und dieses *Lall*en ist — — Reduplication.

Zwischen dem Lallen und dem geläufigen Sprechen aber liegt noch eine Mittelstufe, die uns eine andere charakteristische Unvollkommenheit im Sprechen bei Kindern vor Augen führt, für deren Wesen Nichts bezeichnender sein konnte als grade die Reduplication, wie wir aus folgenden Stellen ersehen werden:

Diez I. 49. bambo kindisch . . . der Stamm ist *βαμβαίνω* stammeln. . .

I. 174. farfogliare . . . stottern . . .

I. 409. tartagliare stottern . . . .

II. 270. ébaubí . . . abaubir stammeln machen.

Es ist der Begriff des Stotterns, der hier durch Reduplicationsformen vertreten ist. Und Nichts ist natürlicher. Stottern heisst ungeläufig sprechen, den Versuch ein Wort richtig zu sprechen, zwei oder mehrere Male machen, eine Unvollkommenheit, die fast ausschliesslich den Kindern eigen. Was liegt näher als diese Erscheinung durch nachahmende, also reduplicirende Wörter zu bezeichnen? Die angeführten Beispiele in ihrer augenscheinlichen Uebereinstimmung der Form möchten wohl für Diez Veranlassung bieten, II. 212 mit entschiedener Sicherheit für frz. bégayer auf sp. babieca, welches seinen Ursprung in dem „mit Lallen begleiteteten Geifern des Säuglings“ hat, zurückgehen zu müssen. Das deutsche „tutteln“ oder „totteln“ (Dial.) ist Reduplication, ebenso das engl. to totter u. a. Lateinisch balbutire gehört sicher hierher, entschieden auch titubare. Dieses letztere Verbum, in welchem die Bedeutungen „wanken“ und „stammeln“ vereinigt sind, giebt uns einen Fingerzeig, wie die durch den Ablaut i, a bezeichnete Doppelbewegung, von der wir im ersten Theile gesprochen, oder das Schwanken, auch durch Reduplication vertreten wird. In der That findet sich Diez I. 49 bambo . . . bimbo Ablaut und Reduplication nebst den betreffenden Bedeutungen, ebenso II. 262 dandiner, sich hin und her wiegen . . . Auch II. 186, *vaivem* scheint, weil es Schwankung bedeutet, hierher zu gehören. Demnach liegt es sehr nahe, II. 325, guingois auch als blosse Reduplication aufzufassen, da der Begriff „Schiefheit“ dem des Schwankens fast verwandt ist. — Was

aber am meisten überrascht, ist die Uebereinstimmung der figürlichen Bedeutung, wie wir aus folgenden Stellen ersehen werden;

I. 41, babbeo Schwachkopf, Gimpel . . babioles Kinderpossen.

I. 49, bamba einfältiger Mensch.

I. 74, bomba . . bombicus prahlerisch.

I. 126, cianciare . . Possen treiben.

I. 173, farfantaire Grosssprecher.

I. 209, gergo kauderwälsch . . . . unverständliches Gerede.

II. 112, chachara Geschwätz.

II. 113, choche unreif, kindischer Greis.

II. 120, doudo einfältig, närrisch . .

II. 144, lelo einfältig, dumm . .

II. 262, dandin alberner Mensch . .

II. 368, momon Possenreisser.

II. 393, radoter aberwitzig schwatzen, wie alte Leute thun . . . das im Französischen vorgesetzte re oder ra dient, die Handlung als eine immer wiederkehrende auszudrücken (*dot*er selbst ist schon Redupl.).

Von diesen Beispielen, welche alle dieselbe geistige Unvollkommenheit, das „kindische“ bezeichnen und zu denen sich ohne Zweifel in andern Sprachen, namentlich in Dialecten zahlreiche Analogien finden werden, sind die meisten Nachahmungen oder Naturausdrücke. Bei den übrigen spricht sich Diez nicht mit der gewohnten Bestimmtheit und Sicherheit aus. Dieser Umstand lässt schliessen, dass die Etymologie bei solchen Wörtern Schwierigkeit bietet, gibt aber zugleich den Fingerzeig, nachzuforschen, ob man es nicht mit Naturausdrücken zunächst zu thun hat. Freilich da die Vorliebe für die Gemination nun einmal vorhanden, so kann sie auch Einfluss gehabt haben auf Wörter, die wie chocho und deudo sich auf einen ziemlich sicheren Ursprung zurückführen lassen, hat sie sich ja auf Gegenstände verbreitet, bei denen von Naturausdruck gar nicht Rede sein kann. Wir können nicht unterlassen, neben der bereits besprochenen Thierwelt auch der Pflanzenwelt zu erwähnen und entsprechende Beispiele anzuführen:

I. 97, cacao südamerik. Baum und Frucht, mex. kakahuatl.

I. 121, cece . . cicer Erbse.
I. 214, giglio Lilie.
I. 116, ginggiola Brustbeere, zizyphum.
I. 152, lilàc ein Strauch (zugleich Ablaut).
II. 128, fofo . . etwas Schwammartiges . .
II. 151, membrillo . . marmelo Quitte . .
II. 159, patata Erdapfel, amerik. Wort u. a. m.

Gedenken wir nur der bekannten lateinischen Wörter; populus, pampinus, papaver, cucumis u. s. w., so müssen wir uns die Frage stellen, welchen Grund wir für diese Erscheinung zu suchen haben. — Wir wenden uns zur Kindersprache. Nicht nur die Kinder selbst schaffen in ihrer Unbehilflichkeit Reduplicationsformen, sondern auch diejenigen Erwachsenen, die anhaltend an den Umgang mit den Kleinen gebunden sind. Sie müssen sich in die Sprache der Kleinen hineinbequemen, und was ist natürlicher, als dass hier vorwiegend Speisen zur Sprache kommen? Das bei Diez I. 147 erwähnte cucco Ei ist ein solches Kinderwort, nicht minder das I. 85 unter bribe angeführte ahd. bilibi Brot und I. 304 pappo Brot, Bissen. Das latein. *sisasa* Honig wird sicher hierherzuziehen sein. — Wie das Kind sich in seiner Naivität der Thierwelt befreundet, wie oben erwähnt, so auch der Pflanzenwelt, namentlich den Blumen. Dass ausser den Speisen andere der Kinderwelt nahe liegende Dinge derselben Spracherleichterungsart in ihren Bezeichnungen unterworfen, sollte man wohl leicht vermuthen dürfen: Kleidungsstücke (*πεπλον*, sisurna) Körpertheile (barba popo . .) und vielleicht auch Hausgeräthe; doch dies möge blos zur Andeutung dienen. Dass man, um unwesentliche Dinge zu bezeichnen, Kleinigkeiten, Bagatellen, gern zur Reduplicationsform greift, wie in „Pfifferling" u. a., scheint auch hierher zu gehören; ebenso in Interjectionen wie: *παπαι*, papal, papperlapapp. Woher es aber kommt, dass in vielen Eigennamen, namentlich geographischen Bezeichnungen wie *B*om*b*ay, *C*in*c*innati, Caucasus, Dardanellen etc., *B*ar*b*aren, *T*a*t*aren, *B*a*b*ylon, Njam-Njam u. v. a. die Reduplication so auffallend vertreten ist, möchte vielleicht anders begründet werden. Indess werden sie doch durchgehends der Kindheit irgend eines Volkes entstammen.

Genug, — die Sprache derjenigen, welchen die Pflege der Kinder obliegt, also hauptsächlich der Mütter und Ammen, giebt uns Veranlassung, zu dem dritten Hauptpunkt unserer Aufgabe überzugehen, zu den Deminutivformen.

Hier stellen wir zunächst die auf das Unbedeutende des Kindeskörpers im Gegensatz zu Erwachsenen bezüglichen Bezeichnungen zusammen. — Wer hat nicht schon einen lieben Kleinen einen „Stumpf“ genannt oder nennen hören? Andere Sprachen, werden wir sehen, haben dieselbe Eigenthümlichkeit. Diez II. 153, muchacho, kleines Kind, Knabe, für mochacho von mocho (also auch hier wieder zugleich Redupl.), eigentlich also ein kleiner Stümmel; vgl. chicote Endchen Tau und junger Mensch, in deutschen Mundarten „Bützel“. — Unser „Knoten“, „Knirps“, „Knurz“, „Knopf“ gehören sicher auch hierher. Zu „Knopf“ gleich „Kopf“ erwähnen wir Diez II. 235: cadet von capitettum . . Häuptchen, junges Haupt. Ferner I. 284 mozzo . . Stümmel. — Mit ganz entschiedener Bestimmtheit aber spricht Diez I. 417: toso . . . der Knabe wird Strunk oder Butzen genannt, wie dies auch in anderen Ausdrücken und in anderen Sprachen geschah . . .

Diese Worte legen den Schluss nahe, dass wir auch dieser charakteristischen Art und Weise der Bezeichnung ein hohes Alter zuschreiben müssen. Sie gehört der Ammensprache an, und „Ammenwörter können“, wie bereits oben aus Diez angeführt, „in hohes Alterthum hinaufsteigen.“ Sie stammt also aus der Kindheit der Sprache, wie sie heute noch der Sprache der Kindheit angehört. — — Die vorerwähnten Bezeichnungen sind Deminutiva, dem Inhalt, nicht der Form nach. Tritt die Deminution der Form nach auf, was durch Suffixe und Superlativform (Diez II. 152) geschieht, so haben wir die Kosewörter. Und wo könnten diese mehr vertreten sein als in der Kinderwelt? — Und wieder ist es die Thierwelt, die hier eine ganz bedeutende Rolle spielt. Namentlich sind es die Vögel, denen wir unter den Hausthieren am liebsten menschliche Namen beilegen: Diez I. 307 parrochetto . . perico Peterchen (Papagei).

II. 186, urraca . . marica Mariechen (Elster).

II. 408, sansonnet . . Simsonchen (Staar).

(Verwandschaftsbezeichnungen auf Thiere übertragen, siehe Diez I. 281, II. 24, 115, 212, 322.)

Es ist die Uebereinstimmung des naiv-drolligen Wesens bei Thieren und Kindern, welche Deminuirte Menschennamen auf Thiere überträgt und umgekehrt. Letzteres finden wir bei Diez II. 54, pulcinella . . Hühnchen. Es ist allbekannt, dass man kleine Kinder mit „Viehchen, Schäfchen, Hämmelchen“ u. v. a. liebkosend anzureden pflegt. Das drollige Wesen aber bezeichnet uns Diez ganz treffend II. 35: „grille wunderlicher Einfall, ist kein anderes Wort als der Name des Insectes, dessen Sprünge den Anlass zu dem bildlichen Ausdrucke gaben. . . — Diese „Sprünge“ bezeichnen, auf den Menschen angewandt, zunächst die Unbeholfenheit in körperlichen Bewegungen bei schon der Wiege entwachsenen Kindern, die zugleich etwas Scherzhaftes ist, ebenso wie die wirklichen Sprünge des Bockes (capriecis) z. B., dann im übertragenen Sinne auf Erwachsene angewandt, „Launen“. So scheinen sich denn eine bestimmte Anzahl sprichwörtlicher Redensarten, die ihre Vergleiche der Thierwelt entnommen, in ähnlicher Weise erklären zu lassen: Mucken* = Mücken haben; eine „Laus“ ist ihm über die Leber gelaufen; einem einen „Floh“ ins Ohr setzen; „bockig“ = hartnäckig sein u. a. m. Um den Eigensinn eines Kindes zu bezeichnen, sagt man: es hat ein „Würmchen“ im Kopf. Weil dem Kinde das abstractum „Eigensinn“ nicht durch Erörterungen deutlich zu machen ist, wählt man das umgekehrte Verfahren der Metapher. Auch die Pflanzenwelt, wie aus Diez I. 430 truffa deutlich zu ersehen ist, liefert Wortvorrath für derartige Bezeichnungen. — Nach dieser kleinen Abschweifung kommen wir zurück auf die Deminutivform. Uebereinstimmend mit der übertragenen Bedeutung „kindisch“ in den Ablautformeln und den Reduplicationen führen wir für die Deminution an Diez II. 196, aïeul . . Auf das wiederum verkleinernde und kindisch machende oder auch auf das ehrwürdige hohe Alter wird

* Der Ausdruck „einen auf der Muck haben“ gehört nicht hierher; zwar ist auch hier Muck = Mücke, aber es bezeichnet das Visirkorn auf dem Stutzen des Tyrolers; also = einen auf dem „Korn“ haben.

die deminutive oder kosende Form passend übertragen... Somit scheint auch der Ursprung der deminutiven Form der Sprache der Kindheit, also auch der Kindheit der Sprache anzugehören. — — —

— — Haben wir bisher blos mit einzelnen Wörtern Untersuchungen angestellt, so liegt uns noch ob, auch auf Construction oder Satzbau der Kindersprache Rücksicht zu nehmen.

Erwachsene im Affecte, Taubstumme, Stotternde und namentlich Kinder bedienen sich mannigfacher Abkürzungen der Sprache, indem sie das der Bedeutung nach wichtigste Wort stark hervorheben und durch dasselbe den ganzen Satz vertreten lassen. „Wenn ein Kind“, sagt Max Müller II. 79, „auf“ sagt, so gilt dieses „auf“ seinem Geiste als subst., verb. und adject., alle in ungetrennter Einheit beisammen. Es bedeutet: Ich möchte hinauf auf meiner Mutter Schoss. . . Selbst wenn ein Kind grammatisch sprechen lernt, denkt es doch noch nicht grammatisch; es scheint, indem es spricht, die Kleider seiner Eltern zu tragen, obgleich es noch nicht in dieselben hineingewachsen ist. . . .“

Auch diese Art und Weise des Ausdrucks hat in der Sprache der Erwachsenen eine grosse Anzahl characteristischer Variationen erfahren; der Infinitiv und das Adverbium mögen wohl die geläufigsten Formen dazu liefern. Aus Diez führen wir an II. 185, upa . . Ermunterungsruf, besonders für die Kinder. Aufgestanden! Munter!

Solche Kindersprachellipsen, wie man sich wohl ausdrücken könnte, sind ganz natürlich von prägnanter Kürze. Wir wissen aber auch, dass der Ursprung aller Sprachen in kurzen, einsilbigen Wörtern zu suchen ist. Und wie diese „sich anfangs unbehindert in idyllischem Behagen entfalteten und erst allmählich ein unbewusst waltender Sprachgeist auf die Nebenbegriffe Gewicht fallen lässt“ (J. Grimm: Ursprung der Sprache, pag. 40), — ebenso ist es in der Kindersprache. „Das Kind beginnt zu reden, wie es anhebt zu denken, und die Rede wächst ihm, wie ihm der Gedanke wächst . .“ (Grimm eod. pag. 32). Somit wären wir hier an demjenigen Berührungspunkt zwischen Sprache der Kindheit und Kindheit der Sprache angelangt, wodurch die Einwirkung des „unbewusst waltenden Sprachgeistes“ in beiden, den Menschen als solchen charakterisirendes selbstständiges Schaffen deutlich und in höherem Grade zu erkennen ist.

„Die Sprache erscheint als eine fortschreitende Arbeit, sie war anfangs unvollkommen,“ sagt Grimm p. 32. Dass demnach Völker, in deren Sprache man die im Vorhergehenden

beschriebenen charakteristischen Merkmale der Kindersprache im selben Masse vertreten fände, nicht den Anspruch auf die höchste Stufe der Civilisation machen könnten, scheint klar zu sein. Und dass es solche Völker gibt, unterliegt keinem Zweifel. Wenn auch eine Nation von Stotternden dem Reiche der Fabel angehört, so lesen wir doch bei Max Müller II. 158, dass die Sandwich-Insulaner in ihrer Sprache Zahnlaute für Kehllaute substituiren, also wie die Kinder „*T*atze“ für „*K*atze“, „*T*uss“ für „*K*uss“ (wenn sie diese deutsche Wörter sprechen sollten) sagen würden. „Diese Verwechselung zweier Consonanten“, sagt er p. 162, „in demselben Dialect ist, wie ich glaube, ein charakteristisches Merkmal der tieferen Stufe der menschlichen Sprache und erinnert uns an das Mangeln der Articulation in den tieferen Stufen der Thierwelt.“

Zugleich erkennen wir aber auch in den dargestellten Merkmalen der Kindersprache ein durch natürliche Verhältnisse hervorgerufenes Streben nach Gleichartigkeit oder Regelmässigkeit der Formen, — und zwar in Folge des Mangels an Mannigfaltigkeit der Formen des Ausdrucks. Das wird der Grund jenes „grammatischen Gerechtigkeitsgefühles“ sein (Max Müller I. 61), vermöge dessen die Kinder Formen wie „badder“ statt „worse“, „comed“ statt „came“ u. a. bilden und so wahrscheinlich an dem Verschwinden unregelmässiger Declinationen und Conjugationen aus der Sprache Schuld sind.

So wären wir am Schlusse unserer Aufgabe angelangt. Wir können jedoch nicht abbrechen ohne des besonderen Einflusses zu erwähnen, den diejenigen auf die Sprache überhaupt ausüben, welche die Kindersprache schaffen helfen. „Der Einfluss der Weiber,“ sagt M. Müller II. 81, „auf die Sprache jeder einzelnen Generation ist viel grösser als der der Männer. Wir nennen sehr passend in Deutschland das Deutsche unsere Muttersprache; denn von unsern Müttern lernen wir sie sammt ihren Eigenthümlichkeiten in Mundart und Betonung und selbst in ihren Fehlern. . .“

— — Ist es uns hienach gelungen, zu zeigen oder auch nur annähernd anzudeuten, dass die Kindersprache aller Nationen mit ihren charakteristischen Merkmalen in ein sehr hohes Alter zu setzen ist, mithin der allgemeinen Muttersprache, der Wurzel- oder Ursprache, als wirkliche Tochter zuzuweisen ist, so dürfen wir in der That die Lehre daraus ziehen, dass auch in dieser Sprache „mehr steckt, als sich unsere Philosophen träumen lassen.“

Düsseldorf. Dr. Mieck.

Neues über Daniel Defoe.

Unsere kritische Zeit hat schon manchen zu Ehren gebracht, an dessen Rufe ein Makel hing, dagegen auch manchem sein Ehrenkleid abgestreift, mochte es ihm noch so fest umgelegt zu sein scheinen. So geht es auch Daniel Defoe, über dessen Leben, Charakter und schriftstellerisches Verdienst bislang nur eine Stimme war: Sein Leben, so sagte man, war ein mühe- und wechselvolles, sein Charakter ein fester und ehrenhafter, sein schriftstellerisches Verdienst ein unantastbares. Was nun das erstere und das letztere angeht, so mag die bisher geltende Ansicht auch ferner gelten; Defoe's Charakter aber wird in einem andern Lichte erscheinen, nachdem William Lee, einer seiner wärmsten Verehrer in England, eine neue Lebensbeschreibung des berühmten Schriftstellers veröffentlicht hat.* Lee's Zeugniss ist um so gewichtiger, als er kaum zu ahnen scheint, welchen schlimmen Dienst er dem von ihm so bewunderten Verfasser von Robinson Crusoe leistet. Er glaubt durch seine Darstellung von Defoe's Leben jeden Fleck von dem Bilde seines Helden getilgt zu haben, während dieses in der That allen Glanz verliert, mit dem die Nachwelt es umgeben hatte.

Die gewöhnliche Meinung war, Defoe habe die letzten siebzehn Jahre seines Lebens sich fern gehalten von allem

---

* Daniel Defoe, his Life and Recently Discovered Writings, extending from 1716 to 1729. 3 vols. Lond. 1869.

politischen Parteitreiben;* und in der That konnten die schmerzlichen Erfahrungen, welche er gemacht hatte, diese Meinung rechtfertigen. Ein ganzes Menschenalter hindurch hatte er in den vordersten Reihen gekämpft, noch zu guterletzt war er mit mehrmonatlichem Gefängnisse bestraft und hatte achthundert Pfund Sterling zahlen müssen: warum, sagte man, sollte er sich für den Rest seines Lebens nicht die wohl verdiente Ruhe gegönnt oder seine Musse nur auf jene literarischen Erzeugnisse verwendet haben, welche in kurzer Zeit seinen Ruhm in der ganzen Welt verbreiteten? Aber manches ist wahrscheinlich, was darum noch nicht wahr ist. Ein Zufall hat nachgewiesen, dass Defoe bis zu seinem Tode mit politischen Arbeiten beschäftigt war, die ihm freilich nicht so viel Ehre einbringen, als Robinson Crusoe, Colonel Jack, The History of the Great Plague in London, Memoirs of a Cavalier u. v. a., in denen er sein unübertroffenes Talent zeigt, „die Handschrift der Natur nachzumachen.“

Vor einigen Jahren erschien im London Review eine Reihe Briefe, welche in Defoe's eigener Handschrift im State Paper Office aufgefunden und an Charles De la Fay, Esq. gerichtet waren. Gegen ihre Echtheit hat sich kein Zweifel erhoben. Sie sind alle im Frühlinge des Jahres 1718 geschrieben und beweisen, dass Defoe's politische Laufbahn zu dieser Zeit noch nicht geschlossen war. Bei ihrem ersten Erscheinen blieb das nachtheilige Licht, welches sie auf Defoe's Charakter werfen mussten, nicht unbeachtet.

William Lee, der sich lange mit Defoe's Leben und Schriften beschäftigt hatte, glaubte seinen Liebling gegen die hervorgerufene Kritik schützen zu müssen und entschloss sich eine neue Untersuchung über sein Leben und seine schriftstellerische Thätigkeit anzustellen und herauszugeben. Denn jene Briefe erhellten nicht allein eine bisher im Dunkel liegende Partie, Defoe's geschäftliche Beziehung zur Regierung, sondern auch seine Verbindung mit einigen politischen Zeitungen; ja sie

* Vergl. die Lebensbeschreibungen von G. Chalmers, W. Wilson und R. Chambers. Der letztere sagt: „Admonished by dear-bought experience, our author now abandoned politics, and in 1719 appeared his Robinson Crusoe.“

zeigten ihn als den Verfasser vieler Flugschriften, die man ihm bis dahin nicht zugeschrieben hatte. W. Lee untersuchte nun die Nummern des Mercurius Politicus, Dormer's New's-Letter, Mist's Weekly Journal, deren Mitarbeiter Defoe eingestandener Massen gewesen war. Diese Forschungen führten ihn wieder auf andere Felder von Defoe's bisher unbekannt gebliebener journalistischen Thätigkeit. Nachdem er einmal den Faden in der Hand hatte, verfolgte er ihn über ein Feld, worauf Defoe als Arbeiter an Zeitungen und Flugschriften an fünfzig Jahre lang thätig gewesen war. Er brachte eine Sammlung von Versuchen, Briefen und Zeitungsartikeln des fruchtbaren Schriftstellers zu Stande, welche das oben genannte Werk bilden, und durch Mannigfaltigkeit des Inhalts und Lebendigkeit der Darstellung höchst anziehend sind. W. Lee hat nicht alles gegeben, was er gefunden, sondern vieles ausgeschieden, was, seiner Ansicht nach, kein dauerndes Interesse haben konnte. Wir finden Artikel über die Rebellion von 1715, die weiteren Schritte des Prätendenten und seiner Anhänger, über Handel und Verkehr, über den Südsee-Schwindel und seine Lösung, über andere sociale und national-ökonomische Pläne, an denen jene Zeit nicht minder fruchtbar gewesen zu sein scheint, als die unsrige, über die Pest in Frankreich, über politische Verbrechen und ihre Bestrafung u. v. a. Eingestreut sind mancherlei Anekdoten, Antworten an Correspondenten, umlaufende Neuigkeiten, die des Verfassers Gewandtheit und glücklichen Humor kennzeichnen.

Durch W. Lee's Arbeit ist der Katalog von Defoe's Werken ziemlich genau festgestellt, sowohl was Authenticität als Chronologie betrifft. Ihre Zahl beläuft sich auf 250.

Im Besitze eines so reichen und neuen Materials durfte W. Lee sich berechtigt halten, eine neue, von vielen Irrthümern befreite, in jeder Hinsicht vervollständigte Lebensbeschreibung seines Lieblings herauszugeben. Er scheint, wie gesagt, nicht bemerkt zu haben, dass Defoe's Charakter durch die neue Darstellung nicht gewinnt, dass der „unflinching champion," wie ihn noch Chambers nennt, hinfort keinen Anspruch mehr auf den Namen eines ehrlichen, offenen Mannes machen darf.*

* Ratting, wie die Engländer es nennen, das Ueberlaufen von einer politischen Partei zur andern, war nichts Seltenes in jener Zeit. Auch

Die bisherigen Lebensbeschreiber hatten eine Notiz bei Toland, dass Defoe für den Mercurius politicus geschrieben habe, unbeachtet gelassen. Dieses Journal erschien zuerst im Jahre 1716. Der zweite Brief an De la Fay zeigt nun, dass Defoe nicht nur mit dem Mercurius und andern Zeitschriften in Verbindung stand, sondern giebt auch die Umstände an, unter welchen er sich als ein Werkzeug der Regierung verkaufte.

Seit 1707 hatte er heimlich Dienste unter Harley* genommen, bei dem er nach seiner wirksamen Vertheidigung der Königin und ihrer Minister eingeführt worden war. Einige jetzt zum ersten Male gedruckten Briefe aus den Original-Handschriften des Britischen Museums hellen diesen Punkt auf. Defoe dankt darin seinem Wohlthäter für ein „überreiches Geschenk," das ihm kürzlich zu Theil geworden. Er lehnt bescheidener Weise „das Verdienst ab, welches man in seinen geringen Leistungen zu schätzen scheine." Sein höchster Wunsch gehe dahin und er hoffe dies zu erreichen, „dass er sich immer den schlichten, verächtlichen Ruf eines ehrlichen Mannes erhalten möge." Diese Aeusserung kann nur als Selbstironie genommen werden, wenn man damit den Contract vergleicht, den er sieben Jahre später mit Lord Townshend's Whig-Regierung eingeht. Er übernimmt, wenn nicht den Titel, doch das Amt eines Censors der öffentlichen Journale; „er sollte nach wie vor in Verbindung mit den Herausgebern der politischen Blätter bleiben, vor der Welt sollte er aber als in Ungnade stehend und ausser allem Zusammenhange mit den Whigs** gelten." Defoe war eben in seinem Processe vor dem King's Bench-Gerichte wegen eines Aufsatzes in der Flying Post losgesprochen worden. W. Lee will nun in allem diesen gar keine

---

Swift wurde aus einem eifrigen Whig ein nicht minder eifriger Tory, aber er trug seine Haut offen zu Markte und bei der Thronbesteigung Georgs I. ging er nach Irland in eine Art Verbannung.

* Harley, Graf von Oxford, Minister der Königin Anna, seiner Parteifarbe nach ein Tory, also Anhänger der Stuarts, bekannt als Sammler einer Bibliothek, deren Einbände allein 18,000 Pfund Sterl. gekostet haben sollen; die darin enthaltenen Manuscripte bilden jetzt einen Theil des Britischen Museums.

** Man erinnere sich, dass unter Whigs damals die Anhänger des Hauses Hannover, unter Tories die Partei der vertriebenen Stuarts verstanden wurden.

Bedingung oder Stipulation entdecken, wonach Defoe übernommen habe, ein Wort zu schreiben gegen seine Ueberzeugung oder gegen die Grundsätze, die er sein ganzes Leben hindurch befolgt hätte. Er meint vielmehr, Defoe's Arbeiten, nachdem er jene Verpflichtung gegen die Regierung übernommen habe, müssten ihm, abgesehen von andern Ansprüchen, ein Anrecht auf die Dankbarkeit und Bewunderung der Nachwelt geben: er habe sich in die Lage gebracht, die Pläne der übelwollenden Tagesschriftsteller mit Erfolg zu durchkreuzen und grössere Dienste zu leisten, als wenn er sich öffentlich als eine Stütze der Regierung bekannt hätte. Sein Zweck sei gewesen, verrätherische Aufsätze aufzufangen, ehe sie die Presse erreichten, das Gesetzwidrige daraus zu tilgen und die armen Herausgeber und Drucker vor Schaden zu bewahren. W. Lee schreibt also seinem Helden Absichten zu, die jeder Censor, auch in späteren Zeiten, zur Schau zu tragen pflegte; es ist nur sonderbar, dass Drucker, Herausgeber und Schriftsteller immer und allenthalben eine so menschenfreundliche Bevormundung von Seiten der Regierung beharrlich abgelehnt haben.

Einige Auszüge aus dem zweiten Briefe Defoe's mögen besser als W. Lee's Interpretation zeigen, welch ein sauberes Geschäft Defoe übernommen hatte und wie weit er hoffen durfte, „to preserve the homely, despicable title of an honest man."

In considering, after this, which way I might be rendered most useful to the Government, it was proposed by Lord Townshend that I should still appear as if I were, as before, under the displeasure of the Government, and separated from the Whigs, and that I might be more serviceable in a kind of disguise, than if I appeared openly; and upon this foot a weekly Paper, which I was at first directed to write, in opposition to a scandalous Paper called the Shift Shifted, was laid aside, and the first thing I engaged in, was a monthly Book called Mercurius Publicus, of which presently. In the interval of this, Dyer, the News-Letter-writer, having been dead, and Dormer, his successor, being unable by his troubles to carry on that work, I had an offer of a share in the property, as well as in the management of that work.

I immediately acquainted my Lord Townshend of it, who,

by Mr. Buckley, let me know it would be a very acceptable piece of service, for that Letter was really very prejudicial to the Public, and the most difficult to come at in a judicial way in case of offence given. My Lord was pleased to add, by Mr. Buckley, that he would consider my service in that case, as he afterwards did.

Upon this I engaged in it, and that so far, that though the property was not wholly my own, yet the conduct and government of the style and news was so entirely in me, that I ventured to assure his Lordship the sting of that mischievous Paper should be entirely taken out, though it was granted that the style should continue Tory, as it was, that the Party might be amused, and not set up another, which would have destroyed the design; and this part I therefore take entirely on myself still.

This went on for a year, before my Lord Townshend went out of the Office; and his Lordship, in consideration of this office, made me the appointment which Mr. Buckley knows of, with promise of a further allowance as service presented.

My Lord Sunderland, to whose goodness I had many years ago been obliged, when I was in a secret commission sent to Scotland, was pleased to approve and continue this service, and the appointment annexed; and, with his Lordship's approbation, I introduced myself, in the disguise of a Translator of the Foreign News, to be so far concerned in this weekly Paper of Mist's, as to be able to keep it within the circle of a secret management, also prevent the mischievous part of it; and yet neither Mist, or any of those connected with him, have the least guess or suspicion by whose direction I do it.

But here it becomes necessary to acquaint my Lord (as I hinted to you, Sir), that this Paper, called the Journal, is not in myself in property, as the other, only in management; with this express difference, that if anything happens to be put in without my knowledge, which may give offence, or if anything slips my observation, which may be ill taken, his Lordship shall be sure always to know whether he has a servant to reprove or a stranger to correct.

Upon the whole, however, this is the consequence, that by

this management, the Weekly Journal, and Dormer's Letter, as also the Mercurius Publicus, which is in the same nature of management as the Journal, will be always kept (mistakes excepted) to pass as Tory Papers, and yet be disabled and enervated, so as to do no mischief, or give any offence to the Government."

So wenig erhaben Defoe in diesen Verhältnissen über dem Niveau der damaligen allgemeinen Sittlichkeit oder vielmehr Unsich befindet,* so muss man ihm doch nachsagen, dass ihm bei seiner schmutzigen Arbeit nicht immer wohl zu Muthe war. Mehr als einmal nennt er es „Bowing in the House of Rimmon" (Anspielung auf 2. Kön. 5, 18, Name einer in Damascus verehrten hohen Gottheit). „Ich bin," schreibt er, „zwischen Papisten, Jacobiten und wüthende Hochtories gerathen, muss verrätherische Reden und beleidigende Worte anhören gegen Sr. Majestät Person und Seine getreuesten Diener, und dazu lächeln, als billigte ich sie." Er muss oft „Dinge hingehen lassen, die gar abscheulich sind, damit er keinen Verdacht errege;" es verfolgt ihn die Furcht, „dass er um so früher verloren sein möge, je treuer er die ihm gegebenen Befehle ausrichte." Dabei übersendet er „einen der für den Druck bestimmten aber von ihm unterschlagenen Briefe. Von dem Manuscripte von „Sultan Galza, einem andern nichtswürdigen Aufsatze," schickt er eine Abschrift an Lord Sunderland und erbietet sich das Original einzusenden, wenn es erforderlich sein sollte. In dem dritten Briefe „thut es ihm sehr Leid, dass das Journal aus dem Post Boy den albernen Artikel aufgenommen habe, worin der Prätendent als zu den legitimen Kindern der Königin Witwe gehörig dargestellt werde." „Es ist meine

* Wilhelm. III. musste oft von den Engländern den Vorwurf hören, dass er seine holländischen Freunde zu sehr begünstige; Defoe rechtfertigt ihn in folgenden, seinem Trueborn Englishman entnommenen Versen:

We blame the King that he relies too much
On strangers, Germans, Huguenots and Dutch,
And seldom does his great affairs of State
To English counsellors communicate.
The fact might very well be answered thus:
He has too often been betrayed by us;
He must have been a madman to rely
On English gentlemen's fidelity.

Einzelne Beispiele der schamlosesten Unsittlichkeit sind R. Walpole und Bolingbroke.

Schuldigkeit," sagt er, „Seiner Herrlichkeit zu betheuern, dass ich keine Schuld trage an diesem Versehen, sondern allein Herr Mist, der jenen Artikel noch zu dem übrigen von mir durchgesehenen Material hinzugethan hat." Er sucht allerdings bei allen Gelegenheiten den Herausgeber Mist gegen den Zorn des Ministers zu schützen; doch gelang dies nicht immer; im November 1718 ward Mist in's Gefängniss geworfen, und wenn sich auch nicht nachweisen lässt, dass ihn dies Unglück auf eine Angeberei von Seiten Defoe's getroffen habe, so konnten ihn die Bemühungen seiner Freunde nicht herausziehen. Defoe zog sich eine Zeit lang von dem Journal zurück, ward aber im Januar 1719 wieder engagirt, ohne dass Mist erfuhr, welches Bündniss sein angeblicher Freund mit der Regierung eingegangen war. 1720 ward Mist an den Schandpfahl gestellt, ein Jahr später um hundert Lstr. gestraft und auf ein Jahr ins Gefängniss gesteckt. Endlich nach sieben Jahren entdeckte der schändlich betrogene Mann das Geheimniss und ging dem Verräther mit gewaffneter Hand zu Leibe. Defoe entwaffnete und verwundete ihn, schonte aber sein Leben. Das mag grossmüthig sein, doch sollte W. Lee nicht, wie er thut, alle Schuld auf den armen Mist schieben und Worte des Lobes nur für Defoe haben. Der Herausgeber des Journals nahm nun keine Rücksicht mehr, er enthüllte Defoe's Benehmen allen Zeitungsschreibern und veranlasste sie, jeden Beitrag von ihm zurückzuweisen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass diese Massregel tiefen Eindruck auf Defoe's Gemüth machte und sein Ende beschleunigte. „Der gottlose, meineidige, verächtliche Feind," über den er sich beklagt, der ihn zwang sich zu verstecken, und dem er sein Unglück zuschreibt, wird wohl kein anderer als Mist sein, der ins Ausland entflohen war und sich mit dem Herzoge von Wharton und andern Jacobiten verbündet hatte. Er besass Documente von Defoe's Hand und wusste um Thatsachen aus dessen früherem Leben, die, geschickt gebraucht, ihn in den Augen der Regierung compromittiren und seine Sicherheit bedrohen mussten. Ein Brief an seinen Schwiegersohn Baker lässt solche Vermuthungen zu und zeigt zugleich, dass, wie W. Lee andeutet, Defoe's Verstandeskräfte unter der beständigen Angst gelitten hätten. Sein Schicksal war übrigens nicht so schlimm, wie er es wohl verdient hätte. W. Lee weist nach, dass er in guten Umständen starb.

Defoe's Schriftstellerruhm leidet unter diesen neuen Enthüllungen nicht, wohl aber seine Ehre: er ist wieder ein Beispiel, wie auch die glänzendsten Gaben zu den unedelsten Zwecken herabgewürdigt werden können.

Hannover. F. Callin.

Das russische Helden-Epos.

In unseren Gesängen sind die Spuren der vorhergehenden Epoche, der Titanischen oder Kosmogonischen Epoche ersichtlich, wo die Kraft die Form eines Menschen-Bildes annimmt, und wo als Helden die Elemente dargestellt werden. Die Menschwerdung dieser Kräfte erscheint auf verschiedenen Stufen; nicht alle Helden dieser ersterschaffenen Epoche enthalten in sich in demselben Masse den Charakter der Elemente. Es sind dieses die sogenannten „Aeltesten Helden“. Diesen entsprach im äusseren Zustande das Nomaden-Leben, was gewissermassen alle Völker durchlebt haben.

Die Epoche des Woldemar, dessen Haupt-Repräsentant Ilia Muromez gewesen war, ist der erste schöpferische Ausdruck des Russischen Volkes das die Formen seines neuen Daseins durch das Christenthum begründet hatte.

Es mögen hier einige Sagen über die Haupthelden dieser Epoche folgen.

Swiatogor.

Zur Reise fertig macht sich Swiatogor;
Er sattelte sein schönes Ross,
Und ritt in's freie Feld.
Zu messen hat er nicht mit wem
Die Kraft, die in den Adern ihm
Lebendig fliesst und überfliesst.
Er fühlt sich sehr beladen schwer.
Der Swiatogor sagt Folgendes:

„Wenn einen Griff ich finden möcht'
Aufheben würd' ich's ganze Land!"
'Nen kleinen Quersack traf er an,
Der in den Steppen lag.
Befühlt und rückt das Säckchen fort,
Es lässt sich aber rücken nicht,
Obgleich er auch den Finger nahm,
Und endlich auch die ganze Hand,
Um's aufzuheben, greift er's an.
„Seit vielen Jahren reise ich
Um diese ganze Welt herum,
Getroffen aber hab' ich nie
Ein solches Wunder, wie dies ist;
Solch' kleines Säckchen liegt nun hier,
Es jetzt aufheben kann ich nicht!"
Steigt Swiatogor vom Rosse ab,
Greift mit den Händen an den Sack,
Bis zu den Knien' er hebt ihn auf;
Doch in die Erde sank er selbst,
Er sank bis zu den Knien ein.
Nicht Thränen fliessen vom Gesicht,
Es floss das Blut von ihm herab.
Und blieb auch liegen Swiatogor
Wo er versunken war, der Held,
Sein Ende traf ihn hier.

Swiatogor mit Ilia Muromez.

In schöner Stadt, in Muromel,
Im Dörfchen, aus Karatschewa
Beständig sass der Ilia,
Der Ilia, Ein Bauern-Sohn.
Beständig sass er dreissig Jahr.
Einst ging sein Vater aus dem Haus
Die Mutter ging nun auch mit ihm,
Zur Ackerarbeit gingen sie.
Zwei Krüppel, wandernd, kamen an.
Am hübschen Fenster baten sie
Und wandten sich an ihn nun so:
„Steh' auf, Ilia von Muromez,
Und thue uns die Pforten auf,
Lass uns zu Dir ins Haus hinein!
Da sagt Ilia nun Folgendes:

„Heida, ihr meine Krüppelchen,
Die breiten Pforten, die hier sind,
Eröffnen kann ich sie euch nicht;
Beständig sitz ich dreissig Jahr,
Kann nicht bewegen Fuss noch Hand.“
Die Krüppel sprachen weiter da:
„Stehe auf, Ilia, auf starkem Fuss.
Und thue uns die Pforten auf,
Lass uns zu Dir ins Haus hinein.“
Auf kräft'gem Fuss' stand Ilia,
Er öffnete die Pforten weit,
Und liess die Krüppel in das Haus.
Da traten ein die Krüppelchen,
Sie kreuzten sich, wie nöthig war,
Als wohlerzogen grüssten sie,
Ein Gläschen voll mit Bär-Getränk,
Dem Ilia brachten sie es dar.
Als er getrunken dies Getränk,
Sein Helden-Herz erglühte dann,
Sein ganzer Körper war in Schweiss.
Die Krüppel sprachen zum Ilia:
„Was fühlst Du jetzt in Dir, Ilia?“
Die Krüppel grüsste dann der Mann:
„Ich fühl' in mir 'ne grosse Kraft!“
Da sagten ihm die Krüppelchen:
„Du wirst Ilia ein grosser Held,
Du find'st den Tod im Felde nicht:
Du kannst bekämpfen jeden Held
Bei jeder Heldin kannst Du's auch.
Vermeide nur den Einzigen,
Dies ist der Held, der Swiatogor,
Er ist der Erde selbst zu schwer;
Vermeide Samson auch, den Held.
Auf ihm sind sieben Engelshaar;
Vermeide auch Mikulow's Stamm:
Ihn liebt gar sehr die Erde selbst;
Nun auch vor Oleg hüte Dich:
Wenn nicht mit Kraft er Dich besiegt,
So nimmt er dennoch Dich mit List.
Schaff Dir, Ilia, ein Heldenross,
Dann ziehst Du gleich in's freie Feld,
Den ersten Hengst nun kaufe Dir:
Und stelle ihn drei Monat lang
In einen eingeschlossnen Ort;
Mit weiss' Getreide fütt're ihn: —

Und wenn nun diese Zeit vorbei,
Dann führ' ihn um den Garten her,
Drei Mal fühl' er den Thau auf sich.
Dann führe ihn zum Pfahlzaun hin:
Und wenn er diesen überspringt
Von jenseits wie von dieser Seit',
Dann reit' auf ihm, wohin Du willst,
Er wird Dich tragen überall."
Hieráuf verschwand das Paar.
Da ging Ilia zum Vater hin,
Zur Ackerarbeit wandt' er sich.
Der Boden sollte abgeputzt
Von Klötzen und von Wurzeln sein;
Und war der Boden abgeputzt
So warf den Schmutz er in den Fluss,
Und ging hierauf dann schnell nach Haus.
Als jetzt der Vater aufgewacht,
Sprach er erschreckt zu seiner Frau:
„Was für ein Wunder ist geschehn?
Die ganze Arbeit ist vollbracht!" —
Und weil die Arbeit fertig war,
So kehrten sie nach Hause schnell
Zurück und als sie traten ein,
Ums Haus gehn sehn sie Ilia.
Da fragten ihn die Eltern erstaunt,
Wie es geschah, dass er gesund
Jetzt so ganz schnell geworden sei.
Und da erzählte Ilia,
Dass bei ihm waren Krüppel zwei,
Die ihm gereicht ein Bär-Getränk,
Wie nun davon belebt er ward,
Und wie er plötzlich Kraft bekam.
Da zog Ilia in's freie Feld,
Er sah 'nen Bauer führen einen Hengst.
Der Hengst steht vor ihm dunkelbraun;
Vom Bauern kauft ihn Ilia.
Und zahlt für ihn, was man verlangt.
In einem festgeschloss'nen Ort
Steht jetzt der Hengst, wohin er ward gestellt.
Er füttert ihn, wie's ihm gesagt,
Und frisches Wasser giebt er ihm.
Als nun die Zeit vorbei
Da führt Ilia im Garten selbst,
Den Hengst drei Nächte lang herum,
Dreifachen Thau er fühlen muss;

Zum Pfahlzaun führt er auch ihn hin,
Den übersprang sogleich der Hengst
Von jenseits wie von dieser Seit'!
Hierauf, Ilia, der Muromez,
Schnell sattelt er das schöne Ross
Von seinen Eltern nimmt er nun
Wie Abschied, auch den Segen mit,
Und zieht damit in's freie Feld.
Im freien Feld, ritt Ilia
Zu einem weissen Leinen-Zelt.
Von feuchter Eiche steht unweit
Dies Zelt, worin des Helden Bett;
Zehn Faden lang ist dieses Bett,
Und wohl an sechse ist es breit.
An feuchte Eiche band sein Ross
Der Ilia und legt sich hin auf's Bett.
Da schlief er ein, ganz fest und gut,
Der Schlaf des Helden ist ja fest.
Drei Tag' und Nächte schlief er dort.
Am dritten Tag, da hört sein Ross
Ein gross Geräusch von Norden her.
Erschüttert wird die feuchte Erd',
Die dunkeln Wälder sind bewegt,
Aus steilen Ufern fliesst der Fluss;
Mit seinem Hufe schlägt das Ross,
Erwecken will es den Ilia,
Und spricht mit Menschenstimm' zu ihm:
„Heida Ilia, du Muromez!
Du schläfst, erholst Dich, ahnest nicht,
Die drohende Gefahr ist nah.
Zum Zelte kömmt der Swiatogor:
Schnell lasse mich in's freie Feld
Und selbst auf diese Eiche klett're!“
Auf starken Füssen stand Ilia.
Er liess das Ross ins freie Feld,
Und auf die Eiche setzt er sich.
Den grossen Helden sieht er nun,
Noch höher als der Wald ist er;
Er hat ein Kästchen von Krystall,
Mit goldnem Schlüssel schliesst er auf:
Des Helden Frau erscheint daraus,
So schön, wie keine in der Welt;
Von Wuchs ist sie erstaunlich gross,
Recht fein ist auch ihr schöner Gang,
Die Augen hell, wie bei dem Falk',

Und wie beim Zobel sind bei ihr
Die Augenbrauen, ganz so schwarz.
Als steige sie vom Kästchen 'raus;
Ein Tischtuch legt sie auf den Tisch,
Und süsse Speisen stellt sie hin;
Vom Kästchen nahm sie Bär-Getränk
Und dieses ass der Held.
Mit seiner Frau ging er in's Zelt,
Ergötzte sich da erst mit ihr,
Da sank er endlich in den Schlaf.
Die schöne Frau sie ging hinaus,
In's freie Feld ging sie.
Auf feuchter Eich' erblickte sie Ilia
Und sagt zu ihm und sprach:
„Heida! Du Jüngling wohlbeleibt!
Herunter steige, komm mit mir,
Und Lieb' einander widmen wir; —
Wenn ungehorsam Du sein wirst,
Erwecke ich den Swiatogor,
Und sagen werde ich von Dir,
Dass Du gewaltsam Liebe nahmst."
Er konnte ihr nicht widerstehn,
Mit ihr konnt' er nicht reden mehr,
Auch fürchtet er den Swiatogor,
Und von der Eich' steigt er herab,
Thut, was sie ihm befohlen hat.
Des Helden schöne Frau ihn nahm, —
In Mannes Tasche sie ihn steckt,
Und weckt den Mann auf, aus dem Schlaf.
Als Swiatogor hierauf erwacht,
In's Kästchen setzt er seine Frau,
Mit gold'nem Schlüssel schliesst er zu.
Er setzt sich jetzt aufs schöne Ross
Und ritt den heil'gen Bergen zu.
Zu stolpern darnach fing sein Ross,
Da schlug der Held es mit der Peitsch':
Mit Menschen-Stimme sagt das Ross:
„Ich trug den Held mit seiner Frau,
Und ausser ihm ich Niemand' trug,
Jetzt trag ich aber noch 'nen Held,
Daher zu stolpern nicht so schlimm!"
Es zog heraus der Swiatogor
Aus seiner Tasche den Ilia,
Er fragt ihn dann, wie es geschah,
Dass er in seine Tasche kam?

Die Wahrheit sagt ihm Ilia,
Da tödtet seine Frau der Held
Und tauscht das Kreuz mit Ilia,
Den jüngsten Bruder nennt er ihn.
Und jeden Handgriff lehrt der Held
Jetzt seinen Bruder, den Ilia.
Er ritt mit ihm zum hohen Berg,
Und auf der Reise kamen sie
An einen Sarg mit der Inschrift:
„Wem es bestimmt zu liegen hier,
Der wird schon immer liegen da."
Da legte sich Ilia in'n Sarg;
Doch ihm war er zu lang und breit.
Dann legte sich der Swiatogor hinein:
Ganz wohlanpassend war er ihm.
Es sagte dieser dem Ilia:
„Bereitet ist für mich der Sarg,
Jetzt nimm den Deckel, Ilia,
Und fest bedecke mich damit."
„Den Deckel, Bruder, nehm' ich nicht,
Und Dich bedecken werd' ich nicht,
Du treibst hier einen ernsten Spass,
Beerdigen Dich will ich nicht. —"
Sich selbst bedecken will der Held,
Als er den Deckel heben wollt',
Ist er ohnmächtig es zu thun.
Nur nutzlos strengte er sich an.
Da sagt er endlich dem Ilia:
„Ach jüngster Bruder Muromez!
Getroffen hat das Schicksal mich,
Der Deckel er erdrücket mich,
Versuch' es, aufzuheben ihn!"
Das that Ilia, versuchte es;
Ohnmächtig aber war er auch.
Da sagt ihm dann der Swiatogor:
„Mein Schwert aus echtem Stahl, es nimm,
Schlag fest den Deckel in die Quer!"
Ohnmächtig ist der Muromez
Selbst aufzuheben dieses Schwert.
Ihn ruft zu sich der Swiatogor:
„Zur Sarges-Spalte bücke Dich,
Aufgeben meinen Geist ich will.
Und als Ilia zum Sarg sich bog,
So athmet er des Helden Geist.
Jetzt fühlt er seine Kraft so gross,

Er hebt nun dieses Schwert ganz leicht,
Und schlägt den Sarg wie ihm gesagt;
Allein nur Funken flogen aus,
In Folge dieses grossen Schlags,
Ein langer Strich am Deckel blieb.
Ihm wieder ruft der Swiatogor:
„Ich bin, Ilia, ganz athemlos,
Bemüh' Dich noch und hebe ihn!"
Entlang schlug wieder Ilia,
Dennoch erlangt er nichts damit.
Da schrie ihm zu der Swiatogor:
„Ich werde ganz ersticken so,
Bück' wieder Dich zur Spalte hin,
Einathmen wirst Du jetzt, Ilia,
Die ganze Kraft des Helden Geist,
Ich übergeb' es Alles Dir. —"
Da sagt Ilia der Muromez:
„Die Kraft in mir ist gross genug,
Mich tragen sonst wird nicht das Land." —
Erwiedert jetzt der Swiatogor:
„Hast's gut gemacht, dass Du nicht so
Erfüllt nun hast, was ich befahl;
Du würdest nur aufathmen jetzt
Den Todesgeist des Swiatogor,
Nun lebe wohl! besitz' mein Schwert
Und bind' zum Sarg mein treues Ross,
Denn das beherrscht schon Niemand mehr.
Des Helden Geist, er floh hinfort.
Da nahm Ilia den Abschied auch
Von Swiatogor und seinem Ross.
Er band es an des Helden Sarg
Umgürtet sich des Helden Schwert,
Und ritt nun fort in's freie Feld.

Die Erzählung von der Hochzeit des Swiatogor.

Auf dem breiten Wege ritt Swiatogor, und traf einen Vorbeigehenden. Er lenkte sein Ross hinzu, konnte aber den Vorbeigehenden nicht ereilen, zuerst läuft er im Trabe, dann langsamer, dann Schritt vor Schritt, aber der Vorbeigehende ist immer voran. Da sagt der Held folgendes Wort: „Ach, Du vorbeiziehender Mensch, halte doch etwas an, sonst kann ich

Dich selbst auf dem guten Rosse nicht ereilen.“ Nun hielt der Vorbeigehende an und nahm von seinen Schultern ein kleines Quersäckchen, das er auf die feuchte Erde legte. Hier fragt ihn der Held Swiatogor: „Was hast Du im Quersäckchen?“ „Hebe es nur von der Erde auf, dann wirst Du erkennen, was es enthält.“ — Swiatogor stieg vom Rosse ab und griff das Quersäckchen mit der Hand an, konnte es nicht bewegen; dann nahm er es mit beiden Händen, und versank bis zu den Knien in die Erde, Der Held sagt folgende Worte: „Was hast Du denn in's Quersäckchen gelegt, dass ich nicht die Kraft habe, es zu heben?“ — „Im Quersäckchen liegt das Ziehen der Erde.“ „Und wer bist Du? Wie nennt man Dich?“ — „Ich bin Mikulo Selianowitsch.“ — „Sage mir noch, Mikuluschka, wie könnt' ich mein Schicksal und mein Loos kennen?“ „Reite auf dem breiten Wege bis zum Kreuzwege, dort drehe links ab, und in vollem Laufe reite bis zu den nördlichen Bergen. Unweit eines grossen Baumes steht eine Schmiede. Frage den Schmied über Dein Schicksal und Dein Loos.“ Swiatogor ritt, wie es ihm gesagt war, und sprengte sein gutes Ross über Flüsse und Seen und liess breite Thäler hinter sich zurück. Drei Tage lang ritt Swiatogor bis zu den nördlichen Bergen, er erreichte endlich den grossen Baum; unweit dessen stand die Schmiede, wo der Schmied zwei Haare schmiedete. Da fragte ihn Swiatogor: „Was schmiedest du, Guter? Ich schmiede das Loos, wen Jemand heirathen wird. „Wen werde ich denn heirathen?“ — „Deine Braut befindet sich im Seelande in einer Hauptstadt: dreissig Jahre lang liegt sie auf einem Misthaufen!“ In Gedanken versunken steht der Swiatogor: „Wart', ich reite jetzt nach diesem Lande, und tödte diese Braut.“ Er kam in dieses Reich, zu der Hauptstadt, an ein kleines, dürftiges Häuschen und tritt hinein. Niemand war zu finden, ausser einer Jungfrau, die auf dem Misthaufen lag; ihr Leib war wie mit einer Tannenrinde bedeckt. Swiatogor nimmt heraus fünfhundert Rubel und legt sie auf den Tisch; dann zieht er sein scharfes Schwert heraus und schlägt damit die weisse Brust der Jungfrau und verlässt Seeland. Als die Jungfrau erwachte, sieht sie, dass die Tannenrinde von ihr heruntergefallen ist, und auf dem Tische liegen 500 Rubel; hierauf wurde sie eine Schön-

heit, so schön, wie keine in der Welt. Mit diesem Gelde fing sie an zu handeln und verdiente viel, wurde reich, liess Schiffe bauen, auf die sie kostbare Waaren legte und zog zum herrlichen See. Sie kam zur grossen Stadt, welche auf den heiligen Bergen liegt, und fing an die kostbaren Waaren zu verkaufen. Das Gerede über ihre Schönheit verbreitete sich im ganzen Reiche. Da kam der Held Swiatogor, die Schönheit zu sehen, und sie fanden sich in Liebe. Er freiete sie und sie wurde seine Frau. Hier bemerkte er die kleine Narbe auf ihrer Brust und er fragte sie, was diese Narbe ihrer Brust sei? „Zu uns, nach unserem Seeland kam einst ein unbekannter Mann, liess auf dem Tische unseres Bauernhauses 500 Rubel; ich schlief damals fest. Als ich wach wurde, sehe ich eine Narbe auf meiner weissen Brust und gleich einer Tannenrinde fiel mir etwas vom Leibe, und vorher habe ich dreissig Jahre lang auf einem Misthaufen gelegen. Hier erkannte Swiatogor, dass man seiner Bestimmung nicht entgehen kann.

Der gewöhnliche Wohnsitz Swiatogor's sind die „heiligen Berge." (Swiat: heilig, Gora: Berg) Repräsentant der Grundsätze des Nomadenlebens, der Titanischen Richtung, findet er sich beim Heranrücken einer neuen Epoche zur Unbeweglichkeit bestimmt; seine Bewegung ist langsam, schwer, „schwer beladen fühlt er sich von seiner Kraft, wie von einer schweren Last."

Swiatogor sucht „ein Ziehen der Erde", eine der Erde gleichmächtige Last, einen Hebel von gleicher Kraft, um die Erde aufzuheben — was ein Titanischer Zweck ist; und er findet die Repräsentantin dieses Ziehens: das sich im Zusammenhang gefundene Russische Land, was ihm klein und schwach scheint. Aber, da er es aufzuheben versucht, fliessen ihm vom Gesichte nicht Thränen, sondern Blut, er hebt es endlich bis zu den Knien, und bis zu den Knien versinkt er selbst in die Erde: sie ist stärker, sie besiegt ihn.

Als Hauptrepräsentant des neuen Lebens, der Landwirthschaft, erscheint Ilya Murometz. Er ist eigentlich der Repräsentant des früheren Lebens, der Herrschaft der Elemente, dem Nomadenleben entgegengesetzt. Aber da das neue Leben zu allererst, mit der Sicherung des Erlangten, mit der Unterstützung

der Dauerhaftigkeit und Stärke der sich entwickelnden Principien beschäftigt war, so konnte es sich der Unbeweglichkeit nicht weihen. Die Anwendung und Verbreitung der Principien des neuen Lebens verlangte Bewegung. Das Land ging in das Landheer über, das beim Aufpflügen der neu angesiedelten Länder, bei der Gründung der Städte, bei der Ausdehnung des Kreises der privaten — kleinen Gemeinden und bei der Vertheidigung der Grenzen gegen die Einfälle, immer voran stand. Fremde Bestandtheile waren mit ihm noch nicht vereinigt. Das Landheer in seiner ursprünglichen Form ist das Land selbst, nur in der Bewegung, gleich der Artel, eine Gesellschaft von Arbeitern, die zusammenleben nnd gemeinschaftlichen Tisch führen, die auch eine Gemeinde, aber eine Gemeinde in der Bewegung ist. (Die nach Verdienst ausgeht und dafür Arbeit übernimmt.) Dadurch unterscheidet sich auch das Landheer von der vorausgegangenen Gährung und dem Nomadenleben. Damals war das Land in der Bewegung eines noch nicht im Zusammenhang stehenden Volkes, aber es strebte dahin zu gelangen; jetzt aber ist das Land in der Bewegung, zufolge der in ihm dauernden, festen Prinzipien, so, dass das Landheer kein Pseudonym, sondern dessen Repräsentant war, nur in der Unruhe seines aufgeregten Lebens dargestellt. Ein solches Landheer stellt sich zu allererst in den Helden dar, die dem Schöpfungsgeist der Epoche des Woldemar zugeschrieben waren, gleichzeitig auch in der Kühnheit, Novgorod's in dessen freiheitliebender, rastloser Jugend, die vom Centrum, nach der Richtung der Flüsse und Strassen, nach den benachbarten Ländern die ersten Anfänge des Handels einführte. Gewiss haben die Landheere im russischen Lande überall existirt; aber da im Streben zu immer weiterer Entwickelung der neuen Principien, der Süden und besonders Kiew schon seit früherer Zeit überwiegend war, so können wir eben hier am besten das Landheer beobachten; wenn wir über die Thaten der Helden der Epoche des Woldemar lesen, und die Sitten und den Bestand des Heldengebiets kennen lernen, so bekommen wir einen klaren Begriff über das Ziel, die Aufgaben und Wirkungen des Landheeres. Mit der Ausdehnung des Landes als Territorium, des Landes, als einer neuen Form des

Volkszustandes, werden auch dessen Grenzen in allen Richtungen auseinandergeschoben; ein und dasselbe Landheer ist in mehrere Theile nach den Grenzen hin geschoben worden. Bemerkerswerth ist es, dass auch der Schöpfungsgeist des Volks-Wortes mit dessen Sagen und Sängern, der zuerst dem Anscheine nach in Novgorod, Kiew in demselben Lande, Volke, Bauernstande, sich festgesetzt hat, im Laufe der Zeit mit den Landheeren nach den Grenzen zog, dort seine herumwandernden Sänger bildete und seit dem XV. Jahrhunderte sich unvergleichlich mehr den Landheeren, als dem sich bildenden Staate hingab; der Staat übte nach und nach grösseren Druck und suchte an die Stelle des Landes zu treten: Das letztere, selbst in sich unterdrückt, behielt die Energie des Lebens in der Form seiner Landheere; hier liegt der Grund, warum bei uns viel Gesänge über die Kosaken aufbewahrt worden sind. So ist Ilya Murometz, als Hauptrepräsentant des Landes und der neuen Ordnung der Dinge, als Repräsentant des Landes in der Bewegung d. h. des Landheeres, Nachfolger der vorausgegangenen Bewegung, des Fortschritts, wodurch die ganze Masse des allgemein-slavischen Stammes in Gährung gebracht wurde.

Gleich wie das kleine „Quersäckchen, zum Ueberwerfen dienend“ die unabänderliche Gefährtin der Krüppel, gefüllt mit Erde, ein unglaubliches Ziehen bekam, ebenso sitzt Ilya im Kindesalter beständig unbeweglich; ihn aufzuheben, ihm die Kraft der Bewegung zu schaffen, vermochten nur diejenigen, deren besonderes Recht und Zeichen die Bewegung war. Dies waren — die herumwandernden Krüppel. Ihrem unveräusserlichen Charakter nach,. herumwandernd, blind, missgestaltet waren sie in Russia immer die Repräsentanten der Periode der Gährung, des Nomadenlebens; unmittelar aus dieser Periode traten sie hervor und wenn sie durch das neue Leben nicht verworfen wurden, so verdanken sie das dem Christenthum. Sie gingen als Wanderer nach den heiligen Orten und ihr missgestaltetes Bild ist durch das Kommen des Volksschöpfungsgeistes gesegnet worden, — sie wurden Sänger besonders der heiligen Lieder und bildeten einen Sängerstand. Die Sage ist bekannt, wie der Ilya Murometz von ihnen aufgehoben, getränkt, in Bewegung gebracht und zum Repräsentanten des

Landheeres gemacht worden ist. Die Art der von Ilya empfangenen Kräfte ist nicht schwierig zu beurtheilen. Als Ilya nach deren Befehl Bier getrunken hatte, fühlte er, dass „er selbst die Erde aufheben könne;“ es ist dieselbe Kraft, die wir im Swiatogor sahen, die dem Lande feindselige Kraft der Elemente, der Gährung und des Nomadenlebens. Aber die Krüppel, diese durch das neue Leben zugelassenen Greise, die im russischen Lande eine Zuflucht gefunden haben, wollen ihn nicht schädigen; sie sahen, dass die Kraft zu gross war, maasslos, formlos, dass „ihn die Erde nicht tragen kann“, sie befahlen ihm noch zu trinken, um diese Kraft zu mässigen und sie wieder in die Grenzen der Menschenkraft zu bringen. Ilya Murometz gehört nicht der Titanischen, sondern der Heldenepoche an, er ist die grösste, die erste Menschenkraft. Wir fügen hinzu, dass Ilya ein solcher, von Seiten des Glaubensbewusstseins, des Weges, den das russische Nationalbewusstsein von der Stufe der äusserlichen Natur, bis zum menschlichen Geiste durchgemacht hat, bedeutet; von Seiten des äusserlichen, politischen Zustandes ist Ilya die erste Volkskraft. Bemerkenswerth ist noch, dass die Helden, indem sie ihre Thaten zu vollbringen reisten, bei den Krüppeln deren Krücken und Stäbe leihen; es ist offenbar, dass sie gewissermassen Nachfolger der Nomadenkräfte waren. Als sie dem Ilya den ersten Anstoss zu diesem Leben brachten, gaben sie ihrem Zöglinge die Weissagung: 1. „Du findest den Tod im Felde nicht. 2. Du kannst bekämpfen jeden Helden; 3. . . . Vermeide nur den Swiatogor, — er ist der Erde selbst zu schwer; vermeide Samson auch den Held, auf ihm sind sieben-Engelshaar“ d. h. mit den ältesten Helden sollte er nicht kämpfen, denen er nicht gewachsen wäre; mit ihnen als seinen Vorfahren und Vorgängern zu kämpfen, würde ein Frevel sein. Aber da ist noch ein Gebot: „Vermeide auch Mikulow's Stamm, ihn liebt sogar die feuchte Erde; nun auch vor Oley hüte Dich; wenn nicht mit Kraft er Dich besiegt, so nimmt er dennoch Dich mit List.“ Was sollen diese neuen Persönlichkeiten heissen?

Indem wir uns zum Swiatogor wenden, werden wir sie kennen lernen. In ähnlichen Verhältnissen, wie, zu den herumwandernden Krüppeln erscheint Ilya auch zum Swiatogor. Seine Kräfte sind unermesslich; dennoch übertrifft ihn Swiatogor.

Aber Swiatogor ist dem Tode geweiht, Ilya — dem Leben. Deshalb übergiebt der Held der Elemente dem Helden des Landheeres seine Erbschaft; „jüngster Bruder“ nennt er ihn; er belehrt den Ilya, und wenn er sterbend ihm seine Kraft übergiebt, „als Ilya sich zum Sarg bog und des Swiatogor Heldengeist eingeathmet hatte, fühlte er in sich die Kraft dreimal gewachsen.“ Es war dieselbe Kraft, die er von den Krüppeln empfangen hatte. Aber hier zeigt sich ein wichtiger Unterschied. Swiatogor findet sich nicht, gleich den Krüppeln, zu dem neuen Leben zugelassen, sondern ist dem Tode geweiht. Als er die Kraft übergab, fühlt er, gleich allen mythologischen Wesen, eine Art von Neid. Indem Swiatogor dem Ilya seinen Geist giebt, sucht er ihm auch seine Kraft zu weihen, die bei der neuen Ordnung der Dinge schon „Todesgeist“ wäre, schädlich für den Ilya selbst. Die Krüppel mässigten diese titanische Kraft: jetzt aber wird sie von dem Ilya selbst gemässigt. Auf die Einladung sich noch einmal zum Sarge zu bücken, damit Swiatogor ihm seine ganze Kraft geben möge, antwortet Ilya: „Die Kraft in mir ist gross genug, mich tragen sonst wird nicht das Land.“ Swiatogor gesteht seine böse Absicht ein und lobt den Ilya wegen der Mässigung. „Jetzt, des todten Helden Geist wehte fort“ um spurlos verloren zu gehen, Ilya aber empfing, von dem Repräsententen der vorigen Epoche, nur das, was lebenskräftig war, und umgürtete sich mit des Helden Schwert. Es würde schwer sein, die Begebenheiten in der Welt der Kräfte und Lebensmächte anschaulicher in Bildern darzustellen.

Wenden wir uns wieder zu Swiatogor, um ausser seinem Zusammentreffen mit Ilya, auch seine Beziehungen zu den übrigen genannten Personen zu erklären. Verstossen durch das neue Leben, sahen wir, wie dieser Held dem Erstarren geweiht ist. Das neue Leben im Allgemeinen — Land genannt, bei seinen Bestrebungen zum Beharren, hat auch einen Ueberfluss an dem Princip der Bewegung: die Rollen sind verändert. Swiatogor trifft einen Vorbeigehenden: „Er lenkt sein Ross hinzu, aber kann den Vorbeigehenden nicht ereilen; er läuft im Trabe, dann langsamer, dann Schritt vor Schritt, aber der Vorbeigehende ist immer voran. Swiatogor ist gezwungen ihn zu bitten: „Halte doch etwas an.“ Nun hielt der Vorbeigehende

an, und „nahm von seinen Schultern ein kleines Quersäckchen und legte es auf die Erde.“ Der Held kann das Quersäckchen nur bis zu den Knien heben, und bis zu den Knien sinkt er in die Erde. Er wundert sich und bekömmt die Antwort: „Im Quersäckchen liegt bei mir das Ziehen des Landes.“ So ist es dasselbe Quersäckchen, das wir schon kennen, dasselbe Land im Sinne des Volkes, das aus der Periode des gährenden Nomadenlebens herausgekommen war. Aber jetzt ausser dem Bilde des Quersäckchens und des Landes, dem vom Leben abgenommenen Bilde, erscheint das lebendige Bild des Landes in Fleisch und Blut. Swiatogor kennt es nicht, er trifft es auf dem Wege; auf die Frage, was es für ein neues Wesen sei, bekommt er die Antwort: „Ich bin Mikula-Selianovitch (Selo — Dorf, Selianowitch — Bewohner des Dorfes, aus dem Dorf, Landmann).

Ein lebendiges Bild des Landes, des Ackerbauerstandes, ein Landmann, Sohn eines Bauern, Ackerbauer selbst, — erscheint vor uns. Da liegt der Grund, warum die Krüppel dem Ilya verboten „mit Mikulow's Stamm zu kämpfen, ihn liebt sogar die feuchte Erde“; wenn der Repräsentant des Landheeres, desselben Landes, nur in der Bewegung, mit dem Repräsentanten des Landes in der Ruhe oder Beharrlichkeit kämpfen wollte, so würde es heissen mit seinem Vater, seiner Mutter, mit seinem Blut kämpfen, mit den Säften, die im Körper fliessen. Wir übergehen die Umstände, wie Mikula, dem Swiatogor sein Loos und Schicksal voraussagte. Ausser dem Lande und dem Landheere, diesen Principien, die in der modernen Sprache, konservativ und progressiv — Erhaltungs- und Bewegungs-Principien genannt werden können, erschien bald in dem sich bildenden Volksstaate ein drittes Element, zugelassen, eingeladen, mit der Bestimmung Schiedsrichter, im Falle des Kampfes zwischen jenen zweien, nach aussen ihr Vertheidiger zu sein, damit dieselben ungehindert sich entwickeln mögen: der Fürst mit seiner Kriegsschaar, als executive Gewalt. Dieses Princip ist auch im allgemeinen Sinne Kriegsschaar genannt, aber eine Kriegsschaar mit dem Fürsten als Haupt. Dieses Princip, welches bald mit dem allgemeinen Volksleben verbunden wurde, ist dennoch ein gänzlich verschiedenes; denn, wer wird z. B.

die Helden der Epoche des Woldemar mit der fürstlichen Kriegsschaar verwechseln, die oft den Helden hilft, welche letztere jedoch niemals Bestandttheile derselben werden. Selbst der Woldemar ist in seinen Verhältnissen zu den Helden etwas ganz Anderes, als in Bezug zu seiner Kriegsschaar; dort ist er seinen Grundzügen nach ein liebkosender Hausherr. Zum Unterschiede von dem Landheere wurde die Kriegsschaar — fürstliche Kriegsschaar genannt, wir aber können sie von der späteren Ansicht aus Staats-Kriegsschaar nennen, in dem Sinne, dass in ihr der Keim des späteren Staates enthalten ist. Ihre ganze Aufgabe war, dem russischen Lande zu dienen. Nach und nach aber sondert sie sich in ein besonderes Gebiet ab, und im Laufe der Zeit wird Alles getheilt: das Volk und der Staat, beide sind einander gleich. Der Staat durchdringt das Land mit seinen Einrichtungen, das Volk steht durch seine Versammlungen dem Staate nahe. Diese Zustände verschwinden jedoch; das Volk verlässt die Bahn der Geschichte, nur zu den Grenzen seine Landheere ausschickend — in der Form der Kosaken. Die Kriegsschaaren wirkten zuerst im Namen des Volkes, aber später gingen sie in den Dienst des Staates über; dann verschwand spurlos das Landprincip; der Staat suchte es zu ersetzen, aber ihm fehlte der Lebensboden. Gemäss der Annäherung zu diesem Schlusse, wird das Staatsleben von dem Volksschöpfungsgeist verlassen und immer weniger durch das Wort der Sage erfüllt.

Der Sageninhalt ist das Alte, sie lebt nur in der Vergangenheit, und ihr Hauptzirkel — ist der des Woldemar.

Heidelberg. J. Ewreinoff.

Lateinisch und Romanisch.

Mit Bezug auf
Scholle's Auffassung der Tochtersprachen und Steinthal's eigenthümliche Beurtheilung des Romanischen.

Die folgende Darstellung legt das Buch „Ueber den Begriff Tochtersprache. Ein Beitrag zur gerechten Beurtheilung des Romanischen, namentlich des Französischen. Von Franz Scholle"* zu Grunde. Sie bezweckt keine blosse Anzeige, kein Herausheben einzelner Punkte, um daran, wie dies in Recensionen üblich ist, zustimmende oder abweichende Reflexionen zu knüpfen, sondern ist mehr darauf berechnet nachzuweisen, dass der Verfasser durch sein Buch Gedanken Ausdruck gegeben hat, welche zwar durch den Gang der modernen Sprachforschung bei Vielen wachgerufen sein müssen, aber weit davon entfernt sind, sich allgemein eines richtigen Verständnisses und einer gerechten Würdigung zu erfreuen.

Für mich ist das Buch des Herrn Scholle Veranlassung geworden, die Ansichten mehrerer Gelehrten nicht blos über den Begriff Tochtersprache, sondern auch in nahem Zusammenhange damit über das Wesen des Romanischen zu vergleichen. Ich konnte dies sehr gut in Anschluss an die Scholle'sche Arbeit thun, da in derselben alles Wichtige, was auf Entstehung und Entwicklung des Romanischen und auf seine Stellung zu andern Sprachen Bezug hat, zur Besprechung gelangt ist. Demnach haben sich meine Erörterungen nach doppelter Richtung

---

* Berlin, 1869, im Verlage von Weber (18 Sgr.).

verzweigt: ich habe die Hauptgedanken der Scholle'schen Schrift dargestellt, und die bezüglichen Ansichten derjenigen Gelehrten, welche über die Natur der Sprache und der Sprachen geschrieben haben, vergleichend vorgeführt.

Da unter den Schriftstellern, welche ich zu Rathe gezogen habe, die von Steinthal ausgehenden Behauptungen am meisten meine Aufmerksamkeit erregt hatten und meiner Ueberzeugung am schroffsten entgegengetreten waren, habe ich, da ausserdem in der Schrift des Dr. Scholle vielfache Veranlassung dazu vorlag, die Ansichten dieses Gelehrten mit besonderer Neigung erörtert.

Das Wort Tochtersprache enthält in seiner Zusammensetzung nichts Verkleinerndes, nichts Herabsetzendes. Wir sind an ähnliche Composita und gleiche Metaphern gewöhnt, und brauchen die Termini Muttersprache und Schwestersprache ebenso unbefangen wie wir von einer genealogischen Classification der Sprache reden. Bechstein bereichert diese verwandtschaftlichen Verhältnisse der Terminologie ohne Scheu noch mit Zwillingen, indem er Wörtern wie franz. frêle und fragile, essaim und examen, welche Brachet doubles formes oder doublets" nennt, für deutsche Anwendung den Namen „Zwillingswörter" beilegt. Wie gesagt, die Bezeichnung Tochtersprache ist an und für sich ebenso indifferent, wie die übrigen ähnlicher Bildung, und wenn sich dabei ein Nebenbegriff eingefunden hat, so liegt die Schuld davon an Ansichten, welche man aus einseitiger Schätzung solcher Sprachen hineingetragen hat. Wenn man von Sprachen primärer und secundärer Formation spricht, wenn man mit letzteren auch die Tochtersprachen bezeichnet, so erklärt sich zunächst für die wissenschaftliche Geltung die Möglichkeit jenes eben erwähnten Nebenbegriffs. Denkt man ferner an die singuläre Stellung, welche die Königsgeschlechter unter den Sprachen, wie sie M. Müller nennt, das Griechische und das Lateinische auf Schule und Universität einnehmen, d. h. Sprachen, welche man im Gegensatz gegen Tochtersprachen als Stammsprachen gelten lässt, und hält man daneben die bürgerliche Existenz, welche die neueren Spra-

chen führen: so lehrt schon diese Vertauschung des Namens „neuere Sprachen“ mit dem von Tochtersprachen, dass Herr Scholle nicht Unrecht hat, wenn er meint, der Name Tochtersprache sei nicht frei von einer gewissen Beimischung zum Nachtheil des Wertes solcher Sprachen.

Es ist nicht zu leugnen, dass durch die ganze höhere Bildung, welche der hier in Betracht kommende Theil eines Volkes genossen hat, allmählich jene Ansicht entstanden ist, nach welcher die neueren Sprachen an Wert und Würde hinter den alten weit zurückstehen, so dass Herr Scholle sagen kann (S. 1):

„Das Französische und seine romanischen Schwestern werden noch allgemein in gelehrten wie ungelehrten Kreisen für Sprachen gehalten, die ihrem ganzen Wesen nach tief unter den classischen alten und den germanischen stehen.“

Herr Scholle hat sich nun die Aufgabe gestellt, von dem Begriff Tochtersprache ausgehend die Begründung, auf welche man den geringeren Wert neuerer Sprachen stützen will, als mangelhaft nachzuweisen und zu zeigen, einmal, dass, wenn die romanischen Sprachen unter den Begriff Tochtersprachen fallen, dasselbe auch von anderen neueren Sprachen, wie der deutschen, englischen und neugriechischen gelten müsse; zweitens, dass der Begriff Tochtersprache den Begriff der Inferiorität nicht in sich schliesse.

Zur Beweisführung bespricht Herr Scholle zunächst die von Steinthal gegebene Definition von Tochtersprache (S. 2):

„Eine Tochtersprache ist eine Sprache, welche von einem anderen Volke als dem sie ursprünglich angehört, oder auch von letzterem, aber mit fremden, sehr einflussreichen Stämmen vermischten Volke, nach einem neuen Princip entwickelt, d. h. umgeformt worden ist.“

Diese Definition findet sich in einer Recension des Buches von Fuchs „Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältniss zum Lateinischen. Halle, 1849“ und zwar in Nr. 189 und 190 der Halleschen Litteraturzeitung von 1849. Herr Scholle betrachtet zunächst als wichtigsten Bestandtheil jener Definition die Worte, in welchen von dem neuen Princip der Umgestaltung einer Sprache die Rede ist. Er bezieht sich dabei auf

eine von Steinthal gleichfalls in Betracht gezogene zweite Definition W. von Humboldts, nach dessen Angabe „eine neue Sprache,“ also in unserem Falle eine Tochtersprache, „in die Wirkliehkeit tritt, wenn ein neues Princip der Auffassung eine neue Formung der sprachlichen Elemente herbeiführt.“ (Scholle S. 3). Da sich nun das Wesen einer Sprache fünf in Punkten zeigt: in den Lautgesetzen, der Wortbildung, der Formenlehre, der Syntax und in dem Wortschatze, so hat damit der Verfasser eine Reihenfolge der Anordnung seines Stoffes gewonnen, an welcher er die in der Steinthal'schen, resp. Humboldt'schen Erklärung aufgestellten Sätze der Definition von Tochtersprachen mit Bezug auf die romanischen Sprachen prüft und Vergleichungen mit den Bildungsgesetzen anderer neuerer Sprachen anstellt, welche Steinthal nicht als Tochtersprachen ansieht.

Was die Lautgesetze betrifft, so wird nachgewiesen, dass die Veränderungen, welche das Lateinische im Romanischen erfahren, weder durchgreifender noch regelloser oder willkürlicher als in anderen neuen Sprachen sind, und dass der Lautwandel im Romanischen Erscheinungen aufweist, welche sich auf anderen Sprachgebieten gleichfalls vorfinden. An vielen Beispielen bringt der Verfasser Beläge für seine Behauptungen, und kommt zu dem Resultat, dass viele Lautveränderungen der romanischen Sprachen im Lateinischen und zwar im ältesten uns bekannten Latein wurzeln, und dass sich auch in der geschichtlichen Entwicklung anderer Sprachen dieselben Lauterscheinungen beobachten lassen. Gegen das Ende dieses Kapitels berücksichtigt der Verfasser noch den Vorwurf der Verweichlichung der Aussprache, welcher von Einigen dem Romanischen in Vergleich mit dem Lateinischen gemacht wird, und geht dann zur Wortbildung über.

Gleich zu Anfang dieser neuen Betrachtung unterzieht er die eigentümlichen Ansichten Städler's in dessen wissenschaftlicher Grammatik der französischen Sprache einer genaueren Prüfung. Städler's Buch ist 1843 erschienen, und in Verlauf eines Vierteljahrhunderts ist auf dem Gebiet der Sprachforschung ein solcher Umschwung in der Beurtheilung des Entstehens und Wesens einer Sprache eingetreten, dass gewisse Ansichten,

welche sich bei Städler finden, heut zu Tage als veraltet oder paradox gelten müssen. Oder will jemand anders urtheilen, wenn er Aussprüche wie folgende liest (St. S. 93): „In den romanischen Sprachen ist gar viel von dem Wohlklange die Rede und dieser in der That auch als das Haupt-Bildungsprincip derselben anzusehen. Ein Princip ist dies freilich von durchaus subjectiver Natur, ein Princip der Willkür und des zufälligen Beliebens; aber ein anderes konnte auch nicht Anwendung finden, wo es nicht mehr um freie, organische Entwicklung einer eigenen Lebendigkeit, sondern nur noch darum zu thun war, sich einen fremden, von aussen her gegebenen Stoff anzupassen und so zu sagen mundrecht zu machen." Diese Vorstellungen von romanischer Wortbildung sind Satz für Satz unrichtig. Denn wenn auch in den romanischen Sprachen vom Wohlklange die Rede ist, so ist dieser doch weder ein Haupt-Bildungsprincip noch überhaupt ein treibendes Princip bei dem Entstehen einer Sprache gewesen. Damit werden zugleich die Attribute Willkür und zufälliges Belieben hinfällig. Ferner erkennt man auch den aus dem Lateinischen hervorgegangenen Sprachen freie, organische Entwicklung einer eigenen Lebenskraft zu, und ist weit davon entfernt, sich das Entstehen des Romanischen so wie Städler zu denken, als ob es darauf angekommen wäre, sich einen fremden, von aussen her gegebenen Stoff anzupassen und mundrecht zu machen. Der Hauptirrthum liegt in der Verwechslung der Begriffe des Entstehens und des Schaffens. Städler zufolge erscheint das Romanische als etwas von den Germanen aus dem Lateinischen Gemachtes, und nichts ist falscher als dies. Eine Sprache ist nie gemacht, sondern stets entstanden, geworden, nach bestimmten Gesetzen des Lautwandels und der Wortbildung allmählich zu vollkommener Ebenmässigkeit herangewachsen. Die fremden Völkerelemente, welche auf römischen Territorien sesshaft wurden, weit geringer an Zahl als die Einwohner, welche sie vorfanden, naturalisirten sich hinsichtlich der Sprache von Generation zu Generation immer vollständiger mit den unterjochten Völkern. Was die Fremden an Sachen und Sitten sowie an Anschauungen als wirklich Fremdes und ihnen Eigentümliches in die Länder lateinischen Sprachgebiets mitbrachten, afficirte

zwar den lexikalischen Theil des Lateinischen, aber wenig oder gar nicht das innere Wesen der Sprache.

Hiermit möge man nun die Ansicht vergleichen, welche Steinthal in einem Vortrage über das Verhältnis des Romanischen zum Lateinischen in den Bedeutungen der Wörter geäussert hat. Die Stelle findet sich Band 36 des Herrig'schen Archivs und ist von Dr. Scholle S. 44 ebenfalls verglichen worden. „Im entschiedenen Gegensatz zur alten Ansicht,“ sagt Steinthal, „welche den Ursprung des Romanischen nur durch einen von aussen her erfolgenden Eingriff in die lateinische Sprache, durch Schicksale des Römerreichs und durch die Völkerwanderung erklärt, behauptet man jetzt, das Romanische sei blos die naturgemässe und nothwendige Entwicklung des Latein, Folge des organischen Lebens dieser Sprache, eine bestimmte Lebensepoche derselben, die nach dem allgemeinen Gesetze eintreten musste. Romanisch verhalte sich demnach zu Lateinisch wie Neudeutsch zu Altdeutsch, Neugriechisch zu Altgriechisch, d. h. Romanisch ist heutiges Lateinisch.“ Ich füge hier eine Stelle aus Littré, Histoire de la langue française, Bd. I, Introduction p. III ein: . . . „pour la langue française et en général pour les langues romanes, nous connaissons l'origine, puisqu'elles succèdent sans interruption ni lacune au latin.“ — Steinthal fährt dann, jenen beiden Ansichten entgegentretend, fort: „Beide Ansichten scheinen mir einseitig, und wie sie einander entgegengesetzt sind, so stehen sie auch, wie immer Gegensätze, auf gleichem Boden; beide behaupten: Romanisch ist Lateinisch, nur dass die ältere Ansicht das Romanische ein barbarisirtes, die neuere ein organisch entwickeltes Latein nennt. Das meiner Ansicht nach Richtige hat längst W. von Humboldt gesprochen: Romanisch ist nicht Lateinisch, sondern ist ein neuer Bau aus lateinischem Sprachstoff nach einem neuen Princip, das freilich durch den alten Stoff mitbedingt wird.“

Ich kehre nach dieser Digression, zu welcher mich die von Dr. Scholle aus Städler citirte Stelle veranlasste, zu dem Abschnitt über die Wortbildung zurück. Ausser jener bereits besprochenen Ansicht Städler's resumirt Herr Scholle noch drei andere desselben Grammatikers, von denen die eine (S. 104) die Bildung des Romanischen als Auflösung und Umformung

und als ein Werk willkürlichen Gefallens darstellt, wobei man vergebens nach Regeln und Gesetzen suche, welche unter gewissen stetigen Umständen auch stets gleichmässig gewirkt hätten. Ein folgendes Citat (S. 113) behauptet, dass wir formalen Gesetzen, wie sie in der antiken Sprachbildung herrschen, auf dem Gebiete des Romanischen als auf einem Gebiete destructiver Willkür fast gänzlich entsagen müssten. Die vierte Stelle bei Städler (S. 172) ist interessant wegen seiner Ansicht über den Wert der französischen Aussprache, deren Beschaffenheit zum Theil auf die Rohheit der Stimme und die Plumpheit der Sprachorgane der Barbaren, welche nach seiner Meinung das Romanische schufen, zurückgeleitet wird, wobei namentlich die Nasallaute sehr schlecht bei ihm wegkommen. Genug, in allen aus Städler angeführten Stellen ist der Grundgedanke desselben sichtbar, dass er in dem Romanischen überall nur Corruption sieht.

Herr Scholle führt dann in dem Kapitel über die Wortbildung seine Aufgabe so weiter, dass er Corruption in den Fortgang einer Sprache nicht blos beim Romanischen, speciell dem Französischen, sondern auch bei anderen Sprachen, welche man nicht als Tochtersprachen betrachte, nachweist. Nächst Städler zieht darauf der Verfasser über denselben Punkt eine Broschüre von Eimele, betitelt „Die wesentlichen Unterschiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen, hauptsächlich an der deutschen und französischen Sprache nachgewiesen“ (Berlin, 1862) in Betracht. Unter den aus Eimele angeführten Etymologien sind mir dabei zwei falsche aufgefallen, sage, das nicht auf sapiens, und ouvrir, das nicht auf operire zurückzuführen ist. Als besonderen Mangel hält Herr Scholle der Beweisführung von Eimele entgegen, dass er stets Französisch mit Latein, nicht aber auch dieses oder das Neudeutsche mit älteren Sprachformen vergleiche. Er vindicirt dabei dem Französischen eine hinreichende Befähigung zur Bildung neuer Wörter und bekämpft, neben Eimele, auch Heyse wegen der im System der Sprachwissenschaft (S. 245) aufgestellten Behauptung, dass die französische Sprache aus eigenen Keimen keine neuen Bildungen hervorzubringen vermöge.

Wenn zur Begründung des Begriffs Tochtersprache von

Vielen, und unter diesen auch von Heyse, für das Französische das Vorhandensein des germanischen Elements in seinem Wortschatze hervorgehoben wird, so bemüht sich der Verfasser, immer demselben Princip der Beweisführung folgend, dagegen die Menge fremden Sprachstoffs z. B. im Deutschen anzuführen, und somit darzuthun, dass man damit das Romanische nicht in den Begriff von Tochtersprache einsperren könne. Aehnlich deducirt er in Betreff der Flexion, wobei namentlich (S. 37) die Hinweisung auf Corssen Beachtung verdient. Der Verlust der Declination sei besonders durch Abfall des auslautenden *s* und *m* herbeigeführt; dieselbe sei in der Volkssprache bereits zerstört gewesen, noch ehe der Stoss der Germanen das morsche Römerreich zertrümmert habe, oder mit andern Worten, der analytische Ausdruck der Casusverhältnisse sei nicht erst durch den Einfluss eines fremden Volkes herbeigeführt worden. Auch Diez weise öfter darauf hin, dass mancherlei Erscheinungen der romanischen Flexion ihren Ursprung schon im Lateinischen hätten.

Hierauf wendet sich die Betrachtung zur Syntax, um in dieser nach dem neuen Princip zu suchen, nach welchem sich das Romanische gestaltet habe. Ich rufe an dieser Stelle meinen Lesern ins Gedächtniss zurück, dass bei der Sichtung der von dem Worte Tochtersprache gegebenen Definition derjenige Theil der Begriffsbestimmung als massgebend angesehen wurde, welcher von dem neuen Princip handelt, nach welchem die Herausbildung des Romanischen vor sich gegangen sei. Als Kern der Frage stellt Herr Scholle hin, ob die Veränderungen, welche die lateinische Syntax im Romanischen erfahren, der Art seien, dass sie eine ganz neue Auffassung bedingen, und ob dagegen z. B. die deutsche Syntax ihren Charakter bewahrt habe. Die Beantwortung dieser Frage wird hauptsächlich darum für zunächst unthunlich erklärt, weil dazu eine wirkliche Geschichte der Syntax gehöre, die bis jetzt, namentlich für das Deutsche, sehr lückenhaft sei. Ausserdem sei nicht ausser Acht zu lassen, dass die syntactische Structur des Romanischen im Vulgärlatein wurzele, die Kenntnis des gelehrten Latein nicht den nöthigen Anhalt biete, unsere Kenntnis des Sermo rusticus aber in dieser Hinsicht ausnehmend gering sei. Auch in Betreff

der Syntax kommt der Verfasser demnach zu dem Schluss, dass sie nicht berechtige, gerade das Romanische mit dem unterscheidenden Namen einer Tochtersprache zu belegen.

Leichteres Spiel hat Herr Scholle mit dem S. 43 seiner Abhandlung folgenden Abschnitt über den Wortreichtum des Romanischen, und S. 44 über den Sinn der romanischen Wörter. Weder in Bezug auf das Lexikalische noch auf Begriffswandel lassen sich in den romanischen Sprachen Eigentümlichkeiten oder geradezu Mängel nachweisen, welche eine Inferiorität dieser Sprachen begründeten. Es versteht sich, dass die hervorragenden Culturspraehen unter den Tochtersprachen an Wörtern reicher als ihre Vorgängerinnen und Quellen sind, und damit hängt auch auf das natürlichste die Vervielfältigung der Bedeutung der einzelnen Wörter, die Erscheinung des Begriffswandels und das Hervorwachsen und Wuchern von Zweigbedeutungen zusammen: Alles dies aber gehört einem Entwickelungsprocesse an, welcher Tochtersprachen nicht eigentümlich, sondern vielmehr in dem Organismus jeder lebensfähigen Sprache begründet ist. Wenn nun von dieser Seite her die neueren Sprachen als abgeleitete und demnach weniger respectable angegriffen werden, so verräth dies einen unphilologischen Standpunkt, und den Uebertritt in ein Gebiet, auf welchem die Wissenschaft der Sprache als solche nichts zu suchen hat. Ich meine die Berufung auf das Gefühl. Einer Sprache vorwerfen, dass sie Begriffe wie Genuss, gemütlich, Weiblichkeit, bieder und dergl. durch entsprechende Wörter nicht scharf reflectire und daraus den Schluss ziehen, dass es dieser Sprache und dem betreffenden Volke an gewissen ethischen und moralischen Eigenschaften fehle, heisst das Wesen der Sprache und zugleich das Wesen der menschlichen Natur verkennen. Nicht grösseren Wert haben all die Redereien über den verschiedenen Sprachen eigentümlichen Charakter, wie wenn man der einen Bildsamkeit, Reichtum, Universalität, der andern Feinheit und gesellschaftliche Bequemlichkeit, einer dritten Gravität und Prunk als unterscheidende Merkmale beimessen will. Cultursprachen bieten in Form und Inhalt ihrer Wörter Jedem je nach seiner Persönlichkeit das geeignete Material; in einer und derselben Sprache wird der Mann von energischem

Wesen kraftvoll und nachdrücklich, der Mann von zartem Gefühl und aesthetischem Drange weich und rührend, der Mann von Welt glatt und manierlich, der schlichte Bürger derb und herzhaft sprechen. Die Sprache bietet sowohl nach der phonetischen als auch nach der lexicalischen Seite hin ein stets biegsames Material. Am allerwenigsten aber lassen sich von Betrachtungen aus, welche etwas so Subjectives wie das Gefühl auf den Kampfplatz führen, brauchbare Aufschlüsse über den unterschiedlichen Charakter mehrerer Sprachen gewinnen. Herr Scholle hat denn auch mit dieser Polemik des Gefühls gegen den Wert des Romanischen kurzen Process gemacht, dagegen eine sehr ausführliche Besprechung dem Abschnitt über den Sinn der romanischen Wörter, speciell über den Begriffswandel gewidmet (S. 44 — 63). Eine besondere Aufforderung dazu lag für ihn in einer Auslassung Steinthal's in dem bereits erwähnten Vortrage über das Verhältnis des Romanischen zum Latein in den Bedeutungen der Wörter. Die sehr bezeichnende Stelle lautet (S. 44):

„So wird sich tausendfach nachweisen lassen, dass den romanischen Wörtern die sinnliche Grundlage, die Anschaulichkeit abhanden gekommen ist; dass ihre Bedeutung wie ihr Laut ausgehöhlt, zusammengezogen ist. Sie sagen blosse Allgemeinheiten aus, und entwickeln sich demgemäss in abstract logischer Richtung. Solch ein Verlust der Sinnlichkeit, des Zusammenhangs mit dem Concreten ist Character von Tochtersprachen, von secundären Sprachformationen; er beweist einen unorganischen Ursprung, einen Bruch in der Entwicklung, eine Ablösung vom vaterländischen Boden und Versetzung in einen fremden. Er beweist dies, indem er daraus entsteht. Fremdes Sprachgut ist abstract. Der Romane aber spricht eben eine Sprache, die ihm nicht ursprünglich, nicht ganz gehört; darum lebt nur sein Verstand in ihr, Gefühl, Gemüth tritt nicht in sie ein. Der Romane hat ein Wort für jedes Gefühl; aber sein Wort ist kalt und nimmt kein Gefühl auf. Er hat Ausdrücke für alle Anschauungen, aber sein Wort ist ohne Anschaulichkeit."

So Steinthal.

Schärfer lässt sich nicht leicht die Inferiorität einer Toch-

tersprache stigmatisiren. Ich bestreite die Wahrheit fast aller jener Sätze. Wenn Steinthal sagt, den romanischen Wörtern sei die sinnliche Grundlage, die Anschaulichkeit abhanden gekommen, so möchte ich wissen, welche Cultursprache alter und neuer Zeit er nennen könnte, von welcher nicht dasselbe gälte. In welche Zeit muss man sich denn überhaupt in Gedanken versetzen, um eine Cultursprache mit Wörtern zu entdecken, die durchweg oder nur überwiegend den Urbegriff des Körperlichen, Sinnlichen bewahrt hätte? Es wird doch Niemand einfallen, dies vom Griechischen oder Lateinischen zu behaupten. So weit unsere Kenntnis der Cultursprachen in die Tiefe des Altertums hineinreicht, finden wir dieselben mit einem Wortvorrat, in welchem das concrete mit dem abstracten Element schon vermischt ist. — „Die Bedeutung ferner und der Laut der romanischen Wörter sei ausgehöhlt, zusammengezogen.“ In Betreff der Bedeutung lässt sich dies noch weniger behaupten als hinsichtlich des Lautes und der Wortform, deren Veränderung, obgleich phonetischer Verfall oder phonetische Corruption genannt, ebenso gut als eine Verdichtung und Concentrirung der Lautelemente angesehen werden kann. Unter den Wörtern, an welchen Steinthal Aushöhlung der Bedeutung und des Lautes beweisen will, ist gerade das Wort caput, welchem Steinthal zu Leibe geht, weil es im Romanischen auch die Bedeutung „Ende, Vollendung u. dergl.“ annehme, nicht günstig gewählt. Nach Curtius, Grundzüge der Gr. Etymologie S. 137 ist die Form dieses Wortes im Sanskrit kapâla-s = gr. κεφαλή = lat. caput = goth. haub-ith = ags. heafod = neudeutsch Kopf = fr. cap oder chef = sp. cabo = ital. capo u. s. w. Nun ist aber die Grundbedeutung dieses Substantivs „Schale, Scherbe“, eine demnächst folgende „Schädel“. Man wird zugeben, dass die Aushöhlung und Zusammenziehung dieses Begriffs dem Worte nicht erst auf seinem Durchzuge durch indogermanische, durch Mutter- und Tochtersprachen zugestossen, sondern demselben, soweit wir den Weg rückwärts verfolgen können, ursprünglich ist. Im Gegentheil scheint mir dieses Wort weder zu viel an Form verloren noch überhaupt in seinem Begriffe eine Aushöhlung erlitten zu haben, sondern zu einer höchst stattlichen Begriffsfülle gelangt

zu sein. Aus Scherbe und Schädel wird Kopf und Haupt; ist das Aushöhlung? Man sieht daraus auch, dass man nicht Grund hat, die Franzosen so sehr zu bedauern, dass Kopf bei ihnen tête heisst, das auf testa Scherbe, Schale zurückgeht. Tout comme chez nous. Und wenn Steinthal in demselben oben citirten Vortrage (S. 134 im Archiv) erklärt: Wenn testa Kopf, bucca Mund wird, so ist dies das Werk eines rohen Volksgeistes," so mag man das meinethalben acceptiren, muss sich aber fragen, was am Ende aller Enden, oder besser, am Anfange alles Anfangs der Sprachbildung nicht roher Volksgeist gewesen ist.

Was ferner den Satz Steinthal's betrifft, dass die romanischen Wörter blosse Allgemeinheiten aussagen, sich in abstract logischer Richtung entwickeln, so kenne ich wohl die Ansicht, dass die Wörter in allen Sprachen ursprünglich nur Prädikate an den Dingen bezeichnen, möchte darum aber doch nicht den Wert der Wörter als blosse Allgemeinheit declariren, noch weniger dies den romanischen als charakteristisch zuschreiben. Auch die Entwicklung in abstract logischer Richtung, welche mit dem geistigen Vorwärtsgehen der Völker gleichen Schritt hält, darf nicht als ein Erbgut der Romanen gelten.

Wenn derselbe Gelehrte dann den Verlust der Sinnlichkeit, des Zusammenhangs mit dem Concreten als Charakter der Tochtersprachen aufstellt, so legt er diesen Sprachen ein Merkmal bei, dass ihnen nicht allein innewohnt, wie er es doch hinstellt, sondern in dem Wachstum jeder Cultursprache sichtbar wird. Ich sehe daher auch in dieser erweiterten Benutzung, welche die Sprache von überlieferten Stämmen macht, keinen unorganischen Ursprung, keinen Bruch in der Entwicklung, keine Ablösung vom vaterländischen Boden noch Versetzung in einen fremden, man müsste denn den Verfall des Römertums, das Auftreten der Germanen, die Gestaltung neuer Reiche mit neuen Institutionen, neuen politischen und religiösen Begriffen ebenfalls als unorganisch auffassen wollen. Der nun bei Steinthal folgende Satz „Er beweist dies, indem er daraus entsteht" fällt mit dem vorangehenden Satze. Wir mögen von einem Bruch mit der Vergangenheit bildlich sprechen, immerhin; aber beim Lichte historischer Forschung besehen wird aus dem Bruch

eine Anknüpfung an Bestandenes, Bestehendes und eine Weiterführung des Vorhandenen unter modificirenden Verhältnissen. So in der Geschichte des Lebens der Völker, so in der Geschichte ihrer Sprachen. Weiter: „Fremdes Sprachgut ist abstract.“ Das soll doch heissen, ein Volk benutzt Wörter eines fremden Volkes so, dass es den Wortkörper in die eigene Sprache aufnimmt, ohne Bewusstsein der Stammbedeutung. Aber auch dies ist etwas, was Mutter (Stamm)- und Tochtersprachen gemeinsam ist.

Interessant ist dabei, mit welcher Unbefangenheit bisweilen ein Volk von einem fremden ein Wort zu entlehnen glaubt und nur altes Eigentum zurücknimmt, wie dies mit dem englischen tunnel (Tunnel) der Fall ist. Das jetzt tonneau lautende frz. Wort ging in der Form tonnel (le) nach England, erscheint dort aber nicht mit der Bedeutung Tonne, wofür schon tun oder ton da war, sondern 1. gleich funnel (Trichter); 2. = the shaft, the hollow part of a chimney; 3. im Yorkshire dialect mit der Bedeutung von arched drain (gewölbter Abzugscanal), welcher Gebrauch des Wortes zu der heut gewöhnlichsten Bedeutung „a hollow passage under ground or through a hill“ überleitet. In dieser Qualification wanderte es auf das Festland zu den Romanen und Germanen als selbständiges Wort zurück und gehört im Französischen wie bei uns dem alltäglichen Verkehre an, während die echt frz. Form la tonnelle in gleichem oder ähnlichem Sinne nur der technischen Sprache der Architectur anzugehören scheint.

Die schroffste Auslassung Steinthal's findet sich aber in der Behauptung, dass der Romane sich einer Sprache bediene, die ihm nicht ursprünglich, nicht ganz gehöre; nur sein Verstand lebe in ihr, Gefühl und Gemüt fehlten ihr. Abgesehen von der sogenannten Ursprünglichkeit und dem zweifelhaften Anrecht an eine Sprache, womit die Ansicht aufrecht erhalten wird, dass die Romanen ihre Sprachen wie ein fremdes Gut benutzten, tritt Steinthal mit dem Herbeiziehen des Gefühls und Verstandes in eine Auffassung hinein, welche die menschliche Natur eines Volkes herabzieht und das geistige Leben eines Volkes degradirt. Die Sprachen der Romanen sind in ganz demselben Grade, in ganz derselben Stärke der Em-

pfindung ihr Eigentum, wie dies mit den Sprachen der Völker anderer Stämme der Fall ist, und ihnen dies abstreiten wollen, heisst Gefühlsphilologie treiben. Denn wenn es bei Steinthal zum Schlusse seiner Charakterisirung der romanischen Sprachen heisst, der Romane habe zwar ein Wort für jedes Gefühl, aber dieses Wort sei kalt und nehme kein Gefühl auf; er habe zwar Ausdrücke für alle Anschauungen, seine Wörter seien jedoch ohne Anschaulichkeit: so verlässt er mit derartigen rhetorischen Wendungen den Boden des thatsächlich Bestehenden und der objectiven Forschung. Derselben Beurtheilung unterliegen seine Aeusserungen über das ital. ingegno, verglichen mit dem deutschen Worte Seele in den beiden Zusammenstellungen ingegno della chiave (Schlüsselbart) und „die Seele des Schlosses." „Wenn man," sagt Steinthal,* „den Bart am Schlüssel mit dem Italiener ingegno della chiave nennt, so hat man nicht den Schlüssel vergeistigt, sondern den Geist in der Materie untergehen lassen, denn ingegno della chiave ist doch nur der Hebel des Schlosses. Wie ganz anders, wenn wir im Deutschen die Windungen des Schlosses, in denen sich der Bart bewegt, die Seele des Schlosses nennen! Hier ist in der That das Todte beseelt." Oder S. 133 (bei Scholle S. 49) über merces: „Merces, ital. mercede und mercè, span. merced, franz. merci Lohn — Dank — Gnade und Barmherzigkeit! Bei solchem Worte wird dem deutschen Gemüthe unheimlich!" Weiss Gott, die Gemüter der Deutschen müssen sehr verschieden construirt sein: ich habe von dem unheimlichen Gefühle Steinthal's keine Ahnung, eher drängt sich mir der Begriff der Unheimlichkeit auf, wenn ich den Bildungsgang, den ein Wort im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat, in solcher Weise aufgefasst sehe. Ich habe mich darüber gefreut, dass es Herrn Scholle ebenso wenig wie mir bei diesem Begriffswandel von merces unheimlich geworden ist, und unterlasse nicht, auf seine treffende Entgegnung (S. 50) aufmerksam zu machen. „Wenn sich Steinthal," sagt er, „wegen merces an das deutsche Gemüt wendet, so könnte der Romane entgegnen, dass ihm bei manchem deutschen Worte auch unheimlich wird.

* S. 133 und bei Scholle S. 48.

Bei unserem „Gift," dessen eigentliche in Mitgift enthaltene Bedeutung die von Gabe ist, könnte er mit mehr Recht ausrufen: Wie heimtückisch muss das deutsche Volk sein, wenn es mit einer Gabe gleich meuchelmörderische Gedanken verbindet!" Wie wenig überhaupt aus solcher Begriffsentwicklung auf eine Besonderheit dieser Sprachen und auf den Volkscharakter geschlossen werden kann, lehrt die Zusammenstellung, welche Bechstein von deutschen Wörtern, die einen eigentümlichen Wandel der Bedeutung nach der schlimmen Seite hin aufweisen, in dem Aufsatze gegeben hat, der betitelt ist: Ein pessimistischer Zug in der Entwicklung der Wortbedeutungen.* Ueber den Charakter und die Entwicklung folgender von Bechstein aufgeführter und jenen pessimistischen Zug verrathenden Wörter: Pfaff, Bauer, Tölpel, Knecht, Schalk, Magd, Dirne, Bube, Wicht, Kerl, Mähre, Elend, feig, frech, fröhnen, Frevel, Gift, Gier, gleissen, Hochmut, Hoffart, List, Pöbel, Schimpf und andere liessen sich ähnliche Betrachtungen anstellen, und ähnliche psychologische Schlüsse mit Bezug auf das Deutsche machen, wie es Steinthal hinsichtlich des Romanischen gethan hat.

Auch Herr Scholle ist der Steinthal'schen Ansicht durch Hinweis auf das Deutsche entgegengetreten. Er hat S. 57 — 60 die Substantiva Block, Loch, Stein, Zimmer, Stirn; die Verba bekommen, brauchen, dürfen, nähren; dann die Adjectiva bieder, wacker, fertig, keck; und die Adverbia sehr, bald, fast, schon, kaum und nur besprochen und an diesen Wörtern für das Deutsche eine ähnliche Beschränkung und analoges Vergessen des ursprünglichen Sinnes, wie es Steinthal mit den romanischen Wörtern gethan hat, in überzeugender Weise bewiesen.

Herr Scholle hat nicht die ganze hierher gehörige Stelle aus Steinthal citirt. Der Schluss derselben, zugleich der Schluss des Steinthal'schen Vortrages, übertrifft die vorangehenden Sätze an rhetorischem Klang, und kommt ihnen an factischer Unbegründetheit gleich. Dort sagt Steinthal:

„Sein (des Romanen) Wort ist ihm nicht angeboren, ist

---

* Germania VIII, 330.

nicht von ihm geboren, darum trägt er es nicht im Herzen, wie eine Mutter ihr Kind; sondern er pflegt es wie einen fremden Pflegling. Andererseits nimmt aber auch der Pflegling den Einfluss des Erziehers nicht in dem Masse auf, wie das Kind den der Eltern; es fehlt der Naturzusammenhang. Die romanischen Sprachen weigerten sich, die Anschaulichkeit aufzunehmen, die sie von den frischen Völkern hätten bekommen können. Oder eigentlicher: durch die Annahme der fremden Sprache vermochten die romanisirten Völker ihre Sinnlichkeit nicht zu bewahren; selbst der Theil, den sie anfangs hineingetragen hatten, ging ihnen wieder verloren."*

Die folgende Auseinandersetzung soll beweisen, dass wir uns das Verhältnis des Romanen zu seiner Sprache ganz anders als es uns Steinthal glauben machen will zu denken haben.

Ehe ich jedoch weiter auf den Kern der Sache eingehe, will ich noch Herrn Scholle's Stellung zu jener Auffassung des Sinnes der romanischen Wörter berühren. Nachdem er einen Theil der in dem Steinthal'schen Vortrage genannten lateinischen Wörter und die vorhin von mir angegebenen deutschen Wörter (Block u. s. w.) dazu benutzt hat, Steinthal gegenüber darzuthun, dass diejenigen Erscheinungen, welche jener im Romanischen für eigentümlich und mangelhaft ausgegeben hat, sich ebenso in anderen Sprachen vorfinden, bekräftigt er seine Ansicht noch durch Stellen aus Grimm und aus Schleicher (Scholle S. 60 u. 61). Seiner Auffassung nach stehen die romanischen Tochtersprachen, was den Begriffswandel der Wörter betrifft, auf gleicher Stufe der Beurtheilung mit anderen Sprachen, und man kann ihnen von dieser Seite her keine Inferiorität aufbürden.

Das Nachdenken über jene merkwürdige Stelle in Steinthal's Vortrag ist mir Veranlassung geworden, den Ansichten dieses Sprachforschers, namentlich insofern sie sich auf seine Auffassung der romanischen Sprachen erstrecken, weiter nachzugehen. Es war auch von Interesse zu erfahren, in welcher Beziehung seine Ansichten über Sprache und Sprachen im Allgemeinen zu seiner auffälligen Beurtheilung der romanischen

* Herrig's Archiv, 1864, S. 142.

Sprachen ständen. Um mir darüber Belehrung zu verschaffen, durchlas ich zunächst eine seiner frühesten Schriften „Die Sprachwissenschaft Wilh. von Humboldt's und die Hegelsche Philosophie“ vom Jahre 1848, um dem Ausgangspunkte seiner Deductionen näher zu kommen. Demnächst diente mir eine seiner neueren Abhandlungen, betitelt „Philologie, Geschichte und Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen.“ Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863. — dazu, seine Gedanken über Wesen und Wert einer Sprache in einer späteren, consolidirteren Entwickelung kennen zu lernen. Als Mittelglied gewissermassen und zugleich als besonders wichtige Quelle für die Sprachauffassung Steinthal's benutzte ich seine „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues 1860,“ und das von ihm 1856 herausgegebene System der Sprachwissenschaft von Heyse. Ich fand auf diese Weise, in welchem Zusammenhange die vorhin besprochene seltsame Stelle aus dem zu Hannover gehaltenen Vortrage mit der Gesammtauffassung Steinthal's steht. Was er über Tochtersprachen, speciell über die romanischen Sprachen dort ausspricht, steht nicht vereinzelt da, sondern ist ein Ausfluss seiner psychologisch-historischen Ansichten über das Wesen von Sprachen überhaupt. Nicht vereinzelt, sage ich. Denn in dem Aufsatze „Philologie, Geschichte und Psychologie“ S. 27. heisst es: „Nach Max Müller sind Lateinisch und die romanischen Sprachen nur verschiedene Perioden einer in ihrer Substanz (substantially) sich gleichbleibenden Sprache — von etwas anderem ausser der Substanz weiss Müller nichts. Er (Müller) sagt: Wenn wir das Italiänische eine Tochter des Lateinischen nennen, so denken wir dabei nicht daran, dem Italiänischen ein neues Lebensprincip beizulegen. Nicht ein einziges Wurzelelement wurde zur Bildung des Italiänischen neu geschaffen. — und (schaltet St. ein) ausser den Lautelementen giebt es in der Sprache nichts! Italiänisch (fährt Müller bei Steinthal fort) ist Lateinisch in einer neuen Form; Italiänisch ist modernes Latein, oder Latein antikes Italiänisch. Das ist ebenso richtig (commentirt Steinthal) als wenn Jemand behauptet: Wir mögen Fleisch oder Pflanzen essen, unsere Speise ist doch nur Erde und Mist.

Man kann dabei Steinthal nicht den Vorwurf machen, dass er den Unterschied älterer und neuerer Sprachen mit undeutlichen Bildern illustrire.

Ein besonders helles Licht auf Steinthal's Schätzung der verschiedenen Sprachen werfen seine Aeusserungen über die modernen europäischen Sprachen auf S. 274 und 275 des Char. d. haupts. Typen d. Sprachbaues. Das Romanische ist daselbst mit Folgendem bedacht:

„ . . . was die romanischen Völker an Dichtung und Beredtsamkeit hervorbringen, schaffen sie nicht sowohl durch, als trotz ihrer Sprache. — Die romanischen Sprachen sind geeignete Mittel zum Ausdrucke für Gedanken, zur Mittheilung, aber sie regen den Geist nicht zur Schöpfung an.“ Zur Charakterisirung des Deutschen sagt Steinthal: „Die deutsche Sprache hat viele Vorzüge vor den romanischen. — Die deutsche Sprache besitzt kräftigere Lebenstriebe. Sie hat einerseits mehr poetische Elemente, Wörter und Formen, die wie ein Zauberstab das Gemüt in jede Stimmung versetzen, die der Dichter anregen will; sie hat grössere sinnliche Frische, eine Fülle phantasievoller Gebilde, lebendiges Gefühl für die Bedeutsamkeit des Lautes, überhaupt innigeren Zusammenhang mit den ursprünglichen Kräften der Sprachbildung; und andererseits ist sie geeigneter für die abstracte Speculation, zum Ausdrucke alles Inneren, des hoch Vernünftigen, des scharf Verständigen, des sinnig Gemütlichen . . . man kann nicht übersehen, dass im Deutschen ungleich mehr als in den romanischen Sprachen der Zusammenhang der Wortformen mit den Stämmen, der abgeleiteten Wörter mit den Grundwörtern, noch im lebendigen Sprachgefühl liegt, dass die Bildungsprocesse, durch welche Wörter und Wortformen entstehen, noch flüssiger sind, und darum ist das Deutsche entwickelungsfähiger nicht nur, sondern auch noch im hohen Grade wirklich das, was eine Sprache wesentlich und ursprünglich ist: ein Organ für Ideenerzeugung. — Französisch sprechen und schreiben ist eine sinnreiche Anwendung vorliegender Sprachmittel, Deutschreden ist Gedanken schaffen. Das Deutsche ist weniger etwas Gegebenes, Fertiges; es muss mit dem Denken und das Denken muss mit ihm producirt werden.“ Da in der Scholle-

schen Abhandlung auch das Englische in den Kreis der Betrachtung gezogen ist, so möge auch folgendes Dictum Steinthal's hier Platz finden: „Die Südamerikaner romanischen Ursprungs werden nie die tonlose englische Sprache annehmen. Letztere, jetzt schon, möchte man sagen, ein Minimum von Sprache, würde bei ihrer Verbreitung über andere Völker... völlig barbarisch werden."

Nach dieser speciellen Charakterisirung nun noch dasjenige, was Steinthal allen modernen Sprachen beilegt.

„Welcher von den modernen europäischen Sprachen der Vorzug zuzugestehen ist, scheint mir um so mehr ein müssiger Streit als sie allesammt in ihrem lautlichen Bau so herabgekommen sind, dass sie nach Seiten ihrer Formen nicht mehr als Ausdruck des Nationalgeistes gelten können; geht man aber auf ihren innern Reichthum ein, so überschreitet man bald das Gebiet des eigentlich Sprachlichen, und gelangt zum literarischen Reichthum an Ideen. Und von diesem letzteren Gesichtspunkte aus kann kein Zweifel darüber obwalten, dass die deutsche Literatur die ideenreichste ist." Endlich sagt Steinthal: „Die germanischen und romanischen Sprachen sind die herabgekommensten (hinsichtlich der Wortform)."

So gern wir die Vorzüge unserer deutschen Muttersprache acceptiren, so behutsam müssen wir bei der Entgegennahme ihres Lobes und der Schmälerung des Wertes der romanischen Sprachen von Seiten Steinthal's sein. Ich will über die Vorzüge hinwegschlüpfen, welche Steinthal dem Deutschen in seiner litterarischen Fülle, Frische und Ideenmenge zuschreibt; wenn er aber zugiebt, dass der phonetische Verfall und die daraus hervorgehende Formveränderung der Wörter allen modernen Sprachen gemeinsam ist, so wird es ihm schwer werden, die Ansicht aufrecht zu erhalten, dass gerade die romanischen Sprachen eine so starke Einbusse an Sinnlichkeit, d. h. eine solche Abweichung von primitiver Form erlitten hätten, dass sie den Geist nicht mehr zur Schöpfung anregten. Einem solchen Mangel an Mitwirkung der Sprache an dem inneren Sprachsinne widerspricht geradezu das Leben der Romanen, wie es sich in That und Wort offenbart, widerspricht der Umstand, dass ihre Sprachen nicht erstarrt sind, sondern in immer

neuer Geschmeidigkeit neuen Gestaltungen des Gefühls- und Verstandeslebens einen treuen Ausdruck verleihen können. Oder möchte jemand beispielsweise behaupten, dass das Französische in Laut und Wort der Fähigkeit ermangele, dasjenige was das Menschenherz bewegt, was den Verstand beschäftigt, ebenso intensiv als eine andere Cultursprache auszudrücken? Dr. Scholle hat diese eben erwähnten Stellen aus Steinthal am Schluss seiner Arbeit kritisirt. Er weist entschieden den Versuch zurück, das Romanische tiefer als andere moderne Cultursprachen zu stellen; er vertheidigt die neueren Sprachen gegen den Vorwurf, dass sie wegen ihrer Wortformen nicht mehr als Ausdruck des nationalen Geistes gelten könnten. Obgleich er einräumt, dass die romanische Poesie der germanischen nachstehe, so erklärt er dies doch nicht geradezu aus dem Wesen der Sprache, sondern besonders daraus, dass der Geist, welcher in der Poesie der Romanen walte, uns fern liege. Namentlich aber spricht er sein Bedenken hinsichtlich der Gültigkeit und Richtigkeit jener Steinthalschen Sätze aus, in welchen das Deutsche gerade wegen der abstracten Speculation dem Romanen gegenüber hochgestellt wird, während das Romanische den Vorwurf hinnehmen muss, es rege den Geist nicht zur Schöpfung an. Die ganze Erörterung über diesen und die übrigen Punkte bei Scholle S. 67 — 71 führt sehr gut die Vertheidigung der romanischen Sprachen, ohne den germanischen zu nahe zu treten, und erklärt die Steinthalschen Behauptungen für solche, die unserem deutschen Selbstgefühl sehr schmeicheln, für die aber eine ruhige Ueberlegung doch gern den Beweis hören möchte. Und dieser Beweis, meine ich, dürfte Herrn Steinthal doch ziemlich schwer fallen, zumal wenn man von ihm verlangte, dass er sich nicht in psychologisch-historischen Herzensergüssen, sondern in positiven, sprachhistorischen Facten bewegen möchte. Ein Beispiel aber, dass man durch Zusammenstellung beweisgültiger Facta die Classificirung der Sprachen, welche uns hier bei der Debatte über den Begriff „Tochtersprachen" beschäftigt, und den unterscheidenden Charakter der einzelnen Sprachen mit hinreichender Sicherheit constituiren kann, liefert uns der Sprachgelehrte, dessen Ansichten Steinthal bekämpft: Max Müller.

In seinen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, hauptsächlich in dem ersten Bande, findet man die nöthigen Anhaltspunkte, um eine klare Anschauung von dem Wesen und Entstehen der neueren, speciell der romanischen Sprachen, von ihrem Verhältnis zu den älteren Sprachen, von dem Unterschiede von Mutter (Stamm)- und Tochtersprache zu gewinnen. Die Darstellung Müller's bietet den Vortheil, dass sie die Behauptungen mehr auf Thatsachen als auf Raisonnement gründet, und das Eingehen auf Müller's Auseinandersetzungen wirft daher für die Forschung mehr Gewinn ab als der Versuch des Eindringens in die Natur der verschiedenen, nach Alter und Formation getrennten Sprachen von einem überwiegend psychologisch-historischen Standpunkte. In der Geschichte der Sprachen oder in dem natürlichen Wachsthum derselben führt Müller sämmtliche Veränderungen auf die Wirksamkeit zweier Kräfte zurück: auf den phonetischen Verfall und auf die dialektische Wiedererzeugung oder das Wachsthum durch die Mundarten.* Sobald eine Sprache den Angriffen des phonetischen Wechsels weiche, trete sie in ein neues Stadium. Damit sei zugleich der Unterschied zwischen dem wesentlichen oder radicalen und dem blos formellen oder grammatischen Bestandtheil der Wörter gegeben. Dieser phonetische Wechsel in Verbindung mit dem grammatischen Elemente ist aber nicht neueren Sprachen eigentümlich, sondern zeigt sich schon in den ältesten Gestaltungen der Sprachen, zu deren Stamme die romanischen Sprachen gehören. Verfolgen wir diesen Gedanken, so erkennen wir in dem Wortveränderungsprocess der romanischen Sprachen nur eine Fortsetzung der Wirksamkeit derjenigen Kräfte, welche an allen indoeuropäischen Sprachen gearbeitet haben und sie im Verlauf der Jahrhunderte, jede einzelne von ihnen, freilich die eine mehr als die andere, in verschiedene Stadien haben treten lassen. Was ich Stadien nenne, tritt in der Geschichte der Sprachen in dem Falle, dass innerhalb einer Sprache die Divergenz so weit gediehen ist, dass dem Volksverständniss die Muttersprache in einer früheren Gestaltung fremd und unverständlich geworden, mit eigenem Namen

* M. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, I, 53.

auf, wie wir z. B. Alt- und Neufranzösisch unterscheiden. Um aber zu verstehen, wie sich die Begriffe neu- und altfranzösisch mit den Begriffen romanisch und lateinisch in ein und dieselbe Strömung leiten lassen, muss man das Eingreifen des sogenannten dialektischen Processes hinzunehmen. Wir müssen in den einzelnen Sprachen, welche denselben Namen führen, und bei demselben Volke in Anwendung sind, zwei qualitativ verschiedene Anwendungen unterscheiden, die litterarische und die mundartliche. „Was wir Sprachen zu nennen gewohnt sind,“ sagt M. Müller, „die litterarischen Idiome Indiens, Griechenlands, Roms, Italiens, Frankreichs und Spaniens, muss weit mehr als eine künstliche, denn als eine natürliche Form menschlicher Rede angesehen werden. Das wirkliche und natürliche Leben der Sprache pulsirt in ihren Mundarten. — Es ist ein Irrtum, sich die Mundarten überall als Entartung der Litteratursprache zu denken (S. 47). Nun sind aber die Dialekte stets mehr Quellbäche als Nebencanäle der Litteratursprache gewesen; jedenfalls existirten sie als parallel laufende Flussarme schon lange, bevor einer derselben als Hauptarm sich zu jenem temporären Vorrang emporhob, der aus der litterarischen Ausbildung hervorgeht (S. 47).“

Machen wir jetzt Anwendung davon auf das Lateinische, um dem Ergreifen des Verhältnisses zwischen dem Lateinischen und Romanischen näher zu kommen und um von dem Begriff Tochtersprache eine klarere Vorstellung zu bekommen! Was bedeutet denn eigentlich Latein? „Das klassische Latein ist einer der vielen von den arischen Einwohnern Italiens gesprochenen Dialekte. Es war der Dialekt Latiums, in Latium der Dialekt Roms, in Rom der der Patricier. (S. 54). — Es war die Sprache einer abgeschlossenen Kaste, einer politischen Partei, einer Gruppe von Litteraten (S. 54). — Wenn die Plebejer die Oberhand über die Patricier bekommen hätten, würde das Latein ganz anders geworden sein als das Ciceronianische.“ (S. 54). Nachdem aber der classische lateinische Dialekt zur Sprache der allgemeinen Bildung geworden war, verlor er die flüssige Beweglichkeit der Mundarten. Ein sehr treffendes Bild Müller's soll uns nun zeigen, wie neben der litterarischen Sprache die Dialekte weiter leben und jene

überdauern, sie überleben und Quellen neuer Sprachgestaltung, jedoch innerhalb derselben Sprache, werden. „Man könnte,“ heisst es S. 55, ein litterarisches Idiom mit der gefrornen Oberfläche eines Flusses vergleichen, der glänzenden, spiegelglatten, aber starren und kalten. Diese Eisfläche der geglätteten und feinausgebildeten Sprache wird dann meistens durch politische Erschütterungen gebrochen und von den unter ihr in die Höhe steigenden Wasserfluten fortgeführt. Dies geschieht in Zeiten, während welcher die höheren Klassen entweder von religiösen oder socialen Kämpfen zerbröckelt werden, oder sich wieder mit den niederen Schichten der Gesellschaft vermischen, um den Angriff fremder Nationalitäten zurückzuschlagen; in Zeiten, während welcher die litterarische Thätigkeit erlahmt, Paläste niedergebrannt, Klöster geplündert und Sitze der Gelehrsamkeit zerstört werden. Dann schnellen die volksthümlichen oder, wie sie genannt werden, gemeinen Dialekte, die bisher unter der Eisfläche der Litteratursprache unbemerkt hingeflossen, an und reissen wie ein Frühlingshochwasser die lästigen Schranken weg, die eine dahingeschiedene Zeit gebildet hatte.“ In diesem Bilde liegt der Hauptprocess geschildert, welcher aus dem Lateinischen das Romanische entstehen lässt, natürlich nicht aus dem litterarischen Latein, wie man schon lange weiss — obgleich Prof. Th. Müller auf der Philologenversammlung zu Hannover bei der Debatte über die Steinthalschen Ansichten über das Romanische sich veranlasst sah, den Prof. Steinthal darauf aufmerksam zu machen* — sondern aus jener mundartlichen Quelle, welche bei dem Erstarren und Zurücktreten des litterarischen Latein und bei dem Eintritt der einschneidendsten politischen Begebenheiten zur Selbständigkeit und Herrschaft im politischen und religiösen Leben heranwuchs und schliesslich in ein Stadium eintrat, wo ein eigener Name für die neue Gestaltung der Sprache auftrat und damit bezeichnete, dass das Latein der Patricier- und Imperatorenzeit in dem Bewusstsein der Volksmassen erloschen und in neuer Wortbildung aufgetreten sei.

---

* Germania, Band IX.

Hier fragt es sich nun, wie weit die Benennung Tochtersprache zutreffend sei.

M. Müller (S. 53) sagt, man pflege die sechs romanischen Sprachen die Töchter des lateinischen zu nennen. Er habe gegen den Gebrauch der Wörter Mutter und Tochter bei Sprachen nichts einzuwenden, nur dürfe man nicht zugeben, dass dergleichen klare und einfache Ausdrücke etwa dunklen und unbestimmten Vorstellungen zum Deckmantel dienten. Die Namen Mutter und Tochter bezeichneten nur verschiedene Perioden im Wachsthum einer in ihrer Substanz sich gleichbleibenden Sprache. Vom Latein etwa zu sagen, dass es absterbend seinem Sprössling das Dasein gegeben habe, sei durchaus mythisch. Diese Erklärung Müller's stimmt im Grossen und Ganzen mit der Auffassung überein, welche bei Scholle (S. 71 unten und S. 72) mit Erwähnung der Ansicht Schleicher's besprochen ist. Aber zwei Punkte, welche in der Steinthalschen Feststellung des Begriffes romanisch nach W. von Humboldt* und in seiner (Steinthal's) Definition von Tochtersprache (Scholle, S. 2) eine Rolle spielen, nämlich das Einwirken eines fremden Volkes und die Wichtigkeit eines neuen Princips, bleiben dabei noch unberührt.

Was zunächst die Mitbetheiligung eines fremden Volkes dabei betrifft, so kann man aus einer Stelle bei M. Müller ersehen, wie er sich den Antheil der Germanen an dem Romanischen denkt. Es heisst da (Vorl. I, 163): „Das Französische ist das Provinzlatein, wie es die Franken, ein teutonischer Volksstamm, sprachen, und auf ähnliche Weise, wenn auch nicht in derselben Ausdehnung, sind alle anderen römischen Dialekte barbarisirt worden.“ Wer diese Stelle unbefangen liest, wird zu der Ansicht kommen, dass die teutonischen Völker bei der Weiterbildung des Romanischen durch ihre eigene, mitgebrachte Sprache und ihren nationalen Geist stark mitgewirkt hätten.

* Sie lautet bei Steinthal in dem Vortrage im Archiv von Herrig Bd. 36, S. 130: Romanisch ist nicht lateinisch, sondern ist ein neuer Bau aus lateinischem Sprachstoff nach einem neuen Princip, das freilich durch den alten Stoff mitbedingt wird.

Ich kann mich jedoch nicht der Ansicht entschlagen, dass die germanischen Eindringlinge sich in dem romanischen Sprachprocess mehr passiv, receptiv als activ, productiv verhalten haben; dass das Romanische das Germanische in sich aufgenommen und gewissermassen überwunden habe, so dass die primitive, dialektische Weiterentwickelung des Lateinischen zum Romanischen vor sich gegangen sei, ohne dass das Lateinische in seinem inneren Wesen viel durch Wort und Geist des hinzugekommenen Germanischen beeinflusst worden sei. Ich weiss nicht, wie weit die Geschichte zur Klärung dieses Punktes wird Aufschluss geben können; jedenfalls bleibt es eine interessante Aufgabe, die Wechselbeziehungen der Bewohner der römischen Provinzen zu den germanischen Einwanderern hinsichtlich der Wirkungen der Einwanderung auf die Modification der bezüglichen Provinzialsprachen schärfer als bisher zu durchforschen.

Nicht weniger schwierig ist der zweite Punkt, das Princip betreffend. Herr Scholle hat hauptsächlich darauf hin seine Abhandlung gegliedert; er hat darauf hingewiesen, dass Steinthal das die romanischen Sprachen gestaltende Princip nirgend genauer angegeben habe, und kommt (S. 65) zu folgendem Resultat: „Ein solches Princip, das zwar das Romanische, nicht aber auch das Englische, Deutsche und andere Sprachen zu Tochtersprachen macht, ist vergebens in der Form der Sprache gesucht worden.“ Er geht dann zu der Untersuchung über, ob ein solches Princip etwa in demjenigen zu entdecken sei, was Humboldt mit den Worten bezeichnet (Scholle S. 3): „Es giebt in der Sprache noch etwas Höheres und Ursprünglicheres als das Reich der Formen, und von diesem Höheren muss der Sprachforscher, wo das Erkennen nicht mehr ausreicht, doch das Ahnen in sich tragen.“ Aber auch bei dieser Untersuchung erreicht Scholle nur ein negatives Resultat; er kann in Bezug auf den Geist der Sprache nichts finden, was dem Romanischen eigentümlich sei, was die romanischen Idiome zu Tochtersprachen gestalte und von anderen neueren Sprachen diesen Begriff fern halte.

Herr Scholle erklärt, in Steinthal's Schriften vergebens nach Aufklärung über das, was er als Princip in der Definition

der Tochtersprachen hinstelle, gesucht zu haben. Wo man in solchem Falle bei Steinthal selber in Verlegenheit kommt, lohnt es sich nicht selten, bei Heyse in dessen von Steinthal herausgegebenem System der Sprachwissenschaft zu forschen. Denn in vielen der bisher erörterten Punkte folgt Steinthal dem Vorgange Heyse's. Da findet sich denn S. 197 folgender Ausspruch: „Erst dadurch werden neue Sprachen, dass in die aufgelösten Elemente neue organisirende Principien eintreten, welche gemäss den individuellen Volksgeistern dem Sprachstoff individuelle Einheit verleihen.“ Derselbe Gedanke wiederholt sich S. 201: „Der neu hinzutretende Volksgeist gab zugleich dem Sprachstoff ein neues belebendes und zur Einheit gestaltendes Princip.“ Und S. 216: „Durch das Hinzutreten eines neuen gestaltenden Princips zu dem überlieferten Material der zu Grunde liegenden Stammsprache wird in diesen (d. h. den neueren Sprachen secundärer Formation) der natürliche Organismus völlig zerstört.“ Da hätten wir nun allerdings ein Princip. Jeder nach seiner Auffassung von der Entstehung des Romanischen wird verschieden darüber denken. Von dem bisher behaupteten Standpunkte aus muss ich mich gegen Aufstellung eines Princips erklären, von dem es heisst, dass es den natürlichen Organismus völlig zerstöre. Will man aber durchaus von einem gerade die Tochtersprache gestaltenden Princip nicht ablassen, so hat man vor allem zu bedenken, dass der in solchen Sprachen allmählich vor sich gehende phonetische Verfall, welcher nach Verlauf einer Reihe von Jahrhunderten eine innerlich, d. h. ihren Bildungsgesetzen nach gleiche Sprache in solcher Verwandlung erscheinen lässt, dass sie als eine neue Sprache auftritt, nothwendig und naturgemäss vor sich geht. Die romanischen Sprachen als Glieder der indogermanischen Familie theilen mit den übrigen Zweigen derselben die Eigenschaft, dass die Stammwörter durch Verschmelzung des Wurzelelements mit den hinzutretenden Bestimmungsformen, durch Affigirung und Suffigirung im Laufe der Zeiten Wörterformen bilden, welche den Wörterformen früherer Lebensperioden derselben Sprache sehr unähnlich werden. Eine derartige Verwandlung aber trägt ihr Princip in sich; es ist eben das Princip, nach welchem sich die Sprachen der indogerma-

nischen Familie durchweg umgestalten.* Lenkend und schaffend dabei aber ist der Volksgeist, welcher mit all den Momenten, die ihm das Leben innerhalb der eigenen Nation und die Berührung mit fremden Volkselementen zuführt, auf die Gestaltung der Sprache in Betreff des Lauts, der Form, der Function des Wortes und seiner Theile und der Syntax unaufhörlich einwirkt.** Ich erinnere dabei an den von Steinthal in der Char. der haupts. T. d. Spr. S. 47 angeführten Satz: „Die Geisteskraft ist in den Nationen sowol überhaupt als in verschiedenen Epochen dem Grade und der in der gleichen allgemeinen Richtung möglichen eigenen Bahn nach, individuell verschieden." Und diese doppelte Verschiedenheit (fügt Steinthal hinzu) wird in ihren Sprachen sichtbar. Mit diesem zweiten, dem Menschengeist correspondirenden Princip, liesse sich dann vielleicht die Erklärung Humboldt's, dass eine neue Sprache in die Wirklichkeit tritt, wenn ein neues Princip der Auffassung eine neue Formung der sprachlichen Elemente herbeiführt, in Einklang bringen. Jene beiden aber vorhin von mir angegebenen Gesichtspunkte, von welchen aus man die Veränderung von Sprachen zu begreifen hat, genügen, um sich über den Process klar zu werden, welcher aus dem Lateinischen heraus die romanischn Sprachen hat hervorgehen lassen.

Man legt gewöhnlich einen ungemeinen Wert auf die Einwanderung der Germanen, um die Gestaltung des Romanischen zu erklären. Ich habe schon vorhin angedeutet, dass ich die Einwirkung des Germanischen dabei nicht so hoch anschlage. Bestärkt werde ich in dieser Meinung durch die von Max Müller*** angeführte Thatsache, dass im elften Jahrhundert die Sprachen Schwedens, Dänemarks und Islands noch identisch waren, und dass dabei keine Berufung auf Eroberung durch Fremde oder auf eine Vermischung fremden und heimi- Blutes zulässig ist, um die Veränderungen zu erklären, welche

* Cf. Steinthal, Charakt. der haupts. Typen d. Spr. S. 48 nach Humboldt über das von innen heraus schaffende Princip.

** Cf. Schleicher, Compendium der vergl. Gramm. der indog. Spr. die Einleitung.

*** Müller, Vorl. über die Wissenschaft der Sprache I, 58.

die Sprache in Schweden und Dänemark, aber nicht in Island erlitt. In Island nicht, weil durch das Losreissen von der Heimat die dialektische Wiedererneuerung abgeschnitten war. Man kann aus dieser Sachlage entnehmen, dass das Romanische sich aus dem Dialektlatein so entwickeln konnte, wie wir es in den ältesten Texten finden, ohne die Modification durch die germanische Sprache zu erleiden.

Ehe ich einen Abschluss mit dem mache, was ich zur Sichtung und Klärung der schwebenden Frage aus M. Müller's Auffassung bisher entnommen habe, will ich noch aus derselben Quelle Einiges beibringen, was gewisse in der Abhandlung von Scholle berührten Punkte in ein richtiges Licht zu stellen vermag. So zunächst über das Verhältnis der einzelnen Sprachen der indogermanischen Familie Müller's Angabe,* nach welcher das Sanskrit zu dem Griechischen, Lateinischen, Teutonischen, Celtischen und Slavischen nicht in demselben Verhältnis steht, wie das Lateinische zum Französischen, Italiänischen und Spanischen. Sanskrit dürfte nicht ihre Mutter, sondern nur ihre ältere Schwester zu nennen sein. Es nehme in Bezug auf die classischen Sprachen eine Stellung ein, derjenigen ganz analog, in welcher das Provenzalische zu den modernen romanischen Dialekten stehe. Ich erinnere dabei an die eigentümliche Ansicht Raynouard's, das Provenzalische allein sei eine Tochter des Lateinischen, während Französisch, Italiänisch, Spanisch und Portugiesisch Töchter des Provenzalischen seien. Er meinte, das Latein sei während des siebenten, achten und neunten Jahrhunderts durch eine Zwischenstufe hindurchgegangen, welche er lingua romana nennt, und von welcher er zu beweisen sucht, dass sie mit dem Provenzalischen des südlichen Frankreichs, mit der Sprache der Troubadours, identisch sei. Das Lateinische hätte zunächst diese, durch die lingua romana oder provenzalische Sprache repräsentirte gleichförmige Metamorphose durchgemacht und sich dann erst in die verschiedenen romanischen Dialekte Italiens, Frankreichs, Spaniens und Portugals aufgelöst. — Schon von A. W. von

* Müller, Vorl. über d. W. d. Spr. Bd. I, S. 139.

Schlegel wurde diese Ansicht Raynouard's angegriffen und schliesslich von M. Müller wiederlegt.* Mit Bezug auf die Aeusserung Steinthal's „Fremdes Sprachgut ist abstract," sowie. auf den Mangel an sinnlicher Frische, welchen er den romanischen Sprachen zum Vorwurf macht, verdient zweitens der Nachdruck Beachtung, welchen M. Müller** auf die Thatsache legt, dass jedes Wort jeder Sprache ursprünglich ein Prädicat sei; dass die Wörter, obgleich Zeichen für individuelle Begriffe, ohne Ausnahme von allgemeinen Ideen herzuleiten seien. Müller bezeichnet dies als eine der wichtigsten Entdeckungen in der Wissenschaft der Sprache. Geht man aber darauf ein, so begreift man immer weniger, dass es den Wörtern der neueren, speciell der romanischen Sprachen, durchaus an Sinnlichkeit fehlen solle. Wenn man sich den Weg klar macht, auf welchem jedes Individuum eines Volkes von den ersten unbeholfenen Lauten bis zum Beherrschen des vorhandenen Wörtervorrats fortschreitet; wenn man dabei beachtet, dass die einzelnen Wahrnehmungen und Empfindungen, die Thätigkeit des Geistes überhaupt, sich allmählich in den von der Sprache dargebotenen, im Volke lebenden Wortformen verkörpert: so hinterlässt die Steinthalsche Behauptung, die Wörter der Romanen seien kalt und nähmen kein Gefühl auf, den Eindruck, dass die factisch vorliegenden Lebensverhältnisse eines Volkes und seiner Sprache jene Ansicht widerlegen. Die grössere oder geringere Körperfülle eines Wortes repräsentirt gewiss nicht in diesem Unterschiede den Grad des Gefühls oder die Deutlichkeit der Vorstellung, welche zum Ausdruck kommt, noch ist dieser Grad davon abhängig, ob ein Wort der ursprünglicheren Form und seiner deutlicheren Gliederung in Stamm und stammlimitirende Wörter (Affixe, Infixe, Suffixe) treu geblieben ist, oder beide Bestandtheile verschmolzen sind und die ältere Form mehr oder weniger unkenntlich gemacht ist. Wer sagt, mourir, mort, blâmer seien kalte Wörter und nähmen kein Gefühl auf, muss dasselbe von mori, mors, βλάπτειν und vom deutschen Verb zermalmen sagen; denn alle diese entbehren der Sinnlichkeit nach Steinthal's An-

* M. Müller, Vorl. I, 142.
** M. Müller, Vorl. I, 330.

sicht, da die ihnen gemeinsame Wurzel MAR (zerreiben oder zerfallen)* seit Jahrtausenden den Zusammenhang zwischen Lautform, innerem Articulationssinn und innerem Sprachsinn, mit einem Worte, die Ursprünglichkeit der Verbindung von Wort und Vorstellung in dem Bewusstsein der Völker verloren hat.

Heyse.

Ich habe bereits erwähnt, dass Steinthal's Ansichten vielfach auf Heyse zurückgehen. Einige Citate aus Heyse** mögen dies beweisen. So zeigt die Stelle S. 165: „Sprachen secundärer Formation, welche aus einzelnen Stammsprachen durch völligen Verfall des alten Sprachstoffes und Hinzutreten oder überwiegende Einwirkung eines neuen, fremdartigen Elements entspringen, und nach einem neuen Princip umgeformt sind, also auf einer totalen Zerrüttung und Umformung des natürlichen Organismus der Stammsprache beruhen . . . sind von ihrem natürlichen Boden abgeschnitten, gleichsam entwurzelt. Daher ist der natürliche Lebenssaft in ihnen vertrocknet; die Bildsamkeit der Sprache erlischt grösstentheils. So die romanischen Sprachen als Töchtersprachen des Lateinischen.“

Diese Stelle beweist deutlich genug die Gemeinsamkeit der Steinthalschen und Heyseschen Auffassung, und erledigt sich in Betreff ihres relativen Wertes durch die vorangehenden Betrachtungen über die Natur des Romanischen.

Seite 196 bestreitet Heyse die Ansicht von Fuchs, dass die romanischen Sprachen eine naturgemässe Fortsetzung und Fortbildung der lateinischen Sprache, und eben deshalb als Vervollkommnung derselben zu betrachten seien. Eine Seite weiter (197) ist der Satz beachtenswert: „Die romanischen Sprachen sind das Resultat des Sieges eines neuen weltgeschichtlichen Princips, des germanisch-christlichen, über das altrömische, und einer dadurch bedingten Verschmelzung beider Elemente zu neuen Gestaltungen.“ Der Inhalt dieses Satzes beurtheilt sich

* M. Müller, Vorl. Bd. II, 299 sqq.

** Heyse: System der Sprachwissenschaft.

gleichfalls nach den bisher von mir angegebenen Gesichtspunkten.

In einer Vergleichung mit dem Deutschen kommen die romanischen Sprachen bei Heyse schlecht weg. „Der neue Weltgeist (sagt er S. 108), welcher den alten Sprachstoff mächtig durchdrang und wiederbelebte, hat die romanischen Sprachen schnell zu gebildeten Schriftsprachen reif gemacht und eine von der antiken Poesie specifisch verschiedene romantische erzeugt. Die deutsche Litteratur reifte viel langsamer, die mittelalterliche sowol wie die neuere, und zeigt lange Zeit eine gewisse Unbeholfenheit, Schwerfälligkeit und Steifheit in der Bewegung der Sprache. Der alterthümliche, naturwüchsige Sprachbau leistet dem neu eindringenden Geiste lange einen schwer zu überwindenden Widerstand. Es ist hier wie mit Individuen. Frühreife ist sehr oft ein Beweis der Oberflächlichkeit. Tiefere Anlagen pflegen sich langsamer zu entwickeln, dann aber desto reichere Früchte zu tragen.“

Für diese Vergleichung können sich die romanischen Sprachen schönstens bedanken. Sie sind nach Heyse die frühreifen, oberflächlichen. Ich habe vom Deutschen recht hohe Begriffe, könnte aber seine langsamere Entwickelung noch auf etwas andere Weise als aus seinen tieferen Anlagen erklären.

Von Wichtigkeit für die Bedeutung der Lautform, des Wortes, wie es sich mit all seinen Veränderungen in dem späteren Leben der Sprache zeigt, ist eine andere Stelle bei Heyse, welche den Sachverhalt weit objectiver und unparteilicher als Steinthal auffasst. „Wenn das Wort für die Vorstellungen geschaffen ist,“ heisst es S. 211, „so gelangt der Mensch eben dadurch in den sicheren Besitz des geistigen Inhalts an sich. Dieser wird allmählich unabhängiger von der Lautform; um so mehr, je mehr die ursprünglich in dem Laute symbolisch verkörperte sinnliche Vorstellung vergeistigt wird und also der Lautform entwächst. Nun erscheint der Laut nur noch als gleichgültiges sinnliches Zeichen; der Geist lässt ihn als ein Unwesentliches fallen; so muss er unter physischen Einflüssen und nach rein physiologischen Gesetzen vielfachen Veränderungen unterworfen sein. — So löst sich die unmittelbare organische Einheit von Begriff und Laut auf. Der denkende Geist lässt

sich nicht mehr durch den Lautkörper binden und gefangen halten. Das Wort und die Sprache tritt als ein objectiv gegebener sinnlicher Stoff dem Begriff und dem reinen Gedanken gegenüber. Die Sprache wird nach ihrer organischen Vollendung den nachwachsenden Generationen als ein schon geformter Stoff überliefert" u. s. w.* Wenn wir diesen Gedankengang verfolgen, so kommen wir nicht zu solchen Auslassungen, wie Steinthal, welcher aus der Beschaffenheit der romanischen Lautform und Wortgestalt das Romanische niedriger als andere Sprachen, z. B. das Deutsche, stellt. Freilich nähert sich wieder die Auffassung beider Gelehrten in einer spätern Stelle (S. 216), wo Heyse die secundären Sprachen für vorzüglich geeignet „zum präcisen Ausdruck alles rein Verständigen, Abstracten (der sogenannten sciences exactes)" erklärt. Der Gegensatz, der ihm vorschwebt, ist leicht da: es ist der Ausdruck des Gefühls, und damit ist ein Uebergang zu der Ansicht Steinthal's gebahnt. Ganz deutlich tritt aber Beider Uebereinstimmung in folgender Stelle (Seite 217) hervor:

„Auch zum Ausdruck für die äusserlichen Verhältnisse des praktischen gemeinen Lebens, sowie zum Gebrauch in den höheren, verfeinerten Gesellschaften, in welchen weniger tiefe Geistigkeit und Sittlichkeit als verständige Convention und äussere Sitte und Mode, weniger Gemüt als Witz und Scharfsinn herrscht, sind solche Sprachen vorzugsweise geeignet. Dagegen sind sie ihrem inneren Wesen nach unpoetisch und unphilosophisch; denn weder die Poesie noch die philosophische Speculation gedeihen auf dem dürren Boden des abstracten Verstandes" u. s. w. Ich kann mir nicht denken, dass eine solche Eigentümlichkeit, ein derartiger Unterschied der neueren Sprachen — speciell ist offenbar auf das Französische angespielt — zu beweisen ist. Ich glaube eher, dass hinter solchen Urtheilen ein traditionelles Vorurtheil und eine Unterschätzung der litterarischen Leistungen sowie des Volkscharakters steckt. Namentlich mag es gefährlich sein, das Wesen einer Sprache und eines Volkes, welches dieselbe spricht, aus der Schriftsprache

---

* Cf. Steinthal: Philologie, Geschichte und Psychologie etc. Seite 43 unten und Seite 44.

allein oder überwiegend zu beurtheilen. Denn diese hat, nach Heyse's eigenen Worten Seite 230, als Cultursprache der Natursprache entgegengesetzt, meist einen kälteren, mehr künstlichen oder conventionellen Charakter, mehr ein ideelles als reelles Leben, während das Volk selber in seiner Sprache etwas Zutraulicheres, Heimischeres, eine grössere Unmittelbarkeit der Aeusserung hat. Das wird aber bei den secundären Sprachen, bei den romanischen Idiomen gewiss ebenso gut der Fall sein als bei den primären und bei solchen, welche noch mehr Sinnlichkeit der Lautform bewahrt haben sollen, z. B. das Deutsche.

Eimele.

In der Abhandlung des Dr. Scholle ist mehrfach auf Eimele's Schrift „Die wesentlichen Unterschiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen etc. Berlin, 1862" Bezug genommen. Diese Arbeit von Eimele fördert die Sache nicht; seine ganze Darstellung geht zu wenig in das Wesen des Gegenstandes ein, und hält sich zuviel an Aeusserlichkeiten. Obgleich voller Bewunderung der Steinthalschen Sprachauffassung, zeigt er doch an einer Stelle S. 6, wo ihm eine Aeusserung aus Steinthal, Charakt. der haupts. Typen der Spr. „ziemlich paradox" vorkommt, dass er über Ansichten dieses Gelehrten stutzig werden kann. Doch auch bei ihm muss sich das Romanische, zumal das Französische, viel gefallen lassen. Es wäre zu wünschen, dass Trivialitäten wie folgende bei ihm (S. 31 und 32) über französische Satzbildung von ernsten Sprachuntersuchungen ganz fern blieben. „Da dem Franzosen," sagt er, „der vor allen Dingen Klarheit verlangt, ein grösseres, verschlungeneres Ganzes schwer zu überschauen ist, da ein zu mächtiger Bissen seine Ungeduld reizt, so hilft ihm, wie ein Verfasser (Wedewer) treffend bemerkt, die Sprache und giebt ihm die Sache theelöffelweise." Das ist dummes Zeug, wie gesagt. Solche Sachen muss man bei Forschungen, die ein tieferes Eingehen auf die Gründe der Erscheinungen voraussetzen, nicht zur Charakterisirung einer Sprache vorbringen. Auch müsste man im Jahre 1862, wo seine Schrift erschienen ist, nicht mehr von plötzlichen Veränderungen sprechen, welche die Tochter-

sprachen bei ihrer Entstehung aus der Stammsprache erleiden, wie es Eimele Seite 38 thut. Am Schluss, bei der Zusammenfassung seiner Erörterungen, erklärt er: „Eins der Ergebnisse unserer Forschung wird gewiss dasselbe werden als das von dem tiefsinnigen Sprachforscher Steinthal gewonnene.“ Und dann citirt er eine Stelle aus der Charakt. der haupts. Typen des Spr. S. 105. Ich kann nur wiederholen, dass Eimele's Schrift keineswegs dazu beiträgt, eine richtige Auffassung des Wesens der abgeleiteten Sprachen zu begründen. —

In dem Versuche von Scholle dagegen ist die schwebende Frage einer so bedächtigen Zergliederung unterzogen, dass ich überzeugt bin, anderen Lesern werde es ebenso wie mir ergehen, dass sie nämlich darauf aufmerksam werden, wie sehr die bisher über das Wesen der Tochtersprachen herrschenden Ansichten fester Begründung entbehren.

Als Ergebnis seiner Untersuchungen stellt Dr. Scholle die Behauptung auf, Steinthal's Definition von Tochtersprachen sei mit der Ergänzung derselben, die er selbst hinzufügt (— also ist unsere neuhochdeutsche Sprache, wie die neugriechische, koptische, englische keine Tochtersprache) nicht in Einklang zu bringen. Entweder sind auch andere neuere Sprachen, fährt er fort, wie Deutsch und Englisch Tochtersprachen so gut wie die romanischen, oder die letzteren sind es auch nicht.

Er wirft sodann die Frage auf, ob sich eine andere Definition aufstellen lasse, und ob überhaupt der ganze Begriff von wissenschaftlichem Werte sei (S. 71) und kommt (S. 74) zu folgendem Endurtheil:

„Der Begriff Tochtersprache ist so unbestimmt und schwankend, dass er von gar keinem wissenschaftlichen Werte ist, und er darf namentlich nicht dazu dienen, den Sprachen, die man der Kürze halber so bezeichnen mag, einen Makel anzuheften.“

Hierauf berührt Dr. Scholle noch die Behauptung von Fuchs in Betreff der naturwüchsigen Fortbildung des Lateinischen zum Romanischen, und tritt seiner Ansicht bei (S. 75), indem er sich in seiner Argumentirung auch auf Schleicher (Die Deutsche Sprache) bezieht, und Pott gleichfalls dafür sprechen lässt.

Hinsichtlich der Frage, ob die jüngeren Sprachen auf

einer niedrigeren Stufe sprachlicher Entwickelung als die älteren stehen (S. 77), weist Dr. Scholle auf die Erscheinung hin, dass mit dem Aufgeben der volleren Wortform die Fähigkeit zum Ausdruck des Geistigen in den jüngeren Idiomen gewachsen sei. In der sehr gelungenen Darstellung dieses Abschnitts lässt er besonders Grimm für seine Ansicht eintreten, dass die neueren Sprachen trotz vieler Verluste den älteren gegenüber nicht als untergeordnete Sprachen zu betrachten seien.

Den Schluss der Scholleschen Schrift bildet eine Betrachtung über die Gründe, auf welchen die misachtende Beurtheilung der jüngeren Idiome beruht. Der Umstand, dass uns der höhere Unterricht eine weit grössere Vertrautheit mit Latein und Griechisch als mit Französisch und Englisch verleiht; der nationale Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen, aus welchem heraus Fichte's harte Beurtheilung des Französischen zu erklären ist;* nationale Sympathien und Antipathien: in diesen Gründen wird mit Recht von dem Verfasser eine Erklärung für das Vorurtheil gesucht, welches selbst in gelehrten und gebildeten Kreisen den romanischen Sprachen, wenigstens in Vergleich mit den sog. klassischen Sprachen, entgegentritt.

Wenn ich in dem Vorangehenden den Gegenstand von verschiedenen Seiten und mit Berufung auf verschiedene Ansichten von Gelehrten beleuchtet habe, so bin ich dazu durch die Erfahrung veranlasst worden, dass über Wesen und Geltung der romanischen Sprachen, speciell des Französischen, vielfach Urtheile gehört werden, welche von der Wahrheit weit abliegen. Namentlich, wenn sich so bekannte Gelehrte wie Steinthal aus einer eigentümlichen Auffassung des Verhältnisses von Wort und Geist in den romanischen Sprachen heraus zu Schlussfolgerungen bewogen fühlen, welche dazu angethan sind, das Vorurtheil gegen die neueren Sprachen fortzupflanzen, scheint es wol an der Zeit, sich dergleichen Erscheinungen genauer anzusehen. Opposition haben namentlich die Steinthalschen Behauptungen 1864 in der Philologenversammlung zu Hannover gefunden. Aus dem im neunten Bande der Germania abgedruckten Bericht über die an Prof. Steinthal's Vortrag sich anknüpfende Debatte ist auf eine ziemlich allgemeine Verwunderung der Versammelten über die Aussprüche Steinthal's zu schliessen. So trat Prof. Th. Müller als Vertheidiger des Satzes auf, dass man das Romanische als eine natürliche Weiterbildung des Lateinischen anzusehen habe. Er bekämpft die Meinung, dass der Begriffswandel der von Steinthal besprochenen Wörter ein unorganischer sei, und sieht darin nur eine in

* Fichte: Reden an die deutsche Nation, besonders Rede 4 und 5.

allen Sprachen gewöhnliche Erscheinung. Dem Bericht zufolge hielt auch bei der Debatte Prof. Steinthal die Ansicht aufrecht, dass bei der Umgestaltung der Begriffe die sinnliche Anschauung fehle. — Prof. Pfeiffer erkannte auch in anderen Sprachen den gleichen Mangel sinnlicher Anschauung in der Begriffsentwickelung. — In Betreff des Begriffswandels wies Dr. Creizenach noch auf die Einwirkung der Kirche mit ihrer Sprache hin, was besonders auf die von merces kommenden Bedeutungen passe; und Dr. Hildebrandt erinnerte an die wunderbare Gemeinsamkeit der neueren europäischen Cultursprachen in der Entwicklung des Sprachgehalts, wobei oft Zufall, oft Entlehnung walte. Ich habe nicht gefunden, dass einer aus der Versammlung Prof. Steinthal beigetreten ist.

Zum Verständnis des Steinthalschen Standpunktes bieten seine Werke vielfachen Aufschluss. Wie er die Behandlung des Sprachlichen auffasst, lehrt eine Stelle seiner Schrift Philologie, Geschichte und Psychologie (S. 50 unten), wo es heisst:

„Die Philologie und Geschichte wird grössere Sicherheit und Klarheit erhalten, ja principiell vertieft und auch wol berichtigt werden, wenn ihr die psychologische Grundlage bereitet wird, wenn zur ästhetischen Construction nach Ideen und zur Erklärung aus Entwickelungsgründen des Geistes die Erklärung aus der Seele, aus psychologischen Gesetzen, hinzutritt."

Das ist sehr schön, sehr tief.

Jetzt ein Beispiel von dieser Vertiefung der Philologie mit Hülfe der Erklärung aus der Seele. In der Vergleichung des franz. Verbs partir und des deutschen Verbs scheiden in der Abhandlung über das Verhältnis des Romanischen zum Latein* sagt Steinthal:

„Partir ist ganz und gar prosaisch, weil logisch entwickelt, während unser „Scheiden" von Anschauung und Wehmuth und darum mit Poesie durchtränkt ist. La foudre part de la nue ist die reine Prosa; der Blitz fährt aus der Wolke. Wenn wir übersetzen: „Der Blitz scheidet von der Wolke", so hätten wir schon, ich möchte sagen, einen Mythos gebildet: der die Wolke umarmende Blitz muss durch ein trübes Geschick von ihr scheiden; es wäre ein ganzes Romeo und Julie."

Vielleicht geben solche und ähnliche philologisch-historisch-psychologische Sprachäusserungen Steinthals ein Recht, seine Beurtheilung des Romanischen eigentümlich zu nennen.

Berlin. Alb. Benecke.

---

* Herrig's Archiv, 1864, Seite 137—138.

Philarète Chasles über Fritz Reuter.

Vor einigen Tagen erhielt der Unterzeichnete von dem Herrn Philarète Chasles, dem auch in Deutschland durch seine tüchtigen Arbeiten über deutsche Literatur wohlbekannten Professor der nordeuropäischen Literaturen am Collége de France und Conservateur der Bibliothèque Mazarine daselbst ein in deutscher Sprache abgefasstes Schreiben, mit Bezugnahme auf des Unterzeichneten im XLIV. Bande 1. Heft des Archivs erschienenen Artikel „Fritz Reuter in französischem Gewande.“ Herr Chasles giebt zu, dass die in dem erwähnten Aufsatze besprochene französische Bearbeitung von „Ut de Franzosentid“ des Herrn Forgues wohl nicht eine durchaus gelungene sein und auch wahrscheinlich nicht direct nach dem deutschen Originale, sondern erst nach der englischen Uebersetzung von Ch. A. Lewes (erschienen in Collection of German Authors Tauchnitz ed. vol. 4) angefertigt sein möchte und ist so freundlich, manche Bemerkungen jener Besprechung als richtig anzuerkennen und zugleich zwei Nummern des Siècle, vom 17. September und vom 1. October 1869 zu übersenden, in denen sich zwei grössere Artikel des Herrn Briefstellers über Fritz Reuter befinden. Ueberhaupt athmet das ganze Schreiben, durch das der Unterzeichnete sich sehr geehrt fühlt, ein sehr lebendiges Interesse für die deutsche Literatur, wie denn der Herr Verfasser desselben auch ein recht gutes Deutsch schreibt,* sowie einen wahren Cultus für Fritz Reuter, den er

---

* Das Studim des Deutschen scheint überhaupt seit einiger Zeit einen

„den bedeutendsten Autor der Neuzeit" nennt und welchem er, wie er schreibt, bereits vier Lehrstunden im Collége de France gewidmet hat, wofür ihm Reuter selbst gedankt habe. Er bemerkt zu gleicher Zeit, dass er sich mit einer Uebersetzung von „Dörchläuchting," bekanntlich einer der jüngsten Arbeiten Fritz Reuter's beschäftige und giebt als Hauptgrund für diese Wahl an, dass die Figur des ollen Konrektors in dieser Novelle auch prächtig auf die französischen „kleineren Provinzial-Professoren" passe. „Kein Hüsung" sei das einzige, obgleich vielleicht das poetischste Werk Reuter's, mit dem er durchaus nicht übereinstimmen könne, was, wie er meint, vielleicht an der Unkenntniss liege, die ein Franzose von der politisch-socialen Lage Mecklenburgs nothwendiger Weise haben müsse. Man sieht, dass der sichere Tact und gute Geschmack, durch den Herr Philarète Chasles durchweg ausgezeichnet ist, ihn auch hier nicht verlassen hat. Denn bekanntlich ist „Kein Hüsung" dasjenige Werk Reuter's, was auch in Deutschland vor allen Werken des Autors am wenigsten Theilnahme gefunden hat, weil die Haupthandlung in einem grellen Farbentone gehalten ist, welcher sonst der liebenswürdigen Muse des Autors durchaus nicht eignet, so dass eben nur die idyllischen Episoden des ländlichen Naturlebens, an denen es allerdings in diesem Werke ebensowenig fehlt, wie in den übrigen, dasselbe einigermassen über Wasser zu halten vermögend sind, wesshalb es denn auch jener Erklärung, die Herr Ph. Chasles seinem Urtheile über das Werk beigegeben, im Grunde gar nicht bedurft hätte.

Was nun aber jene beregten Artikel des Siècle betrifft, so verbreitet der erste derselben sich mehr im Allgemeinen über Fritz Reuter's Leben und seine Werke, was natürlich nicht mit der Ausführlichkeit geschehen konnte, mit der im Frühjahr des verflossenen Jahres Herr Albert Sorel in der Revue des deux Mondes dieselben* besprochen hat, doch aber genügt, um dem

---

recht erfreulichen Aufschwung im Auslande zu nehmen. So erhielt der Unterzeichnete auch vor einigen Wochen ein gleichfalls in recht gutem Deutsch abgefasstes Schreiben eines belgischen Professors, in welchem derselbe um Uebersendung der Programmabhandlung des Unterzeichneten A collection of Shakspearian puns ersuchte.

* Un poète romancier de l'Allemagne du Nord Fritz Reuter, sa vie et ses oeuvres par M. Albert Sorel. Revue des deux Mondes Tom. 80 (15 mars 1869).

französischen Leser einen Begriff von diesem, seiner Kenntnissnahme sonst so weit abliegenden, Autor zu geben. Er hat diesen Artikeln den Titel „Signes du Temps et mouvement intellectuel en Europe, Les prisons et la vie de Fritz Reuter. Roman comique de la prison“ gegeben und er sagt darüber in seinem Schreiben: „Ut mine Festungstid enthält viel mehr für unseren Nationalsinn; darum entlehnte ich mehr diesem Bande als „Ut de Franzosentid“, was eben Herr Forgues bearbeitet hatte.“ Demgemäss betrachtet er denn auch das erstere Werk vorzugsweise von der politischen Seite, und bespricht in seiner Einleitung das Thörichte und Gehässige aller Verfolgungen um theoretischer Meinungen willen, wobei er denn allerdings ausser Acht lässt, dass das Frankfurter Attentat von 1833, welches die nächste Veranlassung zu Reuter's Inhaftirung wurde, (freilich war derselbe nicht unmittelbar dabei betheiligt, sondern wohl nur ein Mitwisser), denn doch etwas mehr als der Ausdruck einer theoretischen Meinung war. Ueber Fritz Reuter selbst sagt er dann:

„Est-ce un romancier? est-ce un poète? est-ce un pamphlétaire? Je n'en sais rien et il ne le sait guère. C'est une âme énergique et simple, caustique et triste, ironique et tendre,“ hebt hervor, dass Derselbe, ohne in Declamationen zu verfallen, ohne sich zu beklagen und selbst ohne zu sticheln (même sans épigramme, was einem Franzosen allerdings namentlich bemerkenswerth dünken muss!) sein Werk gethan und die Verachtung und den Hass der Welt auf seine Verfolger herabgerufen habe. Darauf geht er zur Charakterisirung des Plattdeutschen über, welchem er weder die concentrirte Kraft des Dänischen, noch „la douceur mystique du dialecte que parlent les pêcheurs et les bateliers du Nord Holland“ zuerkennen zu dürfen glaubt, wohl aber die Fähigkeit, die Innigkeit des Familienlebens, die Einfachheit ländlicher Zustände, und ein auf Gemüthlichkeit und tüchtiger Arbeit beruhendes bürgerliches Leben zur Anschauung zu bringen, und der manche Aehnlichkeit mit dem Dialecte der schottischen Lowlands habe, wie er in der Sprache von Robert Burns erklinge.

Darauf bringt der Verfasser einige Notizen über Reuter's Leben bei, deren Richtigkeit wir dahingestellt sein lassen; wir

dürfen auch wohl nicht verlangen, dass er wisse, dass der officielle Name der Vaterstadt Reuter's nicht Steinhagen, sondern Stavenhagen ist und dass dieselbe auch nicht so eigentlich au coeur même du Mecklembourg-Schwerin, sondern vielmehr an der Mecklenburg-Strelitzischen Gränze, etwa 3 Stunden von Neubrandenburg, welches der Hauptschauplatz von „Dörchläuchting" ist, entfernt liegt. Auch fragt es sich, ob wir unsere deutschen studentischen Zustände in folgender Schilderung wiederfinden. „D'après la bonne et naïve coutume allemande, tout jeune étudiant qui n'a pas de grandes ressources est souvent invité à dîner chez ses professeurs, quelquefois peu riches eux-mêmes . . . . . Il y a du pain pour les plus pauvres; des rapports utiles se forment pour l'avenir. En attendant que les examens soient subis, on s'entend, entre professeurs, pour donner alternativement à dîner à l'étudiant qui a besoin d'un tel secours. Souvent même il arrive que le maître d'auberge où le jeune homme a son modeste gîte, fournit à celui-ci des leçons payées qui lui permettent de suffire à ses inscriptions et à son logement." Drôle de pays que cette vieille Germanie! werden die Pariser gedacht haben, die diese Zeilen lasen, aber du lieber Himmel, wenn sie nur wüssten, wie weit wir Deutschen der Jetztzeit schon von diesen patriarchalischen Zuständen entfernt sind! – Darauf kommt Herr Chasles auf die politische Bewegung von 1830 und ihre Ursachen, welche auch er in der Nichterfüllung der von Seiten der Fürsten in den Zeiten der Befreiungskriege den Völkern gegebenen Versprechungen sieht. Er erwähnt, wie die Bewegung auf den deutschen Universitäten ihren Hauptsitz hatte und auch auf Reuter grossen Eindruck machte, den er sehr treffend folgendermassen beschreibt: C'était un vigoureux garçon, aux cheveux blonds, aux yeux bleus, aux larges épaules, à l'épaisse carrure, haut en couleur: lèvres riantes, l'expression d'une immense bonté écrite sur sa figure; par intervalles, l'étincelle du génie et de la satire jaillissaient du fond d'une somnolence apparente; en un mot, la solidité et la sincérité de la race, mêlées d'ironie et d'esprit." Er bespricht dann Reuter's Inhaftirung, deren Berechtigung er nicht ohne Grund bezweifelt, bemerkt aber sehr richtig, dass ohne diese harten Festungsjahre das Talent Reuter's vielleicht nie zum

Durchbruch gekommen wäre. Dann kommt er auf Reuter's Erstlingswerk, die „Läuschen un Rimels" und sagt von denselben, dass sie eine sehr grosse Analogie mit der elegisch-satyrischen Poesie von Robert Burns, und manchmal auch mit Villon, Lafontaine und Béranger haben, worauf er von der grösseren Novellensammlung, Olle Kamellen bemerkt: „Ce titre, bien bizarre pour nous, indique ce dessèchement séculaire des vieilles bonnes-coutumes qui, semblables aux feuilles de la camomille conservée par la ménagère au fond d'un vieux tiroir, n'en gardent pas moins leur vertu, leur essence et leur parfum." Das ist wohl ein Bischen zu weit hergesucht, da „Olle Kamellen" schwerlich etwas Anderes als „Alte aufgewärmte Geschichten" heissen soll. Dagegen stimmen wir gern damit überein, wenn er von ihnen bemerkt: „Finesses psychologiques, analyses féminines dont Stendhal eût été jaloux, petites comédies de la vie humble surabondent dans ces volumes." Darauf wird dem alten Bräsig die Ehre eines Vergleiches mit dem Squire in Fielding's Tom Jones und den besten ländlichen Figuren Walter Scotts angethan und von ihm noch gesagt, „qu'il mérite de prendre place, non sur la même ligne, mais dans le même ordre de créations que Falstaff." Dass Reuter im plattdeutschen Original gelesen werden und schon bei der Uebertragung ins Hochdeutsche unendlich verlieren müsse, hat Herr Chasles richtig herausgefunden; dass er in französischer Uebertragung nothwendig noch unendlich mehr verlieren müsse, erklärt dieser Sprachkenner als unvermeidlich und sehr ansprechend und wahr sagt er: „Avec l'admirable justesse ironique de nos locutions, la fixité de nos vieilles médailles, l'étymologie assurée de nos mots latins et grecs, jamais nous ne rendrons la mobilité et les murmures des petits langages de la Baltique, les frémissements des petites sources, le chuchotement des petites feuilles dans les forêts de chênes qui conduisent à la mer." Hierauf giebt er zur Probe des Gesagten eine poetische Uebersetzung von „Sparlings Kindelbier" in Hanne Nüte unter dem Titel: „le baptême du fils de Pierrette" in freien, bald längeren, bald kürzeren und gegen die sonstige Gewohnheit der Franzosen nicht gereimten Jamben. Dann noch „Kein Hüsung" mit seiner Tragik erwähnend, fährt er fort, „moins tragique en général, doux et

comiqne, profond et simple, Reuter est toujours très-éloigné de nos moeurs. Nous ne connaissons en France ni de tels paysans, ni de tels poètes.“ Indem er darauf seine Leser auf eine genauere Analyse der Novelle „Ut mine Festungstid“ vorbereitet, spricht er am Schlusse seines ersten Artikels ein scharfes, aber sehr wahres Wort gegen die Anbeter der herkömmlichen Routine in Frankreich aus: „Combien ils nous nuisent, ces écrivains prétendus patriotes, qui veulent, au nom de leur vertu, nous enfermer dans la circonscription de l'égoïsme antique; – qui, sous prétexte d'adorer le Père, le Fils et le pays, ferment la porte à toute sympathie, ... assurent ainsi à leur propre vanité des positions inattaquables; — obstruent toutes les routes nouvelles de la liberté vraie; — inventent à leur usage je ne sais quel patriotisme de clocher académique, exclusif, moisi et servile; — enfin qui, détruisant les communications entre les races, ressemblent à ces paysans stupides qui enlèvent les rails des chemins de fer pour servir la localité!“

Ob wir mit Herrn Chasles „Ut mine Festungstid“ „le livre le plus significatif“ nennen werden, „que Fritz Reuter ait écrit,“ mag zweifelhaft sein, interessant ist aber sein Vergleich desselben mit der Trostschrift des Boëthius und den Miei prigioni des Silvio Pellico, welche Autoren mittels Rhetorik und poetischer Exaltation über ihre Kerkerhaft hinwegzukommen gesucht haben, während Reuter zu diesem Ende die viel wirksamere und allgemein verständlichere Waffe der heiteren Satire ergriffen habe. Herr Professor Chasles giebt dann in freier, aber dabei gewandter Uebertragung einzelne Partien dieses Werkes, in denen die feine Ironie, mit der Fritz Reuter seine Verfolger und Unterdrücker bekämpft, besonders hervortritt. Dann bespricht er des Autors Wanderungen durch die verschiedenen Gefängnisse, seine Leiden auf den Transporten dahin, seine Ankunft auf der Festung, (es ist diejenige, welche Reuter in seinem Werke mit G., wahrscheinlich Glogau bezeichnet hat) und das Linsengericht des Platzmajors, seinen Aufenthalt in der Berliner Hausvogtei, welche der Schrecken aller Schrecken war, seinen abermaligen Transport unter Aufsicht des gutmüthigen Gensd'armen Res, (wie er bei dem französischen Uebersetzer heisst, während Reuter Res', wahrscheinlich statt Rese, schreibt,) und

hebt hierauf noch die comminatorische Denunciation des Autors gegen den Criminaldirector Dambach hervor, als die einzige Stelle, wo Reuter in diesem Werke leidenschaftlich werde.

Endlich schliesst er mit des Autors Rückkehr in die Freiheit, allerdings eine vorzügliche Partie des Werkes, in welcher die Trostlosigkeit, Aussichtslosigkeit und Leere des nach sieben Jahren ohne bestimmten Beruf und ohne irgendwelche persönliche Beziehungen in die Welt Zurückkehrenden vortrefflich geschildert werden, und giebt, wiederum in freier Bearbeitung, den mit ächter Dramatik durchgeführten Monolog, in welchem der Dichter die verschiedenen Berufsarten, welche er nacheinander ergriff, um zu leben, in der Gestalt von Wanderern, die von allen Seiten in seinen Lebenskahn eindringen und ihm dort Luft und Raum beengen wollen, personificirt, wobei wir jedoch den französischen Bearbeiter um Entschuldigung bitten müssen, wenn wir der einfacheren Darstellung des Originales den Vorzug geben. Wenn z. B. der erste Wanderer, der sich dem Dichter auf seine Frage als Advocat bekannt hat, bei Reuter mit den Worten: „Nu kik den Düwel an, wat hei för Schauh verdrögt!“ abgefertigt und über Bord geworfen wird, so gefällt uns das besser, als das caustische französische: „Fichu métier! on donne des paroles pour peu d'écus: on use sa langue et les sentiers d'autrui.“ Ebenso wenn der zweite, ein Verwaltungsbeamter, dem auf sein höfliches „zu dienen“ die schnippische Frage entgegengeworfen worden ist „As wat?“ zur Erklärung und zwar hochdeutsch erwiedert: „Oh, man blos als Rathsherr oder Kammerarius oder Stadtprotocollist, in 'ner kleinen ungebildeten Stadt,“ so sagt uns dies wieder weit mehr zu, als das höhnische „Qui, fonctionnaire boueux dans une petite ville, pion légal, délégué pour enlever les immondices morales!“ Endlich macht Herr Chasles den Schulmeister mit seinen quatre-vingts francs par an pour tout potage doch gar zu pauvre, denn Reuter giebt ihm doch wenigstens „na'gentig Daler Gehalt (das sind c. 360 fr.) un fri Wahnung in de Schaulstuw,“ wogegen er es mit seinen Privatstunden noch billiger macht, denn er verlangt nicht, wie bei Herrn Chasles cinquante centimes für die Stunde, sondern nur „twei Gröschen,“ was höchstens trente centimes wären. Schliesslich nennt Reuter

seine „Läuschen un Rimels“ sein „Tüftenland“ und sagt mit tiefem Gefühle und edler Einfachheit von ihnen: un uns' Herrgott hett doräwer jo sine Sünn schinen laten und Dau un Regen nich wehrt — un de dummsten Lüd bugen de meisten Tüften,“ und das gefällt uns gleichfalls besser als das französische, weit egoistischer und selbstzufriedener Lautende: „bien et honnêtement cultivées, ces Rimes sont devenues pour moi, sous la rosée et le soleil, un bon champ de pommes de terre. Et mes pommes de terre sont excellentes; ce sont les âmes simples qui les cultivent le mieux, on le sait.“ Sollten an diesen Tonveränderungen etwa auch die cadres harmoniques de la langue française schuld sein?

Trotz solcher kleinen Ausstellungen schliessen wir aber doch mit dem aufrichtigsten Danke an den Herrn Verfasser der beiden Artikel des Siècle, für die bedeutende Mühe und das grosse Geschick, das er aufgewandt hat, um unseren Fritz Reuter seinen Landsleuten näher zu bringen, — einem Dank, den wir aber auch dem Herrn Forgues, dem Uebersetzer „Ut de Franzosentid“ in der Revue des deux Mondes, trotz zahlreicherer Ausstellungen, die wir an seiner Arbeit nothgedrungen machen mussten, nicht ganz vorenthalten wollen.

Sprottau. M. Maass.

Ueber
die diakritischen Zeichen im Französischen.

By Heinrich Schultz

Wenn es schon schwer werden möchte, überhaupt ein Alphabet aufzustellen, welches geeignet wäre, auch die zarteren Lautschattirungen einer Sprache wiederzugeben, so leuchtet von vornherein ein, dass eine Schrift, welche die Römer für das eigene Bedürfniss geschaffen oder doch modificirt hatten, wenig geeignet sein konnte auch die Laute einer durch celtische und germanische Einflüsse wesentlich veränderten Tochtersprache zu fixiren. Indessen das lateinische Alphabet fand sich vor, und als die Franzosen ihre Sprache zu schreiben anfingen, bemächtigten sie sich desselben, wie, um mit Voltaire zu reden, le vainqueur endosse les dépouilles du vaincu sans se soucier le moins du monde s'ils vont aussi à sa taille. Im Laufe der Zeit haben indessen die Franzosen eingesehen, dass die 22 lateinischen Buchstaben: A B C D E F G H I L M N O P Q R S T V X Y Z nicht ausreichen, „de peindre la parole et de parler aux yeux." Nicht nur haben sie dem Beispiele der holländischen Drucker folgend J und U von I und V unterschieden, sondern auch das lateinische Alphabet durch das Tréma, den Apostroph, die Cédille und die drei sogenannten Accente vermehrt. Die Geschichte dieser sechs Zeichen sei der Gegenstand der folgenden Darstellung.

Weder der occitanische noch der oytanische Dialect kannte dieselben. Wo sie sich in Drucken oder späteren Handschriften finden, sind es Zusätze der Herausgeber und Abschreiber. Wir können uns zwar heute schwer vorstellen, wie die französische Schrift je ohne alle Ab-

zeichen fertig werden konnte, indessen wird eine auch nur flüchtige Betrachtung des Wesens der langue d'oil zeigen, dass dieselbe weit eher ein einheitliches Alphabet gestattete. Was in der Blüthezeit der altfranzösischen Sprache geschrieben wurde, waren: fabliaux, lais und chants de geste: gebundene Rede. Reim und Versmass ergaben von selbst, wie hair und traixon zu sprechen waren. Man konnte des Tremas entrathen. Man brauchte den Apostroph nicht, wenn man si les in sis, me les in mes, en les in es, ne le in neu, zusammenzog, warum sollte man ihn für nöthig halten, wo es sich um so übersichtliche Zusammenziehungen handelt wie z. B. in: luns lautre mont plus greveit kil ne maient aidie. Der weiche Laut des c konnte bei der starken Verwendung, den das k' noch fand, auch vor a, o und u durch c ausgedrückt werden (francois), oder man bezeichnete ihn durch s (ranson), endlich und nicht in den wenigsten Fällen, hatte sich ein Gebrauch gebildet, wie ihn das Französische bei dem g kennt. Man schob, um vor a, o und u dem c den weichen Laut zu geben, ein stummes e ein. So heisst es im Lai du chevrefoil von Marie de France um 1200:

Autrefeis li fu avenu
Ke si laveit aperceu
Le bastun vit, bien laperceut
Tutes les lettres i conut.
Ceo fu la summe del escrit
Kil li aveit mande et dit.

Reim und Prosodie ergeben klar, dass çu, çut, ço zu sprechen ist. —

Die sogenannten Accente dienen im Neufranzösischen entweder zur Unterscheidung sonst gleicher Wörter (a, à, ou, où) oder gewissermassen als Ersatz für ausgefallene Buchstaben, être, écrire, voûter, endlich zur Bezeichnung der verschiedenen Laute, welche gewissen Vocalen, namentlich dem e zukommen, trône, père, préféré.

Die Unterscheidung gleichlautender Wörter durch den Accent grave ist noch jetzt nicht consequent durchgeführt, und wenn eine frühere Zeit auf dergleichen Feinheiten keinen Werth legte, so kann es nicht weiter auffallen. Aber auch für die beiden anderen Fälle konnte das Altfranzösische die Accente weit eher entbehren, als die jetzige Sprache. Einmal wurden diejenigen Consonanten, deren Ausfall jetzt durch Accente bezeichnet wird, noch geschrieben, ja in der ersten Zeit noch gesprochen, dann aber fehlten in der älteren Sprache vor Allem die Wörter auf ein männliches e (é). Ob in der Mitte des

Wortes der Werth des Vocales durch einen Accent bezeichnet wird oder nicht, ändert an der Aussprache nichts Wesentliches, etwas anderes ist es mit der Endsilbe e, hier kann das Nichtbezeichnen bedeutende Irrthümer veranlassen: (La) felicite, (je) felicite. Auf dem nämlichen End-e erschien daher auch der Accent aigu zuerst.

Dieses e entspricht einem lateinischen „at“ so:

été aus aestat — em,
vérité aus veritat — em,
pré aus prat — um,
péché aus peccat — um,
gré aus grat — um,

so namentlich auch in den Participien:

été aus stat — um,
aimé aus amat — um.

Im Altfranzösischen ist nun in allen diesen Formen das t noch erhalten: preit, greit, esteit, pechieit, veriteit, aimeit, comencieit, greueit u. s. w., und ist schon deswegen ein Accent nicht mehr nöthig, der ja dem Grundgesetze nach nur auf der offenen Silbe steht.

Dass übrigens das t schon frühzeitig verstummte, ergiebt sich aus der Bildung des Femininums der Participien durch Verwandlung der Endung eit in ee. Auch diese Form konnte den Accent aigu entbehren.

Das 15. Jahrhundert war für die französische Sprache eine Zeit des Ueberganges. Die Blüthe des Ritterthums ist vorüber. Der Trouvère singt nicht mehr in klingenden Sirventen den Ruhm seiner Dame. Nur noch auf der Bühne in den Farcen und Sotien entfaltet die Sprache von oïl ihren Reichthum an Reimen. Das Jahrhundert liess dem Ritter keine Musse, künstliche Reimverschlingungen zu ersinnen — es galt die Hand an's Schwert zu legen und alle Kräfte anzustrengen für das Vaterland, und indem die Froissart und Commines die Grossthaten ihrer Zeit niedergeschrieben, gaben sie der Sprache an logischer Schärfe reichlich zurück, was sie an Wohllaut und Formenfülle im Geräusch der Waffen verloren hatte.

Zwei Ereignisse vor allen waren es, welche die neu sich bildende Sprache schnell einen gewaltigen Aufschwung nehmen liessen. Die Erfindung Guttenbergs und die Wiedergeburt des klassischen Alterthums. Durch diese wurde ein gründliches Studium der französischen Sprache ermöglicht, durch jene das Interesse an sprachlichen Forschungen verbreitet. Für die französische Orthographie indessen war

die neuerworbene klassische Bildung kein Segen. Weil man erkannte, dass das Französische vom Lateinischen abstamme, so glaubte man überall diese Verwandtschaft auch durch die Schrift zeigen zu müssen. So überlud man die Schrift mit sogenannten etymologischen Buchstaben (lettres étymologiques) ohne irgend welche Rücksicht auf die Aussprache zu nehmen. Und wäre es nur das gewesen. Aber die meisten der neu eingeschobenen Buchstaben, welche fast zwei Jahrhunderte die französische Schrift verunstalten sollten, verdienen wie wir sehen werden den Namen etymologische garnicht. Das Altfranzösische schrieb: fait, trait, etroit, feue, feurier, altre oder autre, cheuals oder cheuaus, els, eus oder eux. Als man gelernt, dass diese Wörter von factum, tractum, strictum, faba, februarius, alter, caballus, ille abstammen, da wollte man dies auch aller Welt vor Augen führen und flugs schrieb man: faict, traict, febue, feburier, aultre, cheuaulx, eulx. Und doch hätte einiges Nachdenken lehren können, dass die eingeschobenen Buchstaben c, b, u, l schon vorher in den Wörtern enthalten waren, indem c in i, b in u (v) und l in u verwandelt worden war. Für das l hätte man das um so leichter finden können, als zu jener Zeit l und u in vielen Wörtern für die Aussprache identisch waren, So sagt ein altfranzösisches Lehrbuch, von welchem sich eine Handschrift im britischen Museum befindet, Regel 23: Item, quandocunque hec (sic) littera l ponitur post a e et o, si aliquot consonans post l sequitur, l quasi u debet pronunciari, v. g. malme (ma alme, mon âme) loialment, bel compagneoun.

Doch hatte die Einschiebung solcher etymologischer Buchstaben in den oben aufgeführten und ähnlichen Wörtern wenigstens den Schein eines Grundes für sich.

Aber man ging noch weiter. Hatte man dem „vult“ zu Liebe veult geschrieben, so zog dieses veult gleich auch ein il peult (potest) nach sich. Ronsart schreibt gar peult sen fault (peu s'en faut) und ein im Jahre 1529 in Paris erschienenes Lehrbuch der Orthographie hat zum Titel: Tresvtile et cōpendieulx Traicte de lart et science dortographie Gallicane dedans lequel sont comprinses plusieurs choses nexessaires curieuses et dignes de scauoir, non ueues au parauant. Imprime a Paris pour Jehā Saīt Denis.

So konnte es nicht ausbleiben, dass das geschriebene Wort immer mehr von den gesprochenen Lauten abwich. Schon das kurze oben gegebene Beispiel zeigt, dass, wenn auch nicht wie in China das Studium eines

ganzen Lebens, so doch gewiss vieljährige Arbeit dazu gehörte, solche Schrift zu lesen, und andererseits, die Laute der Sprache nach den Regeln einer solchen Orthographie schriftlich zu fixiren.

Es lernten es auch nur die Wenigsten. Il veule me fere de la Cademie sa miret comme une bage a un chas (Ils veulent me faire de l'Académie, cela m'irait comme une bague à un chat) schrieb der tapfere Maréchal de Saxe, den man doch für würdig hielt unter die vierzig Unsterblichen aufgenommen zu werden. Und wenn man es dem Manne des Schwertes zu gute hält, dass er mit der Feder nicht recht zu Stande kommt, nun, Richelieu war ein Geistlicher, er verstand Latein und Griechisch, brachte der französichen Literatur ein hohes Interesse entgegen, er war selbst Schriftsteller, aber er verstand von der französischen Orthographie nicht mehr als der tapfere Moritz, der übrigens auch nicht bloss Haudegen war, sondern einer der ersten Strategen seines Jahrhunderts. Aber die Zeit, die das Uebel hervorgebracht, gab auch das Heilmittel. Während einerseits ein gelehrter Pedantismus um die Schrift zu schmücken (pour parer lescripture), wie man sagte, dieselbe unleserlich machte, rief die Grösse des Uebels einen energischen Widerstand hervor. Zunächst bei denjenigen, welche die französische Sprache Ausländern lehren wollten. So klagt Johann Garnier, Professor zu Marburg in seiner Institutio gallicae linguae ad usum juventutis germanicae, ad illustrissimos juniores principes landtgravios Haessiae conscripta über die neue Orthographie: „quod taediosum valde molestumque fuit lectoribus, atque linguam ipsam odiosam et difficilem omnibus peregrinis reddidit. Siquidem merito omnes conquerentur, et ab ejus lectione abhorrent quod aliter scribamus, aliter pronunciemus."

Bei Joubart in dem „Dialogue sur la cacographie fransaise" sagt Wolfgang, der eine der beiden „entreparleurs": Il y ha plusieurs Allemans qui vienet en France expressement pour apprandre sa langue, lèquels voyants l'écriture si repugnante au parler s'en degoutet et perdet courage d'y profiter.

Man sieht, schon bleibt es nicht bei Klagen; man sucht durch die That zu helfen. Von allen Seiten fordert man Aenderung der Orthographie, und die besten Namen des Jahrhunderts sind darunter: Ronsard, Ramus (la Ramée), die beiden Estienne, Meigret, de St. Lien. Leider waren nicht alle in ihren Forderungen so mässig und verständig wie Joubert, dessen Schreibweise im Wesentlichen mit der Zeit adoptirt wurde.

Die Meisten forderten einen vollständigen Bruch mit dem alten System. Ramus verunstaltete die Buchstaben mit allerlei Schleifen und Haken und wollte voll phonetischen Eifers selbst das s des Plurals verbannt wissen. Baïf führt neue, zum Theil unschöne Zeichen für oeu, eu, ou, au ein, und Rambeau, maistre d'eschole à Marseille, construirt gar ein neues Alphabet von achtundvierzig Buchstaben.

Solchen gründlichen Neuerungen, und wären sie noch so rationel, pflegt die Routine einen unüberwindlichen Widerstand entgegen zu setzen.

Andere liessen, um die Schrift der Aussprache mehr anzupassen, das einmal überkommene lateinische Alphabet bestehen, und suchten seine Mängel durch die Anwendung von Accenten und die diakritischen Zeichen zu mindern. So wurde, um nur das von der Nation verworfene zu erwähnen, zu schreiben vorgeschlagen: cͪeval (cheval), cͧeür (coeur), meũrt, limacon, gañer (gagner), ḥeros, arcḥiduc, batiṣer, fil̤l̤e, dicṭiõ.

So sehr nun auch solche Zeichen das Lesen erleichtern können, so wird andrerseits durch zu reichliche Verwendung derselben die Schrift unschön, und das Schreiben selbst wird wegen des häufigen Absetzens der Feder um so viel erschwert, als für das Lesen gewonnen wird. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir im Folgenden sehen, das auch die sechs gebräuchlichsten diakritischen Zeichen nur sehr allmählich die Gunst der Nation erwarben.

Den meisten Anklang fand gleich anfangs das tréma, welches von Etienne Dolet, einem gelehrten Lyoner Buchdrucker zuerst angewendet worden war. Doch wurde dieses Zeichen in der ersten Zeit nicht sowohl gebraucht, um das Fürsichlauten der einzelnen Theile eines Diphthonges zu bezeichnen, sondern um, wie noch heute in „ciguë," dem vorhergehenden u seinen eigentlichen Laut zu geben, in Wörtern, wo ihm derselbe anderen Regeln zufolge nicht zukommen würde. Es liegt auf der Hand, dass ehe man das u von dem v durch die Form unterschied, in sehr vielen Wörtern eine Andeutung über die Aussprache des u, wenn nicht unumgänglich nöthig, so doch sehr wünschenswerth sein musste. Daher bediente man sich bis zur Einführung der Raméeschen Buchstaben des Tréma in allen Wörtern, wo dem u ein a, e, o oder ein Consonant vorhergeht und demselben ein Vocal folgt.

Man schrieb also: Engrauër, euë, fauteuïl, louër, fouëtter, jouïssance, avenuë, tortuë, aber ohne Tréma: arriue, pauure, liure, trouuer, ils suyuent.

Die ersten Spuren des Apostroph's, der Cédille und der Accente finden sich in folgendem Werke: Champfleury. Acheue d'imprimer le XXVIIJ Iour du mois D'apuril Lanmil cincq centXXIX pour maistre Geofroy Tory de Bourges, autheur du dicte liure Paris.

Das Buch enthält Vorschläge zur Verbesserung der französischen Orthographie, und einige derselben sollten trotz allen Widerstandes in verhältnissmässig kurzer Zeit allgemeinen Beifall finden. Kein Geringerer als Clement Marot unterstützte die Bestrebungen Tory's mit Eifer und im Jahre 1533 druckte dieser Marot's Adolescence clementine; „Auec certains accens notez, cest assauoir sur leémasculin different du feminin, sur les dictions ioinctes par sinalephes et soubz le ç quand il tient de la pronociation de le s a qui par cydeuant par faulte daduis n'a este faict au langaige françois, combien qu'il y fust et soyt tres nessesaire."

Was zunächst den Apostroph angeht, so war er seit der Mitte des 16. Jahrhunderts allgemein im Gebrauche. Einzelne versuchten die Grenzen seines Gebietes noch auszudehen, D'olet schrieb r'imprimer, r'ouvrir. Ramus und de St. Lien (a Sancto Vinculo) wollten ihn statt der stummen Consonanten gebraucht wissen (tan', tou'.) (In Wörtern wie grand'mère, grand'route u. s. w. wird er noch heute wider besseres Wissen fälschlich gebraucht.)

Weniger Glück hatte Tory mit der Cédille. Zwar wurde sie noch im Laufe des Jahres 1533 von Jean Salomon in einer Abhandlung: Briefue doctrine pour duement escripre selon la propriete du langage francois warm empfohlen und zuerst angewendet, aber er fand keine Anhänger. Hatte er doch selbst nicht gewagt, die Cédille auf dem Titel seines Buches anzubringen. Im Jahre 1542 verlangte Meigret abermals eine Unterscheidung der beiden C-laute, er kannte die Arbeiten seiner Vorgänger nicht und berief sich für seine Neuerung auf das Beispiel der Spanier. Noch 1574 ist der Gebrauch des ç so wenig verbreitet, dass Baïf dasselbe durch s zu ersetzen für nothwendig hält. Auch Baïf hatte seine Anhänger, La Bruyere und Racine schrieben neben maçon auch masson. So blieb der Gebrauch lange schwankend. Feste Regeln bildeten sich erst mit der Zeit. Namentlich scheinen die Participien auf eu (u) ein Stein des Anstosses gewesen zu sein. In der ersten Auflage des Dictionnaire schrieb die Académie reçeu, dann receu — erst in der dritten Auflage (von 1740) reçu.

Damit aber war auch ein Abschluss für den Gebrauch des Zeichens

gewonnen. Mit den sogenannten Accenten sollte das fast hundert Jahre länger dauern. Wir haben gesehen, wie mit dem Wiederaufleben der classischen Studien man sich gefiel, die französischen Wörter mit allerlei etymologischem Ballast zu beladen.

Auffallender Weise dachte Niemand daran, in den Wörtern, die jetzt auf é enden, das etymologische t, welches, wie oben gezeigt worden, im Altfranzösischen noch vorhanden, und erst seit kurzem ausgefallen war, wieder einzuführen.

Es fand sich also eine grosse Anzahl Wörter vor, welche bei gleicher Endung e, doch ganz verschieden ausgesprochen wurden. Das Bedürfniss, diese Verschiedenheit der Aussprache auch für das Auge zu bezeichnen, veranlasste Tory das é masculin am Ende der Wörter mit dem Accent aigu zu bezeichnen, während kurze Zeit darauf Pelletier Dialogue de l'Ortografe e Prononciation Françoese, departi an deus liures. A Poitiers, par Jan e Enguilbert de Marnef, a l'anseigne du Pelican, 1550 und Ramus Gramere de P. de la Ramee, lecteur du roy etc. Paris 1562 das stumme e durch Abzeichen (ē ę) kenntlich machen wollten.

Nur Tory's Vorschlag fand Beifall. Der Gebrauch des Accent-aigu beschränkt sich zunächst nur auf die angeführte Wortklasse, und auch bei diesen nur auf dem Singular.

Das Altfranzösische hatte den Plural der Wörter auf t durch Verwandlung des ts in z gebildet, genz (gentes), citez (civitates), vertuz (virtutes), coronez, venduz, granz, tuz. Dieses z als Zeichen des Plural blieb für die Wörter auf é für fast zwei Jahrhunderte bestehen, obgleich schon Dolet verlangte, dass man den Plural regelmässig durch Anhängung eines s bilde, und selbst schrieb dignités, voluptés, sowie auch touts (omnes).

Seitdem das männliche End-é auch für das Auge sich von dem weiblichen unterschied, konnte man als Regel annehmen: e am Ende der Wörter ist stumm. Die Regel aber galt nicht mehr, sobald zu dem e ein Flexions-s trat, denn es gab einige kleine Zahlwörter auf es, in denen das e gesprochen wurde. Da man aber einmal angefangen hatte, in den Endungen stumme und laute e verschieden zu bezeichnen, so lag es nahe, den Accent auch bei den Wörtern auf es anzuwenden, und zwischen aspres (âpres) und après zu unterscheiden.

So tritt denn der Accent grave nicht viel später auf als der Accent aigu. Aber er dient zunächst nicht sowohl zur Bezeichnung eines be-

sonderen E-lautes, denn man findet in älteren Drucken très und prés, accès und succés neben einander, sondern nur im Allgemeinen zur Unterscheidung des gesprochenen e von dem stummen. Fast gleichzeitig findet die von Dolet vorgeschlagene Verwendung des Accent grave zur Unterscheidung von là où und la, ou bald Anklang.

Die ersten Spuren des Accent circonflexe finden sich ebenfalls bei Etienne Dolet. In seiner Manière de bien traduire d'une langue en aultre, de la ponctuation françoyse, des accents d'ycelle (1540) schlägt er, namentlich für die Poesie den Gebrauch eines Zeichens ^ vor, welches er „apocope“ nennt, und das den Ausfall stummer Vocale bezeichnen soll. Z. B. in mani^ment, pai^rra (sic), vrai^ment.

Das Zeichen wurde später nicht mehr an die Stelle des ausgefallenen Vocal's, sondern über den stehen gebliebenen gesezt, und da derselbe meist lang geprochen wurde, so gewöhnte man sich bald daran in dem Circonflexe auch ein Zeichen der Länge zu erblicken.

Auf die oben angeführten Fälle beschränkte die Académie, als sie im Jahre 1694 zum ersten Male ihren berühmten Dictionnaire herausgab, den Gebrauch der diakritischen Zeichen. Das heisst mit anderen Worten: so weit hatte sich das schreibende Publicum über den Gebrauch derselben geeinigt. Man hört in Deutschland oft aussprechen, dass die Académie der französischen Sprache Gesetze gebe, und dass die Nation diesen Gesetzen sclavisch gehorche. Nichts kann falscher sein. Die Académie hat es in der letzten Vorrede zum Dictionnaire ausgesprochen, dass sie nicht den Gebrauch hervorrufen, sondern nur constatiren wolle, was der allgemeine Gebrauch sei. Wir werden sehen, wie vorsichtig die Académie bei der Einführung von Neuerungen stets gewesen, wie sie oft die gerechten Wünsche competenter Geister nicht beachtete, weil die Routine noch einzelne Einwürfe degegen erhob; wir werden aber auch sehen, wie das ängstliche, oft pedantische Festhalten der Académie am Alten nicht hinderte, dass von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ein gewisser Fortschritt in der französischen Orthographie zu finden ist.

Vier Jahre vor dem Erscheinen des Dictionnaire schrieb Racine an Msgr. le Mareschal de Luxembourg: „Au milieu des complimens que vous receués de tous costés pour le grand seruice que vous uenés de rendre à la France ....“ Er verwarf also nicht nur den Plural auf ez bei den Substantiven, sondern auch bei den Verben in der zweiten Person, wo das z, ebenfalls aus ts entstanden, sich bis

heute erhalten hat. Was Racine wollte, das wollte, wenigstens für die Substantive, ein grosser Theil der Nation. Aber 1694 fand die Académie ein solches Verlangen nur lächerlich. Abbé d'Olivet hat uns einen interessanten Bericht hinterlassen über die Weise, wie orthographische Fragen damals von den Academikern behandelt wurden:

„Un des Messieurs, rapporte de Choisy, sur la fin de la séance précédente, avoit proposé de faire quelques changemens à l'orthographe de l'Academie, et, par exemple, de mettre une s, pour plus grande uniformité, à tous les pluriels. Un autre, qui abhorre les changemens, a commencé aujourd'hui par nous mettre devant les yeux ces deux vers d'Athalie:

Quel est-il cet objet des pleurs que vous versez?
Les jours d'Éliacin seroient-ils menacez?

Vous prétendez, nous a-t-il dit, qu'il est à propos que l'écriture fasse distinguer le verbe d'avec les substantifs, adjectifs et participes, ce qui sera très-aisé, lorsqu'on réservera l's pour les pluriels de tous ceux-ci, et le z pour le verbe seul. Ainsi, selon vous, il faudra écrire:

Quel est-il cet objet des pleurs que vous versez?
Les jours d'Eliacin seroient-ils menacés?

Mais cette imagination n'est pas nouvelle, puisqu'il y a deux siècles qu'elle a été proposée, sans néanmoins que le public ait paru en faire cas. Il n'y a qu'à ouvrir les Grammaires de Ramus, de Pelletier et de bien d'autres qui s'érigèrent en réformateurs d'orthographe peu de temps après la mort de François Ier. On s'est moqué d'eux. Hé! depuis quand l'orthographe auroit-elle pour but de spécifier et de faire distinguer les parties d'oraison? Assurément, sur cent femmes qui parlent très-bien, et qui même écrivent correctement, il n'y en a pas dix qui sachent ce que c'est que participe. V e r s e z est un verbe, m e n a c e z est un participe: donc il faut les écrire différemment? Pour moi, je ne vois ici qu'un principe qui soit également avoué, tant par ceux qui se plaisent à introduire des nouveautez, que par ceux qui tiennent pour l'usage ancien. Quel est ce principe? Que les caractères sont faits pour peindre les sons, et que, par conséquent, l'orthographe la moins imparfaite est celle pui nous expose le moins à prononcer mal. Or il est clair que ce mot, menacez, soit qu'on le fasse verbe, comme quand je dis v o u s m e n a c e z, soit qu'on le fasse participe, comme dans le vers de M. Racine, s e r o i e n t - i l s m e n a c e z. Pourquoi donc,

où il ne s'agit que d'un seul et même son, employer deux signes différens? Une règle d'ortographe qui suppose qu'on sait toujours distinguer le verbe d'avec un nom, n'est bonne que pour ceux qui ont étudié; au lieu que celle qui fut adoptée par nos pères est à la portée de tout le monde. Personne, en effet, ne manque assez d'oreille pour confondre l'è ouvert comme dans procès, succès, avec l'é fermé, comme dans aimé, bonté. Voilà le cas où il est utile d'avoir deux signes puisqu'il y a deux sons. Aussi prenons-nous l's pour le signe de l'è ouvert, procès, succès; et le z pour le signe de l'é fermé, quand le mot est au pluriel, vous aimez, vous êtes aimez. Règle qui ne souffre aucune exception, qui se conçoit sans étude, qui se retient sans effort. On accentue l'è quand il est ouvert, procès, de peur qu'on ne le prenne pour un e muet, comme dans frivoles, paroles, où l's n'a lieu que pour marquer le pluriel. Ajoutons que le z a cela de commode, qu'il nous dispense de lever la main pour former un accent. On écrit tout de suite bontez; au lieu que pour écrire bontés, il faut que j'aie l'attention et la patience d'aller chercher la lettre qui doit recevoir l'accent, et que je risque encore de mettre un grave pour un aigu. Quoi qu'il en soit l'Académie ne s'est jamais départie du z, et cette raison en vaudra toujours mille autres pour moi. Je ne dis point que pour observer cette belle uniformité dans tous les pluriels, il faudroit donc écrire, les travaus, les gens heureus, nos voeus. O! que nos livres en deviendroient bien plus beaus!

Après avoir entendu ce que je viens de rapporter, et qui avoit été dit avec un peu de chaleur, tout le monde jugea que le mieux étoit d'abandonner la matière, parce qu'on a toujours vû que les disputes sur l'orthographe ne finissoient point, et que d'ailleurs elles n'ont jamais converti personne.“

Für die Académie blieb die Regel für ein halbes Jahrhundert bestehen, dass die Wörter auf é den Plural auf ez bilden.

Die Nation aber war weit entfernt, die Decrete der Académie als heilige Gesetze zu ehren. Allerdings wurde der „Dictionnaire“ für die meisten Buchdrucker eine Norm, und es ist sein unbestrittenes Verdienst, statt regelloser Willkür eine grössere Gleichmässigkeit der französischen Schreibweise geschaffen zu haben, aber dem bildenden Einfluss hervorragender Geister konnte sie die Sprache doch auf die Dauer nicht entziehen. Die Mehrzahl der französischen Schriftsteller bildete den Plural auf és lange ehe die Académie sich dazu bequemte.

Wenn Racine den Plural der Wörter auf é regelmässig bildete, so folgte er darin nur seinem grossen Vorgänger Pierre Corneille. Die unsterblichen Meisterwerke tragischer Muse dieses grossen Dichters lassen uns oft seine Verdienste um die Vereinfachung der französischen Orthographie vergessen, und doch sind dieselben kaum minder bedeutend.

In einem Avis au lecteur, mit welchem er eine Prachtausgabe seiner Dramen begleitete (Le Théâtre de P. C. reveu et corrigé par l'autheur, impr. à Rouen 2 Vol. in-fol), sagt Corneille:

„Vous trouuerez quelque chose d'étrange aux innouations en l'Orthographe que j'ay hazardées icy, et ie veux bien vous en rendre raison. L'vsage de nostre langue est à present si repandu par toute l'Europe, principalement vers le Nord, qu'on y voit peu d'Estats où elle ne soit connuë, c'est ce qui m'a fait croire qu'il ne seroit pas mal à propos d'en faciliter la prononciation aux estrangers, qui s'y trouuent embarrassez par les diuers sons qu'elle donne quelquefois aux mesmes lettres. Les Hollandois m'ont frayé le chemin, et donné ouuerture à y mettre distinction par de differents caracteres, que jusqu'icy nos imprimeurs ont employé indifferement: Ils ont séparé les *i* et les *u* consones d'auec les *i* et les *u* voyelles, en se seruant tousiours de l'j et de l'v pour les premieres, et laissant l'i et l'u pour les autres, qui jusqu'à ces derniers temps auoient esté confondus . . . . . Leur exemple m'a enhardy à passer plus auant. J'ay veu quatre prononciations differentes dans nos s et trois dans nos *e*, et j'ay cherché les moyens d'en oster toutes ambiguïtez, ou par des caracteres differens, ou par des régles generales, auec quelques exceptions. Je ne sçay si j'y auray reüssi, mais si cette ébauche ne déplaist pas, elle pourra donner iour à faire vn trauail plus acheué sur cette matiere, et peutestre que ce ne sera pas rendre vn petit seruice à nostre langue et au public.

Nous prononçons, l'*s* de quatre diuerses manieres; tantost nous l'aspirons, comme en ces mots, peſte, chaſte; tantost elle ne fait aucun son, comme à eſblouïr, eſbranler, il eſtoit, tantost elle allonge la syllabe, comme en ceux-cy, paſte, teſte; et tantost elle se prononce comme vn *z*, comme à preſider, preſumer. Nous n'auons que deux differens caracteres, *ſ* et *s*, pour ces quatre differentes prononciations, il faut donc establir quelques maximes generales pour faire les distinctions entieres . . . . Mais ie n'en ay pas fait de mesme (d. h. habe dem Drucker nicht die Wahl

zwischen ſ und s gelassen,) quand l'ſ est auant vne consone dans le milieu du mot, et ie n'ay pû souffrir que ces trois mots, reſte, tempeſte, vous eſtes, fussent escrits l'vn comme l'autre, ayant des prononciations si differentes. J'ay reserué la petite s pour celle où la syllabe est aspirée, la grande pour celle où elle est simplement allongée, et l'ay supprimée entierement au troisiéme mot où elle ne fait point de son, la marquant seulement par vn accent sur la lettre qui la précede. J'ay donc fait ortographer ainsi les mots suiuants et leurs semblables, peste, funeste, chaste, reſiste, espoir, tempeſte, haſte, teſte, vous étes, il étoit, eblouïr, écouter, épargner, arréter. Ce dernier verbe ne laisse pas d'auoir quelques temps dans sa conjugaison où il faut lui rendre l'ſ, parce qu'elle allonge la syllabe, comme à l'impératif arreſte, qui rime bien auec teſte, mais à l'infinitif et en quelques autres où elle ne fait pas cet effet, il est bon de la supprimer et escrire, j'arretois, j'ay arrété, j'arréteray, nous arrétons, etc.

Quant à l'*e* nous en auons de trois sortes. L'*e* feminin qui se rencontre tousiours vn seul, ou en diphtongue dans toutes les dernieres syllabes de nos mots qui ont la terminaison feminine, et qui fait si peu de son, que cette syllabe n'est iamais contée à rien à la fin de nos vers feminins, qui en ont tousiours vne plus que les autres. L'e masculin qui se prononce comme dans la langue latine, et vn troisième *e* qui ne va iamais sans l's, qui luy donne vn son esleué qui se prononce à bouche ouuerte, en ces mots, ſucces, acces, expres. Or comme se seroit vne grande confusion que ces trois *e* en ces trois mots, aſpres, verite et apres, qui ont vne prononciation si differente, eussent vn caractère pareil, il est aisé d'y remedier, par ces trois sortes d'e que nous donne l'imprimerie, *e*, *é*, *è*, qu'on peut nommer l'e simple, l'e aigu et l'e graue. Le premier seruira pour nos terminaisons feminines, le second pour les latines, et le troisième pour les esleuées, et nous escrirons ainsi ces trois mots et leurs pareils, afpres, verité, après, ce que nous estendrons à ſuccès, excès, procès, qu'on auoit jusqu'icy escrits auec l'e aigu, comme les terminaisons latines, quoy que le son en soit fort different. Il est vray que les imprimeurs y auoient mis quelque difference, en ce que cette terminaison n'estant iamais sans ſ, quand il s'en rencontroit vne aprés vn é latin, ils la changeoient en z et ne la faisoient préceder que par vn e simple. Ils impriment veritez, deïtez, dignitez et non pas verités, deïtés, dignités, et j'ay conserué cette ortographe: mais pour éuiter toute sorte de

confusion entre le son des mots qui ont l'é latin sans ſ comme verité, et ceux qui ont la prononciation éleuée comme succès, j'ay crû à propos de nous seruir de differents caracteres, puisque nous en auons, et donner l'è grave à ceux de cette derniere espece. Nos deux articles pluriels, les et des ont le mesme son, quoy qu'ecrits avec l'e simple: il est si mal-aisé de les prononcer autrement, que ie n'ay pas crû qu'il fust besoin d'y rien changer. Je dy la mesme chose de l'e deuant deux l l, qui prend le son aussi esleué en ces mots belle, fidelle, rebelle: .....

Il est bon aussi de remarquer qu'on ne se sert d'ordinaire de l'é aigu qu'à la fin du mot, ou quand on supprime l'ſ qui le suit, comme à établir, étonner: cependant il se rencontre souuent au milieu des mots auec le mesme son, bien qu'on ne l'escriue qu'avec vn e simple, comme en ce mot seuerité qu'il faudroit escrire séuérité, pour le faire prononcer exactement, et peut-estre le feray-je obseruer en la premiere impression qui se pourra faire de ces recueils.

Corneille hatte, wie man sieht, schon dreissig Jahre vor dem ersten Erscheinen des Dictionnaire de l'Académie rationelle Accentuirung des e in ihren Grundzügen durchgeführt. Es ist zu bedauern, dass er, ohne Zweifel durch Schwäche des Alters verhindert, den ersten Berathschlagungen über die für den Dictionnaire zu adoptirende Schreibweise nicht mehr beiwohnte. Unterstützt von Bossuet, hätte das Ansehen seines Namens unzweifelhaft vielen Verbesserungen Geltung verschafft, welche zum Theil noch heute nicht verwirklicht sind.

Wenn aber die Académie Corneille's Vorschläge verwarf, so wurden sie deswegen nicht vergessen. Der Gedanke, die einzelnen Laute des é in der offenen Silbe durchgängig durch verschiedene „Accents" zu bezeichnen fand mit jedem Jahre mehr Anhänger, und trotz der Académie, welche in der zweiten Auflage ihres Dictionnaire (1718) die Schreibweise der ersten Ausgabe vollständig beibehielt, zeigen die Drucke aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen immer ausgedehnteren Gebrauch der Accente. Man ging sogar noch weiter als Corneille, welcher zwar écouter statt escouter schreiben wollte, aber in Wörtern wie tempeſte, haſte das s beibehielt und nur durch die Form von s dur unterschied.

Hatte man das stumme s in der einen Klasse von Wörtern einmal ausfallen lassen und gewissermassen an seine Stelle einen Accent gesetzt, so lag es nahe, dieses Verfahren auf möglichst viele Wörter aus-

zudehnen. Wenn Corneille selbst in vielen Wörtern das s bestehen liess, so geschah es unzweifelhaft aus Scheu, einer einzigen Wortklasse zu Liebe die französische Schrift mit einem besonderen Zeichen zu vermehren, denn den Accent grave konnte er in tempête, tête u. s. w. nicht anwenden, weil er è hauptsächlich für den kurzen offenen E-laut bestimmt hatte, und glaubte einen Unterschied in der Quantität hier nicht unbeachtet lassen zu dürfen. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Corneille in letzerer Beziehung weniger gewissenhaft gewesen wäre, und ohne Rücksicht auf die Quantität, die ja im französischen von verschwindend kleiner Bedeutung ist, einfach wie écouter (statt escouter) auch dem Laute nach tète (statt teſte) geschrieben hätte; wir würden dann nicht noch heute zwei ganz verschiedene Zeichen für ein und denselben E-laut haben (tête, répète).

Da Corneille für die Wörter, welche vor dem stummen s einen langen Vocal haben, nur einen mangelhaften Ausweg vorgeschlagen hatte, so folgten alle diejenigen, denen eine freie Weiterbildung der französischen Orthographie am Herzen lag, den Mahnungen älterer Grammatiker.

Wir haben oben gesehen, dass der Accent circonflexe ursprünglich gebraucht wurde, um den Ausfall eines Vocals anzudeuten, und dass er mit der Zeit gewissermassen für ein Zeichen der Länge gelten konnte. Da er also zu gleicher Zeit Ausfall und Länge darstellte, so schien er sich für die obengenannte Wortklasse besonders zu empfehlen.

Schon im Anfang des 17. Jahrhunderts findet er sich in folgendem Buche:

„Alfabet nouveau de la vrée et pure ortografe fransoize et modèle sus iselui en forme de Dixionére. Dedié au roi de Franse et de Navarre Henri IIII, par Robert Poisson épuier (Auvile) de Valonnes, en Normandie. Prezenté au roi par l'auteur le 25 jour d'Aut l'an de Grase 1609. A Paris chez Jérémie Perier, livrère és petis degrez du Palaes, 1609, avec privileje du Roi.“

Poisson setzt den Accent circonflexe aber über das folgende t und ertheilt ihm nur die Aufgabe, das Verstummen des s, welches er noch schreibt, anzudeuten: bast̂on, tesṫe. Weiter ging Jean Godard, welcher in seinen grammatischen Schriften: L'H françoise. Lyon 1618. — La langue françoise. Ebendaselbst 1620, nach langen Vocalen alle stummen s durch den Accent circonflexe ersetzt. Er schreibt also nicht nur: Tôt, tâche, le nôtre, sondern auch nôtre (nach damaliger Aus-

sprache), ét (est), toûjours etc., dagegen wandte er den Accent aigu in Wörtern mit ausgefallenem s nicht an. Auch sonst war er wenig consequent in seiner Schreibweise und daher konnte er mit seinen Vorschlägen zunächst nicht durchdringen.

Von weit grösserer Bedeutung waren, wie für die Ausbildung der französischen Sprache überhaupt, so auch für die Orthographie, die Anstrengungen jener Gesellschaft, welche die „ruelle“ des Hôtel Rambouillet so berühmt gemacht hat, und deren Mitglieder sich selbst mit Stolz die Kostbaren nannten. Bekanntlich richtete Molière die schärfsten Pfeile seines Spottes gegen sie und ihr Treiben. An ihm lag es nicht, wenn die „Précieuses“ der Mit- und Nachwelt nicht einfach „ridicules“ wurden. Aber die Geschichte hat den echten Kern unter der oft auffallenden Schale zu finden gewusst, und sie weiss der schönen Artemise und ihrem Kreise Dank für ihre Bestrebungen, Wohllaut und Eleganz der französischen Sprache zu mehren. Nicht minder ungerecht wurden zunächst die Vorschläge beurtheilt, welche man im Hôtel Rambouillet machte, um die Orthographie zu vereinfachen. Man höre nur, wie sich der berühmte Dictionnaire satirique darüber ausspricht:

„L'on ne sçauroit parler de l'ortographe des pretieuses sans rapporter son origine, et dire de quelle maniere elles l'inventerent, qui ce fut et qui les poussa à la faire. C'estoit au commencement que les pretieuses, par le droit que la nouveauté a sur les Grecs [1]) faisoient l'entretien de tous ceux d'Athenes [2]) que l'on ne parloit que de la beauté de leur langage, que chacun en disoit son sentiment et qu'il faloit necessairement en dire du bien ou en dire du mal, ou ne point parler du tout, puisque l'on ne s'entretenoit plus d'autre chose dans toutes les compagnies. L'éclat qu'elles faisoient en tous lieux les encourageoit toutes aux plus hardies entreprises, et celles dont je vais parler, voyant que chacune d'elles inventoient de jour en jour des mots nouveaux et des phrases extraordinaires, voulurent aussi faire quelque chose digne de les mettre en estime parmy leurs semblables, et enfin, s'estant trouvées ensemble avec Claristene, [3]) elles se mirent à dire qu'il faloit faire une nouvelle ortographe, afin que les femmes peussent ecrire aussi asseurement et aussi corectement que les hommes. Roxalie, [4]) qui fut celle qui trouva cette invention, avoit à peine achevé de la proposer

[1]) Die Franzosen. [2]) Paris. [3]) Le Clerc. [4]) Mme Les Roy.

que Silenie[1]) s'écria que la chose estoit faisable. Didamie[2]) adjouta que cela estoit mesme facile, et que, pour peu que Claristene leur voulut aider, elles en viendroient bien-tost à bout.

Il estoit trop civil pour ne pas repondre à leur priere en galand homme; ainsi la question ne fut plus que de voir comment on se prendroit à l'execution d'une si belle entreprise. Roxalie dit qu'il faloit faire en sorte que l'on dût écrire de mesme que l'on parloit, et, pour executer ce dessein, Didamie prit un livre, Claristene prit une plume, et Roxalie et Silenie se prepareront à decider ce qu'il faloit adjouster ou diminuer dans les mots pour en rendre l'usage plus facile et l'ortographe plus commode. Toutes ces choses faites, voicy à peu près ce qui fut decidé entre ces quatre personnes: que l'on diminueroit tous les mots et que l'on en osteroit toutes les lettres superflues. Je vous donne icy une partie de ceux qu'elles corrigerent, et, vous mettant celuy qui se dit et s'écrit communement dessus celuy qu'elles ont corrigé, il vous sera aisé d'en voir la difference et de connoistre leur ortographe.

Und nun folgt ein langes Register „preciöser" Neuerungen. So z. B. die Wörter: tête, établier, mâles, vû, âge, savoir, tait, welche allerdings von der damals gebräuchlichen Schreibweise bedeutend abstachen, die aber zum Theil schon 1794 von der Académie in der vorgeschlagenen Weise acceptirt wurden (z. B. âge statt aage), während allerdings der grössere Theil erst im Laufe der folgenden Jahrhunderte die allgemeine Anerkennung fand. Für die Zwischenzeit war aber die Anregung gegeben und zwar eine Anregung zum Guten. Dieses Verdienst darf der „coterie" im Hotel Rambouillet, namentlich Voiture und Sarasin nicht geschmälert werden. Zu bedauern ist freilich, dass diese Anregung nicht stark genug war, gleich von vornherein entscheidend auf die Académie einzuwirken, da sie doch stark genug war für lange Zeit, der durch den Dictionnaire de l'Académie angestrebten Stabilität in der Schreibweise, eine starke Gegenströmung entgegen zu setzen. Immer mehr entfernte man sich in Druck und Schrift von der Schreibweise der Académie, und immer weniger konnte von Gleichmässigkeit die Rede sein.

In einer Pariser Ausgabe der Werke Racine's vom Jahre 1712 finde ich: „paroître, méconoîtrois, traîner, arrêter," aber auch „estre", ferner „état, étaler" neben „estoit" und „desordre, Helas", neben

[1]) Frl. Saint-Maurice. [2]) Frl. v. Durandière.

„trépas, apres, les beautez", so dann genereux Theséе Theramene, Trézene, pere, sçu, je consçûs, vû, plûtót, soûpir, sûre, obeïr, oüi, abattüe, etc.

Diese aufs Geradewohl herausgegriffenen Beispiele zeigen, dass man im Gebrauche der Accente viel weiter ging als der damals gültige Dictionnaire, dass man aber noch weit entfernt war, die Zeichen nach festen Principien zu setzen, und sich über die Gründe, warum man so und nicht anders schrieb, keine Rechenschaft ablegte. So musste z. B. die Académie oüi und abattüe mit einem Tréma schreiben, weil sie für v und u nur ein Zeichen hatten; wenn man aber einmal diese Buchstaben unterschied, so wurde das Tréma in den obigen Fällen überflüssig.

Endlich in der dritten Ausgabe brach die Académie vollständig mit der älteren Schreibweise, und betrat mit einer Kühnheit, die sie später nie wieder gezeigt, das Gebiet der Neuerungen. Freilich waren es meist Neuerungen, die ihr zum Trotz längst praktische Geltung hatten. Es fielen endlich die stummen s aus und wurden durch „Accente" ersetzt. Man unterdrückte das überflüssige c, bienfaicteur, sçauoir u. s. w., das d im advocat, das e in ueu, deu, creu. [1]) Die nicht etymologischen y wurden durch i ersetzt z. B. in celuy-cy, moy, gay. Das th wurde zu t in thrésor, autheur, thrône, das ph zu f in phlegme, phantome u. s. w. Die Wörter auf é erhielten endlich ihren regelmässigen Plural auf és. So wichtig und weitgreifend aber auch diese Neuerungen waren, so ist doch zu bedauern, dass die Académie nicht noch weiter ging, denn bald war sie wieder weit hinter dem, was die gebildete öffentliche Meinung forderte, zurück. Ja in einem Punkte war sie es gleich Anfangs. Was Ramus 1562 verlangte und Corneille 1664 als unumgänglich nothwendig hinstellte, was seitdem viele französische und fast alle ausländischen Drucker durchführten, das liess 1740 die Académie unbeachtet und erklärte erst 1762 (also gerade 200 Jahre nach Ramus):

„L'Académie a fait dans cette édition un changement assez considérable, que les gens de lettres demandent depuis long-temps. On a séparé la voyelle I de la consonne J, la voyelle U de la consonne V, en donnant à ces consonnes leur véritable appellation; de manière que ces quatre lettres, qui ne formoient que deux classes dans les éditions

---

[1]) Liess es aber bis heute in eu.

précédentes, en forment quatre dans celle ci; et que le nombre des lettres de l'alphabet, qui étoit de vingt-trois, est aujourd'hui de vingt cinq."

Im übrigen brachte die fünfte Ausgabe nur einzelne unbedeutende Abänderungen der Schreibweise von 1740, während im Publikum sich wesentlich Reformen vorbereiteten. Es sei hier nur an Voltaire erinnert, der um diese Zeit das o in den Endungen des Imparfait und in einigen Wörtern wie connoître, paroître etc. durch a ersetzte und einen grossen Theil der Nation nachzog. Seit 1798 stand die Didotsche Officin vollständig auf seiner Seite. —

Wir haben oben gesehen, dass der Accent aigu ursprünglich nur am Ende der Wörter gebraucht wurde, um das männliche e von dem weiblichen zu unterscheiden. Seit 1740 wurde er allgemein auch in Mittelsilben gebraucht, wenn vor dem e fermé ein s ausgefallen war. Dadurch entstand ein neuer Uebelstand. So lange man überhaupt den Laut des e in der Mitte des Wortes nicht bezeichnet hatte, konnte man es dem Lehrer überlassen, sich zurecht zu finden und konnte der Schreibende über die Frage, wo Accente zu setzen seien, nicht zweifeln. Jetzt aber erschien das e in der offenen Silbe je nach der Aussprache bald mit dem Accent aigu bald mit dem Circonflexe, épeler, éperon, fête, hêtre, während in anderen Wörtern derselbe E-laut unbezeichnet blieb, penitent, metal, theme, metre. Oft sogar fand sich dieser Widerspruch in ein und demselben Worte. Déprecation, déperir, interêt. Dadurch wurde die Lectüre bedeutend erschwert, denn da die Anzahl der in der offenen Sylbe accentuirten e sehr gross war, so bildete sich von selbst die Annahme, dass alle nicht accentuirten e in der offenen Sylbe stumm seien, eine Regel die doch wieder sehr viele Ausnahmen hatte, welche einzeln zu lernen waren. Noch mehr aber wurde ein richtiges Schreiben erschwert, denn Jeder, welcher mit der Etymologie französischer Wörter nicht vertraut war, musste die eingeführte Accentuation im höchsten Grade willkürlich finden. Diese Uebelstände führten dazu, dass sich mit der Zeit der Gebrauch bildete, alle nicht stummen e in der offenen Silbe durch den Accent zu bezeichnen. Zuerst freilich erschienen diese Accente nur gleichsam als orthographische Fehler in den Handschriften. Aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde wenigstens der Accent aigu in den Drucken allgemein, obgleich die fünfte Ausgabe des Dictionnaire de l'Açadémie (l'an III de la République) an der Schreibweise von 1740 nichts änderte. Dahingegen dauerte es länger, ehe der Gebrauch des Accent grave seine jetzige

Ausdehnung erhielt. Noch 1815 haben die Klassikerausgaben von Firmin Didot in den Wörtern pere, particuliere u. s. w. keinen Accent grave. Erst die sechste Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie (1835) sicherte demselben hier seine Stelle.

Die Académie bereitet eine siebente Ausgabe ihres Wörterbuchs vor. Vielfache Wünsche nach Vereinfachung sind seit 1835 laut geworden, und allgemein ist die Klage der Grammatiker, dass die Anwendung der diakritischen Zeichen noch weit entfernt ist, auf rationeller Basis zu ruhen. Man schreibt entr'autres aber contre-amiral. Der Apostroph steht ferner in: grand'mère, grand'chambre; obwohl grand hier als unflectirtes altfranzösisches Adjectiv zu betrachten ist. Das Tréma, welches zur Aufhebung der Verbindung von Vokalen in der Aussprache dient, wie in Saül, haïr, wird in einzelnen Fällen durch den Accent ersetzt (poète, Briséis), in anderen Fällen nicht (Israël). Einen ganz anderen Zweck erfüllt das Tréma in Wörtern wie: ambiguïté, ciguë, aiguë; in letzteren Wörtern ist der hervorgehobene Buchstabe gar stumm. In arguer d. i. arguër verwirft die Académie das Tréma. — Man schreibt avénement, événement neben avènement etc., spricht aber in beiden Fällen gleich aus. In Fremdwörtern ist der Gebrauch des Accent aigu ganz willkührlich (facsimile, Avé). Die Académie verlangt seit 1835, dass geschrieben werde: cortége, donné-je, während sie selbst zugiebt, dass das e hier einen mittleren offenen Laut hat. Der Accent circonflexe ist etymologisches Zeichen in: bâton, téte, île, hôte, mûr (meur), sûr (seur), dû (deu). Er bezeichnet die Länge in zône, théâtre, extrême, dagegen unzählige Male die Länge nicht bezeichnet wird. Endlich finden wir den Circonflexe in Wörtern, wo er den Ausfall eines s bezeichnet, welches in der Zeit ärgster orthographischer Unordnung, als rein phonetisches Zeichen der Länge eingeschoben wurde: flûte (afr. fluste), aîné áfr. aisne (ante natus), rôle afr. rosle (rotulus), trône alfr. trosne.

Auch ist die Uebereinstimmung zwischen dem, was allgemein gedruckt wird, und dem, was die Académie 1835 vorschrieb, jetzt kaum grösser, als zu irgend einer Zeit vorher. Sainte-Beuve verlangt von den Druckern, dass sie in seinen Werken die Silbe ège stets mit dem Accent grave versehen. Fast alle Journale, darunter die Revue des deux Mondes bilden den Plural der Wörter auf nt durch Verwandlung des t in s, während die Académie sie regelmässig bildet. Die grossen Arbeiten auf dem Gebiete der Lexicographie, welche die neuere Zeit hervorgerufen, zeigen alle in Bezug auf Orthographie eine gewisse Selbständigkeit, welcher die Académie Rechnung tragen muss.

Hoffen wir, dass die neue Ausgabe dem Geiste der Zeit gerecht werde, damit dem Dictionnaire sein altes Prestige gewahrt bleibe.

Sprockhövel. Heinr. Schultz.

Le Légat de la Vache à Colas de Sedege.

Complainte Huguenote du XVIe siècle.

Origine et histoire de la complainte.

Le pamphlet que nous allons publier, presque inconnu aujourd'hui ou oublié depuis longtemps, se compose de XXI couplets, de huit vers chacun, et porte le titre: „Le Légat de la Vache à Colas.“ C'est un poème satirique dont l'origine remonte selon toute vraisemblance à la fin du XVIe siècle, dirigé par un huguenot zélé contre l'église romaine et ses représentants et conservé dans: „Le Cabinet jésuitique contenant plusieurs pièces très-curieuses des R. Pères Jésuites, avec un recueil des mystères de l'Eglise romaine; le tout augmenté dans cette seconde édition. A Cologne, chez Jean le Blanc. — 1682.“ Il a été inséré dans ce livre très curieux et très-rare à cause des moqueries lancées contre les jésuites dans les VIe et VIIe couplets.

D'après le Bulletin de la société du protestantisme français de 1858 et 1859 il existait à la fin du XVIe et au commencement du XVIIe s. un cycle de chansons sous le titre de la Vache à Colas, comptant parmi les produits les plus populaires de cette littérature de pamphlets et de poèmes satiriques, nés au sein des partis combattants, et dont nous voyons le parfait modèle dans la Satyre Menippée de l'an 1593.

M. Read, auteur des articles du Bulletin du pr. fr., nous apprend que dans le cycle nommé „catholiques et protestants déposèrent leurs rancunes.“

Ce sont des livres ou plutôt des libelles fort rares, publiés à Amsterdam et à Middelbourg de 1695 à 1702, qui prouvent la vérité de

cette supposition. Ils contiennent pour la plupart des chansons protestantes et notamment quatre pièces concernant notre sujet, dont voici les titres:

I° Chanson fausse faite par un certain calomniateur touchant la Vache à Colas, laquelle il dit avoir été massacrée par les Huguenots dans leur presche, sur le chant: Si vous n'êtes pas plus grand prêtre.

II° Réponse à la précédente.

III° Le Légat de la Vache à Colas de Sedege.

IV° Complainte du pauvre Colas, touchant l'ingratitude de sa Vache.

Comme il faut conclure du titre de la troisième pièce coïncidant avec celui fourni par le Cabinet jésuitique, source unique dont nous avons pu tirer le texte de la complainte, celle-ci aura fait partie du cycle de chansons en question. Les livrets susdits ont été connus à l'occasion d'une vente aux enchères publiques de Paris d'où ils ont passé, il y a quelques années, dans la bibliothèque de quelque amateur inconnu.

Quant au titre de complainte, dont la chanson est qualifiée, M. Littré dans son dict. fr. nous l'explique comme signifiant „une chanson populaire sur un événement funèbre et une légende."

Voici le récit de l'accident, cause de l'origine de la légende de la Vache à Colas, d'après ce qu'en disent M. Read qui le premier a essayé d'éclaircir ce point, et M. Vasse, auteur d'un travail remarquable sur le même sujet.

La légende de la Vache à Colas. Dans un petit village près d'Orléans il y avait vers la fin du XVIe s. une chapelle protestante et dans le voisinage un vigneron, nommé Colas Pannier, propriétaire d'une belle vache noire. Celle-ci, égarée une fois du pâturage, se hasarda dans la dite chapelle où les huguenots étaient en prière. Effrayés par l'entrée de la bête noire à Colas et croyant voir un spectre, ils s'arment de bâtons, tuent la vache à force de coups et se partagent en triomphe le butin aux lieux saints. Ils en prennent tout ce qu'il y a de meilleur à rôtir et enterrent le reste. Le malheureux propriétaire de la belle vache ne pouvant la retrouver crie au voleur et, voyant tout le monde se moquer de son infortune, se met à la recherche des coupables. Après les avoir découverts il en demande justice au bailli de la ville d'Orléans qui condamne les huguenots à restituer le prix de la vache et à dédommager ainsi son ancien propriétaire.

L'esprit de parti, toujours prêt à la recherche de tout ce qui arrive de désagréable aux adversaires, ne tarde guère à s'emparer de cette intéressante anecdote. Les catholiques mettent en circulation d'abord des contes exagérés et fabuleux, puis des chansons satiriques dans lesquelles ils inventent toute espèce de mauvaises plaisanteries peu favorables aux huguenots. Ils répandent p. e. que cette fameuse vache était coreligionnaire des protestants et que le dimanche en absence de son maître Colas, elle avait coutume de prendre part au service divin et de se recueillir au sermon du digne prédicateur de la chapelle. Or, comme la poésie populaire est le moyen le plus sûr de répandre une nouvelle, la fin tragique de la Vache, rimée par les catholiques, pour taquiner les huguenots, fut en peu de temps si connue partout, que de là se formèrent des locutions devenues proverbiales et fort usitées au XVIe et XVIIe s.: être de la religion de la Vache à Colas" ou simplement: „être de la Vache à Colas." En le nommant par plaisanterie coreligionnaire de la Vache à Colas on voulait désigner un partisan du protestantisme, de même qu'on aimait à dire „sentir la Vache à Colas" de quelqu'un qui se rangeait du côté des protestants, comme s'il sentait encore l'étable.

Que les catholiques aient commencé la série des chansons, nous en trouvons la confirmation d'abord dans les indications de l'Estoile, journal du XVIe s. qui nous apprend que c'étaient les chansons les plus répandues parmi les catholiques. Nous croyons être bien informés de ces détails par ce journal, car c'est avec la plus grande exactitude qu'il raconte toutes les manoeuvres et les intrigues de parti, enfin tout ce qui se passait alors, jour par jour.

Aussi les pièces, dont nous avons fait mention, collectionnées par un huguenot, montrent à l'évidence que ce sont les adversaires qui, les premiers, ont fait circuler une chanson touchant notre légende. Le premier livret est la chanson fausse, faite par un calomniateur catholique, s'appuyant sur des contes fabuleux. Le morceau suivant „Réponse à la précédente" avait pour but de contredire les calomniateurs et No. 3 aura traité le même sujet que ce que nous allons publier plus bas. Enfin le dernier livret s'occupe du pauvre Colas, ancien maître de la Vache. Lui aussi est devenu proverbial ou du moins il a fourni le type d'un homme de peu d'esprit, car le proverbe: „sot comme un panier" paraît être corrompu de „sot comme Panier." Plustard, ne sachant que faire du nom propre, on l'aura changé en „panier," ce qui, à notre avis, n'a pas trop de sens.

Notre complainte, destinée à répondre aux attaques des catholiques n'est qu'un morceau détaché du cycle de chansons qui doivent leur origine à la légende de la Vache à Colas.

Quant au nom de l'auteur de la pièce il faut le tirer des termes du titre: „Le Légat de la V. à C. de Sedege." Au moins on ne trouve pas d'autre explication du mot „Sedege"; l'emploi de la préposition „de" au lieu de „par" n'a rien d'étonnant, la différence entre ces prépositions n'étant point encore fixée alors.

Date de la complainte.

La chanson, quoique retrouvée dans un recueil du XVII[e] s., remonte pourtant à la fin des guerres de religion du XVI[e] s. Voici les dates qui le prouvent:

Dans le X[e] couplet il est question de l'assassinat de Henri III, commis le 1[er] août 1589 par le Jacobin Jacques Clément. En outre le pape Grégoire, dont les catholiques sont appelés les sujets dans le XXI[e] c., n'est autre que Grégoire XIV, élu le 5 déc. 1590 et décédé le 15 oct. 1591. Par conséquent ses sujets sont les catholiques de 1590 à 1591. Ainsi nous aurions le choix des trois années 1589—91, si la mention des sujets de Grégoire ne nous forçait pas à fixer la date de notre complainte entre la fin de 1590 et celle de 1591.

Aussi le VI[e] et le XIII[e] couplets nous engagent à faire remonter le poème aussi près que possible de la Saint-Barthélemy. Car le premier ordonne aux jésuites „de ne pas rallumer le feu dans la patrie de la Vache à Colas," ce qui sans doute se rapporte aux massacres de 1572, dus en partie aux intrigues des jésuites et aux cruautés des R. Pères avant l'avénement de Henri IV. Dans l'autre couplet, l'indignation causée par la vie joyeuse de la cour papale s'explique parfaitement par le souvenir des fêtes que donna le Saint-Père en 1572 pour célébrer dignement le triomphe de l'église romaine.

Ainsi la complainte doit dater de l'époque la plus agitée peut-être de toutes les huit guerres de religion, du commencement du règne de Henri IV ou, pour mieux dire, du temps du siége de Paris de 1590.

Sous le règne du bon roi Henri les catholiques continuaient de chanter la chanson. Ce prince, croyant voir dans ces plaisanteries des allusions à son mariage avec une princesse protestante, et jaloux de

venger la religion dans laquelle il était né, défendit aux catholiques, par décret du 10 sept. 1605, de chanter la chanson sous peine d'être pendus.

Pour compléter l'histoire de la complainte, citons le passage suivant d'un livre rare et curieux de 1612, intitulé „Le Tasteur“:

„On ne parle plus ni de Filou, ni de Robinette, ni du Charbonnier, ni de la fin de la Vache à Colas, mais seulement du Tasteur.“

Ainsi déjà en 1612 la chanson vieillit et sa réputation diminue. On voit par ce que nous venons de citer qu'elle avait occupé une place parmi les sujets favoris du public.

Argument de la complainte.

L'auteur voulant réduire au silence les crieurs catholiques, leur montre, pour ainsi dire, le revers de la médaille, c'est à dire qu'il tourne en dérision les côtés faibles du catholicisme, l'ignorance et les vices des ecclésiastiques etc. Vous voyez une paille dans l'oeil de votre prochain, mais vous ne voyez pas une poutre dans le vôtre, voilà ce qu'il veut leur faire sentir.

Les adversaires avaient-ils chanté que la Vache était bonne protestante, lui au contraire la dit excellente papiste, poussée par son fanatisme, elle vient déranger les huguenots rassemblés dans leur prêche et succombe sous leurs coups. Sur le point de mourir elle pense à son salut suprême et lègue en bonne catholique tout son bien au clergé, afin qu'il fasse des prières pour lui assurer la vie éternelle. Ce qu'il y a de plus bizarre, c'est que la Vache ne peut léguer que des morceaux presque sans valeur, les huguenots ayant gardé les meilleures parties pour eux. Le clergé n'aura que les oreilles, la langue, les entrailles etc. L'auteur imagine que la Vache a chargé les huguenots de distribuer le légat ou plutôt les différents legs, faits en faveur de l'église, et il nous communique les dernieres volontés de la bête à partir du V[e] jusqu'au XXI[e] couplet, les quatre premiers servent de prologue et le XXI[e] d'épilogue. Chaque legs est fait en rapport du mérite des héritiers dont les uns reçoivent les longues oreilles à cause de leur stupidité, les autres les entrailles, pour mieux supporter les débauches, et ainsi de suite.

Le langage dans lequel la complainte est écrite est le Bourguignon. Le dialecte Bourguignon a eu plus d'extension que les deux autres grands dialectes de la langue d'oil, le normand et le picard, à cause de l'établissement du royaume de Bourgogne. Les langages parlés en

Nivernais, en Franche-Comté, en Champagne, en Lyonnais, en Orléannais etc. en dérivent. Il a de la mollesse et une certaine grâce naïve, on le parle encore dans les contrées les plus reculées de la province française actuelle de Bourgogne.

Passons maintenant à la complainte elle-même.

Couplets I—IV.

I.

O Pape et Cardinaux,
Archevesques et Evesques
Montés sur vos chevaux,
Et vous, Caphars avecques,
Mettez les pieds à terre
Pour chanter libera
Sur le tombeau funèbre
De la Vache à Colas.

II.

Car en son testament
Elle a eu souvenance,
Pour son enterrement,
De faire une ordonnance
Que, suivant saint Grégoire
L'on chantera tout bas,
Afin qu'en Purgatoire
Son âme n'aille pas.

III.

Toutefois, elle croit
Que le pape de Rome
Du mal qu'elle avait fait
A Colas le bonhomme,
Rémission plénière
Lui donne à son trépas,
Comme très-clément père
De la Vache à Colas.

IV.

Non obstant, pour monstrer
Sans aucune feintise,
Qu'on ne peut rencontrer,
En la romaine Eglise,
Beste d'un plus grand zèle,
En se voyant si bas:
„Qu'on prie (ce dit-elle)
Pour la Vache à Colas!"

Dans ce prologue de quatre couplets les huguenots chargés de l'exécution du testament invitent le haut et le bas clergé d'assister au convoi de la Vache, leur soeur en religion. Hélas! la pauvre bête n'a pu recevoir le saint sacrement, mais elle a eu l'espoir que le clergé à cause de sa piété et de son grand zèle pour le bien de l'Eglise fera des prières pour le salut de son âme et que le Pape l'absoudra de tous ses péchés.

I.

Caphars, Caphards, Cafards,

cfr. Garotte Recherches des Rech. p. 718 et Littré Dict. Fr.

Caphardum, vêtement du XIV[e] s., porté par les personnes dévotes ou ceux qui s'en donnaient l'air. Les huguenots désignaient de ce nom les faux dévots tels que les espions dans les couvents. Car il y était d'usage que tous les moines ou nonnes veillaient les uns sur les autres,

afin de faire des rapports aux supérieurs sur la conduite de leurs frères ou soeurs. On appelle encore aujourd'hui dans les lycées „caphards“ les élèves qui viennent se plaindre à leurs maîtres de leurs camarades. On désigne du même nom les agents de la police secrète, appelés ordinairement „mouchards.“

Libera.

Il est connu qu'on désigne les chants, les prières, les bulles etc. dans l'église catholique de leur premier mot.

Après le chant de l'office des défunts le prêtre se rend auprès du cercueil et on chante le „Libera“:

„Libera me, Domine, de morte aeterna, in die illa tremenda .... Requiem aeternam. Libera me.“

II.

La Vache a prescrit dans son testament la cérémonie de ses funérailles et désigné les cantiques qu'il faut chanter.

Saint Grégoire,

premier de ce nom, surnommé le Grand, évêque de Rome (590 – 604), essaya de se rendre indépendant de Constantinople et conçut le premier l'idée de la suprématie de la chaire apostolique. Il a publié des recueils de chants religieux et des règles pour chanter des mettes, administrer des sacrements etc. Ainsi la Vache veut être enterrée selon les rites, afin que son âme n'ait pas besoin de passer par le purgatoire, avant d'entrer au paradis.

III et IV.

Colas le bonhomme, c. p. 10.

Quoiqu'il ait comme ancien propriétaire les droits les mieux fondés sur la Vache, celle-ci ne peut lui laisser aucun souvenir, parce que le clergé prendra tout ce dont les huguenots ne voudront pas. Toutefois elle lui demande pardon du mal qu'elle lui a causé et elle croit que le Pape lui „donnera à son trépas rémission plénière“ c'est à dire absolution complète.

Couplet V — XX.
Testament de la Vache.

La partie principale du poème, contenant le testament de la Vache, comprend les couplets V — XX, où la distribution des partages se fait conformément aux dernières volontés de la défunte. Il ne serait pas hors de propos de comparer ici l'usage des prêtres grecs et romains de garder les bonnes parties de la bête immolée, ne laissant que les os aux dieux. Pour les confrères de la Vache au contraire il ne reste que les abattis.

V.

„Pour solennellement
Faire mes funérailles,
Je laisse entièrement
Mes boudins et tripailles
Au clergé de la France,
Dont on fait si grand cas!
Pour avoir souvenance
De la Vache à Colas."

Mes boudins et tripailles

boudin = boyau plein de sang et de graisse.

Tripaille = amas de mauvaises tripes (boyaux des animaux).

Ces deux mots servent en même temps à désigner deux espèces de saucissons fort estimés en France. Il faut des plats de résistance pour le ventre endurci du clergé vorace, de bons saucissons gras, comme ils en pouront fabriquer avec les boyaux de la Vache.

Dont on fait si grand cas.

En effet il y a bien de quoi s'étonner de ce que la foule a toujours gardé le respect dû aux saintes fonctions du prêtre, à ces ecclésiastiques abrutis par l'ignorance et la gloutonnerie. Il ne manque point d'exemples des absurdités que les théologiens d'alors osaient professer dans les chaires; il suffira de citer deux thèses soutenues par le P. Cotton, confesseur du roi Henri IV (V. les notes du XVI[e] couplet et le Bulletin de l'Hist. du Prot. fr. XII pp. 285 et 286).

„Est-il vrai que Dieu se trouve partout, qu'il remplit toutes choses par essence, présence et puissance; et conséquemment que sa divinité est

réellement dedans le ventre des bêtes, chiens, rats, serpents, crapaux, voire dans l'essence des démons? . . .

Notre-Seigneur vivant sur la terre n'était-il point sujet aux puces? Et le sang qui était dans le ventre des puces n'était-il pas uni au Verbe et le prix de notre rédemption? . . ."

VI.

„Puis je veux, d'autre part
Que vous, les Jésuites,
En ayez votre part;
Et vous, Espagnolites,
Je vous prie et reprie
De ne r'allumer pas
Le feu dans la patrie
De la Vache à Colas."

Que vous, les Jésuites . . .
Et vous, Espagnolites.

Le sixième couplet est dédié aux Jésuites ou Loyolites. L'appel de ne pas rallumer le foyer des guerres civiles en France s'adresse aux agents de l'Espagne en général, aux Espagnolites qui ont exercé une funeste influence dans les guerres de religion. On sait que, dès les premières hostilités, les catholiques, abjurant tout sentiment de patriotisme, recherchèrent l'alliance de quelque puissance étrangère. Les Guise se coalisèrent avec Philippe II, roi d'Espagne qui voulait assurer le triomphe du catholicisme, et qui se flattait en même temps d'asservir la France à la faveur de l'anarchie. L'Espagne prodiguait l'or, pour entretenir des prédicateurs mercenaires qui ne cessaient d'exciter de nouveau, après chaque paix concédée aux huguenots, le fanatisme des masses ignorantes par l'injure, la calomnie, l'excitation à la guerre civile et aux crimes. Ces sermons des „Prédicateurs de la Ligue" ont été recueillis de nos jours par Charles Labitte, et nous nous bornerons, pour montrer l'insolence de ces gens, à lui emprunter ces paroles prononcées du haut de la chaire par Boucher, décrivant ainsi le roi Henri III à ses sujets:

„Bref, c'est un Turc par la tête, un Allemand par le corps, une harpie par les mains, un Anglais par la jarretière, un Polonais par les pieds et un vrai diable en l'âme."

Et plustard un autre prédicateur, nommé Commelet, n'hésita pas à faire l'éloge de Jacques Clément (cfr. couplet X) et à comparer le

meurtrier de Henri III à Aod qui avait tué le roi des Moabites. Il nous faut un Aod, s'écria-t-il, fût-il moine, fût-il goujat, fût-il huguenot même, n'importe!

Les Jésuites n'ont pas répondu à l'exhortation de notre auteur, de laisser le pays tranquille. En 1594 ils furent bannis à cause de l'attentat d'un fanatique, nommé Barrière, qui avait échoué dans son projet d'assassiner Henri IV. Le même roi leur permit en 1604 (cfr. couplet XVI) de rentrer en France. Un peu plus tard le „Miroir du temps passé, à l'usage du présent, à tous bons P. P. religieux et vrais catholiques" (1625 p. 1.) leur adresse les vers suivants:

„La Transmontaine faction
A fait, par subtil monopole,
Du manteau de la Religion
Une roupille à l'espagnole."

Roupille est une sorte de manteau dont les Espagnols se couvraient pour dormir, de là dans l'argot francais „roupiller" = dormir.

VII.

„Pour garnir le moustier,
Ma tête je libère
Pour faire un bénitier,
Instrument de vicaire.
En prenant l'eau bénite,
Quelqu'un dira tout bas
Une messe petite
Pour la Vache à Colas."

Moustier

mot hors d'usage = église. Ainsi la Vache lègue sa tête pour décorer l'église et pour servir de bénitier, vase sacré contenant l'eau bénite.

Je libère = je délivre, lègue.

Instrument de vicaire.

On confond en français assez souvent le mot vicaire et le mot prêtre, quoiqu'ils aient un sens bien différent. Le premier désignant en général le remplacant d'un dignitaire ecclésiastique, est employé ici pour le mot prêtre.

VIII.

„Cureur de vos sujets
Et toute la prestraille

Pour faire un aspergès
Ma queue je vous baille;
Mes tétins aux nonnettes,
Mignonnes des prélats,
Je quitte, faisant feste
Pour la Vache à Colas."

Cureur de vos sujets.

„Cureur" a un double sens, d'abord il implique la notion de curé, c'est à dire de celui qui prend soin des âmes, qui veille sur les âmes de ses ouailles. Mais l'auteur ne m'a pas l'air de vouloir appuyer sur le sens figuré de ce mot. Le ton du couplet est trop peu délicat, pour admettre qu'il l'ait employé autrement que dans sa signification propre. Les prêtres „curent" leurs sujets (ouailles), comme on fait des bêtes, ils leur nettoient et grattent la peau, c'est à dire ils les dépouillent. C'était probablement pour leur montrer les douceurs de la pauvreté prêchée par eux tous les jours qu'ils agissaient ainsi.

Aspergès,

du latin „aspergo" = goupillon, dont le prêtre se sert au culte, pour arroser, au moment de dire la messe, la commune d'eau bénite.

Ainsi, la Vache laisse sa queue aux curés, pour en faire un aspergès. Elle a trainé pas mal de temps dans la boue, pour ne pas répandre un parfum exquis dans l'église, quand le prêtre va badigeonner les croyants. Ayant jusqu'ici servi à chasser les mouches du derrière de la Vache, pourquoi ne seroirait-elle pas aussi bien à balayer la commune?

Bailler =

donner, mettre en main p. e. baillez-moi les trente écus que vous me devez.

Mes tétins aux nonnettes,
Mignonnes des prélats.

Le sens de ces mots paraît assez clair. C'était surtout la corruption dans les couvents qui scandalisait les gens de bien. Supposé méme que les huguenots aient exagéré les faits dans leurs récits de la vie galante des religieux et des religieuses, il reste encore des témoignages assez

graves, pour ne pas douter de l'immoralité et du désordre qui avaient envahi les couvents et corrompu l'église. Chose difficile à croire, c'est que les ecclésiastiques ont osé peindre leurs saints comme soumis aux faiblesses d'une vie amoureuse et s'adonnant aux plaisirs d'une vie galante aussi bien que leurs dignes confrères des XVIe et XVIIe ss. Il faut comparer entre autres fruits du loisir monacal les „Aventures de la Madona et de François d'Assise" (Amsterdam 1701 et 1745) dont il serait inconvenant de citer les détails.

C'est le récit des relations galantes de la Très-Sainte Vierge avec Saint-Dominique et d'autres. Certes, d'excellents livres de récréation religieuse!

IX.

„Aux Capucins crottés
Mes oreilles présente,
Pour mettre aux deux côtés
De leur tête ignorant;
Aux Cordeliers j'ordonne,
Ne les oubliant pas,
Que la corde on leur donne
De la Vache à Colas."

Après les curés c'est le tour des ordres religieux qui reçoivent leurs legs à partir du IXe jusqu'au XIIe couplet. Quel contraste entre ceux-ci et l'avant-garde du cortége. A la tête vous voyez marcher le corps des cardinaux, archevêques et évêques avec leurs costumes brillants, la soutane de velours, les étoles brodées d'or et les chasubles de dentelles précieuses, sur des chevaux avec des caparaçons de drap fin, fleurdelisés et parsemés d'or. Mais à la queue, quelle misère! les malheureux moines „crottés" portant la haire et le froc et trottant derrière les prélats sur leurs mules chétives, les pieds nus et la tête découverte. On dirait nuit et jour.

Aux Capucins crottés.

Viennent d'abord les Capucins, moines réformés de l'ordre de François d'Assise fondé en 1500. Ce sont peut-être les plus sales et les plus ignorants de tous les moines, faisant voeu de pauvreté. Préférant vivre aux dépens d'autrui, ils couraient le pays montés sur un mulet, pour remplir leur sac des dons des paysans. C'est à cause de leur ignorance et de leur stupidité que les longues oreilles de la Vache vont orner leur tête.

Aux Cordeliers j'ordonne.

L'ordre des Cordeliers (Franciscani), fondé par François d'Assise, date de 1212. Faisant aussi voeu de pauvreté, ils ne sont ni plus instruits ni plus propres que les Capucins, leurs dignes confrères. Leur nom provient de ce qu'ils portaient une corde au lieu de ceinture. Ils se distinguaient de bonne heure par la légèreté de leurs moeurs en quoi ils comptaient fort sur l'intervention de leur patron canonisé qu'ils disaient en grande faveur auprès de Jésus-Christ. Le Seigneur ne paraît pas digne de lui délier la courroie de ses souliers, au moins à en juger par des ouvrages tels que „l'Al-Coran des Cordeliers ou Parallèles des faits et des gestes de Fr. d'Assise et de ceux de Jésus-Christ," publié sous le pape Alexandre IV.

La part des Cordeliers sera la corde attachée autrefois au cou de la Vache. Seulement elle ne leur servira pas de ceinture, mais à les pendre et à leur faire subir „le même sort qu'ils avaient préparé maintefois aux huguenots pris dans les troubles religieux.

X.

„Vous de Jacques Clément
L'engeance jacobine,
Qui tue méchamment
Le Primat qui domine, ...
C'est pour vous mes cervelles!
Venez tous en un tas,
Volant comme arondelles
Vers la Vache à Colas."

Après les Cordeliers arrivent les Jacobins, appelés ainsi depuis 1217, vulgo Dominicains de leur fondateur Saint-Dominique. Les quatre premiers vers font allusion à l'assassinat de Henri III par Jacques Clément de l'ordre des Jacobins. Le titre de „Primat" i. e. „primus ecclesiae", dû à Henri en sa qualité de roi de France, date du temps du baptême de Clovis en 496. L'acte de foi de ce chef salien tournait au profit de son autorité, en lui assurant une position exceptionnelle entre tous les rois barbares qui étaient alors païens ou hérétiques. Le Pape lui adressa de Rome des Lettres de félicitation et Clovis, faisant le premier profession d'orthodoxie, fut comme le fils aîné de l'Eglise, titre devenu, avec celui de roi très-chrétien, l'une des prérogatives de la couronne de France.

Engeance

se dit des personnes par mépris p. e. maudite engeance = race.

Tous les Jacobins sont des fourbes et ne le cèdent en rien à Jacques Clément que le roi Henri III avait un peu gêné dans ses relations intimes avec la duchesse de Montpensier et qui rien que pour cela s'était débarrassé de lui.

Il ne faut pas s'étonner de ce que l'auteur n'approuve pas l'assassinat d'un des persécuteurs les plus fanatiques des huguenots. Que l'assassiné eût été un autre que le roi, certes dans cette époque de luttes terribles et de désordre complet où l'on se jouait de la vie humaine, ce n'aurait pas été un fait assez important ni assez rare pour en parler sérieusement. Mais il résulte avec évidence des guerres de religion que les protestants, quoique révoltés contre la couronne catholique, n'en voulaient point à la personne du roi. Ce sont surtout les manifestes et les traités des Rochelais avec les assiégeants qui prouvent que les huguenots ne pensaient pas à secouer le joug des Bourbons.

Ils regardaient toujours le roi de France comme leur souverain légitime, à condition, bien entendu, d'avoir la liberté de culte et de croyance, et d'avoir les mêmes droits que les catholiques à s'immiscer dans les affaires de l'Etat.

Cervelles,

au pluriel parce que la cavité de la tête contient deux lobes de cerveau. On disait de même „avoir les foies chauds“, (c. Matth. Régnier), le foie se partageant en deux ailes.

La vache n'est pas censée avoir abondance d'esprit, mais elle est sujette à des fantaisies bizarres, elle est folâtre et moutonnière, et il faut la bien garder en la menant au pâturage. Les Dominicains sont du même caractère. Tenus par une discipline sévère dans leur couvent, ils s'adonnent sitôt qu'on les lâche au dehors, à toute sorte de plaisirs mondains, ils font grand bruit aux cabarets et exercent la profession de charlatans. Voir le Dict. hist. et crit. de Bayle art. Léon X, d'après lequel entre autres sottises ils prétendaient avoir la faculté de tirer les âmes du purgatoire.

Les Dominicains sont connus non seulement pour la légèreté de leurs moeurs, mais encore pour leur zèle fanatique qu'ils déployaient

comme auteurs de l'inquisition et de l'index contre les huguenots. Ils ne manqueront pas non plus à l'appel de „venir tous en un tas“ pour se jeter sur la pauvre bête noire.

Volant comme arondelles.

Leur vêtement, blanc et noir, ressemble beaucoup au plumage des hirondelles.

Arondelles,

„arondelle, aronde“, ancien nom de l'hirondelle, comme on dit encore: „à queue d'aronde“ pour „en forme de queue d'hirondelle.“

XI.

„Carmes et Augustins,
Sus! que ma peau on happe
Pour faire des patins
Et pantoufles au Pape.
Chanoine, en votre office,
Mettez-en sur vos bras
Pour aller au service
De la Vache à Colas.“

Il ne restera plus un seul morceau de la Vache, car les Carmes et les Augustins l'écorchent tout à fait, se servant le la peau, pour en faire des pantoufles au Pape.

Sus! que ma peau on happe.

Sus, ancienne forme de sur, interjection pour exhorter, comme on dit aussi: „sus donc! qui vous retient?“ La préposition reste encore dans: „courir sus à quelqu'un“ de même que: en sus = au delà, en outre.

Happer,

d'origine allemande, se dit du chien qui saisit avidement avec la gueule ce qu'on lui jette.

Les Carmes cultivaient spécialement le voeu de chasteté et les Augustins cueillaient les lauriers de Saint-Augustin, leur patron, dont les grandes vertus devaient couvrir tous les péchés de la sainte confrérie

qui se vantait d'être fondée par le célèbre père de l'Eglise, quoique ne datant en vérité que du XIIe siècle. Ces deux ordres avaint reçu par le Saint-Siége le droit de vendre les indulgences, ce qui rapportait des sommes assez considérables, pour subvenir aux petits besoins du Saint-Père et de toute la foule de ses parents et de ses serviteurs. Les braves moines travaillaient ainsi comme sur commande comme les cordonniers, ils sont les fournisseurs brévetés de chaussures du Pape qu'ils font marcher, pour ainsi dire, à l'aide du denier de St.-Pierre et des indulgences vendues.

Les patins et pantoufles

font allusion à ce que les Augustins avaient pour chaussure une espèce de savates et qu'ils recevaient tous les ans un cuir de vache et quatre paires de pantoufles.

Cfr. Histoire du clergé séculier et régulier etc. Amsterdam 1716.

Les patins, aujourd'hui la chaussure garnie de fer au dessous pour glisser sur la glace, étaient alors probablement des bottes durables pour la guerre ou la chasse. Ainsi le Pape se trouve tout à son aise; quand il voudra aller en guerre ou à la chasse, il mettra ses patins, quand il préférera rester chez lui, il mettra ses pantoufles.

Chanoine.

Ici comme au VIIIe couplet, „Cureur de vos sujets", on n'a pas ajouté le signe ordinaire du pluriel, ce qui n'a rien de surprenant, l'orthographe en géneral n'étant point encore fixée. On commençait déjà de mettre les s au pluriel, mais on imite aussi souvent l'usage du moyen âge qui n'en connaît pas encore.

Les Chanoines forment le conseil des évêques qui à leur demande pouvaient donner les indulgences; ainsi ils sont considérés de même que les Augustins et les Carmes comme écorcheurs de leur commune, parce qu'ils leur tirent l'argent de la poche pour leur vendre des objets sans valeur. Les Chanoines allaient se pavaner dans les rues, pour montrer la belle queue de leur longue chape qu'ils avaient coutume de porter sur le bras. Maintenant ils sont priés de le charger de pantoufles et de se montrer ainsi au public.

Pour aller au service
De la Vache à Colas.

Service se dit en général des cérémonies d'église et spécialement de la messe mortuaire et des prières pour les défunts. E. „fonder un service perpétuel“, et dans les lettres d'invitation d'enterrement: „le service se fera à l'église N. N.“

XII.

„Chartreux croque-poissons,
Ça! que l'on vous partage:
Son lait nous vous donnons,
Son beurre et son fromage:
Gardez vos rouges mines! . . .
Et vous n'oublierez pas
De chanter les matines
Pour la Vache à Colas.“

Chartreux croque-poissons
comp. croque-mort, croque-mitaine, croque-au-sel.

La règle des Chartreux leur interdit de manger de la viande, ils ne se nourrissent que de poisson, de beurre, de fromage etc. Ils mènent une vie très-rigide, et ils sont régis par un réglement sévère. Toutes les nuits la cloche fait entendre ses sons lugubres à minuit et les avertit qu'il faut s'arracher au sommeil pour adresser des prières au Seigneur et chanter les matines jusqu'à une heure avancée de la nuit. C'est pour leur faire plaisir que la Vache leur laisse son lait; en reconnaissance ils chanteront les matines pour le salut de son âme. Les Chartreux ont bonne mine à cause de leur nourriture simple et saine; aussi prenaient-ils plus grand soin de l'estomac que de l'âme. Ils ont à fabriquer les fameuses liqueurs qui, plus que leur piété, ont contribué à répandre leur nom.

Son lait nous donnons,
Son beurre et son fromage.

On s'attend à la première personne: „Mon lait“ et „mon beurre“, mais le changement subit s'explique facilement par le caractère léger de la chanson et on n'a pas besoin de corriger „Son“ en „Mon“.

Ça! que l'on vous partage.

Ça, interjection exprimant un commandement p. e. ça! travaillez.

XIII.

„Au Pape de Soudan'
Au seigneur maître Gille,
Qui barbotte en ses dents
Débridant ses vigiles . . .
Que mon ventre lui vienne!
Dont on fait si grand cas
Afin qu'il se souvienne
De la Vache à Colas."

Le Pape de Soudan, c'est le Pape de Rome, car lui seul peut être appelé: „seigneur maître Gille" c'est à dire maître ou le plus fort de tous les charlatans de l'Eglise.

On appelle encore aujourd'hui „gille" un personnage des théâtres de foire qui fait toute sorte de tours et de charlataneries. Selon l'opinion des huguenots le Pape est le plus fort en espiègleries dans toute la catholicité. Il sait le mieux tourner le rosaire, chanter les vêpres etc., et il s'entend le mieux à se moquer du monde qu'il veut forcer à croire en son infaillibilité, sainteté, suprématie etc.

Toutefois l'explication du surnom de Soudan offre quelques difficultés. Il y avait en Abyssinie un prêtre légendaire, nommé Jean-Prêtre; on raconte qu'il était revêtu de la dignité épiscopale, et nous croyons que l'auteur fait allusion à celui-ci, en indiquant par „le Pape de Soudan" la grande ressemblance qu'il y a entre les sujets de Jean-Prêtre et du Pape de Rome. Tous les deux commandent à un troupeau noir, suivant aveuglément les ordres du maître, l'un aux nègres et l'autre aux cléricaux revêtus de la soutane noire.

Qui barbotte en ses dents
Débridant ses vigiles.

Barbotter et débrider, termes vulgaires, employés ici par mépris; le premier mot se dit du bruit que font les oies et les canards fouillant avec leur bec dans l'eau ou dans la boue. Débrider = ôter la bride à un cheval. Les prêtres lâchent, pour ainsi dire, la bride à leurs vigiles, tant ils marchent vite et ils les récitent machinalement comme des bêtes stupides, sans y attacher la moindre pensée.

Que mon ventre lui vienne!

Voilà le plus utile souvenir que la Vache puisse laisser au Pape; car il a besoin d'un bon appareil digestif, pour supporter toute la bonne chère qu'il fait. Les bons catholiques dans leurs livres (cfr. Hist. du clergé séc. et rég. I pp. 99 — 103 et Cabinet Jés. p. 46), gardaient toujours la meilleure opinion de la sainteté des Papes et les concils ne se gênaient pas de les qualifier entre autres de „Colonne de la foi, Fils de David, de Salomon, de colonne de Sion, de Marie, Père des rois, Prince de l'univers, Lumière du monde, le Christ du Seigneur etc. etc. On s'étonne que leur vie plus scandaleuse souvent que sainte leur ait attiré ces surnoms glorieux.

La Vache qui sait le mieux ce qui fait l'affaire d'un bon Pape, lui lègue son estomac. Certes le ventre d'un ruminant l'aidera beaucoup à supporter les peines d'une vie de débauches. Ce legs paraît aussi bien s'accorder avec la malpropreté du clergé et de toute la catholicité. On sait que les villes du bon vieux temps ne brillaient pas par leur propreté, mais c'étaient surtout les pays catholiques qui y observaient la plus stricte exactitude. L'Italie, l'Espagne et le Portugal suivent de nos jours encore leur exemple.

XIV.

„Pélerins harrassez,
Qui trottez à grand'erre
Chercher comme insensés
Votre salut en terre,
Quittez cette misère,
Sans courir haut et bas!
Et les pieds venez querre
De la Vache à Colas.

Pélerins harrassez,

harrasser = lasser, fatiguer à l'excès,
à grand'erre „comme des cerfs“ (Littré),
haut et bas = en à mont et en à val,
querre du latin quaerere = quérir.

Ce couplet s'adresse aux pélerins, et à la masse ignorante du peuple que le clergé menait où bon lui semblait, comme des moutons, solliciter la grace de la Sainte-Vierge et se traîner à genoux devant un fétiche quelconque.

L'auteur exhorte les pélerins „de quitter cette misère" et de ne plus erroner comme des insensés, leur bissac sur le dos, mais de rester chez eux et de se mêler de leurs affaires. Mais à qui bon alors leur donner les jambes de la Vache, s'ils ne doivent point marcher? C'est que celle-ci aime la tranquillité et s'avance d'un pas lent et lourd; la plupart du temps même elle reste couchée sur la prairie. Ainsi parce que ses jambes ne sont pas faites pour voyager, elles vont empêcher les fanatiques de courir après les processions et les retenir dans leurs maisons.

XV.

„Hermites mendiants,
Et vous, vieilles bigottes,
Je vous lègue mes dents.
Enfilez les, dévotes!
Si que vous et les vôtres
Cheminez pas à pas,
Barbottant patenôtres
Pour la Vache à Colas."

Les Hermites ou Ermites mendiants ont été les premiers chrétiens menant une sorte de vie monacale, retirés et isolés au désert d'Afrique. Toutefois ils se tenaient assez près des villes, pour faire subvenir les autres à leurs besoins. L'Europe aussi a encouru la chance d'être envahie par ces amis de la paresse qui, faisant pitié par leurs mines blêmes et leurs figures amaigries, marmottaient leurs patenôtres, pour attraper un morceau de pain. La Vache, soeur de charité, leur lègue ses dents qu'ils vont partager avec leurs bonnes amies, les

vieilles bigottes.

Celles-ci tâchent de racheter le passé et les débauches de la jeunesse à force de prières, elles se sont précipités dans le sein de l'Eglise. Elles doivent enfiler les dents de la Vache comme reliques et les porter autour du cou. Les belles dents de la Vache leur rappelleront leur folle jeunesse où elles n'avaient pas encore perdu les leurs.

Bigot Littré: „bigot est celui qui se livre à une dévotion étroite et superstitieuse."

Barbotant patenôtres, c. coupl. XIII.

Les dévotes ont acquis une telle perfection à murmurer les prières

et à répéter toujours le même refrain qu'elles font claquer leur bec en les récitant.

XVI.

„A toi, Père Cotton
Je te donne ma langue,
Pour aller vers Pluton
Achever ta harangue.
Mes yeux je recommande
A tous ces moines ras,
Pour lire la légende
De la Vache à Colas."

Le Père Cotton † 1626, de l'ordre des Jésuites, prédicateur renommé („je te donne ma langue") et confesseur du roi Henri IV sur lequel il exerçait une influence funeste en l'éloignant de ses anciens coreligionnaires. Il le poussa en 1604 à abolir l'ordonnance qui avait banni les Jésuites du sol français. Il existe encore ces vers satiriques sur le tout-puissant conseiller du roi:

Autant le roi fait de pas,
Le Père Cotton l'accompagne.
Mais le bon Roi ne songe pas,
Que le fin Cotton vient d'Espagne.

On s'étonne avec raison que le bon roi Henri ait pris pour compagnon un aussi grand fourbe et intriguant qui selon toute vraisemblance n'est pas resté étranger à l'assassinat de Ravaillac. Car grâce à Cotton qui l'a confessé lui-même, le meurtrier n'a point fait de révélations sur ses complices.

XVII.

„Je ne veux oublier
Ce Claude le bonhomme
Lui donnant tout entier
Mon gros coeur en somme;
Et si veux et ordonne,
Pour son très-grand soulas,
Qu'il s'en vienne en personne
Vers la Vache à Colas."

XVIII.

„A tous ses paroissiens
Tous mes os je délivre
Pour les ronger en chiens,
Afin qu'ils puissent vivre

En faisant patenôtres,
Les enfilant à tas
Pour bailler aux bigottes
De la Vache à Colas.“

Nous ne saurions dire avec certitude qui est ce bon homme Claude. N'en ayant pas trouvé à la fin du XVI[e] s. que nous pourrions placer pour sûr dans notre couplet, nous nous bornerons à mentionner un Claude de la famille des Guise. Domp Claude de Guise, en sa qualité d'évêque de Cluny, s'est rendu coupable de plusieurs crimes; digne rejeton d'un sang illustre, il ne s'est pas fait scrupule d'empoisonner son propre père.

Lui donnant tout entier Mon gros ceur en somme.

Pour commettre tant de crimes, Claude selon l'opinion répandue alors devait avoir le coeur bien gros. Chaque partie du corps était le siége de certaines affections de l'âme. Ainsi les gens de bien ont le coeur petit et les lâches l'ont gros et enflé. (c. Ambroise Paré édit. Malgaique 1841.)

Le coeur de la Vache, ordinairement jeté aux chiens, servira à Claude; il sera assez gros, pour y cacher toutes ses mauvaises passions et les méchancetés de son âme perverse.

Le bonhomme Claude a si bien administré ou plutôt écorché ses paroissiens qu'ils n'ont plus rien à manger. La Vache, pleine de miséricorde, leur laisse ses os à ronger, pour qu'ils ne meurent pas de faim. Comme les Chartreux ont fait des dents de la Vache, ceux-ci pourront de même enfiler les os à des ficelles et quand le prêtre les aura bénis s'en servir comme scapulaire.

„Patenôtres“ et bigottes ne semblent pas rimer, mais il faut penser à la prononciation vulgaire, aimant à supprimer dans les syllabes finales l'r, comme dans notre, votre etc. Il faut prononcer „patenotes“, comme paroichiens au lieu de paroissiens, pour le faire rimer avec chiens.

Pour bailler aux bigottes.

L'auteur paraît en vouloir surtout aux femmes dévotes, voilà déjà la deuxième fois que nous les rencontrons. (c. coupl. XV.) Il est vrai

que les femmes étaient bien pires que les hommes et renonçaient même à leur famille pour le bien de l'Eglise et du clergé.

XIX.

„A vous en général,
Au clergé je proteste,
Puisqu'avez le signal
Et marque de la Beste:
Mes cornes je vous laisse,
Puisque je meurs, hélas!
Pourvu que chantiez messe
Pour la Vache à Colas."

Appel au clergé en général de venir chercher les cornes de la Vache. Il y a dans les mots „Puisqu'avez le signal etc." probablement une allusion à la bête de l'Apocalypse représentant l'Antechrist. Pour le rendre encore plus ressemblant au diable, la Vache lègue ses cornes au clergé.

XX.

„Je veux que les enfants
Et toute la prestraille
Aillent toujours disants
A la Huguenotaille:
Ayez toujours mémoire,
Et ne l'oubliez pas!
De cette vache noire
Qui fut bête à Colas."

Ce dernier couplet faisant partie du testament même vous démontre l'intention de l'auteur de répondre par sa chanson aux railleries des catholiques s'attachant à la légende de la Vache à Colas. Répandez toujours, leur dit-il, tant que vous voudrez, cette histoire, cela nous servira à montrer que chez vous tout n'est pas rose et que ceux qui offrent tant de côtés risibles comme vous, sont mal avisés de se moquer des autres.

A la Huguenotaille

terme de mépris par lequel les enfants et le clergé désignaient les protestants; ils acceptent volontiers ici ce nom, comme les Hollandais faisaient de celui de „Gueux".

XXI.

„Pour la collation
La pauvre bête noire
S'est mise à l'abandon
Aux sujets de Grégoire;

N'ayant plus de reste,
Ils n'oublieront pas
De célébrer la feste
De la Vache à Colas."

Ce couplet fait, comme nous avous dit au commencement, l'épilogue de toute la complainte. Il faut se figurer que tout le cortége funèbre assiste à l'ouverture du testament. L'exécuteur testamentaire a partagé tout aux héritiers accourus, pour se disputer les restes de la pauvre bête.

Collation signifiait alors „discours". Littré en cite l'exemple suivant:

„Et fut faicte une collation par un frère des Jacobins toute tendant à fin de miséricorde."

Les sujets de Grégoire sont les catholiques, sujets de Grégoire XIV † en 1591. Il y a encore Grégoire XIII † en 1585, mais ce n'est pas de lui qu'il s'agit, parce que nous ne pouvons dater la chanson d'une époque antérieure à 1589 où fut assassiné Henri III. (c. coupl. X.)

Cassel. C. Hoeting.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Ueber die Sprache Jacob Grimm's von Karl Gustav Andresen. Teubner in Leipzig. 1869.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, welcher seit vielen Jahren durch verschiedene Werke, sowie durch eine grosse Anzahl in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichter Aufsätze als ausgezeichneter Kenner der deutschen Sprache allgemein bekannt und namentlich auf dem Gebiete der Grammatik in hervorragender Weise gewirkt, hatte vor einiger Zeit dem Studium der deutschen Grammatik J. Grimm's durch die Veröffentlichung eines Registers einen höchst schätzbaren Dienst geleistet.

Die Vorarbeiten zu dieser Arbeit waren von umfangreichen Aufzeichnungen der Besonderheiten, vermöge deren die Sprache Grimms aus den gewöhnlichen Kreisen der Darstellung heraustritt, begleitet gewesen; im Verlaufe der Jahre hat Herr A. von dieser seiner eingehenden Beschäftigung vielerlei theils grössere theils kleiner Proben bekannt gemacht. Das Werk, welches dem Publicum jetzt vorliegt, will darauf Anspruch machen, als ein geordnetes Ganzes über die Sprache — dies Wort im allgemeinsten Sinne genommen — des Altmeisters deutscher Wissenschaft Rechnung abzulegen.

Unstreitig giebt es nur wenige Bücher, die sich einem so speciellen Gegenstande widmen; wenige Schriftsteller sind es werth, dass ihnen eine solche Rücksicht widerfahre. Wie gross, wie einzig steht Göthe da in seiner sprachlichen Originalität! wer aber hat ihr sattsam nachgespürt und ist zugleich mit den mancherlei in erster Linie grammatischen Kenntnissen, die dazu erforderlich sind, hinreichend ausgerüstet, um es zu wagen, über Göthes Sprache und ihren Geist ein Werk zu schreiben und herauszugeben? Und doch führt gerade diesen Titel das von Herrn A. verschiedentlich angeführte Lehmannsche Buch (1852), dessen doppelte Einseitigkeit, wie sie sowol in der Beschränkung auf gewisse willkürlich erlesene Partien der Sprache des Dichters, als in der allgewöhnlichsten philosophisch und ästhetisch grammatischen Beurtheilung derselben vorliegt, noch keinen Kundigen dazu aufgefordert hat, eine geschicktere Hand besser ans Werk zu legen und sich die Mühe nicht verdriessen zu lassen, der deutschen Nation eine ihres grössten Dichters wie ihrer selbst würdige Arbeit zu überreichen. Was sich Herr A. vorgesetzt und ausgeführt hat, liess sich allerdings leichter bewältigen und in einen engeren und bequemeren Rahmen bringen; er wird auch selbst zugeben, dass bei aller Originalität der Sprache Jacob Grimms und bei der Bedeutung, welche dieser Mann für alle Zeiten des deutschen Volkes haben wird, der Name Göthe doch in einer Weise vorragt und in einem Glanze strahlt, mit dem sich nichts Anderes vergleichen lässt. Nun aber

stellen wir die Wünsche für eine gründliche Untersuchung der wunderbaren Sprache Göthes dahin und kehren zurück zu dem, was Herr A. über die Sprache des, wie er richtig bemerkt, jenem vielfach verwandten Meisters Jacob Grimm vorträgt.

Wer es nicht zuvor schon hinreichend sollte gewusst haben, wird es bald gewahr, dass der Verfasser als ein Gegner derjenigen grammatischen Richtung auftritt, der es darum zu thun ist, die Sprache nach gewissen Regeln, sei es des Gebrauches oder der Logik zu construiren, welche sich zu einer Zeit festgesetzt haben, um die sich Jacob Grimms Grammatik wenig oder gar nicht gekümmert hat. Daher nimmt er Veranlassung, bekannte und hervorragende Lehrbücher der deutschen Sprache, namentlich von Becker, Heyse, Götzinger zu vergleichen und ihre Regeln und Grundsätze an die Sprache J. Grimms zu halten. Dem letztgenannten von ihnen, Götzinger, fühlt er sich indessen andrerseits zu Dank verpflichtet, dass er die Einfachheit, Deutlichkeit und Schönheit der Sprache und Schreibung Grimms ausdrücklich hervorgehoben hat; ja es wird einigen Lesern wol noch erinnerlich sein, dass Herr A. in ähnlicher Weise, wie weiland Götzinger anderen Schriften und Blättern, einmal der kölnischen Zeitung vielerlei Verkehrtheiten und Nachlässigkeiten vorgeworfen hat, welche von dieser in einem ihrer nächsten Leitartikel, wenn auch mit Verdruss grösstentheils haben zugegeben werden müssen.

Bemerkenswerth ist in der Einleitung die Sonderung derjenigen, welche über Grimms Sprache geurtheilt haben oder zu urtheilen pflegen, in zwei Hauptgruppen, deren eine aus den gelehrten Fachmännern, die andere aus den Lehrern der deutschen Grammatik und Aufsätze bestehen soll. Wir sind zwar nicht genau davon unterrichtet, welcherlei Erfahrungen Herr A. in Beziehung auf diese letzteren gemacht hat; indessen haben wir vor nicht langer Zeit einem Vorgange nahe gestanden, und es lässt sich von ihm vielleicht auf andere und ähnliche Erscheinungen weiter schliessen. Es handelte sich von dem Schutze, den Grimm dem für unbetont geltenden Pronomen es durch Lehre und Beispiel hat widerfahren lassen. Herr A., welcher mit Entschiedenheit des Meisters Ansicht vertrat, befand sich so gut wie allein im Kreise vieler Angreifer, bemühte sich zu überzeugen, vermochte es aber nicht hinreichend, weil man gewohnheitsmässig im Voraus eingenommen war und für immer festen Fuss gesetzt zu haben glaubte. Genau und ruhig besehen, verhält sich übrigens der Gebrauch, den Grimm beobachtet wissen will, ohne Zweifel vollkommen richtig, und man begreift in Wirklichkeit nicht, da man sagt „für sie, für ihn, auch er, sie allein“, aus welchem Grunde es falsch oder unbequem sein sollte zu setzen: „für es, auch es, es allein“. Was zweien Geschlechtern recht ist, muss dem dritten billig sein. Der Verfasser hat S. 91 seines Buches aus Grimms Schriften zwischen 40 und 50 Beispiele dieser Ausdrucksweise aufgeführt; auch gibt es heutzutage viele achtbare Schriftsteller, die sich keineswegs scheuen ebenso zu sprechen.

Man wird es Herrn A. nicht vorwerfen dürfen, dass er die Sprache Grimms bei weitem überwiegend nach ihren grammatischen Erscheinungen betrachtet und uns ausnahmsweise auch andere Gesichtspunkte eröffnet hat; unterdessen kommt in der Einleitung genug vor, was sich auf eine gerechte Würdigung des höher und tiefer liegenden Geistes dieser Sprache bezieht, und der letzte Abschnitt steht jedweder grammatischen Erörterung völlig fern.

Die eigentliche Abhandlung besteht aus zwei Hauptstücken, welche sich im Allgemeinen an Formenlehre und Satzlehre anschliessen. Die erste Abtheilung des formellen Stoffes begreift Lautverhältnisse und Schreibung, die zweite ist der Flexion, die dritte der Wortbildung und Worbedeutung gewidmet; das zweite Hauptstück trägt die Ueberschrift „Syntax.“ Gewissermassen als Anhang treten am Schlusse 2 Kapitel auf: Bemerkenswerthe Wörter und Ausdrücke, Bilder und Vergleiche.

Wir müssen es uns versagen auf den Inhalt der einzelnen Abschnitte des reichhaltigen Buches näher einzugehen, können aber nicht umhin darauf aufmerksam zu machen, dass uns namentlich die umständliche Darlegung der syntaktischen Verhältnisse des Infinitivs, Particips und Pronomens, ferner die Erörterung der Wortstellung und Satzfolge als eine Quelle der mannigfachsten Belehrung erschienen ist. Aber auch in den übrigen Partien sind wir auf vielerlei interessante und beherzigenswerthe Mittheilungen gestossen; über einzelne Gegenstände, welche von Seiten der deutschen Grammatiker kaum dem Namen nach bekannt zu sein pflegen, hat der Verfasser in so eingehender Weise gesprochen, dass es wol der Mühe werth sein dürfte, ihnen fortan eine allgemeinere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wir führen beispielsweise den Abschnitt an, welcher sich S. 202 auf die Abhängigkeit einer Präposition von dem in nominaler Form auftretenden Verbalbegriffe bezieht, dass z. B. richtig gesagt werde: „der Gedanke an den Tod", nicht aber: „der Denker an den Tod"! In die bei dieser Veranlassung gegen Grimm gerichtete Bemerkung fällt es indessen schwer einzustimmen. Grimm lehrt Gr. IV, 878, weil herschen über gesagt werde, gelte auch herr über; Herr A. hält das nicht für zutreffend, da „Herr" kein Verbalsubstantiv sei und es auch heisse, „Frau über". Sollte nicht diese Nachahmung der Verbalconstruction ebensowohl auf ein Substantiv, von dem das Verb selbst gebildet ist, als auf ein sogenanntes Verbalsubstantiv anwendbar sein? Man könnte übrigens die Sache vielleicht umkehren: weil „herr über" gesagt werde, gelte auch „herrschen über"; es käme darauf an, die Priorität einer der beiden Constructionen nachzuweisen. — Vorzügliche Beachtung verdient der dem Mhd. nachgeahmte Gebrauch des Pronomen wer in Sätzen wie: „fragen ist keine Schande, wer ein Ding nicht weiss." (S. 213.)

Dergleichen liest man zwar heute gewiss selten gedruckt. hört es aber manchmal in der bequemen Umgangssprache, auch unterm Volke, wie denn einem unserer Bekannten und seiner Umgebung gegenüber einmal in Baden ein älterer Führer die Bemerkung machte: „dieser Thurm, meine Herrn, ist 120 Fuss hoch, wer gern steigen mag." – Ueberraschend ist die grosse Zahl der S. 253 und 254 mitgetheilten Beispiele der Synesis oder Construction nach dem Sinne. Ueber die Zulässigkeit derselben lässt sich der Verfasser nicht aus, gesteht aber offen seine Freude darüber, dass schon Wolfram im Parzival sagen durfte: der palas wol gekerzet war, die harte lichte brunnen.* Zudem ist Aehnliches auch in anderen Sprachen z. B. der griechischen, lateinischen vorhanden. — Nicht minder oder noch mehr fällt die S. 268 aus Grimm nachgewiesene Geläufigkeit einer Stellung und Beziehung des Pron. auf, welche von Götzinger nicht mit Unrecht, wie es scheint, gerügt worden ist. Liest man z. B. Kl. Spr. I, 160 den Satz: „Mächtigen Einfluss auf ihn übten Niebuhr, zumal Schleiermacher, in dessen letzten Lebensjahren er vertraut mit ihm gewesen sein muss", so weiss man zwar, dass von Lachmann die Rede ist, wird auch wol das „ihm" richtig auf Schleiermacher beziehen; man wundert sich aber billig über den Ausdruck und die Anordnung. Noch schlimmer beinahe steht es um die Worte: „Schillers Vater redet ihn in seinen Briefen immer „er" an (Wörterbuch 3, 689). — Wahrscheinlich hält der Verfasser den Gebrauch des vorausgesandten, absolut stehenden Namens, auf den sich ein Pronomen des folgenden Gliedes bezieht (S. 171), nicht für Nachahmung des Französichen, weil er sonst wol eine Bemerkung darüber gemacht haben würde; allein Sätze wie Kl. Schr. I, 108: „das spinnende alte Mütterchen, um das sich die Kinder aufhorchend ans Feuer gesetzt haben, ist es nicht eine weise Frau, eine Norn des höheren Alterthums?" erinnern doch so stark an die bekannte franz.

---

* Das Pron. auf das aus dem Part. herausgenommen Subst. Kerzen bezogen; vgl. ê muost ich sorgen, die wil ich nu lân. (M. S. 2, 1 2).

Weise, dass man des Gedankens der Entlehnung sich kaum erwehren kann. Freilich lässt sich behaupten, dass es an und für sich durchaus angemessen und natürlich sei, einen im Augenblick der Rede oder sonst bedeutungsvollen Gegenstand ohne Rücksicht auf ein Casusverhältniss auf die Spitze zu stellen und alsdann erst den eigentlichen Gedanken folgen zu lassen. Vielleicht sind es auch vorzugsweise die Fragsätze, welche französischen Anstrich zu haben scheinen. Auf derselben S. 171 wird die Verbindung „der Ruhm ausgenommen" angemerkt und darauf hingewiesen, dass das Particip keinen Einfluss auf den Casus auszuüben braucht, wenn ihm das Komma nachfolge. Dies würde mit dem franz. Unterschiede zwischen la gloire exceptée und excepté la gloire zusammentreffen: im ersten Falle ist die Construction accusativisch, während im zweiten das Particip adverbial steht und ein Casus oder sonst ein Satzverhältniss folgt, welches mit dem vorhergehenden übereinstimmt.

Der Verfasser hat wohl daran gethan, dass er die Bilder und Vergleiche, welche er zum Schlusse seines Buches reichlich vorführt, in ihrer ganzen und buchstäblichen Form gelassen hat: diese Gleichnisse machen einen sehr angenehmen und behaglichen Eindruck und gewähren tiefere Blicke in den Geist und das Gemüth des trefflichen Meisters, als blosse Declamationen zu thun vermögen. Auch ist die Anordnung, welche er ihrer Mittheilung zu Grunde legt, durchaus angemessen; dass sich hie und da Einzelnes vielleicht etwas anders hätte einreihen mögen, stellt er selbst nicht in Abrede.

Im Verfolg der Conjugation wird zu den von Grimm ziemlich häufig gebrauchten Formen brennte, gebrennt, nennte, genennt, rennte, gerennt S. 98 in einer Anmerkung gesagt, kennen mache Ausnahme.

In der That hat sich Grimm der Formen kennte gekennt enthalten; was aber merkwürdiger ist, er lehrt in der Grammatik selbst, dass sie nicht giltig seien. Wahrscheinlich wird er dabei seiner eigenen besonderen Gewohnheit oder Erfahrung gefolgt sein, vermöge deren er an derselben Stelle (I², 987) sogar rannte (f. rennte) unzulässig nennt, während doch die Schriftsprache nicht bloss sondern auch die mündliche Rede hier den Rückumlaut verlangt. Hildebrand führt im Wtb. V. 533 viele Beispiele von kennte gekennt auf; „das Volk spricht meist noch so", besonders auch bekennt f. bekannt.

Zu den Ausdrücken der Vergleichung „leichter als nützlich" u. a., welche S. 182 aufgeführt stehn, wird passend die lateinische Sprache verglichen; auch die englische kennt dergleichen, z. B. fairer than honest bei Shakespeare, worse than useless bei Macaulay (s. Archiv XVII, 292). In Göthes Egmont liest man: wahrer als klug und fromm (I), ernster als lieblich (V). Es zieht an, noch einige mit der Sprache J. Grimms übereinstimmende Erscheinungen göthischer Ausdrucksweise zu verzeichnen, die nicht aus Lehmanns Buche entlehnt sind, zum Theil bei ihm sich gar nicht finden. Dem S. 129 wahrgenommenen Beispiele „unauszugründendes Wunder" gesellt sich in Wahrheit und Dichtung: „eine solche unzuberechnende Wirkung." Sehr viele Beispiele des mangelnden Artikels in präpositionalen Verbindungen des gewöhnlichen Lebens (S. 176) bietet Götz von Berlichingen: „an Kopf, an Tafel, in Thurn, in Stall, in Streit, in Sack, in Wurf, in Rücken, in Weg, in Wald. Mit dem doppelten Casus in dem Satze: „Auf ihm sollte die Kirche als auf einen Felsen gegründet werden" (198) wissen wir auch nicht viel zu beginnen; aber Göthe (Ausgabe in 6 Bänden) Bd. 4, S. 698 schreibt ähnlich wechselnd: „Und so hielt ich für meine Person wenigstens mich immer fest an diese Studien wie an einem Balken im Schiffbruch."*)

Die äussere Austattung des Buches spricht ungemein an. Wie sauber,

* Unterschied übertragener und sinnlicher Bedeutung.

angenehm und deutlich gehen die lateinischen Buchstaben mit der Minuskel einher! wer will es leugnen, mag auch die Gewohnheit noch so grossen Einfluss ausüben, dass ihnen sehr grosse und mannigfaltige Vorzüge vor den sogenannten deutschen, ihren meist eigentlich entarteten Nachkommen, beiwohnen? Zwischen der Vorrede und dem Inhaltsverzeichnisse hätte unseres Erachtens ein grösserer Raum beobachtet werden sollen; der nahe Anschluss des einen an die andern, dessen Grund mit Sparsamkeitsrücksichten zusammenhängen wird, hat kein gutes Ansehen. In besonderem Grade verdient die Reinheit des Druckes hervorgehoben zu werden; wir glauben nicht zu irren, wenn wir in dem Corrector den Verfasser selbst vermuthen, dessen uns bekannte Genauigkeit und Sorgfalt sich mit der Umsicht und Geschicklichkeit der berühmten Leipziger Druckerei erfreulich vereinigt hat. Kaum findet sich irgendwo ein nennenswerther Fehler, gewiss keiner, der den Sinn entstellte; S. 184 in der Anmerkung sollten von zwei bald aufeinander folgenden „der“ das erste die gewöhnliche, das zweite gesperrte Schrift tragen, während jetzt gerade das umgekehrte Verhältniss dasteht.

Des Verfassers Stil bewegt sich gleichmässig in den Bahnen allgemein ansprechender Geläufigkeit; von bewusster oder unbewusster Nachahmung irgend einer Manier oder Eigenthümlichkeit der Weise Jacob Grimms, an der er sich in seiner ganzen wissenschaftlichen Richtung mit so hoher Liebe und Verehrung gebunden fühlt, findet sich keine Spur; Besonderheiten des Ausdrucks, welche er gegen einseitige Angriffe zu rechtfertigen oder zu entschuldigen bemüht ist, gestattet er sich selbst nicht, wenn er weiss, dass diese Angriffe nicht bloss auf dem Urtheil der Grammatiker beruhen, sondern auch der allgemeineren Beistimmung des Gebrauches sich erfreuen. Wir können das nach allen Seiten nur billigen, hegen überdies die Ueberzeugung, dass Herr A. in viel mehr Fällen, als er selbst angiebt, mit dem Stile Grimms, insofern er vorwiegend die jetzt bestehende Praxis betrifft, nicht übereinstimmt.

Bekannt sind die Grundsätze der Rechtschreibung, welche Herr A. befolgt; hat er doch, wie sich der gelehrte und einsichtsvolle Verfasser der lobenden Anzeige seiner kleineren Schrift über Jacob Grimms Orthographie in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1868 S. 585 ausdrückt, „selbst in dem grossen Orthographiekriege des vorigen Jahrzehnts wacker mitgestritten.“ Mit Beharrlichkeit hält er an dem sogenannten historischen ß fest und wird voraussichtlich sein Lebelang nicht freiwillig davon ablassen; eine bereits angekündigte wahrscheinlich neue Erörterung dieser „kitzlichen“ Frage wird von ihm demnächst in der Zeitschrift für deutsche Philologie veröffentlicht werden. Wir sind begierig darauf, ob eine für das allgemeine Beste überaus wünschenswerthe Einigung noch auf irgend eine Art zu erwarten stehe. Mit einer, wie uns dünkt, sehr heilsamen Aenderung tritt der Verfasser unseres Wissens zum ersten Male öffentlich auf. In der Schrift über J. Grimms Orthographie hatte er noch neben dem dehnenden *h* auch das ärgerliche *th* beibehalten und sich darüber im Vorworte mit Gründen der Consequenz rechtfertigend ausgesprochen. Jetzt lässt er *th* überall, wo es für das ältere *t* eingetreten ist, fahren und setzt den reinen organischen Buchstaben. Die Ungleichheit, dass daneben doch das dehnende *h* verbleibe, ist nach unserer Ansicht nicht erheblich genug, um besondere Einwände dagegen zu behaupten. Ohne Zweifel hätte Herr A. herzlich gern auch dies *h* verbannt; dass sein Buch dadurch angenehmer zu lesen geworden wäre, glauben wir gar nicht, vielmehr grade das Gegentheil. Aber der Unterschied, ganz abgesehen von einem sehr bemerkbaren Uebergewicht der wissenschaftlichen Abneigung gegen *th*, ist das, dass dies Zeichen mit einem in anderen Sprachen charakteristischen, vom *t* durchaus verschiedenen Zeichen zusammen fällt. Schädliche, wenn gleich selbst für schwache Kenner kaum begreifliche Verwechselungen sind zu Zeiten bereits offenbar geworden. Dass Herr A. seinen zweiten Vornamen Gustaf schreibt, mag Manchem

auffallen; wir finden diese Schreibweise vollkommen richtig und allgemein empfehlenswerth. Hiesse es Adolf, so würde das *f* Keinem Anstoss, den Meisten Befriedigung gewähren. Wenn hier *ph*, so ist dort *v* undeutsch; kein deutsches Wort — und Namen sind Wörter der Sprache — geht auf *v* aus. Gustaf ist nordischen Ursprungs und bedeutet „Kriegsstab" (Grimm, Gesch. d. d. Spr. 2. Aufl. S. 491); die Quelle des üblichen *v* muss eben da gesucht werden, woher wir Adolph, Rudolph besitzen.

Wir schliessen unseren Bericht, indem wir das Buch den Lesern des Archiv's warm empfehlen und die Ueberzeugung aussprechen, dass sich das treffliche Werk durch seine ausserordentliche Gediegenheit viele Freunde und allgemeine Anerkennung erwerben wird.

H.

Die Idee einer rationellen Universal-Dolmetschersprache von Augstin Staffler. — Innsbruck, Vereinsbuchhandlung 1869.

Diese neue Sprache hat der Verfasser für katholische Missionäre bestimmt, damit diese vermittelst derselben dem blinden Heidenthume die Wohlthaten des Christenthums bringen können.

Zweierlei entwickelt er in seiner Schrift. Zunächst die Bildung des neuen Sprachschatzes und die Flexion und sodann die Wahl der einzelnen Wörter für die verschiedenen Begriffe. Die Wurzeln bildet er durch die Verbindung der 5 Vocale mit 20 Consonanten. Dies giebt hundert Wurzeln, von denen jede nummerirt wird. Diese 100 Silben erzeugen durch Combination von je zweien wiederum 10,000 zweisilbige Wörter. Die Flexion wird durch einfache Präfixa und Suffixa bewerkstelligt. Das Neue bei dieser Idee einer Universalsprache ist die Wahl der einzelnen Wurzeln für die Begriffe. Der Verfasser offenbart uns nämlich, dass Gott in seiner Allweisheit selbst jeder Zahl einen bestimmten Begriff beigegeben habe, den herauszufinden, man nur die Offenbarung Gottes, d. i. die heilige Schrift um Rath zu fragen habe. Ist für den Begriff die Zahl gefunden, so sucht man in der Wurzelliste die mit dieser Ziffer bezeichnete Wurzel auf und gefunden — divinitus — ist das Wort.

Als schlagendes Beispiel diene folgende Deduction:

Die Zahl 8 eignet sich als Erinnerungszahl für den Begriff Heil (Rettung) aus folgenden Gründen: die Zahl 8 ist das potenziarische Resultat aus der Lebenszahl 2 und der Liebezahl 3; nämlich $8 = 2^3$; diese Potenzform 2^3 gestattet eine Hindeutung auf den mächtigen Einfluss der Liebe auf das Leben; in den Rettungsacten zeigt sich die Liebe zum eigenen Leben oder zum Nebenmenschen auf eine ganz vorzügliche Weise. Auch kommt der Zahl die verborgene Bedeutung Beständigkeit zu, welcher Umstand uns erinnert, dass der Mensch nach einem beständigen, dauerhaften Heile streben solle; ein solches Heil findet man aber wahrhaft und vollständig nur bei Jesus und in Jesus, unserm göttlichen Heilande. Es ist also sehr willkommen, dass die Zahl 8 die Grundzahl der Namen-Jesu-Zahl 888 ist, und dass es eben der achte Tag war, an welchem der neugeborne Heiland den Namen Jesus angenommen hat. Endlich kommt noch der Convenienzgrund hinzu, dass die Zahl 8 die Anzahl der aus der Sündfluth geretteten Menschen war und dass die Hauptperson unter diesen acht, nämlich Noe, der Achte genannt wird (II. Petr. 2, 5), wonebst zu bemerken ist, dass diese acht Personen von den heiligen Vätern als Vorbild aller jener Menschen anerkannt werden, die durch Jesus Christus von dem ewigen Verderben errettet werden. (Seite 59.)

Weil die Fortschrittszahl 2 = Leben, und die Machtzahl 9 = Geist,

so eignet sich das Product 18 als Symbol für den Begriff **Intelligenz**, in welcher das **geistige Leben** eines vernünftigen Geschöpfes ganz besonders hervortritt; und dass die Höhe des Schaftes bei den zwei Kunstsäulen am Eingange des salomonischen Tempels zu Jerusalem 18 Ellen betrug (III. Kön. 7, 15. Jerem. 51, 21 etc.) wurde vielleicht deshalb so auffallend hervorgehoben, um bei tiefer denkenden Männern dadurch die Erinnerung wachzurufen, dass besonders die **Priester des Herrn** durch echte **Intelligenz** dem Volke vorleuchten sollen, widrigenfalls sie an der Herbeiführung von Jeremiaden des Volkes mitschuldig werden. (Js. 5, 13.) [Seite 73.]

Dr. Püschel.

Philosophia Patrum Versibus Praesertim Leoninis, Rhythmis Germanicis Adiectis, Juventuti Studiosae Hilariter Tradita. Confluentibus, Rud. Frid. Hergt. 1869. 2 Bl. (Titel und Dedication) und 116 Seiten, die letzte unbez. gr. 8.

Der für die Quellenkunde des deutschen Sprichworts wie für die mittelalterliche Latinität nicht unwichtige Beitrag bietet uns 1475 leoninische Hexameter vorwiegend proverbialen Inhalts, welche von dem Herausgeber in fast eben so viele neudeutsche Reime „hilariter" übersetzt sind. Es ist die Umarbeitung und Erweiterung einer früheren Ausgabe und ein erstmaliger auf wissenschaftliche Behandlung allerdings verzichtender, dem verdienstvollen holländischen Gelehrten und Leidener Gymnasialrector Dr. Suringar — angeregt wohl durch dessen Arbeiten auf verwandtem Gebiete — dedicierter Versuch, die überall zerstreuten und an die älteste Zeit sich anlehnenden Verse dieser Art in ein Buch zu sammeln. Die Schrift will und darf jedoch auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, welche auch bei dem überaus grossen Reichthum dieser Reime nur sehr schwer oder gar nicht zu erreichen wäre. Die Auswahl ist demnach eine beschränkte, aber bei dem betonten Zwecke, Alles auszuschliessen, was für die Jugend sich nicht eignet, eine sehr löbliche und auch genügende. Die Uebersetzung ist zumeist eine freie, die nur den Sinn des lateinischen Spruches, aber mit Laune und Humor, wobei jedoch auch sinniger Ernst nicht fehlt, dem Leser wiedergeben will. Auf poetischen Werth kommt es allerdings hier nicht an und der Verfasser that ganz recht, in seinen Reimen — und er hat, wie nicht zu leugnen, manchen sehr guten Wurf gethan * — dem Geiste und dem Charakter der Leoniner gemäss zu dichten. Wie indessen unsere Altvordern für diese Art Verse der Frau Muttersprache, sei es in gebundener oder ungebundener Rede sich bedienten, mögen einige vergleichende Proben

---

* Exercet fatuos saepe Minerva iocos.
Selbst ein sehr gelehrtes Haus Spricht oft schlechte Witze aus. (No. 387.)

Intret quo pacto Pilatus nescio „Credo".
Warum in das Credo gekommen Pilatus?
Das fand ich noch in keinem Tractatus. (No. 554.)

Omnes mensa male sternitur absque sale;
Deterior vero ponitur absque mero.
Fehlt das Salz auf dem Tisch, Schmeckte weder Fleisch noch Fisch;
Fehlet aber gar der Wein, Was kann, frag' ich, schlimmer sein? (No. 820.)

darthun, wobei wir uns lediglich auf die vom Herausgeber unter litera I geordneten Sprüche (No. 512—579) beschränken und für ein paar derselben das älteste Vorkommen beifügen.

No. 521. Illud si fieret, ad tympana mox lepus iret.
Geschähe etwas dies und das, Spräng zur Trommel wohl der Has'.
Ehe du das wirst erlangen,
Möchst wol ein Hasen mit Pauken fangen.
Andr. Gartnerus Dict. Proverb. Francof. 1619. 8. S. 96. 84.

No. 525. Impedit ire forum defectus denariorum.
Fehlt dir der Stüber, Geh' am Markte vorüber.
Es ist böss, zu Markt gehen ohn Gelt.
Gartnerus S. 155.

No. 528. Impositis galeis tractantur foedera pacis.
Wenn noch der Helm das Haupt bedeckt,
Der Friedens-Schluss wird ausgeheckt.
Auch wann man harnisch sicht hertragen,
Soll man am frid noch nicht verzagen.
Br. Seidelius Loci comm. prov. Basil. 1572. S. 161.

No. 535. Ingenio plenus, qui viribus extat egenus.
Wer an Körper klein, pflegt an Geist oft gross zu sein.
In kleiner Haut stecken auch Leut.
J. G. Seybold Viridarium. Nürnb. 1677. 8. S. 241.

No. 536. Ingenti turba franguntur fortia castra.
Gegen Volkeswill' und Sturmgebraus
Ist die stärkste Burg ein Kartenhaus.
Viel Hunde sind des Hasen todt.
Gartnerus S. 135.

No. 541. In mundo mira faciunt et munus et ira:
Mollificant dura, pervertunt singula iura.
Mit Eifer und Geschenken Sich die Processe lenken.
Zorn vnd Gelt, verjrren die Welt.
Gartnerus S. 101.
Gelt vnd Zorn, macht alle ding verworn.
S. 136.

No. 547. In tali tales capiuntur flumine pisces.
Grad' in diesem Fluss allein Fängt man solche Fischelein.
In solchen wassern glaube mir
Vehnt man solche Fische schyr.
Regim. moralitatis. o. O. u. J. (c. 1490.) 4. Bl. Aiiij[b].
Von grossen Blöcken haut man grosse Spän.
Grosse Wasser, grosse Fisch:
Grosse Herren, guter Tisch.
Seybold S. 245.

No. 559. In vili veste nemo tractatur honeste.
In schlechtem Gewand Acht't man Niemand.
Kleidung ist der Mann,
Wer sie hat der leg sie an.
Gartnerus S. 206.

No. 564 Ira brevis melior magnis damnis, ut opinor.
Besser kurzer Zorn, Als sehr viel verlor'n.
Besser ist ein kurzer Zorn,
Denn ein grosses Gut verlorn.
Gartnerus S. 102.

No. 570. Irretit muscas, transmittit aranea vespas.
Die Spinne hält die Fliege fest, Doch Wespen sie stets fliegen lässt.
Die Spinweb fahen wol die kleinen Fliegen,
Aber die Mülstein faren durch hin.
Luther 1520. (Schriften. Jena 1555. I. Bl. 149b.
Kleine Dieb hängt man, vor den grossen neigt man sich.
Seybold S. 263. 114.

No. 573. Itur dum scitur, nescitur quando reditur.
Fest steht dein Gehen, Es schwankt dein Wiedersehen.
Man weiss die Aussfahrt, aber nicht die Einfarth.
Handschr. Randglosse zu *Seybold* S. 78.

No. 578. Iure coronetur, quicunque pudore repletur.
Den wahre Scham ziert, Lob und Ehr' gebührt.
Schamelheyt draicht die Kroen.
Prov. communia. o. O. u. J. (Colon. H. Quentell c. 1490). Bl. cjb.
Zucht vnd Scham tregt die Kron.
Gartnerus S. 172.

Die beiden Sprüche (No. 513): „Igne semel tactus timet igne postmodo cattus" und (N. 532): „Inde lupi speres caudam, cum videris aures" begegnen schon im XII. Jahrhundert. Vergl. über den ersten Haupt altd. Bl. I, 10, über den zweiten dessen Zeitschrift VI, 305. — Was den Spruch unter No. 552 betrifft: „Interves et va, non est differentia magna. *Nicht ein Jedermann Sieht ein Hand voll Noten an*", so ist, obgleich schon Gartnerus a. a. O. S. 54 denselben in gleicher Weise übertrug („Es kompt vmb eine Hand voll Noten nicht zu") dessen Sinn verfehlt. Nach einer Facetiensammlung des XVI. Jahrh., dessen näherer Titel Referent augenblicklich fehlt, dankt vielmehr das damals oft gebrauchte proverbiale Scherzwort einem launigen Priester sein Entstehen, der die ihm vom Bischof dictirte Strafe, zu dessen höchlichem Erstaunen, anstatt in *oves* in einer Anzahl *ova* mit den angeführten Worten entrichtete.

In Betreff des Spruches endlich unter No. 554 (vergl. die Note*) ist es, nicht sowohl dem Herrn Verfasser, als vielleicht manchem Leser nicht unerwünscht, zu erfahren, welchem Umstand denn eigentlich diese alte noch heute lebenskräftige Redensart „dazu kommen, wie Pilatus ins Credo" ihr Entstehen verdanke. Es geschah in Folge des Bestrebens der herrschenden Kirchenlehre der ersten Jahrhunderte, die Ansichten der Gnostiker zu widerlegen. Diese nahmen nämlich an, Christus sei ein überirdisches erhabenes Lichtwesen gewesen, das auf Erden nur einen Scheinkörper angenommen habe; ein solches Wesen könne aber nicht wirklich gelitten haben und nicht wirklich gestorben sein, sondern nur scheinbar. Gegen diese Ansicht nun suchte man sich durch urkundenmässige Genauigkeit über das Leiden und Sterben Jesu zu schützen durch die Aufnahme des Zusatzes in das Glaubensbekenntniss oder Credo: „der gelitten hat unter Pilato, ist gekreuziget, gestorben und begraben worden." Aus dem gleichen Gegensatze (nebenbei gesagt) gegen die gnostische Lehre von dem Scheinleibe Jesu Christi ist auch der Glaubensartikel von der Auferstehung des Leibes entstanden.

Wenngleich wir auch dem Herausgeber für seine Gabe auch in dieser Gestalt zu aufrichtigem Danke verpflichtet sind, so sprechen wir doch den Wunsch aus, derselbe möchte bei einer neuen Auflage vor Allem jeden lateinischen Spruch mit seiner für solche Mittheilungen doppelt unerlässlichen, hier aber leider ohne Ausnahme fehlenden Gewähr versehen, so wie seinen Plan erweiternd beziehungsweise verlassend, den Text mit einer weiteren möglichst grossen Anzahl neuer Sprüche vermehren. Zu diesem Zwecke will ihm Referent, um hier zu den bereits citirten noch einige weitere zu nennen, und zwar von den lateinischen Reinardus Vulpes, Wiponis proverbia, die

zweisprachigen gereimten Zucht- und Sittenbücher, wie Floretus, Moretus, Facetus, die verschiedenen Regimina sanitatis (Schola Saternitana), den Salutaris poëta, die älteren Practica u. a. m., von jüngeren aber Luthers Werke, J. Fischart's Gargantua („Bachikantenversslin, Nüttelverse"), die Sprichwörter des Mich. Neander und Herm. Germberg so wie des Andr. Sutor latinum Chaos aus eigener näherer Bekanntschaft als reichlichfliessende Quellen anrathen und empfehlen.

Als Zugabe und Schluss des Ganzen hat der Herausgeber auch jenes alte mönchische Trinklied wieder abdrucken lassen (vergl. auch Schmeller Carmina burana S. 236 und Husemanni dicteria, in einer Münchener Handschrift. vom Jahre 1575. Bl. 205a — 206b), das in nicht wenigen Codices der mittleren Zeit und in mehr oder wenigen Interpolationen und Weiterungen auf uns gekommen ist.* Es lautet hier (S. 116):

Bibit hera, bibit herus,
bibit miles, bibit clerus,
bibit ille, bibit illa,
bibit servus cum ancilla,
bibit velox, bibit piger,
bibit albus, bibit niger,
bibit constans, bibit vagus,
bibit rudis, bibit magus,
bibit pauper et aegrotus,
bibit exul et ignotus,
bibit puer, bibit canus,
bibit praesul et decanus,
bibit soror, bibit frater.
bibit avus, bibit mater,
bibit ista, bibit ille,
bibunt centum, bibunt mille:
Ergo bibamus!

Für die Stellung des Buches in der Literatur der Sprichwörter wird wohl am passendsten das Ende des XV. Jahrh. sich ergeben, geleitet durch die Erwägung, dass die Blüthezeit des fast vier Jahrhunderte dominirenden leoninischen Verses in dieses Jahrhundert fällt und mit ihm endigt. Das schöpferische Vorkommen dieser Reime nach dieser Periode ist ein nur sporadisches oder sie entfernen sich mehr oder minder von der ihnen eigenen Sprache und dem stricten Wesen des Leoniners, wie jener im vorliegenden Buche (No. 515) „Ille est valde bonus vir, qui habet multum Silbergeschirr" (vergl. auch Joh. Gsel Nucleus Sentent. Greiffswalt 1627. 4. Bl. Biij a), dessen sich auch Luther in den Colloquia und die Postillisten des XVI. Jahrhunderts, besonders die sprichwortreichen Joh. Mathesius und

---

* Vergl. auch Mona und Aufsess Anzeiger II. 189 — 191. — Ein anderes hinlänglich bekanntes weil noch heute gesungenes latein. Trinklied „Mihi est propositum, in taberna mori" (mit Unrecht dem Engländer W. Mapes zugeschrieben; vergl. W. Giesebrecht in der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur 1853, S. 351 ff. Eine griechische Uebersetzung von dem 1790 verstorbenen Leipziger Professor Fr. Wolfg. Reiz steht im Liter. Anzeiger 1801, 1344) entstand gleichfalls schon zu Mitte des XII. Jahrh., während deutsche Trinklieder aus so früher Zeit gänzlich fehlen, obgleich daraus keineswegs zu schliessen ist, dass unsere trink- und singlustigen Vorfahren dergleichen nicht besessen hätten. Wie sehr aber bereits im XII. Jahrh. der letzteren Zahl angeschwollen war, lehrt auf das überzeugendste das ergötzliche achte Kapitel der Geschichtsklitterung von J. Fischart.

Valer. Herberger häufig bedienen. Namentlich Luther liebt dergleichen Verse ungemein; in den Colloq. (Franckf. 1576. Fol.) lesen wir unter vielen andern z. B. (Bl. 224b): „Non si fuissem mordax, Papa vorax;" (Bl. 439a): „Hüt dich für dem Quare, si non vis errare," und in seinen Werken: Jena VIII, 222b: „Nullus et nemo mordent in sacco" u. s. w.

Die erste Ausgabe der Schrift (Confluent. 1865. 72 S. 12; 756 **nur** lateinische Sprüche enthaltend) war nicht für den Buchhandel bestimmt und wurde vom Herausgeber blos an Freunde und Bekannte verschenkt; sie entzieht sich deshalb jeglicher Besprechung. Was schliesslich die Vertheilung des Stoffes und deren typographische Einrichtung in der vorliegenden Ausgabe angeht, so sind die latein. Verse alphabetisch und zum leichteren Auffinden nach ihren Anfangsworten geordnet und sämmtlich in erneuerter Schreibweise und Interpunction und die deutschen in Cursivschrift gegeben. Druck und Ausstattung des Buches lassen nichts zu wünschen übrig; die wenigen am Schluss verzeichneten Druckfehler sind ohne Belang. Als Herausgeber und Verfasser nennt sich in der Dedication „Jul. Wegeler, M. D." und lebt derselbe, in Geist und Berufsthätigkeit dem oben genannten Seidelius verwandt, im fröhlichen Rhein- und Weinlande, als ausübender Arzt zu Coblenz.*

Annweiler (Pfalz). J. Franck.

Materialien zu deutschen, französischen und englischen Arbeiten. Themata, gesammelt und theilweise mit Andeutungen zu deren schriftlicher Behandlung und reichhaltiger Gnomologie versehen von W. Bertram. Berlin. E. Kobligk, 1869.

Der Verf. dieser schätzbaren Sammlung von Aufsatzthematen giebt selbst in seinem Vorwort die leitenden Gesichtspunkte seiner Arbeit hinreichend vollständig an. „Es werden deutsche, französische und englische Themata gleichzeitig geboten," sagt er, „und zwar aus dem Grunde, weil sehr viele derselben recht wohl eine Bearbeitung und eine Benutzung des Hülfsmaterials auch in einer anderen Sprache gestatten, als in der, in welcher sie hier auftreten." Der Verf. will keine ins Einzelste ausgearbeiteten Dispositionen geben, welche die geistige Initiative des Lehrers oft in lästiger Weise beschränken, sondern vielmehr nur anregende Gedanken. „Gedanken erzeugen Gedanken," von denen manche die Disposition gleichsam in nuce enthalten, Er glaubt „eine solche Fülle trefflicher, fruchtbarer Gedanken beigebracht zu haben, dass diese Seite des Buches ihm einen gewissen Werth sichert, selbst für den Fall, dass es seiner Haupttendenz nach verfehlt wäre." Es werde erlaubt sein, meint er, das ohne Anmassung von diesen kernigen, edlen Gedanken zu sagen, die er den besten, gediegensten Schriftstellern verdankt. Und in der That, er darf dies ohne Anmassung sagen, denn jede Seite des kleinen Buches giebt von der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des ausgewählten Stoffes genügenden Beweis. So finden wir beispielsweise auf Seite 24 und 25 Chrien aus Voss, Goethe, Schiller, Shakspeare, Ovid, Horaz, Virgil, Properz, Cicero und Seneca und der

---

* Von demselben Verfasser erschien im Laufe d. J.: Wörterbuch der Coblenzer Mundart. Coblenz, Rud. Friedr. Hergt. 1869. II. und 68 S. 8. — ein Idiotikon der Stadt Coblenz und ihres Umkreises mit 78 theilweise zum erstenmale gedruckten interessanten provinciellen und Local-Sprichwörtern nebst einer Priamel, sämmtlich in mundartlicher Form. Hierüber demnächst.

Buchstabe D (die Anordnung ist eine alphabetische) bietet auf neun Seiten Themata mit Belegstellen aus Schiller, Goethe, Jakob Grimm, den Preussischen Jahrbüchern, Lamennais, Bulwer, Buckle (Civilisation in Europe), Ovid, Martial, Catull, Pindar und beispielsweise im Anschlusse an die Stelle von Jakob Grimm: „Was haben wir denn Gemeinsames als unsere Sprache und Literatur?“ die Themata: „Zu welchen Betrachtungen giebt die vorstehende Frage Veranlassung?“ mit in den Hauptpartien angedeuteter Disposition. „Welchen Einfluss hat die central-europäische Lage auf Deutschland ausgeübt?“ — „Welche Umstände sind geeignet das Bewusstsein der nationalen Zusammengehörigkeit der Deutschen zu kräftigen?“ (mit in den Hauptpartien angedeuteter Disposition). „Friedrich der Grosse, Luther und Schiller als Repräsentanten von Nord-, Mittel- und Süddeutschland,“ oder: Dialog. „Schwert und Pflug. Ein Dialog.“ — Dialogue between two friends one of whom has just returned from a distant country. — Dialogue entre deux amis dont l'un va faire un grand voyage u. s. w.

Indem wir schliesslich noch bemerken, dass der Verf. sein Buch für die drei obern Klassen höherer Schulen bestimmt und mit richtigem pädagogischen Tacte die Einrichtung getroffen hat, dass die fremdsprachlichen Themata in der Regel der Schwierigkeit nach etwas tiefer stehen, können wir diese neueste Arbeit des auf dem sprachlich-pädagogischen Gebiete bereits wohlbekannten Herrn Verfassers allen mit dem sprachlichen Unterrichte in den oberen Klassen unserer Gymnasien, Real- und höheren Töchterschulen betrauten Herren Collegen aus voller Ueberzeugung empfehlen und wünschen daher, dass dieselben sich baldigst durch den Augenschein überzeugen mögen, wie sehr das Büchlein einer recht ausgedehnten Verbreitung würdig ist.

Sprottau. M. Maass.

L. de Belloc. De la formation des mots en allemand. Complément indispensable de toute grammaire allemande. Leipzig. Brockhaus. 1868. IV und 116 S. 8.*

Der Verfasser geht davon aus, dass das Deutsche eine sehr geringe Anzahl Stämme (mots-racines) besitzt, etwa fünfhundert bis tausend, aus denen durch Präfixe, Suffixe und Zusammensetzung viel mehr als eine Million Wörter gebildet werden. Er will durch Darlegung dieser drei Mittel der Wortbildung Nichtdeutsche in den Stand setzen, deutsche Wörter, die ihnen noch unbekannt sind, auch ohne Hülfe des Wörterbuches zu verstehen, und ferner je nach Bedürfniss neue Wörter zu bilden, „faculté qui, dans cette langue, n'a point de limite.“ Ausländer, welche diese Anzeige lesen sollten, mögen hier gleich gewarnt werden, sich nicht zu sehr auf diese unbegränzte Fähigkeit des Deutschen, neue Wörter zu bilden, zu verlassen; sie könnten leicht Gefahr laufen, unverständlich zu sein oder komisch zu wirken.

Das Büchelchen verfolgt also vor allen Dingen einen praktischen Zweck, und wird unzweifelhaft von Franzosen, die über die Elemente der deutschen Grammatik hinaus sind, mit Nutzen gebraucht werden können. Das Material, welches es bietet, ist jedenfalls reichhaltiger, als das, welches sich in den dem Verf. bekannten deutschen Grammatiken für Franzosen findet, und ist übersichtlich angeordnet, indem zuerst die Präfixe, dann die Suffixe, in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt werden, und zuletzt die Zusammensetzung von Substantiven, Adjectiven, Verben und Zahlwörtern unter sich behandelt wird.

---

* Zu wünschen wäre, dass die Verleger auch den Preis der eingesandten Bücher angäben.

Nach dem Zweck, den die Schrift verfolgt, darf kein eigentlich wissenschaftlicher Massstab an dieselbe gelegt werden. Doch hätte auch von rein praktischem Standpunkte aus, manches bestimmter und klarer gefasst werden können. So vermisst man bei den meisten Vorsilben, wie ab, an an der Spitze des sie behandelnden Abschnittes eine Angabe ihres eigentlichen Sinnes, aus dem dann die verschiedenen Bedeutungen abgeleitet werden. Bei anderen ist dieser eigentliche Sinn unrichtig angegeben, z. B. bei after mit selon, en tant que, d'après statt mit derrière. Ferner könnte die verschiedene Bedeutung der zur Wortbildung dienenden Silben theils schärfer, theils einfacher gegeben, und damit übersichtlicher gemacht werden. So liest man unter After als zweite Bedeutung in der Zusammensetzung die von „mépris, mauvais aloi, Ex.: Afterarzt" etc., und als dritte Bedeutung die von „illégimité, Ex.: Afterkönig" etc., zwei Bedeutungen, die offenbar zusammengehören.

Trotz mancher solcher Mängel dürfte die Schrift doch Franzosen empfohlen werden, denen es nicht um wissenschaftliche Erforschung, sondern praktische Erlernung des Deutschen zu thun ist.

F. S.

Dr. C. Abel. Ueber Sprache als Ausdruck nationaler Denkweise. Ein Vortrag. Berlin. Dümmler. 1869. 29 S. Kl. 8.

Wo dieser Vortrag gehalten worden, ist nicht gesagt; jedenfalls wol vor einem „gebildeten Publicum", und es ist dem Verfasser dafür zu danken, dass er der gerade in solchen Kreisen noch vielfach geltenden Meinung entgegentritt, dass Wörter, die im Wörterbuch neben einander stehen, sich in ihrer wirklichen Bedeutung auch vollständig decken. Er sucht dies zuerst an den Wörtern ami und Freund nachzuweisen, wobei die Seitenblicke auf das Gefühlsleben des Franzosen wol eine ganz geschickte captatio benevolentiae vor einem deutschen Publicum sein mögen, aber jedenfalls weder fair noch equitable sind, Wörter die der Redner dann mit unserem billig vergleicht. Bei diesen Wörtern ist es wol nicht ganz richtig, dass fair aus Hochgesinntheit mehr zugesteht als was equitable ist. Es werden dann noch die Wörter determination und resolution mit Beschluss und Entschluss; rose colour und pink mit rosa; auburn, hazel und bay mit braun verglichen. Der Vortrag mag interessant, sogar anregend für den Kreis gewesen sein, vor dem er gehalten wurde, doch ist es fraglich, ob er auch gedruckt noch seinen Werth bewahrt.

F. S.

K. Hillebrand. De la réforme de l'enseignement supérieur. Paris, Germer Baillière. 1868. 196 S. 8. 3 fr. 50 c.

Wie in Preussen ist auch in Frankreich die Unterrichtsfrage an der Tagesordnung; während es sich bei uns aber namentlich um Volks- und höhere Schulen handelt, wird dort vorzugsweise das enseignement supérieur, das Universitätsstudium, in Betracht genommen. Was Renan über die französischen, deutschen und englischen Universitäten in der Revue des deux Mondes vor einigen Jahren veröffentlichte, ist in Deutschland durch Berichte in den Zeitungen auch in weiteren Kreisen bekannt geworden. Am 15. September 1869 brachte dieselbe revue wieder einen Artikel über unsere Universitäten von Pouchet. Von diesen beiden Aufsätzen unterscheidet sich oben genanntes Buch dadurch, dass es nicht nur die Einrichtung der nicht-

französischen Universitäten in Frankreich bekannt machen will, sondern auch Vorschläge zur Reform des enseignement supérieur macht.

Selbst ein Deutscher, jetzt professeur des littératures étrangères an der faculté des lettres in Douai, ist der Verfasser doch weit davon entfernt, die Einrichtung deutscher Universitäten ganz so wie sie sind in Frankreich einbürgern zu wollen. Unsere Hochschulen sind ihm geschichtliche, aus dem Volksgeiste hervorgegangene Entwicklungen; sie auf einen anderen Boden übertragen, hiesse dem Volksgeiste Gewalt anthun und Abgestorbenes wieder beleben wollen.

Nachdem der Verf. im ersten Theil seines Buches die Einrichtung der deutschen Universitäten geschildert, deren Eigenthümlichkeit er im Gegensatz zu Frankreich in der Selbstverwaltung, der Lehr- und Lernfreiheit und der Vereinigung aller Facultäten sieht, Punkte, die er im Vergleich mit französischen Einrichtungen vortrefflich klar zu machen versteht, geht er im zweiten Theil zur genaueren Betrachtung dieser französischen Einrichtungen über. Dabei sieht er jedoch ab von den écoles spéciales, wie die école normale, école des mines u. a., und ebenso von der classe de philosophie und der Classe de mathématiques spéciales, die schon auf dem lycée Dinge behandeln, die bei uns der Universität zufallen. Ferner lässt der Verf. auch die Theologie ausser Augen, da er die Einrichtung dieser Facultät nicht näher kennt;* er spricht also eigentlich nur von den école de droit und école de médecine und den faculté des lettres und faculté des sciences.

Nachdem die alten, berühmten französischen Universitäten, die unter dem Druck des Jesuitismus und der absoluten Monarchie schon zu Mumien vertrocknet waren, von der Revolution vollends fortgefegt worden, suchte Napoleon den höhern Unterricht wieder zu beleben. Da er aber in der reinen Wissenschaft, die um ihrer selbst willen getrieben wird und nicht greifbare Vortheile für den Staat bringt, eine Ideologie sah, so gelang es ihm nur statt der vorrevolutionären orthodoxen Wissenschaft eine officielle zu gründen, in der die Autorität herrscht und die vorzugsweise zur mechanischen Vorbereitung auf die Examina dient. Freie Forschung, ächte Wissenschaftlichkeit werden in diesen Anstalten nicht gepflegt.

Im dritten Theil seines Buches macht nun der Verfasser Vorschläge, um diesen Uebelständen abzuhelfen. Zunächst wünscht er die Vereinigung aller Facultäten, damit durch gegenseitigen Verkehr Lehrer wie Lernende von den Fortschritten auf allen Gebieten des Wissens unterrichtet werden. Ferner möchte er unser Privatdocententhum, oder wenigsten etwas dem ähnliches eingeführt sehen, theils weil dies den Wetteifer der Lehrer anregen würde, theils weil es eine Vorschule für das eigentliche Professorat wäre, während bisher die Facultätslehrer, die doch die reine Wissenschaft vertreten sollen, aus den Lehrern an den lycées meist nach dem Dienstalter genommen werden. Um den Privatdocenten aber einigermaasun die Mittel zur Existenz zu geben, müsste auch Bezahlung der Vorlesungen eingeführt werden. Mit dieser Bezahlung würden sich dann auch die conférences, unsere Privatcollegia vermehren, namentlich wenn die programmes aufgehoben würden, die dem Facultätslehrer vorschreiben in einer bestimmten Zeit ein bestimmtes Pensum zu absolviren. Um das Privatdocententhum zu ermöglichen dürften ferner die Examinationscommissionen nicht mehr, oder nicht mehr ausschliesslich aus Facultätsmitgliedern bestehen, da in Frankreich die Facultätsexamina zugleich auch Staatsexamina sind. All diese Einrichtungen will der Verf. nicht plötzlich durch Decrete, sondern durch die Entwicklung des theils

---

* Protestantisch-theologische Facultäten giebt es in Frankreich zwei, in Strassburg und Montauban. Die katholisch-theologischen Facultäten sind von der Kirche nicht anerkannt; die Geistlichen werden ausschliesslich in den Priesterseminarien gebildet.

thatsächlich theils gesetzlich schon Bestehenden herbeigeführt sehen, wie er dies selbst näher ausführt.

Schliesslich spricht sich der Verf. noch gegen die Unterrichtsfreiheit in dem Sinne aus, wie sie jetzt in Frankreich vielfach verlangt wird; eine solche würde zu einer katholischen, spiritualistischen, materialistischen etc. Wissenschaft führen und nur Parteizwecken dienen. Der Unterricht sei Sache des Staats; allerdings aber müsse das Lehramt jedem offen stehen, der seine Befähigung dazu nachgewiesen. In einem Vorwort macht übrigens der Verf. darauf aufmerksam, dass einiges von dem, was er wünscht, während des Druckes des Buches vom Unterrichtsminister schon ins Werk gesetzt worden, eine Bemerkung, die sich wol auf die École des hautes études bezieht.

Dies ist ganz kurz der Inhalt des Buches: auf alles Einzelne genau einzugehen ist hier nicht möglich; ein Urtheil über die Vorschläge des Verf. muss denen überlassen bleiben, die eigne Erfahrungen über die vorliegenden Fragen gesammelt haben. Jedenfalls kann die Schrift allen denen empfohlen werden, die sich für den Universitätsunterricht bei uns oder in Frankreich interessiren.

F. S.

De Francicae linguae recta pronuntiatione, Theodoro Beza auctore. (Genevae, apud Eusthatium Vignon. MDLXXXIV.) Berolini sumptus fecit Ferdinandus Schneider (jetzt W. Weber). 1868. VIII und 94 S. 8. 20 Sgr.

Die Genfer Originalausgabe dieser Schrift von 1584 war so selten geworden, dass sie nur wenigen bekannt war, und man sich meist mit dem begnügen musste, was man bei Diez und Livet daraus angeführt fand. Es liegt aber auf der Hand, wie wichtig es für die Geschichte der französischen Laute und ihrer Bezeichnung ist zu wissen, was ein Mann wie Beza für die zu seiner Zeit richtige Aussprache und zum Theil auch Schreibweise des Französischen hielt. Die Romanisten sind also Herrn Prof. A. Tobler in Berlin dafür zu Dank verpflichtet, dass er, wie aus der Vorrede hervorgeht, diese neue Ausgabe besorgt hat. Dass Beza's Ansichten über die Aussprache seiner Zeit nicht auch für das Altfranzösische maasgebend sind, eine Bemerkung, die der Herausgeber gegen Génin* richtet, darin wird ihm wohl jeder deutsche Sprachforscher beistimmen; wenn derselbe aber auch einzelne Ansichten Beza's selbst als irrig für seine Zeit ansicht, so glaubt Ref. doch, dass man wenigstens bei einigen derselben wol unterscheiden muss zwischen dem, was man als sprachgeschichtlich richtig ansehen muss, und dem, was der Gebrauch als richtig sanctionirt hat. So hält im Deutschen Niemand mehr die Aussprache lieben (zweisilbig mit ie als Diphthong) für richtig, ja nicht ein Mal mehr Könik, obgleich beides sprachgeschichtlich die richtige Aussprache wäre und auch dialektisch noch vorkommt. Eine grosse Anzahl von Druckfehlern der Originalausgabe hat der Herausgeber verbessert; andere allerdings etwas zweifelhaftere Stellen, die er zum Theil auch in der Vorrede anführt, hat er jedoch in den Text aufgenommen, so wie sie sich

---

* Wie wenig Beza selbst Génins Ansicht getheilt haben würde, dass das Altfranzösische ziemlich so gesprochen wurde wie das Neufranzösische, geht aus folgenden Worten hervor (S. 63): Literas quiescentes habet Gallica lingua Hebraeorum more, quarum plerasque tamen probabile est olim fuisse pronuntiatas et paulatim usu quodam veluti attritas, ut ex eo liquet quod vix ulla est Galliae provincia cuius dialecto nonnullae literae non sileant quae in aliis efferuntur.

in der ersten Ausgabe finden. Eine wörtliche Ausgabe des alten Textes mit emendirenden Noten wäre vielleicht vorzuziehen gewesen. Jedenfalls ist das Büchlein auch so den Romanisten eine willkommene Gabe.

F. S.

Dr. S. Nagel Französisch-englisches etymologisches Wörterbuch innerhalb des Lateinischen. Für Studierende und Lehrer des Französischen und Englischen an höheren Unterrichtsanstalten. Berlin. S. Calvary & Co. 1869. 378 S. Lexicon f.

Wie aus dem Vorwort und dem Programm der Realschule zu Mühlheim a. d. Ruhr 1864 von demselben Verf. (vgl. Archiv, Band 36, S. 471) hervorgeht, beabsichtigte Dr. Nagel zuerst ein Buch für die Schüler der oberen Classen zu schreiben. Doch wuchs dasselbe so an, dass er selbst darauf verzichtet es in den Händen der Schüler zu sehen, und es jetzt Studierenden und Lehrern der modernen Sprachen bestimmt. Diese werden es hoffentlich mit vieler Freude begrüssen, da es das erste etymologische Werk ist, das vom Lateinischen ausgehend alles zusammenstellt, was aus dieser Sprache in das Französche und Englische herübergenommen oder auch auf dem Gebiete der beiden Sprachen selbständig entwickelt worden ist.

Die Einrichtung des Buches ist durchaus übersichtlich. Auf jeder Seite stehen links die lateinischen Wörter, welche Stämme französisch-englischer sind, in alphabetischer Ordnung und mit grossem Anfangsbuchstaben; unter ihnen mit kleinem Anfangsbuchstaben diejenigen lateinischen Ableitungen, die ebenfalls Wörter in den beiden neuen Sprachen hervorgebracht haben, und zwar je nach dem Grade ihrer Entfernung vom Stammwort mehr oder weniger eingerückt. Rechts stehen die neuen Bildungen, und zwar stets auf denselben Linien wie die entsprechenden lateinischen, und ebenfalls je nach dem Grade der Ableitung eingerückt. Wörter, die keine lateinischen Vorbilder haben, stehen zwischen denen, welchen sie am nächsten kommen. Wo es nöthig schien, ist in kurzen aber klaren Worten die Ableitung, z. B. auffallende Lautveränderungen, erklärt. Französische und englische Wörter sind durch stehende und cursive Schrift unterschieden; mehr als zweisilbige, beiden Sprachen gemeinsame Wörter sind halb stehend, halb cursiv gedruckt. Man hat so mit einem Blick das ganze Schaffen der wortbildenden Kräfte der beiden Sprachen vor sich, in so fern sie aus dem Lateinischen hervorgehen und ihre Erzeugnisse auch für die neuere Zeit noch Geltung haben.

Eine eingehende Würdigung eines Buches, das so reiches Material liefert, kann nur nach längerem Gebrauch desselben gegeben werden. Ref. würde sich daher auch mit dieser Anzeige begnügen, wenn nicht der Verf. selbst wünschte durch Bemerkungen von Fachgenossen in den Stand gesetzt zu werden seine Arbeit zu vervollkommnen. Deswegen soll hier einiges besprochen werden, was dem Ref. bei näherer Einsicht in das Buch aufgefallen. Möge der Verf. es so auffassen wie es gemeint ist, als ein Scherflein zu möglichster Vollkommenheit einer zweiten Auflage, die wir ihm von Herzen wünschen.

Die lateinischen Wörter sind so geordnet, dass Ableitungen unter den Wörtern aufgezählt sind, die zunächst* als ihre Stämme erscheinen. So

* Wir sagen „zunächst", da der Verf. auf Stämme oder Wurzeln, wie sie linguistische Studien ergeben, keine Rücksicht nimmt, und mit Recht, da hier noch vieles zu unsicher ist, um in seinem Buche verwerthbar zu sein.

finden sich z. B. conus, seditio unter ire. Um nun das Auffinden der französichen und englischen Wörter denen zu erleichtern, welche sich wenig mit Etymologie befasst haben, findet sich zu Ende des Buches ein Verzeichniss solcher Wörter, deren Abstammung nicht klar auf der Hand liegt. So ist darin z. B. bei comte auf ire verwiesen. Dieses Verzeichniss müsste wol aber reichhaltiger und gleichmässiger durchgeführt sein. Man findet z. B. in demselben sédilion und sedition nicht, wol aber das gewiss leichter abzuleitende impôt; abolir ist nicht gegeben, wol aber bei abolish auf alere verwiesen: examen ist nicht aufgeführt, während es doch im Text selbst für nöthig gehalten wird unter agere die Ableitung dieses Wortes durch „(= exagimen)" zu erklären.

Um ferner einen vollständig genügenden Blick in die wortbildenden Kräfte der beiden Sprachen thun zu können, müsste das Buch auch die vorhandenen Wörter möglichst vollständig aufzählen, mit Ausnahme etwa der vielen neuen wissenschaftlichen Kunstausdrücke, die man wie im Deutschen als Fremdwörter betrachten kann. Nun sind die vorhandenen Wörter aber weder vollständig gegeben, noch scheint ein bestimmter Grundsatz für die Auswahl der gegebenen vorhanden zu sein. Ref. hat hier namentlich den französischen Theil näher geprüft. Fuchs gibt in seinem Buch: „Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältniss zum Lateinischen" S. 168 f. bekanntlich die Ableitungen von juniperus, caballus, carta, und selbst diese noch nicht einmal so vollständig, wie sie neuere Wörterbücher enthalten. Von diesen von Fuchs schon vor zwanzig Jahren zusammengestellten Ableitungen fehlen z. B. von carta zehn. abgesehen von Wörtern wie chartographe etc., die als Fremdlinge angesehen werden können; von diesen finden sich cartonnage, cartonnier, chartrier sogar im Wörterbuch der Académie, ausserdem auch noch cartulaire. Aehnlich verhält es sich mit juniperus und caballus. Warum sind ferner Ableitungen wie cartonnage, cartonnerie, cartonneur nicht gegeben, da doch Wörter mit denselben Ableitungssilben wie éclairage, raisonneur, étourderie aufgeführt werden? Als fehlend namentlich aufgefallen sind dem Ref. noch folgende Wörter: adulation (Académie), das nur als englisch aufgeführt wird — wol ein Druckfehler; baser; oblongus, oblong da doch barlong gegeben ist; abbas nebst Ableitungen; planchette nebst dem als entlehnt zu bezeichnenden Blankscheit; marmotte nebst dem entlehnten Murmelthier (oder hält der Verf. germanischen Ursprung für wahrscheinlich?): perca, während doch alausa gegeben wird; destin und die dazu gehörigen Ableitungen fehlen gänzlich. Ungleichmässig ist ferner auch die Vorsilbe pré behandelt, wo z. B. ausgelassen sind préambule etc., préalable, préconçu, préchantre und précenteur, dagegen aufgenommen prédominant, prééminent und das englische precentor. Warum sind diese Wörter nicht gegeben, deren Bildung durchaus nicht selbstverständlich ist, während Wörter mit dem Präfix in, unserem un, sehr zahlreich aufgeführt werden, also Bildungen, in deren Schöpfung der Franzose ziemlich eben so frei ist, wie wir mit unserer Vorsilbe un? Dieselbe ungleichmässige Behandlung findet sich auch bei griechisch-lateinischen Wörtern; so fehlen beispielsweise académie, bible mit ihren Ableitungen, dagegen sind asylum, pygmaeus gegeben, obgleich sie doch nicht häufiger im Gebrauch sind als jene, und nur durch je eine Form vertreten sind, während jene zwei und mehr hervorgebracht haben.

Dass der Verf. bei zweifelhafter Abstammung sich für die ihm wahrscheinlichste entscheidet, z. B. bei brise, caillou (man könnte auch aller, ouvrir anführen) ist gewiss nur zu billigen, eben so, dass er der Raumersparniss wegen, nicht auf andere mögliche Herleitungen hinweist. Wünschenswerth dürfte es aber sein, dass solche nicht allgemein anerkannte Etymologien etwa durch ein ? oder * gekennzeichnet würden. Hier sei auch bemerkt, dass bei den beiden errer von errare und iterare von

einem auf das andere hingewiesen werden sollte, weil sie im Sprachbewusstsein mit einander verschmolzen sind.

Andere romanische Sprachen, namentlich das Altfranzösische, sind überall da herbeigezogen, wo sie die Enstehung der jetzigen Formen erklären; z. B. bei chirurgia das pr. surgia, afr. surgien wegen des engl. surgeon. Hier ist vielleicht manches überflüssig, und durch Wegfall desselben könnte Raum gewonnen werden. So ist bei homo die Bemerkung „afr. hom, om, acc. home“ wol entbehrlich.

Die englischen Wörter, welche aus lateinischen Stämmen mit germanischen Ableitungssilben gebildet sind, hat der Verf. ausgeschlossen, wahrscheinlich um das Buch nicht zu umfangreich zu machen. Ref. vermisst sie ungern.

Eine recht angenehme Zugabe ist es, dass diejenigen deutschen Wörter, welche als Uebersetzung der lateinischen oder französisch-englischen aufgegeführt werden, die aber selbst einer dieser Sprachen entsprungen sind und als bei uns eingebürgert betrachtet werden können, durch gesperrten Druck hervorgehoben werden; es betrifft dies sowohl die Fremdwörter im engeren Sinn, z. B Notar, wie auch die sog. Lehnwörter z. B. dauern. Zu diesen sind unter den Zusätzen und Berichtigungen S. 378 noch einige hinzugefügt; doch müssten auch einige im Buch selbst schon vorkommende Wörter durch den Druck als entlehnt hervorgehoben werden, z. B. Aberraute nach J. Grimm, Gruft von crypta, wenigstens nach Wackernagel, Gletscher u. a.

Dies sind die Bemerkungen, die wir uns dem Verf. nach erster, oberflächlicher Durchsicht vorzulegen erlauben; manches ist ihm vielleicht wol bewusst, und verhinderten ihn nur praktische Rücksichten, namentlich die Furcht sein treffliches Buch zu sehr anschwellen zu sehen, so zu verfahren, wie es hier gewünscht wird.

Auch die Ausstattung empfiehlt das Buch. Das Papier ist gut, der Druck zwar nicht sehr gross, aber durchaus deutlich, so dass er auch empfindliche Augen nicht angreifen wird. Druckfehler sind dem Verf. nur höchst wenige aufgestossen, was um so mehr anzuerkennen ist, als bei der Verschiedenheit der Druckart, durch die auch Verschiedenes abgesondert werden soll, die Correctur eine sehr mühsame gewesen sein muss.

F. S.

———

Miscellen.

Proben aus einer vorbereiteten Uebertragung von Henry W. Longfellow's sämmtlichen Werken, von Ed. Nickles.

I.

Aus dem Epos „Miles Standish's Brautwerbung.“
(Schluss zu Band XLIV, Seite 466.)

Inzwischen hatte sich John Alden, welcher in der letzten Nacht vor dem frühen Abmarsche Miles Standish's mehrmals vom Lager hatte aufspringen wollen, um denselben zuvor noch zu versöhnen, einige Stunden später an's Meeresufer begeben, um mit der ‚Maiblume‘ in die Heimat zurückzukehren, war aber, mit einem Fuss schon in dem Boote stehend, an seinem Verzweiflungsentschluss irre geworden, als er unter den Zuschauern plötzlich Priscilla gewahrte, welche, wie es in

Gesang V,

die Abfahrt der Maiblume,

heisst:

Theilnahmlos für das Treiben umher bei dem wartenden Volk stand.
Ihn nur blickte sie an, als ahnete seinen Entschluss sie; 85
Aber der Blick war so bang, so vorwurfsvoll und so flehend,
Dass vor dem Plan sein Herz mit plötzlichem Schauder zurückfuhr
Wie vor der Felskluft Rand, wo noch ein Schritt mehr in das Grab stürzt. —
Menschliches Herz und menschliches Sein, du Wunder der Wunder:
Drehen für dich doch oft sich in einer bedeutenden Stunde, 90
Wie auf den Angeln die Thür, die demantenen Pforten der Zukunft! —
„Ja, nun bleib' ich!“ — so rief er und schaute, des innigsten Danks voll,
Auf zu dem Herrn, der die Schatten des Wahns von den Blicken ihm wegnahm —
Schatten, von denen umhüllt, er blind in den sicheren Tod ging. — —
„Schimmerndes Wölklein dort an dem blauenden Himmel, du winkst mir, 95
Gleich einer lockenden Hand, in die wogende Weite des Weltmeers.
Aber ich weiss eine Hand, die, weniger Nebel- und Dunstbild,
Bangend zurück mich zieht und flehend die meinige festhält:
Schwinde denn immer dahin, du wolkige Hand, in den Luftraum!
Balle dich nur zur Faust: dein Warnen und Zürnen und Drohen 100
Kümmert mich nicht, noch schreckt mich das Bild nachstürzenden Unheils!

Heiliger ist kein Land und reiner ist nirgends der Himmel,
Als, wo die Liebliche athmet, die Luft, wo sie wandelt, der Boden.
Ja, hier bleib' ich für sie, und helfend und tragend und schützend
Will ich sie unsichtbar, doch allgegenwärtig umschweben: 105
Und wie zuerst mein Fuss auf den Fels hier trat bei der Landung,
So auch tret' er zuletzt, will's Gott, einst d'rauf bei der Heimfahrt!" —

Und als nun nach Monden und Tagen die Nachricht in der Ansiedlung anlangt, der Hauptmann sei mit den Seinen im Kampf gegen die Wilden gefallen, da reichen sich die treu Liebenden — Alden und Priscilla — die Hand zum Lebensbund, einem Bund, dem am Schluss von

Gesang VIII

das Spinnrad,

die schöne Stelle gewidmet ist:

Wie zwei Bächlein klar, die, weit von einander entsprungen,
Wann beim Sturz von den Felsen herab sie von fern sich erblickten, 95
Erst sich fliehen im Lauf, dann näher und näher sich kommen,
Bis sie zuletzt am traulichen Platz sich im Walde vereinen:
Also mieden sich auch in strenge gesondertem Laufe,
Als sie einander erblickt, wie Bäche die Leben der Beiden,
Kamen sich dann auf dem felsigen Weg stets näher und näher, 100
Bis sie sich fanden zuletzt und eins in dem anderen aufging.

So folgt demgemäss in

Gesang IX

der Hochzeitstag —

ein Gesang, den wir, zum Theil auch wegen der darin enthaltenen versöhnenden Ueberraschung, unverkürzt hier folgen lassen.

Aus dem Gewölk hervor, dem Gezelt von Scharlach und Purpur,
Trat in lichtem Gewand, wie der Priester der Priester,* die Sonne,
„Heilig ist Gott!" in leuchtender Schrift auf der Stirne geschrieben,
Rings an dem Saume des Kleids die Granaten und goldenen Glöcklein.
Segnend erschien sie der Welt, und im Rücken die dampfenden Stralen 5
Waren das Gitter von Erz, und zu Füssen das Meer war das Waschfass.

---

* Das ebenso prachtvolle wie eigenartige Bild vergleicht die hinter dem Vorhang der Wolken hervortretende Sonne — welche dem Engländer wie dem Hebräer ein Männliches ist — mit dem aus dem Allerheiligsten der Stiftshütte herausschreitenden Hohenpriester. Einzelheiten, welche sich in demselben auf die Einrichtung der Stiftshütte beziehen (2. Mos. XXIV.), sind: die Zeltteppiche, ein Theil der Bedeckung des Heiligthums, aus gewirktem weissen Byssus, mit Blaupurpur-, Rothpurpur-, Karmesinwolle künstlich durchwebt zu Cherubbildern (2. Mos. XXVI, 1); der Prachtvorhang, welcher die beiden Theile des Zeltes, das Heiligste und das Allerheiligste, von einander schied (2. Mos. XXVI., 31); das eherne Gitter, welches um den Brandopferaltar in dem die Stiftshütte umgebenden Vorhof herumlief (2. Mos. XXVI., 4); und das Handfass, ein kupfernes, zwischen dem Brandopferaltar und dem Eingang ins Heiligste stehendes Waschbecken (2. Mos. XXX., 18). Besonderheiten, welche in der Vergleichung die Kleider des Hohenpriesters betreffen (2. Mos. XXVIII.). sind: das goldene Stirnblatt an der Kopfbinde, mit der Inschrift „Heiligthum Jehova's" (2. Mos. XXVIII., 36); und das purpurblaue Oberkleid, dessen unterer Saum mit baumwollenen Granatäpfeln und goldenen Glöckchen behängt war.

Das war der Hochzeitstag, der das Paar zum Hause des Herrn rief.
Voll von Volk war der Raum, und der Aelteste sammt den Behörden
Hatten die Feier beehrt, und sie harrten mit ihren Geschenken:
Die mit dem weltlichen Spruch, und der mit dem himmlischen Segen. 10
Schlicht und kurz war das Fest, wie von Ruth und Boas* die Heirath.
Fromm wiederholte das Paar die geordneten Formeln der Trauung
Nach puritanischem Brauch und der löblichen Sitte von Holland:
Vor den Behörden das Eine zum Gatten erwählend das Andre.
Brünstig erflehte sodann vom Himmel der Aelteste Gnade 15
Ueber den Herd und das Haus, die heut in Liebe gegründet,
Leben erwähnend und Tod und dem Höchsten empfehlend das Eh'paar.

Sieh, da erschien wie ein Geist, nach beendetem heiligen Trauamt,
Völlig in Eisen gehüllt, eine finst're Gestalt an der Schwelle.
Warum entsetzt sich des Bräutigams Herz bei der fremden Erscheinung? 20
Warum erbleichet die Braut und birgt ihr Gesicht an des Freunds Brust?
Ist es ein Schemen der Luft, ein leeres, gespenstisches Trugbild?
Ist es ein Schatten des Grabs, der kam, um die Feier zu hindern?
Lang schon war's wie ein steinerner Gast an der Thüre gestanden,
Während zuweilen ein Blick aus dem nachtumdüsterten Auge 25
Leuchtend verrieth, dass ein Herz voll Wärme darunter versteckt war,
Wie durch Regengewölk, das trüb am Himmel dahin treibt,
Oft sich ein sonniger Stral aus zerreissenden Schichten hervorstiehlt.
Einmal hatte die Hand es erhoben, die Lippen geöffnet —
Und sie geschlossen darauf, einem eisernen Willen gehorsam. 30
Doch wie das heilige Amt mit Gebet und Segen vorbei war,
Schritt's ins Zimmer hinein — und inmitten der staunenden Menge
Steht, wie er leibt und lebt, Miles Standish, der würdige Hauptmann!
Herzlich ergriff er des Bräutigams Hand und sagte: „Vergib mir!
Lange genug hab' ich Aerger gehegt und Verdruss im Gemüthe; 35
Herzlos war ich und rauh: Gottlob, nun ist Alles vorüber!
Wahrlich, der Standishe Blut, auch mir rollt's heiss in den Adern;
Doch wenn ich Unrecht that – nie reute mich je das Bekenntniss.
Standish war nimmer zu Alden ein besserer Freund, als er jetzt ist!" —
John antwortete drauf: „Lass Alles uns heute vergessen — 40
Eins nur nicht: uns theuerer stets als Freunde zu werden!"
Vor trat Standish sodann und verneigte sich gegen Priscilla,
Ernst und steif nach der Art des Gutsherrnadels in England:
Etwas von Lager und Hof, von Land und Stadt in der Haltung.
Als den Gemahl er belobt und ihr Segen gewünscht in den Ehstand, 45
Sprach er in scherzendem Ton: „Ja, richtig behauptet das Sprichwort:
‚Diene dir selbst, dann bist du bedient!' und ein anderes lautet
Ebenso richtig: ‚In Kent pflückt Niemand Kirschen an Weihnacht!'"

Gross war das Staunen des Volks, doch grösser der stürmische Jubel,
Wieder zu seh'n das gebräunte Gesicht des erstandenen Hauptmanns, 50
Welchen für todt sie beklagt, und sie sammelten drängend sich um ihn.
Gänzlich vergessend des Paars, nur Aug' und Ohr für den Gast noch,
Fragten, erwiederten, lachten sie jetzt in dem buntesten Wirrwarr,

* Die Erwähnung der Heirath des Stammvaters David's, des Boas mit Ruth (vergl. das gleichnamige Büchlein der heiligen Schrift), sowie später des Bundes des Erzvaters Isaak mit Rebekka (vergl. 1. Mos. XXIV.) ist ein überaus glücklicher Griff unseres Dichters: der ganze Zauber der schlichten Einfalt, der lieblichen Kindlichkeit, des harmlosen Glückes jener beiden — echt idyllischen — Erzählungen trägt sich dadurch in die unsrige über.

Bis der gefeierte Held, fast wirbelnden Kopfes, herausbrach:
Dreimal lieber im Sturm auf ein Lager der Kupfergesichter 55
Als auf ein Hochzeitsfest, zu dem kein Mensch ihn geladen!

John war indess mit der stralenden Braut zu dem Thore geschritten,
Welches in Strömen den Duft des erquickenden Morgens hereinliess.
Prangend im herbstlichen Glanz, doch öd und traurig im Sonnschein,
Lag vor dem Paare das Land, an Entbehrungen reich und an Mühsal: 60
Dort an des Meers übersandetem Strand der Gestorbenen Gräber,
Dort an den Wäldern und Wiesen die kargen Gefilde der Siedler.
Doch es verklärte dem Paare sich hold in den Garten von Eden,
Drinnen der Herr sich erging und im Rauschen des Meeres sich kundgab.

Doch das Gesicht schwand bald in dem lärmenden Treiben der Rückkehr: 65
Freunde verliessen das Haus und mahnten zu baldigem Aufbruch;
Harrte doch heute daheim noch unvollendet das Tagwerk.
Siehe, da leitete John, der besorgliche, sinnige Gatte,
Glücklich und stolz auf sein Weib, zum Erstaunen der jauchzenden Menge,
Aus einem Nachbarstalle den schneeweiss schimmernden Bruchhorn. 70
Handzahm folgte der Stier, einen eisernen Ring in den Nüstern,
Schmuck mit Scharlach gedeckt, auf dem Rücken als Sattel ein Polster.
Nicht einer Bäuerin gleich, in dem Staub und der Hitze des Mittags,
Sollte zu Fusse sie geh'n: nein, reiten im Glanz einer Fürstin!
Etwas erschrocken zuerst, doch bald von den Andern beruhigt, 75
Fest an dem Polster die Hand und den Fuss in der Rechten des Gatten,
Schwang Priscilla sich leicht und mit lachendem Mund auf den Zelter.
„Prangte dir jetzt“ — sprach Alden im Scherz — „noch der Rocken am Sattel:
Wahrlich es fehlte dir Nichts zu der lieblichen Königin Bertha!* —“

Vorwärts ging es im Zug nach des Ehherrn neuer Behausung: 80
Glücklich im Stillen das Paar, und mit lautem Geplauder die Freunde.
Leis auf rauschte der Bach, als im Wald sie die Furt überschritten,
Froh des Bilds, das über ihn zog: ihm war es, als schwebte
Ueber sein blauendes Nass in den Lüften ein freundliches Traumbild.
Sonniges Licht floss stralend herab durch's goldene Blattwerk, 85
Ueber das Reblaub hin, das purpurroth am Gezweig spann
Und in der Fichten erquicklichen Hauch den gewürzigen Duft goss,
Stark und süss, wie der Trauben Geruch in dem Thale von Eschkol.**
Hold war das Bild: es erinnerte traut an der seligen Urzeit
Harmlos ländliches Glück und an Isaak's Bund mit Rebekka; — 90
Alt, und neu doch immer, und schlicht, doch immer erhaben:
Liebe, die niemals stirbt, so viele der Liebenden starben.
Also bewegte sich froh zum Haus in dem Walde der Festzug.

---

* Anspielung auf einen früheren Scherz; gemeint ist jene „Bertha die Spinnerin“, der Sage, welcher Simrock unter diesem Titel ein eigenes Büchlein (Frankfurt a. M., 1853) gewidmet hat.

** Eschkol (d. i. Traubenkamm, Traube): das Thal, in welchem die von Moses ausgesandten Kundschafter bei'm Einzug in das gelobte Land die grossen Trauben fanden, nahe bei Chebron. Vrgl. 4. Mos. XIII., 24 u. 25.

II.

Aus der „König Olaf's-Sage."
(Schluss aus Band XLIV., Seite 463.)

Die verbündeten Fürsten warteten nur Olaf's Heimkehr von dem schon früher erwähnten Zug behufs der Wiedererwerbung der in Wendland gelegenen Güter seiner Gemahlin Thyri ab, um ihn gemeinsam anzugreifen, wozu ihnen Jarl Sigwald, welcher Olaf über die Absichten seiner Feinde getäuscht hatte und ihnen denselben verrätherisch in die Hände lieferte, die gewünschte Gelegenheit bot. Der Ort, wo der Dreimächtebund ihm auflauerte, war die oben gleichfalls schon erwähnte Insel Swald. Heldenmüthig liess sich Olaf mit weniger Mannschaft, da der grössere Theil seiner Flotte zerstreut war, in den ungleichen Kampf ein (1000). Als er sich aber trotz verzweifelter Gegenwehr in der unvermeidlichen Gefahr sah, seinen Feinden als Gefangener in die Hände zu fallen, stürzte er sich zugleich mit seinem Marschall Kolbjörn in die Meeresflut, wo er höchst wahrscheinlich umkam, obwohl das Volk sich noch lange mit dem Glauben trug, es sei ihm gelungen, sich zu retten, und er habe sich, nach einer unternommenen Pilgerfahrt, in ein Kloster zurückgezogen. Wir stellen hierher noch eine Episode aus der für König Olaf so verhängnissvollen Schlacht bei Swald (Swolderö), wie sie beschrieben ist in

Gesang XX,
Einar Thamberskelfer,

Der jugendliche Held der Ueberschrift ist einer der Kämpen Olaf's auf dessen Schiff, das Ziel seiner Pfeile aber Jarl Erich, wie schon oben bemerkt, (natürlicher) Sohn des auf der Flucht vor Olaf ermordeten Jarl Hakon und Schwiegersohn König Swend's mit dem Gabelbart.

Einar Thamberskelfer lehnte
An dem Mittelmast:
Sein Gewaff, das wohlbesehnte,
Schwirrte sonder Rast:
Jeder seiner Pfeile zuckte
Stracks nach Erich's Bild,
Der gewandt sich niederduckte
Hinter Bord und Schild.

Eins der Rohre traf des Recken
Gold'nen Helmesknauf;
Doch der muntert ohne Schrecken
Seinen Skalden auf:
„Singe mir voll Rachefeuer
Hakon's Todtensang!" —
Rief's, als schon ein Pfeil, ein neuer,
Ihm vom Panzer sprang.

Jetzt zu einem seiner Finnen
Spricht der Jarl das Wort:
„Schaff den Schützen mir von hinnen
An dem Maste dort!"
Und das Wort war kaum gesprochen,
Als der Pfeil entfuhr —
Einar's Bogen war zerbrochen;
Doch der lachte nur.

„Horch, was war das?" — rief der König —
„Fuhr ein Kiel zu Riff?
Scholl mir's doch so eigentönig,
Gleich als bärst' ein Schiff!"
Einar aber sprach: „Ich deute
Mir's auf unser Land —
Norweg ist es, Olaf; heute
Bricht's in deiner Hand!"

„Bist du mir kein bess'rer Seher" —
Gab der Fürst zurück —
„Dann verhilft vielleicht mir eher
Deine Kunst zu Glück!"
Sprach's, und seinen schönsten Bogen
Bot er Einar dann,
Dem das Blut in leichten Wogen
Aus dem Stulpen rann.

Aber wie der junge Schütze
Prüfend biegt das Holz,
Schleudert er's als wenig nütze
Fort zusammt dem Bolz.
Glühend schiesst das Blut, das warme,
Ihm zu Angesicht:
„König, einem Heldenarme
Taugt die Waffe nicht!"

Ruft's und springt mit rascher Wende
  In die tiefe Flut;
Dann erklettert er behende
  Erich's Schiff voll Muth.

Und dort stund der blonde Krieger,
  Blank im Stahlgewand,
Wie Sanct Michael als Sieger
  Ob dem Drachen stand.

Den Ausgang der Entscheidungsschlacht schildert

Gesang XXI,

König Olaf's Todestrunk.

Schon hatte die grässliche Schlacht
Gewütet bis fast in die Nacht;
Doch immer noch kämpfte mit Macht
  Der Jarl, unersättlich im Mord:
Es rann von der Fallenden Heer
In Strömen das Blut in das Meer,
Und starrend von Pfeil und von Speer
  War rings auf den Schiffen der Bord.

Schon reissen sich Wand gegen Wand
Die Schiffe mit eiserner Hand,
Und über den niedrigen Rand
  Springt lustig der Enterer Fuss.
Die Kämpen, wie zogen zum Strauss
So freudig mit Olaf sie aus —
Nun kehren sie nimmer nach Haus,
  Zu hören den heimischen Gruss!

Zwar hielt noch, die Faust an dem Griff
Des Schwertes, der König sein Schiff,
So wild ihn der Hagel umpfiff
  Der Würfe von nah und von fern.
Und mitten im heissesten Drang
Trat Kolbjörn in muthigem Gang
Zur Seite des Fürsten und schwang
  Den Schild ob dem Haupt seines Herrn.

Da dringt auf des Schiffes Verdeck,
Das morsch schon geschossen und leck,
Jarl Erich, der Norweger Schreck,
  Vor Zorne die Lippen so bleich,
Und kappt mit dem Beile den Mast —
Der stürzt mit der hänfenen Last,
Wie, schimmernd vom schneeigen Glast,
  Die Fichte sich beuget dem Streich.

Er sucht nur des Königes Bild,
Der, stets noch gedeckt von dem Schild,
In's Enge gehetzt wie ein Wild,
  Des Wüthenden schon sich versah.
„Gedenk' an Jarl Hakon!" — so schreit
Sein Sohn und sein Rächer im Streit:
Da steh'n — ist sein Auge gefeit? —
  Zwei Olaf-Gestalten ihm nah.

Rasch flüsterte Kolbjörn zuvor
Dem König ein Wort in das Ohr,
Das sich in Gelispel verlor —
  Noch staunte der Jarl wie im Traum.

Da blitzten in dämmrigem Duft
Zwei Schilde von Gold in der Luft,
Und deckte die flutende Gruft
  Zwei Scharlachgewänder mit Schaum.

Dann fischten, von Blute noch roth,
Den einen der Schilde mit Noth
Die Mannen des Jarl in ihr Boot
  Und jubelten: „Olaf ertrank!" —
Indess, wie im Schutz einer Fee,
Umspielt von dem wogigen Schnee,
Der andere fern in der See
  Achtlos mit dem König versank.

Dem Volk war der Glaube genug,
Es habe der Fürst sich im Flug,
Als nieder der Strudel ihn trug,
  Entkleidet der wuchtigen Wehr;
Doch wurden die Jüngeren alt,
Und Olaf, die Heldengestalt,
Die einst ihm gebot mit Gewalt,
  Erblickte der Norden nicht mehr.

In würdiger Abrundung des Ganzen kehrt nun der Schluss der Dichtung zum Anfang derselben zurück. Es vernimmt nämlich in

Gesang XXII
die Nonne von Nidaros,

Astrid, zweifelsohne die Mutter des Helden des Epos, ebenfalls in erhaben dichterischer Auffassung, die Antwort auf jene Forderung Thor's, deren Gegenstand die Frage, ob Kreuz oder Handschuh, gewesen, in folgenden durch die Nachtluft klingenden Worten:

„Dein trotziger Aufruf
Zum mächtigen Zweikampf —
Ihm wurde die Antwort;
Ihm wurde die Antwort,
Doch mit dem Gewaff nicht,
Das kühn deine Hand schwang!

Das Kreuz für den Handschuh,
Und Liebe für Todhass,
Und Friede für Kriegsschrei!
Wer wartet und ausharrt,
Beherrschet mit Allmacht
Die Völker des Erdballs.

Wie Sommers ein Giessbach
Im trocknenden Felsbett
Bei heiterem Luftblau
Urplötzlich emporschwillt,
Weil fern an dem Quellort
Ein mächtiger Guss fiel:

So wächst in der Ohnmacht
Dem Herzen die Kraft oft,
Und staunend bemerkst du
Den Wechsel und weisst nicht,
Dass fern in den Urquell
Vom Himmel die Flut sank.

Das Schwert, das der Geist schwingt,
Ist stärker als Stahlhieb;
Die Leuchte der Wahrheit
Ist schneller als Pfeilflug;
Allliebende Demut
Ist grösser als Zornthat!

Du bist nur ein Trugbild,
Ein Schatten des Seedunsts,
Ein Schemen der Nachtluft,
Gehalt- und gestaltlos:
Es dämmert das Taglicht,
So rinnst du in Nichts hin!

Nicht fern ist die Dämm'rung,
Und sternlos die Nacht nicht,
Die Liebe vergeht nie!
Und Gott — er ist Gott noch,
Sein Glaube verbleibt uns,
Und ewig ist Christus!"

Karlsruhe. Eduard Nickles.

Im X. Jahrgang der Germania p. 102 citirt A. Lütolf einen Schaffhausener Kinderreim (aus „Unoth, Zeitschrift für Geschichte und Alterthum", von Joh. Meyer, Schaffhausen 1863, S. 51), der Reste eines alten in der Schweiz eingebürgerten Volksglaubens enthält, wonach Mailand der Ort des Hexensabbaths ist:

„Wen min Vater gu Meiland fârt,
chocht mi mueter nudle,
oben und unten bölle (Zwiebeln) drâ,
de mitte lôtsis strudle."

Ist dies Mailand nicht einfach eine Erinnerung an das alte Maifest? Wir haben es, scheint uns, mit einer verwischten Erinnerung an eine dem Blocksberg oder anderen Göttersitzen analoge Oertlichkeit zu thun, der dann Mailand = Ort des Maifestes substituirt wurde. Spuren eines Wuotandienstes dürften doch in der Stadt Mailand selbst kaum nachweisbar sein. Auch ist die Bergspitze den localen Traditionen gemeinsam. Jedenfalls verdient, wie Herr Lütolf richtig bemerkt, dies Mailand der Schweizersagen, zu dem er mehrfache Beläge noch sonst anführt, Aufmerksamkeit.

Dr. H. Bieling.

Mundartliche Proben von heute.

I. Schwäbisch-altwirtembergisch.

Schwäbische Neujahrspredigt,

zur Beherzigung für Hoch und Nieder, für Jung und Alt.*

Also schon wieder a Jährle rum, meine Lieben! So vergoht oins ums ander, und wir äls gmach au mit. —

Sind heuer au nemme all' do, die fernd noh mitg'sunge hent — wer woisst wer über's Johr noh singt?! — Und vielleicht stoht statt meiner au a Anderer do obe. Nu a Gott's-Name! ich förcht mer vor der Einkehr in de Kalt-Herberg net, noh darf ich doch ausg'ruehe! denn ich han anfange lang g'nueg leer Stroh drosche, und will gern de Flegel eme Andere in d'Hand ge, der kan noh au seahn, was er aus euch rausdrischt; denn es nutzt und battet Aelles nex, was ich sing und sag. 'S'ist älleweil Wasser in a Sieb g'schüttet! — Mei Zunge ist doch oft wie zwoschneidig's Schwerdt, aber 'sisch grad als wenn mer mit eme Säbel in's Wasser haut! —

Was hent ihr heut Nacht wieder für a Kugelfuhr g'hett? Dees ischt a Lärm und a G'johl uud a Durchenander gwe! und blitzt und kracht hot's dass mer g'moint hat der Jüngsttag komm, statt dem Neujohr.

Prosit's Neujohr!!! Piff! Paff! Puff! Juh! Juh! Juh! Ju! hu! hu! hu! hu! hu! So ischt's bei euch wieder zum Alte naus und in's Neu nein gange! Jo 'sEcho, dees ihr mit äller G'walt aus em Schlof gerisse hent, hot noh im Zorn au mittobt und donnert.

Ei! und Oiner hat g'wiss em Neujohr en Patsch ge, dass ihm etlich Finger wegg'floge sind — der Nachtwächter hot heute Morge oin dervon g'funde und dem Balbierer brocht. Der hot mir's beim Rasire glei brühwarm verzählt. Er g'hört derzue Oim der bis uf da Februar spiele muess — der ist jetzt heut Nacht guet zuekomme. Mer kann wohl sage, er häb vierhundert Gulde g'wonne mit dem Schuss. Aber s'Exerziere ist ihm oineweg net verspart, denn jetzt muess de Link die Griff lerne, die de Recht nemme äll mache kan. Z. B. 'sKartlespiel goht jetzt glei nemme so g'schickt, und mit dem Schreibe ist's au so ne Sach — no 's mag leicht sein, kan er sein Name mit der Linke bald so guet schreibe als wie mit der Rechte, denn mehr hot en vorher au net lese könne. Und wege dem Löffel und

---

* Schwäb. Beobachter v. 1845.

Schoppeglas ist mer's gar net bang um ihn, denn er ist in dem Stück mit boid Händ nie links g'we, und d'Haue und d'Schauffel hot er älleweil lieber z'wische d'Füess als in d'Händ gnomme. Er hot amol g'wiss g'sait 's Trinke sey 's best' G'schäft — 's gang älleweil bergab. Jetzt ist ihm sein gottloser Wunsch erfüllt! denn „Gott strof mi!" ist alleweil 's ander Wort bei ihm g'we. Jetzt hot er's. Und vom Schultes kriegt er au noh a paar Frevel ang'rechnet, ohne d'Balbierers Koste. Aber so gohts wemmer net g'horcht. Ich hanns net umesunst vor acht Täg uf der Kanzel g'sait, und schon viel Johr her äll Johr g'sait: lent 's Schiesse bleibe! und der Schütz bot's au noh ausg'schellt; aber noi! g'schosse hot's müesse sey.

Dass ihr so a Freud am Schiesse hent! — ich glaub wenn mer eme manche d'Wahl liess zwische der Bibel und eme G'wehr, d'Bibel blieb liege — ja, ih woiss g'wiss, und wenn er au koine uffem Brittle dahoim stehn hätt'; ausser wenn a paar schwere silberne Schliesse an dem Buech wäret, noh thät ihm vielleicht d'Wahl weh, b'sonders wenn dui Versueching grad kurz vor der Kirbe käm.

Ihr machet's akrad wie de Wilde, dene au a Mooss Schnapps oder a G'wehr das se zahle müsse, lieber ist als a ganz Duzzend Bible die se g'schenkt han könntet.

So a Freud am Schiesse! und doch so an Daule vorem Soldateleba?! — Wenn so a Bürschle d'Rothhausstiege zum Spiele nuf goht, da pockelt ihm's Herz, dass er sein oigene Tritt net hört, und wenn er noh so viel Nägel in de Schueh stecka hätt, do hoisst's noh akkrad als wie beim Profete Jeremias: „Wie ist mir so herzlich wehe! Mein Herz pochet mir im Leibe, und habe keine Ruhe. Denn meine Seele höret den Posaunenschall und eine Feldschlacht." —

Jetzt wenn er's noh mit sammt seim Schutzbrief gege's Verspiele in der Tasche doch verspielt, noh wurd Angscht versäuft und verjohlt — z. B. mit:

> Wohlauf Kameraden! aufs Pferd, auf's Pferd!
> In's Feld in die Freiheit gezogen,
> Im Felde da ist der Mann noch was werth,
> Da wird ihm das Herz noch gewogen;
> Da zteht kein Anderer für ihn ein etc.

Jetzt, wenn noh des wirklich der Fall ist, dass er koin Einsteher zahle kan, noh goht's mit schwerem Kopf und Herza zum Regiment. Do hoisst's aber noh glei: „Koph in d'Höh! Brust raus! Bauch nein!" und do wurd er noh noch und noch g'schält, gerbt und g'färbt, dass er von weitem schon glitzt und blitzt als wie'ne Spiegel, so dass ihn oft de oige Mueter fascht nemme kennt, denn statt dem zwilchene Kittel und de oierdottgele Hose kriegt er d'Kornblueme Montur, roth und blo, wie de Ackerschnalle und d'Rittersporn, d'Ordning wurd sein Spieluhr, noch dera muess er sich im Stehen und Gehe richta. Der Schuelsack wurd ihm ausbessert, 'sGedächtnuss g'stärkt: kurz, er wurd putzt und polirt wie'ne G'wehr, der Rost wurd ihm usse und ihne rabthun.

Dehoimt versoomt oft so a Bürschle de nöthigste Arbet, und hockt ins Wirthshaus oder lauft seim Schatz nooch, und lasst die alten Eltern sorge und worge, aber jetzt parirt er 24 Stunde lang, Tag und Nacht uf der Wacht, wo's ihm dieweil treffe kan, dass er mittle in der Nacht bey Sturm und Wetter zwoy g'schlagene Stund uffem Poste stehe muess, und wenns ihn friert, vorem Schilderhäusle hin und her goeht wie d'Unrueh ane're Kirchenuhr. Do fallt ihm aber's „Wohlauf Kamerade" net ein, noi, do denkt er vielleicht mit Zähnklappen an „Steh ich in finstrer Mitternacht so einsam auf der fernen Wacht, so denk ich an mein fernes Lieb" u. s. w.

Oder wenn er bey der Hitz z'nächst am Wirthshaus schildert, dass er d'Sonn oder d'Adler mit dem Bankenet rah'steche könnt, so muess er der-

für stehe bleibe und, wenn er de Sonnenstich kriegt und vor Durst net „abglöst“ sage kann.

Ja, do werdet die ungattige Stämmle boge und zoge. Was Vatter und Muetter, der Schulmeister, Pfarrer und Schultes all mitenander in zwanzig Johr net an ihn nan brocht hent, dess geschiecht beym Regiment in a paar Monat.

Wenn i nu für de andere Knorre und Storre au di Mittel wisst, z. B. für des sündig Gspiel, über des ihr werli hättet scho zur B'sinning komme könne; denn erstens: bey dene vier Zehner sollt euch einfalle, dass dees d'Schwobejubeljohrszahl isch, besonders für die, die s'vierzigst Johr aufm Buckel hänt, denn ihr Verstand isst heuer zum erstemol de Liechtbrote.

Zweitens: bey dene vier König könntet ihr noh denke wie viel ihre dene schon gesteuret und g'frohnt hent.

Drittens: bey dene Dame und Buebe solltent euch eure Weiber und Kinder einfalle, die dehoimt sitzet und oft nex z'beisset und nex z'naget hent. Wenn se oft noch dean Wein hättet den eure Ermel vom verthrielte Tisch anschlucket, und dean ihr übers Brusttuch nahtriehlet.

Viertens: könntet ihr beim Anblick von dene vier Säu au dean Schade berechne, den se euch schon thun hent, jo, währle meh als de wilde die euch vor Zeite eure Aecker umg'wüehlt hent. Do sott mer d'Landjäger derzue ufstelle, dass sie euch die wegschiesse thätet, denn die papierene verstöret euren Hausfriede, und unterwühlet z'letzt 's ganze Hauswese. — Und wie viel Fluech und Scheltwörter leset ihr aus dem Lumpepapeier raus?! Denn es ist von Lumpe und macht zu Lumpe! — Vom Geld verspiele will ih net amol ebbes sage, denn dees kan hie und do wieder amol oiner g'winne, und mehnstens wurd ja bey euch mit Kreide oder Schläg zahlt. Aber Zeit verlieret älle gleichviel darbey, und dui ist nemme zum g'winne, mer kan se net kaufe, net erbe und net bettle, furt ist se!

Dees ist a Kreuz, dass ich älleweil soviel ufz'romet han bey euch, ehe ich an mein Text komme kan! und der hoisst heut:

„Was ihr wollet das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen!“

Geltet, dees ist a kurz Wünschle für so a Kirchle voll Leut? wo jeder gern ebbes b'sonders hätt' und au net wenig; aber wenn ihs ausleg wie's g'moint ist, noh wurd's denk ih oineweg für älle lange, so vielleicht kriegt mancher meh als ihm lieb ist, aber net meh als recht, denn bey mir hoisst's: „Thue recht und scheue niemand.“

Dees Sprüchle kommt mer akrad für, als wie Somekorn vomme nützliche G'wächs. Ih will z. B. a Oichele nemma, dees kennet ihr älle, jung und alt, weil's au glei der best Soome zue dem Fleisch ist, dees heut dahoim in euerem Sauerkraut schwitzt. Schon um desswille sottet ihr de Wald meh schone, jo, die Schunke und Würst, die ihr im Rauch hange hent, sottet stärkere Warningszoicha für euch seyn, als dia Strohwisch, die der Jäger in seim Wald rumhenkt. Euer Kamin sott a Sprachrohr für euch seyn, dees euch in Wald noochschreit: schonet da Wald! Wenn mer euch im Wald schalte und walte liess, do wär am Ende a Schleebusch 'sgrösst Laubholz, dees no z'finde wär, und in a paar Jährle könnt 'sganz Land singa: „Nun ruhen alle Wälder!“ Was a mal oiner von meine Amtsbrüder hot am Grab vomme Holzdieb singe lasse: „Zum Wald, zum Wald steht nur mein Sinn!“ dees ist manchem von euch sei Morgen- und Obedlied. Ja, au von eure Mädle hot ällbott oine so grüene Gedanke! So frog i letzt in der Christelehr s'Haase-Hannes Hanne: „Was ist dein bester Schatz?“ Jetzt was han ih höre muesse?! — „Der Jägerbursch von Sankt Johann.“ — Do hot's wärle g'hoisse: „wessen das Herz voll ist, davon läuft der Mund über.“

Mir gohts 'sHerz au uf und 'sMaul über, wenn ih an Wald denk, aber

in meiner Herzkammer hangt koi Beil, koi Säge, koi Büchs und koi Haseschlauf. Noi, heut, also mitte im Winter, stoht a tausedjährige Oiche in äll ihrer Pracht wie im Sommer drin, grad wie dui Ulma z'Hirsche im Kloster, wer's scho g'seah hot, dia ihr Krone zum Dach naus streckt.

Und do sieh ih so in meine Gedanke äll dean Nutze, der aus so emme Bom rauswachst und freu mi drüber, wie eure Kinder vor acht Täg über ihre Christbäumle. Wie herrlich stoht so e Bom do unterem Himmelszelt? Jo, wenn er grad wo stoht, wo d'Sonne a mol hinterem uf oder untergoht, sieht er do net aus wie der Waldkönig, dem d' Sonne sein Königsmantel mit Gold durchwirkt und d'Strahlekrone uf sei hoch's Haupt setzt? Und wie lang prang er in seiner Herrlichkeit? wie viel tausedmol sächt ihm d'Nacht: „guete Tag!" und der Tag: „guete Nacht!" wie viel hundertmol zieget d'Johrszeite an ihm rum? Der Früehling bringt em äll Johr a neu's Prachtkloid und sproitet en schöne Fuessteppich um ihn, mit Himmelfahrtsblüemle und Maieglöckle und älle mögliche Gräsle und Kräutle neigwobe. Der Sommer glüeht, sprüeht und donnert um ihn, der Herbst mit seine Weinwäge knallt und schallt lustig an ihm vorbei und lässt ihn von seim Rothe versueche. Der Winter orgelt ihm's Schloflied und deckt ihn mit dem wullene Teppich zue, bis ihn der Früehling mit seim Sängerchor wieder ufweckt.

Und was verlebt so a Bom sonst no älles?! Wie oft hot er d'Bet- und Grabglock scho läute höre und loider au d'Sturmglock heute! Wie viel hent scho unterem gscherzt und g'herzt und g'sunge und g'sprunge, von dene jetzt schon d'Ur-Ur-Urenkel von dene Maiglöckle und Himmelsfahrtsblüemle aus seinem Teppich zopfet? Wie viel lustige Vögele hot er scho pfeife höre? und loider au Diebspfeife! — Wie viel Büchse hent scho um ihn kracht von Kriegs- und Jagdvolk? und wie viel Jäger- und Baurefläech hot er schon höre müesse, dass er sich drüber verschüttelt hot!

Und wenn no endlich 's Stündle zu seim Fall au schlägt und 'sgoht an d'Erbschaftstheilung, was könnet er do net älles hoimschloife! Ich will euch noh 's Nächst Best dervon raussueche, als z. B. Hacblöck, Mahl-, Back- und Brunnetrög, Keltereböm, Mosttrotte, Mühlräder, Kirchethüre, wo ihr gern raus, Wirthshausthüre, wo ihr gern neiganget, Feueroimer, aber koine Brandstiller, sondern Brandstifter (Fässer moin ih), Wegzeiger und Ruehbänk für Lebige und Todte, und was woiss ih äls no meh!

Und wie viel Samekörner trägt so a Bom, so lang er stoht? und in jedem steckt a Oiche! Jetzt denket a mol, wie viele Oiche aus oim Oichele werde könnet, und erst aus eine Morge Oichewald? — wenn ih's ausrechne sott — de Verstand stoht mer still.

Des wär a Rechenexempel für de Schuelmoister, do thät aber d'Schuelstub mit Tafel, Thüre, Tisch und Bänk net lange zu dem Oimoloins. Noi, er thät d'Stiege au noh nahkreidle, und wenn ihm d'Kreide ausging, noh ging er zum Nachber Traubewirth nüber und thät dem sein zweizüngige Zechkreide darzue verthlene und d'Weinprob am Wirthstisch über's Exempel mache, wenn ihm Notabene sein Weib koin Strich durch d'Rechning macht.

Ih sag noh no so viel, dass wenn mer wött, so könnt mer de ganz Welt mit Oiche anpflanze, wenn's Klima überall derzue wär, älles aus oim Oichele! — — —

Was ist do dergege a Perle, aus der mer so a Wese macht. Nex! gar Nex! Ih muess lache, wenn ih an dees Sprichwort denk: „werfet eure Perlen nicht vor die Säue." — Ih glaub's wohl, insofern hat des Sprichwort scho recht, denn es thät koin Spatz satt, viel weniger a Sau fett dervon were, und wenn mers scheffelweis in Trog schütte thät.

Und wenn mer so a Unschätzbare auf de Bode falle lässt und tritt aus Versehe a bisle druf, het d'Herrlichkeit z'mol a End, wie beim a Schoppeglas, wo oims Bucke au derbei verspart ist, wenn's nah fällt.

Do lob ih mir mein Oichele! des ist a anders Korn. Wenn z. B. a

rechtschaffener Jäger wo a oinzechts liege sieht, des vielleicht z'oberst vom Bom ragfalle ist, so macht er a Grüble, legt's nein, scharrt's zue, stampft mit em Fuess druf und wünscht ihm in Gedanke guet Gedeihe, und des geit no so en seegereiche Bom!

Und was ist denn so a Perle, wenn mer's recht beim Liecht b'sieht? — weiter nex als a Tropfe verglast's Schneckebluet. Do ist mer a Galläpfel no lieber, do kan mer doch Dinte draus mache und sein ehrliche Name mit schreibe. Aber so goht's no mit viel Sache in der Welt. O Bisam und Bloveigele! was geit's doch für g'spässige Leut?

Do kenn ih andere, kostbarere Perle, die aber net zur Hoffahrt dienet, sondern d'Menscheliebe aus em Schmerzemeer oder Freudebach holt und legt's in kristallene Schäle (in dene sich, so klein se sind, wenn se sich öffnet, Himmel und Erde spieglet) und lässt's sanft draus runter tröpfle wie Mairege, dass oim z'Mueth wurd, wie wenn a Regeboge am Himmel stoht. Des sind Perle! die hanget an de Backe wie Thautropfe uf weisse oder rothe Rose, und machet a schö's G'sicht no viel schöner! Mitleids- und Freudethräne moin ih.

Dees ist der wahre Seelehimmelsthau, von dem besonders mei Sprüchle gedeiht, und von dem ih no han sage wolle, dass unsäglich viel meh Guets aus dem sprosst und wachst, als aus dem Oichele. Wenn ih so alt würd, wie de ältest Oiche und thät älle Sonntig und Feiertig, und de ag'schaffte au derzue, Vor- und Nochmittags dervon predige, so würd ih doch net fertig, so könnt ih doch net älles sage, wie viel Nutze und Seege in deam Sprüchle steckt.

Und dees kan no derzu in der ganze Welt fortkomme, im warme und kalte, im truckene und nasse, kurz in alle Klima, zu Wasser und zu Land! Ih will euch geh a biale ebbes dervon vorbleile, no konnet ihr's dehoim in Gedanke nochfahre.

Also: „was ihr wollet, dass euch die Leute thun sollen.“ Ih will mit dem Wolfelste anfange, was mehr sich wünsche und dem Andere gä kan — mit dem Gruess. — Was ist a Gruess? a Gruess ist koin Muess und koin Buess — 'sist a Heilwunsch, wo mer em Andere mit sächt: „ih will dir wohl!“ an ächter Gruess ist was der Blüeschtgruch an eure Rebe und Obstböm. Es geit au Zierpflanze, von dene s'Blüescht au guet riecht, aber koi Frucht geit (wenigstens koi gniessbare), wie d'Zierenkeböm, und no geits au, dees gar net riecht und nex trächt, wie d'Schneeballeböm. Und so goht's mit gar viele Grüess.

Der Kuchegruess aber ist oiner der schätzbarste unter älle, den kan mer mit dem Pomeranzebom vergleiche, an dem Buescht und Frucht z'mol hangt, weil Wort und That Hand in Hand ganget. Er ist so z'saget der Mustergruess, das fasslichste und vollständige und doch einfache Lehrbuech der Grüess. Ist aber loider fascht so rar als d'Pomeranzeböm, die bei uns äll' in der Fehlhalde standet.

Aber au selber beim Kuchegruess kan mer oft sage, es sey a Wurst noch ere Speckseite g'schmisse! —

Man kan's Grüesse au mit ere Münz vergleiche, dui überall gäng und gäb ist, und wo Jeder, der Arm wie der Reich, vom Schöpfer scho bei der Geburt da herrlichste Prägstock und Metall im Ueberfluss derzue, nebst unbeschränkter Münzfreiheit uf Lebeszeit zum G'schenk kriegt hot, älles ächt und g'recht. Aber wia goht mer mit um? wie viel falsch Geld wurd mit prägt von hoch und nieder? — mer macht a leibhaftige Lugemühle draus!

Wie viel sind heut Neujohrsgrüess im Umlauf in Stadt und Land? fascht so viel als Schneeflocke dia wirklich drusse durchenander stöberet. Aber grad so, wie die Silberling zue Wasser werdet, so goht's mit dem grösste Theil von dene Grüess im Feuer der Prüefing.

(Hier folgt nun eine Musterkarte von Grüssen und darauf folgender Schluss des Ganzen:)

Aber ih sieh scho, ihr theant koi guet meh und wöllet mir lieber recht lasse, was ih heut scho a mol g'sait han, dass ihr lieber zur Kirch naus als nein ganget.

S'st zwor wohr, mei Predigt ist freile a bisle z'lang ausg'falle. Z'erscht han i euch d'Levite glese, und wie ih an mein Text komme bin und hane auslege wölle, bin ih, wie mer sächt, mit der Kirch um's Dorf komme. S'ist mer mit gange, wie oim, der uf en Ort zuegoth, wo aber der Weg bald grad, bald krum, bald rum, bald num und berguf und bergah goht. Manchmol sieht mer s'Ort und no z'mol wieder nemme, und do wurd oim oft Zeit so lang, dass mer moint, mer verlebts gar net, dass mer derzue na kommt. Und dass euch so goht, dees merke an aurem G'huest und Gschlurf.

Ih moin aber, an so emme Tag därf mer scho ebbes übrigs thue, und ihr hent so doch derzue sitze därfe und net im Schnee stehe, wie's dieweil bei Leichepredigt der Fall ist, wo a mol bei oim von meine College d'Loidträger um's Grab rum nag'frore sind, dass se hent müesse d'Füess aus de nag'frorne Schueh herausziehge und in de Strümpf hoimspringe, denn der hot dui G'wohnheit g'het, seine Predige uf endlos Papier z'schreibet.

Ih mach's kurz bei de Leichepredige, dees müesst ihr selber sage; denn do lass ih 'soffe Grab und die Todeköpf, die drum rum lieget für mih predige. I denk, wem dees koin Ermahning git, dean nutzt a ehlenlange Red au net viel, und da Todte verklage und richte, des stoht mer gar net zue, denn dia kennet sich jo au nemme verantworte. (Wohl gesprochen!) Drum hoisst's: „Lasst die Todten ruhen.“ —

Am Grab soll die Liebe walte, en fromme Spruch bete und d'Thür in de Stille schliesse. Und jetzt zue meim Predigschluss, dass net der Kirchethüreschluss heut au no an mih kommt. Also in Summa Summarum: Wenn mein heuriger Neujohrswunsch für euch in Erfülling gehe soll, so müesset ihr z'erschte der Oigeliebe de Spiegel z'ämmeschlage, der Habsucht d'Nägel b'schneide, em Neid s'Schiele vertreibe, der Verläumding de Giftzahn rausziehge und d'Unz'friedeheit uf de Kirchhof spaziehre führe: Prosit s'Neujohr! Amen!

A. Birlinger.

II. Alemannisch.

Der Wilchingerhandel.

Episode aus der Geschichte Wilchingens in den Jahren 1718—1729.

Dramatischer Versuch in drei Acten. Von Halevy.

Ort der Handlung: Wilchingen.

Personen:

Der Landvogt von Neukirch.
Dessen Weibel.
Erster Rathsherr.
Zweiter Rathsherr.
Hauptmann Schramm, ehem. österr. Offizier.
Hauptmann Siegerist, Kommandant der Executionstruppen.
Vogt Gisel.
Hans Meyer.
Adam Rüger.
Schreiber.
Erster Bürger.
Zweiter Bürger.
Elsbeth Meyer, Tochter von Hans Meyer.
Stubenurschel.
Stubenwirthin.
Gerichtsmannen.
Soldaten, Executionsmannschaft.
Volk, beiderlei Geschlechts.
Ein Ausrufer.

Erster Akt.

Erste Scene.

(Stubenwirthin und Stubenurschel vor ihrer Hausthüre. Letztere mit untersetzten Armen neugierig auf und abwärts schauend.)

Stubenwirthin:

Wa luegist so s'Dorf uf und ab --
s'chunt doch näne kann schöne Chnab —
Du wartist g'wüss uf grossi Herre —
Die nu bi der Urschle wend icbehre.

Stubenurschel:

Da würd jo di nüd a-gu —
Wa für Gäst thönd zu-mer chu —
Wenns de Herre bi dir thät g'felle —
Wurid sie nid zu mir nu welle —

Stubenwirthin:

I mag di dumm G'schwäz gar nit g'höre —
Du thust jo alli Manne bethöre —
Si gönd nu zu-dr zum Zitvertrieb —
Du bist halt e liederli Wib —
De Tüfel würd di woll no hole —
Du häst-is üsi Gäst absg'stohle —
Mir e lah hend s'Recht zum Wirthe do —
s'cha nid en jedere Lump no cho. —

Stubenurschel:

Los Lisi, i wett au stille si —
Ihr händ jo so en schlechte Wi —
Dass de Rossbuebe thuet drab gruse —
Verschwiege de Herre vu Schaffhuse.
Wart nu, i wills im Landvogt säge.
We du de Lüte chast abe fege. —

(Der Landvogt und sein Weibel erscheinen zu Pferde und steigen bei der Stubenurschel ab. — Dieselbe dem Landvogt vom Pferde helfend und ihn bekomplimentirend fährt fort unter der Hausthüre, dass es die Stubenwirthin noch hören kann:)

Der Herr Landvogt wird so gütig si
Und e Gläsli trinke vum beste Wi,
Derzu mach i derno gueti Strübli
Und im Schlag obe holi jungi Tübli.

(Landvogt, Weibel und Stubenurschel gehen ins Haus hinein.)

Stubenwirthin (zu den Leuten):

Send-er iez, wes ali wil got,
Die do hät Gäst früeh und spot
Und wenn mir nüt lösed us Wi und Spise,
So chönned mer au der D'mand nid zise.

(Geht ab.)

Zweite Scene.

Hans Meyer:

Wa wot denn de Landvogt i üsem Dorf?

Ein Bürger:

Der Stubenurschle wend si e Taväre schenke
Und de Landvogt wot-si selber use henke.

Hans Meyer:

Da würd er wol no blibe lu;
So Sache chöned bi üs nid gu,
D'mand hät e la s'Recht zu-nere Taväre
Und das Recht cha-nis niemerd wehre.

Adam Rüger:

Sind doch au nid so dumm, ihr Lüt,
Mir wüssed jo vu der Sach no nüt,
De Vogt do söll-is Uskunft gi,
Er ist ja gester d'Schaffhuse g'si.

Vogt Gisel:

Ich ha gester früi müese vor Roth
Und ich glaube, d'Stubenurschle chunt z'spot,
Die Herre hent si wieder abstelle lu,
De Landvogt ist allweg nid wege dem chu.

(Unterdessen hat der Landvogt das Fenster geöffnet und spricht zu den Leuten.)

Landvogt:

Wege wa da-ni do abe chu bi,
Mini gnädige Herre hämmer de Uftrag gi,
A da Hus here e Taväre z'henke,
Da d'Urschle cha ihren Wi usschenke.

Mehrer'e Stimmen:

Da lömmer nid g'scheh!

Landvogt:

Im Name vu mine gnädige Herre . . .

Adam Rüger:

(hebt einen Stein auf und zielt gegen den Landvogt.)

Söll sie de Landvogt zum Tüfel scheere.

(Landvogt wirft das Fenster zu, und entflieht mit dem Weibel.)

Dritte Scene.

(Gerichtssitzung. Viele Bürger als Zuschauer.)

Vogt Hans Gisel:

Ihr Gerichtsmanne und ihr Bürger all,
Mer rothet do über en wichtige Fall,
Mini gnädige Herre hemmer büte lu
Und gester hani müesse uf Schaffhuse gu,
Do hät de Junker Ludwig Kron
De gnädige Herre en Vorschlag thon
I Wilchinge müe-me no e Taväre ha,
s'Ort sei gross und s' d'Mandhus e la.
Es sei e Frau schu binim gsi,
Er wüssi, si hei en verdammt guete Wi;
Er möcht dene Herre rothe derzue,

Der gute Frau de Wille z'thue!
Derno froget mi der Burgermeister a
Wa ich chönnt gege die Sach ha —
Ich säge druf: Mine gnädige Herre
Wö'll üse Herrgott e lang Lebe bischeere,
Ich will grad mit der Sproch usrucke,
De Vorschlag thät üsi d'Mand unterdrucke;
Die anzig Inahm a baar Geld
Ist die, wo-nis vum d'Mandhus fellt;
De Stubechnecht brucht 80 Som Wi,
Vum Som mue-ner-is 30 Chrüzer gi,
Da macht 40 Guldi Geld im Johr,
Do cha-me-nis doch nüt dervor;
Denn gönd-er der Urschle s'Taväre Recht,
So wurd dur da üse d'Mandhus schlecht.
Wo wettid-mer au sus s'Geld her-ni?
d'Rütene mö-mer de arme Lüte gi,
Ufs Holz verchaufe chönnet-mer au nid schaue,
Da brucht me zum Füre und Süställ baue.
Druf hät me gsat, i söll usse gu
Und wie-ni wieder ie bi chu,
So hät de Burgermeister g'sat:
Mer händ iez bschlosse im chline Rath,
Me well die Sach ganz falle lu,
Ihr chöned iez wieder hamed gu.
Jez sieh-ni, me hät mi zum Narre gha,
Mi, en ehrsame Burema.
Und Ihr, warum sind all so still,
Und kan will säge, wa-n-er will?

Hans Meyer:

Woll frili, Vogt, säg ich mi Sach,
Da Ding got nu so ganz alls d'mach,
Mit-der Urschle und ihrer Taväre,
S'würd nid ase gar lang währe,
Die gnädige Herre d'Schaffhuse inne,
Die chöned sie mira hindersinne
Bis da-mer ene folge wend,
Und Taväre usse henke lönd.
Es wohnt en grossè Herr i mim Hus,
De kennt alli Herre Länder us,
Vu dem ha-ni öpmis g'hört lüte
Und ich will-i säge, was-s'thut bedüte:
Me got mit-is om, we mit libagene Chnechte,
Mir sind mit alle Freiheite und Rechte
Vum Graf vu Sulz a Schaffhuse chu
Und d'Stadt mue-nis diesi Rechte lu.

Ein Gerichtsmann:

So säg is denn, wiè die Sach ist,
Lieber vermide alle Zwist;
Im Strit mit der strenge Obrigkeit
Ist manche schu ufs Hinder g'heit.

Hans Meyer:

Mer wend de rede lu, wos kennt
Und s'Ding bim rechte Name nennt,

De Hauptma Schramm ist vor der Thüre,
Söll-i-n nid grad do here führe?

Mehrere Stimmen:

Woll, uf der Stell!

Vogt:

So söll-er chu!

Hauptmann Schramm:

(halb militärisch gekleidet und mit vornehmem Wesen tritt auf)

Ihr Männer des Gerichts und Bürgersleute!
Ihr wollt wohl wissen, wie die Sachen stehn.
Ich weiss nur wenig noch von eurem Handel,
Doch das weiss ich, dass man euch Unrecht thut.
Die Herrn von Sulz, das waren güt'ge Herren
Und habens mit dem Volk nie bös gemeint,
Dies wird euch eine Klausel klar beweisen,
Die in dem Kaufcontrakt enthalten ist.
Die Klausel lautet so: Die Stadt Schaffhausen
Ist Herrin dieses Orts, doch mit dem Vorbehalt,
Dass an den Briefen und Gerechtigkeiten
Nichts darf geändert werden ohne
Des Kaisers und des Reichs Genehmigung.
Noch habt ihr euer volles Recht in Händen,
Der Stadt Schaffhausen habt ihr nie geschworen.
Wenn euch die gnädigen Herren zwingen wollen,
So wird der Kaiser euch zum Recht verhelfen.

(Tritt ab.)

Vogt:

Er händ iez g'hört, wa-ner g'sproche het.
E Schand wärs, wemme-ne nogi thät.
s'Recht ist klar uf üserer Site.
Da cha-nis gwüss ka Mensch abstrite.
Und wenn's-is d'Schaffhuse wend ploge und schinde
So thömmer no bim Kaiser Schutz finde.

Alle:

Der Kaiser lebe hoch! hoch! hoch!

Zweiter Akt.

Erste Scene.

(Adam Rüger und Elsbeth Meyer, Hans Meyers Tochter. Letztere sitzt in ihrer Stube und spinnt. Rüger tritt herein.)

Elsbeth:

s'ist guet, dat chunst, we hani blanget,
We ist mi Herz am Marter g'hanget!
Wast du no nid, wa g'gange-nist,
We-me wot bruche Gwalt und List.
Min Vater ist uf de Schramm versesse,
Het ganz an-im de Narre g'fresse.
Wenn nu dä Kerli wär ussem Hus,
Er ploget mi, es ist en Grus.

Rüger:

Ja, wa söll denn da alls bidüte?
Me sieht di jo nie meh unter de Lüte.
Und wett au ussiehst! me kennt di blos.
Jetz säg mer doch, wa ist denn los?

Elsbeth:

He, merkst du nid, wa denn söt si?
Mi Vater wot mi im Hauptma gi
Zur Frau. Und ich söt säge: jo!
Jez wast wes stoht — wa frogist no?

Rüger:

De Hauptma ist en fine Ma,
Es lached-en alli Meitli a.
E so-ne Herzli ist gär gli g'fange,
Wenn so-ne Hand derno thut lange.
Du würsch halt au we die andre ha,
Und lieber welle en riche Ma,
Dat nid alliwil ploget bist
Mit Gülle träge und mit Mist.

Elsbeth:

O, Odem, du söttst mi doch kenne.
Uf-der Welt cha-nis nüt me trenne.
I mim Herz hät kan andre Platz.
Du bist und blibst min liebe Schatz.

Rüger:

I glaub-der, Chind, und blieb d'r treu
Und schu im nächste Monat Mey
Do mue e lustig Hochsed si,
Kann Hauptma cha-mer di meh ni.

Elsbeth:

Jez öpmis mue der au no säge,
Ich chas nid länger bi-mer träge,
Lo di nid i die Gschichte ie,
Denn s'Unglück chunt, me wasst nid wie.
Und da no wot-mer gar nid g'felle,
Da-me de Schramm obe-na wot stelle.
I b'hauptes grad zu dieser Stund:
De Ma ist halt e chlechte Hund,

Rüger:

Los, Elsbeth, da sind b'sundri Sache,
Do lo du mi elage mache.
I müsst jo kan rechte Wilchinger si,
Wenn-ni nid wet z'vorderst si.

(Man hört Trommeln in der Ferne.)

Los, wa söt da Tromme bidüte?
I mue g'schwind zu mine Lüte!
Leb wohl iez, Schatz und blib mer treu;
Denk-dra, dass im Maye s'Hochsed sei.

(Küsst sie und geht ab. Elsbeth mit dem Spinnrad ebenfalls).

Zweite Scene.

(Leute strömen herbei. Ein Trommler geht auf und ab und ruft aus:)

Es ist üse gnädige Herre Bifehl,
Da Alt und Jung söll uf der Stell,
Wenn sie nid wellid Strof usstuh,
Zur Huldigung zum d'Mandhus chu!

(Unterdessen sind zwei Abgeordnete des kleinen Raths, der Landvogt und sein Weibel hereingeritten und nehmen auf der Tribüne Platz.)

Erster Rathsherr:

Ihr G'richtsmanne und ihr Burgerslüt!
Worum da-me eu iez zäme büt,
Da will-i mit churze Worte säge,
Und hoffe-ner werdit-mers nit no-träge.
I letzter Zit ist-me mit euem Ort
Gar nümme z'fride. Es gönd so Wort
Vu Mund zu Mund, die dem Regiment
Vu der Stadt Schaffhuse nid g'falle wend.
S'ist en böse Geist ini g'fahre,
Vor dem si d'Oberkeit mue wahre.
Er müend nid glaube, me sei blind,
Mer wüssed wohl, woran mer sind.
Mer führed e väterlich Regiment,
Er chöned, wenn er z'chlage hend,
Ganz unscheniret zu-nis chu,
Wer Recht hät, würd-me au Recht lu.
Doch glaubet nid, da d'Herrschaft schloft,
De Widerspenstig wird bistroft.
Mer wend iez wüsse, wer thut ahange
Der Oberkeit und thüend verlange,
Dass uf der Stell zu dieser Stund
Chli und Gross zur Huldigung chunt.

Zweiter Rathsherr: (die Huldigungsformel vorlesend)

Kund und zu wissen sei insgemein,
Dass meine gnäd'gen Herren von Schaffhausen
In ihrem kleinen Rath beschlossen haben,
Dass ihre Unterthanen im Ort Wilchingen
Den Eid der Treue schwören sollen.
Nicht länger hören will man diese Stimmen
Des Aufruhrs und des offnen Widerspruchs.
Es wird sich jezo bald genug beweisen,
Wer treu hält zur rechtmässigen Oberkeit,
Und wer verblend'ten Sinns nichts wissen will
Von unserer väterlichen Huld und Gnad.
Nun will die Eidesformel ich verlesen,
So höret denn und sprecht getreulich nach,
Wir schwören unsrer strengen Oberkeit,
Dem klein und grossen Rath der Stadt Schaffhausen,
Treu und Gehorsam ohn' Gefährde,
Wozu uns möge Gott der Herr verhelfen.

(Einige Stimmen sprechen halblaut nach.)

Vogt:

We-mer iezed thätid huldige,
So wur-is d'Nochwelt no beschuldige.

Hans Meyer:

Mer wäred doch kani Esel si
Und üsi Freiheit so vergi!

Mehrere:

Mer thönds halt nid!

Erster Rathsherr:

Wenn d'Sach e so stoht, wemmer gu,
Mer chöntid do no s'Lebe lu.
Wemmer nid chöned meh usrichte,
Göm-mers grad im Roth gu brichte.

Vogt:

Mer zahlet der Stadt Abgobe und Stüre,
Mer wend-i i allem de Wille vollführe,
Wem-me-nis d'Rechte respektirt,
We si i de Briefe sind garantirt.

Zweiter Rathsherr:

Vogt, ihr redet we nen Rebell!
Wenn-er iez nid uf der Stell
Eui Lüt wend huldige lu,
So luegid für-i, wes würd gu!

Ein Bürger:

Und wenn-er is nid lönd in Ruh,
So schlömmer mit de Bengle zu!

Mehrere:

Druf los! Druf los!

(Sie dringen auf die Rathsherren ein. Diese schwingen sich auf die bereit gehaltenen Pferde und sprengen zum Dorf hinaus.)

Dritte Scene.

(Ein Bürger kommt athemlos gelaufen und spricht:)

Ihr Manne, s'ist en Unglück gscheh,
De Hauptma Schramm lebt nümme meh;
Bim Pfarrhus obe lit er todt,
E fröhlich Urständ geb'-ihm Gott.

Hans Meyer:

So säg-is doch, wa isch denn g'gange?

Der Bürger:

So will-i denn vu vorn afange:
S'ist iez allweg no ka Stund
(In Chilchhofrebe trägi Grund),
G'hör-i bis Pfarrers Nussbom obe
En lute Strit, en Lärm und Tobe.
Uf a-mol g'hör- en Chnall und Schrei,
Ich springe gu luege, wa do sei.
Do lit de Hauptma Schramm am Bode,
Mustodt und cha ka Glid me rode.
Dernebed chneulet en junge Ma,
De hät en Brief in Hände g'ha.

De junge Ma ha-ni nid recht kennt,
I bi nu gschwind do abe g'rennt.

Adam Rüger:

(die Flinte in der Hand tritt herein; er hebt einen Brief hoch empor und spricht:)

I ha dem Kerli schu lang nid trauet.
So gohts, wem-me nu ufs Uesseri schauet.
Wer het au glaubt, da de nobel Herr
En schlechte Hund undVerröther war?
Ich stande dobe vor-mir Thüre,
Do chunt de Hauptma Schramm nebed füre
Und fangt mi grad so z'föpplea,
Er well iez recht bald Hochsed ha,
Er wär-mer de Name nid müesse nenne,
Ich wär jo s'Hanse Elsbeth kenne.
Er chöm aber nümme uf Wilchinge abe,
Er fürch-si vor dene grobe Chnabe.
Er hei iez, wa ner hei welle ha,
Uf dem Brief stöndid Ma für Ma
Wer de G'horsam gschwore hei
Und wer zur Huldigung nid chu sei.
Er göng iez, da i d'Stadt gu b'richte,
Me wür die Schuldige schu richte.
We de so frech sin Verroth verzellt,
Do bini grad vum Bode ufg'schnellt
Und hanen welle niederschla,
Er ist aber drus, über Stock und Sta.
Ich springe i d'Stube und hole s'Gschoss,
I rennim no und drucke los,
Und ab ist gsi sin Lebesfade,
De würd i kam vu üs meh schade.

Elsbeth:

(springt daher und fast seine beiden Hände mit verzweiflungsvoller Geberde.)

O Odem! wa hest du au d'macht?
I mim Gmüth ist fistri Nacht,
I wass mer nümme z'helfe meh,
I vergange fast vor Angst und Weh!

Hans Meyer:

Hä, Chind, thue doch iez nid so läz,
Und schwigmer mit dim dumme G'schwäz;
Me müe iez denke wemen rette cha,
Sus ist er en verlorne Ma.
Gang hol an mis best Ross im Stall!
Und do hest öpmis (ihm seinen Geldbeutel gebend) für de Fall,
Wenn d's Brod nit grad verdiene chast,
Dat doch derno no z'lebe wasst.
Iez rit druf los de gschlagne Tag,
So wit da s'Ross nu laufe mag!

(Unterdessen hat man ein Pferd gebracht, und Rüger sprengt davon.)

Vierte Scene.

(Gerichts-Sitzung.)

Vogt:

Er send, die Sach stoht nid ganz guet,
Denn wennis nämer helfe thuet,
So simmer über Nacht arm Lüt,
Die strenge Herre verschoned nüt.
Es ist afange so wit chu,
Dass' iez mue breche oder lu.
Wemmeris wettid uf d'Rechte stütze,
Wurs doch bi de Herre nüt meh nütze.
Mer mönd iez halt uf s'Schlimmst gfasst si
Und wärid is müesse dri ergi.

Hans Meyer:

So Vogt, du wotscht di dri ergi?
Es nimmt mi Wunder! Wo denkst au hi?
Wenn schu de Schramm en Verröther ist
Und is so wit brocht het mit sir List,
So hät er is doch au z'merke gi,
Wo mer mit dem Strit mönd hi.
Zum dütsche Kaiser mömmer gu,
Dört würedmer Recht überchu.

Ein Gerichtsmann:

Ihr Manne, de Hans hät frili Recht,
Wemme nu Botte z'säme brächt.
Es ist halt allweg fürchig wit,
Und Weg und Steg, die kennt me nid.

Hans Meyer:

Wa si mue, würd halt müesse si,
S'würd woll ka ander Mittel g'gi,
Ich will uf agni Chöste gu,
Wenn no e Paar wend mitmer chu.
Mer blibed iez grad bine nand
Und uf Chöste vu der d'Mand
Thömmer füf oder sechs uswehle,
Uf die ni au für gwüss cha zelle.
s'Gricht, da stellt is e Vollmacht us
Und grad morn früh gots furt vu Hus.

Ein Gerichtsmann:

Ich will mit!

Fünf andere:

Ich au!

Vogt:

So hettid mer denn die rechte Lüt.
Gönd nu grad ha und rüstet hüt,
Da morn, sobald da d'Sunn ufstoht,
Die wichtig Reis au vor sich goht.

(Alle gehen ab.)

Fünfte Scene.

(Vogt, die Abgesandten, das Volk.)

Vogt:

Ihr wüssed, um wa sichs handle thut,
Ihr stönd alli i mit Gut und Blut.
Gege Herreübermuth und Trutz
Holed ihr üs s'Kaisers Schutz.
Mer wend i sorge für Wib und Chind,
Bis er alli wieder zruckkehrt sind,
Iez iled, wa ner chönned ile
Und thönd i näne lang verwile.
Und chömmed er nocher Hus nid leer,
Die ganz d'Mand bringt i Dank und Ehr.

Hans Meyer:

Und mir versprećhed der ganze d'Mand,
Druf git der en niedere si Hand,
Da mer nümme ha chu wend,
Wemmer nid Brief und Siegel hend!

(Alle geben dem Vogt die Hand, ordnen sich und gehen ab.)

Mehrere Stimmen:

B'hüeti Gott! mer wünsched i Glück
Und bringed is üsi Rechte z'rück.

Dritter Akt.

Erste Scene.

(Eine Truppe Executionsmannschaft rückt auf. Die üblichen Commando's ertheilt der Hauptmann. Nachher:)

Hauptmann Siegrist:

Do wärid mer i dem Rebellenest,
Aber allweg unagnehmi Gäst.
Mer wäred da Burevolk schu z'winge
I dem widerspenstige Wilchinge.
Er dörfed iez plündre und raube,
Mini gnädige Herre thönds erlaube.
Zaaged iez dem Lumpepack,
Wa Platz hät im e Begginger Sack!

(Jubel unter den Soldaten. Sie dringen in die umliegenden Häuser und bringen allerlei Gegenstände heraus. Die Weiber füllen ihre Säcke damit.)

Ein Bürger:

Nei so cha doch da Ding nid gu.
Lieber Lib und Lebe lu,
Als luege, we mer werdet arm,
Si hused jo! dass Gott erbarm!

Zweiter Bürger:

Mer hettid halt doch besser thu,
Wemme d'Oberkeit het mache lu.
Si träged is jo alles us,
Es blibt ka Möckli Brod im Hus.

Zweite Scene.

Ein Rathsherr:

Er send doch endlich, we d'Sach lit.
Iez wender oder wender nid?
Es wur allweg kam s'Lebe g'schenkt,
Es wurid all mit enand ufg'henkt.
An Soldate hani en guete Hort,
I rede iez en ander Wort.
Wer iez der Stadt nid huldige thut,
De muess halt büesse mit Gut und Blut.

Zweiter Bürger:

Ihr Manne, losed, wa ich will säge.
Wer mönd die Sach recht überlege.
Me nimmt is üse Waar und Hab
Und bringt is a de Bettelstab.
Wenn ich der Oberkeit will huldige,
So cha mi gwüss ka Mensch bischuldige.

Mehrere Stimmen:

De Joggeli, de het ganz Recht.
Und wer nid huldiget, de mands schlecht!

Rathsherr:

Mer lönd no Gnod für Recht ergu,
Wenn er insgesammt wend Abbitt thu.
Doch d'Rädelsführer mömmer ha
Da me ne Bispil dra ni cha.
Do stoht en Hans Meyer obe a,
De hät alliwil s'Mul off g'ha.
Derno ist en Odem Rüger ufg'schribe,
De hät da Ding no ärger triebe,
De hät de Hauptme Schramm verschosse
Und hät uschuldig Blut vergosse.
Die zwä lifereder is zerst us,
Sus jaged mer all vu Hof und Hus.

Vogt:

Gestrenge Herr, da chönned mer nid,
Denn beid sind furt, was nid we wit.
Mer wäred doch nid entgelte müesse,
Wa die zwei hettid sölle büesse.

Rathsherr:

So Vogt, ihr chömmet mir ebe recht!
Mit eu stohts jo ganz bodeschlecht;
Uf dem Rodel sind ir de dritt
Und z'Obed mönder g'schlosse mit.

(Während der Rathsherr dies spricht, drückt sich der Vogt durch die Menge und lässt sich nicht mehr blicken.)

Dritte Scene.

Erster Rathsherr:

S'gman Volk, da siehts doch endlich i,
Dass mit em Widerstand isch verbi.

Mer wend i eui Freiheit lu,
Wenner wend zur Huldigung chu.
Wenneris d'Rädelsführer nennet
Und reuig eui Schuld bikennet.

Erster Bürger:

Mer wend is nümme länger wehre.

Zweiter Bürger:

Und folge üse gnädige Herre.

Mehrere Stimmen:

Si chömmed! Si chömmed!

Andere Stimmen:

Si händ Brief und Siegel!

(Die Wiener Abordnung kommt daher gezogen. Schon von Weitem hebt Hans Meyer die Briefe, an denen grosse Siegel hängen, empor. Ein Mitglied der Deputation ruft, während sie sich der Bühne nähern:)

Jube! üsi Sach ist gunne!
Z'Wien bim dütsche Kaiser unne!

Erster Bürger:

Mer hättid is bald lu bithöre,
Vum huldige wemmer nüt meh g'höre!

Zweiter Bürger:

Z'bifehle hend si's nüt, da ist wohr!
Furt mit dem ganze Junkerekor!

(Das Volk dringt unter Geschrei und Schimpfen auf die Rathsherren ein. Diese fliehen. Die Abgesandten treten auf. Hans Meyer referirt.)

Vierte Scene.

Hans Meyer:

Wa mached er au ihr dumme Lüt?
Me verspricht i alls und halt i nüt.
S'ist mi Seel di höchste Zit,
Da me-ni gueti Nochricht git.
Vu der lange Reis will i nid vil säge,
Mer sind halt greist z'Fuss, z'Schiff und z'Wäge.
Und wo mer i d'Kaiserstadt chu sind,
Verwunderet hämmer is do we d'Chind.
Do ist en Luxus, e Kleiderpracht!
Do fahred d'Schese Tag und Nacht,
S'Wibervolk, da het si putzt,
Die fini Herrli sind ufg'stutzt!
Ues händ si gar für Türke g'halte,
Wege de Hose mit tusig Falte.
Aber erst i der Hofburg inne,
Do sind is gschwune alli Sinne,
Vor e njeder Thüre stoht en Ma,
De glitzt vu Gold und Edelsta,
Im Kaiser ist da si Libwacht,
Die mönd en b'schütze Tag und Nacht.

Vu Gold und Silber strotzt's überall
Und Sammet und Side vu Saal zu Saal.
Mer sind vu Glanz verblendet gsi,
We mer tretet vor de Kaiser hi.
Ganz afach ist er nu aglat;
Er het ganz schwarzi Kleider trat.
Fründli het er is empfange
Und g'froget üse Verlange.
Ich säge: Mer händ Euri Majestät
Om e gnädig G'hör ag'fleht.
Mir sind Bürger vu Wilchinge.
D'Stadt Schaffhuse will is zwinge,
Da mer vun alte Rechte lönd,
Die mer vu Kaiser und Rich her hend.
De Grof vu Sulz, de hät Wilchinge
A d'Stadt verchauft mit dem Bedinge,
Dass alls bin alte Rechte blibt,
Wenns im Kaiser und dem Reich beliebt.
Do spricht de Kaiser, ihr sind entlasse,
Mer wend is mit der Sach bifasse.
Wa Recht ist, da mue au Recht si.
So wohr ich dütsche Kaiser bi.
E paar Tag druf, so chunt is Hus,
Wo mir sind gange i und us,
En Kammerher vum Kaiser g'sendt
Und bringt is disi Dokument.
Drin stoht: Mer hei id d'Wohret g'sat,
Mer seiid Unterthan der Stadt.
Doch gege G'walt und Uebermuth
Stöndid mer i des Reiches Hut.
Wemmer us alte Brief chönid zaage,
Dass im Ort nu z'd'Mandhus e lage
Dörf e Taväre usse thu,
So müessids die Herre blibe lu,
Iez chunt halt Alles uf da a,
Da me die Briefe wise cha.
De Schriber chas am beste bisorge,
Sie liged im Archiv verborge.

Schreiber:

Leider sind si nümme dert,
I ha alls omme nandere kehrt.
Wass nid, worom is nümme find,
I wass doch, wo si glege sind.

Hans Meyer:

Potz Himmel Hergott Dunderwetter!
Du wirst doch wohl nu gspasse Vetter!

Schreiber:

Ietz chunt mer plötzlich öpmis s'Sinn.
De Hauptme Schramm hät dnuelet drinn
I üsem alte Dmand'sarchiv.
Es het kan andere die Brief.
Die hät er de Herre überbrocht,
Es würd nu z'wohr si min Verdocht.

Hans Meyer:

He, so schla doch s'Wetter dri!
Iez wär jo alls vergebe gsi.
Mer stönd wie armi Sünder do
Und wüssed gar nid wie und wo.
Mer möged alls und alls anwende,
So ist doch s'Recht us üse Hände.
Me wots halt sehe schwarz uf wiss,
Sus gilts gar näne als Bewis.
Mer wüssed jo, mer händ d'Schufle voll.
Die Herre d'Schaffhuse merked wohl
Da mer sind in ihrer Gwalt.
Sie wäred nid schone jung und alt.
Die grösste Bure mönd verdlaufe,
Me thut ene ihri Sach verchaufe,
Und Wib und Chind, die werded arm,
Es ist e Noth, dass Gott erbarm!
Mer chöned is uf nüd meh stütze,
Widerstand wur nüd meh nütze.
Am beste isch, mer wend no gi
Und der Oberkeit gehorsam si.
Mer schicked iez an grad in d'Stadt
De d'Sach klar usse nander lat,
Und bittet om en guete Bescheid,
Me sei zur Huldigung bereit.

(Alle treten ab. Die Bühne bleibt eine Zeit lang leer. Soldaten, die zwei Rathsherren, der Landvogt und sein Weibel treten auf. Viel Volk ist versammelt. Hans Meyer und mehrere Bürger werden gefesselt vorbeigeführt.)

Erster Rathsherr:
(auf diese deutend)

Do chöned er e Bispiel ni,
Wemme nid will g'horsam si
Der rechtmässige Oberkeit,
Wie's die heilig Schrift gebeut.
Mer händ bischlosse im chline Roth:
Me well nid richte noch der Thot,
Mer send i eu verirrti Schof
Und er verdienetid frili e Strof.
Thönd er reuig Treu verspreche,
Wemmer is a eu nid räche.
Doch wer thut länger widerstrebe,
De muess büesse mit Lib und Lebe.
Sid da d'Stadt eu hät erworbe
Ist eui d'Mand gwüss nid verdorbe,
Da ist e väterlich Regiment,
Wo mir i de Hände händ.
Und wie nen Vater sini Chind,
Wenn si nid recht folgsam sind
Mit Liebi abstroft und ermahnt,
So macheds mir mit üsem Land.

Zweiter Rathsherr:

Mit euem harte Chopf und Sinn
Stecked ihr iez im Elend drinn,
Säged mer, wa händ er gunne

Bi euem dütsche Kaiser unne?
Ihr sind halt ganz läz brichted gsi.
Zwor ist Schaffhuse über em Rhi,
Wege dem g'hörz amig zur Eidsgnossschaft.
Durch Bundesbrief und Gsetzeskraft.
D'Schwiz ist bald hundert Johr vum Rich
Abtrennt durch Abschid und Verglich.
Halted treu zum Schwizerland;
Gelobets üs üs mit Herz und Hand!

Erster Bürger:

Mer wend si treui Eidgenosse!

Zweiter Bürger:

So seis i der ganze d'Mand beschlosse!

Erster Rathsherr:

So isch recht, iez glaubed mer eu,
Bliebet fest und schwöred Treu
Der Stadt Schaffhuse unbedingt,
Wie's d'Eidesformel mit sich bringt.

(Alle entblössen das Haupt.)

Zweiter Rathsherr:

Wir schwören unsrer strengen Oberkeit,
Dem gross und kleinen Rath der Stadt Schaffhausen
Treu und Gehorsam ohn'n Gefärde,
Wozu uns möge Gott der Herr verhelfen.

(Alle sprechen Wort für Wort nach. Feierliche Stille.)

Erster Rathsherr:

So het di Sach e glücklich End!
Wenn er öppis z'chlage händ,
So säged eui Sach nu g'schwind,
Will mer no versammlet sind.

(Elsbeth Meyer tritt hervor und umfasst die Knie des Rathsherrn.)

Elsbeth:

Iez ist im Ort wieder Fride und Ruh,
Nu i muss luege trurig zu.
Min Vater lit in Chette und Bande,
Min Brütigam irrt in frömde Lande.
Ich bitte om Barmherzigkeit
I mim Jommer und grosse Leid.
Lönd doch eui Herze rühre,
Thönd si wider zu mer führe!
S'ind jo die brävste Manne gsi
Wos im ganze Dorf het gi!

Erster Rathsherr:

Glaub mer, Chind, du durest mi,
Aber da cha doch nid si,
Wat du wotscht vu üs verlange,
Die zwä händ si z'schwer vergange.
Dir z'gfalle will i bim Roth i chu,
Me söllene Lib und Lebe lu.

Zweiter Rathsherr:

Soldate, mehr händ do nüt meh z'mache,
Es hät iez Orning i alle Sache,
Vu nun a lönder d'Bürger in Ruh
Und gönd iez stille der Hamed zu.

(Hauptmann kommandirt. Soldaten marschiren ab. Rathsherren, Landvogt, Weibel und alle handelnden Personen gehen ebenfalls ab, während die Soldaten abmarschiren. Einzig Elsbeth bleibt in betender Stellung auf der Bühne zurück und spricht:)

Elsbeth:

Wenn i bin Mensche ka Hülf cha finde,
Wenn alli mini Hoffnunge schwinde,
So lebst doch du no guete Gott,
Du würst mer helfe us grosser Noth.
Lenk du die chalte strenge Herze,
Erlöse mich vu mine Schmerze.

(Bleibt einen Augenblick in betender Stellung und geht dann ab.)

A. Birlinger.

Das Mümmelchen.

Ein Märchen in allemannischer Mundart. Von A. Schreiber.

Obe[1] uf[2] de Hornesgrinde isch[3] e'See, de mer[4] de Mummelsee heisst, denn vor Ziten hen[5] Mümmele oder Seewible drin g'wuhnt. E' junger Hirt het mengmol in der Näh si Küe un Schof g'hüet, un e Liedli g'sunge. 's isch e sufrer[6] Bue g'si,[7] mit gele,[8] gruse Härle un e me G'sichtle, wie Milch un Bluet. E'mol,[9] gege Obed,[10] do kummt e Jungfrau zu em, ime grüne G'wand, un über de Zöpfe het se en Schleier trage. D' Jungfrau setzt si zuem Hirte, und seit:[11] „s'isch do[12] guet lenze,[13] s' Moos isch weich, un's weiht[14] e' küel Lüftli us de Tanne her."

Der Hirt het nit 's Herz ebbes[15] z'antworte; so e' schüns Frauebild het er si lebti[16] nit g'sehne, un 's wurd em fascht wunderli d' Sinn. Do guckt se en an mit ihre grosse, schwarze Aue,[17] und mit ihrem Mündle, wie Griese[18] so roth, und seit: „Mögscht mer nit e' Liedle singe? do hobe hört mer niks as d' wilde Waldvögel.

Ein Hirt isch's just nit singeri g'si,[19] aber er het do ang'fange:

Es schwimmt e' Rösli, so wiss wie Schnee,
Gar lusti dört uf em schwarze See,
Doch gückelt numme[20] e' Sternle runter,
So duckt's au gli sie Köpfle unter.

Weiter het er nit singe künne; denn 's Mümmele het en ang'schaut mit eme Paar Aue, der Schnee uf de Grinde wär schu[21] im Merze dervun g'schmolze. Wenn mer aber Fir[22] zuem Strau thuet, so brennt's, un mit em Lösche isch's so e' Sach. Kurz un guet, der Hirt verplempert[23] si in's Seewibel, und sie isch au nit von Stahl und Ise[24] g'si.

---

[1] oben. [2] auf. [3] ist. [4] man. [5] haben. [6] sauberer. [7] gewesen. [8] gelben. [9] einmal. [10] Abend. [11] sagt. [12] da. [13] hingestreckt ruhen. [14] weht. [15] etwas. [16] Lebtag. [17] Augen. [18] Kirschen. [19] gewesen. [20] nur. [21] schon. [22] Feuer. [23] verliebt sich. [24] Eisen.

Aber alles in Ehre! Si hen kurzwilt, und Narrethei trieben, un am End isch der Hirt kek wore,[1] und het em Mümmele e Schmüzle[2] gen, un se het em seldrum[3] d' Aue nit uskratzt. Bim Abschied aber het se zuem g'seit:[4] „Wenn i au[5] e' mol nit kumm, se blib mer vum See weg, un rief mer nit."

E' Zit lang isch's so gange, un der Hirt het g'meint, der Himmel wer jetzt allewil klor blibe, aber hinter em isch e' gar schwarze Wolk uf g'stiege. E'mol losst si[6] mi Mümmele zwei Tag mit keim Au mer sehne, und do isch's em Hirte winne und weh[7] worre; denn mit der Lieb isch's, wie mit em Heimweh; mer kann dabei nit ruege noch raste,[8] un mer sot[9] glaube, böse Lüt hätte 's eim angetun. Z'letscht kann's der Hirt nimm ushalte, un lauft an de See: do guke en d' Seerösle an, as[10] wenn se Mitlid mit em hätte; er merkt's aber nit, un rieft d' Jungfrau bim Name. Uf eimol wurds Wasser unruebig,[11] un us em See kummt e' Zeterg'schrei, un er färbt si mit Bluet. De Hirte wandelt e' Grusen[12] an — er lauft in d' Berri[13] ni, wie wenn en e' Geischt[14] jage thät, un vun[15] der Zit[16] an het me niks[17] meh vun em g'sehne no g'hört.

Aloys Schreiber.

's jetzig Badewiler. (Von E. F. Kammüller.)

Erster Theil.

Ietz isch's bim Bluest e wahri Freud,
Wie sich's um Badewiler draiht.
In Gärte, Weg' un derlei Sache
Will's eis im andre vorweg mache,
Un goht das Ding e Rung e so,
So wird's dermit ball anderscht schtoh.

Der neue Stross vor alle Dinge,
Der wemmer jetzt e Loblied singe:
Denn wenn mer nit guet uffe chunnt,
Se freut's ein dobe au kei Stund,
Un abezue der Hals dra z'woge
Sell g'hört halt zue de Lebesfroge.

Si isch au g'rothe un isch schön;
Denn die wu fahren oder gehn,
Scheniere wohl die Ränk nit gross,
Un d'Ussicht die isch ganz famos;
Im Hiweg so wie abezue
Het's Aug au kei Minute Rueh.

Sie sin verschied'ner Meinig gsi
Wu d'Stross denn eigetli sott hi;
Do henn si's, um der Berg z'umgoh
's halt dasmol nit bim Alte g'loh.
's isch frili au kei Chleinigkeit
Sie z'mache, dass es Alli freut.

De Here, die der Plan henn g'macht,
Sei's drum derbi mit Dank bidacht,

---

[1] geworden. [2] Küsschen. [3] deshalb. [4] gesagt. [5] auch. [6] sich. [7] unleidlich. [8] ruhen und rasten. [9] sollte. [10] als. [11] unruhig. [12] Grausen. [13] Berge. [14] Geist, Gespenst. [15] von. [16] Zeit. [17] nichts.

Die wiss'es au, wie's bergab goht
So z'Obe in der Dämmrig spot,
Bim Laufe wie im Omnibus;
Wenn's z' g'schwind goht, so git's licht Verdruss.

Zwar obe bi's Herr Köchlis Hus,
Wu sie vu unte mündet us,
Sin au no etlich Umschtänd do,
Die schwerli werde bliebe schtoh.
Sunscht schtüend's dört mit em Ganze schlecht
Un G schäft wär numme halber recht.

Der Gasthof link's isch's Römerbad,
E Wirthschaft drinn zum helle G'schtaat,
Mit proprem Saal un schöne Zimmer!
Grad übere d' Ruinetrümmer,
Wu almig stolzi Ritter g'hust,
So dass es eim no jetzt drob grusst.

Churzum es isch e wahri Pracht,
Wie sich das Badewiler macht.
Der prächtig Weg der Alag no,
Wu Jedes jetz cha ebe goh,
Der macht jo alle Lüte Freid
Des het scho menge Badgast g'seit.

Zum Belvedere chunnt me jetz
Uf Umweg, wie der Fisch, in's Netz.
Durane sieht me au de Rhi,
Wie's wirkli nit chönnt schöner si
Am Morg früeh bi's z'Obe spoot,
Bis d' Sunne endli abe goht.

Un isch me z'lezscht vum Laufe müed,
So suecht me si mit frohem G'müeth
E Grüppli, die z'verlese sinn
An Ussicht rich und Bänkli drinn;
Es thuet eim wäger d' Wahl oft weh
Wurin me wohl sie Platz will neh.

Drum isch der Gärtner au der Ma,
Der zeigt's de Lüte, dass er's cha;
Denn findt si no e Plätzli vor,
So rueht er nit, bis es im Flor,
Vu Blüemli aller Sorte isch
In alle Farbe grün und frisch.

's isch wohr, d' Regierig isch bidacht,
Was Geld chost, wird jetz dobe g'macht;
Sie thuet em g'hörig Schutz verleihe.
So het sie erscht e nagelneue
Grossmächt'ge stolze Bau ufg'füehrt,
Der selle ganze Eke ziert.

Er isch au baut für alli Lüt,
Drumm chömme si vu nooch un wit
Am Suntig zu der Luschtbarkeit
Un in der Wuche sunscht zur Freid.
Der Gascht het si Pläsir do inn;
Denn 'sisch ranschirt mit Chopf und Sinn.

's sieht anderscht us als selli Zit,
Wu Grether Beck un sini Lüt
Do bache henn und sunscht g'handirt,
Un bis uf d'Schtross barrikadirt.
So macht halt eis im andre Platz,
Doch bis es g'schieht, gits mengi Hatz.

Dört wis a wi im Amthof inn
Mein i, so wieni mi no b'sinn,
's heb au nit g'seh so proper us,
Uf jede Fall nit vor em Hus;
Denn wer hätt almig denkt do dra,
So z' pflanze die Hortensia.

Jetz' wemmer ende in der Zit,
Un g'fallt das B'schribigli de Lüt,
So werde mer im zweite Theil
Versueche unser witer Heil,
Un sage, wie's im Ort inn schtoht,
Un au wie's in der Gegnig goht.

Zweiter Theil.

Es Neusch't was chürzli worden isch
Verdients, dass ich's au gli uftisch.
„Es isch de rüehrig Telegraph,
Der isch gar selli flink und brav.“
Er brichtet Jedem hi und her
Un wer en zahlt, dem dienet er.

Der Docter d'obe het's is g'seit,
Wie sich die Sach derbi zuetrait.
Er seit: er spiel elektrisch uf,
Un wie's am Drobt mach buff uf buff;
So wisses d'Lüt sei's nooch wie fern,
Was die, wo brichte hätte gern.

Der nämli Docter weiss scho B'scheid;
Er het au am Verbessere Freid.
Das zeigt sie eige proper Hus,
Das er im Summer lehnt als us
An Russe, Pole un dergliche,
Natürli meistes an die Riche.

Un's Büechli, wo ner g'schriebe het,
Es gilt e Moos un no ne G'wett,
Dass keis eso meh exischtirt,
Dess ein uf's Alt un Neu hifüehrt;
Denn's b'schribt uf's Hoor die alte Zit,
Wie's Tribe vu de jetz'ge Lüt.

Jetz chömmemer an d'Apothek,
Dört übere vu's Docters schräg.
S'isch au e Bau im Modestiel
Un Sache drinn grad wie mes will,
Nit numme für die chranke Lüt,
Nei Allerley no zum Debit.

's neu Rothhus isch grad nebedra;
Doch sieht's just Nieme für eis a.

Bis dass d'katholisch Chilche schtoht
Wird es no brucht derfür zur Noth.
Me redt jetz ase frisch dervo,
Wohi der Bau sott anecho.

Vorm Schneider dem Herr Architekt,
Heb Jedes g'hörige Reschpekt.
Der het zwei Hüsli ane g'stellt,
Wu's Düpfli uf em i nit fehlt.
Jetz baut er dört bis Köchlis eis,
So het es dobe no ne keis.

Der Fabel het de Hirze baut,
So dass mes chum het z'glaube traut
Im nagelneuschte Schwizerbruch —
Un chönnt mers mache mit 'me Huch;
So müesst au no der Eke z'ruk;
So wie der Sunne Saal am Bugg.

Do d'Chrone un der badisch Hof,
Wie's Reinhardt's und der Frau Hedloff
Sin Baute us der neue Zit,
Die herg'richt sin für Badgästlüt —
Für jede Grad und jede Stand
Un chäme sie vum witste Land.

De Gasthof zur Stadt Carlisrueh,
De muess me zu de erschte thue
Vu wegenem Tisch! — der Zimmerzahl,
Der schöne Ussicht usem Saal!
Er isch mit Oelg'mäld frisch garniert
Un so uf's prächtigst usschtaffiert.

Me schönnt no eis un s'Ander lobe,
Doch wemmer z'lang verwile dobe,
So blibt üs d'Gegnig öd un leer,
Was wirkli nit z'verzeihe wär.
Drum wemmer jetz der Ort verloh
Un no ne wengeli witers goh.

Potz! 's Wichtigst hätti bal vergesse,
Was ich mi doch nit möcht vermesse. —
Denn, der nit hie an d'Römer denkt,
Die eim e sone Denkmol g'schenkt
Isch no nit mit der Rechnig quitt,
Wil er nit chennt der Bauchunst Zit.

Lueg numme, was d'Vergangenheit
An Pracht het unter d'Erde g'leit,
Bis dass im viereachtzger Johr*)
Der Zuefall sie het grabe vor.
I mein das alti Römerbad,
No jetze Badewilers G'schtaat.

Dört hinterm Ort rechts use zue
Goht's Berga zur Sophierueh,
Wu sie die schönsti Ussicht g'macht,
Wurab eim 'sHerz im Lieb inn lacht.

* 1784.

Me sieht d'Ruine und der Rhi,
D'Vogese au grad wis a wi.

Vu do füehrt ein e Weg ganz schön
Uf dem mehr denn im Schatte geh'n,
Zum alte Ma — e Felse-Schlucht,
Wu Nieme selli Lüt me suecht
Die siner Zit — no Sag un Wort,
Verschlunge het de schrekli Ort

Chum her, mer blibe do nit z'lang,
Es schuderet mi un wird mehr bang.
Mer geh'n do uf Hus Bade füre,
Wu mir nit chönne wohl verirre.
S'isch heimliger as do am Steg;
Doch hani g'hört s' seig nit recht z'weg.

Dritter Theil.

Jo do isch's mit em Bergbau us,
Vor allem mangelt s' Steigers Hus.
Denn an dem Ort isch's almig g'schtande,
Un wie ni sieh, isch es abhande.
O wie het do der Zitgeist g'hust,
Dass es eim wirkli jetz drob grust.

I weiss no wohl us früeh'rer Zit,
Wie 's g'wimmlet het vu Bergwerkslüt,
Un denk au no mit Freude dra,
Was sie henn für e Musik gha.
Am liebe Herrgott'stag scho früeh
Do het me's g'seh uf Neuberg zieh! —

Der Obersteiger, der's als g'füehrt
Het mit eme Schimmel paridirt,
Uf dem er g'ritte isch im Schritt,
Und d'Berglüt, die sinn alli mit.
In Uniform mit Federebüsch
Ein wie der Ander, kei so G'misch.

Jetz loss die alte G'schicht in Rueh,
Un mach' di mit mer Vögise zue,
Das isch jetz wirkli mehr im Flor
As do Hus Bade churz dervor.
Dört cheremer in der Chrone i,
Un trinke guete Felsner Wi.

Un chömmemer uf Mülle abe,
So wemmer is dört au no labe,
Am br'üehmte Reckehaager Wi,
Der gang e so wie's Baumöl i,
Het jo der Hebel selig g'seit,
Was d'Müllemer no hüte freut.

Vu do geh'n mir uf's Luegisland
Das isch au wit un breit bikannt,
Als Liebligsort der fremde Gäscht;
Sowie vum zweievierz'ger Fescht,*

* Es wurde dasselbe im Spätjahr 1842 in tiefster Verehrung für Se. Königl. Hoheit unsern höchstseligen Grossherzog Leopold von der Gemeinde Müllheim veranstaltet.

Wu unser Fürscht die Gnad het gha
Un isch mit Frau un Chindere dra.

I mein mer wenn jetz wieder z'ruk
Mer henn nit numme s'one Ruck;
Denn bis mer z'Oberwiler sinn,
Denki sinn d'Hüenli alli dinn.
Mer machen is im Ochse zue
Un legen is dört gli in d'Rueh.

's isch wohr me isch do wirkli gern.
B'sinscht du di no vu wege fern?
Wu mir vum Neuefels chu sinn
Un Neue trunke henn dört inn?
Het nit der Lindema gli g'seit?
I gib de Here selber 's Gleit!

Im Ochse — Blueme, Wildema,
Do trifft me d' Sach ganz g'hörig a
Zur Bad- als wie in and'rer Zit,
Für d' Here wie für de Burelüt.
Un zieht me ne Privathus vor,
So het me d' Sach au dört uf's Hoor.

Der Ort, der het sie wirkli g'macht
Un sits im Ofe wieder chracht,
Un's Hammerwerk au wieder goht,
Vu morge früeh bis z' obe spot,
Se isch e rüehrig Triebe do;
Denn jedes goht der Arbet no.

E Zit lang hen sis dobe g'spürt,
Dass Nieme me der Ofe fürt.
Der Fuhrma het kei Erz me brocht,
Kei Massle het im Sand me chocht,
Kei Holz, kei Chole het me brucht
Un d'Blosbälg hen au nimme g'chucht.

Jetz isch au wieder Lebe dört,
Sit dass mer wieder prassle hört,
Und wär der Faktor Berg no do,
Er seiti au — „'s seig recht e so!" —
Drum leb der Marggrov un si Hus
Will's Gott! So goht er nimmi us. —

Der Weiher isch au g'hörig z'weg,
Derbi verbei füehrt ein der Weg
In Schweighof un der Sunne zue,
Wo menge Badgast scho in Rueh
Bequem dört isch im Garte g'sesse
Un het d'Forelle nit vergesse.

Der Blaue stoht im Hintergrund,
Vu Badewiler just zwei Stund,
Uf der die Gäst am liebste geh'n,
Wil d'Ussicht isch so wunderschön.
Un die wu nit gern ufe laufe,
Thüen miethwies sich en Esel chaufe.

Die nimmt me au uf Bürgle mit,
Sie laufe gar e sich're Schritt.

Un b'sunders die us Piemont
Sinn's Berggo scho vu Juged g'wohnt;
Sie henn au Bei wie d' Hirze als,
Sinn g'modleter am Chopf un Hals.

Jetz, glaubi, chönnt me halte do
Un es der Zuekunft überloh,
Was Badewiler z'lezscht no wird.
In jedem Fall isch nit gross g'irrt,
Wenn guete Wille, Chraft un Mueth
Ihr Sach derzue bitrage thuet.

C. Krieg.

Vinegar Bible.

In Macaulay's Essay Frederick the Great (Biogr. Essays Tauchn.-Ausg. p. 4) heisst es, gelegentlich der Vorliebe Friedrich Wilhelms für die Potsdamer Riesengarde, ‚But to Fr. William this huge Irishmen was what a brass Otho, or a Vinegar Bible is to a collector of a different kind'. Diese Bezeichnung einer gewissen Bibelausgabe hat schon manchen deutschen Lesern ein unlösbares Räthsel aufgegeben. Was wir darüber folgen lassen, beruht auf der Mittheilung eines namhaften englischen Gelehrten. Die Vinegar Bible ist nichts als eine Prachtausgabe der ‚Holy Bible; printed by John Baskett, printer to the King's most excellent Majesty for Great-Britain and the University. Oxford, 1717'. Sie sollte schlechthin ohne Druckfehler aus der Presse kommen; aber ein boshafter typographischer Kobold hatte seine Hand im Spiele und so stand denn im Evang. Lukas XX zur Parabel vom Weinberge als laufender Titel vinegar statt vineyard zu lesen. Uebrigens ist der Fall nicht vereinzelt; derselbe Gelehrte, welchem wir diese Auskunft verdanken, citirt eine Adultery Bible, weil das sechste Gebot in ihr gedruckt sei ‚Thou shalt commit adultery', Breeches Bible,* weil es Genes. 3, 7 heisse They made themselves breeches (statt aprons) (Bibelausgabe von 1598), eine Bugs B., in welcher an einer Stelle bugs — heutzutage nur als cimex lectularia bekannt — anstatt terrors, wie es bei Shakespeare (Cymbel. 5, 3) lautet, gedruckt ist. —

Magdeburg. O.-L. Dr. Jensch.

---

* Auch bei Lucas Engl. Wörterbuch s. v. Breeches citirt.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

K. Bartsch, Bibliographische Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der romanischen Philologie. (Wien, Gerold.) 10 Sgr.

Lexicographie.

Ditscheiner, Grammatisch-orthographisch-stilistisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 2. Aufl. bearbeitet von Schmuck. 15. und 16. Lfrg. Schluss. (Weimar, Voigt.) 10 Sgr.

W. Obermüller, Deutsch-keltisches, geschichtlich-geographisches Wörterbuch. 11 Lfrg. (Leipzig, Denicke.) 15 Sgr.

Fr. Spatny, Deutsch-böhmisches Wörterbuch für Jäger und Jagdfreunde. (Prag, Rziwnatz.) 20 Sgr.

Grammatik.

Fr. Bopp, Vergleichende Grammatik. 3. Ausg. 2. Bd. (Berlin, Dümmler.) 4 Thlr.

G. F. Burguy, grammaire de la langue d'Oïl. 2. Edit. Glossaire étymologique T. III. (Berlin, Weber.) $2^2/_3$ (compl. $7^2/_3$ Thlr.)

Literatur.

W. Wackernagel, Joh. Fischart von Strassburg und Basels Antheil an ihm. (Basel, Schweighauser) $1^1/_2$ Thlr.

Das Melker Marienlied. Aus Pfeiffer's Nachlass mit Musikbeilage. (Wien, Braumüller.) $1^1/_3$ Thlr.

Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn v. Lassberg und L. Uhland. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. (Wien, Braumüller.) 4 Thlr.

Schiller's und Goethe's Briefe mit geschichtlichen Einleitungen und Erklärungen. (Berlin, Allgem. Deutsche Verl.-Hdlg.) 3 Thlr.

Altenglische Sprachproben nebst einem Wörterbuche. Unter Mitwirkung von. K. Goldbeck, herausg. von E Maetzner. I. 2. Ablthl. (Berlin, Weidmann.) 4 Thlr.

English Essays Vol. II. (Hamburg, Meissner.) 15 Sgr.

Rob. Burns, Lieder. In das Schweizerdeutsch übertragen von August Corrodi. (Winterthur, Bleuler-Hausheer & Co.) 1½ Thlr.

A. Mussafia, sul testo del Tesoro di Brunetto Latini Studio. (Wien, Gerold.) 1 Thlr.

Hilfsbücher.

Hilfsbuch für den deutschen Sprachunterricht in den Volksschulen. (Prag, Grosse.) 8 Sgr.

F. Tomberger; Praktischer Lehrgang beim Unterrichte in der deutschen Sprache. (Graz, Leuschner.) 12 Sgr.

Ch. Boehm, Das Lesebuch als Schule für den schriftlichen Gedankenausdruck. (Reval, Kluge.) 15 Sgr.

H. E. Bonnell, Auswahl deutscher Gedichte systematisch geordnet in Anschluss an ein Lehrbuch der Poetik. (Berlin, Habel.) 1¾ Thlr.

Plau-Thomery, Französische Sprachlehre zum Gebrauche für Deutsche. (Wien, Braumüller.) 15 Sgr

A. Anselme Ricard, Lectures dramatiques. (Prag, Salon.) 26 Sgr.

C. v. Sandoz, Modernes Französisch; Gesprächbuch. (Wien, Lechner.) 20 Sgr.

Le journal des familles et de la jeunesse Réd. p. Ch. Dupont. (Constanz, Fritz.) 1. Heft. 6 Sgr.

Behn-Eschenburg, Elementarbuch der engl. Sprache für Mittelschulen. (Zürich, Schulthess.) 18 Sgr.

V. A. Pedemont, English spelling-book, für Kinder und Erwachsene. (Wien, Gerold.) 20 Sgr.

Booch-Arkossy, Englisch-deutsch-dänischer Dolmetscher. (Leipzig, Matthes.) 20 Sgr.

Booch-Arkossy, Englisch-deutsch-spanischer Dolmetscher. (Leipzig, Matthes). 20 Sgr.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XLVI. BAND, 2. UND 3. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1870.

Inhalt.

XLVI. Band, 2. u. 3. Heft.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Beilage:

Von der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle.

Beilage zum 1. u. 2. Hefte des XLV. Bandes.

Beilage zum 3. u. 4. Hefte des XLV. Bandes.

**

Hölder, C. G., Handbuch der ältern und neueren **französ. Literatur,** mit biographischen Notizen und Erläuterungen. Vierte Auflage, bearbeitet von O. Hölder. gr. 8. 1865. 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr.

Bächele, C., Leitfaden zum Unterricht in der **französischen Sprache,** mit Materialien zum Uebersetzen. Für Gewerbe- und Fortbildungsschulen. 8. 1868. 1 fl. 20 kr. oder 24 Sgr.

Otto, Dr. **E.,** neues **französisch-deutsches Gesprächbuch** zum Schul- und Privatgebrauch. Sechste Auflage. 16. 1868. Cartonirt 36 kr. oder 10 Sgr.

Wolff, Charles, tableau synopt. **des Conjugaisons françaises,** contenant les verbes réguliers et les verbes irréguliers Quatrième Edition augmentée. gr. 8. 1868. 10 kr. oder 3 Sgr.

Gantter, L., Schulgrammatik der englischen Sprache. Sechste verbesserte Auflage. gr. 8. 1868. (25½ Bogen.) 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr.

— —, Study and Recreation. **Englische Chrestomathie** für den Schul und Privatunterricht. In zwei Cursen. gr. 8.

I. Cursus. Achte Auflage. 1867. (20 Bogen.) 1 fl. 12 kr. oder 24 Sgr.

II. Cursus. Vierte Auflage. 1868. (29 Bogen.) 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr.

— —, Readings in Prose and Poetry. **Englisches Lesebuch** zum Zwecke der cursorischen Lectüre für obere Realclassen, Töchter- und Fortbildungsschulen, gr. 8. 1867. 1 fl. 24 kr. oder 26 Sgr.

— —, Collection of **English Letters.** Mustersammlung englischer Originalbriefe für den Schul- und Privatgebrauch. gr. 8. 1856. (20 Bogen.) 1 fl. 36 kr. oder 28 Sgr.

— —, **Lessons of English Conversation. Englische Sprechschule,** enthaltend Materialien zu logisch geordneten Sprechübungen im reinen englischen Idiom, für den Schul- und Privatgebrauch bearbeitet. gr. 8. 1859. (26 Bogen.) 1 fl. 24 kr. oder 26 Sgr.

Reiff, Dr. **J. F., Englisches Compositionsbuch,** enthaltend Uebungsstücke verschiedenster Stylformen, einen Abriss der englischen Syntax mit sprachgeschichtlichen Noten und synonymem Anhang. Für Real- und gelehrte Schulen. gr. 8. 1867. 1 fl. 36 kr. oder 28 Sgr.

Robertson, J., Lehrbuch der englischen Sprache. Nach dem Französischen bearbeitet von W. Oelschläger. In 2 Theilen. gr. 8.

I. Theil. 6. Auflage. 1867. 36 kr. oder 10 Sgr.

II. Theil. 6. Auflage. 1868. 1 fl. 30 kr. oder 28 Sgr.

Wiedmayer, Dr., **W., Elementargrammatik der englischen Sprache** nach der stufenweise fortschreitenden Methode. gr. 8. 1860. 36 kr. oder 12 Sgr.

— —, **Schulgrammatik der englischen Sprache.** gr. 8. 1861. 1 fl. oder 18 Sgr.

Otto, Dr. **E.,** neues **englisch-deutsches Gesprächbuch** zum Schul- und Privatgebrauch. Zweite Auflage. 16. 1868. Cartonirt 36 kr. oder 10 Sgr.

Scott, Walter, The Lady of the Lake. A Poem. With Notes and a Glossary. Third Edition. 16. 1861. 40 kr. oder 12 Sgr.

Sheridan dramatic works, edited by L. Gantter. 16. 1855. 54 kr. oder 15 Sgr.

Hermann, Dr. **M. A.** und **J. G. Weckherlin, lateinische Schulgrammatik** für untere Gymnasialclassen. Dritte umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1867. 1 fl. 42 kr. oder 1 Thlr.

Livius, Ausgewählte Stücke aus —, mit Anmerkungen zum Schulgebrauch von Chr. Roller. 8. 1861. 48 kr. oder 14 Sgr.

Cicero, Ausgewählte Stücke aus —, in biographischer Folge, mit Anmerkungen zum Schulgebrauch von **W. Jordan.** 8. 1862. 56 kr. oder 16 Sgr.

Holzer, G. L., Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins **Lateinische** für die mittleren Abtheilungen der Gelehrtenschulen, mit Anmerkungen, herausgegeben von **C. Holzer.** gr. 8.

I. Abtheilung. Sechste Auflage. 1862. 52 kr. oder 16 Sgr.

II. Abtheilung. Sechste Auflage. 1867. 52 kr. oder 16 Sgr.

Forbiger, A., und **E. Kärcher, lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch.** In zwei Theilen. Lexicon-8.

Deutsch-lateinischer Theil, von **A. Forbiger.** Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. 1856. (86 Bogen.) 3. fl. 36 kr. oder 2 Thlr. 4 Sgr.

Lateinisch-deutscher Theil, von **E. Kärcher.** 1845. (60 Bogen.) 2 fl. oder 1 Thlr. 4 Sgr.

Schulen erhalten je auf 6 Exemplare ein 7. als Frei-Exemplar.

Bäumlein, Wilh., griechische Schulgrammatik. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1865. 1 fl. 30 kr. oder 26 Sgr.

Gaupp, W., und C. Holzer, Materialien zur Einübung der **griechischen Grammatik.** Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. (Unter der Presse.)

Bäumlein, W., C. Holzer und J. Rieckher, Themata zur **griechischen Composition** mit grammatischen und lexicalischen Anmerkungen, für obere Classen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 1866. 1 fl. 54 kr. oder 1 Thlr. 4 Sgr.

Diese Materialien und Themata auch mit gemeinschaftlichen Titeln: „Sammlung von Aufgaben zum Uebersetzen ins Griechische." I. und II. Theil.

Sallustii de conjuratione Catilinae, mit Anmerkungen zum Uebersetzen ins Griechische, herausgegeben von **C. Holzer** und **J. Rieckher.** 8. 1869. geh. 56 kr. oder 16 Sgr.

Den Freunden griechischer Studien bieten wir hiemit eine Arbeit, welche nicht verfehlen wird ihr Interesse in hohem Grade zu erregen. Die Anerkennung, welche die von denselben Verfassern in Gemeinschaft mit dem verewigten Bäumlein herausgegebenen „Themata zur griechischen Composition" in der deutschen Lehrerwelt gefunden haben, bürgt dafür, dass auch dieses Werkchen, in welchem manche Lehrer des Griechischen willkommenen neuen Stoff zur Auswahl griechischer Compositionsthemen, manche Studirende ein treffliches Förderungsmittel für ihre griechischen Sprachstudien finden werden, vom Geiste ächter Gräcität durchdrungen sei.

So sei denn das Werkchen den Freunden klassischer, insbesondere griechischer Studien angelegentlichst empfohlen.

ΣΑΛΛΟΥΣΤΙΟΥ ΚΑΤΙΛΙΝΑΣ. **Griechische Uebersetzung zu „Sallustii de conjuratione Catilinae** mit Anmerkungen zum Uebersetzen ins Griechische" herausgegeben von **C. Holzer** und **J. Rieckher.** 8. 1869. geb. 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Schmid, K. A., Vorübungen zur **griechischen Chrestomathie,** in Beispielen zur Einleitung in die griechische Syntax. Zweite durchgesehene Auflage. gr. 8. 1855. 16 kr. oder 5 Sgr.

Mezger, L., und **K. A. Schmid, griechische Chrestomathie** für die mittleren Abtheilungen der Gymnasien. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. 1850. 1 fl. 20 kr. oder 22½ Sgr.

— — **Wörterbuch** dazu. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. 1850. 48 kr. oder 15 Sgr.

Platons Gorgias, erklärt von **Heinrich Kratz.** 8. 1864. 1 fl. 6 kr. oder 20 Sgr.

Maurer, F. J. V. D., hebräisches und chaldäisches Wörterbuch über das alte Testament, mit deutschem Index, zunächst für Gymnasien und Lyceen. Lexicon-8. 1851. 3 fl. 30 kr. oder 2 Thlr.

Regeln und Wörterverzeichniss für die **deutsche Rechtschreibung.** Zum Gebrauch in den Württembergischen Schulanstalten amtlich festgestellt. Vierte Auflage. gr. 8. 1868. 8 kr. oder 2½ Sgr.

Partiepreis für Schulen bei mindestens 30 Exemplaren 6 kr. oder 2 Sgr. das Exemplar.

Brandauer, J. F., deutsches **Sprach- und Lesebuch** für die Elementarclassen der Gymnasien und Realschulen, für Mittelschulen und Töchterinstitute. Sechste verbesserte Auflage. gr. 8. 1867. 1 fl. oder 20 Sgr.

Wagner, Karl, deutsches **Lesebuch** für Bürger- und Volksschulen. Zweiundzwanzigste verb. und vermehrte Auflage. gr. 8. 1866. 36 kr. oder 12 Sgr.

Schulausgabe des **Nibelungenlieds** in der ältesten Gestalt, herausgegeben mit Wörterbuch von **Ad. Holtzmann.** Zweite umgearbeitete Auflage. gr. 8. 1863. 1 fl. 40 kr. oder 1 Thlr.

Beck, Jos., philosophische Propädeutik. Ein Leitfaden zu Vorträgen an höheren Lehranstalten. Zwei Theile. 8.

I. Theil: Empirische **Psychologie und Logik.** Achte durchgesehene Auflage. 1866. 1 fl. 8 kr. oder 20 Sgr.

II. Theil: **Encyclopädie der Philosophie.** Vierte neu bearbeitete Auflage. 8. 1869. 1 fl. 30 kr. oder 26 Sgr.

Beck, Carl, das **Christenthum** nach Geschichte und Lehre. Lehrbuch f. d. evangelischen Religionsunterricht an Gelehrten- und höheren Gewerbeschulen, zugleich Handbuch für Gebildete. Zweite vermehrte Auflage. gr. 8. 1864.

I. Theil: Die christliche **Geschichte.** 1 fl. 36 kr. oder 28 Sgr.

II. Theil: Die christliche **Lehre.** 44 kr. 14 Sgr.

Dienger, J., Die ebene Polygonometrie, vollständig dargestellt und durch zahlreiche Beispiele erläutert. Mit 32 Figuren. gr. 8. 1854. 48 kr. oder 14 Sgr.

— —, Handbuch der **ebenen und sphärischen Trigonometrie,** mit zahlreichen Anwendungen derselben. Mit 81 Figuren. Dritte verbesserte Auflage. gr. 8. 1867. 3 fl. 36 kr. 2 Thlr. 4 Sgr.

— —, die **Differential- und Integralrechnung,** umfassend und mit steter Berücksichtigung der Anwendung dargestellt. In drei Bänden. gr. 8.

I. und II. Band mit 67 Figuren. Dritte verbesserte Auflage. 1868. 10 fl. 30 kr. oder 6 Thlr.

III. Band. (Auch mit dem Titel: Die Integration der partiellen Differentialgleichungen.) 1862. 2 fl. 36 kr. oder 1 Thlr. 16 Sgr.

— —, Theorie der **elliptischen Integrale und Funktionen,** für die Bedürfnisse der Anwendung dargestellt. Zugleich als Zugabe zu dessen Differential- und Integralrechnung. gr. 8. 1865. 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr.

— —, Theorie und Auflösung der **höheren Gleichungen.** gr. 8. 1866. 1 fl. 24 kr. oder 24 Sgr.

— —, Studien zur **analytischen Mechanik.** Die allgemeinen Gesetze der Bewegung. gr. 8. 1863. 1 fl. 12 kr. oder 20. Sgr.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

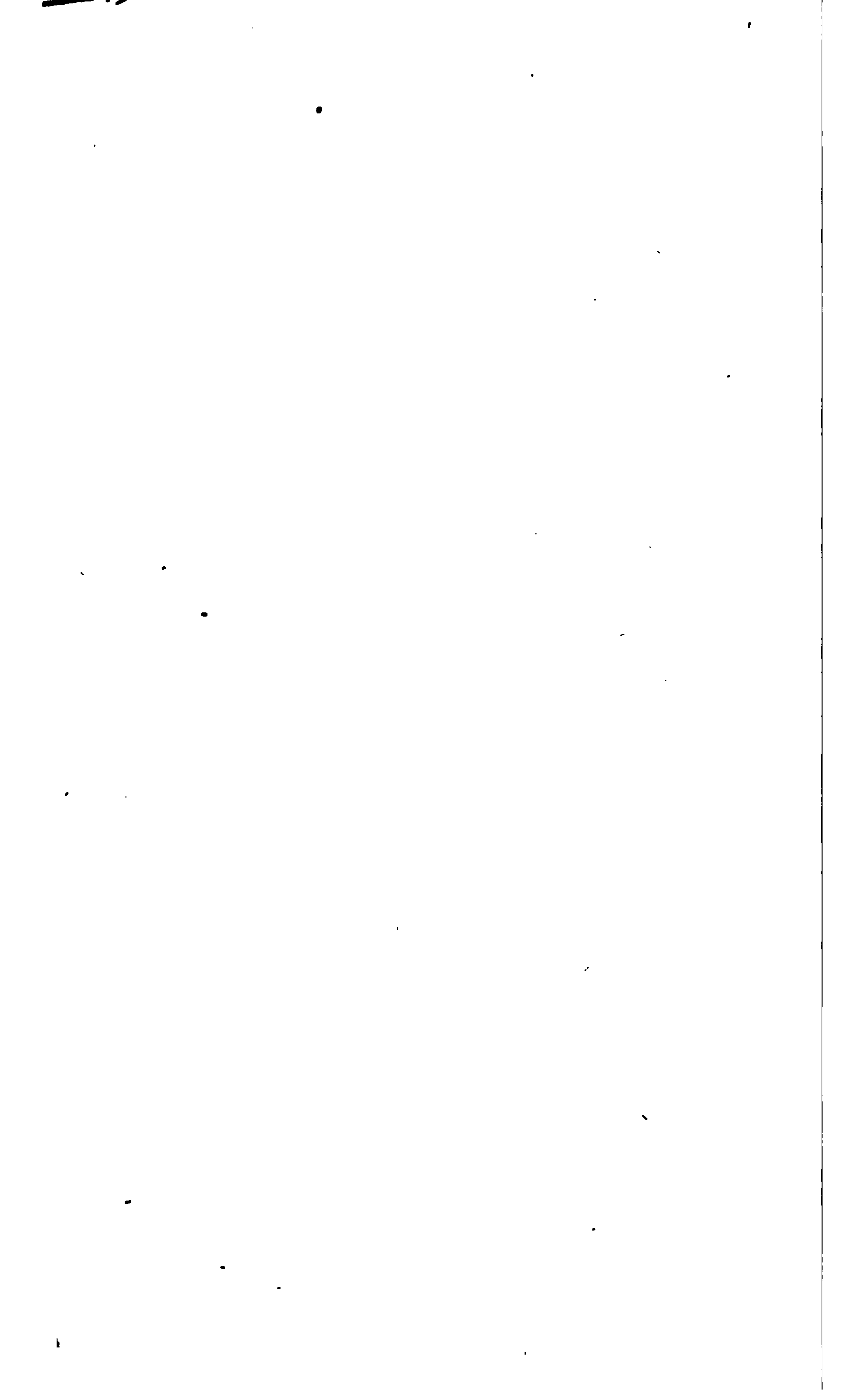
LUDWIG HERRIG.

XXV. JAHRGANG, 46. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1870.



Inhalts-Verzeichniss des XLVI. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Racine's tragischer Reformversuch.

Gelehrte und Ungelehrte einigen sich leicht in den absprechendsten Urtheilen über Werke der französischen Literatur. Da giebt es nichts Aufregenderes, Sittlichkeit und Glauben Zersetzenderes, als die französische Literatur der Gegenwart, und wiederum nichts Langweiligeres als die Stücke der sogenannten klassischen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts. Kein Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit dieser Kenner ist möglich; da steht es, schwarz auf weiss in der Dramaturgie, Lessing hat ja den französischen Kunstgötzen mit gewaltigen Schlägen niedergeworfen, wir sind, Gott Lob, befreit von der Zwangsjacke französischen Missverstandes des Aristoteles.

Der unlängst verstorbene, feine und geistvolle Kritiker Sainte-Beuve hat einmal bei Gelegenheit eines aus der Quarterly Review in der Revue Britannique abgedruckten oberflächlichen und groben Artikels über die literarischen Zustände Frankreichs sich über die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit ausgelassen, sich ein richtiges und gerechtes Urtheil von der Fremde aus darüber zu bilden. Nur eine gründliche Vorbereitung durch Reisen, langen Aufenthalt und genaue, vielseitige Nachforschung kann den Ausländer befähigen, annähernd Richtiges auszusprechen. Und selbst bei all diesen Hilfsmitteln sind auserwählte Geister, wie A. W. Schlegel, Göthe, Tieck, hinter der Wahrheit geblieben. Meist werden vom Ausländer nur die Ausschreitungen besprochen. Vor Allem aber sind doch die feinen Unterschiede zu beobachten, ist der Rang des Schriftstellers zu unterscheiden, das Original von der Nachahmung, das Gekünstelte und Ueber-

triebene von der Anfangs wahren Begeisterung für einen Gedanken; und man muss dieses Alles nicht nur in Vergleich der verschiedenen Schriftsteller zu einander thun; sondern in einem und demselben Schriftsteller die verschiedenen Entwicklungszeiten und die Mannichfaltigkeit seines Talentes wie seines Charakters beobachten. Und was weiss denn eigentlich die grosse Menge der Gebildeten bei uns von der Entwicklungsgeschichte der französischen Literatur? Wahrhaftig durchaus nicht mehr als die Menge derselben in Frankreich über unsere deutsche Literatur. Woraus schöpft sie — seien wir einmal aufrichtig — ihre Kenntniss darüber? Der dürftige, oft sogar durch dauernde disciplinarische Schwierigkeiten gestörte Schulunterricht hat schliesslich die oberflächliche Lectüre einer Anthologie und eines oder des anderen dramatischen Werkes gebracht; um ein Uebriges zu thun, fügt man dazu die sogenannten französischen Conversationsstunden mit einer Bonne oder einem Sprachmeister und später den halb verbotenen Genuss des unsauberen Abhubs der französischen Romanliteratur, welcher in Leihbibliotheken Frankreichs Ruhm blossstellt; dazu tritt weiter die Lectüre der Tagesartikel der Feuilletonisten oder der Reiseeindrücke eines Schreiblustigen, welcher sich vier Wochen in Paris den Fremdenvergnügungen hingegeben hat; wenn es hoch kommt, nimmt Einer einmal ein dünnes Handbuch vor, versteigt sich gar zu Démogeot oder Géruzez, dann aber ist er gesattelt. Daher kommen denn die cyklopischen Urtheile dieser Kenner, gröber und unwissender, als die des ärgsten französischen Philisters aus der entferntesten Provinz. Täusche man sich doch ja nicht darüber: die Werke, deren Entstehung man Frankreich oft zum Vorwurf macht, werden gerade in Frankreich am schnellsten und feinsten beurtheilt, mit Spott oder augenblicklichem Vergessen belohnt. Und diese scharfe Kritik wird nicht nur auf den Kathedern und in den Zeitschriften, sondern ebenso im Tagesgeplauder, in den Gesellschaftszimmern geübt und überall, wo drei gescheite Leute zusammenkommen.

Ueber die Zeit des Franzosenfresserthums dürften wir doch endlich hinaus sein, wo es für einen Beweis deutscher Gesinnung galt, auf der Schule kein Französisch, die Sprache des Erbfeindes, zu lernen. Machen wir uns von unseren Vorurtheilen

gegen Frankreich frei und bescheiden uns, unsere Incompetenz einzugestehen, wo wir keine Zeit oder Gelegenheit hatten näher zuzusehen. Hinter jenem absprechenden Urtheile steht allerdings die feste Mauer unseres nationalen Selbstbewusstseins, der frohen Gewissheit der eigenen Bedeutung in Kunst und Wissenschaft und jetzt auch der Politik; wir behaupten aber unseren schwer errungenen Platz noch mit trotziger Miene, noch mit dem wilden Uebermuthe, als sei nun gar nichts mehr am Feinde anzuerkennen, nachdem wir der Fesseln des Nachbarn uns entledigt. Mit Unrecht, je breiter wir auf eignen Füssen stehen, um so williger dürften wir heut zu Tage die fördernden Impulse zugestehen, welche wir wiederholt und nachhaltig von jenen empfangen haben, dürften wir das Gute und das Eigenthümliche der literarischen Entwicklung Frankreichs anerkennen. Ich betone absichtlich Entwicklung, denn die französische Literatur ist nicht stehen geblieben, die Werke des 17. und 18. Jahrhunderts sind dort längst Gegenstand objectivster Betrachtung geworden; man hat dort ebenfalls die Texte handschriftlich zu sammeln und zu vergleichen begonnen und die ästhetischen Grundsätze der Meister des Zeitalters Ludwigs XIV. geprüft. Das 18. Jahrhundert hat die Kunstansichten des 17. zu berichtigen gesucht, Diderot hat mit Rousseau die Freiheit vom Regelzwang und von der Vorbildlichkeit Voltaire's erstrebt, der Kampf der romantischen und der klassischen Schule, dort heftiger noch ausgekämpft als bei uns, hat den verknöcherten tragischen Meistergesang des Kaiserreiches überwunden, um ebenfalls neuen Dichterbestrebungen zu weichen; dennoch wendet sich der gebildete Franzose gern und stolz von den Erzeugnissen seiner Gegenwart immer wieder den grossen Dichtern des 17. Jahrhunderts zu.

Es liegt nicht in meiner Absicht, auf die Urtheile unserer vornehmsten deutschen Aesthetiker über die klassische Tragödie Frankreichs einzugehen, zumal dieselben meist allgemein gehalten sind und meiner eigenen Auffassung über das besondere, zur Besprechung vorliegende Werk zu wenig begegnen. Nur auf Lessing muss ich mit einem Worte zurückkommen.

Lessings Polemik ist im Grunde hervorgegangen aus dem allgemeinen Streben des 18. Jahrhunderts, eine geistige Befrei-

ung von allem Zwang und Druck zu vollziehen; sie ist ferner wesentlich eine nationale That. Wir müssen uns erst wieder hineindenken in jenen Zug der literarischen Abhängigkeit unseres Vaterlandes, um die Erbitterung des deutschen Mannes zu verstehen im Gericht über die ästhetische Anschauung eines ja auch für ihn vergangenen Jahrhunderts der französischen Geschichte. „Wir sind," schreibt er, „noch immer die geschworenen Nachahmer des Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; alles was uns von jenseit dem Rheine kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als dass wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimace für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem was gut, schön und erhaben und verständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheil erhalten hat." Allein so stehen die Dinge nicht mehr wie in den Jahren 1767 bis 1769, zur Zeit der Abfassung der Dramaturgie. Die eigenartige Grösse unserer Literatur ist jetzt auch im Ausland unbestritten. Lessings Arbeit war es, die richtig erklärte Poetik des Aristoteles gegenüber der falschen Auffassung Corneille's und dessen Nachfolger uns wiederzugeben, als die unumstössliche Grundlage aller tragischen Dichtkunst, so dass die Folgezeit die oft naiv empirischen Aussprüche des Altmeisters hat verknüpfen und seine fruchtbaren Sätze hat weiter entwickeln können. An jene französische Erklärung der antiken Regeln und an die Unübertrefflichkeit der französischen Klassiker hatten Deutschlands Dichter lange fest geglaubt, so dass bei ihnen „den Franzosen nachahmen ebensoviel gewesen, als nach den Regeln der Alten arbeiten." Dieses Vorurtheil zerstörte Lessing; nach den Vorschriften der Alten beurtheilte er einige viel bewunderte Muster der französischen Bühne, da diese ja ganz nach den Regeln des Aristoteles gebildet sein sollte, und indem er ihre Schwächen nachweist, zerstreut er deren trügerischen Nimbus und bereitet vor auf die grosse deutsche Tragödie.

Vor allem wendet sich Lessing gegen Corneille, als den tragischen Vertreter des 17. Jahrhunderts, der den meisten Schaden gestiftet und auf der Franzosen tragische Dichter den verderblichsten Einfluss gehabt habe; denn Racine habe nur durch sein Muster verführt, Corneille aber durch sein Muster und seine Lehren zugleich. Lessing geht weiter und lässt an der ganzen französischen Literatur, so zu sagen, kein gutes Haar. Wenn er behauptet, dass die Lehren Corneille's von der ganzen Nation als Orakelsprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt, nichts anderes als das kahlste, flachste, wässerigste, kälteste, untragischste Zeug hervorgebracht hätten, dass nicht nur Corneille's Werke, sondern alle französischen Tragödien keine wahren Tragödien seien, und er den Grund für diese Armuth des Theaters nicht sowohl in der Unfähigkeit der Franzosen findet, als vielmehr in ihrer Eitelkeit, welche sie verhindert habe, nach dem wahren tragischen Theater zu streben, indem sie es nämlich schon lange gehabt zu haben glaubten: so legen wir Verwahrung ein gegen die Allgemeingültigkeit solches wohl dem bahnbrechenden Kritiker zustehenden, aber dem Historiker fremden, weil nicht gehörig unterscheidenden, darum unbilligen Urtheiles. Lessing bespricht nicht ein einziges Stück Racine's, begreift ihn aber geradezu oder mittelbar in der Zahl der oben gekennzeichneten Dichter; Lessings Hass gilt Frankreich, seine Waffen treffen Corneille und Voltaire. Doch Beider Gericht geht uns hier in der Würdigung eines Racine'schen Stückes nichts an. Wir haben auch nicht wieder einzugehen auf die geschlossenen Acten jenes grossen Streites über die richtige Auslegung der aristotelischen Regeln betreffs der Einheit und der Grundsätze der Tragödie, und fragen nur vom festgewonnenen Standpunkt der jetzt gültigen ästhetischen Grundsätze: Ist denn auch Racine wirklich nur der correcte Hofpoet, dessen „gesetzmässige Geburten" bloss mechanische Regelmässigkeit, Manier, Glätte, Frost, Gesuchtheit und Anständigkeit zur Schau tragen? Hat nicht vielleicht seine Athalie doch jene geforderte Einfachheit der Anlage, ergibt sich ungesucht die Einheit des Ortes und der Zeit aus der inneren Einheit der Handlung, hat der Dichter jenen ergreifenden Ausdruck grosser Leidenschaft gefunden, weiss er Empfindungen rege zu machen,

welche die allgemein menschliche Natur fassen, belebt wahres Gefühl den Ausdruck oder aber sind die Charaktere mehr „nach den Zergliederungen der Moralisten“ als nach dem Leben geschildert, sind die Gespräche bloss Erzählungen, erfunden, um den Schauspieler in Monologen glänzen zu lassen? Wie wäre es denn, wenn Racine einer der wenigen Dichter von Gottes Gnaden gewesen wäre, und wenn er mehr durch seinen Genius, sowie durch die während seines ganzen Lebens mit Fleiss gepflogene Lectüre der Alten, als durch die Vorschriften des Corneille und Aristoteles zum grössten Tragiker Frankreichs geworden wäre? Vor Allem hat man bei Beurtheilung Racine's den damaligen Zustand der französischen Bühne zu berücksichtigen. Corneille hatte dem nationalen Theater der Franzosen zuerst lebendige Haltung gegeben. Wie langsam schwankend hatte dieses in den Jahrhunderten seinen Weg gesucht! Nachdem an die Stelle der Mysterien der Passionsbrüderschaft die kecken Possen der sorglosen Kinder getreten waren, und diese sammt den allegorischen Moralstücken im 16. Jahrhundert den Ueberarbeitungen des antiken Theaters hatten Platz machen müssen, liess das Volk, sowohl der groben Posse wie der gelehrten Schultragödie überdrüssig, sich eine Zeitlang besser unterhalten von Hardis theatralischer Mache, welche aus dem italienischen und spanischen Theater kunstlose Stücke mit kräftigen Theaterwirkungen zusammenschweisste. Im Gegensatz dazu hatte die Schöngeisterei der engherzigen literarischen Alconistengesellschaft ihre verzwickte Sprache in gekünstelte Bühnenstücke getragen. Da war Corneille aufgetreten und hatte fast alle Arten des neueren nationalen Dramas geschaffen: inmitten der Regellosigkeit und des Ungeschmacks hatte er nach gültigen Regeln und festem Bau des Dramas gesucht, dem Theater eine verständliche, edle Sprache gegeben und sich durch den Hinweis auf des Aristoteles Poetik bemüht, eine ästhetische Grundlage zu gewinnen und das Geheimniss der tragischen Wirkung zu erklären. Vorläufig freilich war die Tragödie gefasst worden als Darstellung einer bedeutungsvollen Handlung hervorragender Persönlichkeiten, beseelt von Leidenschaften, deren Kampf ein furchtbares Ereigniss hervorbringen muss. Diese Thätigkeit Corneille's war so gross und schöpferisch gewesen, dass sie ein

Jahrhundert lang für Frankreich und Deutschland massgebend blieb. So fand Racine das Theater vorbereitet.

Das unumschränkte Königthum, verkörpert in Ludwig XIV., hielt Frankreich mit festem Griffe, so dass es gehorchte, und eine vorher nicht gekannte Ordnung dem Staate gegeben wurde. Der wüthende Parteigeist schwieg, das nationale Selbstbewusstsein erwachte, der Adel fand Gefallen an dem glänzenden, glatten Hofleben, Schriftsteller und Künstler konnten sich den Einflüssen dieses neuen Geistes der Gesellschaft nicht verschliessen und fanden Förderung ihrer Bestrebungen. Die tragische Kunst, ihrer höchsten nationalen Ausbildung harrend, musste in dieser anmuthigen und geistvollen Hofumgebung an Mannichfaltigkeit des Ausdrucks der Leidenschaft und der feineren Empfindungen des Menschen-, besonders des Frauenherzens, gewinnen, ihre Charaktere von dem einseitig typischen der Helden Corneille's befreien und sie dem Reichthum des wirklichen Lebens nähern. Corneille's Theater sprach vorzugsweise zur Einbildungskraft und zum Verstande, der Mensch opfert seine Leidenschaft einer Idee; bei Racine lebt er seiner Leidenschaft. Nach den ersten tastenden Versuchen in den Spuren des Corneille'schen Kothurnes erwuchs Racine's Talent zur Selbständigkeit in seiner Andromache, die bei ihrer ersten Aufführung eine ähnliche Aufregung in der Gesellschaft hervorbrachte, wie 31 Jahre früher Corneille's Cid, und das Bewusstsein wachrief, dass die Kunst in eine neue Entwicklungsreihe getreten war. Das Neue war aber eben der wirkliche, durch seine Leidenschaft rührende Mensch. In allen folgenden, während der Jahre 1667—1677 erschienenen Tragödien Racine's herrscht die allgemeinste, der reichsten Nüancierung fähige Leidenschaft vor, die Liebe.

In unserer Athalie hat die Liebe keine Stelle gefunden. War das Kunstideal Racine's ein anderes geworden, dass das treibende Element seiner früheren Erzeugnisse aus seiner Tragödie geschwunden schien? Seit 1677 hatte Racine's tragische Muse geschwiegen. Was hatte den Dichter in dem vierten Jahrzehnt seines Lebens beschäftigt? Man hat gesagt, dass verletzte Poeteneitelkeit die Ursache seines Zürnens gewesen wäre, indem der Erfolg seiner Phädra eine Zeit lang vor der

Phädra eines jetzt schier vergessenen Nebenbuhlers Namens Pradon zweifelhaft erschienen wäre. Mit Unrecht, nach meiner Ansicht, hat man das Verhalten eines so hohen Dichtergeistes auf einen immerhin unedlen Beweggrund zurückführen wollen. Racine gehörte nicht zu den Dichtern, die nur für den Erfolg gearbeitet haben, und wenn ihn auch die zeitweilige Ungerechtigkeit des Publikums schmerzen konnte, so entsagte er doch darum nicht sofort der ganzen Aufgabe seines geistigen Lebens. Nein, ich bin fest überzeugt, andere, tiefere Gründe für Racine's zwölfjähriges Fernbleiben vom Theater vorbringen zu dürfen. Wie Schiller einer stillen Musse bedurft hat nach heissen Jahren idealen Ringens und dichterischen Schaffens, und wie unser deutscher Dichter durch Studien der Philosophie und Geschichte geklärt, gekräftigt und gehoben dann mit seinen höchsten Kunstleistungen hervortrat, so hatte Racine stille Jahre gesucht, wo er unberührt von der Eitelkeit des königlichen Hofes und von den Strömungen der Tagesliteratur sich einer Wissenschaft widmete, und diese nicht nur in seinen Kopf, nein in sein Herz, in den ganzen innern Menschen aufzunehmen suchte. Nicht die abgezogene Philosophie und überhaupt nicht weltliche Wissenschaft konnte einem Manne wie Racine mit dem weichen, zarten Gemüthe volles Genügen verschaffen. Seinen Hunger und Durst nach dem, was da bleibet, sollte die Religion befriedigen. Seit 1659 hatte der junge Bossuet, später der berühmte, streitbare Bischof von Meaux, die Kirchen von Paris und Versailles mit seiner zündenden Kanzelberedtsamkeit gefüllt; als das Kampfgeschrei der Politik vor Ludwig XIV. in Frankreich verstummt war, als nur noch die Stimme der Bewunderung für den grossen König erscholl, da wagte es der kühne Geistliche, durchglüht von dem alttestamentlichen Prophetenberufe, sein Wehe über die Eitelkeit der Zeit und die irdische Grösse zu erheben. Während Bossuet den Autoritätsglauben in der gewaltigen Sprache der Bibel predigte, rief Fénelon zu den Füssen des Heilandes mit der süssen Sprache des Herzensglaubens. Der Port-Royal umschloss in seinen Klostermauern bis 1662 Pascal unter der Zahl seiner berühmten und gelehrten Büsser der Weltnichtigkeit, welche mit der düsteren Gnadenlehre des Jansenismus die katholische Christen-

welt zu verinnerlichen, wieder näher an die Quelle des Christenthums zurückzuführen trachteten. Von dieser Bewegung der ernsten Geister innerhalb der katholischen Kirche Frankreichs war Racine ergriffen worden, und da die Kraft des heiligen Geistes sich immer an den suchenden, glaubensbedürftigen Seelen wirksam erweist, so ging Racine in dem Verlangen nach Gott auf und hatte für eine lange Reihe von Jahren keine Zeit mehr für andere Dinge, die ihn früher gefesselt. In Ausarbeitung der Geschichte des Port-Royal, welche Boileau zu den vollendetsten Prosaschriften zählte, arbeitete Racine zugleich sein eigenes Denken über die Religion aus, und die eifrige Versenkung in die heilige Schrift nebst frommen Andachtsübungen stillten die Sühne verlangende Dichterseele in der Zurückgezogenheit des schlichten Familienlebens. Aus dieser Gemüthsverfassung, aus der inneren Arbeit des gereiften Mannes heraus, müssen Racine's letzte Schöpfungen, Esther und Athalie, betrachtet werden. Immer hat man nur den ästhetischen Massstab angelegt und immer nur von dem Gesichtspuncte aus gelobt oder getadelt. Selbst in den geschätztesten Werken der Landsleute Racine's findet man über jene wichtige Thatsache im Leben des Dichters keinen genügenden Aufschluss, oft nicht einmal eine Andeutung.

Nachdem mir gewiss geworden, dass Racine nicht in der Verlegenheit um einen neuen Stoff die Bibel zur Fundgrube seiner Kunst gemacht hat, sondern nur dieser und kein anderer Stoff mehr seinem geistigen Leben genügte, betrachten wir den Inhalt der Athalie selbst, um sodann die neue Kunstform Racine's zu untersuchen.

Das II. Buch der Könige, besonders Cap. XI, gab ihm den Stoff zur Tragödie. Das Volk Gottes ist in die Reiche Juda und Israel gespalten. Der Tempel bildete für alle Priester und die treuen Anhänger des Gesetzes den Mittelpunct. Israel war abtrünnig. Joram, König von Juda aus dem Geschlechte Davids, hatte Athalie geheiratet, eine Tochter des israelitischen Königs Ahab und der Jesabel, welche die Propheten auf das Grausamste verfolgt hatte. Die Gottlosigkeit der Mutter war auf die königliche Tochter übergegangen, so dass bald Joram, in das heidnische Treiben hineingezogen, dem Baal einen Tempel in Jerusalem hatte bauen lassen. Sein Sohn

Ochosias, der auch auf diesen Wegen gewandelt, hatte gelegentlich der Vernichtung des israelitischen Hauses Ahab durch Jehu sein Leben verloren. Auf diese Kunde hatte Athalie ihren ehrgeizigen Plan rasch zur Ausführung gebracht, indem sie das Königsgeschlecht ausrottete durch Ermordung ihrer eigenen Enkel, der Kinder des Ochosias, und sich der Herrschaft bebemächtigte. Nur ein Prinz, noch Säugling, war aus dem Blutbade heimlich durch Josabeth, des Ochosias Stiefschwester und Gattin des Hohenpriesters, gerettet und unerkannt im Tempel bis in die Mitte der Knabenjahre auferzogen worden. Auf diesem geschichtlichen Hintergrunde spielt das Stück.

Nach Racine's eigner Angabe hat unsere Tragödie die Anerkennung und Thronbesteigung des Joas zum Gegenstande, d. h. aus diesem geschichtlichen Ereigniss gestaltet der Dichter seine Handlung. Ort derselben ist eine Vorhalle zur Wohnung des Hohenpriesters im Tempel zu Jerusalem. Man ist im Begriff das Fest der Gesetzgebung feierlich zu begehen. Abner, ein tapferer und erfahrener Krieger im Dienste der Königin Athalie, jedoch Anhänger Jehovahs, begegnet auf dem Gange zum Fest dem Hohenpriester Joad. Seine Trauer über die Verirrung des vielfach zum Götzendienst verführten Volkes spricht er aus im sehnsüchtigen Hinblick auf die vergangenen Tage des kräftigen Glaubens. Joad sucht seinen Muth zu stärken, Jehovah habe nicht aufgehört, seine Getreuen zu schützen und wunderbar durch alle Trübsal zu führen; ja, er gibt ihm eine geheimnissvolle Andeutung, dass selbst das scheinbar ausgerottete Geschlecht Davids sich wieder glänzend erheben könne. Die Bemerkung Abners, es scheine neue Verfolgung und persönliche Gefahr für ihn von Seiten der seit einigen Tagen sonderbar verdüsterten Königin bevorzustehn, veranlasst Joad mit seinem Weibe die Nothwendigkeit zu erörtern, seinen Entschluss zur Ausführung zu bringen, und den seit neun Jahren geheim gehaltenen königlichen Sprössling nun dem Volke zu zeigen, somit offen gegen Athalie aufzutreten.

Act II. Das Fest hat begonnen, da stürzt Zacharias, Joads Sohn herein und berichtet die grosse, frevelhafte Störung des Festes. Athalie ist in das Innere des Tempels eingedrungen; vom zürnenden Hohenpriester hinausgewiesen, hatte sie schon

ihren Mund zur Lästerung geöffnet, als sie in Entsetzen verstummte, unverwandten Auges auf Eliacin starrend, den unter diesem Namen im Tempel beim Festopfer beschäftigten Pflegesohn Joads. Voll Furcht, der Prinz sei erkannt, sieht Josabeth die Königin mit ihrem Gefolge nahen. Vor Abner und dem zum Rath herbeigeholten Baalspriester Mathan sucht die noch tief erschütterte Königin ihren Schritt zu begründen; zwar sei sie ruhig über ihre durch politische Nothwendigkeit veranlassten Thaten, und stolz dürfe sie auf ihre gegen alle Feinde gesicherte Macht blicken:

„Jetzt wollt' ich endlich noch in Ruh' geniessen
Die Früchte meiner klugen That, da tritt
Ein Wahn, ein leid'ger Wahn, schon läng're Zeit
Dem Fortschritt meines Glückes in den Weg.
Ein Traum (wie kann mich doch ein Traum so quälen),
Ist daran Schuld, dass bittrer Kummer mir
Am Herzen nagt. Ich mied ihn, sucht' ihn stets
Zu fliehn, doch überall verfolgt er mich.

Es war in einer schaurig tiefen Nacht;
Da zeigt sich mir die Mutter Jesabel,
Wie einst am Todestag im vollsten Schmuck:
Denn alles Leid konnt' ihren Stolz nicht beugen;
Selbst jenen falschen Glanz sah ich an ihr,
Durch den sie stets dafür zu sorgen wusste,
Dass auch ihr Antlitz frisch und schmuck erschien,
Und man die Spur des Alters nicht bemerkte.
„Erzittre," ruft sie, „meiner würd'ge Tochter,
Auch dich stürzt einst der blut'ge Judengott.
Weh! armes Kind, auch du bist ihm verfallen,
Dem Unbarmherzigen!" Und als sie so
Mir diese Schreckensworte zugerufen,
Schien sich ihr Schatten über's Bett zu neigen;
Ich streckte schnell, um sie noch zu umarmen,
Nach ihr die Hände aus. Da aber fand ich
Nichts als ein grauenhaftes Durcheinander
Von Knochen und zerquetschtem Fleisch, von Fetzen,
Die blutig noch durch Koth gezogen waren,
Und Gliederstümpfe, die von gier'gen Hunden
Gezerrt und hin und her gerissen wurden. —
In diesem Wust bot plötzlich meinem Blick
Ein kleiner Knab' sich dar; bekleidet war er
Mit einem strahlenden Gewand (so wie
Man Judenpriester wohl gekleidet sieht).

Bei seinem Anblick lebte auch mein Geist,
Der halb betäubt war, wieder auf; doch als ich,
Noch nicht ganz meiner Sinne Herr, gerührt
Versenkt war in Bewund'rung seines milden
Und edlen und bescheidnen Aussehns,
Da fühlt' ich plötzlich tief in meinem Busen
Das mörderische Eisen des Verräthers. —

Dass so viel wunderbare Dinge hier
So sonderbar zusammentrafen, scheint
Vielleicht Euch nur des Zufalls Spiel zu sein,
Ich selber, meiner Furcht mich schämend, habe
Es als ein eitles Dunstbild angesehen.

Doch als erst mein Gemüth einmal von dieser
Erinnerung erfüllt war, sah ich zwei Mal
Seitdem dasselbe Bild im Traume wieder;
Zwei Mal stieg auf vor meinem trüben Blick
Das Kind und stets bereit mich zu durchbohren.
Durch dieses Schreckgespenst, das mich verfolgt,
Zuletzt an Seel' und Leib geschwächt, beschloss ich
Baal selbst zu bitten, mich in Schutz zu nehmen,
Und wollte endlich Ruhe finden dort,
An seines Altars Stufen: o wie mächtig
Vermag ein Schrecken doch des Menschen Geist
Ganz zu beherrschen! Mich trieb dunkle Ahnung
Hinein ins Gotteshaus der Juden; ja,
Ich wollt auch ihren Gott versöhnen.
Ich glaubte, dass sein Zorn sich durch Geschenke
Abwenden liesse: dass mir jene Gottheit,
Wer sie auch sei, sich sanfter zeigen würde!
O grosser Priester Baals, verzeih' die Schwäche!
Man unterbricht das Opfer, Alles flüchtet,
Nur Joad schreitet wüthend auf mich zu,
Und während er noch spricht, seh' ich, o Graus!
O furchtbares Erwachen! jenes Kind,
Das mich bedrohte, ganz so schrecklich wie
Es mir der Traum schon vorgespiegelt hat.
Ich hab's gesehn! dieselben Mienen, ganz
Dasselbe linnene Gewand, sein Gang,
Sein Blick und alle Züge ebenso:
Das war es selbst, es schritt einher zur Seite
Des Hohenpriesters, ward jedoch gar bald
Sorgfältig meinem Blick entzogen. Und —
So wisst Ihr jetzt, was mich hier säumen liess,
Wesshalb ich Euch zu Rathe ziehen wollte! —«

Mathan räth einfach, den schreckenden Spuk blutig aus dem Wege zu räumen, Abner bringt die Stimme der Menschlichkeit zur Geltung. Athalie befiehlt, um sich zu entscheiden, den Knaben vor sie zu führen, der wohl in seiner Unbefangenheit den Spähern ein drohendes Geheimniss verrathen mag. Die listigen Fragen der Königin, beantwortet in der Herzenseinfalt einer frommen Kindesseele, führen zu keinem Ergebniss, auch die verführerische Aufforderung an das Kind, Joads Haus mit ihrem Palaste zu vertauschen, hat nur freie Abweisung zur Folge, so dass Athalie aufs Aeusserste gereizt und auf Rache sinnend sich wegwendet.

In ihrem Auftrage verlangt Mathan von Josabeth die Auslieferung des Prinzen; vergeblich sucht er sie einzuschüchtern, vergeblich ihr das Geheimniss, welches den Knaben umgibt, zu entlocken. Da der Hohepriester hinzukommt und den Abtrünnigen von seiner Schwelle jagt, ist die alte Feindschaft des falschen Priesters zur heftigsten Rachsucht entflammt. Bei der Gefahr, den Prinzen nun mit Gewalt entrissen zu sehn, ist für Joad die Stunde des Handelns gekommen. Josabeths Rath, den Knaben zu verbergen und bei Jehu Hilfe zu suchen, wird verworfen, Gott selbst wird seinen Kampf durchführen. Noch heute soll Joas von dem Volk Gottes als der rechtmässige König anerkannt werden. Der Tempel wird geschlossen, die Feigen unter dem Volke verlieren sich, die Zahl der treuen Leviten wird verdoppelt. Unter der prophetischen Klage über das sündige Jerusalem und die Zuversicht über das neu aus dem Siege erstehende, dem der Messias erscheinen wird, stärkt man sich zum Kampfe und greift zu den Waffen. Act IV. Joas, mit seiner Herkunft und Bestimmung bekannt gemacht, wird mit dem königlichen Schmuck bekleidet, die Gläubigen huldigen ihm als ihrem rechtmässigen Herrscher. Joad warnt ihn vor den Gefahren der königlichen Macht und lässt ihn auf die heiligen Gesetzbücher schwören. Allein schon nahen die feindlichen Schaaren Athalie's. Abner ist durch Mathans Ränke abgesetzt und in den Kerker geworfen. Die Vertheidiger des Tempels eilen an ihre Plätze. Act V. Zacharias berichtet seiner Schwester und dem Chore der Mädchen den Act der Salbung des Joas im Tempel. Darauf erscheint Abner, welchen Athalie, als

die zu ihrer Botschaft geeignetste Persönlichkeit, wieder von den Fesseln befreit hat, mit dem Geheisse, der Königin den Knaben und den Tempelschatz auszuliefern, wogegen sie friedlich abziehen würde; sein schwächlicher Rath, durch Nachgiebigkeit den Tempel und die Getreuen vor Raub und Mord zu bewahren, giebt Joad einen rettenden Gedanken ein. Athalie, aufgefordert mit den tapfersten Führern in den Tempel zu kommen und den Schatz entgegenzunehmen, erscheint voll Hohnes für den, wie sie glaubt, gedemüthigten Mann; auf ihr Gebot, die Auslieferung vorzunehmen, thut sich im Hintergrunde ein Vorhang auf, hinter welchem Joas im königlichen Schmuck auf dem Throne verborgen gehalten worden war, zur Seite seine Schützer und Ergebenen. Der überraschten, ohnmächtig wüthenden Königin enthüllt in hoheitsvollen Worten der Priester die Wahrheit, deren Ahnung sie erschreckt hatte. Auf den eiteln Hilferuf Athalie's stürzen die bewaffneten Leviten aus dem Innern des Tempels hervor; man meldet die Wirkung der Kunde des Geschehenen auf die Menge der Streiter und des Volkes draussen vor den Thoren des Tempels: die Einen sind geflohen, die Anderen jubeln, der Allen verhasste Mathan liegt ermordet im Baalstempel. So hat Athalie das ganze Gebäude ihrer Macht zerbrechen sehen und wird ausserhalb der heiligen Räume nebst ihrem Gefolge getödtet. Jerusalem ist befreit, das Heidenthum in Juda ist niedergeworfen, Gott hat sich wieder treu und mächtig in den Schwachen erwiesen.

Das ist das Stück, mit welchem Racine seine Laufbahn als tragischer Dichter geschlossen, das ist die Tragödie, welche von den einen als Meisterwerk, ja, als das Meisterwerk der tragischen Kunst Frankreichs gepriesen und von den Anderen unerträglich langweilig gefunden wird. Wer hat Recht?

Ich gehe für die Beurtheilung zunächst von der Frage aus, was Racine von der vollendeten Tragödie forderte. Er hat keine Abhandlungen über das Schöne, über die tragische Kunst geschrieben, aber der Fortschritt seines Denkens und der Ernst seines Suchens werden klar aus seinen Stücken. Wir thun daher auch besser, uns sein Verfahren zu vergegenwärtigen als seine Theorien. Racine verlangte eine einfache, einheitliche, durch die Charaktere getragene, dadurch in sich wahre Hand-

lung. Diese Handlung vollzieht sich rasch, da die Personen reif zum Handeln auf die Bühne treten, die Katastrophe wird vorbereitet von der ersten Scene an, Ursache und Wirkungen, Charaktere und Situationen stehen wie unter dem Bann des tragischen Ereignisses. Daher sucht Racine vor Allem nach einer solchen einfachen, aber bedeutenden geschichtlichen Begebenheit, deren Thäter mit starken Leidenschaften gefüllt sind. Er begnügt sich aber nicht mit dialogisierter Geschichte, sentenzenreicher Ausführung. Denn erst nun beginnt seine dichterische Thätigkeit mit der sittlichen und psychologischen Begründung der Handlung. Man vergleiche nur jenes 11. Capitel des II. Buches der Könige mit Racine's dramatischer Ausführung! Die Personen, von der Geschichte nur skizziert oder einseitig dargestellt, beleben sich in ihm zu leibhaftigen Menschen; Nebengestalten, als Träger anderer Gedanken, werden frei erfunden und es wird abgewogen, was auf der Bühne darstellbar ist, und was in die Erzählung gehört, damit das Stück in Zeit und Ort dem natürlichen Gang entspreche. Skizze auf Skizze entwirft er, die Handlung zusammenziehend und vereinfachend, bis sich der Plan des Stückes in ihm ausgestaltet hat. Dann schreibt er nach seiner Gewohnheit das Stück erst in Prosa nieder, um durch keine Selbsttäuschung über einzelne, besonders wirksame Stellen und durch keinen eiteln Reiz von Bild und Klang das Urtheil befangen zu machen, „er will sein Werk nackt sehen," ohne Zierrat, um besser den Plan zu verfolgen und keinen Handwerkseffect sich unter glücklichen Versen verstecken zu lassen. So, nun hat er nur noch die Verse zu machen; die Hauptarbeit war für ihn der dichterische Gedanke, der Entwurf der Handlung, die Gebärung der Personen. Was kümmerten ihn die pedantischen Philosophenregeln über die Einheit von Ort und Zeit! Die erste Forderung: Natur, innere Wahrheit der Handlung, führte ihn von selbst zur strengsten Beobachtung derselben. Nirgends hat er eine Erörterung über die drei Einheiten gegeben, er nahm sie nicht als der Tragödie voraufgehende Schulregeln, sondern für Wirkungen, Folgen, Prüfsteine der Wahrheit der Handlung. Und mit jedem Werke näherte er sich mehr dieser seiner Hauptforderung von der Einfachheit der Handlung. So wurde seine Athalie ohne allen Regelzwang doch der Schultheorie am entsprechendsten.

Ein weltgeschichtlich bedeutsamer Kampf, der siegreiche Kampf des gesetzestreuen Judenthums gegen die Befleckung durch das Heidenthum, bildet den Grundgedanken unserer biblischen Tragödie. Dieser Kampf vollzieht sich hier in dem einen Ereigniss des Sturzes Athalie's durch den gesetzmässigen König aus dem Geschlechte Davids; er wird herbeigeführt durch die leidenschaftlich interessierten Bestrebungen der Menschen, so dass der Ideenkampf sich darstellt als Personenkampf. Gustav Freitag hat treffend bemerkt, dass keine That an sich dramatisch ist und keine leidenschaftliche Bewegung an sich, dass eine Begebenheit für uns erst dramatisch wird, wenn wir die starken Seelenbewegungen in innerem Fortgang bis zur Handlung treiben sehen und das Ausströmen aus der Innenwelt und Gegenströmen der Aussenwelt in ihrem wechselseitigen Stosse beobachten. Und das findet in Racine's Athalie statt.

Nach jener meisterhaften Exposition, welche alle unentbehrlichen Voraussetzungen des Stoffes bezüglich Zeit und Ort und Stellung der Personen zu einander in den Vorgängen der Eröffnungsscenen sofort erkennen lassen, steigt in den ersten Acten bis zur Proclamation des Joas die Verwicklung; so dass Charakterzeichnung und Handlung gleichmässig sich ausbreiten. Von dem Augenblick an, wo Athalie in den Tempel gedrungen ist, sind alle Herzen der Handelnden wie der Zuschauer von Verwirrung und Furcht ergriffen, von denen die Seele nicht frei wird, ehe die Katastrophe geschehen. Der Argwohn Athalie's, ihre Herrschaft bedroht zu wissen, erst traumhaft unklar, wird, durch ihre Creaturen schlau benutzt, bis zur That genährt; es gilt, sich des legitimen Thronfolgers zu bemächtigen. Athalie braucht ihn zur eigenen Sicherung, Joad baut auf ihn die Wiederherstellung der alten Macht des Gesetzes. Noch ist Athalie auf dem Gipfel ihres Glückes, sie glaubt sich noch am Ziele, der Vorboten ihres nahen Falls uneingedenk, des inneren Widerspruches ihres Thuns und ihres Gewissens nur unklar bewusst. In raschen Schritten führen uns die zwei letzten Acte die lösende Entscheidung vor, des Joas Erhebung, den um den Tempel sich zusammenziehenden Entscheidungskampf. Mit grosser Kunst wird die Katastrophe noch einmal aufgehalten durch Abners Vermittlungsvorschlag: Joad könne den Tempel, sich und die

Leviten retten, wenn er den Knaben ausliefere. Um so kräftiger tritt die heilige Festigkeit des Hohenpriesters hervor, um so erschütternder folgt der Sturz der Ungerechten.

Einen sittlichen Kampf im Kampf der Interessen, eine grosse, festgeschlossene Handlung, stark leidenschaftliche Charaktere hat uns Racine zu bieten gewusst, das ist dramatisch und tragisch. Und wie wunderbar reich und kräftig sind diese Charaktere gezeichnet!

Athalie wird uns, noch ehe sie auftritt, skizzirt. Sie ist das schuldbeladene, ehrgeizige Weib auf dem Throne. Herrin will sie sein, um im Bewusstsein der Machtfülle zu schwelgen; aber mehr noch, sie behauptet ihre Herrschaft gegen Jehovah, sie führt den trotzigen Kampf des auf sich selbst gestellten Menschen gegen die Majestät Gottes, der die Verbrechen ihres Hauses gestraft hat, der ihr Leben mit der grausigen Erinnerung an den vom Feinde hingeschlachteten Vater und den Bruder vergällt, und an die Mutter, die aus dem Fenster gestürzte, deren zerschmetterten Leichnam die Hunde des Feldes zerrissen haben. Dieses Blut zu rächen, war Athalie's Lebensaufgabe, dafür erstickte sie das gemeine Mitleid, die natürlichen Regungen ihres Frauenherzens, schonte sie der Kinder des eigenen Sohnes nicht. Thatkräftig hat sie verstanden den überraschten Feind stets kräftig niederzuwerfen, Alles glückte ihr, sie sieht ihren Namen weithin gefürchtet. Indessen bei aller Energie, männlichen Verwegenheit, politischen Klugheit ist Athalie Weib. Die Schrecken des Gewissens verfolgen sie; um sich die Pein der Reue nicht zuzugestehen, pocht sie auf ihren Machterfolg, fröhnt sie ihren Leidenschaften, ihren Unterthanen ein Gegenstand des Schreckens, des Abscheues. Immer besorgt ihre Macht zu verlieren, achtet sie argwöhnisch auf jedes Anzeichen einer Gefahr, sie lässt sich von Träumen schrecken, wird insgeheim von abergläubischen Schauern geschüttelt. Darum hat sie sich dem schlauen Priester Baals in die Arme geworfen, darum hasst sie Joad nicht bloss als den immer noch einflussreichen Gegner, sie hasst in ihm die Charakterfestigkeit, sie hasst die Glaubenstreue in dem Starken Jehovahs. Ist sie nicht Weib in ihren zwischen Verstandesthat und Herzensempfindung getheilten Seelenzuständen? Aber was Schwankendes in ihr ist,

wird von Mathan in Handlung umgesetzt. Dieser Mathan ist der intriguante Priester am Hofe. Man ist versucht in ihm den Jesuiten aus der Zeit Ludwigs XIV. zu erblicken, eine Illustration zu den „Lettres provinciales“ Pascals. Statt als Diener Gottes den Frieden zu bringen, lauert er am Hofe der Königin, macht sich unentbehrlich, trachtet, auf die Staatshandlungen in eignem Interesse Einfluss zu gewinnen, nährt geflissentlich die Herrscherwillkür, giebt eine übertriebene Vorstellung von der königlichen Gewalt, hetzt und reizt zum Morde, den er mit schlagfertiger Casuistik zu rechtfertigen versteht. Er weiss sich zu bücken, selbst gegen Beleidigungen zu schweigen, wenn er nie bekümmert um die Wahl der Mittel seinen Zweck verfolgt. Mathan ist der Abtrünnige des mosaischen Gesetzes; weil er Joad nicht über sich ertragen konnte, ist er abgefallen und als der eifrigste der Eifrigen wird er der Oberpriester Baals; als einem Menschen ohne Ueberzeugung und Treue sind ihm fromme Redensarten geläufig, hinter denen er die lästige, heimlich schreckende Erinnerung an den Gott seiner Jugend verbirgt.

Er ist Athalie's böser Geist. Der Schwäche ihrer leidenschaftlichen, beängstigten Seele bemächtigt er sich, um die Königin als Werkzeug seiner Rache an Joad zum letzten, vernichtenden Schritt gegen den Rest der Jehovah Getreuen zu drängen.

Einen Vertrauten hat seine hässliche Seele in einem naiveren Schufte sich erkoren. Auch Nabals Nebengestalt hat doch ihre eigne Physiognomie. Als niederer Officier im Heere Athalie's und offenen Blickes für die Schurkereien der Menschen um ihn, weiht er sich weder Baal noch Jehovah, sondern lebt seiner Selbstsucht und sieht in dem ganzen Hofgetriebe nur eine günstige Gelegenheit seinen Vortheil wahrzunehmen.

Athalie's bessere Regungen finden Unterstützung in Abner, einer ehrlicheren Hofmannsnatur. Die Gestalt dieses Feldherrn, dessen weder im Alten Testamente noch im Josephus Erwähnung geschieht, ist ganz Racine's Erfindung. Edle Eigenschaften zeichnen den im Kriegsdienste der Könige ergrauten Mann aus. So bewährt seine Tapferkeit ist, so ist er nach seinem inneren Leben doch ein Mensch der halben That und der güt-

lichen Vermittlung. In seinem Herzen ist er dem wahren Gotte treu, aber es fehlt ihm der starke Glaube, jene Kraft des Judenthums, die es in Jahrhunderten der Trübsal nicht hat sich selbst aufgeben lassen. Wohl bedauert Abner, dass die glanzvolle Zeit der alten Gläubigkeit dahin gesunken ist, ohne sich jedoch der kühnen Streiterschaar Jehovahs rücksichtslos anzuschliessen. Die Zeit zum offenen Handeln glaubt er noch in weiter Ferne, denn die alte Kühnheit des Volkes Gottes ist verloren, Gott selbst hat seine Hand vom Volke abgezogen, Gott thut keine Wunder mehr. Darum hält ihn Joad auch nicht für würdig Mitwisser der Verschwörung gegen die Regierung Athalie's zu werden. Abner hält es für seine Aufgabe durch seinen Einfluss auf Athalie's Hof und Heer die Sache der Bedrängten vor offener Verfolgung zu schützen. Das Leben am Hofe hat ihn zu einem feinen Beobachter der Menschen gemacht, und da er gewandt versteht Gott zu geben, was Gottes ist, und der Königin, was ihr gebührt, so vermag er sich bei ihr selbst in Gunst zu erhalten und Mathans Einfluss zu hemmen.

Gegenüber diesem Hoflager Athalie's zeigt uns Racine die erhabene Grösse des Tempels, die feurigen Glaubensstreiter geschaart um Joad, den Furchtlosen, die Verkörperung des jüdischen Volksgewissens, den Mund Jehovahs. Als der selbst majestätische Vertreter des göttlichen Zornes über die Ungerechten, redet er voll des heiligen Feuergeistes der Schrift, rühmend, dass Gott noch lebt und Wunder thut, sichtbar auch heute noch in den Werken der Geschichte; er verkündet das Gericht, welches nahe schon seinen rächenden Arm über die Verfolger streckt. Joad erscheint auch im Alten Testament bedeutsam genug, denn er wird mit Eli allein von den Hohenpriestern nach Josua namentlich angeführt. In ihm lässt Racine das alttestamentliche Prophetenthum und das Königthum vereint erscheinen. Schon um seiner Verwandtschaft mit dem Geschlechte Davids willen betrachtet sich Joad als den berufenen Vertreter und Schützer der Königsidee.

Die Rolle Joads vom grossen Talma gespielt, soll, nach der Versicherung von Augenzeugen, von der grossartigsten Bühnenwirkung gewesen sein.

Bescheiden steht ihm zur Seite Josabeth, als Helferin zur

politischen That nur soweit zugezogen, als Joad zu bestimmen für gut hält. Mit zarter Muttersorgfalt hat sie den Prinzen von Kindesbeinen an umgeben, weshalb auch nun, wo die gefahrvolle Entscheidung herantritt, vor Allem die Besorgniss um das Leben des theuren Pflegesohns in ihr erwacht.

In einer geringen Anzahl von Personen hat Racine ein höchst lebendiges Bild der Zeitverhältnisse seiner Handlung gemalt. Ganz ausgezeichnet ist vor Allem die Art, wie er allgemein menschliche, zu allen Zeiten vertretene Bestrebungen, Ansichten, Stimmungen, Charaktere mit der so zu sagen localen, individuellen Farbe vereinigt hat. Wer möchte diesen Gestalten gegenüber noch den alten, allerdings oft berechtigten Vorwurf wiederholen, dass der Franzose nie verstanden habe Anderes als seine Franzosen zu schildern?

Es bleibt uns noch zu besprechen die Aufgabe der tragischen Kunst, wie Racine sich dieselbe in seiner letzten Dichterperiode dachte.

Racine's Esther und Athalie sind als biblische Tragödien nicht völlig beispiellos in der französischen Literaturgeschichte. Schon im sechszehnten Jahrhundert zur Zeit der Bemühungen um den Neubau der französischen Bühne durch Nachahmung antiker Stoffe war Robert Garnier unter Anderem auch mit einer biblischen Tragödie „die Jüdin,“ hergevortreten. Sein unvollkommener Versuch blieb lange ohne Nachfolge, bis Racine nah am Ziele seiner dramatischen Laufbahn jenen Gedanken wieder aufnahm und fortspann, bemüht die Continuität mit dem religösen Drama des Mittelalters wieder herzustellen. Ein Wort Gustav Freitags passt zu treffend auf das uns vorliegende Reformwerk der französischen Bühne, als dass ich mir versagen möchte es hier zu citiren und seine Anwendung auf Racine zu rechtfertigen.

„Der Dichter,“ sagt er, „soll sich selbst zu einem tüchtigen Manne machen, dann mit fröhlichem Herzen an einen Stoff gehen, welcher kräftige Charaktere in grossem Kampf darbietet, und soll die wohltönenden Worte Schuld und Reinigung, Läuterung und Erhebung Anderen überlassen ... Was in Wahrheit dramatisch ist, das wirkt in ernster, starkbewegter Hand-

lung tragisch, wenn der ein Mann war, der es schrieb, wo nicht, zuverlässig nicht." So ist Racine verfahren.

Wir haben oben den Dichter in tiefer Zurückgezogenheit gesehen, als er unter ernsten Studien und in religiöser Beschaulichkeit sein vergangenes Leben prüfte. Das contemplative Verhalten im engezogenen Kreise der Familienpflichten genügte ihm schliesslich nicht mehr, es regte sich in ihm wie ein Vorwurf, dass er die Kunst, der er die besten Jahre seines Lebens mit Begeisterung gewidmet, nun ganz vernachlässigt habe. Wäre sie ihm nur die Spenderin des Reizes eitler Weltlust gewesen, er hätte sie für immer dahinten gelassen, wie seine ehemaligen Maitressen. Er dachte höher von der Kunst.

Allein gleichwie sein eigenes Seelenleben einen neuen Inhalt gewonnen hatte in Gott, so musste sich ihm auch die Aufgabe der tragischen Kunst zu einem neuen, höheren Ziele erheben.

Stellte sie sich ihm früher dar in der Absicht dem Menschen den Menschen zu zeigen wie er ist, und durch die zu Mitleid und Furcht gesteigerte Theilnahme an des Helden leidenschaftlichen Bestrebungen des Zuschauers Seele zu läutern, so hielt er zwar auch jetzt dieses Princip in vollem Umfange aufrecht, stellte aber die Menschen merklicher unter das Walten der sittlichen Weltordnung. Die Schicksalsidee des Alterthums wurde ihm zur christlichen Gottesidee. Nicht, dass die Menschen nun Puppen würden in der Hand des Weltmaschinisten; die Charaktere handeln auch fortan unter dem Antrieb ihrer Leidenschaften und Interessen, aber Racine will ersichtlicher, greifbarer machen, dass dieses ihr einseitiges, innerhalb des Ganzen der menschlichen Gesellschaft selbstsüchtiges, daher unberechtigtes Handeln nicht bloss gegen die Moral verstösst, die immer noch als der vom Gesellschaftsinteresse selbst erfundene Sittencodex erscheinen könnte, sondern das Sittengesetz muss als heiliges Gottesgesetz sich fühlbar machen. Der tragische Conflict soll nicht bloss den Stoss zwischen Gesellschaft und Individuum darstellen, sondern den Einzelmenschen in Auflehnung gegen die göttlich geordnete Menschheit, gegen Gottes Majestät selbst.

Auf die Erzählungen der Bibel verwies Racine daher die

tragische Kunst seiner letzten Jahre, nicht weil dieselben dem Gläubigen heilig waren, und weil er andere geschichtliche Stoffe nunmehr als weltlich für unzulässig gehalten hätte, sondern er leitete die Tragödie nur wieder auf die Bahn, auf welche sie ihr religiöser Ursprung aus den Mysterien hinwies, in der Ansicht, dass die Bühne bei biblischen Stoffen vorerst, wo es sich handelte seiner Ansicht Bahn zu brechen, weniger Gefahr biete, als blosser Vergnügungsort oder auch als nur moralische Anstalt betrachtet zu werden. Er hielt die biblische Tragödie für vorzüglich geeignet jene allgemeine Wirkung der Tragödie zu erzielen, nämlich durch die angeschaute Handlung die Seele zu läutern und ihre durch das hergestellte Gleichgewicht gehobene Stimmung bis zu der seligen Freude des neu erkannten Gottesgedankens zu steigern. In der That, jene sittliche Wirkung, die sich Schiller schöner Begeisterung voll von der Tragödie verspricht, dürfte besser zu erreichen sein durch Verbindung mit einem ausgesprochen religiösen Elemente in ihr. Und die Wirkung dieses aus dem innersten Seelenbedürfniss des Dichters entwickelten Gedankens meint wohl Ranke, wenn er in seiner französischen Geschichte sagt, es „schwebe ein Gefühl von Religion über Athalie, das noch heute die Gemüther ergreife.“

Man wird mir einwerfen, dass es nicht Aufgabe der Kunst sein kann, religiös und sittlich zu erheben. Allerdings ist zunächst Erzeugung von Schönem das Werk der Kunst; aber dieses unbestimmbare, weil in unendlich verschiedenen Formen in die Erscheinung tretende und nur als die wohlthuende Harmonie von Idee und Form fassbare Schöne hat des Wahre und Gute in nothwendiger Voraussetzung zum Inhalt. Gewiss, als Kunstwerk setzt sich die Tragödie nur das Schöne zum Zweck, doch hat sie nur das eine Mittel dasselbe inhaltlich in Handlungen der Menschen, also im Streit des Wahren und Guten mit der Lüge und dem Bösen uns vorzuführen. Das Schöne kann also nur die Form bestimmen, und diese Forderung der schönen Form zu schmälern, ist Racine nie eingefallen; aber den Inhalt und die dem Schönen innewohnende Wirkung auf das Subject hat er zu vertiefen getrachtet.

Mit feinstem Verständniss der modernen tragischen Kunst

hat er die Gefahren vermieden, welche man der biblischen Tragödie von vornherein entgegenzuhalten geneigt ist. Er war sich wohl bewusst, „dass die wunderlose Wirklichkeit der Geschichte die wahre Heimat des modernen Dramas ist; darum hütete er sich Gottes Nähe etwa in einem deus ex machina fühlbar zu machen, nein, er legt seine Gottheit als die persönliche, sittlich-religiöse Macht in die Menschen selbst, um ihr Walten aus deren Handlungen aufleuchten zu lassen. Das Gefühl der menschlichen Kleinheit vor dem erhabenen Unendlichen in der Gewissensangst Athalie's, und das Gefühl der menschlichen Grösse beim Bewusstsein der Einheit mit Gott in Joad senkt sich unwiderstehlich auch in die Brust des Hörers. Racine hat auch die andere Klippe vermieden, in seinem modernen religiösen Drama einen Principienstreit zu personificieren. Er selbst hatte das Christenthum vor Allem aus dem Bedürfniss seines Herzens erfasst, und so ist die religiöse Stimmung seines Dramas allgemein gehalten. Auch giesst der Dichter nicht rhetorisch seine religiösen Anschauungen und Gefühle in seine Personen. Je wärmer das innere Bedürfniss gewesen sein mag, welches ihn zu seiner Dichtung drängte, um so mehr bewundere ich jene Entäusserung des dichterischen Subjectes in der objectiven Personification.

Vischers Ausspruch sodann, dass ganz modernes Bewusstsein, tiefe und raffinierte Conflicte des Herzens und Weltschmerz in alttestamentliche Stoffe zwängen eine der Verkehrtheiten unserer Zeit sei, trifft nicht Racine's Behandlung biblischer Stoffe, wofür ich als den bezeichnendsten Umstand anführe, dass Esther und Athalie beide keine Liebesverhältnisse enthalten.

Was fehlt denn also der biblischen Tragödie Racine's an den Kennzeichen der vollendeten Tragik? Hat der Dichter ein der Kunst Fremdes ihr aufdrängen wollen? Wir haben ja in Athalie nicht bloss Charakterzeichnung in wirksamen Contrasten, sondern auch die geforderte Reihe von Thaten mit einer entscheidenden That im Mittelpuncte, durch welche sich die Personen ihr Schicksal bereiten, das heisst, den Sieg der göttlichen Weltordnung herbeiführen, indem das Erhabene des leidenschaftlich erregten Subjects, welches zuerst den Vordergrund einnahm,

vor dem absolut Erhabenen des Schicksals, der Weltordnung, Jehovah, gewichen ist.

Gegenüber dieser Idee Racine's von der Aufgabe der biblischen Tragödie klingt Schlegels Urtheil auffallend oberflächlich, wenn er etwas schulmeisterlich bemerkt, „auch den Geist der hebräischen Geschichte habe Racine im Ganzen richtig gefasst; hier habe ihn die Ehrerbietung geleitet, die der Dichter gewissermassen immer zu seinem Gegenstande hinzubringen sollte.“

Seine Gedanken führten Racine weiter zu einem neuen Wagniss auf dem Wege zur Reform der modernen tragischen Kunst, ich meine die erneute Anwendung des Chores. Wie verhält sich Racine's Versuch zu jenem Ausspruche Schillers, dass der alte Chor in das französische Trauerspiel eingeführt es in seiner ganzen Dürftigkeit darstellen und zu nichte machen würde? Lauten diese Worte und die folgende Stelle: „der Chor der alten Tragödie ist meines Wissens seit dem Verfall derselben nie wieder auf der Bühne erschienen,“ nicht, als ob Schiller von Racine's Wiedereinführung des Chores gar keine Kenntniss gehabt hätte?

Der antike Chor geschichtlich von dem religiösen Ursprung des Dramas her beibehalten und dann künstlerisch der Gattung zu eigen gemacht, begleitete als Vertreter der sittlichen Anschauungen des Volkes mit seinen Empfindungen und Betrachtungen ethischer wie religiöser Natur die angeschauten, „tiefen individuellen Collisionen“ der Bühnenhandlung, die erregten Gefühle des Mitleids und der Furcht mässigend durch den Hinweis auf die Fügungen der Götter nach den ewigen Gesetzen der Welt. Das moderne Drama hatte den Chor, abgesehen von veränderten äusseren Bühnenverhältnissen, fern halten zu müssen geglaubt, hauptsächlich aus dem von Vischer geltend gemachten inneren Grunde, dass es bei der reicher verästeten Fabel und der grösseren Zahl von Personen, welche in sehr verschiedenen Gemüthern die Handlung sich abspiegeln lassen, keinen Chor mehr braucht; denn das subjective Echo ist durch die Vielzahl der betheiligten Personen und das vertiefte, moderne Gemüthsleben in das Drama selbst hineingenommen. Dennoch fordert die fortschreitende Bewegung der Handlung ihre Ruhe-

puncte, damit die empfangene Empfindung ausklinge und die gespannte Erwartung auf den Fortgang der Handlung sich erhöhe. Wie befriedigt die neue Zeit dies Bedürfniss? Einmal tragen dem die Monologe Rechnung. Zum Anderen erfand man die Zwischenacte und unterhielt sich nun bei geschlossenem Vorhang, sei es durch mehr oder minder passende Musikstücke, sei es durch Plaudern, Lorgnettiren, Einnehmen von Erfrischungen, so dass von der empfangenen Wirkung der Tragödie auf unser Gemüth womöglich die letzte Spur getilgt wird. Gegen solche Uebelstände unserer neueren Bühne Abhülfe schaffen ist ein Gedanke, welcher einen Tragiker wohl begeistern kann.

Lessings Fingerzeig, den antiken Chor bei uns durch bezügliche Orchestermusik zu ersetzen, ist an mehreren grossen Tragödien zur Anwendung gekommen. Aber Schiller hielt bekanntlich den Chor auch in der neueren Tragödie für äusserst geeignet den ideellen Gehalt derselben wieder eindringlicher zum Bewusstsein zu bringen und der Hörer Brust von der heftigen Spannung der erregten Affecte sanft zu befreien; indess erreicht er in der Braut von Messina diese Wirkung keineswegs, da er seinen bald in zwei feindlichen Parteien gespaltenen, bald als ideale Person zu denkenden Chor allzu heftig an der Handlung theilnehmen und es durch Beimischung heidnischer und maurischer Elemente zu keiner erhebenden, einheitlichen Wirkung des christlich Ethischen kommen lässt.

Racine lieferte in ansprechendster Weise auch bei dieser Frage den Beweis, wie ernst es ihm darum zu thun war die Würde der Kunst zu behaupten und zu verhindern, dass die volle tragische Wirkung abgeschwächt, ja zerstört würde. Warum sollte jene Verbindung des lyrischen Elements der Tragödie mit Musik und Tanzbewegungen nicht mehr möglich oder unwirksam erscheinen? In einer bescheidenen Bemerkung seiner Vorrede zur Athalie sagt Racine: „Ich habe auch versucht, von den Alten jene Ununterbrochenheit der Handlung nachzuahmen, welche bewirkt, dass ihr Schauplatz niemals leer bleibt, indem die Zwischenacte nur durch die auf die Handlung bezüglichen Hymnen und ethischen Betrachtungen des Chores bezeichnet werden.“ Und dass die Religion ihn zuerst für den Gedanken

begeistert hat, erhellt aus seiner Aeusserung über die Chöre seiner Esther: „Ich führte, so zu sagen, einen Gedanken aus, der mir oft durch den Kopf gegangen war, nämlich wie in den alten griechischen Tragödien, Chor und Gesang mit der Handlung zu verbinden und den Theil des Chores, welchen die Heiden dazu verwandten das Lob ihrer falschen Götter zu singen, zum Preise des wahren Gottes zu verwenden.“ Diese Kraft frommer Begeisterung macht in der That Racine's Chöre zu mehr als geschickten Kunstwerken; aus dem tiefsten Gemüth gedichtet vermögen sie auch wieder das Gemüth fromm zu erheben. So besingt, nachdem das Ende des ersten Actes uns unter dem Eindruck der folgenschweren Enthüllungen Joads gelassen, der Chor junger Mädchen die Grösse und Güte Gottes, ruft die herrlichen Zeugnisse der jüdischen Geschichte an und hilft Joad Abners Glauben stärken sowie Josabeths Muth befestigen.

Der ganze Chor singt:

Es strahlt das ganze Weltenall von seiner Pracht;
Zu ihm nur betet, unserm Gott; nur ihn ruft an:
Von Ewigkeit zu Ewigkeit währt seine Macht;
  Preist laut, was er uns Gut's gethan.

Eine einzelne Stimme:

Nie wird des bösen Feindes Macht
Und List Sein Volk, das laut ihn preist zum Schweigen bringen
  Sein Nam' steigt ewig himmelan,
Denn Tag für Tag zeigt seinen Ruhm, zeigt seine Macht,
Es strahlt das ganze Weltenall von seiner Pracht;
  Preist laut, was er uns Gut's gethan.

Der ganze Chor wiederholt:

Es strahlt das ganze Weltenall von seiner Pracht,
  Preist laut, was er uns Gut's gethan.

Eine einzelne Stimme:

Er giebt den Blumen ihren zarten Schmelz;
  Er schafft der Früchte Keim und Reife,
  Er ist's, der ihnen zuertheilt
Im rechten Maass der Tage Gluth, der Nächte Kühle.
Und tausendfältig trägt die Mutter Erde Frucht.

Eine andere:

Er lässt die Sonne frisch beleben die Natur,
  Das Licht ist ein Geschenk aus seiner Hand:

Jedoch sein heil'ges, reines Wort
Ist für uns Erdenkinder seine höchste Gabe.

Eine andere:

O Sinai, du heilger Berg, du mahnst die Welt
An jenen hohen, ewig hochgepriesnen Tag,
An dem auf deinem hehren Gipfel
In dichte Wolken eingehüllt der Herr ihr gönnte
Den Anblick eines Strahls von seinem Ruhmesglanz.
Sag' an, wozu die Flammen und die Blitze,
Die Dampfeswogen, das Getöse in den Lüften,
Posaunenschall und Donnerschläge:
Kam er der Elemente Bande zu zerreissen?
Kam er die Erde zu erschüttern
In ihren alten Fundamenten?

Eine andere:

Er kam den Kindern seines Volks zu offenbaren
Die ew'ge Leuchte seines heiligen Gesetzes;
Von jenem hochbeglückten Volk
Verlangt er Liebe, die auf ewig treu ausharrt.

Der ganze Chor:

O Gottes Wort, du herrlich Wort!
O gütigster, gerechter Gott,
Wie ist's natürlich doch und süss auf Gott
Zu richten alle Lieb' und Treu, auf solchen Hort!

Eine einzelne Stimme:

Von schwerem Joch erlöste er die Väter,
Ernährte in der Wüste sie mit süssem Manna.
Er gab uns sein Gesetz, er gab sich selber uns:
Und will für all das nur, dass man ihn liebe.

Der Chor:

O gütigster, gerechter Gott!

Dieselbe Stimme:

Durch Meereswogen liess er ziehn die Väter,
Aus hartem Fels liess er der Quelle Labsal rinnen;
Er gab uns sein Gesetz, er gab sich selber uns:
Und will für all das nur, dass man ihn liebe!

Der Chor:

O Gottes Wort, du herrlich Wort!
Wie ist's natürlich doch und süss auf Gott
Zu richten alle Lieb' und Treu, auf solchen Hort!

Eine andere einzelne Stimme:

Ihr die ihr ja nichts kennt als knechtisch feige Furcht,
Weicht euer Starrsinn noch nicht solcher Güte Gottes?
Ist's denn für euer Herz, ist's wirklich gar so schwer
Und gar so hart ihn nur zu lieben?
Der Sclave fürchtet seinen Peiniger:
Doch Seiner Kinder Erbtheil ist die Liebe.
Ihr wollt wohl, dass Euch Gott mit Wohlthun überhäuft,
Ihn lieben wollt ihr nicht!

Der ganze Chor:

O Gottes Wort, du herrlich Wort!
O gütigster, gerechter Gott!
Wie ist's natürlich doch und süss auf Gott
Zu richten alle Lieb' und Treu, auf solchen Hort!

Als im II. Act die unschuldige Herzensgradheit des Prinzen Joas der Königin List zu Schanden gemacht, und man die nahende Gewaltthat ahnt, preist der Chor das in dem geheimnissvollen Kinde dem Volke neu aufleuchtende Gestirn, welches des Herrn Macht in Zion offenbaren wird durch die Rache an dem Uebermuthe der Bösen. Noch unter der Wucht der prophetischen Worte des Hohenpriesters befangen, verwirrt durch das Geräusch der Waffen am Tage des frohen Festes, gespannt durch die Vorbereitungen zu einer Krönung, sucht er nach dem III. Acte in diesem erwartungsreichen Dunkel seine Furchtempfindungen durch Gebet zu dem unwandelbaren Schützer Zions zu bemeistern. Act IV hat dem Volke seinen neuen Thronerben gewiesen, die Feinde ziehen sich an dem Tempel zusammen: da öffnen zum Schlachtgesange die Jungfrauen den Mund.

Gewiss, jeder Kenner der griechischen Chorgesänge wird nicht anstehen zu behaupten, dass dieser französische Versuch hinter dem classischen Vorbilde zurücksteht; er kann es nicht erreichen um der Eigenthümlichkeit der französischen Sprache willen, welches jenes höchsten lyrischen Schwunges im Ausdrucke unfähig ist und bei völlig veränderten prosodischen Bedingungen jene feine Mannigfaltigkeit des metrisch-rhythmischen Baues der Gesänge vollkommen nachzubilden nicht im Stande ist. Dessenungeachtet verfehlen Racine's Chorlieder durchaus nicht die beabsichtigte Wirkung, weil sie rühren durch Lieb-

lichkeit, sanften Schwung, reine, religiöse Empfindung so wie durch erfrischenden Wechsel der Stimmungen.

Ich hoffe auf die künstlerische Bedeutung der Athalie Racine's in überzeugender Weise wieder aufmerksam gemacht und das Neue in diesem tragischen Reformversuch gebührend sowohl gegen die herkömmlichen Lobeserhebungen wie gegen die vorschnell absprechenden Urtheile hervorgekehrt zu haben. Allein je tiefer Racine sich bewusst war in Athalie den Beleg seiner fortentwickelten Grundsätze über das Wesen der tragischen Kunst seinem Volke geboten, ja mehr noch, den besten Theil seines Ichs demselben enthüllt zu haben, um so schmerzlicher empfand er die Ungerechtigkeit der lauen Aufnahme seines Werkes. Da seine Esther mit dem glänzendsten Beifall vom Hofe begrüsst worden war, machte nun der äusserst frostige Beifall den Dichter ganz untröstlich, so dass selbst die lebhaftesten Bemühungen seines Freundes Boileau, der Athalie die gebührende Geltung zu verschaffen ihn nicht entschädigten.

Dennoch sind die Gründe des anfänglichen Misserfolges der Athalie leicht einzusehen. Esther war die Antwort auf Frau von Maintenons Aufforderung gewesen, behufs einer Aufführung vor eingeladener Gesellschaft für die Mädchen des adlichen Erziehungsstiftes zu Saint-Cyr ein frommes, melodramatisches Gedicht zu machen. Auf einem anderen, öffentlichen Theater ist das dreiactige Stück zu Lebzeiten Ludwigs XIV. nie aufgeführt worden, weil es der Geistlichkeit hätte Aergerniss geben können auf einer öffentlichen Bühne einen durchaus biblischen Gegenstand darzustellen; erst sechs Jahre nach Ludwigs Tode, 22 Jahre nach dem Racine's, wurde es auf dem Théâtre français gegeben.

In Athalie war nun Racine weit über Esther hinausgegangen, seine Gedanken über die biblische Tragödie waren durchgearbeitet und zum Abschluss gelangt. Während Esther im ersten Druck noch „ouvrage de poésie tiré de l'Écriture Sainte, propre à être récité et à être chanté“ betitelt worden war, tritt Athalie gleich unter der Benennung: „tragédie tirée de l'Écriture Sainte“ auf und macht alle Ansprüche der Gattung. Gerade der Umstand aber, dass Racine mit einer gedankenvollen Neuheit vor das Publicum getreten war und der weltlichen Bühne eine Weihe

geben wollte, welche die Einen ihr nicht zuerkannten, und diese selbst nicht beanspruchte, erklärt zumeist die anfängliche Ungunst der Aufnahme seines Meisterwerkes.

Ein anderer Grund wirkte jedoch entscheidend mit; auch dieser lässt mich das landläufige Vorurtheil gegen Racine bekämpfen, als sei er nur der schmeichelnde Hofpoet Ludwigs XIV. gewesen. Es ist bekannt, mit welcher ganz persönlichen Ergebenheit Racine an seinem Könige hing. Wie die Bildnisse beider Männer, des Königs und des Dichters, überraschend eines an das andere erinnern, so mag auch eine gewisse Aehnlichkeit in der seelischen Anlage beider Männer vorhanden gewesen sein, die sie persönlich an einander führte, so weit die verschiedene Lebensstellung dies überhaupt zuliess. Gewiss ist, dass Racine nach eigenster Ueberzeugung in Ludwig den Gedanken des Königthums hoch hielt, und dass er ihm dankbar Leben und Kunst weihte, weil unter seinem Scepter Frankreich geordneten Zuständen wiedergegeben für die Kunst der geeignete Boden zu ihrer nationalen Blüthe geworden zu sein schien; auch dem Zauber der hoheitsvollen Anmuth Ludwigs, des vielseitig gebildeten, geschmackvollen Geistes konnte der Dichter am wenigsten sich entziehen, und dem Könige huldigte er daher in Allem, was er geschrieben. Als Racine aber von seiner Einsamkeit aus den Hof betrachtend gewahrte, wie die selbstsüchtigen Bemühungen unedler Geister sich des alternden Königs zu bemächtigen nicht ohne Einfluss blieben, als die Gefahren des unumschränkten Königthums deutlicher hervortraten, als 1685 dem Drängen Louvois und der Maintenon die Wiederrufung des Edicts von Nantes gelungen war, da ward des Dichters Liebe zum Könige und zum Vaterlande mit dem Schmerze bitterer Erfahrung gemischt. Schon in Esther hatte er es gewagt seiner Gesinnung Ausdruck zu geben, indem er bei der ersten Vorstellung in Gegenwart des Königs und des Hofes Mardochäus, wo er von dem Verfolgungsedicte spricht, welches Haman der Schwäche des Ahasverus entrissen hatte, sagen liess:

„Et le roi trop crédule, a signé cet édit.“

Seine aufrichtige Verehrung für Ludwig drängte ihn auch in seiner Athalie freimüthig zum Könige zu reden; so warnt er in Mathan vor den finstern Schleichern, welche absichtlich

die absolutistischen Gelüste der Herrscher nähren, so spricht der Träger des hohenpriesterlichen Königthums jene allezeit wahren Worte männlichster Beredtsamkeit:

„Hélas, vous ignorez le charme empoisonneur,
De l'absolu pouvoir vous ignorez l'ivresse
Et des lâches flatteurs la voix enchanteresse
Bientôt ils vous diront que les plus saintes lois,
Maîtresses du vil peuple, obéissent aux rois;
Qu'un roi n'a d'autre frein que sa volonté même,
Qu'il doit immoler tout à sa grandeur suprême;
Qu'aux larmes, au travail le peuple est condamné,
Et d'un sceptre de fer veut être gouverné.
Que s'il n'est opprimé, tôt ou tard il opprime.
Ainsi de piége en piége et d'abîme en abîme,
Corrompant de vos moeurs l'aimable pûreté,
Ils vous feront enfin haïr la vérité,
Vous peindront la vertu sous une affreuse image:
Hélas, ils ont des rois égaré le plus sage!

Ebenso kühn weist Racine auf den Gott hin, „der die Tyrannen hasst," und schliesst seine Tragödie mit der ernsten Mahnung:

Par cette fin terrible et due à ses forfaits
Apprenez, roi des Juifs, et n'oubliez jamais
Que les rois dans le ciel ont un juge sévère,
L'innocence un vengeur et l'orphelin un père.

So hat sich uns Racine's Athalie nicht nur als die reifste Frucht seines Nachdenkens über das Wesen der tragischen Kunst gezeigt, sondern auch als eine Mannesthat der Königstreue und als das Werk einer jener seltenen Künstlerseelen, die ihren Frieden mit Gott gesucht und gefunden haben.

Diese Vorzüge unserer Tragödie sind es auch gewesen, welche ihr die besondere Vorliebe des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen gewannen. Es ist bekannt, dass derselbe im Anfang der vierziger Jahre, sinnig bemüht ideales Kunststreben der Bühne zu fördern, in Berlin Musteraufführungen vorzüglicher Dramen veranstalten liess. Neben Antigone, dem Sommernachtstraum und anderen genoss auch Athalie dieses Vorzuges. Sie wurde das erste Mal im Theater des Neuen Palais zu Sanssouci vor dem Hofe und eingeladenen Spitzen, namentlich auch der gelehrten Gesellschaft aufgeführt und zwar

unter genauer Beobachtung aller archäologischen Rücksichten auf Costüm und Decoration. Die Königin Athalie war trefflich durch die berühmte Crelinger vertreten, leider zeigte sich der Schauspieler in der Rolle des Hohenpriesters Joad nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Nationales Vorurtheil hat sich damals stärker erwiesen als königlicher Kunstsinn. Das eingewurzelte Misstrauen gegen Stücke der verspotteten drei Einheiten, vor allem aber wohl die Verkennung jenes echt religiösen Elementes in der Tragödie liessen auch das deutsche, protestantische Publikum nicht zu einem vertieften Genusse der dramatischen Schönheiten dieses Kunstwerkes durchdringen. In der That wird immer die Aufführung der Athalie ihre grosse Schwierigkeit in dem Umstande finden, dass religiöse Gesinnung und Empfindung wie diejenige von welcher Athalie ganz durchdrungen ist, nach der von Racine beabsichtigten Wirkung auf der Schaubühne auch nur von solchen Darstellern wird mitgetheilt werden können, welche selbst in gläubiger Hingabe sich von der Racine'schen Auffassung des biblischen Stoffes haben ergreifen lassen: eine Erwartung, die in Wirklichkeit leider nie oder nur ausnahmsweise sich erfüllen dürfte. Darsteller aber, welche selbst in Herz und Verstand der Religion entfremdet sind, vermögen nur frostige Declamation zu geben da, wo der Dichter vom weihevollen Aufschwung der Seele zu Gott getragen war. Je seltener daher eine würdige Aufführung der letzten grossen Tragödie Racine's geboten werden mag, um so angelegentlicher empfiehlt diese sich einer aufmerksamen, in das geheimste Innere der Dichterbrust sich versenkenden Lectüre.

Potsdam. Dr. Reichart.

Quindecim Signa ante Judicium.

So lange der Mensch vorwärts streben, so lange der Sonnenwanderer Geist sich hinaussehnen wird aus den Schranken der Welt, so lange er seinen Flug in unermessliche Fernen tragen möchte: so lange wird das Bewusstsein, sein unersättliches Dringen nach Gottheit nicht befriedigen, die ersehnte Heimat nicht finden zu können, am Markstein der Schöpfung still stehen zu müssen, wird dies sein ungestilltes Sehnen ihn mit Unbefriedigtheit erfüllen. So lange er vorwärts strebt, wird der Einzelne im Tode und Wiederaufleben des Einzelnen; das All der Völker und Nationen im Zusammensturze, im Tode und in der Erneuerung des Weltalls den Moment finden, wo „des Gottes schöne Trümmer" sich wieder aneinander fügen, Eins mit ihm zu werden. Auf einem Gefühle der Unbefriedigtheit des Geistes in den Schranken der Welt muss die erste Idee eines Weltunterganges beruhen: Nec unquam magnis ingeniis cara in corpore mora est. exire atque erumpere gestiunt, aegre has angustias ferunt, vagi per omne, sublimes et ex alto adsueti humana despicere. So denkt und fühlt der Menschengeist, dem, trotz alles vorwärts Stürmens, die Unendlichkeit immer in gleicher Unermesslichkeit offen liegt, mit Seneca dem Stoiker, der uns mitten in eine Weltanschauung führt, die den Glauben an eine Weltzerstörung lebendig in sich getragen. —

Das lebendige und göttliche Princip, der Urquell aller in der Welt wirkenden Kräfte — so ist die Ansicht der Stoiker — ist ätherisch-feuriger Natur, Gott also ein feuriger Aether, der das Weltall umfasst und durchdringt; die Seele des Menschen eine feurige Luft, ein kleines, vergängliches Teilchen Gottheit; die aus dem Feuer, als dem Urelemente, hervorgegangene Welt aber zur Rückkehr in dasselbe, zum Un-

tergange oder vielmehr periodischen Auflösung durch Feuer bestimmt. „Nach Ablauf einer gewissen Weltperiode nimmt die Gottheit alle Dinge wiederum in sich selbst zurück, indem, vermöge eines Weltbrandes, alles in Feuer aufgeht. Aus diesem göttlichen Feuer geht dann immer wieder aufs Neue die Welt hervor.“ (Ueberweg, Geschichte der Philosophie I. p. 195.) So dachten die Stoiker; daher die häufige Erwähnung des Weltbrandes bei Seneca, wie z. B. im Dial. VI, 26, 6: nihil quo stat loco stabit, omnia sternet abducetque secum vetustas . . . alibi hiatibus vastis subducet urbes, tremoribus quatiet et ex infimo pestilentes halitus mittet et inundationibus quicquid habitatur obducet necabitque omne animal orbe submerso et ignibus vastis torrebit incendetque mortalia. et cum tempus advenerit, quo se mundus renovaturus exstinguat, viribus ista se suis caedent et sidera sideribus incurrent et omni flagrante materia uno igne quicquid nunc ex disposito lucet, ardebit. — Epigr. VII. - - moles pulcherrima coeli Ardebit flammis tota repente suis. — Natur. Quaest III, 13, 1. dicimus enim ignem esse qui occupet mundum et in se cuncta convertat . . . Ita ignis exitus mundi, humor primordium. — Natur. Quaest III, 28, 7. — 29, 1 und 2 etc. — Daher auch unter anderen folgende Stellen aus Cicero's De Natura Deorum II, 46, 118, in den Mund des Stoikers Balbus gelegt: Ex quo eventurum nostri putant id, de quo Panaetium addubitare dicebant, ut ad extremum omnis mundus ignesceret, quum humore consumpto neque terra ali posset neque remearet aer, cuius ortus aqua omni exhausta esse non posset: ita relinqui nihil praeter ignem, a quo rursum, animante ac deo, renovatio mundi fieret atque idem ornatus oriretur. — Doch sind die Stoiker nicht die ersten, die einen Weltbrand annahmen; schon zwei Jahrhunderte vor Zeno, hatte Heraclit ein feuriges Urelement und eine Rückkehr der Welt in Feuer angenommen: *ἕνα εἶναι κόσμον, γεννᾶσθαί τε αὐτόν ἐκ πυρὸς καὶ πάλιν ἐκπυροῦσθαι κατά τινας περιόδους ἐναλλὰξ τὸν σύμπαντα αἰῶνα* — (Diog. L. IX, 8.), hatte später Aristoteles mit einem einstigen Weltenbrand gedroht, s. Arnobis ed. Oehler Lips. 1846 II, 9: Aristoteli, Peripateticorum patri, qui ignem minatur mundo et, venerit cum tempus, arsurum.

So glaubten auch, um vom Heidenthum im Allgemeinen zu sprechen, die Kelten an das Feuer, als an das einst die Oberhand gewinnende Element, s. Eckermann's Lehrbuch der Mythologie B. III, pag. 18, wo er in Bezug hierauf Strabo IV, p. 197 citirt: *ἀφθάρτους δὲ λέγουσι*

καὶ οὗτος καὶ (οἱ) ἄλλοι (d. i. Priester und Volk) *τὰς ψυχὰς καὶ τὸν κόσμον ἐπικρατήσειν δέ ποτε καὶ πῦρ καὶ ὕδωρ.* —

So erwartete die nordische Heidenwelt einen Untergang der Welt durch Feuer. Die Edda schildert das Weltende als ein Zergehen derselben vor dem verzehrenden Feuer des Surtr, des Hüters der Flammenwelt Muspellsheimr. Nach dem Weltbrand, dem Surtalogi, erhebt sich eine neue seligere Erde mit verjüngten Göttern, aus dem Meere, ein Schluss, der unbestreitbare Aehnlichkeit hat mit dem jüngsten Gericht und dem neuen Jerusalem der Christen, so wie die jüdisch-christliche Vorstellung vom Antichrist an den Kampf erinnert, den Surtr vor dem Weltende mit den Ásen führt. Wie die Heidenwelt sich nicht urplötzlich dem Christentum zuwandte, so blieben einzelne ihrer Vorstellungsweisen an den Bekehrten haften; dass noch in späterer Zeit christliche Dichter in ihre Schilderung des jüngsten Tages nach den Evangelien, heidnische Züge mischen, haben wir weiter unten noch einmal zu erwähnen (s. Jakob Grimm, Deutsche Mythologie. Gött. 44, p. 768 ff.) Zunächst kommt es uns nur darauf an zu zeigen, wie das classische Altertum und die nordische Mythologie, wie Heiden und Christen einen Untergang der Welt, und zwar durch Feuer, erwarten. Die Anschauungen der Juden über die Zukunft und das Ende des Reiches Gottes, ihre messianischen Erwartungen, die Weissagungen und Visionen ihrer Propheten sind bekannt. — Man weiss wie ihre Vorstellungen und Verheissungen in die neutestamentalischen Schriftsteller übergingen; wie besonders die Apocalypse des Johannes, in ihrer Nachahmung des Buches Daniel, hinweist auf die nächste und entfernteste, letzte Zukunft und Vollendung des Reiches Christi auf Erden; wie ihr specieller Hauptgedanke ist, dass Rom und Jerusalem mit allem, was sie Antichristliches enthalten, fallen müssen; wie sie aber diesen Gedanken, von Kap. 20 an, erweitert, und, über Jerusalem und Rom hinaus, ihn bis zum letzten Ziele der Vollendung des göttlichen Reiches, bis zum Ende aller Dinge schweifen lässt.

Was sie vom Kommen des Antichrist, des Gegenmessias, der Personification alles Uebels und aller Verworfenheit, von seinem Kampfe mit dem Volke Gog im Lande Magog, von der Wiederkunft des Messias, seinem Siege über den Antichrist, was sie vom Untergange und Sturze der alten Welt und der aus ihren Trümmern erstehenden neuen, dem tausendjährigen Reiche Christi, dem ewigen Sabbath, dem neuen Jerusalem und dem jüngsten Gerichte weissagend lehrte, alles das ent-

wickelte sich fort, bestärkt durch die heidnisch-christliche Idee eines goldenen Zeitalters, und ward gleich und besonders in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche weiter ausgebildet, in den Werken der apostolischen Väter, der unmittelbaren Schüler der Apostel, in den apokryphischen Apocalypsen, dem Buche Enoch, dem vierten Buch Esra, den sibyllinischen Orakeln, dem Testamente der zwölf Patriarchen, der ascensio Jesaiae vatis. Was sie über Weltenende und jüngstes Gericht gedacht und geschrieben, ward übertragen auf die christlichen Lehrer und Kirchenväter und nicht selten bei Erklärung biblischer Bücher, so wie in speciellen dogmatischen und ascetischen Abhandlungen von ihnen ausgelegt. So gefiel sich Flavius Justinus (100—166) dial. cum Tryph., so Irenaeus (140—202), so Tertullian (160—220) de anima, de resurrect. carn., so Ambrosius (in apec.), so Arnobius, so auch Lactantius (nach 300) de vita beata lib. VII, in dem Glauben an ein tausendjähriges Reich Christi, dem das Endgericht folgt; in den Träumereien des Chiliasmus; so schrieben über den nämlichen Gegenstand, den Glauben daran verwerfend, Origenes (185—254), und Augustinus: de civit. Dei XIX, XX. So noch in späterer Zeit z. B. Abälard's Schüler Petrus Lombardus († 1164), im vierten Buche seiner Sentenzen: und in Bezugnahme auf diesen Theil seines Werkes seine beiden Commentatoren Thomas von Aquino (1226—74), und Richard von Middletown (Ritardus de Mediavilla, † 1300). —

Die vollständigste Uebersicht alles dessen, was von den Kirchenvätern an, das ganze Mittelalter hindurch, bis an das Ende des XVI. Jahrhunderts über den Antichrist etc. geschrieben worden, giebt der spanische Predigermönch Thomas Malvenda in dem 1604, bei seinen Lebzeiten, zu Rom und 1621 zu Valentia erschienenen Foliobande: De Antichristo. Unter den zahlreichen Schriften und Schriftchen, welche die gangbaren Vorstellungen vom Antichrist kurz zusammenfassen, erwähnen wir hier nur ein deutsches Gedicht, welches Haupt im 6. Bande seiner Zeitschrift für deutsches Altertum p. 369 herausgegeben, und dessen lateinisches Vorbild Herr Dr. Floss im zehnten Bande derselben Zeitschrift p. 265 veröffentlicht hat. Er bemerkt in Betreff dieses Büchleins de Anticristo: es sei zu Anfang des 11. Jahrhunderts von einem gewissen Albuinus auf Veranlassung des Kölner Erzbischofs Herbert (999—1021) verfasst und diesem gewidmet worden. Wir wollen nur kurz darauf aufmerksam machen, dass Herr Dr. Floss Recht hat oder wenigstens haben kann, wenn er das unmittelbare Vorbild des deutschen

Dichters meint, dass aber die lateinische Prosadarstellung kein Origiginalwerk jenes Albuinus, ja nicht einmal eine Nachahmung, sondern eine einfach verstümmelnde Wiederholung einer älteren Bearbeitung ist. Wir heben hervor:

1) dass dieser gewisse Albuinus, wie er selbst sagt, ein Eremit seu Reclusus Monasterii olim celeberrimi Gorgiensis in agro Mettensi war (in der Stadtbibliothek zu Metz fand Herr Dr. Floss die Handschrift des Antichrist), qui etiam Textus S. Scripturae et S. S. Patrum de virtutibus instruentes collegit illudque Opusculum (unseren Antichrist) eidem Erimberto Archiepiscopo Coloniensi inscripsit. —

2) Dass sein Büchlein vom Antichrist im Cod. Vatic. 6444 perg. in 4, Sec. XIII und im Cod. Pal. 345 cart. in fol. Sec. XV ihm als einem Albuinus zugeschrieben wird, dass andere Codices ihn aber Magister Albinus oder auch Alcuinus nennen.

3) Dass diese Namensverwechselung die Vermutung hervorrief, das Büchlein könnte wohl das Werk jenes früheren bekannten Albinus Alcuinus (Flavius) 735—804 sein, eine Vermutung, die zum sicheren Glauben und zur festen Annahme wurde, als man im Antichrist die Erwähnung eines Königs der Römer fand: statura grandis, aspectu decori, vultu splendidi, et per singula membrorum liniamenta decenter compositi cuius nomen a litera C incipit. Dies deutete man auf Karl den Grossen und schrieb und behauptete nun ohne Weiteres, der Antichrist sei Karl dem Grossen gewidmet. Daher findet sich auch in älteren Ausgaben des Alcuin so wie in MSS. unter seinem Namen ein Leben des Antichrist ad Carolum Magnum.

4) Und viertens heben wir den Hauptpunct hervor, dass nämlich das Büchlein vom Antichrist weder dem Albuinus noch dem Alcuinus zukommt, dass es weder an den König Karl noch an den Erzbischof Heribert gerichtet, sondern das Werk des Adso ist, welches Hoffmann in seinen Fundgruben II p. 102 Libellus de Anticristo und Müllenhoff in seinen Anmerkungen zum Muspilligedichte citirt; dass dies, wie es also scheint, bekannte Werk des Adso ad Gerbergam Reginam das Musterbild, oder besser, dass das Werk des Albuinus nichts als eine Verstümmelung des ersteren ist.

Dieses Buch des Adso kennen wir aus der Regensburger Ausgabe der Werke des Alcuin (Alcuini Opp. ed Froben 1777 secundi vol. II pars p. 526) als Adsonis Abbatis Dervensis libellus de Antichristo ad Gerbergam Reginam, in deren Vorrede der Herausgeber übrigens das Plagiat schon aufgedeckt hat. Dass Adso, der den Bischof Rorico (949—970) erwähnt, vor Albuinus gelebt hat, steht fest, und somit auch die Fälschung des letzteren. Der Abt von Montier-en-Der schreibt um das theologische Interesse der Königin zu befriedigen; sein erster Gruss richtet sich natürlich an sie, die Schwester Kaiser Otto's des Ersten und Gemahlin des Louis d'Outremer; diesen Gruss sendet Albuin dem Heribert und weiss überhaupt dem Brief des Adso eine seinen Zwecken entsprechende Form zu geben, indem er einfach das „ex quo, Domina Mater, misericordiae vestrae germen promerui, semper vobis in omnibus fidelis fui tanquam proprius servus. Unde quamvis indignae sint apud Dominum preces orationis meae, tamen pro vobis et pro seniore vestro Domino Rege; nec non et pro filiorum vestrorum incolumitate, [semper] Dei nostri misericordiam exoro, ut vobis et culmen Imperii in hac vita dignetur conservare, et vos faciat in coelis post hanc vitam serum feliciter regnare" in ein Ex quo domine pater misericordie vestre gratiam promerui umwandelt, und die hier gesperrt gedruckten Stellen auslässt. Im übrigen sieht Albuinus sich zu keiner Umgestaltung des ihm vorliegenden Textes gezwungen; die kleinen Abweichungen erklären sich leicht als verschiedene Lesarten. — Gegen Ende jedoch, vor dem Abschnitte sed ne subito et inprouise anticristus ueniat (Haupt p. 269 init.) lässt er 26 Reihen aus, welche die Hinweisung auf jenen Rex Romanorum, dessen Name mit einem C anfangen soll, enthalten, eine Tatsache, die uns zu dem Glauben veranlasst, Albuinus selbst habe den rechten Verfasser nicht gekannt, und an die Autorschaft des Alcuin, oder wenigstens an eine Widmung an Karl den Grossen geglaubt. — Doch wir wollen hier abbrechen, und zurückkehren zu den jüdisch-christlichen Ueberlieferungen vom Antichrist und Weltenuntergang. —

Sie ziehen sich durch das ganze Mittelalter, ein Theil davon bis in die neuere und neueste Zeit; von den Geschichtsschreibern werden sie mit den Ereignissen der Vergangenheit und Gegenwart in Verbindung gebracht, sie rufen — wie wir weiter unten sehen werden — eine Unzahl poetischer Darstellungen in's Leben, sie gewähren manchem, schwärmerischen Gemüte, Stoff für ihr weissagendes, busspredigendes

Streben. Seit Augustinus schien der Glaube an die Parusie Christi allmählich seine alte Kraft zu verlieren, und erst mit dem Herannahen des Jahres 1000 brach er von Neuem in ganzer Stärke hervor; was anfangs aber ein blosses Träumen von der verheissenen Herrlichkeit der neuen Welt gewesen, zeigte sich jetzt nur als Furcht und Bangen vor dem drohenden Ende der alten; es ist bekannt, welche Furcht und welch Schrecken die Gemüter des Abendlandes im letzten Decennium des 10. Jahrhunderts ergriff. Das Jahr 1000 aber ging vorüber ohne das gefürchtete Weltende; nach und nach verlor sich der Wahn, tauchte aber, je nach den politischen und religiösen Verhältnissen der einzelnen Länder Europa's bald hier, bald da wieder auf, die Weissagungen der Apocalypse bald so, bald so interpretirend. Nie ward es dem allegorischen Geiste des Mittelalters schwer eine Auslegung für dieselbe zu finden. So hatte man im Antichrist eine prophetische Bezeichnung Muhamed's gesehen, und, da seine Herrschaft 666 Jahre dauern sollte, so erwartete man 1213 (Innocenz III) die vollständige Besiegung des Islam mit Gewissheit; so glaubte man bald, besonders zur Zeit der Kreuzzüge, dass die Saracenen, bald dass die Hohenstaufen, als Repräsentanten der weltlichen Macht in ihrer Opposition gegen die Kirche, dann wieder dass die Ketzersecten als Antichristentum geweissagt worden wären; so bezog später der reformatorische Geist die Idee vom Antichrist auf den verweltlichten Clerus wie überhaupt auf das römische Papsttum; Franziskaner, Waldenser, Hussiten und Wikleffiten alle kamen darin überein. So hielt man einen Teil der Weissagungen für erfüllt und erwartete den Weltuntergang nach der Zerstörung Jerusalems, beim Auftreten der Osmanen, bei der Zerstörung Constantinopels durch die Türken. So sah man noch in neuester Zeit in Napoleon Bonaparte den Antichrist, glaubt doch das Volk noch heutzutage, seinen Namen in der Apocalypse zu lesen, wo es heisst, (Cap. 9, 11) *καὶ ἐν τῇ Ἑλληνικῇ ὄνομα ἔχει Ἀπολλύων*!

Lebendig war und blieb, wie die Idee vom Antichrist, so und vielleicht noch mehr die Idee vom Weltuntergange; lebendig genug um Bücher wie Muhameds Koran und Dante's Divina Commedia hervorzurufen. Beide beruhen auf der Idee vom jüngsten Gerichte, nur dass im ersten das Gefühl vom Herannahen des gefürchteten Dies irae in drohendster Wirklichkeit hervorbricht; nur dass Sure für Sure die Gewissheit ausspricht, „der Tag des Gerichtes, der Tag der Rache und der Absonderung, der Klopfende, der Bedeckende, der grosse Ueber-

wältigende, der Gewisse, der Unvermeidliche“ sei nahe, während Dante nicht mehr als Prophet die Völker mahnt sich vorzubereiten auf die unvermeidliche Stunde, sondern als Dichter ein Phantasiebild zu schaffen und zurück zu schauen wagt auf drei Jahrhunderte vergeblichen Harrens auf das Zeichen des Weltendes.

Lebendig auch die Idee des Chiliasmus, der sich oft nur als Element tief innerlicher Mystik, bisweilen aber auch in abenteuerlicher Gestalt gezeigt hat: in apokalyptischen Begründungen, in dem Versuch Jahr, Tag und Stunde der Wiederkunft des Herrn zu berechnen, in den seltsamsten sinnlichen Ausmalungen des neuen Jerusalem, in phantastischen Unternehmungen, in innerlicher und äusserlicher Vorbereitung auf den jüngsten Tag, in Wallfahrten, in Pilgerungen nach der heiligen Stadt, als dem Schauplatz der letzten Dinge. In beiderlei Gestalt, als blos mystisches Träumen und als practisch ins Leben tretende Veräusserlichung des Gedankens ist der Chiliasmus in allen Ländern des Abendlandes aufgetreten; in keinem aber so lebendig, so thatkräftig wie unter Italiens südlichem Himmel. Nach dem Jahre 1000 lässt das übrige Europa sich nur von Zeit zu Zeit durch vereinzelte Schwärmer an die Träume der ersten Jahrhunderte des Christentums erinnern, Italien aber hält den Glauben der Chiliasten Jahrhunderte lang ununterbrochen fest. — Im Norden sind die Gemüther, die sich solchen und ähnlichen Hoffnungen hingeben, im Allgemeinen mystisch passiv, in Italien ausnahmslos expansiv, praktisch und schöpferisch begabt. — Ein Zeugniss dafür seien der Orden des heiligen Franziskus, des Columbus Entdeckungen, Savonarola's Busspredigten, Weissagungen und Visionen, Tomas de Celano's Dies irae, die Ewigen Evangelien des Joachim Florus, Michel Angelo's jüngstes Gericht und Campanella's Utopien.

Christoph Columbus ist durch und durch Chialist; er glaubt und sagt es selbst mit ausdrücklichen Worten, der Weltuntergang sei nahe, er drängt unter solchen Drohungen auf schleunige Ausführung seiner Pläne; noch ehe die Welten untergehen, will er das Weltall durchforschen und bekehren; er hält sich für einen Abgesandten der Propheten, er waffnet sich mit den Verheissungen und Orakeln der Apocalypse und des Jesaias und fasst sie zusammen, in seinem Ferdinand und Isabella gewidmeten Libro de las Profecias, handschriftlich auf der Bibliothek zu Sevilla (s. Edgar Quinet: Les Révolutions d'Italie, Paris 1857.) Auch in Michel Angelo's langer Pilgerfahrt durch alle Idealgestalten der Kunst findet sich ein Moment, wo von der antiken Sculp-

turenwelt zurückkehrend zum christlichen Evangelium er am Horizonte das Morgengrauen des jüngsten Tages sieht und mit unverlöschlichen Farben malt. „L'instinct de la mort sociale du monde est au fond de toute âme italienne“ (Quinet). Italien im 16. Jahrhundert sieht sich dahinsterben und verkündet von Jahr zu Jahr den eigenen Tod im Weltenuntergang. In den Sternen sucht es sein Schicksal, das Schicksal Europa's der Christenheit, des Weltenalls zu lesen, so Cardano. so Giordano Bruno, so Campanello („Signa interenntis mundi“), der von Italiens Ruin überzeugt, seinen Fall auf die ganze Welt überträgt, und 1600 den Umsturz alles Bestehenden phrophezeit; den das Volk, als Jahr auf Jahr verstreicht, ohne dass seine Verheissungen sich erfüllen, als falschen Propheten verlacht, der aber 30 Jahre lang bei seinem Glauben verharrt, sein religiöses Ideal zu einem politischen umgestaltend. Wie bei ihm in voller Klarheit, so blickt hindurch durch die seltsame äussere Umhüllung, in welche chiliastisches Streben sich so oft gekleidet, als innerer Kern stets die aus dem Bewusstsein der Mangelhaftigkeit aller bisherigen Gestaltungen in Staat und Kirche entsprungene Verwerfung und Verachtung derselben, und das, in seiner Reinheit gefasst, ergreifende Streben herauszutreten aus der drückenden Realität; ein Sehnen aus der Unruhe und Sclaverei hin zum Frieden, zur Freiheit, zum ewigen Glück Leibes und der Seele — Ideale, die sich eben darin als unerreichbar kennzeichnen, dass man ihre Realisirung erst auf den Tag des Herrn, über die Grenze menschlicher Zeit hinausgesetzt hat; die aber kein Volk und keine Zeit enthusiastisch, kräftig und rein genug gefasst hat, um sie nicht in bestimmten Zielen zu veräusserlichen, um nicht realisirbare Idealgestalten an Stelle des reinen Ideals zu drängen, um nicht die ersehnte Epoche mit Kennzeichen äusserlicher Natur zu characterisiren, um sie nicht nur als bessernde Umgestaltung des kirchlichen und staatlichen Lebens aufzufassen.

Mit dem Abschlusse jedes Jahrhunderts erwacht der alte Glaube immer von Neuem als Furcht vor einem Abschluss und Ende aller Zeiten; stärker und gewaltsamer, wenn grosse Plagen die Völker heimsuchen, wie im 14. Jahrhundert, als (1348) die furchtbare Pest einen grossen Theil Europa's durchwanderte; wie besonders in Spanien, wo Erdbeben und Epidemien die Nation fortwährend in Unruhe versetzten; in voller Kraft aber nur in Zeiten gewaltiger Aufregung und wilder Gährung, bei grossen Umwälzungen in Staat und Kirche, dann aber als Hoffnung und Glaube an einen Sturz des antichristlichen Reiches, an ein durch

Christi Wiederkunft zu begründendes Königreich. Er erwacht nicht als Schwärmerei einzelner Träumer, sondern als Grundgefühl ganzer Völker, als leitendes Motiv jeder politisch-religiösen Bewegung. Der Chiliasmus ist, um mit Herm. Weingarten zu reden, der Stundenzeiger an der Uhr der Kirchengeschichte. (Independentismus und Quäkertum von H. Weingarten. Ein Jahresbericht des Joachimsthal'schen Gymnasiums zu Berlin 1861 und 64.) Er tritt auf vertreten von Gemeinschaften, welche entschlossen sind handelnd einzugreifen in das öffentliche Leben; er herrscht in den unter den allgemeinen Bezeichnungen der Chiliasten, der Millenarii, der Familisten, der Quintomonarchisten, der Heiligen und Enthusiasten bekannten Secten, neben welchen besonders in England eine Unzahl anderer existirt, denen die feinste Nüancirung und Meinungsverschiedenheit je einen besonderen Namen gegeben hat. Er tritt in Deutschlands Reformationsepoche als Ideal der Wiedertäufer auf, die in Johann von Leyden's Herrschaft das geweissagte Reich Christi zu sehen glaubten. Dasselbe wiederholt sich in Englands Reformationsjahrhundert unter den Aposteln des Enthusiasmus, seinen Propheten und Heiligen, die im Jahre 1657, dann 1660 und 1661 das Ende aller Dinge mit Gewissheit erwarteten (s. Weingarten). Das Quäkertum nimmt die Secte der Heiligen in sich auf. Wie Englands erster Reformator, John Wycliffe durch und durch Apokalyptiker ist — sein erstes Werk „The last age of church“ 1365 geschrieben knüpft an seine apokalyptischen Studien an — (s. Mätzners Altenglische Sprachproben II. p. 222) so schöpft auch drei Jahrhunderte später der letzte der englischen Reformatoren, George Fox, die Idee seiner Schöpfung, des Quäkertums, aus den Tiefen der Apokalypse. Das Quäkertum, als geistiges Vermächtniss der Heiligen und Chilialisten, ist gleichsam der Schlussstein am mystischen Riesenbau der Jahrhunderte. —

Italien und England haben die Vorstellungen vom Antichrist, vom Weltuntergange und vom jüngsten Gericht am tiefsten erschüttert; doch auch an Frankreich und Spanien ging der Glaubenssturm nicht spurlos vorüber. Durchweht doch die zahllosen Autos sacramentales der Spanier ein Hauch jenes mittelalterlichen Glaubens; wiederholen doch Patriarchen, Propheten, Apostel, Engel und Erzengel ihre Drohungen und Weissagungen eines Weltenbrandes oder einer zweiten Wasserflut unzählige Male; sprechen doch Spaniens Mystiker Santa Teresa, Luis de Leon, Juan Eusebio de Nieremberg, vor allem aber Luis de Granada

mit durchschauernder Beredsamkeit von den Schrecken des jüngsten Tages; ward doch der Antichrist selbst, noch im 17. Jahrhundert Gegenstand eines unheimlich düster phantastischen Bühnenstückes des Don Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza. Biblioteca de Autores Españoles. Comedias de D. J. Ruiz de Alarcon y Mendoza col. p. D. J. E. Hartzenbusch. Madr. 52, pag. 359. — Flucht doch Agrippa d'Aubigné († 1630) in seinem Hannibalshass gegen alles, was katholisch, dem Papste als dem Antichrist; entlockt dieser Hass ihm doch das letzte Buch, das Jugement, seiner Tragiques, dieses Rachelied glühender Leidenschaft, voll prophetischer Visionen und Schreckensscenen. Sieht doch — um auch Russland nicht unberücksichtigt zu lassen — der Raskóljniks (d. h. zur Seite der Altgläubigen gehörig) Tálitzky in den Reformen Peters des Grossen die Zeichen der Ankunft des Antichrist; hält doch der Metropolit Stephan Jawórsky es für der Mühe wert seine Lehren in der Schrift „Von den Anzeichen der Ankunft des Antichrist" zu widerlegen. (Geschichte des russischen Reiches von Ilowaisky übers. von v. Fabricius, Reval 1867.)

Noch immer lebt als Tradition und Aberglaube der Gedanke an den Antichrist und einen Weltensturz; kein Jahrzehend vergeht, ohne dass nicht einmal wenigstens Jahr und Tag des Weltendes verkündet würde. 1830 erwarteten die Irvingianer, 1843 eine andere, amerikanische Secte den Weltenbrand; sollte doch am 14. oder 15. September dieses Jahres unsere Erde zerfallen! Ueberall findet man den Glauben daran wieder, so lesen wir in Macaulay's politischen Reden p. 56 Indeed, Christians as well as Jews believe that the existing order of things will come to an end etc. so beschliesst auch Wolfgang Menzel (Kritik des modernen Zeitbewusstseins 1869 p. 336) sein Verdammungsurteil der Tendenzen unserer Zeit mit düstern Vorahnungen in Bezug auf die Zukunft, die er zusammenfasst in sein Schlusskapitel vom „Antichrist." Schiller lässt das Weltenband sich lösen und eine zweite Wasserflut herwogend alles Atmende verschlingen, lässt den Weltbau brechen; Uhland hört, im Gedanken an den jüngsten Tag, Posaunen schallen, hört wie die Gräber vom Donnerschlag zerspringen, sieht die Sterne vom Himmel fallen und die offene Höllenkluft mit wildem Flammenmeere brausen; und lässt, gleich dem Glücke von Edenhall, die Erde in Splitter fallen; bei Freiligrath schleudert der Cherub den Weltkorallenkranz aus seiner Hand, den Sonnentempel so zerstörend, Scheffel's Ekkehard ruft Mord und Weltbrand! bei Heine dröhnt gellend durch

das Weltenall ein Schrei; die Säulen brechen, Erd' und Himmel stürzen zusammen, und es herrscht die alte Nacht; und Gutzkow, im Zauberer von Rom, will lieber einen Weltenbrand, als ewig unter der Herrschaft von Achselklappen mit nummerirten Knöpfen zu stehen. — Uns sollen alle diese Stellen nur beweisen, dass, wie der Weltuntergang nie aufhören wird der Gegenstand mystischer Speculationen und Träumereien zu sein, so auch die Dichter das Bild des stürzenden Alls festhalten und der uralten Tradition immer von Neuem den Lebensatem einhauchen werden. Sie lebt noch heute; ihre eigentliche Blütezeit aber war das Mittelalter.

* * *

In Verbindung mit der Idee vom Weltende hat die kirchliche Ueberlieferung des Miltelalters, die Vorstellung von funfzehn Zeichen, die dem Tage des Herrn vorausgehen und ihn verkünden sollen, ausgebildet. Diese quindecim signa ante judicium sind einer der Stoffe, die das Mittelalter mit besonderer Vorliebe behandelt und zum nationaleuropäischen Eigentum gestempelt hat — auch jetzt wieder der eigentliche Hauptgegenstand dieser kleinen Abhandlung. Ein halbes Jahrtausend lang, vom 12. bis ins 17. Jahrhundert, haben sie nicht aufgehört die Dichter Frankreichs, Englands, Deutschlands und Spaniens zu beschäftigen; uns allein haben 19 poetische Bearbeitungen zu Gebote gestanden, darunter nur zwei spanische, nur eine altfranzösische und auch nicht eine italienische; wie viele mögen unseren Blicken entgangen, wie viele nur handschriftlich vorhanden, wie viele verloren sein! —

Wir geben zunächst ein genaues Verzeichniss der von uns verglichenen und anderweitig benutzten Versionen, um dann auf einzelne derselben etwas näher einzugehen.

I. Lateinisch.

1) Early English Poems and Lives of Saints cop. and ed. by Fr. J. Furnivall. Berlin 1862.

   p. 163. Unde versus ejusdem Signis.

2) M. Haupt's Zeitschrift für deutsches Altertum. III, p. 523.

   Die 15 Zeichen des jüngsten Gerichtes. Enthalten in Brun von Schönbeck's (um 1276) Umschreibung und Erklärung des hohen Liedes. — Von E. Sommer. —

II. Altfranzösisch.

3) Adam: drame anglo-normand du XIIe siéle p. p. Victor Luzarche. Tours 1844.
p. 71. Nabugodonosor spricht.

III. Altenglisch.

4) Chester plays. a collection of Mysteries ed by Wright. London 1843—1847.
vol. II, p. 219. Bruchstück aus dem 13. Jahrhundert, abgedruckt nach einem Harleian MS. n. 913, fol. 20: XV signa ante judicium. Später, aber nach derselben Handschrift abgedruckt in Furnivall's Early English Poems, p. 7—12. Darnach wieder abgedruckt in Mätzner's Altenglischen Sprachproben. Berlin 1862. p. 120.

5) p. 147.
Stück XXIII Ezechiel.

6) p. 222. The fiffteene toknys aforn the doom. Nach einem Harl. MS. aus Eduard des IV. Zeit. 2255, fol. 117.

7) Furnivall: Early English Poems.
p. 162, nach Small's English Metrical Homilies from MSS. of the XIV century, p. 25—28.

8) Anticrist and the Signes before the Doom. Now first publ. from. a Cottonian MS. by Richard Morris.
In Ebert's Jahrbuch V. p. 205.

9) The Pricke of Conscience a Northumbrian Poem by Richard Rolle de Hampole († 1349) cop. and ed. from Mss. in the library of the British Museum by Richard Morris. Berlin 63.
Theil V, p. 108.

10) The Poems of Sir David Lyndesay (about 1550). Ane Dialog betuix Experience and ane Courte our off the Meserabyll Estait of the World.
part. II, p. 172.

11) The Latin Poems commonly attributed to Walter Mapes coll. and ed. by Thomas Wright. London 1841.
p. 346. Debate between the Body and the Soul. — of the Reign of Eduard II. — Harl. Ms. 2253, fol. 57ro.

IV. Deutsch.

12) Heinrich Hoffmann's Fundgruben.
I. p. 127. Vom Leben und Leiden Jesu, vom Antichrist, und vom jüngsten Gericht, ein Gedicht aus dem XII. Jahrhundert, p. 196. Funfzehen zaichen.

13) II. p. 102. Entecrist.
p. 127. De signis XV dierum ante diem iudicij.

14) M. Haupt's Zeitschrift für deutsches Altertum, I. p. 117.
Die Zeichen des jüngsten Tages. Aus einem Münchener MS. codger. 717.

15) J. Diemer: Deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts. Wien 1849.
p. 72. Bruckstück aus einer Pergamenthandschrift der Grazer Univ.-Bibl. Nr. 39, 67, bl. 1350.

16) Des Knaben Wunderhorn: Alte deutsche Lieder, ges. von L. A. v. Arnim und Clemens v. Brentano.
III. p. 194. Vorbote des jüngsten Gerichts. Nach Procop.

V. Spanisch.

17) Coleccion de Poesias Castellanas anteriores al siglo XV. p. p. D. A. Sanchez. Paris 1842.
p. 192. De les signos que apareieran ante del Juicio — por D. Gonzalo de Berceo (nach 1200).

18) Ochoa: Tesoro de Escretores Misticos Españoles t. III, p. 529. Romance: A los quince señales que apareieran antes del juicio universal. p. Fray Pauleno de la Estrella (vor 1700).

VI. Friesische Prosadarstellung.

19) Friesische Rechtsquellen von Dr. Karl Freiherrn von Richthofen. Berlin 1840.
p. 130. Vom jüngsten Gerichte.

Weimar's berühmtem Sagenforscher, Herrn Reinhold Köhler verdanken wir noch freundlichen Nachweis über folgende, uns unbekannt gebliebene Bearbeitungen der signa ante judicium.

Französisch.

Histoire littéraire de la France, vol. XXIII.

1) p. 259. (Poésies morales; pièces simboliques.) Les Trois

Signes ou les signes précurseurs de la fin du monde, annoncée par l'extinction du soleil, de la lune et des étoiles.

2) p. 282—83. (Dits anonymes.) Le dit des Quinze signes (homélie d'environ 300 vers). Hg. nach einem Berner Cod. von Conr. Hofmann in den Münchener Gelehrten Anzeigen 1860. No. 44. 46.

3) Nisard: Histoire des livres populaires. Paris 1864.
vol. II, p. 328 und 25. Les Quinze Signes, abgedruckt auf p. 327—28.

Englisch.

4) Angelsächsischer Prosatext, herausgegeben von Conr. Hofmann in den Münchener Gelehrten Anzeigen. 1860. No 43.

5) Warton: History of English Poetry. London 1840.
vol. II, p. 5 erwähnt ein Gedicht von Adam Davie: The fifteen tokens before the day of judgement.

Deutsch.

6) Hugo v. Langenstein's Martina, herausgegeben von Adalbert v. Keller. (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart, vol. 38.)
p. 476—81. Die fivnfzehen Zeichen vor dem jungesten Gericht.

7) Erlösung, herausgegeben von Bartsch. (Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur vol. 37.)
p. 175. V. 6172—6247.

8) Lied nach einem Augsburger fliegenden Blatt von 1620 abgedruckt in Ph. M. Körner's Historischen Volksliedern. Stuttgart 1840.
p. 297—300. Von den Funffzehen Tagen was für Wunderzeichen vor dem Jungsten Gericht geschehen sollen.

Holländisch.

9) Der Leken Spieghel von Jan Boendale (Jan de Clerk.) Book IV, Cap. IX. (Werken uitgegeven door de Vereeniging ter bevordering der oude Nederlandsche Letterkunde, 4 de jaargang. 2 de aflevering p. 264).

10) In derselben Lieferung p. 344, s. Spieghel der sonderen ofte der leken. Book III, Cap. XVIII.

Italienisch.

11) Gedicht des Fra Bonvesin, herausgegeben von J. Bekker in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1850. s. 379.

12) Italienisches Volksgedicht, Il giudizio universale Venezia 1814.

Was wir nachträglich noch davon in Augenschein genommen, — und es ist bei Weitem das Meiste — kann neue Gesichtspunkte nicht eröffnen, keinen Aufschluss über fragliche Punkte geben, weshalb wir es unterliessen, es der einmal fertigen Arbeit einzuverleiben, und uns mit Aufzählung der Titel begnügen, Herrn Reinhold Köhler aber auch hier noch einmal den besten Dank für seine Freundlichkeit sagend.

Doch nun zu den Zeichen selbst. Abgesehen davon, dass grosse Ereignisse von jeher als von aussergewöhnlichen Erscheinungen begleitet dargestellt worden sind, dass Erdbeben, Donner und Blitz, dass Kometen und seltsame Naturerscheinungen stets die unvermeidlichen Vorboten von Heldentod und Staatserschütterungen gewesen sind — die zahllosen Beispiele, die sich hier gleichsam von selbst bieten, sei uns gestattet uncitirt zu lassen; man denke nur an Roland's Tod, an Veji's Untergangs, an Tyrus Fall — abgesehen also davon, dass das Mittelalter keines speciellen Vorbildes bedurfte, um ein Ereigniss wie das Anbrechen des jüngsten Tages, durch Zeichen, Erscheinungen und Visionen vorher verkündigen zu lassen, hat man nur im alten Testamente die Propheten, im neuen die Evangelien und die Apocalypse nachzuschlagen, um, mit der Grundlage des Gesammtbaues von Vorstellungen über das Weltende, auch auf die Specialgrundlage der Zeichen zu stossen. Die bestimmte Funfzehn-Zahl halten zwar alle Versionen inne d. h. sie füllen die letzten funfzehn Tage, die dem Weltende vorangehen, mit Zeichen aus, bald auf einen Tag viele zusammenhäufend, bald ein Zeichen in genauer Zerlegung auf zwei, drei oder vier Tage verteilend; die Zeichen selbst aber blieben nicht absolut dieselben. Im Grossen und Ganzen führt jede Bearbeitung Zeichen 1) an den Gesteinen, 2) am Meere und allen Wassern, 3) am Erdboden, 4) an den Menschen, lebenden und todten, 5) an allem Gethier, 6) an Baum und Strauch, 7) am Gestein, 8) an Schlössern und Bauten an. Der allgemeine Weltenbrand und die Erneuerung von Himmel und Erde werden bisweilen mit zu

den Vorzeichen gezählt. Im Einzelnen aber differiren sie, Sonne und Mond verlieren ihren Schein, oder wechseln ihre Farbe, scheinen bald kohlschwarz, die Sterne fallen vom Himmel; das Meer hebt sich, steht aufrecht wie eine Mauer, bald 40, bald 60, bald 15, bald 12 Fuss hoch, sinkt und entschwindet dem Auge ganz, brüllt und heult, und brennt mit allen Wassern in hellen Flammen; der Erdboden erbebt, spaltet sich, lässt Berg und Thal zu einer Ebne werden; die Lebenden flüchten sich in Höhlen und Felsgestein, die Todten aber kommen hervor aus ihren Gräbern; die Fische im Meere, die Vögel in der Luft, die wilden Thiere des Feldes sammeln sich und erheben ein furchtbares Geschrei, zuletzt stirbt Mensch und Thier; Bäume und Sträucher schwitzen Blut; die Steine stossen gegeneinander und zerbersten bald in drei, bald in vier Theile, bald zerreiben sie sich in Staub; Schlösser und Paläste stürzen; und schliesslich verbrennt das ganze All, um sich wieder zu verjüngen. Die meisten Bearbeitungen stehen immer zu einer älteren im Verhältniss der Subordination, sind oft nichts als wort- und sinngetreue Uebertragungen; die wenigen, welche eigentümlich sind, haben viele, wenn auch nicht nur originelle Züge. Dies gilt besonders von dem altfranzösischen Gedichte; wir heben daraus hervor: das um Gnade flehen und zum Himmel schreien der Thiere, der Flüsse, der Himmel, und aller Heiligen, aller Cherubim und Seraphim im Himmel, sowie der vier Elemente; die entwurzelten Bäume, die am folgenden Tage, die Wurzeln nach oben gekehrt, wieder wachsen; das Bluten von Eisen; den blutigen Regen, der vom Himmel fällt, die entfesselten Winde, den fallenden Regenbogen und den geöffneten Höllenschlund: Züge, die sich sämmtlich in einer altenglischen Uebersetzung desselben, dem von Morris herausgegebenen Antichrist, zum grössten Teil auch in dem darauf basirten Wright-Furnivall-Mätzner'schen Fragmente, zum geringeren Teil auch in dem Gespräche zwischen Leib und Seele wiederfinden. — Ganz andere ihm allein gehörende Züge bietet die deutsche Darstellung im Haupt. Die drei ersten Zeichen sind die stehenden am Meere vorkommenden; alle übrigen geben nichts als ein allmähliges Absterben der einzelnen Creaturen.

So viel über die einzelnen Zeichen. Dass Analogien zu den meisten derselben sich im alten wie im neuen Testamente finden, bedürfte kaum einer weiteren Erwähnung. Verfinsterung, Farbenwechsel und Niederfallen der Gestirne werden am häufigsten z. B. Jesaias 13, 9. Hesekiel 32, 7. Joel 2, 10. Joel 3, 3. — Lucas 21, 25. Marcus 23, 24.

Matthäus 24, Offenb. 6 geweissagt; fast eben so oft die allgemeinen Zeichen der Kriege und Empörungen, teurer Zeit und Pestilenz. — Erdbeben Offenb. 6 und 16, sowie Lucas 21; ebendaselbst das Brausen der Wasserwogen, das Zerbersten von Steinen; Hesekiel 38, 20, das Einstürzen von Wänden und Mauern, Matth. 24, das Heulen der Geschlechter auf Erden; Offenb. 6, 15, das Flüchten in Felsen und Klüfte; Offenb. 11, das Ersterben alles Lebendigen im Meere, Cap. 19, das Gleichwerden von Berg und Tal; Cap. 21, der neue Himmel und die neue Erde; der allgemeine Weltenbrand, 2. Petri 3, 12. Ein genaues Eingehen auf derartige Bibelstellen findet man bei Berceo, wo er mit Bezug auf Jesaias 54, 4 oder Offenb. 6, 3 vom Fallen der Sterne sagt: Veràn à las estrellas caer de su lugar, Como caen las fojas quando caen del figar, und nach Offenb. 6, 14 vom Flüchten der Menschen: Diràn, montes cubritnos ca somos en ardura.

Hier nun wäre der Ort der nicht unbedeutenden Zahl mittelalterlicher Poesien zu gedenken, welche ohne gerade funfzehn Zeichen anzunehmen, vom jüngsten Gerichte und seinen Vorboten handeln, in diesen Vorzeichen nur die stehenden, allgemein bekannten, biblischen Zeichen wiederholend. Wir wollen es in aller Kürze thun, und erwähnen zunächst aus dem Anfange des 14. oder dem Ende des 13. Jahrhunderts ein ital. Gedicht, del giudizio universale, von A. Mussafia, nach neuer Wiener Handschrift, in den Monumenti Antichi di Dialetti italiani Vienna 1864 herausgegeben. Es ist nach Art aller mittelalterlichen Dialoge zwischen Körper und Seele, doch spricht die Seele allein, dem Körper von den Schrecken des jüngsten Tages, novissimo dì erzählend. Wir erwähnen auch vom Verfasser des Stabatmater Giacopone da Todi ein Gedicht: De la grande battaglia d'Antichristo, das wir uns leider nicht haben verschaffen können, von dem aber Ozanam sagt, es enthalte eine Aufzählung der Zeichen und Wunder, welche vor dem jüngsten Gerichte geschehen werden. Vielleicht dass es der quindecim signa gedenkt! (s. Italiens Franziscanerdichter im dreizehnten Jahrhundert von A. F. Ozanam. Deutsch mit Zusätzen von N. H. Julius, Münster 53, p. 250.) Hierher gehören ausser Kynewulf's Christ (Dichtungen der Angelsachsen, stabreimend übersetzt von C. W. M. Grein. Gött. 51, B. I. No. VI, p. 149), auch der altsächsische Heliand, und vor Allem, als ältestes deutsches Gedicht dieser Art das Muspilligedicht aus dem IX. Jahrhundert; welche in ihre Schilderung vom Herannahen des jüngsten Tages nach christlichen Vorstellungen

noch Züge aus dem altnordischen Mythus von Surtr und Muspellsheimr mischen.

Wer nun zum ersten Male, was Bibel, Apokryphen, Kirchenväter und Tradition lehrten, zusammengefasst und zu einem Ganzen verarbeitet hat, wer die Zahl der Zeichen zum ersten Male auf funfzehn festsetzte, und fünf Jahrhunderten ein Musterbild für eine Bearbeitung eines Theiles des viel besprochenen, allgemein beliebten, allgemein gekannten Thema's vom Weltenuntergange in die Hand gegeben, weiss man nicht: seine Schrift ist entweder verloren, oder noch nicht aufgefunden. Von den erhaltenen Bearbeitungen citiren alle den heiligen Hieronymus als Gewährsmann, die beiden lat. Gedichte ausgenommen; beide aber sind nicht alt genug und vereinigen, falls sie nicht verstümmelt auf uns gekommen sind, was zu vermuten gar kein Grund vorhanden ist, zu wenig characteristische Züge in sich. Doch davon später.

Wie schon oben erwähnt, beruft sich das ganze Mittelalter auf den heil. Hieronymus als auf die Quelle, aus der es geschöpft; doch soll — wie die untenstehenden Citate zeigen mögen — Hieron. selbst, was er geschrieben in annalibus, in annalibus hebraeorum, in antiquis Hebreorum codicibus, leyendo en Ebro, in Hebrew wryte, in some bokes of þe Ebriens, in þe bok of Juus, in boke of Ebreve, an there Jothana bokon gefunden haben. Ein solches ist nicht vorhanden; funfzehn Zeichen erwähnen auch die Apokryphen nicht, wie oft sie auch vom jüngsten Gerichte sprechen.

Dass auch die „Prognosticon futuri seculi" des Julianus Pomerius († 690) von einigen als Quelle der quindecim signa angesehen werden, finden wir nur in Wright's Chester Plays p. 218 und darnach in Mätzner's Altenglischen Sprachproben wiederholt von Herrn Goldbeck.

Eine kleine Rectification, oder wenigstens eine specialisirende Erklärung dieses Wright-Goldbeck'schen Satzes sei uns hier gestattet.

Chester Plays p. 219.

Z. 10. þe XV tokningis ichul zou telle,
As us teshiþ Ysaie.
153. þe holi man telliþ Seint Austin
þat þe skeis so sal spec þan.
149. þus us telliþ Seint Jeronime
and Seint Gregori al so.

p. 147. Ezechiel.

Now XV signes while I have space
I will declare by Godes grace,
Of which sainte Jerome mencion mase
To fal before the daie of dome
The which were wrytten in a roe
He found in boke of Ebrewe.

p. 222.

As the doctour sanctus Jeronimus
Which that knew by inspiracioun etc.

Furniwall, p. 162.

Sain Jerom telles that fiften
Ferli takeninges sal be sen
Befor the day of dom.

Preche of Conscience.

4338 Yhit spekes þe haly man Saynt Jerome
Of fiften tokens þat sal come
Byfor Cristes commyng als he says
þe whilk sal falle in XV days
Bot whether any other days sal falle
Bytwen þa days or þai sal alle
Continuely falle, day after day
Saynt Jerom says he can noght say
And yhit for cortayn approves noght he
þat þa fiften days of takens sa be
Als he reherces þa takens fiftene
Als he þam fand and writen had sene
In some bokes of þe Ebriens.
þat þa XV days contens.
Jerome 4668, 4738. 4745, 4752, 4816.
4688 Crist in þe gospelle says on þis manere
Erunt signa in sole etc.
4718 þe prophete Joele
4816 þus tels Jerom þer takens fiftene
Als he in þe bokes of Ebriens had sene.

David Lyndesay p. II, p. 172.

5318 Ouhow that Sanct Jherome doith indyte
That he hes red in Hebrew wryte
Off fytene signis in speciale
Affore that Jugement Generale
Off sum of thame I tak no cure,

Quhilk I fynd nocht in the scripture
5478, 5604 Sanct Jerome.

Anticrist ed. Morres.

452 Gret signis sal ur laverd make
Ffor to sceu þe wic his wrak,
Als it es tald o Jeremi
Zorobabel and o Isai
Als Jerome sais þat man wel truus
Sais he fand in þe bok o Juus.
580 þat was Moses þat ald
596 I drau to warand Saint Austine
608 Als at us tells Saint Jerome
And Gregor þat was pope of Rome
625 Sant Paule sais, it es na dute.

Adam.

Car quant cest siecle finira
Nostre Sere signe fra,
Co nos reconte Jheremie
Zorobabel e Ysaie
E Aaron e Moyses
E loct li altre prophete après:
De Babilonie Daniel
Si l'aferme Jezechiel etc.
p. 77. C'est Moyses qui cest escrit
p. 78. Jo en trai en garant Augustin
Qui de ces sygnes dist la fin.
Go nos aferme saint Gregoire
Et li nobles clers saint Yeroine
p. 79. Saint Pol le dist, n'est pas fable.

Hoffmann II.

Idoch hat Jheronimus
Gescriben in annalibus.

Haupt I.

p. 529. Wie dise wält doch ze ivngst
ain end haben muss
Jeronimus hat geschriben vnd spricht alsus.

Diemer p. 72.

Jeronimus sach an der maister gwesen
Got lat die werlt wider zergan.

Beroeo.

1. . . un sermon que fué priso de un sancto libriello
Que fizo Sant Jheronimo un precioso cabdiello.
2. Nuestro Padre Jheronimo
Seyendo en Ebreo en essasu leyenda
Trovo cosas estraunas de estrauna facienda.

Richthofen.

Thit send tha fiftine tekna ther er domesdi koma skilun, ther sancte Jeronimus fand eskriuun an thera Jothana bokon.

Wright und H. Goldbeck nennen Julianus Pomerius irrtümlich als den Verfasser der Prognosticon futuri seculi; sie verwechseln ihn mit einem anderen Julianus — Julianus Toletanus. Unter den Werken dieses letzteren — Migne Patrologiae Cursus Completus. t. XCVI 1862 von p. 454 an — findet sich Sancti Juliani Toletani Episcopi *Προγνωστικων* Futuri Saeculi Libri tres; auch der ältere Julianus, wahrscheinlich um 498, jedenfalls von unserem Julianus verschieden, da dieser den Pomerius an mehreren Stellen I, 9, II, 1, 10, gewöhnlich sein verlorenes Buch de anima citirt, schrieb Prognosticos tres de futurae vitae contemplatione libros, im Migne vol. LIX nur unter dem Titel „De vita contemplativa libri tres. — Uebrigens findet sich weder in den Prognosticon des Julianus Toletanus — noch in denen des Pomerius — auch nur das geringste Wort über die 15 Zeichen, J. T. sagt (c. XLVI, p. 518): Christus werde erscheinen mit allen Engeln und Erzengeln „coelis quoque ac terris ardentibus“, nach dem Brande werde ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehen: Mutatione namque rerum, non omnimodo interitu transibit hic mundus. Tunc ergo figura hujus mundi mundanorum ignium conflagratione peribit, sicut factum est mundanarum aquarum inundatione diluvium. Illa itaque conflagratione mundi, ut dixi, elementorum corruptibilium qualitates, quae corporibus nostris corruptibilibus congruebunt ardendo penitus interibunt; atque ipsa substantia eas qualitates habebit quae corporibus immortalibus mirabili immutatione conveniant, ut scilicet mundus in melius innovatus apte accommodetur hominibus etiam carne in melius innovatis.“ —

Eine Schrift des Hieronymus über die funfzehn Zeichen kennen wir nicht und scheint bisher noch Niemand zu kennen. Dass in den uns überkommenen Werken des Heiligen sich nirgends eine Zusammenstellung derselben findet, dass in seinen Auslegungen der Propheten

aber der Zeichen oft erwähnt wird z. B. bei Erklärung des 14. Cap. des Zacharias und des 13. des Jesaias, müssen wir leider, ohne uns selbst davon überzeugt zu haben, nach Grimm, Mätzner, Sommer, Sanchez und nach Angabe eines lieben Freundes (s. Jahrbuch für Rom. Spr. VI. p. 206) wiederholen. Ehe wir aber derartigen Behauptungen absoluten Glauben schenken zu dürfen glauben, müssten Angaben wie die des Sanchez z. B., „dass es nicht feststeht, ob der Heilige etwas Specielles über die quindecim signa geschrieben," doch erst dahin modificirt werden, dass es feststeht, dass Hier. nichts darüber geschrieben — eine freilich schwer zu beweisende Sache! Dass sie einen Zweifel wenigstens zulassen, wird Niemand bestreiten wollen.

Wir glauben mit Gewissheit, dass eine Darstellung des heil. Hieronymus existirt hat. Die auf ihn bezüglichen Angaben sind zu genau, als dass sie nicht auf irgend einer positiven Grundlage beruhen sollten. Die Tradition hat die Idee von dem ihm zugeschriebenen Werke in so speciellen Zügen ausgebildet, dass selbst ein so später Dichter wie David Lyndesay die Zeichen der Bibel genau von denen sondert, die Hier. aufgestellt, und ihn, so oft er von den Evangelien abweicht, von Neuem erwähnt. Scheint doch sogar die Annahme, als hätte noch Lyndesay dies Werk gekannt und benutzt, nicht unmöglich, wenn zu folgender Stelle

5604 Sanct Jerome thoucht continuallye
On this Jugement so ardentlye
He said quhedder I eit or drynk
Or walk or sleep forsuth me thynk
That terrabyll Trumpet lyke ane bell
So quicklye in my eir doith knell
As instantlye it wer present; —
Ryse, dede folk, cum to Jugement

Luis de Granada's Libro de la Oracion y Meditacion c. XII, § 1, 4 eine Analogie bietet. Er sagt leider ohne Stellenangabe: justo era san Jeronimo y con todo eso decia que cada vez que se acordaba del dia del juicio le temblata el corazon y el cuerpo; und weiter unten § IV, 16 ... aquella temerosa voz de que dice san Jeronimo: „Ahora coma, ahora beba, siempre parece que me está sonando à las orejas aquella voz que dirá: Levantá os muertos y venid à juicio." — Vielleicht sagt ein Kundigerer uns, dass diese Stelle sich wohl in den Werken des Hieronymus, aber ohne jegliche Beziehung auf die 15 Zeichen, findet! Für unsere Voraussetzung aber spricht auch, dass Petrus Co-

mestor — auf den wir gleich zurückkommen werden — als Einleitung zu seiner Darstellung der Zeichen bemerkt: sed utrum continui futuri sint dies illi an interpolati non expressit (Hier. nämlich), eine Bemerkung, die wir bei Richard Rolle de Hampole (v. 4742) ausführlicher wiederfinden; so wie auch dass der Verfasser des Morris'schen Antichrist, besser der Uebersetzer des altfranzösischen Adam (Z. 456) die Worte einschaltet:

> Als Jerome sais þat man wel truus
> Sais he fand in þe bok of Juus . .

Freilich kann diese Thatsache ebenso gut nichts weiter als die grosse Verbreitung der traditionellen Berufung auf Hieronymus beweisen; diese Verbreitung selbst aber rufen wir als Zeugen für die Wahrheit unserer Meinung auf.

Wie dem aber auch sei, ob diese Berufungen sich auf eine noch unentdeckte oder eine verlorene Schrift des Heiligen beziehen, oder ob sie durch einen Irrtum veranlasst sind, so viel wenigstens steht fest, dass schon im 12. Jahrhundert die Bezugnahme auf ihn zur Tradition geworden war. Wir finden sie in zwei deutschen und dem altfranz. Gedichte; indirect auch in dem lat. Gedichte, welches Sommer dem Brun von Schönebeck entnimmt. Dieser, es übersetzend, fügt hinzu: so spreche der vyl heyliger sente Jerom, hält es also dem Anschein nach für das Werk des Heiligen; eine Annahme, die ganz unzulässlich ist, wenn wir mit Sommer das Gedicht — aus seinem Versbau zu schliessen — nicht vor das 12. Jahrhundert setzen. Etwas später scheint Petrus Comestor († 1178) geschrieben zu haben. In seiner Historia Scholastica Argent. 1515, Historia Evangelica cap. 141 findet sich folgende Prosadarstellung der 15 Zeichen: Jeronymus autem in annalibus hebraeorum invenit signa XV ante diem iudicii, sed utrum continui futuri sint dies illi an interpolati non expressit.

Prima die: eriget se mare XL cubitis super altitudinem montium stans in loco suo quasi murus.

Secunda die: tantum discedet ut vix possit videri.

Tertia: marinae belluae apparentes super mare dabunt rugitus suos ad coelum.

Quarta: ardebit mare et aquae.

Quinta: herbae et arbores dabunt rorem sanguineum.

Sexta: ruent aedificia.

Septima: petrae ad invicem collident.

Octava: fiet generalis terraemotus.

Nona: aequabitur terra.

Decima: exibunt homines de cavernis et ibunt velut amentes nec poterunt mutuo loqui.

Undec.: surgent ossa mortuorum es stabunt supra sepulcra.

Duodec.: cadent stellae.

Tredecima: morientur viventes ut cum mortuis resurgant.

Quartadec.: ardebit coelum et terra.

Quindec.: fiet coelum novum et terra nova et resurgent omnes.

Sie stimmt genau mit dem Sommer'schen Gedichte überein; entweder haben also beide aus einer Quelle geschöpft oder Comestor hat das lat. Gedicht vor Augen gehabt. Dies letztere ist weniger zulässlich, weil nämlich eine Stelle des Comestor — et ante eum erunt instrumenta mortis suae quasi vexilla triumphi, crux, clavi, lancea, et in carne eius videbuntur cicatrices — sich in den deutschen Gedichten, welche sonst mit ihm durchaus nichts gemein haben, wieder findet, weil also das Urbild, welches Comestor und die deutschen Gedichte, wenn auch in ganz von einander abweichender Weise benutzt haben, diese Stelle enthalten muss. Das lat. Gedicht hat sie nicht; Comestor muss also, wenigstens neben ihm noch eine andere, unbekannte, vermutlich die erste, ursprüngliche Version, das Werk des Hieronymus benutzt haben. — Da diese fehlt, so ist die Prosadarstellung des Comestor, weil vollständiger als das Sommer'sche Gedicht, als Hauptquelle der späteren Darstellungen anzusehen. Ihr schliessen sich, von dem Sommerschen Gedichte nun endlich zu schweigen, das spätere lat. Gedicht, die beiden in den Chester Plays enthaltenen altenglischen Bearbeitungen, die Furnivall'sche, die beiden spanischen Gedichte (auf deren jüngstes wir hier zum ersten Male aufmerksam machen), Diemer's Bruchstück und die Darstellung im Wunderhorn ganz getreu an; David Lyndesay im Allgemeinen auch; mit wenigen, unerheblichen Abänderungen, R. Rolle de Hampole und die Friesische Darstellung. In den Punkten, in welchen sie von Comestor abweichen, nähern sie sich einer späteren Prosabearbeitung, der des Thomas von Aquino (1226—74); sie vertheilen die Meereszeichen wie er auf vier Tage, die 40 Fuss des Comestor jedoch an Stelle der 15 des Th. von Aquino beibehaltend, sie erwähnen, wie er, die Welterneuerung nicht als Vorzeichen, schildern sie aber später ganz nach seiner Art.

In seinem Commentar zu den Sentenzen des Petrus Lombardus

(dist. 48 quaest. 1, art. 4) sagt Thomas von Aquino: Hironymus ponit XV signa precedentes judicium dicens quod

primo die: maria omnia exaltantur quindecim cubitis super montes.

II. omnia aequora prosternuntur in profundum ita ut vix videri possint.

III. redigentur in antiquum statum.

IV. belluae omnes et alia que moventur in aquis congregabuntur et levabuntur super pelagus; more contentionis invicem mugientes.

V. omnia volatilia coeli congregabuntur in campis invicem plorantes non gustantes neque bibentes.

VI. flumina ignea surgent ab occasu solis contra faciem firmamenti usque at ortum currentia.

VII. omnia sidera errantia fixa spargent ex se igneas comas sicut cometae.

VIII. erit magnus terraemotus et omnia animalia prosternuntur.

IX. omnes lapides tam magni quam parvi dividentur in quattuor partes una quaque aliam collidentes.

X. omnes plantae sanguineum fluent rorem.

XI. omnes montes et colles et aedificia in pulverem redigentur.

XII. omnia animalia venient ad campos de silvis et montibus rugientia et nihil gustantia.

XIII. omnia sepulcra ab ortu solis usque ad occasum patebunt cadaveribus ad resurgendum.

XIV. omnes homines de habitaculis suis recedent non intelligentes, neque loquentes sed discurrentes.

XV. omnes morientur et resurgent cum mortuis longe antea defunctis.

Die beiden deutschen Gedichte in Hoffmanns Fundgruben, von denen das im zweiten Bande, das ältere und die Quelle des mit freien Zusätzen reich ausgestatteten anderen ist, stimmen oft wörtlich zu Thomas von Aquino, doch können wir diesen unmöglich die Quelle derselben nennen, insofern wenigstens als Hoffmann seinen zwiefachen Fund ins 12. Jahrhundert, also ein Jahrhundert vor Thomas von Aquino, gesetzt hat; das auch sie ein lateinisches Vorbild benutzt, lässt sich wohl mit Gewissheit annehmen, ob sie aber die erste oder eine später unbekannte Version benutzt haben, können wir nicht entscheiden.

Zu keiner der noch vorhandenen lat. Darstellungen lassen sich in die geringste Beziehung bringen das altfr. Stück, der Antichrist im

Ebert, das Mätznersche Fragment und Walter Mapes Dialogue. Dass der Antichrist nichts als eine Uebersetzung aus dem franz. ist, haben wir schon mehrfach erwähnt. Er giebt dieselben Zeichen, in derselben Reihenfolge, die Eigentümlichkeiten des franz. Gedichtes so getreulich wiederholend, dass an eine etwaige Benutzung einer und derselben Quelle garnicht zu denken ist. Er thut selten mehr als Wort für Wort zu übersetzen, führt bisweilen etwas breiter aus, kürzt hie und da und stellt manchmal um. — Ihm schliessen sich die beiden altenglischen Gedichte an.

Ebenso originell ist die von Haupt abgedruckte Bearbeitung, wenn der Verfasser, der aus Tradition und Volksglauben geschöpft zu haben scheint, überhaupt ein Vorbild gehabt hat, so doch jedenfalls nur Fundgrube I. Mit ihm hat es den einen Zug gemein, dass das Meer am ersten Tage sinkt und schwindet, am zweiten aber sich wie eine Mauer erhebt. Im übrigen ist es ganz originell.

Comestor's Version ist, wie wir gesehen, die populärste von allen; woraus er selbst aber geschöpft, lässt sich nicht sagen. Ein Urbild, welches, nicht alle Züge, die spätere Dichter aus ihrer Phantasie geschaffen, wohl aber alle die, welche die kärgliche Prosadarstellungen des Petrus Comestor und des Thomas von Aquino enthalten, in sich vereinigt, ist bis jetzt freilich noch unbekannt; ein solches aber muss wenigstens existirt haben. —

Wir haben gesehen, wie Jahrtausende lang der Gedanke einer Weltzerstörung und Welterneuerung lebendig wie kaum ein anderer, im Herzen der Völker gelebt, wie er sich aus heidnischen Anfängen, aus der Sagenwelt der nordischen Mythologie und der griechisch-lateinischen Weltanschauung der Stoiker ergossen hat über Juden und Christen; wie das Christentum ihm und allen seinen Zweiggedanken den rechten Lebensatem eingehaucht, wie das Mittelalter ihn an seinem Gedankenheerd geschürt und gefacht und tausend Gestalten gegeben hat, und wie die neue und neueste Zeit noch immer nicht von ihm lassen will. Wir wollen schliessen, indem wir zeigen, wie, abgesehen von Tradition und Aberglaube, auch Wissenschaft und Philosophie noch jetzt zu beweisen versuchen, wie der Weltenbau einmal zusammenbrechen muss. M. Adhémar (Révolutions de la mer; déluges périodiques. Par. 1860) verheisst nicht einen Weltenbrand, sondern eine zweite Wasserfluth. Folgende der Revue des deux mondes (1860 août p. 663, Nouvelles théories sur le déluge p. Alfred Maury) entnommene

Stelle fasst seine Ansichten kurz zusammen. „Si les vues de M. Achémar sont exactes il est évident que nous marchons à un nouveau cataclysme, malgré la promesse faite par Dieu à Noé qu'il n'y aura plus de déluge sur la terre. La calotte de glace qui environne le pôle boréal va en augmentant, et déjà depuis l'année 1250, la somme des heures de nuit, a dépassé celle des heures de jour. Tandis que notre atmosphère se refroidit la coupole australe tend à se resserrer et les eaux qui couvrent l'autre hémisphère s'élanceront dans quatre ou cinq mille ans sur les continents que nous occupons, baignés par des mers de plus en plus hautes.“ Wir wollen schliessen, wie wir angefangen, mit der Reflexion, dass selbst die kühnsten Geisteskämpfer dem Rufe Schillers: „Senke nieder, Adlergedanke, dein Gefieder,“ Folge leisten müssen, dass ein Denker, dessen Originalität und Unabhängigkeit ihn zum echten Sohne seines Vaterlandes macht, dass selbst Herbert Spencer sein Gefieder senkt vor dem Unendlichen, und voraussieht und verkündet (in dem Dissolution betitelten Kapitel seiner First Principles. London 67, p. 518,) wie am Ende der Zeiten (at some period beyond the utmost stretch of imagination) das All, das seine Zwecke erfüllt hat, sich auflösen und sich selbst zerstören wird, um Ruhe zu finden im Unendlichen.

Berlin. C. Michaëlis.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Der Unterricht in der französischen Grammatik an der Realschule. Versuch zur Lösung der Realschulfrage. Von Dr. E. Bratuscheck. Separatabdruck aus dem Programm der Friedrichs-Werderschen Gewerbeschule zu Berlin. Ostern 1870. Berlin. Otto Löwenstein.

Der Zweck der 7½ Bogen füllenden Abhandlung ist „nachzuweisen, dass der Unterricht in der französischen Grammatik an den Realschulen einer durchgreifenden Reform bedarf und zu untersuchen, wie diese Reform herbeizuführen ist." Der Verfasser erklärt aber von vorn herein, dass nach seiner Ansicht jener Unterricht an der Realschule nur dann zweckentsprechend ertheilt werden kann, wenn dieselbe in den unteren und mittleren Klassen das Latein von ihrem Lehrplan ausschliesst und behauptet ausserdem, der Unterricht in der französischen Grammatik mache, wenn er zweckmässig ertheilt wird, den lateinischen Unterricht an der Realschule überflüssig, und letztere müsse das Latein ihrem Wesen nach ausschliessen. Daraus erhellt, dass die Untersuchung, wie der Verfasser sagt, den Kern der sogenannten „Realschulfrage" betrifft. Denn gegenwärtig bestehen in Preussen, abgesehen von den neu erworbenen Landestheilen, nur vier Realschulen ohne Latein: die Friedrichs-Werdersche Gewerbeschule zu Berlin, die Luisenstädtsche Gewerbeschule ebendaselbst, die Realschule zu Essen und die höhere Gewerbeschule zu Magdeburg, die drei letzteren in den letzten sechs Jahre nach dem Muster der erstgenannten gegründet; in allen übrigen nimmt das Latein den fünften Theil der gesammten Unterrichtszeit in den unteren und mittleren Klassen in Anspruch; der Wegfall desselben würde mithin die ganze Organisation des Realschulwesens verändern und das Verhältniss der Realschule zur Universität und zum Gymnasium würde sich ebenfalls hiernach anders bestimmen. Somit konnte die vorliegende Untersuchung nur im Zusammenhang mit der gesammten Realschulfrage geführt werden.

Demgemäss wird in dem ersten Kapitel zunächst der gegenwärtige Stand der Realschulfrage untersucht. Mit Bezugnahme auf die Ausführungen Wiese's: „Das höhere Schulwesen in Preussen" (Band II.) zeigt der Verfasser, dass gegenwärtig über Wesen und Aufgabe der Realschulen vier verschiedene Ansichten bestehen. Die einen verlangen, dass sie eine gewerbliche Fachbildung gewähre, wodurch sie sich in den oberen Klassen den jetzigen Provinzialgewerbeschulen (nach dem neuen Plan des Handelsministeriums) nähern, aber wie diese dann das Latein und wohl auch das Englische ausschliessen würden. Nach einer zweiten Ansicht sind die Real-

schulen allgemeine Bildungsanstalten, welche neben einem Theile der Gymnasialbildung, die für den grössten Theil des gewerblichen Lebens und die niedrige Beamtenlaufbahn nöthigen Kenntnisse in den Realien und neueren Sprachen gewähren. Diesem Ideale entsprechen unsere jetzigen „Höheren Bürgerschulen," an welchen das Latein den fünften Theil der Gesammtunterrichtszeit umfasst. Eine dritte Ansicht, vertreten durch die genannten Schulen ohne Latein, vindicirt der Realschule ebenfalls den Charakter einer allgemeinen Bildungsanstalt, aber sie verlangt, dass sie eine Bildung gebe, welche dem Bedürfniss der höheren gewerblichen Stände entspreche, den Mittelpunkt des Unterrichts bilden hiernach die Mathematik und die Naturwissenschaften; es reiht sich daran der Unterricht in den neueren Sprachen; das Latein wird ausgeschlossen, weil es kein lebendiges Element des gewerblichen Lebens und der modernen Gesellschaft ist. Die vierte Ansicht endlich hat ihren Ausdruck in der 1859 erlassenen Prüfungsordnung gefunden. Die Realschule ist hiernach dem Gymnasium als Bildungsschule coordinirt; beide theilen sich in die Aufgabe, die Grundlage der gesammten höheren Bildung für die Hauptrichtungen der verschiedenen Berufsarten zu gewähren. Die Realschule soll demgemäss nicht nur auf den höheren gewerblichen Beruf und die dahin einschlagenden höheren Fachschulen, sondern auch auf viele staatliche Berufsarten vorbereiten. Um dieser Aufgabe zu genügen, hält man es für unumgänglich nöthig, dass sie das Latein in ihren Plan aufnehme. Der Verfasser macht zunächst darauf aufmerksam, dass die zuletzt aufgeführte Ansicht über die Realschule in sich gespalten und inconsequent sei. Nach der Prüfungsordnung bereitet das Gymnasium für alle Berufsarten vor, die Realschule nur für die, zu welchen keine Facultätsstudien erforderlich sind; folglich sind beide nur theilweise coordinirt. Da ferner die Universitäten aus mehren Fachschulen bestehen, welche sich historisch ohne ein bestimmtes Princip zusammengesetzt haben und an anderen höheren Fachschulen (Gewerbeakademie, Bauakademie etc.) Mathematik und Naturwissenschaften ebenso gründlich betrieben werden müssen, wie auf der Universität, so ist principiell nicht einzusehen, warum die Realschulen, welche nach der Prüfungsordnung in den Naturwissenschaften und der Mathematik mehr als die Gymnasien leisten, keine genügende Vorbildung für das Universitätsstudium dieser Wissenszweige gewähren sollen. Die Realschulen erster Ordnung erstreben fast allgemein die Zulassung ihrer Abiturienten zu Facultätsstudien, sind aber unter sich nicht einig, zu welchen Studienfächern sie zugelassen werden sollen: es fehlt hier ebenfalls ein gemeingültiges Princip. Das Wesen dieser Schulen lässt sich also nur sehr unbestimmt angeben; sie sind allgemeine Bildungsanstalten, welche für den höheren Gewerbestand, einige Fachschulen und einige Beamtenlaufbahnen vorbereiten sollen.

Der Verfasser führt nun näher aus, wie die vier bestehenden Ansichten über die Realschule gleichsam der Niederschlag von ebensoviel Phasen in der Geschichte des preussischen Realschulwesens sind. Die Realschule war zuerst technische Fachschule, wie die Königliche Realschule zu Berlin unter Hecker; als man einsah, dass der Fachbildung eine allgemeine Bildung vorausgehen müsse, sollte der realistischen Richtung durch die höhere Stadtschule genügt werden, welche wie unsere höhere Bürgerschule an ein Fragment des Gymnasialunterrichts die Vorbereitung für den bürgerlichen Beruf anschloss. Das Princip der höheren Stadtschule wurde zuerst von Spilleke 1822 in seiner Abhandlung: „über das Wesen der Bürgerschule" durchbrochen und zwei Jahre später durch die Gründung der Friedrich-Werderschen Gewerbeschule historisch überwunden. Nach dem Muster der letzteren suchte sich die Realschule bis gegen das Jahr 1840 zu gestalten. Seit diesem Jahr wurde durch die Bemühungen der Regierung, die in dem Bestreben, zum Mittelpunkt der Schule den Unterricht in den Naturwissenschaften, der Mathematik und den modernen Sprachen zu machen, „die

naturwissenschaftliche Praxis des Nützlichkeitsprincips" sah, das Latein unter mannigfachen Kämpfen allmählich zum obligatorischen Unterrichtsgegenstand des Realschullehrplans gemacht und zugleich die Realschule wissenschaftlich weiter entwickelt. Der Verfasser zeigt, wie auch die Realschule ohne Latein sich zu einer wissenschaftlichen Unterrichtsanstalt ausgebildet hat und gelangt zu dem Schlusse, dass historisch die Realschule erster Ordnung und die Realschule ohne Latein gleichen Anspruch darauf mache, das wahre Princip der Realschule zu vertreten. Da beide sich nur in Bezug auf das Latein wesentlich unterscheiden, und in dem Lehrplan der einen Schulgattung das Französische dieselbe Stelle einnimmt, wie in dem der andern das Lateinische, so ist es zunächst eine fundamental wichtige Frage, ob dem Princip der Realschule gemäss, das Französische die Aufgabe mit übernehmen kann und soll, welche dem Latein an derselben zugewiesen ist.

Um diese Frage zu lösen, untersucht der Verfasser im zweiten Capitel „das Princip der Realschule" in sehr eingehender Weise. Er weist nach, dass nach der historischen Entwicklung der Schulgattung ihr Princip jetzt nicht mehr aus dem Realismus, sondern wie das des Gymnasiums aus dem Humanismus abgeleitet werden müsse. Aus dem Begriffe der allgemeinen Menschenbildung werden nun zuerst die Unterrichtsgegenstände jeder Humanitätsschule deducirt; es sind 1. Religion, 2. Geschichte und Literatur und das wissenschaftliche Organ für beide, nämlich Sprache und Schrift; 3. Naturkunde, Gewerbekunde und reale Künste und als wissenschaftliches Organ Raum- und Zahlenlehre. Die allgemeine Bildung ist nicht ein bestimmtes Quantum von Kenntnissen in diesen Gegenständen, sondern nur das Produkt des unablässigen und eifrigen Bestrebens, sich in den bezeichneten Hauptzweigen des Wissens harmonisch auszubilden, d. h. so, dass nicht eine Geistesthätigkeit einseitig zum Nachtheil der anderen geübt werde. Jeder erreicht vermöge seiner Anlagen und vermöge des fördernden und hemmenden Einflusses, den die äusseren Verhältnisse auf ihn ausüben, einen verschiedenen Grad der allgemeinen Bildung; trotzdem ist die Art, wie die Einzelnen dieselbe erwerben, wieder vermöge der gemeinsamen Natur des menschlichen Geistes bis auf einen gewissen Punkt übereinstimmend. Jede wissenschaftliche Erkenntniss beginnt von den einfachsten und unmittelbar klaren Elementen der Anschauung und schreitet nach den Gesetzen der Logik zu immer complicirteren Gedankengebilden fort; so muss sie sich in Jedem aufbauen und daher kann auch die Schule ein für Alle gemeinsames Bildungsziel in den einzelnen Gegenständen setzen. Das Ziel, welches durch Unterricht bei Jedem erreicht werden muss, ist, dass er sich diejenigen Kenntnisse angeeignet hat, welche nöthig sind, um die durch das Leben gebotenen Bildungsmittel selbstständig benutzen zu können. Nun muss alles Lernen vom Nächstliegenden beginnen, um anschaulich zu sein; in der Religionskunde wird der Lernende also zunächst die Religionsgesellschaft kennen lernen, der er angehört, in der Geographie die Heimat etc. Aber der Unterricht muss in dieser anfänglichen Beschränkung doch darauf ausgehen, die allgemeinen Erscheinungen der Religion, der Geschichte, der Natur u. s. w. zur Anschauung zu bringen und daraus die elementaren Gesetze abzuleiten, welche jene Erscheinungen beherrschen. Jede Bildungsschule muss hiernach in allen Unterrichtsgegenständen eine anschauliche Erkenntniss des Naheliegenden und in Verbindung damit einen universellen, aber in seinen Hauptmomenten ebenfalls anschaulichen Ueberblick des Entferten geben und überall den Weg von den Erscheinungen zu den allgemeinen Formen zeigen. Nur so befähigt sie zum selbständigen Weiterschreiten auf dem Wege der allgemeinen Bildung. Denn der universelle Ueberblick ist nöthig, um sich in den durch das Leben gebotenen Bildungsmitteln zu orientiren; eine abgerundete Erkenntniss der elementaren Formen und Gesetze ist aber das eigentliche Organ zur Weiterbildung. Da nun das

Wesen der Wissenschaft darin besteht, die Erscheinung auf ihre Gesetze zurückzuführen, muss jede Bildungsschule, auch die elementarste, den wissenschaftlichen Sinn anregen; dies kann keineswegs ein Vorrecht des Gymnasiums sein. Ausserdem sind an die Methode der Bildungsschule überhaupt noch drei Anforderungen zu stellen: jede, nicht bloss — wie man gesagt hat — die Realschule, muss den praktischen Sinn, d. h. die Productivität der Schüler ausbilden, um durch Leichtigkeit der Production den Bildungstrieb zu wecken; jede muss diesen Bildungstrieb durch das Bewusstsein der Humanität zu einem ernsten Streben nach Bildung ergänzen, jede muss endlich eine ideale Gesinnung als festen Halt gegen den Materialismus des Lebens verleihen. Nachdem der Verfasser die Ansicht widerlegt hat, dass dem Studium der alten Sprachen vorzugsweise der Charakter der Humanitätsstudien zukomme, und dass das sprachlich-historische Studium an sich eine ideale oder vorzugsweise formale Bildung gebe, untersucht er, welche Modificationen der allgemeine Begriff der Bildungsschule zulasse.

Das Naheliegende soll in allen Unterrichtsgegenständen für Alle gleich anschaulich gemacht werden; das Entferntere gestattet dagegen eine Auswahl des Stoffes; das Wichtigste und Grundlegende muss indess auch hier auf allen Bildungsschulen gelehrt werden. In der Geschichtskunde muss also zunächst einem jeden die alte und die neue Cultur in ihren hervorragendsten typischen Erscheinungen und in ihrem allgemeinen Bildungsgange zur Anschauung kommen; ausserdem wird dabei das hervorzuheben sein, was für das Nächste, die vaterländische Cultur, am Wichtigsten ist. Daher nimmt aus dem Alterthum die Geschichte der Hebräer, Griechen und Römer, aus der Neuzeit die französische und englische den ersten Rang ein. Der Verfasser untersucht, in wie weit zur historischen Bildung die Kenntniss der Sprache jener Culturvölker gehört. Er findet durch eine specielle Analyse, dass die betreffenden Literaturen in Uebersetzungen besser zum Verständniss gebracht werden, als dies durch eine elementare Erlernung der Sprachen möglich ist. Er zeigt aber ferner, dass die Kenntniss einer fremden Cultursprache in der That die historische Bildung vertieft, wenn jene Sprache in ihrer vollen körperlichen Gestalt erfasst wird; dazu gehört, dass man sie in ihrem eigenthümlichen Laut und Klang höre und als Umgangssprache alle Lebensverhältnisse ausfüllen sehe. Man versetzt sich so aus der eigenen Beschränktheit heraus in eine neue Welt historischer Anschauungen und sieht die allgemeinen bei allen Völkern und in allen Zeiten wiederkehrenden historischen Formen nun von zwei Gesichtspunkten, nämlich nach den Vorstellungen der eigenen und einer fremden Nationalität, wodurch gleichsam ein „stereoskopisches Sehen“ erzeugt wird. Die Kenntniss der alten Sprachen ist nun nach des Verfassers Ausführungen nicht im Stande, diese Wirkungen hervorzubringen: denn diese Sprachen unterscheiden sich von den lebenden zuerst dadurch, dass jede Nation sie nach den Gesetzen des eigenen Idioms ausspricht; die Umrisse ihrer Lautgestalt sind also gleichsam schwankend und verwischt. Die Schriftwerke, welche aus dem Alterthum übrig sind, stellen das Staatsleben, die Wissenschaft und die Kunst sehr fragmentarisch dar; überall ist der Blick in das Einzelne gehemmt, und das eigentlich Concrete, die Umgangssprache, schimmert nur noch hier und da hindurch. Somit ist die Erlernung der beiden neueren Weltsprachen (Englisch und Französisch) bildender, es wird dadurch auch das Nationalbewusstsein in höherem Grade gekräftigt; denn die Kräftigung desselben hängt nicht, wie man gewöhnlich annimmt, schlechthin von dem Contrast der in der fremden Sprache ausgedrückten Cultur zur eigenen ab, sondern davon, dass jene fremde Cultur eine gemeinsame Form mit der unsrigen hat, d. h. überall Vergleichungspunkte bietet und doch eigenartig entwickelt ist; in den alten Sprachen tritt aber die nicht minder grosse Eigenartigkeit der alten

Völker nach der Seite, welche die Kenntniss der Sprachen erschliesst, d. h. in den socialen Verhältnissen wegen der erwähnten mangelhaften Ueberlieferung weniger kräftig hervor und wo sie hervortritt, fehlt die Gemeinsamkeit der Cultur.

Unter den beiden neueren Weltsprachen vindicirt der Verfasser dem Französischen einen grösseren historischen Werth für uns, wegen des innigen Zusammenhanges, in welchem Frankreich seit der Völkerwanderung mit Deutschland stehe. Da aber jeder, der das Französische zur Fertigkeit und lebendigen Einsicht gebracht hat, später wegen der tausendfachen sprachlichen und historischen Verflechtungen zwischen Frankreich, England und Deutschland unausbleiblich den Trieb fühlen wird, sich auch das Englische anzueignen, so wird die Schule besonders wegen der Schwierigkeit der englischen Aussprache schon hierzu den Grund legen müssen, soweit die Harmonie der allgemeinen Bildung dies gestattet, d. h. soweit neben den andern nothwendigen Gegenständen Zeit und Kraft dazu bleibt. Hierdurch hat denn der Verfasser das Französische zur allgemeinen Grundlage des fremdsprachlichen Unterrichts in seinem Verhältniss zur historischen Bildung gemacht. Er widerlegt zunächst die Bedenken, welche dagegen geltend gemacht sind, dass nämlich das französische Wesen eine sociale Gefahr für unser Nationalbewusstsein enthalte, und dass das Französische keine pädagogische Sprache sei „wegen des verführerischen Reizes, mit dem darin eine allgemeine eudämonistische, das Ideale theils verleugnende, theils verunreinigende, Lebensauffassung wirke, ferner wegen seiner Verfälschung des Alterthums, sowie wegen des Mangels an wahrhaft klassischen Autoren.“ Der Verfasser zeigt, wie die angebliche sociale Gefahr — soweit sie überhaupt vorhanden ist — gerade durch die gründliche Kenntniss des Französischen gehoben wird, und wie die anderen Vorwürfe auf einer ganz einseitigen Auffassung beruhen. Er gelangt zu dem Resultate, dass die französische Literatur der drei letzten Jahrhunderte als Ausdruck der Kunst, des Staatslebens und der Wissenschaft das Verhältniss der französischen Cultur zu der unsrigen und zu der des Alterthums in klassischer Form und mit einem eigenthümlichen Reize darstellt. Man hat behauptet, „die moderne Bildung sei zu complicirt, als dass der Unterricht in einer neueren Sprache auf die Jugend bildend wirken könnte;“ damit verkennt man, nach der Ansicht des Verfassers, den eigentlichen Zweck dieses Unterrichts. Denn das Leben der Gegenwart umfasst auch die allereinfachsten Verhältnisse der Familie und Gesellschaft; von diesen Verhältnissen her muss der Sprachunterricht beginnen und erst allmählich in Wechselwirkung mit dem Geschichtsunterricht und der Anschauung des Alterthums zum lebendigen Verständniss der complicirten Zustände der Neuzeit führen. Nach diesem Grundsatz stellt der Verfasser einen Lehrgang des Unterrichts in der französischen Sprache nach dem Sprachstoffe fest, wodurch der gesammte sprachlich-historiche Unterricht eine organische Einheit bildet. Das Latein würde in diesem Organismus für die Bildungsschule überhaupt nur dann eine Stelle finden, wenn — wie die Prüfungsordnung behauptet — ohne dasselbe nur eine oberflächliche Kenntniss der französischen Grammatik und keine scharfe Unterscheidung der allgemeinen grammatischen Formen möglich wäre. Der Verfasser glaubt diese Behauptung indess nur widerlegen zu können, indem er nachweist, wie die französische Grammatik an einer Bildungsschule ohne Latein gelehrt werden muss und fährt also erst fort, den Begriff einer solchen Schule zu bestimmen. Nachdem er auseinander gesetzt hat, welche Modificationen der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht zulässt und wie derselbe durch grössere Beachtung der Mischgebiete der Natur- und Geschichtswissenschaft zu einer Einheit mit den übrigen Fächern zu verbinden ist, leitet er aus dem allgemeinen Begriff der Bildungsschule ihre verschiedenen Gattungen ab.

Dass die Bildungsschulen differiren müssen, folgt aus der Verschie-

denheit in der Anlage und Lebensstellung der Schüler. „Da der Staat weder das Recht, noch die Macht hat, den Beruf seiner Bürger zu bestimmen, so kann er nur erzwingen, dass Jedem das Mass von Bildung zu Theil werde, dessen er bedarf, um seine allgemeinen Pflichten als Staatsbürger zu erfüllen und sich in der niedrigsten Berufsphäre selbständig weiter zu entwickeln. Dies Bildungsmass gewährt die allgemeine Volksschule. Sie hat alle Unterrichtsgegenstände, die einer allgemeinen Bildungsschule nothwendig sind, muss aber den Unterricht in fremden Sprachen und der reinen Mathemathik aufgeben und kann den naturwissenschaftlichen Unterricht nicht in abgesonderte Fächer trennen. Innerhalb dieser Beschränkung kann sie den vier oben an jede Bildungsschule gestellten Forderungen genügen.

In denselben acht Lebensjahren, welche die Volksschule umfasst, sollen Gymnasien und Realschulen einen ähnlichen Bildungsabschluss (bis Ober-Tertia) gewähren, obgleich sie bis dahin in drei fremden Sprachen und in der reinen Mathematik unterrichten und die Naturwissenschaften gesondert treiben. Der Verfasser führt aus, dass dies unmöglich ist: drei Viertel der Schüler unserer höheren Anstalten werden zu einer dünkelhaften Halbbildung und zum verworrenen Vorstellen und Urtheilen erzogen. Das Latein trägt nach seiner Ansicht hierzu besonders bei. Eine Aenderung dieser Zustände ist nun durch Errichtung von Mittelschulen nach dem bekannten Plane des Stadtschulrath Hofmann zu Berlin möglich; an denselben würde nur eine fremde Sprache, nämlich das Französische gelehrt werden. Sobald der Staat die Berechtigung zum einjährigen Dienst nur an das Abgangszeugniss solcher Schulen knüpfte, würde er mit einem Schlage der Gesammtbildung der Nation einen ganz ausserordentlichen Aufschwung verleihen. Alle die, welche bei mittlerer Begabung zwar nicht dem Unterricht eines Gymnasiums oder einer Realschule folgen, aber wohl über den Kreis der Volksschule hinausgehen können, würden jene Mittelschulen nicht nur besuchen, sondern mit wenig Ausnahmen auch absolviren. Die höheren Bürgerschulen würden nach des Verfassers Meinung dann diese consequentere Form annehmen und die Provinzialgewerbeschulen wie alle niederen Fachschulen darin zugleich wirklich zweckentsprechende Vorbereitungsanstalten haben.

Der Unterrichtsplan der Volksschule und Mittelschule wurde dadurch bestimmt, dass Anlage und Lebensstellung der Schüler quantitativ beschränkend auf das Ziel der Bildungsschule einwirkten. Die Anlagen sind aber auch qualitativ verschieden und dies zeigt sich in den einzelnen Fächern durch verschiedene Befähigung zum Produciren. Der Verfasser geht die verschiedenen Anlagen durch und findet, dass sie sich in zwei Hauptrichtungen theilen: Anlagen zur realen und zur sprachlichen Production. Da die Bildungsschule die Entwicklung der Individualität zum Zwecke hat, wird sie die Talente in ihrer besonderen Richtung unterstützen, ohne dass dabei die Harmonie der allgemeinen Bildung beeinträchtigt wird. Dies kann, wenn jene Anlagen mit höherer allgemeiner Begabung verbunden sind, nicht auf derselben Schule geschehn; es sind dafür indess nur zwei Schulgattungen nöthig und hierin liegt der principielle Unterschied von Gymnasium und Realschule. Durch genaue Zergliederung dieses Unterschiedes weist der Verfasser nach, dass vermöge dessen die beiden höheren Schulgattungen in der That ihrem Begriffe nach coordinirt sind. Beide gewähren genau dieselbe allgemeine Bildung material wie formal; beide sind Humanitätsschulen für die hervorragenden Talente, denn beide führen ebenso wohl in das Verständniss der Natur wie in das der Geschichte ein; die „Culturarbeit der Menschheit schwebt dem Realschüler in ebenso bestimmten Bildern vor, wie dem Gymnasiasten," und bleibt ihm durchaus nicht, wie das Gutachten der Berliner Universität von den jetzigen Realschülern behauptet, „etwas mehr Aeusserliches." Auch die „klassische Bildung" ist bei beiden gleich gross und nicht weniger die

„moderne." Aber auf dem Grunde der gemeinsamen Humanitätsstudien pflegt das Gymnasium die individuellen Anlagen zur sprachlich-historischen, die Realschule die zur mathematisch-naturwissenschaftlichen Production, beide indem sie den gemeinsamen Bildungsgegenständen noch ein Plus hinzufügen: die Realschule in der mathematisch-naturwissenschaftlichen und realen, das Gymnasium in der sprachlich-historischen Methodik und Technik. „Höhere naturwissenschaftliche Wahrheiten" will hierbei die Realschule eben so wenig zum Verständniss bringen, wie das Gymnasium höhere historische oder sprachwissenschaftliche, wenn man nämlich unter höheren Wahrheiten diejenigen versteht, welche sich nur aus dem Einblick in das gesammte System einer Wissenschaft verstehen lassen; aber den Zugang zu dem System wollen beide Schulgattungen für je eine Hauptwissensrichtung eröffnen.

Zugleich folgert der Verfasser aus dem Princip des Gymnasiums, dass dasselbe die beiden alten Sprachen nicht der allgemeinen Bildung wegen, sondern als Grundlage der sprachlich-historischen Production aufnehmen muss, aber das Lateinische erst nach Absolvirung der französischen Formlehre in Unter-Tertia, das Griechische nach Absolvirung der lateinischen Formlehre, welche dann auf Grund des Französischen in einem Jahre bewältigt werden kann, in Ober-Tertia. Andererseits zeigt er, dass die Realschule das Latein auf jeden Fall ausschliessen muss, weil durch dasselbe nicht nur ihr Plan in Bezug auf die ihr eigenthümliche mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung beschränkt, sondern auch das Ziel des gesammten Sprachunterrichts vereitelt wird; weder im Französischen, noch im Lateinischen können bei der gegenwärtigen Einrichtung nennenswerthe Erfolge erzielt werden.

Obgleich der künftige Beruf des Schülers nicht bestimmend für die Organisation der höheren Schule ist, so bestimmt doch umgekehrt die von ihnen bewirkte allgemeine und zugleich individuelle Bildung die Wahl des Berufs und weil sie die beiden Hauptrichtungen der Talente darstellen, entsprechen ihnen auch die Hauptrichtungen der Berufsarten. Ist die Realschule dem Gymnasium wirklich coordinirt, so kann nach den Ausführungen des Verfassers letzteres nur auf das Sprachstudium und das historische Studium im weitesten Sinne, und ausserdem auf die darauf beruhenden Fachschulen, nämlich die theologische, juristische und einen Theil der philosophischen Facultät vorbereiten, die Realschule auf alle anderen höheren Fachschulen, alle gewerblichen Berufsarten und alle Staatsämter, wozu kein Facultätsstudium erforderlich ist. Wie aber das Gymnasium gerade im Interesse der Humanitätsbildung auch die Elemente des Englischen und Hebräischen in facultativen Stunden lehrt, damit das spätere Fortschreiten auf der Universität nicht durch die Erlernung der Anfangsperiode gehemmt werde, so wird auch die Realschule das aus äusseren Gründen für manche Berufsarten, zu welchen sie vorbereitet, nöthige Latein facultativ lehren. Der Verfasser behauptet, dass bei den Betheiligten in drei Jahren bei zwei wöchentlichen Lehrstunden Genügendes, ja mehr als jetzt an den Realschulen geleistet werden würde. Er wiederlegt ausserdem in allen einzelnen Punkten die Ansicht, dass auch die Kenntniss des Griechischen, also volle Gymnasialbildung für das Facultätsstudium der Mathematik, Naturwissenschaften und Medicin nothwendig sei. Nachdem er darauf hingewiesen, wie der jetzige anerkannt krankhafte Zustand der Realschule, die Entvölkerung ihrer oberen Klassen nur durch die falsche Position des Gymnasiums herbeigeführt ist, kommt er zu dem Schlusse, dass eine Abhülfe aller Uebelstände in unserem höheren Schulwesen nur durch völlige Neuregelung des Berechtigungswesens erfolgen kann. Sollen die höheren Schulen von den Mittelschulen deutlich geschieden werden, so müssen zuerst alle an mittlere Klassen geknüpften Privilegien aufgehoben werden. Die Mittelschulen in Verbindung mit Fachschulen und Fortbildungsklassen, wo z. B. für künftige Subalternbeamte und Apotheker ebenfalls das Latein eine

elementare Berücksichtigung in facultativen Stunden finden kann, genügen für alle Berufsarten, welche jetzt die Mittelklassen höherer Schulen vorbilden. Ferner darf das Gymnasium nur zu den oben genannten Facultätsstudien, die Realschule nur zu den übrigen berechtigen, nicht beide oder eine zu allen. Die Frequenz der beiden Schulgattungen würde hiernach sich ausgleichen; in den letzten fünf Jahren hätte das Gymnasium danach 5900, die Realschule 5050 Abiturienten entlassen.

Der Verfasser zeigt schliesslich, dass nach der von ihm vorgeschlagenen Organisation das öffentliche Schulwesen seinem höchsten Ziele, dass Jeder nur durch seine Anlagen in seiner Bildung beschränkt und bestimmt werde, sich am meisten nähern würde. Da die Anlagen nicht schon zu Anfang der Schulbildung erkennbar sind, dürfen die Schulgattungen nicht zu früh auseinander gehen. Alle Combinationen zwischen Volksschule, Mittelschule und höheren Schulen, die bisher in diesem Sinne versucht sind, erscheinen aber als mangelhaft. Nach dem vom Verfasser entwickelten Begriff der Bildungsschule würden aber alle Kinder bis zum zehnten Jahre dieselbe Elementarbildung erhalten und Mittelschule und höhere Schule stimmen vom zehnten bis dreizehnten Lebensjahre der Schüler wesentlich überein; denn die erste Stufe des Französischen muss für Alle gleich sein; die reine Mathematik darf aber erst im dreizehnten Lebensjahre beginnen, vorher sind bei allen Schülern die Zahl- und Massverhältnisse des gewöhnlichen Lebens im Rechenunterricht durchzuarbeiten. Dies genügt, um die Freiheit der Entwicklung zu sichern. Ob ein Schüler die Fähigkeit hat, dem Unterricht einer Mittelschule mit Leichtigkeit zu folgen, kann man bis zum zehnten Jahre erkennen. Solche Schüler wären also, wenn sie unbemittelt sind, aus der Volksschule in Freistellen an Mittelschulen zu versetzen; letztere Anstalten würden ausserdem natürlich die Kinder bemittelter Eltern an sich ziehen, von denen viele geringere Begabung durch Fleiss ersetzen müssen. Da ein Wechsel der Schule für Schüler von mittlerer Begabung stets nachtheilig ist und überall Mittelschulen in grösserer Anzahl vorhanden sein würden als Realschulen und Gymnasien, so würde man vernünftiger Weise den höheren Schulen nur die Schüler übergeben, welche schon im zehnten Jahre entschiedene Talente zeigen. Meist wird es hierbei noch gleichgültig sein, ob man Gymnasium oder Realschule wählt. Hat ein Schüler die erste Stufe des Französischen (drei Jahre) absolvirt und dabei im letzten halben Jahre auch die ersten Schritte in die Mathematik gethan, so lässt sich in den allermeisten Fällen entscheiden, ob er der Quantität seiner Anlagen nach für eine der höheren Schulgattungen befähigt ist, und auch welche für ihn nach der allgemeinen Richtung seines Talents geeignet ist. Würde Jemand durch den Willen der Familie in eine falsche Bahn gedrängt, so würde sich dies, da die Mehrzahl der Schüler auf den höheren Anstalten begabt wären, meist bald durch Rückschritte rächen, und da bei gleicher allgemeiner Bildung anfangs die beiden höheren Schulgattungen nur allmählich auseinander gehen, so wäre mit vierzehn Jahren ein Uebergang für entschiedene Talente mit Verlust eines halben Jahres noch leicht zu bewerkstelligen. Ebenso würde man geringere Talente nun leichter zum Uebertritt nach der Mittelschule bestimmen, welche ja den Zugang zu den mittleren Sphären aller Berufsarten eröffnen, durch die niederen Fachschulen ausserdem eine weitere Aussicht darbieten und durch die Berechtigung zum einjährigen Dienst eine besondere Anziehungskraft ausüben würde. Die besonderen Talente, welche gegenwärtig oft unerkannt verloren gehen, würde man nun an Mittelschulen nach den höheren mit Unterstützung der Mittellosen hinüberleiten.

Der Verfasser hält dies für den Weg, die Universität und die übrigen höheren Fachschulen nur mit den Berufenen zu füllen und zu bewirken, „dass in den höheren Ständen die Aristokratie der Geburt und des Geldes mit der Aristokratie des Geistes in unbeschränktem

Umfange nach dem Preis der Bildung ringe." Zugleich würde gerade hierdurch die Bildung der gesammten Nation und aller Stände eine wirkliche Einheit erlangen. Nachdem er darauf hingewiesen, wie die Reorganisation in jeder Beziehung wohl ausführbar ist, und wie bei der jetzigen gleich mangelhaften Gestaltung des Gymnasiums und der Realschule das Berechtigungswesen sofort regulirt werden kann, zieht er aus allem bisher Nachgewiesenen das Resultat, dass eine befriedigende Lösung der Realschulfrage, ja der gesammten Unterrichtsfrage hauptsächlich davon abhängt „ob der Unterricht in der französischen Grammatik im Stande ist, die allgemeinen Sprachgesetze so klar und lebendig zum Bewusstsein zu bringen, dass er zur Grundlage des fremdsprachlichen Unterrichts gemacht werden kann. Er behauptet, diese Frage ist zu bejahen, wenn die jetzt übliche Methode der französischen Grammatik durchgreifend umgestaltet wird.

Worin diese Umgestaltung bestehen muss, sucht er im dritten Kapitel der Abhandlung aus den vier Anforderungen abzuleiten, welche er überhaupt für die Unterrichtsmethode an eine Bildungsschule aufgestellt hatte: die Grammatik muss wissenschaftlich und praktisch sein, die Humanität und die ideale Gesinnung befördern. Als Hauptrichtschnur stellt er aber Folgendes auf: der Unterricht in der Sprache, welche die Grundlage der allgemeinen Bildung sein soll, muss so eingerichtet werden, dass zu Anfang die Aufmerksamkeit des Schülers auf die scharfe Beobachtung der grammatischen Grundformen in der Muttersprache concentrirt wird, und zuletzt dennoch der Lernende sich ganz in das fremde Idiom hineinversetzt hat. Der Gang des Unterrichts in der französischen Grammatik bestimmt sich hiernach. In den ersten drei Jahren soll der Schüler an der französischen Formenlehre die allgemeinen Formen und syntaktischen Verhältnisse der Muttersprache lernen, in den drei folgenden Jahren an den Eigenthümlichkeiten der französischen Syntax, welche aber dann nicht nach dem Schema der Redetheile behandelt werden darf, die Eigenthümlichkeit der deutschen Sprachformen. Der Verfasser stellt die hieraus folgenden grammatischen Pensa der drei ersten Jahre bis ins Einzelste fest, indem er dabei immer vergleicht, was das Latein in derselben Beziehung ohne das Französische leistet und was es leisten würde, wenn das Französische vorausginge. Die Umgestaltung der Syntax im Anschluss hieran wird nun kurz angedeutet. Wir werden auf die technischen Einzelheiten bei einer späteren Kritik der Arbeit zurückkommen. Die Abhandlung schliesst mit den Worten:

„Ich glaube gezeigt zu haben, dass der französische Unterricht in steter Wechselwirkung mit dem deutschen vollständig geeignet ist, als Grundlage der gesammten Sprachbildung zu dienen, und dass das Latein hierzu nicht geeignet ist. Es handelt sich darum, die Schule von todten Formen zu befreien, welche den jugendlichen Geist in seinen ersten Regungen lähmen. Als die Reformation die Kirche von der Herrschaft des Latein befreite, hob sie nicht den Zusammenhang mit den Quellen unseres Glaubens auf, sondern knüpfte denselben fester. So wird auch die Befreiung der Schule den Zusammenhang unserer Cultur mit dem Alterthum nur fester knüpfen, indem dann die, welche die Sprachen noch lernen, fähig werden, sie für alle übrigen zu beleben. Im vorigen Jahrhundert, als die Realschule entstand, war eine solche Reform freilich noch nicht möglich. Damals wollte Friedrich der Grosse auch in der Vorbildung für den praktischen Beruf mit Recht „das Lateinische nicht entbehren." Jetzt ist durch die tiefere Ergründung des Alterthums und die vergleichende Sprachforschung die Sachlage verändert; gerade weil der Geist des grossen Friedrich unserem Staate innewohnt, wird unsere Verwaltung die Zeichen der Zeit beachten. Die Realschule aber ist ihrer historischen Entwicklung gemäss berufen, in dem Befreiungswerke voranzugehen."

Dr. Gockel, Lehrbuch der deutschen Schriftsprache für Mittelschulen. Erste Abtheilung: Sprache der Prosa. Dritte Auflage. Karlsruhe bei Chr. Fr. Müller. 1866.

Dass die Fertigkeit in einem verständlichen und schönen Gedankenausdruck in der Muttersprache für alle Lagen des Lebens von höchster Wichtigkeit sei, ist eine längst anerkannte Thatsache, und ebensowenig wird der Satz ernstliche Anfechtungen erleiden, dass in dem Grad der genannten Fähigkeit ein fast untrüglicher Massstab zur Beurtheilung der geistigen Entwicklungsstufe des Gebildeten gegeben sei.

Sind nun aber die Gelehrten und Ungelehrten über das „Was" in der beregten Sache zwar einig, so gehen dennoch ihre Wege über das „Wie" vielfach auseinander, und während die Einen meinen, die Fertigkeit im Deutschen Styl solle aus andern Lehrzweigen herauswachsen,* verlangen Andere, es sollen natürliche Anlagen und praktische Uebungen die Stelle jeder Anleitung versehen, und wieder Andere verirren sich, um jedem Styl seine Individualität zu wahren, so weit, dass sie die Aufstellung bestimmter Regeln für die schriftliche Darstellung geradezu für unmöglich oder doch mindestens für bedenklich erklären. Wir sind der Ansicht, dass, wer den Zweck will, auch das Mittel wollen müsse, und dieses erblicken wir in unserm Fall eben nur in einer eigenen Disciplin, welche unter den Lehrgegenständen unserer höheren Bildungsanstalten die Lücke zwischen Grammatik und Rhetorik ausfüllt — in einer Stylistik. — Aufgabe dieses Aufsatzes soll es nun sein, zu untersuchen, wie das überschriftlich genannte Lehrbuch den Versuch zur Lösung des genannten Problems angestellt hat.

Was zuerst die Anordnung des Lehrbuches angeht, so enthält dasselbe zwei Theile, deren erster dem schriftlichen Vortrag im Allgemeinen gewidmet ist. Im ersten Abschnitt dieses Theiles, welcher von dem Gedankenstoff handelt, werden in den beiden Capiteln von der Sammlung und Ordnung der Gedanken die nöthigen Grundlagen zur Anfertigung eines Aufsatzes gelegt und besonders für die zur Auffindung des zu einem solchen erforderlichen Stoffes — natürliche und künstliche — und für die Einrichtung desselben — Eingang, Abhandlung mit Disposition, Schluss — schätzenswerthe Aufschlüsse gegeben. Der zweite Abschnitt, welcher die Gedankenform oder die allgemeinen Stylregeln zum Gegenstande hat, wird vom Verfasser selbst als der Kern des Lehrbuches angesehen — und mit Recht. Denn hier sind jene Regeln nicht etwa mit einigen allgemeinen Winken abgethan, wie beispielsweise in der sonst brauchbaren und schon 1865 in achter Auflage erschienenen Ritsertschen Lehre vom deutschen Styl, sondern unter den beiden Hauptanforderungen an den Styl — Verständlichkeit und Schönheit — ist der Gegenstand durch eine Reihe von Paragraphen hindurch (§ 115—348) in fein distinguirender Weise behandelt und jeweils durch unrichtige, sammt und sonders aus dem Leben stammende Beispiele belegt. Der zweite Theil — vom schriftlichen Vortrag im Besonderen — führt den Schüler dann durch vier Abschnitte hindurch in die besonderen Vorträge im Allgemeinen ein — Abhandlungen (Schilderungen, Begriffsentwickelungen, Begründungen), Briefe, Geschichtsaufsätze und Reden, von denen der letztgenannte Stoff eines ursprünglich unter dem Titel „Sprache der Beredsamkeit" angekündigten dritten Theiles des Lehrbuches in der dritten Auflage desselben neu hinzugekommen ist — eine Vermehrung des Buches, die gewiss auch zugleich als eine dankenswerthe Bereicherung desselben angesehen

---

* In wie weit dieselben dem angegebenen Zweck allerdings mehr förderlich dienen können, will Recensent demnächst in einem Schulblatte besprechen.

werden darf. Den Schluss bilden (Muster-) Beispiele zu den letztgenannten vier Abschnitten.

Wollen wir nun auch noch mit einigen Worten auf die Brauchbarkeit des Buches zurückkommen, so leuchtet dieselbe dem kundigen Auge schon aus der oben verzeichneten wohl durchdachten und weise gewählten Anordnung des gesammten Lehrstoffes von selbst ein: wir haben in diesem Werk einen Organismus, nicht etwa ein Conglomerat vor uns liegen — eine Eigenschaft, die ihres wohlthuenden Einflusses selbst auf den minder Gebildeten niemals verfehlt. Wenn ferner nach der Ansicht des Verfassers sowohl wie des Recensenten die Grenzen einerseits nach der Grammatik und andrerseits nach der Rhetorik hin keine bestimmt gezogene sind: so erscheint in dem Lehrbuch selbst nach beiden Disciplinen hin der Zusammenhang aufs innigste hergestellt und die Stylistik ist stets der Stamm, welcher in jener wurzelt und in dieser gipfelt. Die Stylregeln selbst bekunden Schritt für Schritt gründlichste Sprachkenntniss und feinsten Darstellungstakt, während die Anleitungen zu wirklichen zusammenhängenden Arbeiten auch dem in den leidigen Aufsätzen Ungeübtesten eine Masse von Schwierigkeiten schon von vorn herein aus dem Weg räumen und ihm so die Arbeit leichter und — was mehr heissen will — nach und nach lieber machen. Nicht zum Geringsten schlagen wir endlich den Styl des Stylbuches selbst an. Man mag unserthalben sagen, dass darin kein Compliment liege; wer uns aber recht verstehen will, der lese das Buch und sage sodann, ob nicht schon die blosse Lectüre des Buches eine stylistische Uebung und — einen ästhetischen Genuss bietet.

Der Hauptvorwurf, welchen man dem Werkchen gemacht — zu grosse Ausführlichkeit — ist uns nicht unbekannt: aber einerseits vermögen wir demselben keinen weitern Werth beizulegen als die Vorrede selbst es thut, andrerseits bildet der Gegenstand desselben nach dem oben Gesagten in gewissem Sinne sogar einen Vorzug. Wenn wir deshalb das Buch in seines ersten Theiles dritter Auflage nicht nur einzelnen Classen der Gelehrten- und Realanstalten, sondern auch den obern Abtheilungen der erweiterten Volks- und höherer Mädchenschulen, sowie endlich den Lehrerseminarien und dem Privatgebrauch bestens empfehlen, vollziehen wir einfach einen Act pädagogischer Ueberzeugung. Und zu solcher konnte Einsender wohl gelangen, denn einmal dankt er dem Buche als Schüler seine eigene Einführung in die deutsche Stylistik, freilich noch durch die kundige Hand des wissensreichen und liebenswürdigen Verfassers selbst; sodann hat er als Lehrer in den verschiedenartigsten Stellungen und zu den manigfaltigsten Zwecken sich desselben als eines Leitfadens immer nur mit dem günstigsten Erfolge bedient.

Karlsruhe. Eduard Nickles.

Aus F. G. Jacobi's Nachlass. Ungedruckte Briefe von und an Jacobi und Andere. Nebst ungedruckten Gedichten von Göthe und Lenz. Herausgegeben von Rudolf Zoeppritz. 2 Bde. Leipzig, Engelmann. 1869. 3 Thlr. 10 Sgr.

Der Herausgeber des vorliegenden Werkes hatte die Absicht, eine Biographie Jacobi's zu schreiben. Krankheit hat ihn bisher davon abgehalten. Als Ersatz bietet er der Lesewelt zunächst eine reiche Nachlese von Briefen zu dem von Roth herausgegebenen auserlesenen Briefwechsel. Vorzugsweise behandeln die Briefe philosophische Fragen, haben also Werth für die Geschichte der Philosophie, so namentlich die zahlreichen Briefe Reinholds,

Brinckmanns, auch die von Fries, Neeb, Fichte, und da die heutige Zeit über die Streitpunkte zwischen Jacobischer, Reinholdscher, Fichtescher Philosophie hinaus ist, so ist zweifelhaft, ob ein grosser Theil der Mittheilungen heute noch auf Theilnahme rechnen kann, ob nicht auch hier eine Sichtung wünschenswerth gewesen wäre. Daneben aber enthält das Buch Vieles, was auch jetzt noch allgemeines Interesse erregen muss; dahin gehören die siebenzehn Briefe, welche sich um Stolbergs Uebertritt zum Katholicismus drehen, viele Briefe, welche sich auf die bekannten Münchener Kämpfe zwischen Aretin und Jacobi, Jacobs, Thiersch u. s. w. beziehen; man begegnet gern dem unermüdlichen Kämpen Voss; ferner andere, welche einen Blick in das politische Leben am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts und die Eindrücke auf die hervorragendsten Männer Deutschlands gewähren. Die Goetheana (darunter eine Anekdote zu Werthers Leiden) und Langiana sind nicht von grosser Bedeutung. Dagegen enthält das Buch einen köstlichen Brief von Lessing, den wir als das beste bezeichnen möchten; in demselben schreibt ganz in seiner herrlichen Weise Lessing über das alberne Gerücht, dass er aus eigener Verliebtheit in seine Stieftochter sie bei sich behalte und von dem Verkehr mit den Verwandten mütterlicher Seits zurückhalte; obschon der Brief nur abschriftlich erhalten ist, so ist für den Kenner Lessings kein Zweifel, dass er von diesem herrühre. — Nächst diesem ist von hohem Interesse ein Brief von Betty Jacobi (Jacobi's Gattin) an Sophie la Roche, 2. Bd., S. 181, über Lessings Tod, in Einzelnem abweichend von der Darstellung bei Guhrauer, welche sich auf den Bericht von Lessings Stieftochter stützt; da diese aber ihre Aufzeichnungen in hohem Alter machte, so ist nicht ganz sicher, ob dieselben noch genau sein konnten; bei der engen Verbindung des Jacobischen Hauses mit Lessing verdient die neue Mittheilung allgemein bekannter zu werden. Ein zweiter in anderer Beziehung interessanter Brief, von Brinckmann an Jacobi vom 2. Juni 1801, enthält ein Urtheil über Schillers Maria Stuart, das sich sehr ketzerisch ausnimmt. Diese beiden Briefe lassen wir hier folgen.

1) Betty Jacobi an Sophie la Roche. Düsseldorf 9. März 1781. Weil ich daran zweifele, dass Sie genaue Nachrichten von Lessings Tod haben, will ich sie Ihnen von Leuten geben, die immer um ihn waren.

Er war in Braunschweig, und am 3. Februar ward es ihm bei Davisons sehr übel. Man trug ihn nach Hause, und er brachte die Nacht verschlossen in seinem Zimmer zu. Den Morgen darauf kann er sich kaum besinnen und man liess die Tochter von Wolfenbüttel kommen. Inmittelst werden Aderlässe und sonstige Mittel versucht, und sein Befinden ist abwechselnd. Am Sterbetag den 15. Februar war er vorzüglich heiter. Eine halbe Stunde ehe er starb, hatte er noch Besuch bei sich und liess sich aus Schlözers Briefwechsel das dumme Verfahren der Jülich- und Clevecschen protestantischen Geistlichkeit vorlesen. Auf einmal springt er aus dem Bette, hat eine starke Ausleerung, kommt zurück ins Zimmer, legt seinen Kopf wider den Thürpfosten, mit dem Todesschweiss an seinen Haaren. Er legt sich selbst ins Bett und sagt zu seiner bestürzten Tochter: „Sei ruhig, Maalchen!“ Darauf reicht er seinen Arm zum Aderlass, und als man ihm sagt, ängstigen Sie sich nicht, entschlummerte er mit lächelndem Blick. — Sein Tod hat ihm einigermassen geahnt, denn als an seinem Sterbemorgen Herr Justizrath v. Ungar begraben wurde, und sein Lohnlaquay bei diesem Begräbniss gebraucht wurde, sagte ihm Lessing des Nachmittags, er sollte machen, dass er mit seinem Begräbniss fertig würde, damit er seines ausrichten könnte. Einige Stunden drauf liess er ihn nochmals rufen und sagte, es wäre gut, dass er fertig wäre. In den letzten Tagen ist er oft allein gewesen, um seine Gedanken zu sammeln, und er ist dem Tod wie ein Held entgegengegangen.

Sein Begräbniss ist vom Herzog recht anständig besorgt worden. Er liegt auf dem Magnie-Kirchhof neben einer Tanne, welcher man noch einige

zugesellen wird. Der Herzog wird ihm auch ein Monument setzen lassen. Das Postument soll von Blankenberg kommen und darüber eine Urne von weissem Marmor gesetzt werden. Der Medailleur Krull hat seinen Kopf in Gyps gegossen und wird ihn noch prägen. Nachdem man seinen Leichnam geöffnet, hat man gefunden, dass er an der Brustwassersucht gestorben. Was bei andern Menschen Knorpel ist, ist bei ihm alles Knochen gewesen."

2) Brinckmann an Jacobi. Hamburg, 2. Juni 1801.

„Uebrigens las ich im Wagen Schillers Maria Stuart, und zwar mit grosser Theilnahme, nur weiss ich nicht, was am meisten meine Theilnahme erregte, die unglückliche Marie oder der weit unglücklichere Dichter. Ich bin erstaunt über die mir unbegreifliche Erbärmlichkeit dieses Machwerks. Ich glaubte lange, es sei durch eine verkappte Bosheit der Schlegels entstanden, die den Schiller nie als Tragiker haben leiden mögen, und daher dies Ding unter seinem Namen geschmiedet hätten, um das Publikum völlig auf ihre Seite zu bekommen. Eine blos verfälschte Abschrift erklärt das schreckliche Fänomen nicht; denn Plan, Anlage, Charakter und Ausführung sind sehr harmonisch zu Einer Missgeburt verschmolzen. Soviel Mühe hat sich wohl noch nie ein Dichter gegeben, die historischen Charaktere zu verändern, um sie nur ästhetisch platter und unzusammenhängender zu machen. Welch eine durch und durch verächtliche Elisabeth, aller historischen Grösse auf das scharfsinnigste entkleidet! Um das Theilnehmen an der Maria zu schwächen, wird die durch sie bewirkte Ermordung ihres Gemahls von ihr und allen ihren Freunden, als eine Jugendschwäche — — — — (Lücke) — — — aus der Lucinde; nur hat Schiller sein Original darin nicht erreicht, dass dieses auch die Weiber eben so frech reden lässt, und so benimmt sich denn seine Maria hierbei mehr komisch wie tragisch. Sie sagt eigentlich nichts als: Nein, lassen Sie mich doch — was soll das? — ich werde schreien — und Gott weiss, ob nicht am Ende noch mehr Handlung in das Stück gekommen wäre, wenn nicht ein Geschrei von aussen den amoureusen Wechselgesang von innen unterbrochen hätte.

Merkwürdig ists, dass Mortimer, sobald er recht toll wird, anfängt in Reimen zu sprechen, wahrscheinlich afin que la rime et la raison ne manque point à la fois. Marie widersteht anfangs wenigstens dieser Unanständigkeit; wie sie aber nach und nach aus aller metrischen Fassung kommt, so reimt sie — eben so schlecht wie er, und schliesst endlich die Scene mit einem recht frommen Quatrain, worin sie ihre Amen bittet, sie noch in Schutz zu nehmen gegen ihren ungestümen Liebhaber. — So frech indessen Mortimer hier gegen die unglückliche Königin erscheint, so höflich wird er hernach, als er sich selbst ersticht, um nur nicht Leicester zu compromittiren, sobald er sich von der grenzenlosen Nichtswürdigkeit dieses Schurken völlig überzeugt hat!

In allen Schillers Arbeiten pflegt man sonst herrliche Sachen zu finden, wenn auch an unschicklicher Stelle; dies Schauspiel hält sich beinah ganz gleich. — Allerdings ist die Scene, wo Maria zuerst ins Freie tritt, nicht ohne Verdienst, nur hat sie ein gewisses Operncolorit, das mir nicht recht gefällt. Ihr Antheil an dem Gespräch mit Elisabeth ist schön und bisweilen vortreflich, zumal als sie zuletzt mit Würde der Mässigung entsagt und in eine wirlich motivirte Heftigkeit ausbricht. — Aber der Eindruck, den das ganze Stück hinterlässt, ist fatal in jedem Sinne des Wortes, und beim Beurtheilen desselben wird man ganz unwillkürlich zum — Schlegel.

Vielleicht werde ich mein Urtheil nach öfterm Lesen mildern, aber zurücknehmen werde ich es gewiss nie; Schiller müsste mir denn noch unwidersprechlicher als Fichte dem Reinhold beweisen können, dass ich ihn durchaus nicht verstanden hätte."

Herford. Dr. Hölscher.

Glossarium des XIV. oder XV. Jahrhunderts, herausgegeben von Dr. Sachse.

(Jahresbericht über die höhere Knabenschule Potsdamer Strasse No. 3, durch welchen zu der Mittwoch den 30. März 1870 Vormittags von 9—1 Uhr und Nachmittags von 3—5 Uhr stattfindenden Prüfung ganz ergebenst einladet der Oberlehrer Dr. Sachse.)

Der rastlos thätige Dr. Sachse bringt uns, wie wir's schon seit Jahren gewohnt sind, wieder eine kleine Arbeit gelegentlich seiner Jahresprüfung: es ist ein bairisch-österreichischer Vocabularius aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Man darf eigentlich bloss bairisch sagen, um die Heimat dieser Baiern und Oesterreich eigenen Sprache zu bestimmen: doch hat sich der Pleonasmus einmal so festgesetzt. Solcher Vocabularien gibt es eine unendliche Zahl, aber landschaftlich ist doch jedem wieder eine vortheilhafte Seite abzugewinnen. Lorenz Diefenbach hat in seinem Ergänzungsbande zu Du Cange-Henschel und in seinem Novum Glossarium (1867) viele solcher Vocabularien nach ihrem bessern Inhalte zusammengestellt und mitgetheilt. Es haben darum die Programme vor allem ihre Pflicht zu thun und besonders die oft schätzbarsten Wörterbücher zu mustern und aus Privat- und öffentlichen Bibliotheken zu heben, was zu heben ist. Hauptsächlich ist man es den niederdeutschen vielen noch immer rastenden, ruhenden handschriftlichen Vocabularien schuldig. — Unser Vocabularius trägt ganz deutlich das Zeugniss seiner Heimat in der Tasche bei sich; alle consonantischen und vocalischen Gesetze könnte die bairische Grammatik brauchen, ebenso Koberstein zur Vergleichung in seinen Suchenwirt'schen Quaestiones. Sachse führt gleich auf Seite 1 eine Anzahl Wörter mit bairischem Consonantismus auf: *perg*, *pern*, *pawm* u. s. w. Wir erinnern an die heutigen Familiennamen: *P*erger, *P*rintner, *P*inder u. s. w. Der Wechsel von *b* und *w* und umgekehrt schoss bekanntlich arg ins Kraut; so auch hier, wo wir einen scheint es nicht besonders gebildeten Schreiber annehmen dürfen: *beissag*, vates, videns; *b*agen (der) an dem himel, ursa major; *b*olfman, *b*intermanet. Die *ch*, *ckch* spielen auch hier ihre volksthümlich wilde Rolle. Die *ei* für î sind vollauf schon häuslich und häblich da; ebenso die Merkmale *eu* für *iu*, û. Die abgeschwächten Participien auf —*und* begegnen des öftern: reit*under*, equester, *ave-chef* 25a dürfte wol in *nave* zu bessern sein. Schwi*g*pogen, fornix 9b hat höchst assimilirtes *b* f. *g*.

Eine grosse Anzahl echt bairischer Wörter begegnet uns hier auch. Mögen recht viele Lehrer an diesem Büchlein Sachse's ein Beispiel nehmen und uns bald mit ähnlichen arbeiten erfreuen.

Anton Birlinger.

Miscellen.

Dictionnaire Royal françois et anglois. Par Monsieur Boyer. A la Haye. 1702. Ein Beitrag zur Geschichte der Orthoëpie des Französischen und Englischen.

Die Zahl der Biglotten mit Aussprachebezeichnung, welche allein geeignet sind, ein sicheres Bild für den Stand der Aussprache zu gewähren, ist für die ältere Zeit nicht bedeutend. Das vorliege Werk, eine durchaus fleissige und sorgfältige Arbeit, geht zwar nicht soweit zurück wie Palsgrave, gehört aber doch seiner Entstehung nach in die Zeit gleich nach Beza, de recta Franeicae linguae pronunciatione; es erschien unmittelbar nach Furetiere und dem Dictionnaire de l'Académie. Es behandelt die Aussprache keineswegs systematisch, sondern nur gelegentlich wird bei Beginn jedes neuen Buchstabens, auch sonst hier und da bei schwierigen Wörtern das Nöthigste für seine Aussprache hinzugefügt; aus dem Schweigen des Verfassers ist also kein sicherer Schluss zu ziehen, sondern nur aus seinen wirklichen Angaben. Für das Französische aber sowohl als für das Englische, wo derartige Arbeiten fast noch seltener sind, ergiebt sich aber auch so eine ganze Reihe von interessanten und zuverlässigen Bemerkungen. Boyer ist der lexicalischen Arbeit der damaligen Zeit überall mit Fleiss und Besonnenheit nachgegangen; ausser seinen eigenen Sammlungen benutzte er für das Französische die Dictionnaires von Richelet, Furetiere, Fachard, der Académie françoise, die Bemerkungen von Vaugelas, Menage und Bouhours; das Englische ist „collected chiefly out of the best dictionaries, and the works of the greatest masters of the English tongue; such as Archbishop Tillotson, Bishop Sprat, Sir Roger l'Estrange, Mr. Dryden, Sir William Temple, etc;" bei der Abfassung bediente sich Boyer, der französischer Protestant und gelehrter Kenner des Englischen war und wohl in England, jedenfalls unter Wilhelms III. Schutze (cf. Préface) lebte, des Beistandes mehrerer gelehrter Engländer, so seines Freundes Savage, der ausserdem selbst noch über tausend Wörter beisteuerte. In der Wahl der französischen Wörter folgt er meist der Academie, ordnet aber alphabetisch, nicht nach Stämmen; veraltete, figürlich oder burlesk und ähnlich gebrauchte Wörter sind besonders bezeichnet: gross ist der Reichthum an sprichwörtlichen und sonst merkwürdigen Wendungen und Redensarten. Die Schreibart der Academie ist meist angenommen, aber die alte meist erwähnt. Für die französische Orthographie bezeichnet Boyer ein juste milieu zwischen den verschiedenen Bestrebungen, für das Englische wohl überhaupt einen bedeutenden Fortschritt in der Lexicographie. Sein Buch, jetzt wohl ziemlich selten, ist weder von

Gerberding in seiner Abhandlung über die orthographischen Reformversuche der ältesten französischen Grammatiker, Berlin 1868, erwähnt, noch in dem umfangreichen Buche von Firmin Didot, Orthographe ou Orthographie française. zweite Auflage. Paris 1868, der doch sonst selbst Unbedeutendes sorgfältig registrirt und eine immerhin bedeutende Arbeit, wie die Boyer's nicht hätte übersehen dürfen. Wir theilen deshalb im Folgenden das mit, was über die Aussprache gesagt wird und deshalb orthoëpisch von Interesse erscheint; es wird dabei seine wie schon erwähnt vermittelnde Orthographie gleichzeitig zur Anschauung kommen, da wir genau citiren. Das wohlerhaltene und an Druck und Ausstattung den bekannten Ruhm der alten holländischen Druckereien rechtfertigende Buch unterscheidet sich an Klarheit und Uebersichtlichkeit vortheilhaft von vielen jetzigen Wörterbüchern; das uns vorliegende Exemplar stammt aus einer alten Privatbibliothek, aus der es durch die Güte eines Freundes in unseren Besitz überging.

Premiere Partie,

qui contient le François devant l'Anglois.

A. A. *The first Letter of the Alphabet in all Languages, and first of the five Vowels.*

A *in French, sounds like* A *in English, in these Words, Fall, War. Ex.* Cadavre, *a Corps,* Attaquer, *to Attack.*

Exceptions.

1. *When* A *goes before an* ï *marked with two Tittels, or before an* y, *then it sounds like the English* A *in these words, Make, Plate. Ex.* Païs, *Country*; Playe, *Plague, Wound.*

2. A *is mute (or not pronounced) in these words,* Saone, *the Name of a River;* Saoul, *satisfied, fudled;* Aout, *August; and in in the second Syllable of* Extraordinaire, *Extraordinary, which are thus pronounc'd,* Sone, Sou, Souler, Out, Extrordinaire.

ABC. *S. M.* (*on prononce* Abécé, l'Alphabet) *Abc, Abce, or Cris-crossrow, the Alphabet.*

ALCHYMIE, *S. F. prononcez* Alquimie.

APOSTRE, *S. M. Pron.* Apôtre.

APPREST, *S. M. Pron.* apprêt.*)

ARRHE, *S. F.* (*Il n'est guere usité au singulier, au Pluriel on prononce* Erres *c'est l'argent qu'on donne, pour l'asseurance de l'execution d'un marché*) *Earnest, or Earnest Penny. Money given for the striking up of a Bargain.*

ASNE, *Pron.* Ane, *S. M.*

ASTHME, *Pron.* asme *S. M.*

AUTOMNE, *S. F. ou M. Pron.* Autonne.

B. *S. M. The second letter of the Alphabet is sounded* bé *in French.*

R. *According to the new way of spelling this letter is left out in many words, wherein it stood before. And first, before an* V *Consonant, as in* Devoir, *to ow; Féve, a Bean &c. which formerly were thus written,* Debvoir, Febve. *Secondly, in these Words,* Soûs, *under;* Sûjet, *Subject;* Doûte, *Doubt;* Doit, *he owes;* omettre, *to omit; with their Derivatives, which formerly were spelled thus,* Soubs, Subject, Doubte, Doibt, Debte, Obmettre.

BALDACHIN, *Prononcez* Baldaquin *S. M.* (*Dais qu'on porte sur le S. Sacrement, &c. parmi les Catholiques R.*) *a Canopy.*

---

* *Bei* appast (*i. e. appât*) *fehlt diese Bemerkung; man sprach also das s wohl noch; ebenso bei* arrest, arrester, *aspre, aulne und zahlreichen anderen Fällen von später verstummten Consonanten.*

C. *S. M. is the Third Letter of the French Alphabet.*

This consonant has two different sounds. I. it sounds like a K *before the Vowels* A, O, U: *II. It Sounds like an* S *before the Vowels* E, I; *and before the other three when it has a Cerilla under it; thus,* ç. *This Cerilla is called Cedille by the French, and* ç à queüe *by their printers.*

CLEF, *S. F. Pron. clé.*

COL, *S. M. Pron.* Cou.*

COLOMNE, *S. F. Pron.* Colonne, *a Collumn.*

COSTE, V. Côte, *and its Derivatives accordingly.*

Costier, re, *Adj.* (*On prononce l'*S) Qui ne va pas droit. *Ex. une Arquebuse costiére, a Gun that shoots wide.* Son coup est costier, *his Shot is wide of the mark.*

CUL, *S. M. Pron.* Cu.**

D. *S. M. is the Fourth Letter of the Alphabet, and the Third of the Consonants, which being at the end of a Word, is often pronounced like a* T, *when the next Word begins with a Vowel.*

E. *S. M. is the fifth Letter of the French Alphabet, and the second of the Vowels.*

E, *has four several Sounds, all comprehended in this Word.*

Empêchée, *or in this* Enfermée.

I. The first E *before m and n sounds generally like an* a *in French.*

II. The second E *is called OPEN, and sounds like the English* a *in these Words, Face, Grace.*

III. The third is called MASCULINE, because it is pronunced clearly and strongly; it sounds like ea *in these English Words, Beast, Dream, and it is generally marked with an Acute.*

IV. The fourth E *is called FEMININE or MUTE, because it is weakly pronounced, as in these English Words, Love, Grove.*

ERRENER, *Pron.* Erner, *Verb. Act.* (*ou* Ereinter. Fouler *ou* rompre les reins) *to break one's Back.*

F. *S. F. is the Sixth Letter of the French Alphabet, which is pronounced* effe. *This Consonant coming at the end of a Word is generally pronounced, whether the next Word begin with a Vowel or Consonant; Except in these Words,* Clef, Apprentif, *Baillif, and some few others, where it is left unpronounced.*

FACTOTUM, *S. M. Pron.* Factoton.

FACTUM, *S. M. Pron.* Facton.

FLAON, *Pron.* Flan, *S. M.* (*Terme de Monnoye, piece d'Or ou d'Argent pour faire de la Mounoye*) *Planchet, Plate, Blank or Piece of Metal ready to be stamped on or coined.*

G. *S. M. the seventh letter of the Alphabet, and the fifth of the Consonants, is generally sounded in French as in English.*

G *is sometimes mute at the end of a Word, though the next Word begin with a Vowel. Ex.* Un Etang, *a Pond.*

H. *S. F. the Eighth Letter of the French Alphabet is sometimes pronounced and sometimes mute.*

I. It is pronounced with Aspiration, in those Words that are not derived from the Latin. Ex. Habler, Hauler, Hanche. *And also in those Words that come from the Latin, that have no* h *in their Primitives. Ex.* Haut, Huit *from* Altus, Octo.

II. This Letter is mute in those Words that derive from the Latin, and have an h *in that Language. Ex.* Habile, Homme, *from* Habilis, Homo. *Except these Words,* Heros, Harpie, Hergne, Haleter, Hennir, Herse, Hesiter.

---

* *Daneben die Orthographie* cou.

** *Daneben die Schreibart* cu.

R. *To the end you know where H is to be aspirated, and where mute, I have marked the first with an Asterisk over it.**

III. Ph *in French, as well as in English stands for* F.

IV. Ch *is sometimes pronounced like* k, *as in* Chaos, Chersonese &c. *and generally like* sh *in Charité, &c.*

V. H *Before, or after all other Consonants is ever mute. Ex.* Thrace, Thresor, Autheur.

I. *S. M. is the ninth letter of the French Alphabet and the third of the Vowels.*

I *is sometimes Consonant, and then its shape is producted with a Tail downwards, (thus j) and in this Case it sounds like a* G *before* E *and* I. *Ex.* Déja, *already,* juste, *just.*

I *being joined to other Vowels serves to form Diphthongs, as* ai, ei, oi, oui, *&c.*

K. *S. M. the tenth letter of the Alphabet, and the seventh of the Consonants, is sounded* Kaw *in French. This letter is never used but in some proper Names, and in the Word* Kyrielle.

L. *S. F. a Consonant, and the eleventh Letter of the Alphabet, is sounded* Elle *in French.*

M. *S. F. called by the French* Emme, *is the twelfth Letter of the Alphabeth and the nineth of the Consonants.*

M *is sometimes sounded like an* N.

I. At the end of a Word: Ex. Nom, parfum, faim. *Which are thus pronounced,* Non, parfun, fain. *But in foreign Words, such as* Jerusalem, Amsterdam *it retains its true pronunciation.*

II. It sounds like an N *in the middle of a word before* B. P. *and* N. *Ex.* Embleme, Employ, Solemnel, *which are pronounced* Enbleme, Enploy, Solennel. *Except from this Rule those Words that are derived from the Greek, as* Amnistie. *&c., where* M *keeps its pronunciation.*

III. It sounds like N, *before* M, *in those Words that are compounded with the Particle* En. *Ex.* Emmener, Emmailloter, *which are sounded,* Enmener, Enmailloter. *But in other words, such as* immediatement, comminatoire, *it keeps its natural sound.*

N. *S. F. The Thirteenth Letter of the Alphabet, and the Tenth of the Consonants is called* Enne *by the French.*

This Letter is generally Pronounced in French as in English, but it is mute or not heard in the Termination ent, *of the Third person plural of Verbs,*

---

* *Demgemäss tragen den Stern als Zeichen der Aspiration folgende Wörter: Ha (Interj.), habler, hache, hacher, hagard, hai (Interj.) haï (von haïr), haillon, haine, haïr, haire (petite chemise de crin ou de l'oil de chevre), haireux, haïssable, halage, halbreda, hâle (vent qui desseche), hale (für halle, a Hall) hâlé, halebarde, hale-boulins, halebran, halecret, haleine, halener, hâler (rendre le teint noir), haler (tirer un bateau), haleter, hatier, halte, hameau, hampe ou hante, hanap, hanche, haneton, hangar, hansiere, hanter, hantise, happelopin, happelourde, happer, haquenée, harang, harangue, haranguer, haras, harasser, harde, harder, hardes, hardi, hardiesse, hargneux, haricot, haridelle, harlequin, harnacher, harnois, haro, harpe, harpeau, harpe, harpie, harpigner, harponner, hart, hase (Häsin), hâte, hâter, hâtier, hâtif, haubert, have, havir, havre (port de mer), havre-sac, hausse, hausser, haut, hautesse, hauteur, haye, (S. T.), haye (cri des charretiers), hazard, hazarder, hazardeux, he (Interj.), heberger, hem (Interj.), hennir, heraut, herce, hercer, hergne, herne ou hernie; herisser, herisson, héron, héros, hesiter, heurt, hideux, hie, hier (v. act.), hierarchie, hoche-pot, hocher, hochet, holla, hollande, hommage, hongre, honte, hoquet, hoqueton, horion, hotte, houage, houblon, houblonner, houe, houer, houle, houlette, houpe, houper, houpelande, houret, hourque, houspillon, houssaye, housse, houssieres, houssine, houx, hucher, hue, huée, huer, huguenot, huissier, huit, hulotte, hune, huppe, hurler, hute, huter.*

through all Moods and Tenses. Ex. Ils Aiment, ils Aimoient, Aimerent, ils aimeroient, ils aimassent.

NOEL,* *S. M. (Pron. Nouël.)*

O. *S. M. the fourteenth Letter of the Alphabet, and the fourth of the Vowels, is sounded in French as in these English Words,* Smoak, Love.

P. *S. M. the fifteenth Letter of the Alphabet, is sounded* Pé *in French.* Ph. *in French, as in English, is pronounced* F. *Ex.* Philosophie, *Philosophy.*

PAIS,** *ou* Pays, *Prononcez* Peys. *S. M.*

PAON, *Pron.* Pan, *S. M.*

Q. *S. M. A Consonant, and the sixteenth Letter of the French Alphabet, always has an* U *after it in the beginning or middle of Words, and sounds like* K, *or* C *before* A, O, *and* U.

QUANQUAM, *S. M. Pron.* Cancan *(beaucoup de bruit, pour peu de chose).*

QUIDAM, *S. M.* quidane, *S. F.*

R. *S. F. a Consonant, and the seventeenth Letter of the Alphabet, is pronounced* Erre *by the French.*

Rémuëment, *Pron.* Remûment, *S. M.*

Rogatum, *ou* Rogaton *S. M. (petit placet, ou requète ordinairement en vers pour attirer quelque present).*

S. *S. F. a Consonant and the eighteenth Letter of the Alphabet is pronounced* Esse *by the French.*

S *is seldom sounded at the end of a Word, unless the following Word begin with a Vowel. Ex.* Mes propres intérêts, *the last* S *in* mes *and* intérêts *is not pronounced, but in* propres *it sounds like* Z.

A single S *betwixt two Vowels in the midst of a Word is pronounced like a* z. *Ex.* Quasi, Phrase, Braise, Chaise, *&c.*

S *is not sounded where it goes before a Consonant in the middle of a Word, but only serves to make the Syllable long. Ex.* Albastre, Tempeste, Huistre, Oster; *But it is pronounced in the Words,* Chaste, juste, Buste, *and some others. Note, that in the new way of spelling* S *is generally left out where it ought not to be pronounced, and its absence markt with a Circumflex, thus, Albâtre, Tempête, Huître, ôter &c.*

SIEUR, *S. M. (Monosyllabe. Expece de Titre d'honneur.) Sir, or Master.*

T. *S. M. the Nineteenth Letter of the Alphabet, is pronounced* Té *by the French.*

TAON, *Pron. Ton, S. M. (Sorte de grosse mouche) an Ox-fly or dunfly, a Brizzle or Gad-bee.*

TH *is pronounced in French like a single* T.

TOTON, *ou* Totum, *S. M. (Espéce de Dé) a Whirl-bone or Totum.*

TUTOYER, *Pron.* Tuteyer, V. *Act.*

V. *S. M. the Twentieth Letter of the French Alphabet, and the Fifth of the Vowels, has a particular Sound hardly to be expressed in Writing. V is always a Consonant when it goes before another Vowel in the same Syllable, and sometimes also before the Consonant* R.

VIEL, *ou* vieux, vieille, *Adj., old.* R. *Viel se met devant les Substantifs qui commencent par une Voyelle, et vieux devant ceux qui commencent par une Consonne. Ex.* Viel homme, viel Oiseau, vieux Cheval.

WATERGANCK, *on prononce* Outragan, *S. M. (Fossé ou Canal plein d'eau) a Water-gang.*

X. *S. M. the One and Twentieth Letter of the Alphabet is pronounced* ix *by the French.*

---

* *Mit Minuskel* noël.

** *Mit Minuskel* païs.

Y. *S. M. called by the French* I grec, *is the Two and Twentieth Letter of the Alphabet, and has no other sound but that of the Vowel* I. *Ex.* Syllabe, *Syllable*, Yvre, *drunk.*

When Y *comes between two Vowels, then it has a sort of a double sound, which is divided betwixt both the Vowels. Ex.* Citoyen, *Citizen*, Royal, *Royal*, Essayer, *to try, which must be pronounced as tho' they were written*, Citoïen, Roïal, Essaïer.

Z. *S. M. a Consonant, the Three ond Twentieth and last letter of the Alphabet, is called* Zéde *by the French.*

Seconde Partie,

qui contient l'Anglois devant le François.

A, *est la premiére Lettre de l'Alphabet chez tous les Peuples, et la premiére des cinq Voyelles; Elle fait un son desagréable si elle se rencontre souvent dans une même periode, comme le remarque Ciceron.*

A *se prononce diversement en Anglois. Tantôt il se prononce comme la Diphthongue* ai, *ou comme nôtre*, e, *ouvert. Ex.* To Cultivate, *Cultiver*, Date, *Date. Et tantôt comme nôtre*, a, *François. Ex.* War, *Guerre; Tall, haut, grand.*

R. *On pourrait donner des Regles sur la Prononciation de cette Voyelle, mais elles sont sujettes à tant d'Exceptions que le plus court est de les apprendre par l'usage.*

Æ. *La Dipthongue Æ n'est en usage en Anglois qu'au commencement de quelques noms Propres, comme* Æneas, *Enée;* Æsculapius, *Esculape, et des mots suivants.* Æquator, Æquilibrious (*v. Equilibrious*), Æquinoctial, Æquinox, Æra, AErial, AEromancy, *Æstival, Ætherial.*

Ai. *Cette Diphthongue se prononce en Anglois de même qu'en ces mots François*, Faire, Taire. *Ex.* Fair, *beau, blond.* Hair, *Cheveu, Poil.* Despair, *Desespoir.* R. *Mais remarquez que dans les mots qui finissent en*, Ain, *le son de cette Diphthongue differe en Anglois de la Prononciation Françoise, car au lieu qu'en François elle a un son tres liquide, (comme dans ces mots* Certain, Villain) *en Anglois elle a à peu prés le son de nôtre*, e *ouvert. Ex.* Again *pron.* agen, *Derechef.* Certain *pron.* certen, *Certain.*

Au. *La Dipthongue*, Au, *en Anglois se prononce comme nôtre*, A, *en François. Ex.* Cause, *Cause*, Author, *Auteur; il faut en excepter:* Auncient *et ses derivatifs, où la Dipthongue se prononce comme nôtre*, E, *ouvert.* To laugh, *Rire, se prononce*, Laff. Paul *suit la Regle, hormis quand on parle de l'Eglise Chathédrale de* S. Paul *à Londres, qu'on appelle* Pols.

B. *Est la seconde Lettre de l'Alphabet Anglois: En la nommant on la prononce* Bi, *et c'est en cela seulement quelle differe de nôtre* B *François.*

B *est müet dans les mots suivants.* Debt, *Dette.* Debtor, *Debiteur.* Doubt, *Doute.* Redoubt, *Redoute.* Subtle, *Subtil.* Comb, *Peigne.* Coxcomb, *Sot, Marroufle.* Limb, *Membre.* To Climb, *Grimper.* Tomb, *Tombeau.* Womb, *Matrice, Ventre.* Dumb, *Müet.* Thumb, *Le Pouce.*

C. *Subst. est la troisiéme Lettre de l'Alphabet. Les Anglois la prononcent* cı *lors qu'elle est seule comme dans l'Alphabet; mais dans les mots elle a le même son qu'en François, exceptez le* ç, *avec une Cedille, qui est particulier à nôtre Langue et qui est inconnu en Anglois.*

R. To indict, *avec ses derivatifs*, indicted, *or* indictment, *Se prononcent comme quelques-uns les écrivent, savoir*, To indite, indited, inditement. *En faisant sonner, l'*i *de la seconde Syllabe* aï.

Ch, *en Anglois, a un son trés rude; il se prononce comme si on mettoit un*, t, *avant le*, ch, *en François: Exemple*, Chamber, chest, choice, churl, *prononcez* Tchamber, tchest, tchoice, tchurl.

Il se trouve aussi à la fin de plusieurs mots; comme arch, beech, bench, rich, much, such.

Quelque fois il se trouve aprés un, t: Ex. Catch, fetch, ditch, kitchin, notch. *Mais en ce Cas le,* t, *n'apporte aucun changement à la prononciation.*

Dans les mots derivez du Grec, l'h, *est müette; comme* Character, Archangel, Antioch, Eunuch, Schisin, Drachm. *Excepté le mot d'*Arch, *et ceux ci qui en sont composez, Sçavoir,* Arch-bishop, Arch-priest, Arch-deacon, Arch-duke, Arch-heretick, *et quelques autres de cette espéce.*

Anchor, *une ancre, se prononce,* Ainker; ache, *mal ou douleur,* aike.

CI, *Cette Syllabe étant suivie d'une Voyelle se prononce en Anglois à peu prés comme nôtre* CHI *en François; comme,* Artificial, *Artificiel;* Physician, *un Medecin;* Precious, *Precieux;* Sociable, *Sociable;* Ancient, *ancien, vieux: il faut en excepter* Society, *Societé, où le* C *se prononce presque tout de même qu'en François.*

D. *Est la quatriéme Lettre de l'Alphabet Anglois; pour ce qui est de sa Prononciation elle n'en reçoit aucune difficulté. Il faut seulement remarquer, que le premier* D, *dans ce mot* Wednesday, *est müet, aussi bien que dans* Handkerchief, *Mouchoir.* Dg. *V.* G.

E. *Subst. C'est la cinquiéme Lettre de l'Alphabet et la seconde des cinq Voyelles.* E *se prononce fort diversement en Anglois de même qu'en nôtre Langue.*

I. Il se prononce ordinairement comme nôtre E *Feminin à la fin des Mots. Ex.* Pale, *Pale.* Face, *Visage.* Care, *soin, souci. &c.*

II. L'E *se prononce comme nôtre* E, *Masculin.* 1. *Lors qu'il est suivi d'une Consonne avec un* E *à la fin du Mot, Ex.* Complete, *Complet.* Extreme, *Extreme.* 2. *A la fin de ces Mots.* Epitome, Jubile, Jesse, Manasse, Penelope, Siloe, Abilene, Antipodes, *et quelques autres.* 3. *Dans la Préposition* Re, *Lorsqu'elle se compose. Ex. To Re-print, to re-ingage.*

Ex. *Cette diphtongue se prononce ordinairement comme nôtre,* E *Masculin. Ex.* Meat, *Viande. Clean, Net.* To bear, *porter &c. Il y a quelques Mots où cette Diphtongue se prononce presque comme* i *en François.* Dear, *Cher.* To hear, *Entendre.* Near, *prés, proche.*

R. *Il y a plusieurs autres Prononciations de la Voyelle* E, *et de la Diphtongue* Ea, *qu'on doit apprendre par l'usage.*

Ee. *La Diphtongue* Ee *prend le son d'un* I *long. Comme* bee, *see, thee, beech, need, bleed, &c. Il faut en excepter* COFFEE, *qui se prononce* Caphé.

Ei. *La Diphtongue* Ei *se prononce en Anglois comme en François. Ex.* Vein, *Une veine,* Weight, *un Poids. Exceptez,* I. *Les Mots suivant où elle a le son de l'e masculin, Savoir;* To Conceive, to Deceive, to Receive, to Seize, to Inveigle, Leisure; *et les Mots qui en derivent. II. Les Mots où cette Diphtongue prend le son de nôtre e Feminin, Savoir,* Forfeit, Foreigne, Surfeit, Heifer, either, neither. *III. Le Mot* Height, *a un son particulier qu'on doit apprendre de vive voix.*

F. *C'est la sixiéme Lettre de l'Alphabet Anglois, sur laquelle il n'y a aucune difficulté.*

Fathom, *V. Fadom.*

FORM, *Subst. . . . . forme figure, formulaire . . . . Remarquez, que dans tous ces sens le Mot se prononce* Farm; *au lieu que dans les suivants il se prononce form. (giste d'un lievre, classe, composer une Forme, lever une forme).*

Fother, *V. Fodder.*

G. *Est la septiéme Lettre de l'Alphabet Anglois. Le* G *se prononce en Anglois comme en François devant les Voyelles a, o, et u C'est à dire, comme le* Gamma *des Grecs, Ex.* ga, go, gu. *Mais devant* e *et* i *il a un son particulier, et qui semble être composé des sons du* d *et du* g. *Il y a même des mots qui s'écrivent indifferemment avec un* g *ou avec un* dg, *sans*

qu'il y ait aucun changement dans la prononciation. Ex. College *ou* Colledge, *Collége;* Privilege *ou* Priviledge, *Privilége. Cependant il y a des mots où le* g *étant suivi des Voyelles* e *ou* i, *retient sa premiére prononciation, c'est à dire, se prononce comme* gu *en Francois. Tels sont, I. Tous les Noms et Participes qui derivent des Verbes dont l'Infinitif se termine en* g. *Ex.* Singer, *et* Singing, *qui derivent du Verbe* To sing, hanged, hanger, *et* hanging, *du Verbe* To hang. *II. Les Comparatifs et Superlatifs des Adjectifs finissant en* g; *comme de* big, bigger, biggest; *de* strong, strongest. *III. Les mots suivans,* Geer, Geese, Geld, Gelding, Gelt, Geers, get, To beget, to forget, Gewgaw, Anger, Dagger, Huggermugger, Hunger, Monger, Tiger, Finger, Gibberish, Gibbous, Giddy, Gig, Giggle, Gild, Gils, Gird, Girl, Gittern, Gizzard, Give, Forgive, Druggist *et leurs Derivatifs. IV. Enfin le* g *retient sa premiére prononciation lors qu'il finit la Syllabe, comme en* Leg *&c. Il faut en excepter les Mots qui finissent indifferemment par* dg *on* *dge. Comme* badg *ou* badge, bridg *ou* bridge, *qu'il faut prononcer* Badge, Bridge.

G est müet devant u. *Ex.* Sovereign, Foreign, Reign, Feign, *et* Daign. *A peine se fait-il entendre à la fin des Participes et des Substantifs finissans en* ing. *Ex.* Loving, Understanding, Shilling; *non plusque dans les Mots, qui en derivent, comme Lovingness.*

GH *Les Anglois ont retenu' le* gh *en plusieurs Mots, et où il ne se prononce point: Tels sont les Mots qui finissent en* gh, *ou* ght; *Comme* high, nigh, to neigh, to inveigh, eight, weight, though, although, borough, thorough, ought, nought, bought, fought. *A quoi ajoutez* Slaughter, Daughter, naughty, *et ses Derivatifs.*

Mais il faut remarquer qu'il y a certains Mots, où le Gh *donne le son d'une* F, *à la Diphtongue qui le precede. Ex.* Laugh, draught, rough, tough, enough, *et tous leurs Derivatifs, qui se prononcent, Laff, drafe, roff, toff, enoff.*

Sigh, *un Soupir, et le Verbe* To sigh, *soupirer, ont un son particulier, qui approche fort de celui du* TH *en Anglois.*

H. *Quoi que l'H tienne le huitiéme rang parmi les Lettres de l'Alphabet Anglois, elle n'a pourtant d'autre usage dans cette Langue que de donner un ton aspiré à la Voyelle qui la suit. Ex.* Honour, *Honneur.* Holy, *Saint.* Hope, *Esperance. Exceptez de cette Regle, le Mot* Hour, *Heure, et son Derivatif* Hourly, *où l'*H *est müette.*

I. *C'est la neuviéme Lettre de l'Alphabet Anglois, et la troisieme des cinq Voyelles. On trouve en Anglois de même qu'en François de deux sortes* d'I; *savoir, un* I *Voyelle et un* J *Consonne qu'on appelle un* J *à queue.*

*L'*I *Voyelle est de deux sortes, l'un bref, et l'autre long.*

*L'*I *bref est celui que les Anglois prononcent comme nous dans le mot,* visible.

*L'*I *long, est celui qui est suivi d'une Consonne et d'un* E *final et dont le son approche d'aï. Ex.* Pride, *Fierté, Orgueil.* Crime, *Crime.*

Mais cette Régle a beaucoup d'Excèptions qu'il faut apprendre par l'usage. On lui donne encore ce son. I. Lors qu'il n'est suivi que dun e; comme en ces Mots, a Lie, a Tie. *II. Devant* ld, nd, *et* ght, *à la fin d'un mot. Ex.* Child, mild, blind, mind, sight, night. *III. En ces mots,* I, Miser, Idle, Twilight, Bible, Title, Private, Climb, Christ *et ceux-ci où l'*S *est müette, savoir,* Isle, Island, Islet, Viscount, Viscountess.

Remarquez qu'encore qu'on dise Child *et* Christ, *avec le son d'un* I *long, neantmoins on le prononce bref dans les Mots qui en derivent, comme, Children, Christian, Christianity &c.*

Dans les Monosyllabes qui finissent en in, *l'i a son son clair, tel que nous lui donnons dans nos Noms terminez en* ine; *Comme,* Sin, Pin, Kin, Tin.

*Il y a des Mots où l'*i *se prononce à peu prés comme un* e *Ouvert, principalement, quand il est suivi d'une* r, *Ex.* Sir, Fir, Firm, Virtue, Mirth.

*Dans quelques autres il approche du son de l'*a, *Ex.* Sirrah *&c.*

Dans d'autres il approche du son de l'o, Ex. Stir, Dirt, Third, Thirst, Bird *&c. et d'une e feminin, dans* hither, thither.

A peine se fait-il entendre dans Carriage, Marriage, Parliament, Venison, Ordinary, Evil, Devil, *et devant le* c *dans le Mot* Medicine.

L'J Consonne a le son du g *devant* a, e, i, o, u. *Ex.* Jack, Jest, Jitt, Joy, Judge.

K. *Le grand usage de cette Lettre en Anglois est surtout à la fin des Mots, comme* weak, seek, look. *Et alors elle est souvent precedée d'un* c, *comme* crack, *pick, lock, suck &c.*

Il y a certains Mots où le K *est suivi d'une* N; *et alors il se prononce si legérement, qu'à peine se fait-il entendre, comme en ces Mots,* Knee, Knife, known, unknown.

L. *Est la onziéme Lettre de l'Alphabet Anglois. Cette Consonne est müette, I. Quand elle est suivise d'f,* k, *ou* m, *comme en* Calf, Half, Chalk, Talk, Psalm, Qualm *&c. II. En ces mots* Chaldron, Salve, Falconer, Maulkin, Soldier *&c.*

Il est indifferent de la prononcer ou non, dans ces trois mots, could, should, would.

M. *Douziéme Lettre de l'Alphabet Anglois, se prononce comme en François, excepté à la fin d'une Syllabe, où elle se prononce d'une maniére plus forte, et cela en joignant les lévres. Ex,* Bottom. Damnable.

N. *Est la treizieme Lettre de l'Alphabet Anglois et la dixieme des Consonnes. Il en est de cette Consonne comme de l'*m, *à la fin d'une syllabe, je veux dire qu'elle se prononce d'une maniére plus forte en Anglois qu'en François, comme en ces mots* consent, condition.

Excepté Autumn, Column *et le Verbe* Damn, *où il n'est pas nécessaire de prononcer l'*n.

Nion, *à la fin d'un Mot, se prononce* gnoun; *comme* Union, Onion, Communion, Companion, Dominion, Opinion *&c.*

O. *Subst. est la quatorsiéme Lettre de l'Alphabet Anglois, et la quatriéme des Voyelles.*

*L'*O *se prononce le plus souvent en Anglois comme en François. Mais il faut le prononcer long, lors qu'il est suivi d'une Consonne avec un* e *final: Ex.* Globe, Robe, Mode, Drone. *Excepté,* 1. *Ceux-ci, où l'*e *n'est compté pour rien; sçavoir* come, some, done, purpose, Europe *&c.* 2. *Ces Mots, dont la Terminaison ne prend le son d'une f; sçavoir* Love, Glove, Dove, above.

*Outre cela, il y a beaucoup de Mots où l'*o *a un son qui approche fort de celui de l'*a. *Cette Prononciation a lieu, I. Au commencement de ces Dictions; sçavoir* Obdurate, Object (*Subst.*) obstacle, obstinate, to occupy, odd, of, off, offer, office, oft *ou* often, olive, omelet, ominous, on, to operate, optative, optick, option, or, oracle, orange, oratory, orb, orchard, order, ordure, organ, orifice, ornament, orphan, orpiment, orthodox, oscitancy, osprey, ostiary, ostrich, otter, ox, *et leurs Derivatifs. II. En beaucoup d'autres Mots, où l'*o *finit la premiére ou seconde Syllabe; sçavoir* Body, Comedy, Comet, Imposthume, Modest, Apothecary, *&c. III. Entre deux ou trois Consonnes, faisant avec l'*o *une même Syllabe, comme* God, Rod, Box, Rock, Long, Horn, Bodkin, Coffer, Cotton *&c. Et il faut remarquer, qu'en ce cas l'*o *se prononce un peu long dans les Mots finissans en* orn, *comme* Horn, Corn, *&c.*

De cette Regle il faut excepter, 1. *ceux qui finissent en* ll, ld, *et* lt, *où l'*o *se prononce en* o *long. Ex.* Roll, toll, bold, cold, bolt, colt. *A quoi ajoutez* Port, sport, fort. *Cependant* loll *et* droll *se prononcent* lall, drall. 2. *Les Participes des Verbes finissans en* ear *à l'Infinitif, comme* shorn, worn, *des Verbes to shear, to wear.* 3. *Ces Mots ici, où l'*o *se prononce long; sçavoir* Comb, both, most, ghost, Post, rost, tost. *Cependant il est bref dans* Coxcomb, *et dans ces composez de* most, hithermost, furthermost, uppermost, undermost.

Born, *se prononce* bôrn, *quand il signifie* porté; *et* bârn *quand il signifie* né. *Aussi* form, *un banc, ou une classe, se prononce fôrm; et* form *forme*, fârm.

Holy, *Saint, se prononce hâly;* Holy-day, *Jour de Fête*, Haly-day.

Mais entre ces deux sons généraux de l'o Anglois, il y des Mots où il se prononce oû. Comme Rome,* lose, move, prove, do, to, behoves, tomb, womb, *&c.*

Yolk, Maggot, Anchor, Women, *se prononcent* Yelk, Maiguet, Ennker, Ouimenn.

Enfin l'o se prononce fort légèrement à la fin des Mots qui se terminent par une Consonne devant on; *Comme* Capon, Mutton, Lesson, reckon, *reason, &c. Il faut en excepter, son con, cannon, sermon, abandon, et quelques autres, où l'o se prononce fortement.*

Mais l'o est comme müet en Fashion, Cushion, Puncheon, et quelques autres de cette nature.

OA. *La Diphtongue* oa *sonne comme un* o *long. Ex.* Oak, Boat, Coat, Coach, *&c. Exceptez ces mots, où elle se prononce en* â *long; sçavoir* groat, broad, abroad, *et celui-ci où elle se prononce bref, Oat-meal.* — Loath (*L'Adj.*) *s'écrit maintenant sans* a, *et se prononce* Lâth.

OE. *La Diphtongue* œ *a le son d'un* e *simple, comme dans* Oeconomy, *Hormis à la fin du Mot, où elle se prononce en* o *long; Ex.* Toe, Stoe, Doe, *Exceptez Shoe, qui se prononce* Choû.

OO. *La Diphtongue Angloise* oo, *se prononce comme ou en François. Ex.* Book, Food, Good, *prononcez* Bouk, Foud, Goud *&c.*

OU. *La Diphtongue* ou *se prononce en Anglois* aou, *Ex.* Thou, cloud, mouth, about. *Exceptez. I. ces Mots, où elle n'a que le son d'un* o, *sçavoir* adjourn, bloud, floud, country, couple, courage, courtesie, double, doublet, flourish, gournet, journey, journal, nourish, scourge, source, touch, trouble, young. *Et ceux-ci, où l'o se prononce un peu long, sçavoir* coulter, moulter, poultice, poultry, four, course, concourse, discourse, soul, souldier, shoulder, mould, trough, dough, though, although. *II. Les Substantifs finissans en* our, *comme* Savior, Factour, Neighbour *&c. III. Les Adjectifs finissans en* ous, *comme* vicious, malicious, righteous *&c.*

Quand cette Diphtongue est suivie de ght, *elle prend le son d'un a long, et les* gh *sont müets, comme* ought, nought, brought, bought, *qui se prononcent ât, nât, brât, bât &c. Exceptez* drought *et* doughty, *qui se prononcent* draout, daouty.

Borough *et* thorough *se prononcent Boro, thoro:* Cough, *caff:* rough, tough, enough, *noff, toff, enoff.*

Enfin, cette Diphtongue a le son François en ces Mots, would, could, should, you, your, youth, *et dans ces Noms propres,* Portsmouth, Plymouth, Yarmouth, Waymuth, Monmouth.

P. *Subst. Est la quinziéme Lettre de l'Alphabet Anglois, et la onziéme des Consonnes; il se prononce comme en François, et il faut seulement remarquer qu'il est müet en ces mots,* Psalm, Tempt, Receipt.

Ph. *a le même son en Anglois qu'en François, c'est à dire d'une* f. Ex. Phrase, Philosophy, Prophet, Epitaph, Triumph.

Q. *Subst. C'est la seiziéme Lettre de l'Alphabet Anglois et la douziéme des Consonnes.*

Qu. *Le* Qu *en Anglois se prononce* co, *ou* cou. *Comme en ces Mots* to quake, question, quill, *qu'il faut prononcer* coaike, coestion, coill. *Il en faut excepter ceux qui finissent en* que, *où* qu *prend le son François, Ex.* Oblique, pique. *A quoi ajoutez* Exchequer.

---

* *Diese jetzt veraltete Aussprache erklärt bekanntlich das Wortspiel in Shakespeare's Julius Caesar, I. 2: „Now it is Rome indeed, and room enough.“*

R. *C'est la* 17. *Lettre de l'Alphabet Anglois, qui se prononce de même que notre* R *Françoise.* R. *Tout ce qu'il y a de particulier, c'est qu'en certains Mots la Voyelle qui suit l'*R *se prononce devant. Comme en* Here, Fire, Shire, Hundred, Apron, Iron *&c.*

S. *Subst. est la dix-huitiéme Lettre de l'Alphabet Anglois et la quatorziéme des Consonnes: elle se prononce généralement, comme en François.*

Exceptez, I. Certains Mots où elle prend le son ordinaire de nôtre ch. *Tels sont* sure, Pension, *qu'il faut prononcer,* chure, Pennchoun. *II. Les Noms qui se terminent en* ision *où l'*S *a le son d'un* G *ou d'un* J *Consonne en François, comme dans ces mots* Incision, Provision. *A quoy ajoutez les mots suivants, sçavoir,* usual, transient, leisure, osier, hosier, crosier, *qu'on prononce* ujual, trangient, lejeur, ojer, hojer, crojer.

*L'*S *est müette en ces mots où l'*i *se prononce en ai, sçavoir,* Island, Islet, Viscount, Viscountess, *et d'ordinaire on ne la fait presque point sentir dans* Years, Pounds *et* Miles, *qui sont les Pluriels de* Year, Pound *et* Mile.

Sh, *en Anglois, se prononce comme* ch *en François.*

T. *Est la dix-neufieme Lettre de l'Alphabet Anglois et la quinziéme des Consonnes. Elle se prononce de même qu'en François.*

Il en faut excepter les Noms verbaux qui finissent en tion, *sans une* S *devant le* t. *En ce cas le* T *prend le son du* ch *en François. Comme* action, vindication, *proteçtion, &c. qu'il faut prononcer* Aicchon, vindicaichon, protechon *&c.*

Il en est de même des Mots, où le T *est suivie d'une autre Voyelle que l'O. Ex.* martial, nuptial, equinoctial, essential, patience, Stationer, ancient, licentious, Egyptian, *to* ingratiate; *où le* T *se prononce aussi en* ch.

Hormis quand il se trouve précédé immediatement, d'une S, *comme en* bestial, fustian *&c. où le* t *retient sa propre Prononciation. A quoi ajoutez les Derivatifs des Noms finissans en* ty; *Exemple,* pitied *qui vient de* pity, mightier *de* mighty *&c.*

TH. *Le son du* Th *est la plus grande difficulté que les Etrangers rencontrent dans la prononciation de la langue Angloise. Il se prononce de deux differentes maniéres, l'une qui approche d'un* D *et l'autre d'un* T *aspiré; l'un et l'autre en appuyant, plus ou moins, la langue contre les Dents, et faisant une Espece de siflement; Mais aprés tout, ce sont des sons qui ne s'apprennent que par l'oreille.*

I. Le Th *se prononce comme un D legerement siflé dans ces Mots,* The, This, That, Thou, Them, *et quelques autres; et dans les mots qui finissent en* ther, *Ex.* Lather, Father *&c. Exceptez* Marther *et* Burthen, *et leurs Derivez, qu'on écrit et qu'on prononce aujourd'huy,* Murder, Burden.

II. Le Th *qui se prononce en* t *aspiré se trouve.* 1. *Dans tous les autres Mots qui commencent par th; comme* thanks, thaw, thief, think *&c. Il en faut pourtant excepter ces deux* Thames *et* Thyme, *où* th *se prononce à la Françoise, comme un simple* t. 2. *Dans ces Mots,* bath, blith, birth, breath, death, health, forsooth, growth, youth, with, *et quelques autres avec leurs Derivatifs.* 3. *à la Personne Sing. du Tems Present de l'Indicatif, comme* he doth, he saith, he telleth, he drinketh. *Il est vray qu'ici le* th *se change souvent en* s, *ou* es, *et se prononce en* s. *Ex.* he do's, *ou* he does, he eats, he drinks.

U. *Vingtiéme Lettre de l'Alphabet Anglois, tantôt Voyelle, et tantôt Consonne, en la nommant il faut dire* iou. *La prononciation commune de l'*u *Voyelle en Anglois est à peu prés la même qu'en François.* Mais lors qu'elle est entre deux Consonnes qui appartiennent à une même Syllabe, elle se prononce ordinairement en* o, *Ex.* but, cut, rub *&c.*

---

* *Merkwürdig sind Formen wie an universal Scholar, an University Man, an usurious Contract.*

Quelquefois elle se prononce en ou, *Ex.* chuse, Bull *&c. et quelquefois en* eu, *Ex.* faculty, difficulty *&c.*

Bury *et* busy *se prononcent* bery *et* besy.

Dans les Mots qui finissent en ure *l'*u *semble prendre le son de l'*e *Feminin, sur tout quand on parle un peu vite, Ex.* Picture, Lecture, *&c.*

La Prononciation de l'V Consonne est de même qu'en François.

W. *Est la Vingt et Unième Lettre de l'Alphabet Anglois, dont la prononciation revient à celle de nôtre* ou *en François. Ex.* Water, west, win, *qu'il faut prononcer, Ouâter, oüest, ouin.*

Mais lors qu'il est suivi d'une R, il se fait aussi peu entendre que le K, *devant* N, *c'est-à-dire, si peu que rien. Comme en ces Mots,* wrath, wretched, wrist, wrong, wrought, bewray *&c.**

Il est tout à fait muet dans Answer, *et tous ses Derivatifs. Et* two *se prononce toû; hormis dans two pence, qui se prononce familièrement* to pins.

L'H se fait entendre devant l'W, en ces mots. What, where, when, who, whom, whose, whole, whore, *qu'il faut prononcer,* Hoat, Hoer, Hoenn, Houitch, Hoû, Houm, Hoûs, Hôl, Hore.

Y. *Est la Vingt et troisième Lettre de l'Alphabet Anglois, en la nommant les Anglais disent* Ouaï. *Cette Lettre au Commencement des Mots et des Syllabes où elle est suivie d'une Voyelle, aussi bien qu'à la fin des Mots, se prononce comme un* i *François. Ex.* Yard, *to* yield, Lawyer, Humbly, Duty *&c.*

*Il en faut excepter certains Mots qui prennent le son d'*Aï, *quoy qu'avec un certain adoucissement, tels sont.* 1. *Les Monosyllabes, Ex.* my, thy, sly, why, fly *&c.* 2. *Les Verbes dont l'Infinitif se termine en* y. *Ex.* To deny, to defy *&c. à quoi ajoutez cet Adjectif* awry. *Hormis ceux où l'y se prononce à la Françoise, savoir,* To marry, to tarry, to hurry, to vary, to rally, to fancy, *et quelques autres.*

Outre cela il y a quelques Mots où l'y a le son de nôtre é, tels sont, Money, Country, Army, very, Cony, Guiny *&c.*

Z. *C'est ici la vingt et quatriême et derniere Lettre de l'Alphabet Anglois, qui se prononce en général de même qu'en François.*

Berlin. Dr. H. Bieling.

Ortsnamen in England und Schleswig.

Gegenüber den Behauptungen von einem „urdänischen Lande Schleswig oder „Südjütland" dürfte es nicht uninteressant sein, einen Theil der Ortsnamen kennen zu lernen, die das von den Angelsachsen und Friesen einst eroberte und bevölkerte England mit Schleswig gemeinsam aufzuweisen hat, während dieselben oder ähnliche Benennungen jenseit der Königsau und im Dänischen Inselreich gar nicht vorkommen. Die stellenweise etwas abweichende englische Schreibweise der betreffenden Namen thut selbstverständlich der Hauptsache selber keinen Eintrag.

Althorp in Northampton, Allerup in Norderrangstrup-Harde. Apthorp in Northampton, Apterp, westlich von Lügumkloster. Anthorp in Lincolnshire, Antrup im Amt Tondern und Andrup, NW. von Hadersleben. Asthorp in Lincolnshire, Aastrup (früher Astorp) bei Hadersleben. Bargham in Suffolk, Bargum in Nordfriesland. Barning in Suffolk, Bjerning (früher Berningh) bei Hadersleben. Bungey in Suffolk, Bunge und Bünge in Südschleswig. Bradsted in Kent, Bredstedt an der Westküste. Bursted in Essex, Bursted in Nordschleswig. Ballum in Surrey, Ballum, untergegangenes Dorf an der Westküste. Bergholt in Essex, Bergholt, zwischen Flensburg

---

* *Das Verstummen des* g *vor* n *kennt Boyer nicht.*

und Apenrade. Elham in Kent, Ellum, Westseite Nordschleswigs. Easterholt in Suffolk, Osterholt in Angeln. Elsworth in Cambridgeshire, Ellworth in Eiderstedt. Fosfield in Essex, Gosefeld bei Eckernförde. Hawsted in Lincoln, Haustedt im Amt Tondern. Housham in Yorkshire, Husum an der Westküste. Holt in Norfolk, Holt in der Karharde. Horsted in Kent, Horsted bei Husum. Huggel in Yorkshire, Högel bei Bredstedt. Immingham in Lincolnshire, Immingstedt im Amt Husum. Leek in Staffordshire, Leck in der Karharde. Louth, Lincolnshire, Loit (früher Louthe) bei Apenrade u. a. Stellen. Lowthorp in Yorkshire, Lautrup bei Apenrade. Midlam in Durhamshire, Midlam auf Föhr. Middlethorp in Yorkshire, Medelby in der Karharde. Reepham in Norfolk, Ripen an der Westküste. Roding in Essex, Rödding bei Hadersleben. Ryham in Yorkshire, Riham in der Bokingharde. Steping in Lincoln, Stepping bei Christiansfeld. Stanfield in Suffolk, Steinfeld in Angeln. Statham in Norfolk, Stadum in der Karharde. Skirbeck in Lincoln, Scherrebeck in Nordschleswig. Thurning in Northampton, Torning in Hadersleben. Thornham in Norfolk, Thornum bei Ripen. Ulsthorp in Rutlandshire, Ulstrup bei Lügumkloster.

Goethes Verhältniss zu religiösen Fragen.

Goethe ist wegen seiner angeblichen Irreligiosität ebenso vielfach angegriffen worden, wie anderseits wegen seines politischen Indifferentismus.

Josef Bayer, dessen treffliches Werk: „Von Gottsched bis Schiller," nun in einer zweiten, mit Zusätzen und Ergänzungen versehenen Ausgabe erschienen ist, hat auch eine kleinere Schrift unter dem oben gedachten Titel veröffentlicht, deren Inhalt wir auszugsweise im folgenden zusammenfassen. Der Autor gesteht keineswegs die Angriffe, die sich gegen die angebliche Irreligiosität Goethes richten, punktweise widerlegen und diesen etwa religiöser und christlicher machen zu wollen, als er eben war; ihm liegt vielmehr daran, zu zeigen, dass er berechtigt war, so zu denken, wie er dachte.

Hatte Goethe, so fragt der Autor, wol Unrecht, wenn er der dogmatischen Anschauung die Grundregel gegenüberstellte, dass alle Vorstellung von der Gottheit nothwendig unsere individuelle Vorstellung sein müsse? Gewiss nicht. Die Volksreligion kann nicht auch durchweg das Glaubensbekenntniss des hervorragenden Geistes sein. Ein bedeutender Mensch soll nicht Allerweltsgedanken haben, das verlangt man ausdrücklich von ihm. Nur in Sachen der Religion, da soll er wieder denken, wie alle Welt denkt, und glauben, was die Kirche vorschreibt. Hierin soll er ein Alltagsmensch sein, den man aus der Schaar der gewöhnlichen Kirchengänger nicht herausfinden darf?

Dem Autor zufolge ist Religion im weiteren Sinne jede Anschauung, welche die wirkliche Welt an eine höhere ideale knüpft. Wahrhaft gottlos ist nur ein Mensch ohne Ideale, der Mensch mit dem eigensüchtigen und verschlossenen Selbst, der nicht sein Inneres einem Höheren in uns und über uns mit Hingebung und Verehrung zu öffnen vermag. In diesem Sinne wird ein guter Theil der konfessionellen Gläubigen zu den Gottlosen oder doch Gottleeren, und mancher Freidenker zu den Gotterfüllten gehören.

Goethes Ansichten über Religion sind, wie alles, was ihn geistig bewegte, nichts Erdachtes und Ersonnenes, sondern etwas innerlich Erfahrnes und Erlebtes. Demzufolge sucht der Verfasser das Wachsthum der religiösen Anschauungen in Goethes Gemüth in seinem lebendigen Zusammenhange an den betreffenden Knotenpunkten des biographischen Fadens ersichtlich zu machen.

Er zeigt, wie es dem jungen Goethe in dem weichen Dunstkreise der Gefühlssphäre wohler zu Muthe war, als in der höheren Region des abstrak-

ten Denkens, wo sich die Luft wohl allmählig läutert, aber auch so verdünnt, dass einer normalen Lunge darüber der Athem ausgeht. Seine Natur war mehr auf die Intuition angelegt, als auf das Raisonnement. Von dem Kompendium der Geschichte, das sein Freund und Lehrer den Vorträgen zu Grunde legte, trieb es ihn hinaus in den freien heiligen Wald, in die Schatten der ältesten Buchen und Eichen, wo sich ein armes verwundetes Herz am liebsten verbergen mag. Und als der Freund scherzend versicherte, dass er hierin den alten Deutschen, wie sie Tacitus schildert, nachgerathe, die in der dunkelsten Tiefe der Haine ihre Götter aufsuchten, rief er enthusiastisch aus: „O! warum dürfen wir nicht um diesen köstlichen Platz einen Zaun umherführen, ihn und uns zu heiligen und von der Welt abzusondern? Gewiss, es ist keine schönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die blos aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserem Busen entspringt.“

Dieses umfassende Welt- und Gottesgefühl, dieser höhere Naturkult, der die Pulsschläge des Daseins im innersten Herzen mitempfindet, im Rauschen der Bäume, im Nebelglanz des Mondes die Athemzüge des waltenden Naturgeistes belauscht — das war und blieb die eigentliche Religion Goethes, obgleich er zuerst zu dem positiven Christenthume Stellung nahm.

Der Autor erinnert in Ansehung dieser Uebergangsperiode an den Einfluss Langers und des Fräuleins von Klettenberg, aus dessen Unterhaltungen und Briefen die Bekenntnisse einer schönen Seele entstanden sind, die man in Wilhelm Meister eingeschaltet findet.

Das Fräulein fand an dem jungen Goethe, was sie in ihrer Stimmung als kränkliches Wesen und herzhafte Dulderin bedurfte, ein junges, lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für ausserordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustande befand und (damals) weder an Leib noch Seele ganz gesund war. Seine Unruhe und Ungeduld, sein Streben, Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus; sie versicherte ihn unumwunden, das alles komme daher, weil er keinen versöhnten Gott habe. Goethe hatte dagegen von Jugend auf geglaubt, mit seinem Gott gut zu stehen; „ja,“ sagte er, „ich bildete mir ein, dass er gegen mich sogar in Rest stehen könne und ich war kühn genug zu glauben, dass ich ihm Einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinem unendlich guten Willen, dem er, wie es mir schien, besser hätte zu Hilfe kommen sollen.“

Auch das Verhältniss zu Jung-Stilling, dem sanften bescheidenen Schwärmer, äusserte nur einen vorübergehenden Einfluss. Bei näherer Erwägung fand Goethe doch das Bedenkliche heraus, das in dieser Art von Frömmigkeit liegt. Er hatte sich im Umgange mit Jung-Stilling eine bedeutende Erfahrung in Sachen des Glaubens erworben, nämlich die, dass in der Demuth der Gottergebenen oft eine grosse Prätension liege. Sie degradiren gleichsam den unendlichen Weltgott zu ihrem Hausgott, und statt sich selbstthätig in dem grossen Ganzen der Weltordnung zurechtzufinden, nehmen sie eine eigene Spezialvorsehung für ihre kleine Person in Anspruch, die jedes Haar auf ihrem Haupte zählt.

Also wieder ein überwundener Standpunkt, dem bald noch andere nachfolgen sollten.

Goethe bedurfte eines Gottes, den er mit der Natur zugleich und in ihr allein verehren konnte, der ihm das Universum als eine ewig neue, unerschöpfliche Offenbarung zeigte. War früher die Bibel eine Zeit lang seine Welt gewesen, so wurde nun die Welt für ihn eine Bibel, in der er nie zu lesen ermüdete. An den Gott Jung-Stillings und Lavaters hatte er vorübergehend aus freundschaftlichem Antheil mit geglaubt; in dem Gott Brunos und Spinozas aber ruhte fortan sein innerstes Wesen. Die „Ethik“ des letzteren sollte auf seine Denkweise den entschiedensten Einfluss üben.

Welch eine Beruhigung seiner Leidenschaften wehte ihm aus diesem

Werke entgegen, wie er sie früher kaum geahnt! Eine grosse und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt schien sich ihm da mit einem Male aufzuthun. Was ihn aber besonders an Spinoza fesselte, war die Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze seiner Ethik hervorleuchtet. Jenes wunderliche Wort, „wer Gott recht liebt, muss nicht verlangen, dass Gott ihn wieder liebe,“ erfüllte sein ganzes Nachdenken. Nun sah er erst, wie viel Selbstsucht oft in der Religiosität liege, wie die Frommen das Opfer ihrer Demuth sich von ihrem Gott mit Wucher zurückzahlen lassen, mit welcher Aufdringlichkeit sie ihn mit ihren kleinlichsten Angelegenheiten behelligen.

Wie herzerweiternd erschien ihm dagegen der pantheistische Glaube! Hier hat sich der Einzelne dem Ganzen unterzuordnen, und der Tüchtigste wird auch der Beglückteste sein. In dem Ocean des Weltlebens, im Chor der Gestirne, in der grossen Kette der lebendigen Wesen mitzuwandeln, sein Dasein in den Weltakkord der schaffenden Kräfte mit hineinklingen zu lassen, ist eine Seligkeit, die ihren Lohn in sich selbst findet, und ihn nicht erst als nachträgliche Belohnung frommer Verdienste zu erwarten braucht.

Der Einfluss Spinozas auf Goethe bezeichnet den Markstein seiner religiösen Lehrjahre. Nun ist der Kern seines inneren Wesens gefestigt, der Kreis der subjectiven Erfahrungen ist durchlaufen, an denen sich sein religiöser Standpunkt entwickelte. Der Aufenthalt in Italien, die Wanderjahre Goethes bieten in dieser Hinsicht nichts Neues. Der Katholicismus tritt da als Erscheinung an ihn heran, zu der er wenig inneren Bezug hat. Er betrachtet sie wie ein Schauspiel, zu dem er sich blos beobachtend verhält.

Noch im höchsten Alter aber bewahrte Goethe dieselbe anbetende Verehrung vor Christus und den heiligen Büchern, wie er sie in den Tagen der Jugend empfand.

„Fragt man mich: ob es in meiner Natur sei, Christo anbetende Ehrfurcht zu erweisen? so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit. — Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren? so sage ich abermals: Durchaus! denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind und alle Pflanzen und Thiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken? so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe.“

„Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen und da muss sie eine bornirte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe, reich dotirte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der unteren Massen.“

„Je tüchtiger wir Protestanten in edler Entwicklung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden grossen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen, und es wird dahin kommen, dass endlich Alles nur Eines ist . . . Man wird sich als Mensch gross und frei fühlen und auf ein bischen so oder so im äusseren Cultus nicht mehr sonderlichen Werth legen. Dann werden wir Alle nach und nach aus einem Christenthum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christenthume der Gesinnung und That kommen.“

Es ist ergreifend, solche Worte von dem Manne zu vernehmen, der beinahe in sein eigenes Grab hinabsieht. Das Gespräch, dem wir diese Stelle entnehmen, ist vom 11. März 1832 datirt, also vom Sterbejahre des Dichters. —

(Wanderer.)

Beiträge zum deutschen Wörterbuch.

I.

Wann ein Ross die Feiffel oder Zweiffel hät bruntz in linken Schuh und schötts ihm in's recht Ohr, — so ist ihm geholfen. Altes Rossarzneibüchl. 1662.

Wann ein Ross die unsinnig Feiffel ankommt, schab ab einem Todtenkopf und nimm Knabenbrüntzel, Brandwein und Essig etc.

Aus dem Rothenburger (a. T.) Nutzb. und bewehrten Garten- oder Pflanzbüchlein. 17. Jhd.

„Item die Bäum soll man säubern und fegen im September, zunehmenden Mondes, mit reinem Schnittmesser oder Schooren die rauhe Schelffen alle am Stamm und Aesten abscharren, es bringt sonst den Bäumen Schaden."

„Man muss alle Runtzen und Löchlein, so die Bäum haben, also mit Kühkoth verstreichen." a. a. O.

„Soll man mit einer Häppen das Bucklein oder Schelffen am Baum aufschneiden." (o.)

„Mit Baast verbinden."

Nimm Schlehenwurzel, thu die schwarze Schelfen davon abschaben, nimm auch Wachholder Vorschüb, in Wasser mit einander gesotten u. s. w.

Nimm ein Handvoll Wachholder Vorschüb, Ein Handvoll Eychenvorschüb, ein Handvoll Birkenvorschüb, sied's im Wasser „thue darinnen baden: es heilet bald davon." etc.

Für das Rothlauf. Altes Schmeer. schlucken. Für den Kopfwehe

„Für die Harmwinde klopf aus dreien Messerscheiden das Bötzig heraus, gibs dem Vieh in eim gesalznen Brot, es hilft auch." Altes Arznb. 18. Jhd.

„Von Catarrhen der Küh und Ochsen. Wenn die Küh und Ochsen ein Geschwär oder Schweine unter der Gurgel am Kühnbacken oder am Halse bekommen und Blut seichen, d. h. man Kadarn und ist ein sehr bös Ding, denn es thut ihnen sehr weh. — Etliche Leute halten sie nicht länger, sondern sobald sie das Kadarn an ihnen merken, so mästen sie dieselben und hängens in den Rauch." Fafelicht v. Isthmus. —

Wenn der Gäuffel oder Schaum zum Maul herausgeht. (o.)

II.

Aus Einfältige Aber Wohl-Gründliche Unterweisung wie man die Zwergl und hochstämmige Baum pflantzen und dieselbe pflegen solle u. s. w. durch einen wohl-bekandten gewesten Gärtner hiemit den Liebhabern an Tag gegeben. Nürnberg, bey Johann Christoph Lochner 1712. 12°. (ohne pag.)

Kuchelstuck, das. „Wann man Zwerglbäum in einen Garten setzen will — es seye an der Mauer, Kuchelstuck, Blumenstuck oder wie man pflegt zu sagen Rabat — so nehme man einen jungen Baum u. s. w." Bl. 5a.

Knoten, der. „Mit dem (Abschneiden des Astes) verändert sich ein solcher Ast zur Frucht, den nennt man ein Stump und machet, als wie ein Knotten, welcher Knotten verursachet, dass der Safft zurückbleibet und die Knöpf, so sonst nur Blätter getrieben thun sich zu Blütheknöpfen verändern, indeme der Safft kein Ausgang hat wegen des Knotten und bevor der Ast aus dem Knotten herauswachset, haben die Knöpfe schon Safft genug eingenommen; nachdeme treibet der obgemeldete Knotten ein Aestel heraus, welches aufgemacht wird" u. s. w.

Knack, der. „Wie man erkennen kann, wann ein Pommerantzenbaum von nöthen hat gegossen zu werden. Solches können die Liebhaber aus den Blättern sehen, wann sie ein altes in der Hand biegen, doch nicht

abreissen, und so dieses ein Knack thut haben die Bäum keines Giessens nöthig; wenn solches Blatt aber ganz schwach knacket, kan man ihm Wasser geben."

Fuchsaffen „so sind auch die man Jungkfrauwenaffen, die man Fuchsaffen heisst." Foreo Va.

Fuchsblösse. „Seinen (Aychbre) Balg brauchen die kürssner, die Fuchsblössen darmit zefüeteren." Foreo XIIIb.

Item 9 lb. von dem Fare zu Koczenhusen." 1414. Monn. Zt. 18, 416.

Gesell. w. wär ouch daz ain kircherr der genannten kirchen zu Buttenhusen also ainen priester helffer und auch gesellen also nit enhêl — sollen vervallen sein — als lang und vil ain Kircherr also ainen andern gesellen naem u. s. w. Mon. Zoll. I. (1384) S. 256.

So füllent wir die vorgenant gemainer stete Klich in der vorgenanten vest in Karpfen haben allen gezüg und geziert damit man messe müg gelesen." Mon. Zoll. I. (S. 442.) 1410.

V. Bauernkrieg: „in disem allem fielendt sy darmit in all kilchen an St. Steffan und hubend an und plunderterten darauss alles Kirchengewand und Gottesziederden was sie funden, beschlossen und unbeschlossen pleib ganz nichts über an söllichem gewand und gotsierden." St. Blas. Stftgsb. Quells. II, 62a.

Der hinterste Frauentag „und zu dem hindristen unser Frawen tag der liechtmess. Monn. Quells. I, 362a. Sonst den 8. September, hier 2. Februar.

Cuppelfleisch im Waldkircher Stadtrecht 16. Jhd. S. 68: (Hirz, hist. topogr. Beschrbg. des Amtsbezirkes Waldkirch. Freiburg 1684.)

„Item die meziger sollent ouch weder pfynnig fleisch noch cuppelfleisch noch beinbruchiges noch wolfbyssiges uff iren banken nit howen." 1480 St. Blas. Stfgsb. II, 66b.:

„Heinrich v. Rumlang hat die grossen Fenster in den kirchen gemacht, auch den Lettuno, wie er jetzt stadt, und das Landtwerkhtäferl."

— 68a.: „Diess darmit die Landwerkh in dem Munster thläfern hangt dem Altar."

„Das Gericht um die Liechtpfleger zu Balgnigen." 1381. Zoll. I, No. 381.

N. N. die jezo liecht maister und kilchun pfleger erwelt und gesetzet sint dez Gotzhus und der Kilchun etc. Mon. Zoll. I. (1356.)

Hainz Rüssli zu den ziten lieht maister. No. 332.

Var = Ueberfahrt.

„Item dictus Kanderer de area et de navigio vulgariter dicto var, is sol."

Zehentrodel des Baseler Domcapitels von 1341. Mon. Zeitschrift 14, Seite 12.

Birlinger.

Neueste Dichtungen des Grafen von Gobineau.

Aphroessa hiess das geweihte Schiff, das einst die Gaben des athenischen Volkes dem Delischen Gotte überbrachte. Aphroessa nennt der Dichter das Buch, in dem er eine reiche Fülle poetischer Gaben, die ihm im Angesichte des Parthenons die Muse schenkte, zusammenfügt.

Brennus, ein erzählendes Gedicht in 4 Gesängen eröffnet, die Sammlung. In einem Tone, der oft an die Ballade streift, wird der Einfall der Gallier in Italien, Roms Undank gegen Camillus, endlich der Rückzug des Brennus und seine Entsagung erzählt.

Die Achilleis, ganz anders aufgefasst, als von Göthe, verrherrlicht

den Götterfunken in dem hellenischen Helden, dessen Leben in markigen Umrissen an uns vorübergeht, ein Sinnbild hochsinnigen Strebens im Gegensatz zu den Eiteln und Kurzsichtigen, den Schwerfälligen und Beschränkten.

„La petite chanson" führt uns in die Zeit der Kreuzzüge, mit Rittern und Klosterleuten und schildert wie das Lied, die Poesie in die verschiedenen Lebenskreise Freude und Beseligung bringt.

Auch die Sage von Genoveva, ganz im Stil der Legende gefasst, bewegt sich in jenen Anschauungen; Genoveva und Golo sterben als Heilige.

Das Cartularium von St. Avit stellt die manchfachen Wandlungen des Klosters dar an dem Leben verschiedener seiner Aebte; eine Geschichte der Kirche und des Geistes in Frankreich in glänzenden Spiegelbildern. Der erste Abt ist St. Avit selbst, 912, der Gründer des Klosters in seinen bescheidensten Anfängen. Darauf wird St. Andiol erwähnt, der vierte Abt, 1015. Graf Thibaut von Champagne errichtet unter ihm, auf eigenen Antrieb, ja gegen den Wunsch der bescheidenen Mönche ein mit aller Pracht damaliger Kunst ausgestattetes Gebäude. Hugo, der 15. Abt, 1108, verkehrt mit einem arabischen Sterndeuter. Der übermüthige 17. Abt, Enguerrand Ribart, fällt 1159 durch das Schwert des Guy von Vernon, den er zum Zweikampf gezwungen hatte. Der 29., Jacques von Bricaud, 1498, lebt heiter mit seinem Kruge, seinem dicken Wanst und der blonden Gevatterin. 1552, in der Zeit Marots und Ronsards, ist der 31. Abt, Jean Grillet, zugleich valet de chambre du Roi und sendet eine poetische Liebesepistel an eine fille d'honneur de la reine und ein Sonnet an Diana von Poitiers. Vollständige Verweltlichung zeigt der 36. Abt, 1592, der zugleich Rittmeister des Königs von Navarra ist, die Gebeine des St. Avit wegwirft und in seinem wilden Taumel nicht übel Lust hat, die alte Kirche dem Boden gleich zu machen. 1688 ist das Kloster die Zuflucht der Jansenisten; auf königlichen Befehl wird der Abt in die Bastille geschickt. Unter dem 43. Abt 1760 dringt die Aufklärung in die alten Hallen, Toleranz und Tugend werden gepredigt bei aller Nachsicht gegen die Knaben und Mädchen des Dorfes; die Tradition von St. Avit wird unter die alten Mährchen und Mythen in die Rumpelkammer geworfen. Der 44. Abt ist der letzte. Er sieht das Kloster verbrennen, die Mauern und das Dach über dem Altar zusammenstürzen. 1793 findet der Flüchtling Obdach im Hause eines protestantischen Pfarrers in Mannheim und noch 1849 blickt der Lebensmüde, im Benedictinerkloster zu Pressburg, zurück auf das irdische Treiben, in dem er nichts festes erkennt als den Glauben und die Kraft des Geistes.

In ein bunteres Weltleben führt uns das folgende, halb dramatisch gehaltene Gedicht Le carneval de Venise. Durch drei Nächte zieht ein Roman unter Masken und toller Lust hin. Die manchfachsten Scenen wechseln; die Verse bewegen sich zum Theil in kunstvollen Formen. Eine schlimme Rolle spielen drei Deutsche, zwei Studenten und ein Professor, welche in einer gemeinen Schenke als rohe Prasser und Säufer geschildert und schliesslich vom Wirthe und den Hausknechten an die Luft gesetzt werden. So ungefähr schildern unsere Spottblätter die kerzenspeisenden Barbaren hinter Moskau.

Den Schluss der anziehenden Sammlung macht eine dramatische Behandlung der Geschichte Simsons des Philisters.

Das Buch ist bei Maillet in Paris 1869 erschienen. Die gleiche Jahreszahl trägt ein anderes Werk desselben Verfassers. Histoire des Perses d'après les auteurs orientaux, grecs et latins et particulièrement d'après les manuscrits orientaux inédits, les monuments figurés, les médailles, les pierres gravées u. s. w. Bis jetzt liegen davon zwei starke Bände in gross Octav vor. Beide Werke sind in Athen geschrieben, wo Graf von Gobineau Jahre lang als französischer Gesandter lebte.

Plus que und plus de.

Die Unterscheidung von plus que und plus de sowie von moins que und moins de in Band 44 Heft 1. Seite 121 dieser Zeitschrift, wo ein wesentlicher Punkt richtig hervorgehoben und damit die Ungenauigkeit der in Lehrbüchern (z. B. Ploetz, Elementargrammatik, Lection 85, Ollendorfs Methode von Gands, Lection 49) aufgestellten Regel nachgewiesen ist, (die übrigens Ploetz in der Syntax S. 112 auch besser gefasst hat) bedarf ihrerseits noch einer Ergänzung.

Ich will versuchen das Geschichtliche kurz vorzuführen und im Anschluss daran den im heutigen Französisch bestehenden Unterschied nach den einzelnen Fällen für unseren Schulgebrauch etwas näher zu bezeichnen.

Der lateinische Ablativ beim Comparativ — [wofür im spätern Latein a mit dem Ablativ vorkommt (Diez, Gr. d. vom Spr. 3, 366), dieses wohl auf Grund gelehrter Auffassung des classischen Ablativs = von dem womit verglichen wird her betrachtet, in Ansehung desselben (Vgl. Hand, Lehrbuch des lat. Stils, Seite 246 über den Unterschied zwischen dem Ablativ und quam)] — ward von dem Volke, dem jene schulmässige Auffassung fern lag, zur Zeit des Vorherrschendwerdens der Präpositionen gefühlsartig — wie andrerseits z. B. der objective Genitiv, l'amour de la patrie = amor patriae (Diez 3, 130); der Ablativ des Mittels (Diez 3, 150, 8 und 3, 126), der näheren Bestimmung (Diez 3, 126) und der des Masses beim Comparativ auf die Frage Um wie viel? z. B. plus long d'un pied = pede longior, um einen Fuss länger — mit de nachgebildet (ein Beispiel im Mittellatein bei Diez l. l. 3, 365). Dies trifft nun mit dem griechischen Genitiv, der wissenschaftlich hier gewiss eben so zu erklären ist wie der lateinische Ablativ, äusserlich zusammen. Doch mochte den Romanen der Begriff des von ihnen durch de bezeichneten Genitivs in seiner gewöhnlichen Bedeutung mit einfliessen; wie sich denn auf germanischem Gebiete eine ähnliche Verwendung des Genitivs findet, z. B. englisch He got the better of me, er wurde mir überlegen, und rein possessivisch z. B. His betters cannot be found, Bessere als ihn findet man nicht, Our betters, vornehmere Leute als wir, unsere „Oberen“ (Fälle wie die letzteren vielleicht beeinflusst durch his like, his equals); und in volkstümlichem Deutsch z. B.: Er ist mein Obermann (wie z. B. Sophie Dethleffs an Klaus Groth von diesem schreibt: Büst wid min Œwermann), was bloss bedeutet: er ist mir überlegen (plattdeutsch: he is mi över).

Es konnte aber französisch que überall beim Vergleich zweier Subjecte stehen, doch dafür de eintreten, wo zwei Subjecte unter Einem Prädicat mit einander verglichen wurden. (Vgl. Diez 3, 363 ff.) So konnte man sagen plus parfaite des autres choses (Diez 3, 365, wo mehrere ältere Beispiele), il est plus fort de moi (Littré, unter de, 24°). Im Französischen hat sich unter den romanischen Sprachen am meisten der Gebrauch dieses de beim Comparativ verengt und sich auf den Fall beschränkt, wo dem einem Gegenstande beigelegten Zahlbegriffe etwas zugesetzt oder abgezogen werden soll (Diez 3, 365), steht daher auch nie mehr bei andern Comparativen als bei plus und moins (d. h. nur wenn diese selbstständig stehn, nicht den Comparativ eines Adjectivs oder Adverbs zu bilden dienen; also nach plus grand, plus vite nur que); hier aber hat es sich für die meisten von der eben mitgetheilten Regel umfassten Fälle zur Alleinherrschaft erhoben.

Es musste das que, wie lat. quam, stets bleiben, und muss es ebenso jetzt 1) überall im vollständigen zusammengesetzten Satze z. B.: Le petit garçon mange plus qu'une grande personne ne mange, Il travaille plus que je ne travaille oder que je ne fais, Je ne la connais pas plus qu'il la connaît; Je ne la connais pas plus que je le connais; Elle est plus riche qu'elle n'est belle; Il écrit plus qu'il ne parle, Il écrit plus qu'il n'écrivait, qu'il ne

faisait; und wenn im letzten Satztheil auch nur ein Subject mit einem Verbum wieder vorkommt z. B. Il parle plus qu'il n'a besoin (scl. de parler), Il dit plus que vous ne croyez (scl. qu'il dise). Dann im zusammengezogenen Satze 2) wo zwei Prädicate verglichen werden z. B. Elle est plus riche que belle. 3) Wenn sich der Vergleich auf zwei Objecte bezieht z. B.: Je ne la connais pas plus que lui in dem Sinne: je ne la connais pas plus que je le connais. (Wo im lateinischen der Ablativ des Objects zu stehen scheint, ist es zunächst, zwar grammatisches Object, aber logisches Subject z. B. Cic. de Rep. 1, 10 Quem auctorem de Socrate locupletiorem Platone laudare possumus? = Quis auctor de Socrate locupletior est Platone? Und nach solcher Analogie wird der allerdings weitere Gebrauch beim Relativpronomen sich zuerst gebildet haben z. B. Cic. Or. 2. Quibus nihil in illo genere perfectius videmus = est, da videmus hier, wie ähnlich oft, nur soviel heisst als „ist bekanntlich"; wo denn die Macht stilistischer Gestaltung völlig den Buchstaben schulgerechter Grammatik überwand.) Dagegen nach Obigem für das ältere Französisch denkbar wäre Je ne la connais pas plus de lui in dem Sinne Je ne la connais pas plus qu'il la connaît — obwohl Beispiele für den Fall, wo das Prädicat in einem Verbum besteht, noch zu suchen sind, und vielleicht die obige Regel vom Vergleich zweier Subjecte unter Einem Prädicat auf ein adjectivisches Prädicat einzuschränken wäre — wo jetzt nur que stehen kann, so dass diese und ähnliche Sätze in ihrer verkürzten Form äusserlich doppelsinnig sind.

Es wäre nun aber der weitere heutige Unterschied zwischen plus que und plus de folgender:

Plus que muss stehen

1) Beim Vergleich zweier Subjecte unter einem Prädicat im verkürzten Satze z. B. Ce petit garçon mange plus qu'une grande personne, que deux hommes, Il travaille plus que moi; Salomon a dit que femme sage est plus que femme belle, Un roi est plus qu'un ministre, Tenir est plus que promettre.

2) Im einfachen (nur durch plus erweiterten) Satze, wenn das durch plus Gesteigerte das nicht in einem Zahlbegriffe bestehende Object oder Prädicat bildet z. B. sait plus que manger et boire, Il a plus que son pain de chaque jour, und wie man z. B. sprichwörtlich sagt Il sait plus que son pain manger, vom Schlaukopf (nicht unähnlich unserm „Er kann mehr als Brot essen", nur dass man dies im Volke noch besonders von demjenigen Tausendkünstler gebraucht, der durch Taschenspielerkünste, Gaukelpossen als „Hexenmeister" erscheint); Je suis plus que content (La Font. Fabl. 1, 15), Aimez ma république et soyez plus que reine (Volt. Brut 3, 5).

Plus de muss stehn

im einfachen Satze, wenn sich das plus auf einen Zahlbegriff bezieht z. B. Il a mangé plus de douze pommes, sprichwörtlich Il a mangé plus d'un pain, verwandt der obigen Redensart (eigentlich von dem durch Reisen Erfahrenen, ähnlich wie Il a vu le loup „Er ist mit allen Hunden gehetzt" und Il a couru toutes les foires „Er ist von allen Märschen wiedergekommen", wozu man deutsch noch vergleiche „Er weiss wo Barthel den Most holt"), Il y a passé plus de deux mois, Il a plus de douze ans; Il y a été plus de deux mois, Il a fait un voyage de plus de deux mois, Il y a plus d'un an, Plus d'une fois; Nous sommes plus de dix (que dix scl. ne sont gäbe den Sinn: wir können es leicht mit zehn aufnehmen. Aber Nous sommes plus que vous scl. n'êtes), Il y a dans un mois plus d'une semaine. (Aber Un mois est plus qu'une semaine scl. n'est). Il est plus de midi d. h. über zwölf Uhr. — Il a plus d'une belle maison ist = il a plusieurs belles maisons; doch sage Il a plus qu'une belle maison, il a encore une belle femme. Und Dix est plus que neuf (scl. nest); aber Onze fois onze font plus de cent.

Demgemäss sagt man ferner plus d'à moitié (z. B. la Font. Fabl. 9, 2) und plus d'à demi (la Font. Psyché 1 p. 76.) So auch plus d'aux trois

quarts (z. B. Buffon Minér. t. IV. p. 342, puisqu'elles [les terres] sont si vastes et plus d'aux trois quarts incultes). Doch sagt man auch, wohllautender, plus qu'à demi (z. B. Racan: La course de mes jours est plus qu'à demi faite).

Praktisch liesse sich nun der Unterschied kurz so geben: „Mehr als" heisst plus de wenn man „über" dafür setzen kann; sonst plus que.

Aus vorstehender Unterscheidung erhellt nebenbei, dass man das deutsche Volksräthsel „Unsere Henne legt in Einem Tage mehr als zwölf Eier" (Auflösung: Eier legen nicht), nicht ins Französische übersetzen kann, da die Zweideutigkeit des Ausdruks, auf welcher es beruht, aufhören würde.

Landsberg a. W. Dr. J. Ehlers.

Gratulationscarmina zum Doctor juris; aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.

DUm rediviva suos thesauros terra recludit
Ac se candidulis floribus ornat ager,
TV pariter satagis nitidis exponere scriptis
Thesauros doctae mentis, AMICE, *Tuos*.
Gratulor ex animo: benedicat Jova labori,
Ut TE mox THEMIDOS splendida serta coment!

Guilielm. Hieron. Brückner, D.

DIe Tugend spricht: Herr Pagendarm
Soll nun auf die Catheder steigen!
Hingegen rufft der Neider-Schwarm:
Man muss Ihm diesen Weg nicht zeigen!
Allein Er thut recht löblich dran,
Dass Er der Neider Rath vernichtet,
Und auf der Tugend Renne-Bahn
Das angefangne Werck verrichtet.
Ich sehe schon: wie Dessen Fleiss
Den schönen Ehren-Lohn ernennet,
Den Themis Ihm zum Ruhm und Preiss
Mit höchstem Rechte zuerkennet.
Wer nun sein Hertz der Tugend weyht,
Und nicht im Neider-Orden stehet,
Derselbe wünscht mit mir erfreut:
Dass solches nächstens vor sich gehet!

Also solte seinem Hochwerthesten Herrn Vetter
S. T. Herrn Bernhard Heinrich Pagendarm
J. V. Candidato, zu dem löblichen Vorhaben
hertzlich gratuliren

Johann Adolph Fürstenau,
J. V. Licentiat.

MArs lässet überal die Lufft-Carthaunen knallen,
Dass Mauren, Thurm und Stadt zerschmettert niederfallen.
Erhält man heute Post von dem erfochtnen Sieg,
So höhrt man Morgen schon von einem neuen Krieg.

Hochwerther Pagendarm, Du schickest Dich auch heute
In Themis Musen-Feld zu einen Krieg und Streite,
Da Dich Dein Tugend-Fleiss mit Freunden fechten heist,
Wovon sich jeder jetzt als Gegen-Part erweist.
Jedoch greiff nur getrost zu den gelehrten Waffen,
Der Himmel wird Dir schon den Sieges-Crantz verschaffen,
Gieb Feuer auf das volck, das Dich so hart bekriegt,
Dass Deine Tapfferkeit in solchem Treffen siegt.
Dein Struve stehet Dir mit seinem Schutz zur Rechten.
Drüm zeige Deinen Muth, als Held, in diesem Fechten,
Ich sehe schon im Geist, die Musen stimmen ein:
Es werde Glück und Sieg auf Deiner Seiten seyn.

Solches wolte dem Herrn Autori und tapffern Defensori dieser gelehrten Disputation, als seinem hochwerthgeschätzten Freunde und Gönner zur schuldigen Ehren-Bezeugung mit flüchtiger Feder glückwünschend aufsetzen

M. Christoph Weissenborn,
der Philosophischen Facultät zu Jena Adjunctus.

A. Birlinger.

Von den 10 Mondstagen.

Aus einem alten Receptbuche des Klosters Buxheim in Schwaben.
XV. Jahrhundert.

1. Hye merck von dem mâne, die ein muter ist aller Siechtage. So die mane eintegig ist, so sint alle ding gut anzeuahen. Ze terti zît ist gut ze lausen. Wirt ein sun geboren, der wirt wîse und wolgelert. ein tochter wirt kiusche, nit wolgelert vnd wolgetan vnd wirt mannen lieb; sy lît an jr alter lange ze bette vnd siech; sy gewinnet ein zeichen an der stirnen oder an den ober brawen. der siech wirt, der lît lang.

2. Der ander tag ist glückhaftig an allen dingen. es ist gut ze kouffen, buwen hûser; garten, böm sezen; verstolens gut wirt funden; lausen ist gut vor mittem tag. der trome wirt gerne·war; der sieche geniset schier; wirt ein sun geboren, der wirt lieplich, milt, kindig vnd selig; ein tochter wirt also vnd kant den mannen.

3. Der dritt tägig, so sint alle ding böse anzevahen; lausen ist nit gut; die stal windet sich; wirt ein sun geboren, der wirt kün, gitig vnd wirt nit alt vnd stürbet übeles todes; ein tochter also; sy wirt erbsaelig vnd gewinnet vil manne vnd lebpt nit lang; der siech geniset und lit aber lang vnd tröme vppig.

4. Der vierde tag haut die nature, das gut anzevahent ist zu allen dingen: kind ze schul setzent, gut ze ander lausen vnd vmb sextae zît gut mullinen buwen, wasser leitten; wirt ein sun geboren der wirt arbeitsêlig; er wîbet vil; ein tochter also; der siech stirbet oder geniset kûm; der trome ist bezeichenlichen.

5. An dem fünfften tag ist gut lausen; der flüchtig wirt, der wirt gevangen; diepstal würt funden; wärt ein sun geboren, das ist bös; ein tochter stirbet unrechtes todes; der siech der stirbet schier; sag den trom.

6. An dem sechsten tage: diepstal wird funden; der siech der lît lang; lausen ist nit gut; wird ein sun geboren, der wirdet küne, wîse und gutsaelig; ein tochter wirt kiusch vnd mannen lieb; der trom wirt wâr.

7. An dem sibenden tag lausen ist gut; diebstal wirt funden; wirt ein

sun geboren, der wirt wîse, from wârhaft, gelirnig und hat ein zeichen an der stirnen; ein tochter gewinnet mê denn einen man; der sich geniset balde oder er muss lang ligen oder sterben. der trom wird war.

8. Der achtent tag ist böse vnd nücz guts ze tund vnd sagen ist; diepstal wirt funden; ein sun geboren, der wirt kindig vnd gut; in wazzer kompt er ze not; lept er XXX jâr, so wirt er rich; ein tochter wirt erenschaft und kiusch; der siech geniset; der trom offenet sich in fünff tagen.

9. Der niunde tag ist gut alle ding anzevahen: garten machen, hüsser buwen; der trom ist gewer; der siech genist; das kind das geboren wirt ist leblich vnd ist nit gut lausen.

10. Der zehent tag wirt gut ze tund was man anvahet: kind leren; der trom wirt wâr; der siech wirt gesund; das kind, das danne geboren wirt, das wird vil landes durchlofen, vnd ist gut in niwe hüser ziechen.

II. Von den Monaten.

Schwäbisch-Alemannische Grenze.

1. Item in den manot Januario, so sol man nit ze auder lausen; er sol alle tag nüchter trinken dry gut trink wînes und sol Ingber vastessen mit Schamonia.

2. In dem manot Hornung, Rebmanot, sol man lausen an der auder vff dem tûmen; er sol vor niemen kacharicum mit Schamonia gemischet in einem Schweissbade und das niesen mit warmem wîn vnd das hopt decken vnd die ogen zu tun; das tranck sol sîn, das er niemen sol, das sint veld kienel.

3. In dem merczen, so sol man essen velt kienel vnd costen und sol schweiss baden vnd sol essen rettig mit honig gemischet; das trank sol sîn ephe vnd velt kienel vnd den vinger in mund stossen vnd daz er vnwille und sich erbrech und sol täglich trinken ab ruten und Lübstechen und sol nit blut lausen.

4. In dem Aberellen, so ist gut zu lausen; er sol Kacharicum niemen und sol das warme essen; das tranck das er niemen sol, das sind velt wrczen und sol es nit essen und niwes fleisch das sol er ouch nit essen; vnd das tranck das ist Bethonica vnd bibenelle vnd Lylien.

5. In dem meigen so solt du keines viches höpt nit essen noch füsse, wann an dem towen ist es alles eiter und solt nit warmen wîn trinken vnd sol ouch lausen onder auder, die da heisset Epatica vnd sol trinken ab velt kienel vnd wermut und Epichsamen.

6. In dem Brâchet sol man trinken ainen guten trunk wazzers nüchterlingen vnd gesotten milch vnd trinken ab salbinen blumen und saumen.

7. In dem Höwe manet, so sol man nit blut lausen vnd ensol nit frowen haben und sol man trinken ab vigensaft und Ephich samen.

8. In dem ogsten so sol man nit kole essen noch lôch, noch pappelen und ab poleygen trinken.

9. In dem ersten herpst manot, so sol man geschniten brot in mich essen; wann in dem manot ist gut alles das man essen und trinken sol. das trank sol sîn reckolter.

10. In dem ander herpst manot sol man wînber essen, most trinken; das trank ist negelein und pfeffer.

11. In dem dritten herpst manot, sol man nit schweissbaden noch frowen hân, und höpter und füsse nit essen: das trank ist Cinnamonium.

12. In dem December sol man lausen zu der auder, die zu dem hopt gât und zu allen andren; une wa man sîn bedarf und sol man das tun in einer warmen stuben: er sol och nit schrepffen noch vintttussen, noch kein kole essen: das trank ist spicum.

Ein Menu mit Shakspeare'schen Citaten.

Das „Athenäum“ erhält von einem seiner Correspondenten einen Bericht über ein Festessen, welches die Shakspeare-Gesellschaft in Philadelphia bei ihrer siebzehnten Jahresversammlung veranstaltet hat. Der Speisezettel ist mit Citaten aus Shakspeare gespickt, und zwar sind alle demselben Stück, dem „König Lear,“ entnommen. Das „Athenäum“ gibt die folgenden Proben: Austern in der Schale. Lear: Dir wäre besser in deinem Grabe, als so mit unbedecktem Leibe dieser Gefahr begegnen. Kent: Oeffne die Börse, nimm, was sie enthält. Narr: Kannst du mir sagen, wie die Auster ihre Schale macht? Lear: Schämst du dich nicht, auf diesen Bart zu sehen? — Soupe à la Reine. Edelmann: Wie heiss sie ist! Sie dampft. — Pâte à la Financière. Kent: Ich bin Grösseres als mein äusserer Schein. — Fricassée von Kapaunen. Kent: Zerhackt zu Carbonade ihre Beine. — Wein: Schloss Johannisberger 1859er, Steinberger Cabinet 1857er. Edmund: Den beiden Schwestern schwur ich meine Liebe. Welche soll ich nehmen? Beide? — Junge Hühner. Edgar: Mich dünkt, er scheint nicht grösser als sein Kopf. — Burgunder, Chambertin 1861. Edmund: Sein Alter wirkt, sein Rang noch mehr, wie Zauber, ihm alle uns're Herzen zu gewinnen. — Kartoffeln. Edgar: Der Erde arme Creatur. — Schnepfen. Lear: Bringt her die braunen Kerle. Kent: Du Bachstelze. — Marzipan. Lear: Die kleine schimmernde Substanz. — Salat. Cornwall: Ich will es glatt und ölig haben. — Omelette soufflée. Narr: Gib mir ein Ei, Gevatter. — Gallerte. Lear: Seht nur das Ding da zittern. — Punsch. Gloster: Mag eines Freundes Hand ihm volle Stärke jetzt verleih'n! — Limburger Käse. Narr: Gewiss, unter Zwanzigen ist nicht Eine Nase, die den nicht röche, der stinkt. — Kaffee. Lear: Das Schlechteste ist's nicht, wenn auch das Letzte. — Cigarren. Narr: Ein kleiner Funke und der ganze übrige Körper ist kalt. Seht, hier kommt ein wandelndes Feuer.

Ueber die Richenthal'sche Chronik.

Brief von Dr. Marmor an Dr. Birlinger.

Constanz, am 2. April 1861.

Geehrter Herr!

Gestern erhielt ich ihr Werthes vom 1. d. M., und will dasselbe sogleich beantworten. In Bezug auf das Richentalsche Mnsk. des Conzils kann ich Ihnen noch einige Erläuterungen geben. Auf Seite 4 meines Conzilswerkchens heisst es, dass der Wiener Codex von Gebhard Dacher herrühre. Einen Gebhard Tacher fand ich in einer Urkunde vom Jahre 1468 als Hausherr im Constanzer Kaufhause aufgeführt. Wahrscheinlich ist es der Verfasser dieses Codexes. Wie Eiselein behaupten kann, dass dieser Dacher kein Zeitgenosse des Konzils gewesen sein könne, ist mir unklar; waren ja doch im Jahre 1764, als Dacher über den gefrornen Bodensee gegangen sein soll, erst 46 Jahre nach Schluss des Konzils vergangen, und höchst wahrscheinlich, ja wohl ganz gewiss, war es Eiselein ganz unbekannt, wie alt Dacher in besagtem Jahre gewesen ist. Aber Eiselein, den ich genau kannte, war ein Mann, welcher im Wahne stand, als ehemaliger Gymnasialprofesser zu Donaueschingen und späterer Universitäts-Bibliothekar zu Heidelberg (zu welcher Stelle er aber, wie mir Herr Archivdir. Mone sagte, nicht hinreichende Kenntniss besass) Alles unterm Himmel und auf der Erde wissen zu müssen. Zu einer Widerlegung liess er sich selten herbei, und fertigte Widersprüche gegen sein Dogma meistens mit den Worten ab: „Das muss ich besser wissen.“ —

Allerdings scheinen beide Richental'sche Ausgaben von Augsburg (1483 und 1536) dem Dacherschen Codex zu Grunde gelegen zu haben; denn in beiden ist sein Wappen und der seiner Frau, Ursula Aechtpipin. Ob aber der Richental'sche oder der Dacher'sche Codex die Originalarbeit oder Copie sei, ist schwer zu bestimmen, wenn man nicht beide Originalmanuscripte vergleichen kann. Der hiesige Richental'sche Codex enthält darüber, sowie über das Entstehen nicht mehr, als wie auf S. 7 meines Werkchens Linie 7—5 von unten zu lesen. Wahrscheinlich giebt der Aulendorfer Codex etwas mehr Details. Der Dacher'sche soll, nach Eiselein, in Wien sich befinden. — Die älteste Ausgabe von 1483 hat 247 Blätter; das in meinen Händen befindliche Exemplar fängt aber erst mit dem 10. Blatte an und ist sonst sehr unvollständig. Die Holzschnitte sind roh, während die der 1536er Ausgabe allzu manieriert und untreu sind, weil der Zeichner die Personen in das Costüm des 16. Jahrhunderts kleidete.

Auf S. 6 Linie 14 von oben lässt Eiselein den muthmasslichen Vater Ulrichs von Richental Heinrich heissen; dies ist aber unrichtig. Im Bürgerbuch vom J. 1378, im Gemächtbuch von 1360 etc. kommt ein Stadtschreiber (Protonotarius) Johannes de Richental vor.

Nach einer frühern schriftlichen Mittheilung des Herrn Hofraths Issel zu Heidelberg, hätte derselbe in einer Urkunde vom Jahre 1287 Bischofs Rudolfs von Konstanz, einen Ulrich von Richental, Canonikus zu St. Stephan, unter den Zeugen gefunden. Issel macht noch die weitere Bemerkung, dass man von dem Wörtchen von vor dem Namen Richental, noch keinen sicheren Schluss machen könne, dass diese Familie zu dem Adel gehört habe. Patrizier waren sie jedenfalls hier keine. Nach Issel befindet sich im Verzeichniss der Rathsglieder vom Jahre 1363 (dies Rathsbuch ist noch in Karlsruhe, ich habe es noch nie gesehen) ein Johann, genannt Richental, Notarius aufgeführt.

Ueber die Geschichte des Prof. Eiselein'schen Textes zu Richental kurz Folgendes: Der ehemal. Hofger. Advokat Ignatz Vanotti liess im Anfange der 1840er Jahre den hiesigen Richent. Codex in St. Gallen abschreiben, in der Absicht, ihn im Drucke herauszugeben. Zur Vervollständigung desselben sollte Eiselein noch eine Abschrift des Aulendorfischen Codexes machen. Es geschah dies und Eiselein machte eine sehr weitläufige Arbeit unterm Vorgeben, die Codexe in Canon zu setzen (in Wahrheit aber, um viel Geld zu seinem Saufen zu bekommen). Nun handelte es sich um Herausgabe dieser Arbeit mit Bildern im Farbdruck. Ein gewisser Bierbrauer August Schmid von hier und meine Person wurden in Folge einer unglücklich übernommenen Bürgschaft für den phantastischen Adv. Vanotti Eigenthümer dessen Buchhandlung und Buchdruckerei Belle-Vue bei Kreuzlingen. Wir gaben einen Prospectus, von Eiselein geschrieben, heraus, in welchem wir das Exemplar auf 50 fl. festsetzten, erscheinend in 5 Lieferungen. Dies geschah im Jahre 1847. Das Unternehmen wurde aber durch die Revolution vom Jahre 1848 und 1849 unterbrochen und aufgehoben, nachdem mein sauberer Mittheilnehmer Schmid sich flüchten musste, wobei er, wie man sagt, nicht vergessen haben soll, von dem in seinem Hause aufbewahrten Staatsgelde eine schöne Summe mitzunehmen. Prof. Eiselein machte noch eine Forderung an Schmid, in dessen Auftrage er seine Arbeit gemacht haben will, geltend und versuchte, das Manuscript zu verkaufen. Dies geschah nicht. Dasselbe ward dem Buchhändler Meck dahier zur Verwahrung übergeben. Von ihm entlehnte es der listige und versoffene Eiselein wieder unter irgend einem plausibeln Vorgeben und nahm es, als er wegen Schuldenmachens von hier ausgewiesen wurde, nach Donaueschingen mit. Dort verkaufte er es an die Hofbibliothek um 30—40 Fl. Später starb er im Landesspital zu Geisingen, der Mann, welcher Alles wusste, nur nicht mit dem Gelde umzugehen, für welches er keinen besseren Verwahrungsort

kannte als die Wirthshäuser. Nun ist die mehrjährige Arbeit in Donaueschingen. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde.

Mit freundlichen Grüssen Ihr ergebener

Marmor.

Die neueste Dante-Literatur in Italien.

Ueber obigen Gegenstand enthält die Augsburger Allgemeine Zeitung einen Bericht von Herrn J. A. Scartazzini, welcher für die Leser des Archivs von Interesse sein dürfte.

Es darf wohl als ein günstiges Zeichen betrachtet werden, dass der in jüngster Zeit neuerwachte Eifer der Italiener für das Dante-Studium eher in stetem Zunehmen als im Abnehmen begriffen ist. Nach Analogie der früheren Zeiten berechtigt dieser Umstand zu der Hoffnung: es habe für die Italienische Nationalliteratur eine neue Epoche begonnen, und sie werde einen neuen Aufschwung nehmen. Denn ihre Geschichte weist die unbestreitbare Thatsache auf, dass sie jedesmal zu einer bedeutenden Höhe sich erhob, wenn die Dante-Studien blühten, dass sie dagegen in Verfall gerieth, wenn dieselben vernachlässigt wurden. Dass aber diese Studien in Italien gegenwärtig wieder in Blüthe stehen, dies beweisen die zahlreichen zum Theil sehr umfangreichen Publicationen über den Vater der italienischen Literatur, welche in seinem Heimathlande jedes Jahr an die Oeffentlichkeit gelangen. Einen flüchtigen Ueberblick der italienischen Dante-Literatur im verflossenen Jahr wollen wir in folgenden Zeilen zu geben versuchen.

Trotz der über dreihundertundfünfzig Ausgaben der Divina Commedia, welche bereits existiren, vermehrt sich ihre Zahl noch mit jedem Jahr, sei es durch neue Auflagen bereits vorhandener, sei es durch ganz neue Ausgaben. Beinahe alle neuerscheinenden Ausgaben werden mit mehr oder weniger ausführlichen Noten versehen, bald mit selbständigen, bald mit solchen, welche den älteren Commentatoren entnommen sind. Die merkwürdigste neueste Publication in dieser Beziehung ist wohl der umfassende Commentar zur Divina Commedia vom Arciprete Luigi Bennassuti in drei starken Lexicon-Octavbänden, deren letzter gegen die Mitte des vorigen Jahrs veröffentlicht wurde. Was der Verfasser damit will, lässt sich mit einem Wort sagen: er will den Sänger der Göttlichen Komödie dem Ultramontanismus vindiciren. Diese Absicht ist bereits im Titel des Werks ausgesprochen, der da lautet: La Divina Commedia di Dante Alighieri, col commento cattolico di L. Bennassuti (Verona, Civelli). Eine gewisse Partei, welcher sich selbstverständlich der Verfasser selbst anschliesst, macht viel Rühmens mit diesem Werke. Es sei werth, so heisst es unter anderem in einer Recension, in alle Sprachen übersetzt und in jeder Schule eingeführt zu werden. Trotz dieser Reclame muss ich mich dahin aussprechen, dass der innere Werth der Arbeit weder zu ihrem Umfang, noch viel weniger zur Ruhmrednerei des Verfassers und seiner Partei, in irgend welchem Verhältniss steht, dass sie vielmehr als eine durchaus werthlose, ja verderbliche Arbeit bezeichnet werden muss — als ein neues Beispiel, was der Jesuitismus zu leisten vermag. Für den Text der „heiligen Dichtung" ist rein nichts geschehen, der Commentar ist nach Styl und Inhalt scurril, leichtfertig, gedankenlos und höchst oberflächlich. Das einzige, was denselben auszeichnet, ist seine Tendenz. Dieser zulieb wird aller Geschichte Hohn gesprochen, werden die deutlichsten Aussprüche des Dichters auf die gewissenloseste Weise verdreht, und zum Ueberfluss der Dichter selbst zu wiederholten Malen ein — Lügner und Verleumder genannt!

Glücklicherweise haben wir keines weiteren Machwerks dieser Art Erwähnung zu thun. Alle übrigen Veröffentlichungen, deren wir noch zu ge-

denken haben, bieten, so manches einige darunter auch zu wünschen lassen, doch im Ganzen einen erfreulicheren Anblick. Zunächst mögen zwei Ausgaben genannt werden, welche den Dantophilen recht angelegentlich empfohlen zu werden verdienen. Es sind dies der von Fanfani in Florenz edirte, bei Romagnoli in Bologna erscheinende Commentar zur Göttlichen Komödie von einem florentinischen Ungenannten, aus dem 14. Jahrhundert, und die bei Sonzogno in Mailand erscheinende, von Eugenio Camerini besorgte Ausgabe der Divina Commedia mit den bekannten Doré'schen Illustrationen. Von ersterem Werk erschien der erste, das Inferno umfassende, Band bereits vor drei Jahren, und darüber ist schon im ersten Bande des Jahrbuchs der deutschen Dantegesellschaft (S. 277 ff.) von Karl Witte berichtet worden. Die Fortsetzung liess aber so lange auf sich warten, dass man beinahe besorgen musste, das Unternehmen möchte ins Stocken gerathen. Endlich vor drei Monaten erschien nun auch der zweite, 34 Bogen starke, das Purgatorio umfassende Band, während der das Ganze abschliessende dritte nach Privatmittheilungen des Herausgebers bereits unter der Presse sich befindet, und in der ersten Hälfte dieses Jahrs erscheinen dürfte. Was die innere Bedeutung dieses alten Commentars angeht, muss ich auf die vorhin erwähnte Abhandlung von Witte hinweisen. Merkwürdigerweise zeigt sich in diesem zweiten Band — was bei dem ersten nicht der Fall war — ein bestimmtes Verhältniss zu dem bekannten, auch in diesen Blättern früher besprochenen, Commentar des Jacopo della Lana — ein Verhältniss demjenigen ähnlich welches zwischen dem von Lana und dem von Torri edirten sogen. Ottimo stattfindet. Und was noch auffallender sein dürfte, soll der noch rückständige dritte Band, d. h. der Commentar zum Paradiso, ein und dasselbe bei beiden Commentatoren sein; wenigstens wurde mir dies von kundiger Seite berichtet. Es wird sich nun fragen; wer der ältere, d. h. der originale Ausleger sei? Nach einigen kurzen Anmerkungen des Herausgebers Fanfani zu schliessen, scheint es fast, als sei er geneigt, dem von ihm edirten Anonimo den Rang der Priorität zu vindiciren. In diesem Fall dürfte er sich auf sehr lebhaften Widerspruch, zumal von Seiten des Herausgebers des Laneo, Luciano Scarabelli in Bologna, gefasst machen. Wir wollen das Erscheinen des dritten Bandes abwarten, worin sich der gelehrte und besonnene Herausgeber des näheren aussprechen wird.

Die von Camerini besorgte vorhin erwähnte Ausgabe der Divina Commedia bietet keinen eigenen Commentar, sondern eine Compilation aus verschiedenen Auslegungwerken. Dieselbe muss aber eine sehr geschickte und verständige genannt werden. Der Bearbeiter besitzt eine offenbar feine Unterscheidungsgabe: er wählt durchgängig das Beste aus, und findet sofort den treffenden concisen Ausdruck, um es mitzutheilen. Dabei verdient mit Anerkennung hervorgehoben zu werden, dass er nicht allein die Arbeiten seiner Landsleute, sondern ebenso fleissig diejenigen der hervorragendsten deutschen Danteforscher benützt. Diese Arbeit darf für eine der besten erklärt werden, welche dem Anfänger auf diesem Gebiet in die Hände gegeben werden kann. Dazu bilden die Doré'schen Illustrationen einen schönen Schmuck des Werks, und der Preis desselben ist so billig gestellt, dass auch in dieser Beziehung nichts zu wünschen bleibt. Der bis jetzt vollendet vorliegende erste Band, Text und Commentar zum Inferno umfassend, prachtvoll ausgestattet, in gross-Folio, und die 75 Illustrationen Doré's enthaltend, kostet nur 12 Lire oder 3 Thlr. 6 Sgr.

Eine ähnliche Arbeit, doch bei weitem nicht so bedeutend und nicht so geschmackvoll ausgestattet, ist die Divina Commedia con note dei più celebri commentatori des Priesters Giovanni Francesia, welche zu Turin in drei Bänden erschien. Es handelt sich hiebei ganz einfach um eine Ausgabe cum notis variorum, und zwar in der schlechten Bedeutung dieses Ausdrucks. Uebrigens scheint die Arbeit für Schüler und für die ersten Anfänger bestimmt zu sein, welchen sie aber freilich kein sicherer Führer ist,

Nicht so umfangreich, aber jedenfalls von höherem Werth, ist die Ausgabe der Divina Commedia, welche Gregoretti zu Venedig besorgt hat. Es ist dieselbe eine nur in 200 Exemplaren gedruckte zweite Auflage der von Gregoretti bereits im Jahr 1856 besorgten Ausgabe des Gedichts. Jene erste Ausgabe ist mir aber nicht bekannt geworden, und so vermag ich auch nicht zu sagen, wiefern sich diese zweite von der ersten unterscheidet. Die neue Ausgabe ist sehr bequem eingerichtet, der Commentar theilt bei aller Kürze und äussersten Gedrängtheit doch das wesentlichste und nothwendigste in fasslicher Weise mit. Zu bedauern ist nur, dass sich der Herausgeber in den Kopf gesetzt hat: er sei berufen, gegen seinen alten Freund und Mitarbeiter auf diesem Gebiete, den verdienstvollen Forscher Witte, Opposition zu machen. Die Opposition ist nun freilich durchgängig misslungen. Der Wegfall dieser polemischen Beigabe würde den Werth seiner Ausgabe nur erhöhen.

Ein eigenthümlicher Versuch, die Divina Commedia populär zu machen, ist die Uebersetzung derselben in den neapolitanischen Dialekt, welche der Cavalier Domenico Jaccarino bearbeitet hat, und wovon bis jetzt meines Wissens zwei Lieferungen zu Neapel erschienen sind. Bei meiner mangelhaften Kenntniss des neapolitanischen Dialekts wage ich nicht, ein Urtheil zu fällen. Verschweigen will ich indessen nicht, dass das Unternehmen auf mich den Eindruck machte, als handle es sich hier um eine Entweihung des erhabenen Gedichts. Dante's erhabene Terzinen sehen mir im Gewand eines Volksdialekts wie eine lächerliche Caricatur aus. Gibt es nicht bessere Mittel als solche, um Italiens grössten Dichter wahrhaft populär zu machen?

Als diametralen Gegensatz zur eben genannten dürfen wir die hebräische Uebersetzung der Divina Commedia betrachten, wovon der erste das Inferno umfassende Band bei Dase in Triest erschienen ist. Der Uebersetzer, Dr. Formiggini, ein Israelit, stellt Dante den Propheten des alten Bundes zur Seite, und will dessen Gedicht durch diese Uebersetzung unter seinen Volksgenossen in Polen und Russland neue Freunde und Bewunderer erwecken. Wie schwierig das Unternehmen war, dies bedarf wohl nicht erst erwähnt zu werden. Auch erlaube ich mir nicht, ein Urtheil darüber auszusprechen, wiefern diese Uebersetzung eine gelungene zu nennen sei.

Nebst dem bisher Erwähnten liegt eine ziemliche Anzahl kleinerer Schriften und Aufsätze über Dante und sein Gedicht vor, welche entweder Umstände aus seinem Leben, oder aber einige der bei seinem Werke sich aufdringenden Fragen neu zu beleuchten versuchen. Es würde zu weit führen alle diese Arbeiten näher zu charakterisiren. Eine einfache Erwähnung mag genügen. Der Nestor unter den jetzt lebenden italienischen Dantisten, der Cavaliere Filippo Scolari, veröffentlichte einen Commentar zu Hölle II, 22—24 und zum Purgatorium VI, 118—128; der ihm ebenbürtige tiefe Dantekenner Giambattista Giuliani seine Erklärung des XI., XII. und XIII. Gesanges der Hölle, nach seiner bekannten Methode: Dante spiegato con Dante. Maschio gab „Neue Gedanken über Dante's Hölle" heraus, in welchen er uns beweisen will, dass diejenigen, welche die Schwelle des grauenvollen Thors überschritten haben, über welchem die dunkeln Worte stehen: „Lasst alle Hoffnung fahren die ihr eingeht," doch noch auf eine endliche Erlösung hoffen dürfen. Ein Anonymus liess bei Ficcadori in Parma einen „Führer in das Studium des Dante für die italienische Jugend" in zweiter Ausgabe erscheinen. Der gelehrte Bibliothekar Francesco Palermo schrieb über den hl. Thomas von Aquino, Aristoteles und Dante eine Abhandlung, worin er den Dichter der Div. Com. in seiner Bedeutung für die italienische Philosophie ins Auge fasst. Quintino berichtete über die bereits im Jahr 1848 in Leipzig erschienene lateinische Uebersetzung der Div. Com., und Pietro Mugna über die Dantestudien in Deutschland. Della Valle untersuchte nochmals in einem beachtenswerthen Werklein Sinn und Bedeutung der geographischen, besonders aber der astro-

nomischen Stellen der Göttlichen Komödie — eine Untersuchung, welche über einige Stellen ein neues Licht verbreitet. Die früheren Untersuchungen über die Wohnung Dante's zu Florenz sind durch einen neuen Bericht vervollständigt worden, welcher bei den Nachfolgern Le-Monnier's erschienen ist. De Sanctis stellte im ersten und im letzten Hefte der Nuova Antologia geistvolle Betrachtungen über die bekannten Episoden der Francesca da Rimini und des Ugolino an. In der nämlichen Zeitschrift befindet sich im Maiheft eine schöne Abhandlung von Pomponio Leto über Dante's Farinata degli Uberti, und im Juliheft eine Arbeit des als Biograph Savonarola's auch in Deutschland bekannten Pasquale Villari über die florentinische Republik zu Dante's Zeit. Luigi Mercantini handelt im ersten Hefte der Rivista Sicula über die Form des Dante'schen Purgatoriums und über Cato, den Wächter des Reinigungsberges. Gaetano Milanesi veröffentlichte im zweiten Hefte des Archivo Storico ein bis dahin unbekannt gebliebenes Dante betreffendes Document. Einen sehr nennenswerthen Beitrag zur Erforschung der noch vielfach dunkeln Geschichte des Lebens Dante's in den Jahren des Exils hat Giovanni Sforza in einem eigenen Schriftchen „Dante e i Pisani“ geliefert.

Den Arbeiten zur Textkritik des Div. Com. scheinen sich die Italiener mit neuem Eifer zuwenden zu wollen. Von bereits erschienenen Arbeiten auf diesem Gebiete weiss ich zwar, ausser dem schon Erwähnten, nur noch die kleine wunderliche Broschüre des Francesco Spada über eine Stelle im sechsten Gesange des Purgatoriums anzuführen. Dagegen wird die nächste Zeit sehr bedeutende Arbeiten von dem auf diesem Gebiete bereits bekannten Professor Luciano Scarabelli zu Bologna bringen. Derselbe besorgt zunächst einen wörtlich genauen Abdruck einer fragmentarischen Handschrift der Div. Com., welche sich auf der Universitätsbibliothek von Bologna befindet. Ueber Alter und Werth dieser Handschrift kann ich nicht urtheilen, da auch De Batines nichts darüber mittheilt. Es liegen mir indess einige Aushängebogen des Drucks vor, und es scheint mir, dass es sich um eine ziemlich alte Handschrift handle. Hierüber soll die noch nicht gedruckte Einleitung näheren Bericht erstatten. Den Kundigen ist ausserdem zum voraus bekannt, dass Hr. Scarabelli der von ihm edirten Handschrift ein sehr hohes Alter vindiciren wird. Die Publication ist indess — wie alle ähnlichen — nur für die eigentlichen Forscher auf diesem Gebiete bestimmt.

Weit bedeutender verspricht eine andere Arbeit Scarabelli's zu werden, von welcher der erste Band in den nächsten Wochen veröffentlicht werden dürfte. Es handelt sich nämlich um den Druck von nicht weniger als zwanzig Handschriften der Div. Com. Nicht zwar so, als würden diese zwanzig Handschriften alle wörtlich abgedruckt: dies ist vielmehr nur bei einer, der des Papstes Lambertini, der Fall. Von den übrigen neunzehn hingegen verspricht der Herausgeber alle, auch die unbedeutendsten Varianten, mitzutheilen, so dass seine Ausgabe im Grund allerdings als ein wörtlicher Abdruck der zwanzig Handschriften zu betrachten wäre. Ausserdem werden auch die Lesarten anderer Handschriften sowie der vorzüglichsten Ausgaben mitgetheilt, so dass Scarabelli's Werk einen kritischen Apparat darbieten wird, wie er in solchem Umfang und Reichthum bis dahin noch nie zusammengestllt worden ist. In den zahlreichen Anmerkungen untersucht der Herausgeber die Gründe, welche für und wider eine Lesart sprechen, und bemüht sich namentlich, die Entstehung falscher Lesarten zu erklären. Das Werk wird in drei Bänden erscheinen; jeder Gesang soll einen Druckbogen füllen. Verlegt wird es in 600 Exemplaren vom Buchhändler Romagnoli in Bologna; daneben lässt aber der Herausgeber 65 besondere Exemplare in 4. auf eigene Kosten drucken, wovon einige wenige zwar nicht in den Buchhandel kommen, aber von ihm selbst verkauft werden sollen. Den Werth dieser Quartausgabe wird das erhöhen, was Hr. Scarabelli derselben beifügen wird, nämlich: 1) eine ausführliche kritische Einleitung über die Handschriften

und Lesarten; 2) eine Beschreibung der zwanzig fraglichen Handschriften; 3) über die Orthographie derselben, und 4) Facsimiles von den besten unter ihnen. Die Quartausgabe ist dem König von Italien gewidmet; ob dies auch bei der gewöhnlichen Octavausgabe der Fall, ist mir noch unbekannt. Ebenso vermag ich noch nicht über den Werth der Leistung ein Urtheil zu fällen, da mir davon bis jetzt nur ein einziger Bogen vorliegt. (Der bekannte englische Dante-Kenner, H. C. Barlow, der letzthin bei seiner Anwesenheit in Bologna die Arbeit näher eingesehen, hat darüber im „Athenäum" vom 18. December v. J. berichtet. Leider ist mir aber der bezügliche Artikel nicht zu Gesicht gekommen.) Unangenehm berührt hat es mich, dass Hr. Scarabelli die von ihm schon früher, in seiner sonst verdienstlichen Ausgabe des Laneo begonnene Polemik gegen unseren Witte auch in dieser neuen Arbeit fortzusetzen scheint, und zwar, wie ich aus der Anmerkung zu Inf. X, 104 ersehe, auf eine Weise, die ich nun einmal nicht billigen kann. Hievon abgesehen, verspricht die Arbeit bedeutendes zu leisten, und dürfte ohne Zweifel die hervorragendste Erscheinung auf dem Gebiete der Dante-Literatur werden, welche die nächste Zeit bringen wird. Ich bemerke nur noch, dass wer ein Exemplar der Quartausgabe wünschen sollte, sich rechtzeitig an den Herausgeber zu wenden hat.

Zur Literaturgeschichte der Schweiz.

Die Schaffhauser Tobias Stimmer (1539—1582) und Josias Stimmer (geb. 1555) waren weitbekannte Kunstmaler. Vom ersten besitzen wir eine selbst „gestellte" mit Federzeichnungen geschmückte „Comedia", betitelt „ein nüw Schimpfspiel von zweien jungen Eeleuten u. s. w. 1580.

Johann Conrad Ziegler (1692—1731), Candidat der Theologie; anno 1717 wegen Separatismus von Schaffhausen entfernt. Er verfasste mehrere Kirchenlieder, im Schaffhauser Gesangbuch abgedruckt.

Conrad Peyer (1707—1768), Rathsmitglied, Landgutsbesitzer zu Wiesholz bei Ramsen, wo er seine „deutschen Gedichte" verfasste, die anno 1748 im Druck erschienen und ihm mannigfaches Lob und Anerkennung einbrachten.

H. M. Harder, die Gesellschaft zun Kaufleuten. S. 71. ff. Schaffhausen 1867. Nicht im Handel.

(Aufwachen in der Schweiz.) Die ersten Regungen eines neuen Geisteslebens in der deutschen Schweiz ragen weit in das 18. Jhd. hinauf. Schon in den zwanziger Jahren wurden durch Bodmer angeregt gelehrte Gesellschaften in Zürich und Bern gestiftet, deren Mitglieder Reisen zu einander machten, wobei sie jedesmal mit dem Ceremoniell einer politischen Gesandtschaft und mit lächerlichen Feierlichkeiten empfangen wurden. Doch drang es noch nicht durch. Besser gelang das Kundgeben eines neuen Geistes durch die 1732 erschienenen Gedichte Hallers über die Alpen und die Verderbnis der Sitten. Stellt die erste Natur der Alpen den herabgekommenen unmoralischen Aristokratenkreisen entgegen.

(Von Bonstetten.) Ein wahrer klassischer Schilderer der Natur ist Karl Victor v. Bonstetten; sein Leben von Karl Morell 1861. Winterthur.

(Von Gessner.) Ohne alle Tendenz, aber von der gleichen Sehnsucht nach der Natur und einem natürlichen Leben beseelt (v. Haller) und deshalb bei aller durch falsche Sentimentalität getrübter Naturanschauung von hohem culturhistorischen Interesse waren die in alle Sprachen Europas übersetzten Idyllen Gessner's, deren ungeheure Verbreitung so recht schlagend den Beweis leistet, wie allgemein dieser Drang, aus den gekünstelten Zuständen herauszutreten und der Natur sich wieder zu nähern, die europäische

Gesellschaft beherrschte. Gessner ist ein viel bedeutenderer Landschaftszeichner als Dichter gewesen und doch sind und bleiben es seine Idyllen, die ihm eine unvergängliche Stelle in der Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts anweisen. Karl Morell. Bonstetten 1861. S. 452.

(C. v. Wolff.) W. war durchaus kein selbstständiger Denker. Leibnitzens geistreiche Ideen popularisirt und somit verwässert dem geistvollen Idealismus Leibnitzens. Die wesentliche Geistigkeit undabsolute Harmonie des Weltalls, dessen sämmtliche Bestandtheile Leibnitz durch das unzerreisbare Band einer alles beherrschenden Nothwendigkeit in innere Verbindung brachte, sank zu einer ordinairen Zweckmässigkeitstheorie herab, welche z. B. das Fett der Thiere dazu erschaffen werden liess, damit der Mensch Kerzen daraus verfertigen konnte. (Bonstetten.)

A. Birlinger.

Der historische Uebergang des alemannischen in den schwäbischen Dialekt.*

Unter dem alemannischen Dialekt wird hier jene Mundart verstanden, welche mit vielfachen Variationen gegenwärtig in den deutschen Staaten noch auf dem badischen und würtembergischen Schwarzwald und in derjenigen Gegend gesprochen wird, welche vom Bodensee längst dem Rhein bis in den Breisgau und in die Ortenau hinein wie ein Gürtel sich zieht. Auch an den Quellen der Donau, in der Baar, tönt noch die alemannische Mundart, verliert sich aber wenige Meilen östlich bei dem Eintritt der Donau in die Grafschaft Sigmaringen. Hier beginnt der schwäbische Dialekt und wird gleichsam unter dem Einfluss der Rauhen Alp, welche sich auf der linken Seite der Donau erhebt, immer rauher. Wo der Lech in die Donau mündet, hört der schwäbische Dialekt auf.

Die Eigenthümlichkeit eines Dialekts liegt nicht blos in einer besonderen Art, die Worte oder bestimmte Wortsylben, namentlich die Endsylben zu formen: die Eigenthümlichkeit des Dialekts zeigt sich fast noch mehr in der Betonung, in Grundton und Melodie der Sprache. Hier liegt der durchgreifendste Unterschied zwischen der norddeutschen und süddeutschen Sprechweise. Dem Süddeutschen erscheint die Sprache des Norddeutschen monoton, daher überhaupt tonlos und kalt. Die Modulationen der süddeutschen und insbesondere der schwäbischen Sprechweise sind es, welche den Eindruck der Gemüthlichkeit des Sprechenden hervorbringen, während doch hinter dieser Sprechweise so gut, wie unter irgend einer andern, ein ausgeprägter Egoismus sich rühren kann. Die biegsame Modulation, welche in kleinen örtlichen Kreisen einen konstanten Typus annimmt, bildet das Merkmal aller süddeutschen Dialekte und vielleicht aller Sprachen, je näher sie dem Aequator rücken.

Im Munde des Italieners klingt eine unbedeutende Phrase oft wie ein ausgeführter Gesang. Man achte auf den Unterschied der Worte: „si, si, signor," im Munde eines geborenen Italieners und im Munde eines Nordeuropäers.

Viele Slavenstämme, namentlich aber die Slovaken, haben bei einem nicht selten martialen Aussehen in der Regel eine ganz auffallend weiche Stimmung der Sprachorgane für die Bildung der Consonanten, wie für die Vocale.

In Deutschland, und ähnliche Erscheinungen werden sich anderwärts

---

* Vorstehende Skizze des Archivar Eugen Schnell ist dem Königl. Preuss. Staats-Anzeiger entlehnt.

finden, sticht nicht selten der Dialekt der Städte gegen die Mundart der Umgebung auffallend ab. Dies ist auch dann der Fall, wenn Stadt und ländliche Umgebung nachweislich ganz dieselbe Bevölkerungsgrundlage haben. In solchen Fällen beruht die Abweichung des städtischen Dialekts auf künstlicher Gewöhnung. So fällt Jedem, der nach Augsburg kommt, der Ton der dortigen Sprachweise auf, welche keinen andern Grund hat, als eine Art zu sprechen, zu welcher die Bevölkerung in früherer Zeit durch das Gefühl ihrer Bedeutung, durch Reichthum und durch eine in Folge der überseeischen Handelsverbindungen verfeinerten Lebensart verführt wurde.

Im Umgang mit schwer hörenden Personen gewöhnt sich bekanntlich die ganze Umgebung ein lautes Sprechen an. In ganz kleinen Kreisen können solche Gewohnheiten erblich werden und sich lange erhalten. So wird in Krauchenwies bei Sigmaringen allgemein nicht nur laut gesprochen, sondern förmlich geschrien.

In den meisten Orten des schwäbischen Allgäu, zu welchem auch die preussische Herrschaft Achberg gehört, wird auf einzelne Sylben ein so gedehnter Accent gelegt, dass die Sprechenden einen förmlichen Ansatz dazu nehmen. So klingt der Ortsname Siberatsweiler in der dortigen Aussprache Siberatsch—wü-ü—lar, wobei die beiden ü—ü viel gedehnter gesprochen werden, als alle anderen Sylben zusammen. Solche eigenthümliche Betonungen wechseln im Gebiet des schwäbischen Dialekts beinah von Ort zu Ort.

Der alemannische Dialekt, als dessen Repräsentant das durch Hebels Dichtungen so bekannt gewordene Wiesenthal in Baden gelten mag, zeichnet sich durch einen ganz besonders hellen Sprechton aus. Das Singen der Vocale bei einem sehr scharfen Aufsatz der Consonanten tönt beinahe wie Glockengeläute. Melodischer wird diese Aussprache noch, wenn eine gebildetere Behandlung die übermässige Schärfe der Consonanten mildert. Ebenso liegt es in der Natur dieser Sprechweise, dass sie, aus weiblichem Munde wohltönend, von Männern einen weichlichen und weibischen Eindruck macht.

Es soll im Folgenden der historische Beweis geführt werden, dass bis zum 14. und 15. Jahrhundert in dem ganzen heutigen Gebiet des schwäbischen Dialekts und vorzugsweise in jenen Gegenden, in welchen heute der breite, und die schwäbische Besonderheit des Sprechens am weitesten treibende Dialekt vorherrscht, die alemannische Mundart gesprochen und geschrieben wurde. Das nachfolgende Beweismaterial ist in einem scharf abgegrenzten Bezirk, nämlich in dem Territorium der frühern Grafschaft Sigmaringen gesammelt. Beweise aus den übrigen Bruchstücken des einstmaligen schwäbischen Reichskreises können gelegentlich nachgebracht werden. Zur Beweisführung diene die Sammlung hierstehend aufgeführter Ausdrücke, welche aus schriftlichen Dokumenten der ehemaligen Grafschaft Sigmaringen, und vorzugsweise aus dem hierher bezüglichen Theile des unten genannten habsburg-österreichischen Urbarbuches von 1303 geschöpft sind. Jedem Ausdruck ist die Jahreszahl des Dokumentes beigefügt, in welchem er vorkommt. Die Ausdrücke bekunden sämmtlich die alemannische Dialektform.

1) Beiwörter, Hauptwörter und einzelne Redensarten. abi, den bah abi von 1303 — jetzt hinab, den Bach hinab (Markungsgrenze). ailif von 1311 — jetzt eilf, elf. aptye von 1381 — jetzt Abtei. bi dem bronnen von 1301 — jetzt bei dem Brunnen. close, closnerin von 1315 — jetzt Klause, Klausnerin (Beguinen und Begharden). drui, druizehen von 1301 — jetzt drei, dreizehen. elichu wirtinne von 1379 — jetzt eheliche Wirthin, Ehefrau. frow, fröwle, von 1301 — jetzt Frau, Fräulein. gi Bünigen von 1305 — gegen Bingen (Ort). gozhus von 1303 — jetzt Gotteshaus, Kloster. han empfahn von 1306 — jetzt „ich habe empfangen.“ holg, horg von 1300—1500 — jetzt heilig. kilche, kilchsaz von 1301 — jetzt Kirche, Kirchensaz oder Pfarrsaz, Patronats-

recht. liute, lüte von 1301 — jetzt Leute z. B. „ez waren dabi vil biderbe vnd erber Lüte“ häufige Zeugenformel in Urkunden des XIV. Jahrhunderts. merteler von 1381 — jetzt Märtyrer z. B. „an sant Georien des heiligen mertelers tag.“ niu, niuw, nüw von 1352 — jetzt neu. pharidin von 1312 — jetzt Pferd. raut, raute von 1411 — jetzt Rath. scriben, schriben von 1386 — jetzt Schreiben. stiuren, stüren von 1313—1357, jetzt Steuern. tusent guldin von 1382 — jetzt tausend Gulden. vff, uf dem Bol von 1352 — jetzt auf dem Bol (Markungsname). widem von 1352 — jetzt Widdum, ein Kirchengut oder Pfarrgut. wisan von 1313 — jetzt Wiesen. zi Riederen von 1303 — jetzt zu Riederen, Wiesen bei Sigmaringen und an mehreren Orten. 2) Familiennamen. clozilin von 1325 — jetzt Klözle zu Kappel. cünli (diminutivum von Cuno) von 1303 — jetzt Kienle in Laiz bei Sigmaringen. cünzli (dim. von Cuno) von 1308 — jetzt Kienzle in Pfullendorf. folkwin (Volcuinus) von 1346 z. B. „Junker Itel Folkwin zu Hedingen gesessen“ — jetzt Volkwein in Sigmaringen. hainzli (Heinricus) von 1347 — später Hainzle in Sigmaringen. von ow von 1321 — jetzt von Au, adelige Familie in Sigmaringen und in ganz Schwaben. stiudelin von 1301 — jetzt Steidel in Sigmaringen. tufelli von 1365 — jetzt Teufel in Ablach und Sigmaringen. vögelli von 1405 — jetzt Vogel an mehreren Orten. 3) Orts- und Markungsnahmen. bachobiton von 1175 — jetzt Bachhaupten, Dorf im Oberamte Sigmaringen. berren von 1514 — jetzt Borren und Burren (Burra) Wiesen bei Rulfingen. bi dem crüz von 1303 — jetzt bei dem Kreuz, Feldmarke an mehreren Orten. dütenow von 1423 — jetzt Deutenau, Wiesen in Sigmaringen. espan von 1514 — jetzt Aispen (Aispa) Wiesen in Krauchenwies und Sigmaringen. galkrüti von 1270 — jetzt Kalkreute, Dorf im Oberamte Sigmaringen, heri von 1300—1350 — jetzt Haire, Hairesgarten, Acker zwischen Hornstein und Sigmaringen. husen von 1431 — jetzt Hausen, Dorf im Oberamte Sigmaringen. keri von 1514 — jetzt Kaire, Acker in der Markung Krauchenwies. kruchenwiss von 1514 — jetzt Krauchenwies, Marktflecken im Oberamte Sigmaringen. lamphirswilare von 1273 — jetzt Levertsweiler, Dorf im Oberamte Sigmaringen. rütini von 1303 — jetzt Reuten, Reutenen, Reutacker, ausgerodete Wälder. Solche kommen beinahe in jedem einzelnen Orte vor. studeni von 1357 — jetzt Stauden, Berg zwischen Laucherthal und Scheer. wilar, wilare von 1203 — jetzt Weiler, häufiger Ortsname. zi Burron von 1303 — zu Beuron, Kloster und Kurort im romantischen Donauthale.

Es entsteht nun die Frage, wodurch der über ganz Süddeutschland verbreitete alemannische Dialekt theils der hochdeutschen Schriftsprache, theils in einem bestimmt begrenzten Bereich dem schwäbischen Dialekt Platz gemacht hat.

Die hochdeutsche Sprache ist das auf Grundlage eines Dialekts oder einer Dialektmischung erwachsene Produkt der literarischen Bildung. Die allmählige Ausbildung einer bestimmten Dialektmischung zur alleinigen Mittheilungsform der höheren geistigen Thätigkeiten in Deutschland überhaupt hat die alemannische Sprache auf die Rolle eines Dialekts herunter gedrückt. Damit ist nun aber noch nicht erklärt, wie auf dem ehemaligen Boden des alemannischen Dialekts ein neuer, mit dem alemannischen verwandter, aber zugleich eigenartiger Dialekt, der schwäbische, sich eingebürgert hat.

Um diese Erscheinung abzuleiten, sind, abgesehen von dem inneren Entwickelungs- und Fortbildungsprozess der Sprache, welcher für das Verständniss der hier vorliegenden Erscheinung nicht ausreicht, besonders zwei Ursachen der Sprachveränderung in Betracht zu ziehen. Einmal die Aufschliessung des Sprachgebietes gegen den Einfluss anderer Sprachen oder Dialekte, zweitens die Theilung eines Sprachgebietes durch Einflüsse, welche die bisherige Gemeinsamkeit der Entwickelung aufheben.

Von den Umwandlungen, welche die Aufgeschlossenheit eines Sprach-

gebiets bewirkt, liegen in der Geschichte vieler Sprachen sehr merkwürdige Beispiele vor. Wir theilen einige derselben mit.

Es scheint, als ob auf keinem Gebiet, wie auf dem der Sprache, so sehr der Einfluss hervortrete, welchen der Nachahmungstrieb einerseits und die Voraussetzung dieses Triebes, nämlich kräftige Vorbilder andererseits auf die menschliche Natur äussern. Selten kehrt ein Wanderer in die Heimath zurück, ohne die Spuren des fremden Aufenthaltes in der Sprache an sich zu tragen. Selbst eine für besonders spröde geltende Stammesnatur, wie die schwäbische, macht davon keine Ausnahme. Die hohenzollernschen Landessöhne mit ächt schwäbischem Dialekt kehren nach abgeleisteter Militairpflicht je nach den Garnisonen mit rheinländischem und selbst mit berliner Anflug der Sprache zurück. Wanderungen von Bruchstücken ganzer Bevölkerungen sind daher eine gewöhnliche Quelle sprachlicher Veränderungen. Die Einwanderer bringen Dialekt ihrer verlassenen Heimat mit, verändern ihn allerdings durch die Verschmelzung mit der in der neuen Heimat herrschenden Sprachweise, aber das Produkt ist in der Regel ein neuer Dialekt. So haben die Eroberungzüge der Römer, dann der Germanen, der Hunnen, der Kreuzfahrer, die Auswanderungen nach Amerika neue Sprachmischungen hervorgebracht. Es finden sich in fast jeder modernen europäischen Sprache Worte, denen der gemischte Ursprung nicht mehr anzumerken ist und welche doch nachweislich einen solchen haben. Einige Beispiele mögen genügen.

Augsburg ist die römische Augusta. Der Name des bayerischen Klosters Andechs ist gebildet aus dem keltischen Worte Theagas = das Haus, und dem irischen Laut *a* = Hügel, Andechs = Hügelhaus. Deutsche Ritter oder auch in späterer Zeit Landsknechte, mit Namen Konrad oder Dietrich, verwandelten sich auf italienischem Boden in Kuno und Dieto. König Enzio, vielbesungenen Namens, war ein Heinrich von Hohenstaufen, italienisch Enrico und im Volksmunde Enzio genannt. Den urdeutschen Namen Walther finden wir in Italien als Gualterio, in Frankreich als Gauthier, in Niederdeutschland als Wolter. In Nordamerika finden wir deutsch-englische, in Südamerika deutsch-spanische Sprachmischungen. Auf deutschem Boden selbst bekunden zahlreiche Orts- und Familiennamen eine germanisirende Formung ursprünglich slavischer Worte.

Es lässt sich nun aber weder sprachlich noch geschichtlich nachweisen, dass der schwäbische Dialekt durch den Einfluss eines längstens vor fünfhundert Jahren in das alemannische Sprachgebiet neu eingewanderten Elementes entstanden sei. Es muss also die Erklärung durch die andere von den oben erwähnten Ursachen versucht werden, nämlich durch Einflüsse, welche die bis dahin in ungehemmter Verkehrsverbindung und unter einer gleichartigen Entwickelung stehenden Theile des alemannischen Sprachgebietes von einander isolirten. Ein solcher Einfluss liegt geschichtlich vor in dem Zerfall des habsburgischen Hausbesitzes in Süddeutschland, welcher den Elsass, Schwaben und einen Theil der heutigen Schweiz umfasste. Von diesem Besitz wurde zuerst die Schweiz politisch getrennt, es folgte die Trennung des Elsass und endlich die Trennung der unter dem Namen Vorderösterreich in Süddeutschland liegenden habsburgischen Besitzreste und ihr Uebergang an die unter den in Süddeutschland emporgekommenen Dynastien. Ueber die Ausdehnung, welche im Anfang des 14. Jahrhunderts der Besitz der Herzoge von Oesterreich als Grafen von Habsburg in Süddeutschland hatte, giebt das in der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donau-Eschingen aufbewahrte habsburgische Urbarbuch von den Jahren 1383 bis 1313 urkundliche Auskunft. Dem damaligen Besitz ist später noch eine Reihe anderer Herrschaften, worunter der Breisgau und Voralberg, hinzugetreten.

Dieser ganze Besitz bildete ein, wenn nicht abgerundetes, doch meist zusammenhängendes Ganze, vom St. Gotthard bis an den Neckar, von den Vogesen bis zur freien Reichsstadt Augsburg. So hat das Sprachgebiet des

alemannischen Dialekts im 14. Jahrhundert in der That auch ein politisch einheitliches, wenn auch nach sehr verschiedenem Herkommen verwaltetes Gebiet ausgemacht. Auf diesem Gebiet bewegte sich der alemannische Dialekt und konnte sich unter der gleichen politischen Oberherrschaft, unter der gleichen Religion, unter dem gleichen Recht, bei ungehemmtem Handel und Wandel, soweit der innere Handel damals überhaupt ungehemmt war, einheitlich entwickeln. Zwischen Schwaben und der Schweiz, deren Gebirgsgegenden mit schwäbischem Getreide versorgt wurden, fand damals ein regelmässiger ununterbrochener Austausch statt, der erst langsam und gewaltsam durch andere Tauschwege für beide Theile ersetzt worden ist. So sind in Folge der politischen Trennung und Verkehrshemmung auf dem Boden, wo einst der alemannische Dialekt allein herrschte, zum Theil andere Mundarten entstanden. Der Rhein, welcher die Schweiz von Deutschland und den an Frankreich gekommenen Elsass ebenfalls von Deutschland trennt, trennt auch im Ganzen und Grossen den alemannischen von dem schwäbischen Dialekt, welcher letztere demnach als die selbständige Fortbildung des ersteren auf deutschem Boden zu betrachten sein dürfte. Dabei ist freilich nicht zu übersehen, dass die Wirkung einer Grenze, und zumal, wenn die Grenzlinie ein Fluss ist, sich am wenigsten im Grenzbezirk äussert. Im Grenzbezirk selbst kann der Verkehr und der gegenseitige Austausch jeder Art zu beiden Seiten der Grenzlinie nicht gehemmt werden. So läuft denn ein alemannischer Sprachgürtel der politischen Grenze entlang auf deutschem Boden hin, von welchem schon im Anfang dieses Aufsatzes die Rede war.

Erwiderung auf eine klage.

In der „Gartenlaube“, jenem vielgelesenen unterhaltungsblatte, das bisweilen so tut als ob es für wahre wissenschaftlichkeit einen offenen blick und ein richtiges verständniss hätte, gestand vor einiger zeit ein abonnent, dass er sich schon oft darüber geärgert habe deutsche bücher und schriften mit lateinischen lettern gedruckt zu sehen. Er wagt es die sitte eine gänzlich undeutsche zu nennen und fragt, ob wohl ähnliches je einer andern nation einfalle; der Deutsche halte noch viel zu wenig auf seine sprache und behandle selbst seine eigentümlichen schriftzeichen verächtlich; man finde den brauch allerdings vorzüglich bei den gelehrten, aber eben diese sollten ein vorbild sein von deutschem tun und wesen.

Es kann nicht fehlen, zumal da sich die „Gartenlaube“ ihrer ansehnlichen verbreitung vornemlich ausserhalb des kreises der sogenannten gelehrten erfreut, dass sich sehr viele leser, wenn auch vielleicht nicht mit dem ärger so doch mit der darlegung des abonnenten einverstanden erklären. Für einen andern teil aber kehrt sich die sache gerade um: es verdriesst sie, dass man noch in heutigen tagen die unvorsichtigkeit begeht ein so abgeschmacktes geständniss und besonders eine so durchaus unhistorische auseinandersetzung feilzubieten.

Zwischen der sogenannt deutschen und lateinischen schrift gibt es keinen ursprünglichen unterschied: aus den lateinischen buchstaben, welche im mittelalter für alle uns näher liegenden sprachen allein gegolten haben, giengen vor 5—600 jahren jene deutschen durch die hand der schreiber entstellt hervor, und die druckereien begannen nachzuahmen, was sie in den handschriften fanden. Keineswegs — und dies ist von der grössten bedeutung — blosse deutsche sondern auch französische, englische und selbst lateinische bücher wurden in dieser misgestalten schrift gedruckt. Aber fast alle übrigen nationen, einige früher andre später, sind vernünftig genug gewesen sich der ursprünglichen gestalt der buchstaben wieder zuzuwenden; allein der Deutsche beharrt im eigensinne, dessen er sich jetzt, wie die er-

fahrung lehrt, im allgemeinen nicht einmal mehr bewust zu sein pflegt, daneben zugleich unter wenig andern der ihm sonst so widerstrebende Däne. Was heisst das nun, der gebrauch der lateinischen schrift für deutsche sprache sei undeutsch? Man möchte die gegenfrage stellen, ob lateinische buchstaben in französischen, englischen, schwedischen büchern nicht eigentlich unfranzösisch, unenglich, unschwedisch seien. Und was hat es auf sich mit den eigentümlichen schriftzeichen der deutschen sprache? Ja freilich, diese zeichen sind, genau besehen, eigentümlich genug; lernende Engländer und Franzosen können davon mitreden.

Ueber andere vorzüge oder nachteile der einen und der andern schrift braucht nicht hin und her gestritten zu werden. Unberechenbar ist oft der geschmack, die gewohnheit hat eine ungeheure macht und blendet das urteil; wer gute Augen hat, liest alles deutlich; strebsame schulkinder freuen sich vielleicht darüber, dass sie mehrere deutsche alphabete zugleich lernen müssen. Hier lag es daran den historischen nachweis zu führen oder doch die grundzüge desselben anzugeben, wie es sich mit lateinischen und deutschen Buchstaben in wirklichkeit verhalte.

K. G. Andresen.

Berichtigungen.

Der Verfasser des Band XLV., p. 216 angezeigten Buches „Deutsche Poesie mit den vorzüglicsten englischen Uebersetzungen“ heisst nicht A. C. Goldschmidt, sondern H. E. Goldschmidt.

Der Verfasser der Abhandlung: „Le Légat de la Vache à Colas de Sedege,“ Bd. XLV. p. 401 heisst nicht C. Hoeting, sondern C. Hölting.

Bd. XLV. p. 431 Z. 2 v. u. lies: Schmecket statt Schmeckte.

„ „ p. 432 Z. 5 v. o. lies: etwa statt etwas.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Das Fremdwort in seiner kulturhistorischen Entstehung und Bedeutung von A. Boltz. (Berlin, Gaertner.) 6 Sgr.

Lexicographie.

Ph. Dietz, Wörterbuch zu Dr. Luthers deutschen Schriften. 4 Lfg. (Leipzig, Vogel.) $1^2/_3$ Thlr.

Ch. Wenig, Handwörterbuch der deutschen Sprache, neu herausgegeben von L. Kellner. (Köln, Dumont.) $2^1/_2$ Thlr.

J. C. A. Heyse's Allgemeines verdeutschendes Fremdwörterbuch. Neu herausgegeben von G. Heyse und Dr. Wittich. Lfg. 8. (Hannover, Hahn.) 15 Sgr.

Glossaire étymologique Montois ou Dictionnaire du Wallon de Mons par J. Sigart. (Frankfurt a. M., Baer.) 2 Thlr.

Grammatik.

Th. Nissl, Französische Grammatik mit Rücksicht auf die lateinische und griechische Sprache. (Brixen, Theol. Verl.-Anst.) $1^1/_3$ Thlr.

Literatur.

Otfrid, Christi Leben und lehre besungen. Aus dem althochdeutschen übersetzt von Joh. Kelle. (Prag, Tempsky.) 2 Thlr.

Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied. (Leipzig, Teubner.) 20 Sgr.

H. Dunger, Ueber Dialect und Volkslied des Vogtlands. (Plauen, Neupert.) $7^1/_2$ Sgr.

Washington Irving, ein Lebens- und Charakterbild von A. Laun. (Berlin, Oppenheim.) 1 Thlr. 12 Sgr.

Lord Byron von K. Elze. (Berlin, Oppenheim.) 1 Thlr. 6 Sgr.

Dante's göttliche Komödie, übersetzt von W. Krigar, illustrirt von G. Doré. (Berlin, Möser.) 1. Lfrg. 20 Sgr.

J. P. Schmitz, Perlenkranz spanischer Poesie. Aus Dichtern älterer und neuerer Zeit gesammelt und im Versmass des Originals übersetzt. (München, Lindauer.) 27 Sgr.

Longfellow's Evangeline, deutsch nachgedichtet von P. Herlth. (Bremen, Kühtmann.) 15 Sgr.

W. J. A. Jonckbloet, Geschichte der niederländischen Literatur, deutsch von Roepe. (Leipzig, Vogel.) 2²/₃ Thlr.

Wollheim, Die Nationalliteratur sämmtlicher Völker des Orients. Anthologie. (Berlin, Hempel.) 8. Lfg. à Lfg. 10 Sgr.

Hilfsbücher.

G. Heinrich, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. (Pest, Lampel.) 20 Sgr.

Sprach- und Stilübungsstoff f. Volksschulen. (Arnsberg, Grote.) 7½ Sgr.

C. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen. Nebst Themen zu schriftlichen Aufsätzen. (Leipzig, Brandstetter.) ⁵/₆ Thlr.

Schiller-Halle, Alphabetisch geordneter Gedankenschatz aus Schillers Werken. Herausgegeben von M. Zille. (Leipzig, Brockhaus.) à Heft 10 Sgr.

O. Sutermeister, Die Poesie der Schule. (Aarau, Christen.) 12 Sgr.

J. Burkhardt, Geschichte der deutschen Literatur. 1. Die Poesie. (Leipzig, Klinkhardt.) 18 Sgr.

C. A. W. Günther, Die deutsche Heldensage des Mittelalters, für Schule und Haus bearbeitet. (Hannover, Brandes.) 15 Sgr.

J. Kehrein, Biographisch-literarisches Lexicon der katholischen deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert. (Würzburg, Woerl.) 5. Heft. 9 Sgr.

O. Lange, Literaturgeschichtliche Lebensbilder und Charakteristiken. (Berlin, Gaertner.) 1 Thlr.

O. Lange, Deutsche Poetik. 3. Auflage. (Berlin, Gaertner.) 15 Sgr.

Ch. Narbel, Nouveau recueil de comédies, proverbes et charades. (Neu-Ruppin, Oehmigke.) 17½ Sgr.

L. Grellepois, Französische Conversationsschule. (Prag, Gregr & Dattel.) 20 Sgr.

Lentz & Mensch, Manuel de composition française. (Berlin, Bötticher.) ⁵/₆ Thlr.

J. Adelmann, Praktisches Lehrbuch der französischen Sprache. I. Abth. (Bamberg, Hübscher.) 12 Sgr.

A. de La Fontaine, Mosaïque française ou extraits des poëtes et des prosateurs français. (Berlin, Langenscheidt.) 10 Sgr.

B. Schmitz, Macaulay-Commentar. Vol. I. (Greifswald, Bamberg.) 1 Thlr. 6 Sgr.

W. Scott, The lady of the Lake mit Wörterbuch und Orthoepie. Herausgegeben von F. Schlesius (Königsberg, Braun.) 15 Sgr.

W. Jeep, Do you know english. (Leipzig, Brandstetter.) 15 Sgr.

Macaulay. Duke Monmouth's rebellion. Bearbeitet von H. A. Werner. (Leipzig, Teubner.) 9 Sgr.

H. Mensch, Engl.-germ. grammar f. the use of advanced pupils. (Oldenburg, Stalling.) 10 Sgr.

July 15

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XLVI. BAND, 1. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1870.

Inhalt.

XLVI. Band, 1. Heft.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Beilage:

Von Herrn Julius Springer in Berlin.

Versuch über Antoine de La Sale des XV. jahrhunderts.

> Noble et bien renommé Antoine de La Sale, avez tousjours pris plaisir et dès le temps de vostre fleurie jeunesse vous estes délecté à lire aussi à escrire histoires honorables, auquel exercice et continuant vous perseverez de jour en jour.
>
> Rasse de Brinchamel. 1459.

Weil die menschliche natur nicht minder zum lobe als zum tadel geneigt ist, so gefällt sie sich — als gelte es, einen unbekannten wohlthäter zu ermitteln — anonyme autoren zu erforschen und ihre namen aus dem strome der vergessenheit, der über alles gewöhnliche unablässig dahinrauscht, dankbar zu erretten. Denn anonyme bücher sind meist gut. So sind namhafte gelehrte thätig gewesen, mehrere beachtenswerthe altfranzösische bücher des fünfzehnten jahrhunderts — die Quinze joyes de mariage, die Cent nouvelles nouvelles und die vielberühmte farce vom advocaten Pathelin — auf ihren verfasser zurückzuführen, als welchen sie mit grösserer oder geringerer sicherheit den Antoine de La Sale aufgestellt haben, der bis dahin schon als autor des romans vom Petit Jehan de Saintré und einiger kleinern schriften bekannt war. Ihre forschungen, so besonnen und verdienstlich sie auch waren, sind meines erachtens nicht so erschöpfend, dass kein zweifel möglich bliebe, und nicht ungerechtfertigt ist der ausspruch Villets de Vireville in der Nou-

velle Biographie universelle 29, 715: 'Quoiqu'il en soit, cette question est à nos yeux une de celles qui demandent de nouvelles lumières pour être définitivement résolues.' Indess wer sich mit dem geiste und der sprache jener bücher genau vertraut gemacht hat, dem wird sich das ergebniss der sorgfältigen forschungen bestätigen, und er wird nicht umhin können alle vorurtheile, mit denen er an die untersuchung herantrat, fahren zu lassen. Freilich kann sich der forscher nur wenig auf bestimmte nachrichten berufen, denn sie sind — so weit der zufall sie uns über Antoine de La Sale aufbehalten hat, spärlich und unbedeutend; sein leben fast verbergend hat der mann geräuschlos seine tage zugebracht und nicht um literarischen ruhm bei den zeitgenossen oder bei der nachwelt gebuhlt, obschon er bei jenen — ich verweise auf mein motto — hoch angesehen war, und so sehr er auch der beachtung dieser würdig ist.

Wer in der altfranzösischen literatur des XV. jahrhunderts umherstreift, bald angezogen von einem witzigen gedanken, bald abgestossen von roher lascivität und meist gelangweilt von schlaffer einförmigkeit, der weilt mit liebe bei dem bedeutenden geiste Antoines de La Sale. Wie mir François Villon als der grösste dichter dieser zeit gilt, so er als der grösste und gefälligste prosaist. In der that ein hervorragender, ein vielseitiger schriftsteller! er ist ritter und gelehrter, weltmann und philosoph, bald durch tiefe gedanken anziehend und bald durch witz und laune erheiternd, hier mit der miene des weisen und dort lustig bis zum übermass, heute mit der heiligen schrift und Aristoteles im munde und morgen in Ovid oder Boccazz vertieft. Im comischen scheint er mir am grössten; ich meine an ihm jenen trockenen witz bemerkt zu haben, wie er etwa Goldsmith eigen ist.

Lieb wie mir der alte romancier ist, habe ich unternommen eine skizze seines lebens und seiner werke zu entwerfen, um schwebende fragen wo möglich zu entscheiden und was vermuthung ist zur gewissheit zu erheben. Der einzige weg zu der sichern überzeugung über die autorschaft La Sales ist bei dem beklagenswerthen mangel an bestimmten überlieferungen die aufmerksame beobachtung der sprache und des sprachge-

brauchs, wie er sich in den ihm angehörigen oder zugeschriebenen werken zeigt. Es sind dies folgende bücher: 1) La Salade, Paris 1527 bei Philippe Le Noir. 2) La Sale, ein unediertes Werk, aus dem Le Grand d'Aussy nach Brüsseler manuscripten extracte gab in den Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque nationale 5, 292. 3) Petit Jehan de Saintré, zuletzt ediert von J. Marie Guichard, Paris 1843. 4) Addicion extraite des croniques des Flandres, historischer aufsatz, der meist als anhang des Saintré erscheint, wie in der ausgabe von Paris 1724 p. 729. 6) Les quinze joyes de mariage, die der vielverdiente herausgeber der Elzevir-bibliothek, herr Jannet, Paris 1853, aufs neue ediert hat. 6) Les cent nouvelles nouvelles, gleichfalls in der Elzevir-bibliothek in zwei stattlichen bänden von Thomas Wright 1858 aus dem einzigen manuscripte herausgegeben. 7) Maistre Pierre Pathelin, von dem ich die mit französischer netteté ausgestattete ausgabe von Génin, Paris 1854 anführe.[1] Diese sieben werke (die ich hier nicht nach der zeit, sondern nach der gewissheit, mit der sie La Sale zugeschrieben werden, geordnet habe) sind es, welche uns von der geistesarbeit dieses mannes übrig geblieben sind; vielleicht hat er noch mehreres geschrieben; die genannten werke genügen, ihn als den bedeutendsten schriftsteller seines jahrhunderts zu verewigen und seinen namen unsern literaturgeschichten, in denen er kaum genannt wird, geläufig zu machen.

Vom leben dieses ausserordentlichen mannes wissen wir ausser dem, was er selbst gelegentlich mittheilt, wenig; es war ein langes, vielbewegtes, am hofe dreier fürsten verbrachtes; der ehrgeiz hat es nicht ausgeschmückt, und der leichtsinn nicht entstellt. Die letzte nachricht ist aus seinem dreiundsechzigsten jahre, wir wissen nicht, wann er gestorben ist. Geboren ist er 1398 in Burgund, wenn man nach dem grade seiner bildung urtheilen darf, von vornehmem geschlecht, wenn nach seinem

---

[1] Ich bediene mich in der folge einiger abkürzungen: S bedeutet den roman von Saintré mit der seitenzahl nach Guichard, M die quinze joyes de mariage, N die Cent nouvelles nouvelles mit band und seitenzahl nach Wright, P den Pathelin mit der verszahl nach Génin.

wohnungs- und dienstwechsel, ohne grosses vermögen. Doch blickt er selbst mit wohlgefallen auf seine 'verte et plus vertueuse jeunesse' zurück, N 2, 38. Er war erzogen zu allen ritterlichen künsten, die den gentilhomme der zeit machten; späterhin lag er ihnen mit eifrigem Studium ob, so dass er autorität war über die rechte des turniers und die geheimnisse der wappenkunde. Doch muss er daneben ernste und tiefe studien der philosophie und theologie gepflegt haben; denn aus seiner belesenheit in lateinischen, italienischen und französischen büchern zu schliessen, ist er für seine Zeit ein gelehrter gewesen, sehr vertraut mit der bibel und den dogmen der kirche, mit aristotelischer weisheit und lateinischer literatur, der selber die väter und Hippocrates, M 145, zu citiren weiss. Auch ist er heimisch in den romanen und fabeln seines landes; die sagen von könig Artus und seiner tafelrunde, der roman von der rose, Ogier le Danois und andere sind ihm bekannt, obwohl die allegorie der alten poesie ihn wenig erfreut zu haben scheint. Wie dem auch sein möge, seine wichtigsten studien hat er nicht in büchern sondern unter den menschen gemacht, und zwar kennt er alle stände ohne unterschied und weiss sie mit einer lebenswahrheit zu schildern, die an Molière erinnert. Das geschick war ihm in dieser beziehung besonders günstig, er hat viel gereist: schon in seinem achten — vielleicht achtzehnten — jahre besuchte er die insel Stromboli und mit vierundzwanzig jahren machte er eine italienische reise, wir treffen ihn 1422 in Rom. Hier mag er jene novellensammlungen kennen gelernt haben, die er gegen das ende seines Lebens nachahmte, in seiner 45. novelle erzählt er selbst eine geschichte aus Rom. Nach seiner rückkehr trat er in die dienste des königs von Sicilien und grafen von der Provence Ludwig III. von Anjou; über zwanzig jahre hat er im südlichen Frankreich verweilt. 1424 ernannte ihn dieser fürst zum viguier, zum landrichter von Arles, wo er die advocassaige, die er später im Pathelin so ergötzlich schildert, beobachten konnte. Wir wissen nicht, wie lange er diese Stellung inne gehabt hat, 1425 begleitet er den könig abermals nach Neapel, und er erzählt von dieser reise in der Lasale, dem noch unedierten werke. Er scheint in beständiger umgebung dieses fürsten gewesen zu sein, und als

1434 Ludwig III. starb, verblieb er auch als écuyer und chambellan im dienste seines bruders und nachfolgers, des guten königs René, und ward späterhin wegen seiner gelehrsamkeit und erfahrung in allen ritterlichen übungen erzieher des 1427 geborenen prinzen Johann von Anjou. Es ist bekannt, dass könig René, ein grosser liebhaber von turnieren und waffenspielen war, zu denen er selbst den plan zu entwerfen, die kleinsten einzelheiten vorzuschreiben, die costüme anzuordnen und die devisen zu erfinden pflegte, indem er sich an tausend gentilesses vergnügte. Antoine de La Sale hat gewiss grossen antheil an jenen ritterlichen spielen genommen; es ist überliefert, dass er 1447 einer der vier preisrichter bei einem turnier in Saumur war. Wie genau er um diese dinge bescheid wusste, ersehen wir aus dem Saintré, in dem alle chevaleresken gebräuche der zeit mit ausführlicher sorgfalt geschildert sind, und ferner aus der Salade, welche um 1445 geschrieben und dem jungen prinzen Johann, dem zöglinge des autors, gewidmet ist.

La Salade, 'ainsi nommée parce que en la salade se met plusieurs bonnes herbes,' ist jetzt sehr selten, ich habe kein exemplar zu gesicht bekommen. Im privilegium einer ausgabe ohne datum heisst es, der buchhändler habe es 'en bon stille comun et bon françois' übersetzen lassen, vielleicht also, dass das original durch dialectische eigenthümlichkeiten des mittäglichen Frankreich nicht allgemein verständlich war. Es enthält einen tractat Ciceronischer moral, extracte aus Frontinus, eine legende vom paradiese der königin Sibille, die chronik der könige von Sicilien und zahlreiche détails über das ceremonial der höfe, die wappenkunde, die kriegskunst und die turniere — kurz, es ist ein buch in usum Delphini, das aber der antiquar als eine reiche fundgrube mittelalterlichen ritterwesens wird nachschlagen können. Auf dies buch berief sich Gollut, als er schrieb, mémoires de la republique sequanoise, Dole 1592, p. 890: 'Ces Rois d'armes et tous ceux des Gaules estoient nommés Rois d'armes Poyers à la difference de ceux de l'Empire, qui estoient appelées Royers: comme Antoine de La Sale de nostre païs hat escript, avec plusieurs choses, concernantes la noblesse et le faict des héraux et rois d'armes;' — eine beachtenswerthe stelle aus der zugleich die heimat La Sales bekannt ist.

Vielleicht noch vor der Salade, aber gewiss während seines aufenthalts in der Provence hat er die Quinze joyes de mariage geschrieben, sein meisterwerk. Der krieg zwischen Frankreich und England war kaum beendigt; denn p. 90 sagt eine gattin zu ihrem manne: 'j'ay en grand paour que vous aussez aucum grant dommage, ou que noz amis fussent morts, ou prins des Anglois;' der friedensschluss war eine frage der zeit, p. 132: 'la dame crie et tense et li met sus tout le mal et le meschief, aussi bien comme s'il deust faire la paix entre les deux rois de France et d'Angleterre.' Es ist p. 43 von einer schlacht von Flandern die rede, welchen unbestimmten ausdruck nur ein von diesem lande entfernter anwenden wird; der 'daulphin de Viennois,' späterhin Ludwig XI. von Frankreich, wird p. 35, 58 als heirathsfähig betrachtet. Eine frau macht p. 96 eine wallfahrt nach Nostre-Dame du Puy en Auvergne oder nach Roc-Amadour, welches in Quercy in der Guienne liegt — offenbarer beweis, dass der autor seine scene in das südliche Frankreich verlegen wollte, weil man die nächsten heiligen örter zu besuchen pflegte. Es wird p. 5 eines archidiacre von Therouenne gedacht, sowie seines buches gegen die ehe; die diocöse Teroenne wird auch N. 1, 197 erwähnt, sie liegt in der Picardie; aber das buch jenes unglücklichen gatten konnte La Sale auch in der Provence kennen lernen, zumal er die einschlagende literatur sehr gründlich studiert hat. Ebenso nöthigt uns das gelegentlich verwandte 'savez-vous' p. 59, das noch heute in Belgien allgemein üblich ist, nicht, den autor in den norden Frankreichs zu versetzen; nichts fügt sich seinem stile mehr als diese dem Leben entnommene phrase, die sich bei sehr vielen völkern findet.[1] Der stil der ehefreuden ist ferner alterthümlicher als der irgend einer andern schrift dieses schriftstellers: die form *li* z. b., die auch im provenzalischen die gewöhnliche ist, ist in den übrigen büchern schon durch *luy* verdrängt; das werk ist reich an seltenen ausdrücken, deren einige noch heute im süden Frankreichs üblich sind; auch ist bemerkenswerth, dass der schreiber des ältesten manuscripts in Rouen vieles nicht verstanden hat, weil er den dialect des südens

[1] Kein volk wendet das 'wissen Sie' so viel an als die Russen.

nicht kannte. Aus allen diesen gründen schliesse ich, dass die fünfzehn ehefreuden noch am hofe könig Renés geschrieben sind.

Das buch ist ursprünglich anonym erschienen, auch ahnte man den verfasser desselben nicht vor dem dreissigsten jahre dieses jahrh. Da theilte André Pottier die unterschrift des manuscripts von Rouen aus dem jahre 1464 mit, die den namen des autors in ein wunderliches räthsel gekleidet hat; wer lust zu räthseln hat, versuche sich an diesem, es ist schwieriger als das der sphinx, an dessen lösung das heil einer ganzen stadt hieng:

> De *la*belle la teste oustez
> Tresvistement davant le monde
> Et *sa*mere decapitez
> Tantost et apres *le*seconde
> Toutes trois a messe vendront
> Sans teste bien chantée et dicte
> Le monde avec elles tendront
> Sur deux piez qui le tout acquitte.

'En ces huyt lignes trouverez le nom de celui qui a dictes les XV. joies de mariage au plaisir et à la louange des mariez. Es quelles ils sont bien aises Dieu les y veillent continuer.' Pottier war der glückliche Oedipus, der sofort sah, dass mit den vier ersten versen La Sale gemeint sei, und Génin vermuthete in den vier letzten das verb: semond, Pathelin p. 32. Wie dem auch sein mag, jedenfalls sind die verse zu schlecht und das räthsel zu platt, als dass man sich den kopf darüber zerbrechen wollte. La Sale hat wahrscheinlich noch um 1464 gelebt, weshalb der copist von Rouen anstand genommen hat, sich deutlich auszudrücken. Auch ohne den wink dieses schreibers, der übrigens für mich nichts bindendes hat, würden wir die Quinze joyes de mariage dem verfasser des Saintré zuschreiben, und nicht nur die sprache (die allerdings in dem ersten werke etwas alterthümlichere Farbe bewahrt) nöthigt uns dazu. In beiden werken dieselben ideen, derselbe geist. Ritterlichkeit und tapferkeit preist La Sale so gut M. 2, 135 als im ganzen romane von Saintré; an den lehren der kirche hält er gläubig hier wie dort; die comische erscheinung des Mönches M. 168 erinnert unwillkürlich an den dicken abt in Saintré;

und den grundgedanken seines geistes, sein philosophisches glaubensbekenntniss, das er vortrefflich ausdrückt M. 7: 'Je ne les blasme pas de soy mettre en mariage, mais suis de leur opinion et dy qu'ilz font bien, pour ce que nous ne sommes en ce monde que pour faire penitances, souffrir afflictions et mater la chair, afin d'avoir paradis' — denselben gedanken von der eitelkeit alles irdischen drückt er zweimal (p. 45, 134) im Saintré in den lateinischen worten aus: 'Vir bone, quam curas res viles et perituras,' cet. Und nun die idee der ehefreuden, die als refrain immer wiederkehrt: der welcher sich ins netz der ehe fangen lässt, wird in schmerzen sein leben zubringen, hinsiechen und jämmerlich seine tage beschliessen! dieselbe satire auf die weiber macht den schluss des Saintré aus; nur ironie ist was er p. 255 dem lüderlichen abte in den mund legt: 'Hé! povres dames, comment estes vous abusées de voz amoureux en plusieurs faitz, desquelz n'est mie en ce cas toute loyauté envers sa dame.' Seine eigentliche meinung spricht er aus p. 27: 'Sex perdunt vere homines in muliere: ingenium mores animam vim lumina vocem,' und p. 274: 'Hé! amours tres faulces, maulvaises et traistres, semblerez vous tousjours enfer qui d'engloutir ames jamais ne fut saoul? ne serez aussi jamais saoulez de travailler cueurs et les meurdrir? Dieu et nature vous ont ilz donné telle puissance que de prendre et mectre en vos lacs cueurs de papes, de cardinaulx, d'evesques, d'archevesques, d'empereurs, d'emperieres, de roynes, de roys de ducz, de duchesses, de patriarches, de marquis, de marquises, de princes, de princesses, cueurs d'abbez et d'abbesses, de contes, de contesses, et de gens de tous aultres estats, et religieuses espirituelles et temporelles? Qeu d'aulcuns en avez prins les cueurs, ainsi qu'en maintes histoires se treuve par escript, dont vous en estes tres faulcement et mauvaisement serviz, et puis à la fin habandonnez, et meritez d'avoir perdu leurs ames, se Dieu n'en a mercy, et leurs honneurs.' Die ansicht La Sales über die weiber ist die, welche Villon in seiner schönen ballade ausdrückt: 'Bien heureux est, qui rien n'y a!' La Sale erkennen wir im Saintré sofort wieder, als die heldin sich krank stellt; es ist derselbe La Sale, der uns in den Quinze joyes de mariage die schlauheit, die heuchelei, die kniffe und schliche des weiblichen geschlechts so wahr

und so comisch zu schildern weiss. Diesen gründen, denen niemand widersprechen wird, füge ich noch einen letzten, sehr gewichtigen hinzu.

Als ich die fünfzehn ehefreuden zum ersten male las, gedachte mich dabei unwillkürlich ähnlicher schilderungen eines verlorenen buches des Theophrast, aus dem der heilige Hieronymus in seiner streitschrift gegen Jovinianus 1, 47 lesenswerthe excerpte macht, im zweiten bande der ausgabe von Vallersius, Veronae 1735. Die lectüre der kirchenväter wird leider heutzutage als überwundener standpunkt betrachtet, und so nehme ich mir die mühe, meinem leser die vortreffliche stelle auszuschreiben. Aureolus Theophrast frägt, ob ein weiser mann heiraten müsse, und kommt zu dem schlusse, nur dann sei es räthlich, wenn die frau schön, gesittet und von guter herkunft, und wenn er selbst reich und gesund sei: ‚Haec autem in nuptiis raro universa concordant; non est ergo uxor ducenda sapienti. Primum enim impediri studio philosophiae; nec posse quemquam libris et uxori pariter inservire. Multa esse quae matronarum usibus necessaria sint; pretiosae vestes aurum gemmae sumtus ancillae supellex varia lecticae et esseda deaurata.[1] Deinde per noctes totas garrulae conquestiones:[2] „Illa ornatior procedit in publicum,[3] haec honoratur ab omnibus, ego in conventu feminarum misella despicior.[4] Cur aspiciebas vicinam? quid cum ancillula loquebaris?[5] de foro veniens quid attulisti? non amicum habere possumus, non sodalem.“ Alterius amorem, suum odium suspicatur. Si doctissimus praeceptor in qualibet urbium fuerit,

---

[1] Man vergleiche in M z. b. p. 42: Et quelque jeu ou instrumens qu'il voie, il luy souvient tousjours de son mesnage, et ne peut avoir plaisir en chose qu'il voye. [2] Voulentiers elles devroient parler de leurs choses especialles là où leurs mariz sont plus subjets et doivent estre plus enclins pour octroier; c'est ou lit, ouquel le compagnon dont j'ay parlé veult atendre à ses délitz et plaisirs, et lui semble qu'il n'a aultre chouse à faire. Lors commence et dit ainsi la dame. M 11. [3] Quand je fus là, je croy qu'il n'y avoit femme (tant fust elle de petit estet) qui fust si mal billée comme je estoye. M 12, 34. [4] Et certes je avoye si grande honte, quand je estoie entre elles, que je n'osoie ne savoye faire contenance. M 13. [5] Et voulentiers telles vieilles, mariées à jeunes homs, sont si jalouses et si gloutes qu'elles sont toutes enragées; et quelque pars que le mary aille, soit à 'eglise ou ailleurs il leur semble qu'il n'y va que pour mal faire. M 145.

nec uxorem relinquere nec cum sarcina ire possumus.[1] Pauperem alere, difficile est, divitem ferre tormentum.[2] Adde quod nulla est uxoris electio; sed qualiscunque obvenerit, habenda.[3] Si iracunda, si fatua, si deformis, si superba, si foetida, quodcunque vitii est, post nuptias discimus.[4] Equus asinus bos canis et vilissima mancipia, vestes quoque et lebetes, sedile ligneum, calix et urceolus fictilis probantur prius et sic emuntur; sola uxor non ostenditur, ne ante displiceat quam ducatur. Attendenda semper eius est facies et pulcritudo laudanda, ne si alteram aspexeris se existimet displicere. Vocanda domina celebranda natalis eius; iurandum per salutem illius, ut sit superstes optandum; honoranda nutrix eius et gerula,[5] servus patrinus et alumnus et formosus assecla et procuratur calamistratus et in longam securamque libidinem exsectus spado, sub quibus nominibus adulteri delitescunt.[6] Quotcunque illa dilexerit, ingratis amandi. Si totam domum regendam ei commiseris, serviendum est.[7] Si aliquid tuo arbitrio rescivaveris, fidem sibi haberi non putabit; sed in odium vertetur ac iurgia,[8] et nisi cito consulueris, parabit venena.[9] Anus et aruspices et hariolos

---

[1] Ein verheirateter kann nicht mehr die universitäten beziehen, welche er will — würden wir heute sagen. [2] Intolerabilius nihil est quam femina dives. Juv. 6. [3] Er meint den übelstand, den die Utopier vermeiden. ‚Mulierem enim seu virgo seu vidua sit, gravis et honesta matrona proco nudam exhibet, ac probus aliquis vir vicissim nudum puellae procum sistit.' Thomae Mori Utopia, Amsterodami 1631 p. 195. [4] Die elfte ehefreude schildert einen solchen getäuschten und Bérangers le soir des noces. Lors toutes les joies du temps passé retournent en tristesses. M 127. Du livre des époux il n'est qu'à la préface. Bér. chans. p. 188. [5] M 47. Besonders die basen machen dem manne in den Quinze joyes zu schaffen. Or viennent commeres de toutes pars; or convient que le pauvre homme face tant que elles soient bien aises. M 27, 33. [6] Bei dem Franzosen vertreten vettern diese antiken figuren; son cousin qui à l'aventure ne lui est rien. M 20. [7] Et peut estre le bon homme tel, qu'il a tout disposé en soy de faire tout ce qu'elle dit, et se gouverne par son conseil, etc. M 128; le bon homme est si bien dompté, qu'il est debonnaire comme le beuf à la charrue, M 129. [8] A l'aventure il est homme sage et malicieux, et ne li a pas voulu souffrir, mès a resisté par maintes manieres, et y a eu plusieurs argumens et repliques entre eulx par maintes fois, et aucunes fois y a en batailles. M 103. [9] In M werden dafür giftige worte und verleumdungen angewandt: Ils s'en vont et dient à chacun que le proudhomme est tourné en enfance, etc. M 108.

et institores gemmarum sericarumque vestium si intromiseris, periculum pudicitiae est; si prohibueris, suspicionis iniuria.[1] Verum quid prodest etiam diligens custodia, cum uxor servari impudica non possit, pudica non debeat? Infida enim custos est castitatis necessitas, et illa vera pudica dicenda est, cui licuit peccare si voluit. Pulcra cito adamatur, foeda facile concupiscit; difficile custoditur quod plures amant; molestum est possidere, quod nemo habere dignetur. Minore tamen miseria deformis habetur, quam formosa servatur. Nihil tutum est, in quod totius populi vota suspirant. Alius forma, alius ingenio, alius facetiis, alius liberalitate sollicitat; aliquo modo vel aliquando expugnatur quod undique incessitur.'[2] — Wenn wir aus dieser skizze zwei oder drei züge tilgen, welche unsere verhältnisse nicht treffen, so steht kein wort darin, welches sich nicht aus den Quinze joyes de mariage belegen liesse; und wie sollte es auch anders sein? bleibt doch nichts im lauf der jahrtausende sich so unveränderlich gleich als der charakter der menschen. Doch glaube ich, dass besonders dies capitel des Hieronymus La Sale zu seinem werke über die leiden der ehe angeregt habe; er redet von seinen vorgängern M 6: 'Et pluseurs aultres ont bien travaillé en moult de manières à monstrer la douleur qui y est.' — Dieser selbe La Sale aber citiert den Hieronymus und sein werk im Petit Jehan de Saintré p. 6, wo er von ehrbaren wittwen redet: 'Sur ce dist saint Jerosme au second livre, parlant contre Jovinian, de celles vefves, et met exemples de plusieurs qui ne vouldrent nulz secons maris.' — Darum wird hinfort niemand mehr mit billigkeit zweifeln können, ob La Sale der autor der fünfzehn ehe-

[1] Es sind gemeint, wie Molière sagt, L'école des maris 4, 5:

> Vendeuses de rubans, perruquières, coiffeuses,
> Faiseuses de mouchoirs, gantières, revendeuses,
> Tous ces gens qui sous main travaillant chaque jour
> A faire réussir les mystères d'amours.

Bei La Sale sind es die chamberiere, M 60, 153 oder die commeres, M 96.

[2] Femme raisonnable et de bonne complession sanguine est franche et debonnaire et ne pourroit jamès resfuser une supplication, si celui est tel qui le présentes qu'il face poursuite suffisante et convenable. M 117.

freuden sei; denn er ist es so gewiss, wie er der des kleinen Hans von Saintré ist.

La Sale kennt den weiblichen character bis in die kleinsten züge, obschon er selbst nie verheiratet war, wie er selbst sagt, M 6: 'pensant et considerant le fait de mariage, où je ne fus oncques, pour ce qu'il a pleu à Dieu me mettre en autre servage, hors de franchise que je ne puis plus recouvrer' — die einzige persönliche bemerkung im buche der ehefreuden, mit der er wahrscheinlich seine abhängigkeit vom hause Anjou bezeichnen will. Weiberschmähungen waren im geschmack seines jahrhunderts, welches auch das buch des Matheolus hervorbrachte,[1] obschon es zu allen zeiten, und nicht nur unter den Kirchenvätern,[2] verächter des weibes gegeben hat, bei den Indern,[3] den Arabern,[4] den Griechen,[5] den Römern.[6] Die

---

[1] Vom livre de Matheolus kenne ich nur einen alten gothischen Druck von 1492 mit reizenden Holzschnitten; auf dem titelblatte steht:

> Le livre de Matheolus
> Qui nous monstre sans varier
> Les biens et aussy les vertus
> Qui vieignent pour soy marier
> Et a tous faictz considerer
> Il dit que homme nest pas saige
> Sy se tourne remarier
> Quant prins a este au passeige.

[2] Cyrillus von Alexandrien scheint den nagel auf den kopf zu treffen, wenn er das weib ein *καλὸν κακόν* nennt, adv. Julian. III, p. 75 im neunten bande der ausgabe von Aubert, Paris 1859. [3] Gar nicht so selten wie Wilson, theater of the Hindus 1, 77, zu meinen scheint. Bartrihari 1, 72—91. Lassen, Anthologia sanscrita p. 17 heisst es: 'Lug und trug und grosse gier, dummheit und verwegenheit, unreinlichkeit und grausamkeit sind den weibern angeborne laster.' [4] Die Araber haben eine eigene gedichtsgattung für die weiberschmähung, die m a d h a m m a h a l n i s â, das letzte capitel der Hamasah. [5] Euripides und Simonides. [6] Am edelsten Juvenal; lateinisch ist sehr viel gegen das weibliche geschlecht geschrieben, vergleiche z. b. Melander, Jocoseria 1, 456, 476. Juvenal 6, 28: uxorem Posthume ducis? Dic qua Tisiphone? quibus exagitare colubris? Ferre potes dominam salvis tot restibus ullum? Cum pateant altae caligantesque fenestrae? Cum tibi vicinum se praebeat Aemilius pons? — hat La Sale M. 5 nachgeahmt: 'Pour ce dist ung docteur apellé Valere à ung sien ami qui s'estoit marié, et qui luy demandoit s'il avoit bien fact, et le docteur lui respond en ceste manière: Ami, dit-il, n'avés-vous peu trouver une haulte penestre, pour vous laissièr trébucher en une grosse ryvière,

französische literatur ist wohl unter allen die reichste in der heruntersetzung des schönen geschlechts. La Sale hat viele nachahmer gehabt, deren keiner ihm auch nur von ferne nahe kommt; man lese in Montaiglons Recueil de poésies françaises des XV[e] et XVI[e] siècles 1, 17: Les tenèbres de mariage; 1, 131: Le doctrinal des nouveaux mariés; 1, 218: La complaincte du nouveau marié; 2, 5: Sermon des maux de mariage; 3, 72: Les dangers de marié; 5, 105: La grant malice des femmes; 9, 148: Le debat du marié et du non marié; und dergleichen mehr. Es ist leichter über das schlechte als über das gute zu schreiben, wie schimpfen leichter ist als loben, worunter ich nicht gedankenlose höflichkeit verstehe; doch hat es nicht an lobrednern der ehe gefehlt,[1] wie ein hymnus klingt Washington Irvings skizze: the wife.

La Sales buch ist eine tiefe studie des menschlichen Herzens, eine reihe von schmerzdurchdrungenen und und herzzerreissenden klagen über das elend der ehe, eine bittere satire, die sich selbst auf den titel erstreckt.[2] In dem alten gebetbuche der 'heures' (es wird häufig bei La Sale genannt) fand sich ein gebet: 'Les quinze joyes de Notredame, mère de Dieu,' auf das er M 6 anspielt; ihm hat er seinen titel entlehnt; das werk zerfällt demnach in 15 capitel, die unter sich nicht zusammenhängen, deren jedes ein anderes gemälde einer unglücklichen ehe entfaltet. Obwohl das elend fast beständig comisch geschildert ist, wird der ton gegen das ende des capitels immer sehr ernst, bis er er in die schlussworte ausbricht: 'ainsi demourra en tourmens tousjours et finera miserablement ses jours.' Daher kann ich nicht billigen, dass man die quinze joyes beständig als facétie verzeichnet, welche zwischen der plaisanterie

---

pour vous mactre dedans la teste la premiere? En montrant que on se doit exposer en moult grand peril avant que perdre franchisé.' —

[1] Agrippa de Nattesheim, de sacramento matrimonii und de nobilitate et praecellentia foeminei sexus ist sehr matt; schön das gedicht des Thomas Morus, qualis uxor deligenda, Melander Jocoseria 3, 27. Bewundrungswürdig ist das lob der hausfrau in den Prov. 31, 10—31; weniger 'le mérite des femmes' von Légouvé.

[2] Geschrieben auf ersuchen mehrerer damen: 'et l'ay escrit à la requeste de certaines damoiselles qui m'en ont prié', p. 163.

und der bouffonnerie in der mitte liegt. Littré, dictionnaire français 1, 1586 b. Es ist eine satire, welche eines Horaz oder Juvenal würdig ist. Hier und dort scheint er die armen frauen etwas zu bitter zu beurtheilen, wie wenn er sagt: 'La plus sage femme du monde, au regard du sens en a autant comme j'ay d'or en l'oeil, ou comme ung singe a de queue; car le sens lui fault avant qu'elle soit à la moitié de ce qu'elle veult dire ou faire;' p. 129. Er schildert nach einander die putzsüchtige, die vergnügungssüchtige, die wöchnerin, die zänkische, die jugendliche, die launige, die ungetreue, die reiselustige, die herrschsüchtige, die mésalliance, die gefallene, den pantoffelhelden, die heimkehr aus dem kriege, die alte und endlich die verblendung. Alles ist mit gleicher meisterschaft ausgeführt: es ist keine seite im buche, die minder gut, minder witzig oder minder wahr wäre; das ganze ist ein spiegel des lebens; gleich einem guten musikstücke gewinnt man es lieber, je häufiger man es geniesst; es wird nie seine erheiternde wirkung verfehlen. Frägt man aber, wie kann das menschliche elend einen stoff zur belustigung abgeben? wie kann man über die thränen der menschheit lachen? so weiss ich mir keine antwort als die erhabenen verse, mit denen Lucrez sein zweites buch eröffnet:

> Suave, mari magno turbantibus aequora ventis
> E terra magnum alterius spectare laborem;
> Non quia vexari quemquamst iucunda voluptas,
> Sed quibus ipse malis careas quia cernere suave est.

Indess übersehe man nicht was La Sale im nachworte sagt: 'Je puis dire pour certain, qu'il n'est homme marié, tant soit-il sage, cault ou malicieux qui n'ait une des joies pour le moins, ou plusieurs d'icelles.' Das ist freilich 'unpleasing to a married ear.' Auch verwahrt er sich gegen die frauen und versichert, er könne ein ähnliches buch auf kosten der männer schreiben, 'veu les grans tors, griefs et oppressions que les hommes font aux femmes en plusieurs lieux, generalement par leurs forces, et sans raison, pour ce qu'elle sont febles de leur nature et sans defense, et sont tousjours prestes à obeir et servir, sans les quelles ilz ne souroient ne pourroient vivre.' Ich bedauere, dass er es nicht gethan hat; denn sein werk bedarf eines pendant, um dem vorwurfe der unbilligkeit zu entgehen. Mit recht

sind die fünfzehn ehefreuden stets vielgelesen gewesen, Rabelais kannte sie und Molière ist davon inspirirt; schon 1509 druckte Winker de Worde eine englische nachahmung in versen, ein werk, welches ich nicht gesehen habe, von dem ich aber befürchte, dass es die schönheiten des originals vernichtet hat, schon weil es verse sind. So viel von dem unsterblichen meisterwerke Antoines de La Sale; ich halte es für das schönste, was vor Molière in Frankreich geschrieben ist.

Im jahre 1448 trat La Sale aus den diensten des hauses Anjou und ward mit allen Ehren entlassen. In den haushaltsrechnungen der könige von Sicilien findet sich in diesem jahre eine ihn betreffende bemerkung (Nouv. biogr. univers. 29, 713), es heisst: 'Item, Anthonio de Salla, nostro scutifero et familiari florenos centum, quos eidem graciose dedimus, dum novissime a domo nostra discessit.' Er war um diese zeit mit Ludwig von Luxenburg grafen von Saint Pol bekannt geworden; der graf, dessen besitzungen in Artois und Flandern lagen, bedurfte eines gouverneurs für seine drei söhne Jean, Pierre und Antoine, und La Sale, dessen fürstlicher zögling Johann von Anjou damals einundzwanzig jahre zählte, übernahm diese stelle, und so verliesss er die Provence, um den rest seines lebens im norden Frankreichs zuzubringen. Wir wissen nicht, wie lange La Sale als erzieher gewirkt hat, gewiss war er sein ganzes leben in der nähe des grafen Saint Pol, der ihn dem herzog von Burgund Philipp dem guten, wahrscheinlich in Brüssel, vorstellte, an dem er einen wohlgeneigten gönner fand. Das unglückliche ende des grafen ist bekannt; obwohl lange zeit freund sowohl des herzogs Philipp als des königs von Frankreich und 1465 connétable des letztern (Ph. de Comines, mémoires 1, 14), war er 1470 ein 'ennemi capital' beider (id. 3. 3, 11) und ward 1475 auf befehl Ludwig XI. wegen hochverraths enthauptet, indem alle seine güter confiscirt wurden (id. 4, 12). La Sale hat kaum noch den tod seines herrn erlebt.

Während seines aufenthalts in Flandern muss er die farce vom advocaten Pathelin verfasst haben, vielleicht zur erheiterung des herzogs, der dergleichen liebte, ich calculiere um 1455. Den autor nach Flandern zu versetzen bewegen mich drei gründe. Erstlich wird Brüssel und Rouen als nahe gedacht (v. 192, 259)

und Pampelune als ideal einer grossen entfernung (v. 343). Ferner wird beim heiligen Wolfgang in der dem flämischen dialect eigenen form 'par saint Gigon' geschworen (v. 943) statt Gengoult. Und endlich, wenn Pathelin in seinem fieber in verschiedenen sprachen phantasirt, so erklärt seine frau beständig: das ist limousinisch, das picardisch, das normännisch, das bretannisch; wenn er aber flämisch radebrecht, schweigt sie, als müssten die hörer wissen was es sein sollte, aber nicht ist. Hätte sie gesagt: dieses unverständliche kauderwelsch ist flämisch? 'Il y aurait eu scandale d'abord, et puis contradiction flagrante,' wie Génin p. 38 richtig bemerkt. Dass aber La Sale wirklich der autor der farce ist, hat dieser gelehrte in seinem schönen buche so schlagend erwiesen, dass ich seinen gründen wenig zuzufügen habe. Man wird in keinem buche des fünfzehnten jahrhunderts die sprache der fünfzehn ehefreuden so vollkommen wiederfinden wie in der farce von Pathelin. Nicht nur lieblingswörter der Quinze joyes kehren hier wieder, wie cabasser, ravasser, galler, becjoune, estorce, avoy, u. s. w., oder phrasen, wie ceint sur le cul, pleust ore à Dieu, faire für sprechen, und selbst das characteristische 'pour abregier' (v. 1242), welches in allen schriften La Sales wiederkehrt, zumeist im Saintré p. 83, 119 etc., oder eigenthümliche formen wie homs (v. 405), empièce (v. 219), u. s. w., sondern alle die schatten des stils, mit denen der autor seine reden zu verzieren pflegt. Die symmetrie der imperfecte des subjonctifs, wie: Qui me payast, je m'en allasse P 603 oder: Se j'eusse aide, je vous liasse, P 826 oder: Il fust bon que je m'en allasse, P 975 und: Si je fusse femme qui me gouvernasse mauvesement, je ne m'esmerveillase pas, et fusse mieulx de vous que je ne suy, M 80 oder: Il fust mestier que vous et moy fussons en paradis, M 108 (Génin p. 282) oder der subjonctif im realativsatze, wie: Tenu l'une des plus saiges testes qui soit en toute la paroisse, P 52 und: Elle est une des bonnes proudes femmes qui soit en tout le pays, M 158 — solche wendungen sind für den stil La Sales characteristisch genug. Er liebt es ferner, synonima anzuwenden und befleisst sich einer gewissen fülle der rede; man schlage jede seite nach beispielen auf; Pluseurs ont travaillé à monstrer par gans raisons et auctoritez, que c'est plus grant

felicité en terre à homme de vivre en franchise et liberté que soy asservir de sa voulenté, sans contrainte, M 1, oder savoir et pouvoir S 2, M 164 u. s. w., dieser neigung entsagt selbst die gebundene rede des Pathelin nicht: sain et dru, v. 105, sain et fort v. 1095, vray et verité v. 1091, assommé et tué v. 1107, u. s. w. Wie gut La Sale um kleider und kleidungsstoffe bescheid weiss, sehen wir aus dem Saintré wie aus den Quinze joye: im Pathelin dreht sich die ganze handlung um ein stück tuch. Die abstammung spielt bei dem wappen- und stammbaumkundigen La Sale immer eine grosse rolle; in den ehefreuden halten die frauen den männern gern ihre hohe herkunft vor, p. 18, 46; p. 12 beruft sich eine sogar auf die 'qui scevent les lignes': Pathelin will dem Guillaume schmeicheln und spricht eine 'lignaige' heraus, 'je l'ai armé et blasonné,' sagt er hernach zu seiner frau. Welch ein meister ist La Sale in der schilderung der verstellung, nicht nur in den Quinze joyes, sondern auch im harmlosen Saintré wollen seine personen scheinen, was sie nicht sind; personage ist eins seiner häufigsten worte: welche verwickelung von verstellungen aber haben wir erst in der farce! der etymologe muss auf sie zurückgehen, um den ursprung von patheliner (sich verstellen, schon 1470 nach Génin p. 13, le pathelin (die täuschung, Pseudo-Villon ed. Jacob p. 332), oder le pathelinage zu finden. Es werden hier dieselben ideen ausgedrückt, dieselben betheuerungen angewandt, dieselbe list geschildert, wie in den Quinze joyes de mariage. Antoine de La Sale schreibt so eigenthümlich, dass, wollte er etwa unerkannt bleiben, er es nicht vermochte. Schlagendere beweise stehen uns nicht und werden wohl nie uns zu gebote stehen, sollte auch die erlangte überzeugung nur eine moralische sein; der strenge beweis ist in dieser untersuchung nicht möglich, ebensowenig wie nach der bemerkung des Aristoteles die überredung etwas in der mathematik vermag.

Die farce von Pathelin muss bald populär geworden sein, in den gedichten Villons und seiner genossen finde ich häufige anklänge.[1] Sprichwörtlich ist: 'Me voulez vous faire entendant

---

[1] Ich selbst war früher geneigt, die farce einem der spiessgesellen Villons — etwa dem Jehan de Calais, dem herausgeber des Jardin de plaisance,

de vessies que sont lanternes? P. 800 und: Tousjours trompeurs aultruy engeaultre, et vend vessies pour lanternes, Villon ed. Jacob p. 92; aussi nu comme ung ver, P 1466 und: des nuez comme le ver, Vill. p. 26, nu comme un ver, p. 219; et n'eussiez vous ne croix ne pille, P 236, und: en chevauchant sans croix ne pile, Vill. p. 46 und: Je ne soustiens ne croix ne pille, Pseudo-Vill. p. 283 und: nous n'en avrons ne croix ne pille, Pseudo-Vill. p. 336; für menton forché, P 145, sagt Villon: menton fourchu, p. 78. In der repeues franches de François Villon, die indessen niemand, der die schönheiten des Petit testament und des Grand testament empfunden hat, dem Villon zuschreiben wird, ist der Pathelin mitunter so ausgebeutet, dass man eine nachahmung zu lesen meint, wie denn diese für mich werthlosen poesien aus Villon und Pathelin zusammengesetzt sind; p. 256, 283 findet sich sogar das 'pour abréger' des La Sale. Das grand testament ist 1461 datiert, ich habe unsere farce um etwa fünf jahre heraufgerückt, als La Sale in Flandern war. Mache aber niemand mehr den Pathelin zu Villons schöpfung, er verriethe sonst, dass er Villon nicht gelesen hat; die, welche ihn dem Jean de Meun oder Guillaume de Lorris, den verfassern des romans von der rose, oder Pierre Blanchet (1459 geboren! also einige jahre später als Pathelin) beilegen, hat Génin bündig widerlegt.

Der Pathelin ist unter den erhaltenen altfranzösischen farcen gewiss die vorzüglichste — character und intriguencomedie zu gleicher zeit. Die erfindung ist bei aller einfachheit äusserst glücklich, der stoff sehr erheiternd, und die form sehr gewandt. Das argument ist folgendes.[1] Guillemette zankt mit ihrem manne,

---

der nach Villon ein poetisches genie sein musste (p. 180), zuzuschreiben; aber die anwartschaft La Sales scheint mir sicherer und besser begründet

[1] Man gestatte mir hier eine anmerkung über etwas, worüber ich vielfach nachgedacht habe, über die chrestomathie. Als ich mich mit der altfranzösischen literatur zu beschäftigen begann, war ich begierig die farce von Pathelin kennen zu lernen, von der ich viel hatte rühmen hören; ich nahm die chrestomathie von Bartsch zur hand und fand, dass der herausgeber 'sans mot sonner', 200 verse aus der ersehnten farce abgedruckt hatte, aus denen ich indessen nicht recht klug werden konnte, weil ich den zusammenhang nicht erfasste. Man wird einwenden, es gebe zu viele hülfsmittel. Aber wenn ich mir die verschaffe, so bedarf ich der chrestomathie

dem advocaten Pathelin, über seine schlechten geschäfte und seinen geringen verdienst, und dieser bricht die unerquickliche unterhaltung ab, indem er erklärt, auf den markt gehen und für sich und seine frau tuch kaufen zu wollen. Das hört Guillemette nicht ungern, wundert sich jedoch, wie er tuch kaufen

---

nicht. Indess in dieser, wird man sagen, sind ausserdem noch viele andere stücke vereinigt. Die werde ich daraus nicht besser kennen lernen als den Pathelin. Schliesslich sagt man: das buch ist auch weniger der sache als der sprache gewidmet. There's the rub! Ich leugne, dass man eine rechtschaffene kenntniss der Sprache des Pathelin aus zweihundert versen erwerben kann, auch nicht aus vier-, sechs-, achthundert, auch nicht aus tausend, man muss ihn ganz lesen. Hat man es auf die Kenntniss der sprache abgesehen, — gute grammatiken und gute wörterbücher sind der einzige weg dazu. Aus fragmenten eines alten französischen werks ersehe ich wohl, dass die sprache doch noch nicht ganz so wie heute war; aber positives lerne ich nicht daraus, ebensowenig wie ich an einem fetzen vom heiligen rock mir nur eine dunkle idee desselben bilden kann, obwohl ich allerdings erkenne, ob er linnen oder wollen gewesen ist. Alles fragmentarische ist vom übel. Man sehe doch, mit welcher sorglichkeit man uns zertrümmerte alte denkmäler restaurirt! Literarische fragmente ruiniren das gedächtniss und die phantasie, und (was das schlimmste ist) sie lähmen das nachdenken. Ich weiss kaum noch ein oder das andre stück, welches ich in englischen oder französischen chrestomathien gelesen habe; aber lebendig steht mir vor der seele, wie ich dasass und den geizhals oder den Tartüffe oder den misanthrope las, und ich könnte noch die Seite angeben, wo mich diese oder jene stelle entzückte, die ich so oft bei mir erwog, wenn mich das treiben der welt zum nachdenken stimmte. Man übersehe nicht den vortheil humanistischer bildung, die sich eigentlich nur am ganzen nährt; jeder abiturient hat seinen Ovid, seinen Virgil, seinen Homer gelesen. Und mein wort darauf, es ist leichter aus den alten eine chrestomathie zu machen als aus den neuen — obschon es ein skandal wäre, wenn man es thäte. Am leichtesten scheint die auswahl aus lyrischen dichtern: ich getraute mir wohl mit zehn liedern ein vollständiges bild Bérangers zu geben, aber diese zehn lieder machen es nicht, dass ich ihn nächst Horaz für den grössten Lyriker aller zeiten halte, sondern dazu bewegt mich nur der ganze, liebe chansonnier, der seine schöne seele in diese lieder gehaucht hat. Chrestomathien verdanken nur dem grunde der wohlfeilheit ihre existenz; in einem idealen staate, in dem es kein geld giebt, in der Civitas solis des Campanella oder in Utopien, werden zuversichtlich keine chrestomathien geschrieben, höchstens sehr voluminöse sammelwerke; bei uns sind sie ein nothwendiges übel; doch muss das übel mit der grösse der nothwendigkeit abnehmen. Man sollte nie eine chrestomathe ohne literaturgeschichte veröffentlichen — gleichsam eine sittliche rechtfertigung der mängel.

wolle, da er doch keinen sou in der tasche habe. 'Lass mich nur machen,' sagt Pathelin und tritt alsbald bei Guillaume Joceaulme, dem tuchhändler, der ihm gegenüber wohnt, ein. 'Wie gehts, Guillaume', spricht er, 'was machen die geschäfte?' 'Nun, wie sollts gehn, immer sachte vorwärts'. 'Ihr seid doch ganz der vater, nie sah ich zwei sich so ähnlich sehn; war das ein mann! ein lustiger Junggesell, meiner treu, wie oft hat er mir zu lachen gegeben! Ihr gleicht ihm, wie ein tropfen dem andern. — Ei, was für ein feines tuch ihr da liegen habt, so sanft und weich.' 'Ich habe es aus der wolle meiner schafe herrichten lassen.' 'Ha, was für ein geschäftsmann ihr seid! ganz der vater! immer, immer schaffen!' Que voulez vous? il fau songner qui veult vivre et soutenir paine,' sagt der tuchhändler. 'Und dieser stoff?' fährt Pathelin fort, indem er einen andern berührt; 'wahrhaftig, ich kam nicht in der absicht her, tuch zu kaufen; ich hatte achtzig gulden beiseite gelegt, um sie auf zinsen zu thun, aber das tuch gefällt mir so, dass es ein jammer ist.' Kurz, nach vielem hin- und herreden kauft Pathelin, nachdem er den denier à Dieu gegeben hat, sechs ellen für sechs gulden oder neun francs, und bittet den tuchhändler das geld bei ihm abzuholen, um mit ihm eine gebratene gans zu verzehren und seinen wein zu kosten. 'Euer seliger vater,' spricht er, 'der ging nicht vorbei, er rief mir zu: 'Nun, gevatter, wie gehts, wie stehts? ihr aber unter euch reichen kümmert euch nicht um uns arme.' Dann nimmt er das tuch unter den arm und geht ab. Seine frau ist sehr erstaunt, ihn mit dem erschwindelten tuche ankommen zu sehen, er giebt ihr aufklärung und sagt, er werde sich krank stellen, wenn Joceaulme komme, sie solle die betrübte machen und versichern, ihr mann sei seit zwei monaten nicht aus dem hause gekommen. Der geldgierige Joceaulme, der in seinem herzen den dummen Pathelin verlacht, der vierundzwanzig sous für die Elle gegeben hat, die keine zwanzig werth ist, macht sich alsbald auf den weg, um sein geld abzuholen und seines schuldigers gans und wein verzehren zu helfen. Schon in der thüre gebietet ihm frau Pathelin schweigen. 'Grüss euch gott, frau!' 'St! leiser!' sagt Guillemette und raunt dem gaste zu, seit elf wochen liege ihr mann krank darnieder. Als dieser versichert, vor einer halben viertel-

stunde sei er ja bei ihm gewesen, habe sechs ellen tuch gekauft, für das er die bezahlung abzuholen komme, blickt ihn Guillemette gross an, zweifelt, ob er bei sinnen sei, und befiehlt ihm immer wieder, um gottes willen leise zu sprechen. Pathelin erwacht aus seinem schlafe und beginnt zu phantasieren, er hält den tuchhändler für den arzt und setzt ihm so zu, dass er an sich selbst irre wird. Und als ihn Guillemette bittet fortzugehen, weil die leute vielleicht denken möchten, dass er um ihretwillen gekommen sei, entfernt er sich, an seinem verstande zweifelnd. Doch er kehrt, weil er hinter sich hat lachen hören, zurück und fordert ungestüm sein geld; als sich aber Guillemette aufs neue dumm stellt, und Pathelin sehr lebendig gleich einem sterbenden in fünf oder sechs dialecten phantasiert, sieht er ein, dass er sich doch geirrt habe, entschuldigt sich bei der wehklagenden Guillemette, dass er so zudringlich die letzten augenblicke eines sterbenden gestört habe, und geht ab in der überzeugung, dass der teufel ihm diesen streich gespielt habe. Pathelin springt sofort aus dem bette und frohlockt: 'Dieux! qu'il a dessoulz son heaulme de menues conclusions!' Der tuchhändler begegnet darauf seinem schäfer, Thibault Agnelet, der ihm im lauf der jahre viele schafe veruntreut hat; er redet ihn hart an und will ihn auch wegen der sechs ellen tuch belangen lassen, die er gar nicht verschmerzen kann. Agnelet begreift ihn freilich nicht ganz, doch ist er sehr gefasst und geht zum advocaten Pathelin, damit dieser seine sache vertheidige. Pathelin erklärt sich in der aussicht auf einen schönen verdienst bereit und giebt ihm auf, er solle vor dem richter, was man auch sagen oder fragen möge, weiter nichts antworten als: bäh, dann wolle er seine sache schon führen. 'Aber dass du mich gut bezahlst!' 'Seid ausser sorge', antwortet der schäfer. Vor dem richter setzt nun Joceaulme seine beschwerde auseinander, plötzlich erkennt er Pathelin, seine schafe und hämmel sind vergessen, er redet jetzt nur noch von den sechs ellen tuch. Pathelin weiss geschickt auszuweichen, der richter versteht nicht den zusammenhang; er sagt: 'Aber um auf die hämmel zuzückzukommen, wie wars damit?' Der tuchhändler verwirrt fortwährend das tuch und die hämmel, und der schäfer, an den sich der richter wendet, hat auf alle fragen nur eine antwort: 'bäh!' Der richter erkennt,

dass ers mit einem blödsinnigen zu thun habe; der tuchhändler geräth ausser sich, Pathelin plaidiert sehr geschickt; der schäfer wird freigesprochen, und Joceaulme ist der geprellte. Nun erwartet Pathelin vom schäfer bezahlung; der sagt: bäh; Pathelin lobt ihn, er habe seine rolle gut gespielt, er habe nichts mehr zu fürchten; bäh! sagt der schäfer. 'Nun, lass gut sein; bezahle mich jetzt', sagt der advocat; aber der schäfer bleibt unerschütterlich bei seinem bäh; das ist seine einzige bezahlung. Wüthend ruft Pathelin aus: 'Magegrebien! ay je tant vescu que ung bergier, ung mouton vestu, ung villain paillard me rigolle?' Er droht, den schäfer durch einen diener der gerechtigkeit beistecken zu lassen; da findet der schäfer seine sprache wieder, er sagt: 'S'il me treuve, je luy pardonne!' und entflieht.

Das ist der inhalt der kaum sechszehnhundert verse langen farce vom advocaten Pathelin; sie ist vielfach nachgebildet; die bearbeitung von Brueys und Palaprat, in der das moderne requisit jedes dramas,[1] ein liebesverhältniss zwischen Pathelins tochter und Guillaumes sohne, sowie zwischen Agnelet und der magd des advocaten nicht fehlt, behauptet sich bis heute im repertoir der französischen bühne, und wird sich behaupten (wie Voltaire sagt), so lange es ein theater in Frankreich giebt. Uns aber ist die alte farce lieber als das kunstgerechte lustspiel.

Ums jahr 1456 scheint La Sale Flandern verlassen zu haben, wir finden ihn drei jahre später auf schloss Genappe, welches unweit Brüssel liegt. Als nämlich 1456 der dauphin von Frankreich an den hof des herzogs von Burgund floh,

---

[1] Nichts legt beredteres Zeugniss für die gesunkenheit des geschmacks ab als das wohlgefallen an der schilderung des liebesverhältnisses, welches heutzutage sich das ganze genre des romans vindicirt hat. Gute romane haben nichts oder nur weniges (und dieses accidentell) davon. Romane sind nur für ignoranten, sentimentale jünglinge und weiber, welche letztere allein in diesem genre reüssieren können. Es bilde sich kein romanschreiber ein, er habe etwas particulieres von einem liebesverhältnisse; es ist immer das nämliche. 'Hans liebt Grete oder Grete liebt Hans, vorhandene schwierigkeiten werden überwunden, und sie kriegen sich. Leihbibliotheken, sonntagsblätter, zeitungsfeuilletons, wochenjournale, familienblätter — alles arbeitet langsam, aber sicher auf den ruin des geschmacks hin. Wer an dergleichen freude empfindet, den wird man nicht falsch beurtheilen, wenn man mit Pathelin sagt: 'Dieux! qu'il a dessoulz son heaulme de menues conclusions!'

überwies ihm dieser das genannte schloss als wohnsitz, mit einer monatlichen rente von 6000 ducaten.[1] Der dauphin blieb in Brabant bis 1461, in welchem jahre sein vater starb, und er als Ludwig XI. den thron von Frankreich bestieg. Er war ein nachdenklicher, tiefsinniger fürst, von dem Comines, sein getreuer diener, bezeugt, er habe ihn nie ohne gram und sorge gesehn, mém. 6, 13. Zu Genappe versammelte er eine schar von edelleuten um sich, unter deren zahl La Sale gewesen sein muss; denn wie es der nachmalige Ludwig XI. verstand, alle bedeutenden männer zu gewinnen oder zu vernichten, so wird sich der vorzüglichste schriftsteller des jahrhunderts kaum seinen blicken entzogen haben. ‚Il cognoissait toutes gens d'authorité et de valeur, qui estoient en Angleterre, en Espaigne, en Portugal, en Italie et ès seigneuries du duc de Bourgoigne et en Bretaigne, ainsi comme il faisoit ses sujets.' Comines, mém. 1, 10.

In Genappe schrieb La Salle sein bekanntes werk: L'hystoire et la plaisante cronicque du petit Jehan de Saintré et de la jeune dame des belles cousines sans autre nom nommer; die widmung an Johann von Anjou, seinen frühern zögling, ist datiert: Geneppe en Brebant, septembre 25, 1459 — das werk eines sechzigers, auf die bitte jenes prinzen geschrieben. ‘Wenn ich je, pour trop ou peu escripre', heisst es in jener dedication, ‘gefehlt habe, so verzeiht es.' Um so reden zu können, musste er bereits autor mehrerer bücher sein — der Salade, der Quinze joyes und des Pathelin. Er ist hier wie sonst sehr bescheiden und sagt: ‘moy qui suis et ay tousjours esté rude et de gros engin en maintien, en faiz et en diz.' Der kleine Hans von Saintré ist ein roman voll von lehren milder moral und regeln ritterlicher tapferkeit, ohne dass er deshalb dem comischen und der intrigue entsagte; nicht mit unrecht hat man ihn den Télémaque des XV. jh. genannt. Da er trotz seiner mannigfaltigen schönheiten wenig bekannt ist, so theile ich einen auszug mit.

---

[1] Die nouvelle biographie universelle — ein werk, auf welches Frankreich stolz sein darf — widerspricht bei dieser gelegenheit in ihren artikeln über Louis XI. und Philippe le bon, indem sie einmal die zahl 6000, einmal 2500 giebt.

Am hofe des königs Johann II. des guten (1350—1364) zu Paris war der dreizehnjährige Hans von Saintré page. Da er ein debonnaire et gracieulx jouvencel war, so verliebte sich in ihn eine junge wittwe, die zu den schönen basen von Frankreich gehörte, welcher name gewissen ehrendamen des hofes zukam. Sie befragte ihn daher eines tages vor ihren gesellschafterinnen, wer seine dame par amours sei, worauf er statt aller antwort verschämt mit dem zipfel seines gürtels spielte. Nach wiederholtem drängen nennt er ein zehnjähriges mädchen, wobei sich die schöne cousine dachte, 'que amours d'enfance et ignorance y ouvroit;' sie eröffnet ihm darum ihr herz, ganz im geheimen, und erklärt, dass sie, eine reiche und edle dame, ihn gross und berühmt machen wolle. Sie unterweist und belehrt ihn, wie le vrai amoureux gentilhomme sein müsse: er meide die sieben todsünden, er sei in der messe der andächtigste, bei tische der sittsamste, in gesellschaft der gefälligste; seine ohren hören keine hässlichen worte, seine augen werfen keine falschen blicke, seine lippen reden nichts unanständiges, seine hände geloben nichts falsches, und seine füsse gehen an keinen verrufenen ort. Sie befiehlt ihm ferner, die zehn gebote zu halten und die artikel der christlichen lehre zu glauben, sowie die sieben cardinaltugenden[1]), die sieben gaben des heiligen geistes, die acht glückseligkeiten, die vier körperlichen eigenschaften, die sieben geistigen und körperlichen werke des mitleids, die sieben sacramente der kirche; vermeiden solle er die sieben todsünden und die sieben gegen den heiligen geist; er solle regelmässig beichten und die heiligthümer ehren, bei jedem vorhaben seinen segen sprechen, kein blut vergiessen und auf die reinlichkeit seines körpers halten; über alles solle ihm die wahrheit gehen; der armen solle er sich erbarmen und sich nicht überheben, sondern die hinfälligkeit und eitelkeit alles irdischen bedenken. — Nachdem der kleine Saintré gelobt hat, diese vorschriften der damé zu befolgen, giebt sie ihm geld, damit er sich honnestement ausrüsten und kleiden kann, was unser autor mit fast peinlicher

[1] Drei christliche: glaube, liebe, hoffnung nach 1. Cor. 13, 13 und vier aristotelische: klugheit, mässigkeit, tapferkeit und gerechtigkeit nach Eth. Nicom.

sorgfalt beschreibt. Vor dem hofe giebt sich die dame nicht als die wohlthäterin des pagen zu erkennen, sondern von zeit zu zeit trifft sie mit ihm im geheimen zusammen; merkwürdig ist das signal zu solcher zusammenkunft: mit einer spindel stochert sie sich in den zähnen, was verstanden zu haben er durch das reiben des rechten auges anzeigt.[1] Ceste amour ainsi loyalle et secrette dura XVI. ans, p. 60. Durch die unterstützung der dame steigt Saintré von tage zu tage in der gunst des königs, der ihn nach drei jahren zum écuyer trenchant ernennt. Er kauft pferde und dienerschaft und nimmt an den turnieren theil. Er geht an den hof des königs von Arragon und verrichtet in Barcelona gegen den Ritter Enguerrant vorzügliche waffenthaten zu drei malen. Gott weiss die freude und ehre, die man ihm bei seiner rückkunft in Paris erwies. Er schliesst ein freundschaftsbündniss mit dem écuyer Bouciqault[2] gleichwie David mit Jonathan; zwei brüder können sich nicht besser lieben; der eine war pour les armes, der andere pour le conseil der vorzüglichste, dass die herolde und waffenkönige zu sagen pflegten:

> Quant vient à ung assault,
> Mieulx vault Saintré qui Bouciqault;
> Mais quant vient à un traité,
> Mieulx vault Bouciqault que Saintré.

Saintré dringt rasch auf der bahn des ruhmes vor; er überwindet eben herrn von Loysselench in einem turniere zu pferde und zu fuss, gewinnt gegen englische ritter acht diamanten, besiegt zwei Lombarden und den baron von Tresto; endlich zog er nach Preussen gegen die Sarazenen, worunter alle ungläubigen gemeint sind, die den deutschen orden befehdeten — alles auf geheiss seiner dame par amours. Da heisst es: 'Helas! or s'en va celuy qui en noz adversitez nous confortoit, et qui en noz affaires nous conseilloit, et qui en noz necessités nous secouroit; et si ne sçavons se jamais le verrons.' In Preussen

---

[1] Noch ein anderes mal wird unser ästhetisches gefühl in ähnlicher weise fast verletzt: die schöne cousine gelobt bei einer unternehmung Saintrés, bis er glücklich zurückgekehrt sei, der wohlthat eines hemdes zu entsagen.

[2] Es ist dies Jean le Maingre, genannt Bouciquaut — einer der unterhändler im vertrage von Bretigny 1360.

thut er wunder in den waffen, tödtet den grosstürken und erobert sein banner. Gott weiss die freude, den triumpf, die ehre, welche er bei seiner rückkehr davonträgt. Er ist jetzt ein vielberühmter held, und lediglich durch seine dame. Da gelüstet es ihn, auf eigene faust ein unternehmen zu beginnen; gegen den willen der dame, deren ehrgeiz sich gekränkt fühlt, will er auf drei jahre in fremden landen auf waffenthaten ausziehen. Mit neun gesellen erlangt er die erlaubniss des königs und begiebt sich an den hof des kaisers — zum allgemeinen bedauern und zum unendlichen schmerze der dame. Damit endet der zweite theil des romans, der für den alterthümler unschätzbar, für den sprachforscher nicht unwichtig, aber für den ästhetiker von geringerem interesse ist. Es ist viel von hauen, stechen und zu boden werfen darin die rede, es wird jede art des turniers, der kampf mit dem schwerte, der lanze, dem dolche und der streitaxt, selbst die ernstliche und mörderische schlacht darin beschrieben, es ist ein anschauliches gemälde der alten ritterzeit. — Der dame wird das leben am hofe nach der abreise Saintrés so verleidet, dass sie sich krank stellt und, nachdem meister Hues, der hofarzt der königin, den luftwechsel als nothwendig dargestellt hat, auf ihre güter geht — auf zwei monate beurlaubt. In der nähe ihres landguts liegt eine abtei, die ihre vorfahren gegründet haben, und die gegenwärtig von einem lebenslustigen und wohlbeleibten abte verwaltet wird. Die dame besucht sie, wird aufs glänzendste bewirtet und ist so mit dem abte zufrieden, dass sie sich in ihn verliebt und die meiste zeit bei ihm verbringt. Unter jagdbelustigungen und liebesspielen gehen die zwei monde dahin, und als die königin nach dieser frist anfrägt, wie es mit der rückkehr an den hof stehe, wird der bote, der seinen augen kaum traut, als er die dame in diesen beschäftigungen antrifft, kalt zurückgeschickt, und die königin vertröstet. Mittlerweile kehrt Saintré, der am hofe des kaisers neuen ruhm erworben hat, heim, und als er zu seiner verwunderung seine dame nicht vorfindet, reist er auf ihr gut, wo er ankommt, als sie gerade auf der jagd begriffen ist. Er begegnet ihr im freien; der joviale abt und die lustigen mönche sind nebst ihren ehrendamen in ihrer umgebung; sie sitzt auf einem zelter, den falken auf der faust. Als Saintré wie in frühern

tagen ein knie senkend freudig ihre hand ergreifen will, ist die dame wie verwandelt; sie bewillkommnet ihn nicht, macht ein verdriessliches gesicht und würdigt ihn kaum eines blickes. Indess leistet er der einladung des abtes folge und geht mit dem jagdzuge ins kloster, indem er seine diener in das nächste wirtshaus sendet. Bei tafel erkühnt sich der abt im laufe des gesprächs die ritterschaft zu schmähen und herabzusetzen, worin er um so ausschweifender wird, als er die dame ganz auf seiner seite sieht. Saintré, über die frechheit des mönchs aufgebracht, bedroht ihn, worauf der unerschrockene abt sich erbietet, da er kein ritter noch krieger sei, seine behauptung in einem ringkampf zu vertheidigen. Obwohl der edle ritter einsieht, dass ringen seine sache nicht sei, muss er sich doch, um den sticheleien der dame zu entgehen, dazu herbeilassen. Mit allen geberden eines hanswurstes rüstet sich der gute abt, und kräftig wie er ist, gelingt es ihm ohne alle mühe, den ritter zu boden zu werfen und vor der dame, die als kampfrichterin dasitzt und unmässig lacht, zu beschämen. Die älteren und würdigeren mönche sind über das betragen des abtes sehr entrüstet und übergeben ihm eine beschwerde, worin sie ausführen, dass solches ringen, wie er es gethan habe, einem geistlichen nicht zukomme und sich mit der würde des klosters nicht vereinigen lasse, und worin sie dringend auffordern, dem herrn von Saintré, der mit ihrem herrn dem könige vertraut sei, vor seiner abreise genugthuung zu geben. Der abt in seiner rohen weise sucht ihn denn durch geschenke zu beschwichtigen, aber der ritter erbittet sich statt ihrer das versprechen: der abt wolle mit der dame in dem wirtshause, in dem er absteige, als entgelt sich von ihm bewirten lassen. Die dame lässt sich vom abte überreden, und erscheint mit allen zofen, und jener mit seinen mönchen zur angesetzten stunde. Nachdem die tafel aufgehoben ist, lässt Saintré den abt einen panzer anlegen und sich bewaffnen und zwingt ihn zum zweikampfe: er solle mit ihm ringen, wie er zu ringen gelernt habe, widrigenfalls er ihn zum fenster hinauswerfen werde. Der abt fleht um erbarmen, und die mitleidige dame beschimpft den ritter, der sich nur durch die erinnerung an die erwiesenen wohlthaten zurückhalten lässt, sie zu ohrfeigen; er wirft ihr indess ihre untreue und ihr unsittliches leben mit

dem wüsten mönche vor. Dieser thut im kampfe sein möglichstes, aber mit der streitaxt schmettert ihn Saintré zu boden und durchsticht, um seines lebens zu schonen, seine falsche zunge und seine wangen. Voll entsetzen fliehen die zofen und mönche in die ecken gleichwie die schafe; Saintré wendet sich nochmals an die dame: 'Wie, madame?' spricht er, 'ihr habt das herz einen blauen gürtel zu tragen; blau ist die farbe der treue, ihr aber seid die ungetreueste, die ich kenne; ihr sollt ihn hinfort nicht mehr tragen.' Mit diesen worten entreisst er ihr den gürtel, steigt zu ross und kehrt mit seinem gefolge an den hof zurück, indem er die dame und ihren geliebten abt verwundet verlässt. Die dame folgt dem ritter einige zeit nachher an den hof, wo sie den zorn der königin zu beschwichtigen hat. Von dem, was mittlerweile vorgegangen ist, weiss man hier nichts. Da erzählt nun der herr von Saintré eines tages im kreise der herren und damen des hofes (die schöne cousine war darunter) die geschichte von der untreue seiner dame par amours, ohne namen zu nennen, und frägt darnach die damen, was von der dame seiner novelle zu halten sei. Die königin sagt, sie sei falsch und schlecht; eine hofdame, man müsse sie aus guter gesellschaft verbannen; eine andere, man müsse sie zum gelächter der leute auf einem esel durch die stadt führen; noch eine andere, man müsse sie bis zum gürtel entblösst in honig stecken und von den fliegen peinigen lassen; noch andere ersinnen andere strafen. Als nun auch die dame um ihre meinung gefragt wird, entgegnet sie ausweichend, der ritter in der novelle habe sehr unschicklich gehandelt, der dame den gürtel zu rauben. Da zieht der ritter von Saintré den blauen gürtel aus seinem busen, kniet und überreicht ihn der dame, indem er sagt, dann wolle er nicht länger unschicklich sein. Wir brauchen kaum hinzuzufügen, dass alle sich entsetzen, und dass die dame, deren untreue an den tag gekommen ist, für immer und vor dem ganzen hofe entehrt ist. Es giebt ein sprichwort: oncques ne fut feu sans fumée, tant fut il en terre profond — es ist nichts so fein gesponnen, es kommt ans licht der sonnen. Und damit endet der roman. Der ritter von Saintré verrichtete später noch viele ruhmreiche waffenthaten zu wasser und zu lande; und als es Gott gefiel, seine seele zu sich zu nehmen, da war er am

tage, an welchem der tod, der keinen verschont, der klarheit seiner augen die thüre schloss, für den tapfersten ritter frankreichs gehalten; er starb in der stadt St. Esprit an der Rhone, nachdem er alle heiligen sacramente empfangen hatte. 'Aus liebe zu seiner tapferkeit,' schliesst der autor, 'begehrte ich zu sehn, wo sein leichnam liegt, und von dem grabsteine der ihn deckt, bemerkte ich mir die inschrift, die in lateinisch eingegraben ist. 'Hic iacet dominus Johannes de Saintré, miles senexalcus andegavensis et cenamensis, camerariusque domini ducis andegavensis, qui obiit anno domini 1368 die XXV. octobris, cuius anima in pace requiescat. Amen.'

Der held La Sales ist nicht jener historische Saintré, 'que l'on tenoit pour le meilleur et plus vaillant chevalier de France,' von dem Froissart berichtet; der romancier hat ihn ausgeschmückt mit der freigiebigen phantasie des dichters. Guichard hat einige züge aus den memoiren des Jean le Maingre de Boucicaut (1367—1421) in dem gemälde des La Sale gefunden, und Vallet de Vireville hat eine ähnlichkeit mit Jacquet de Lalain, mit dem zunamen le bon chevalier, (1422—1453), bemerkt, dessen andenken zur zeit des autors noch frisch und bekannt war. Die heldin des romans, la dame des belles cousines sans autre nom nommer, ist bis heute ein räthsel, da La Sale sich jeder nachricht über ihre persönlichkeit enthalten hat; es ist nicht zu sagen, wen er gemeint hat, ich vermuthe eine zeitgenossin, deren geschichte er mit den heldenthaten des um ein jahrhundert ältern Saintré zu einem künstlichen romane verwob; allem anscheine nach verboten ihm rücksichten, sie deutlicher zu bezeichnen, weshalb uns ihr name wohl für immer entgehen wird. Jedenfalls halten alle conjecturen, die man vom sechzehnten jh. an gemacht hat, nicht stand. In anderer hinsicht bewahrt La Sale historische treue, sein roman ist nicht voll jener wunderlichen abenteuer mit schrecklichen riesen oder scheusslichen zwergen, mit verzauberten schlössern oder feuerspeienden drachen, dinge welche für das mittelalter so characteristisch sind. Der Petit Jehan de Saintré behält beständig das ziel der belehrung im auge, daher die vielen lateinischen citate, die ausführlichkeit in den schilderungen des turniers, die langen listen von ritterlichen familien Frankreichs, die für den historiker eine wahre fundgrube

sind, und andere züge, die als pedantisch erscheinen könnten. Zwei gedichte sind eingeschaltet, eine ballade, welche die treue und beständige liebe preist: C'est tout que d'aymer loyaulment, p. 16 und eine nachbildung des gedichtes des Boethius, de consol. philos. 2, 1: Haec cum superba verterit vices dextra über den unbestand des glückes, p. 277.

A sa dextre plaine d'orgueil,
Voult ses sergens mectre en dueil.

Auch diesen roman hat man der neuzeit wieder zugänglich machen wollen; gegen ende des vorigen jh. veröffentlichte Tressan eine nachbildung, die dem geschmacke seiner zeit entsprechen sollte, und Mérard de Saint-Just eine poetische bearbeitung; im anfang dieses jh. hat sich selbst das vaudeville-theater des stoffes bemächtigt. Wie gewöhnlich übertrifft auch hier das original die nachbildungen um vieles. [1]

Gleichzeitig mit dem romane ist das geschichtliche werkchen: Addicion extraite des croniques de Flandres qui est tres belle chose, in dem La Sale den sieg erzählt, den der herzog von Burgund Odo 1340 über Robert von Artois davontrug, und den herausforderungsbrief Eduards III. von England an Philippe VI. von Frankreich mittheilt. Die manuscripte gewähren die schrift als anhang zum Saintré.

Im jahre 1461 beendigte unser autor das noch unedierte werk, welches seinen namen trägt: Lasale; es ist seinem gönner dem grafen Saint-Pol gewidmet und vielleicht für dessen söhne geschrieben. Das Brüsseler manuscript ist mit einer zeichnung ausgestattet, welches die überreichungsscene darstellt. Wir kennen es nur aus einem berichte von Le Grand d'Aussy, der für unsern verfasser allerdings nicht sehr wohlwollend ist. Er sagt: 'C'est un mauvais traité de morale, divisé en chapitres, sous les titres de dévotion, humilité, pitié, justice, discipline,

---

[1] Es ist regel, dass gute originale schlechte nachbildungen haben; warum? weil ein genie sich zur nachbildung nicht herbeilässt, da sie von der armuth des geistes zeugniss giebt und keine schöpfung ist. Es ist dies auch der grund, warum die Aeneis so weit hinter Homer zurückbleibt, oder warum alle lateinischen dichter der neuzeit der vergessenheit anheimfallen. Fälschungen und untergeschobene werke haben ausserdem noch moralische bedenken.

amour de mariage, etc. ou plutôt c'est un fatras indigeste, dans lequel l'auteur a compilé, sans goût, des traits de l'histoire et de la fable, des exemples tirés de l'antiquité, des maximes, de la morale triviale, et selon l'esprit de son siècle, beaucoup de citations latines', Notices et extraits 5, 393. Ein solches werk ist vom autor Saintrés wohl zu erwarten, indess, ehe ich dem urtheile jenes französischen kunstrichters: C'est un mauvais traité, beistimmte, müsste ich es selbst gelesen haben. Wenn jene läppische geschichte, die Le Grand d'Aussy als probe mittheilt, der glanzpunkt des werkes wäre, dann verzichte ich auch auf die lectüre des ganzen. Ich halte eine publication dieses werkes, welches der verfasser der Quinze joyes de mariage und des Pathelin geschrieben hat, für wünschenswerth.

Als Ludwig der XI. nach dem tode seines vaters 1461 Genappe verliess und den französischen thron bestieg, scheint La Sale ganz in die dienste des herzogs von burgund getreten zu sein; er trägt um diese zeit den titel eines premier maistre d'hostel de monseigneur le duc, in der überschrift der 50. novelle. Wahrscheinlich veröffentlichte er 1462 die berühmte sammlung der Cent nouvelles nouvelles in Brüssel; sie ist dem herzoge gewidmet, auf dessen geheiss sie auch geschrieben ist. Das werk diesem jahre zu überweisen, habe ich mehrere gründe. Schon aus dem datum 1, 261: 'L'an cinquante derrenier passé' darf man schliessen, dass der autor nach 1460 schrieb, denn der ausdruck besagt: in den funfziger jahren. Wenn es heisst 2, 48: A ce propos peut on dire de chiens d'oiseaux d'armes d'amours: Pour ung plaisir mille doleurs; et pour ce nul ne s'i doit bouter, s'il n'en veult à la foiz gouter — so ist das offenbar ein citat aus Villons grand testament, p. 86, ed. Jacob:

> De chiens, d'oyseaulx, d'armes, d'amours
> Chascun le dit à la vollée.
> Pour ung plaisir mille doulours.

Villons gedicht ist aber 1461 datiert. Eben so kannte der autor der Cent nouvelles nouvelles schon die Évangiles des quenouilles, neu ediert von Jannet, Paris 1855, deren sprache der mitte des XV. jh. angehört, und welche die tradition dem Fouquart de Cambray, Antoine du Val und Jean d'Arras, genannt Caron, zuschreibt, von denen der letztere in den Cent nouvelles nou-

velles als erzähler der 22. nov. genannt ist. Die stehende phrase dieses für die geschichte dés aberglaubens so merkwürdigen werkes: 'pour aussy vray que euvangile' findet sich 1, 177: si est vray comme l'euvangile; 2, 106: une assez bonne histoire qui n'est pas moins vraye que l'euvangile; auch schon in Pathelin v. 288 finde ich eine anspielung. 'He! vostre bouche ne parla Depuis, par monseigneur saint Gille, Qu'el ne disoit pas euvangile.' Auch den cynismus N 2, 89: Ma mere avoit tout le plus bel et le plus gros (cou), mais il avoit un si grand nez, findet man Ev. des quen. p. 20: Il me croist ou plus secret lieu de mon corps une chose à maniere de la cresse d'un coq, dont j'ay grand vergogne. Das einzige Manuscript der Cent nouvelles nouvelles endlich, welches heute in Glasgow aufbewahrt wird und dessen text Wright veröffentlichte, trägt das datum 1432 — ein offenbarer fehler für 1462; Génin l. l. p. 23.[1]

Das manuscript begeht eine zweite unrichtigkeit, die geeignet ist, über den ursprung der Cent nouvelles nouvelles irre zu führen, indem es die dedication aus Dijon datiert. Von Burgund spricht der autor in seinem buche nicht, als befinde er sich dort: en la duché de Bourgoigne — à Dijon ou à Beaune, 1, 16; un gentil chevalier de Bourgoigne, 1, 50; la grande et large marche de Bourgoigne, 1, 73; ung gentil chevaliers des marches de Bourgoigne, 1, 204; les aultres chevalier de Bourgoigne, 2, 128. Wer eine anecdote erzählt liebt es zu reden, als sei ihm selbst oder doch einem guten freunde passiert was er berichtet, damit er glaubwürdiger erscheine; auch verlegt er den schauplatz möglichst in seine nähe, weil die sache dadurch an interesse gewinnt, auf die gefahr hin, dass der hörende einwirft: das ist ja eine alte geschichte! So sind auch die hundert neuen novellen meist ins herzogthum Burgund verlegt; der autor versichert, sie hätten sich ereignet 'ès parties de Franze, d'Alemaigne, d'Angleterre, de Haynau, de Brabant et aultres lieux', auch seien

[1] Wenn es 1, 32 heisst: pendant le temps que la mauldite et pestilencieuse guerre de France et d'Angleterre regnoit, et qui encores n'a prins fin — so ist zu beachten, dass dieser krieg, der schon in den vierziger jahren im wesentlichen aufhörte, nie formell durch einen frieden geschlossen ist. Deshalb konnte man noch 1462 sagen: der krieg ist noch nicht zu ende.

sie 'd'assez fresche memoire et de myne beaucoup nouvelle.' Der autor ist wohl bekannt in Flandern und im Hennegau, er gedenkt zum öftern seines aufenthalts in der grafschaft Artois: en la conté d'Artoys n'aguere vivoit ung gentil chevalier, 1, 84; à Libers, bonne petite ville en la conté d'Artoys, 2, 157; le conte Walerant, en son temps conte de Saint Pol, et appelé le beau conte, 1, 28; en la bonne et doulce conté de Saint Pol, n'agueres en ung gros village assez prochain de la ville de Saint Pol, 2, 114; en la ville de Saint Omer avoit nagueres ung gentil compaignon sergent de roy, 2, 41; nagueres que j'estoie à Saint Omer avec ung grand tas de gentilz compaignons, tant de ceens comme de Boulogne et d'ailleurs, 2, 87; à Saint Omer n'a pas long temps advint une assez bonne histoire, 2, 106. Aber der gesichtspunkt, aus dem unser autorschreibt, ist in der nähe von Brüssel in Brabant: au gentil pays de Brabant, 1, 81; en le duché de Brabant, n'a pas longtemps que la memoire n'en soit fresche et presente à ceste heure, 1, 137; au pais de Brabant, qui est bonne marche et plaisante, 2, 135; ou gentil pays de Brabant, qui est celuy du monde où les bonnes adventures adviennent — j'en monstreray cy une dont la venue est fresche, 2, 184; en la ville de Bruxelles, où maintes adventures sont en nostre temps advenues, 1, 46; nagueres en l'eglise de sainte Goule à Bruxelles, 2, 15; die drei und fünfzigste novelle wird von dem amant de Bruxelles erzählt, in dessen nähe also der autor sein musste. Das herzogthum Burgund gehörte im wesentlichen zu Frankreich, weshalb er häufig von dem königreiche redet: ce n'est pas chose pou accoustumée especialement en ce royaume, 1, 156; ung gentilhomme de ce royaume, 1, 173, 183; chevalier de ce royaume, 1, 223; en ung bourg de ce royaume, 2, 29. Aus einem ausdrucke wie: en une gente petite ville cy entour, 2, 177 schliesse ich, dass nicht eine grosse stadt wie Brüssel der ort des schreibens der hundert neuen nouvellen war; ich vermuthe, dass das schloss Genappe in der nähe Brüssels die scene war, auf die er die erzählung jener lustigen novellen verlegte.

Man hat über den ursprung der Cent nouvelles nouvelles eine artige geschichte ersonnen. Der dauphin von Frankreich habe solches wohlgefallen an dieser art der unterhaltung gehabt,

sagt man, dass in Genappe die erzählung von novellen der hauptsächlichste zeitvertreib gewesen sei, und wie Brantome sagt: 'celuy qui lui faisoit le plus lascif conte de filles de joye, il estoit le mieux venu et festoyé.' Später habe er zur schönen erinnerung an die in Genappe verlebten stunden die hundert neuen novellen verfasst oder verfassen lassen; die mit 'par monseigneur' überschriebenen erzählungen rühren von ihm her. Die ansicht ist um so verbreiteter als ein wohlbekannter romanschreiber sie in einen vielgelesenen roman aufgenommen hat. Sir Walter Scott sagt in seiner vorzüglichen schilderung Ludwigs XI.: 'He even mingled in the comic adventures of obscure intrigue, with a freedom little consistent with the habitual and guarded jealousy of his character; and he was fond of this species of humble gallantry, that he caused a number of its gay and licentious anecdotes to be enrolled in a collection well known to book collectors, in whose eyes (and the work is unfit for any other) the right edition is very precious.' Quentin Durward p. 39 Tauchn. Eben diese rechte ausgabe, die 1487 erschienene editio princeps von Verard hat die sage von der autorschaft Ludwigs XI. veranlasst; sie fügt am ende der dedication die worte hinzu: 'Et notez que par toutes les nouvelles où il est dit par monseigneur il est entendu par monseigneur le dauphin, lequel depuis a succédé à la couronne et est le roy Loys unsieme; car il estoit lors ès pays du duc de Bourgoigne.' Schon Wright hat erwiesen, dass von Ludwig XI. nicht ein sterbenswörtchen in den novellen steht; obwohl sie an vierzig verschiedenen personen (darunter einem, der sich als 'acteur' bezeichnet) zugeschrieben sind, so unterliegt es doch keinem zweifel, dass einer sie sämmtlich verfasst hat, indem er zugleich bemerkte, von wem er sie gehört habe, wie das bei arabischen erzählern so gewöhnlich ist. Das wird keiner verreden, der die Cent nouvelles nouvelles gelesen hat.[1] Deshalb halte man die überschriften nicht für wichtiger als sie sind; sie weichen in den verschiedenen ausgaben ab, und selbst das inhaltsverzeichniss

[1] Die einheitliche abfassung der hundert novellen geht aus dem stil genügend hervor. Ich habe sorge getragen, in meinem angehängten glossare die eigenthümlichsten phrasen durch das ganze werk zu verfolgen.

des vorhandenen manuscripts stimmt nicht immer mit dem texte; nov. 63 ist demselben spitzbuben beigelegt, von dem sie handelt: 'par monseigneur Montlebru,' in dem Paul Lacroix den spiessgesellen Villons vermuthet hat, jenen Blaru, dem der dichter in seinem kleinen testamente seinen diamanten und störrigen gestreiften esel vermacht hat, Vill. p. 15. Was das monseigneur betrifft, so ist es nur auf den herzog zu deuten: nov. 9 ist im text 'par monseigneur' überschrieben, in der table aber 'par monseigneur le duc,' wie ausser dieser noch nov. 1. 2. 58. 71, welche letztere in der table dem 'monseigneur' zugeschrieben wird. Monseigneur ist überschrieben nov. 4. 7. 11. 9. 16. 17. 29. 33. 69. 70 — man sieht eine unverhältnissmässig grosse anzahl. Nov. 71 ist in der table 'par monseigneur' bezeichnet, im text aber 'par monseigneur de La Barde.' Deshalb bin ich der ansicht, dass überall, wo 'par monseigneur' steht, der eigentliche name mangelt; er sollte vielleicht später hinzugefügt werden, der autor vergass es, oder die manuscripte haben die namen unterdrückt und vernachlässigt, was gar nicht unwahrscheinlich ist, wenn man bedenkt, wie leichtfertig die verschiedenen ausgaben mit jenen überschriften umspringen. In dem cataloge der bibliothek Gaignats von De Bure, 1769, wird unter nro 1261 eines manuscripts gedacht, welches zum titel bemerkt: 'tant de Monseigneur, que Dieu pardonne, que de plusieurs autres de son hostel,' woraus erhellt, dass es nach 1467, dem todesjahre Philipps des guten, geschrieben ist. In der that sind alle erzähler der Cent nouvelles nouvelles — so weit sie bekannt sind — diener des herzogs von Burgund, wie La Roche, Loan, Launoy, Castregat, Créquy, Viguier, Fiennes, Villiers, Saint Pol, u. a., wie denn der text bei einigen hinzufügt 'escuyer de monseigneur 1, 67; chevalier de l'ordre de monseigneur, nämlich de la Toison d'or, 1, 73, gentilhomme de la chambre de monseigneur heisst derselbe 2, 143 und andere 1, 137. 166. 2, 194. Darum wird man nicht mehr behaupten dürfen, der monseigneur der Cent nouvelles nouvelles sei Ludwig XI.; er hat mit dem buche nichts zu schaffen, und der vortrefflichste lexicograph des jahrhunderts — ich rede von Littré, der die hundert neuen novellen fleissig citiert — thut unrecht, wenn er das werk immer unter dem namen Louis XI. anführt. Der autor der Cent nou-

velles nouvelles wollte eine gesellschaft fingieren, in der sie vorgetragen wurden, wie der anfang mancher unter ihnen zu verstehn giebt, z. b. vous orrez, avant qu'il soit plus tard, tout à ceste heure, 2, 219; aber er vergisst sich hin und wieder und sagt: une joyeuse adventure que je mettray ycy pour accroistre mon nombre, 2, 163, oder pour accroistre et emplier mon nombre des nouvelles que j'ay promins compter et descripere, 2, 184. Von der umgebung des dauphins hat er wahrscheinlich manche seiner geschichten vernommen, aber sein buch hat er unabhängig von ihr geschrieben auf befehl Philipps von Burgund, des reichsten fürsten der zeit, der zum ernste des krieges nicht minder als zum scherz der liebe geneigt war — er hatte vierzig natürliche kinder —, und den Erasmus den helden des alterthums an die seite stellte.

Dass Antoine de La Sale der autor der hundert neuen novellen ist (was man bisher vermuthet hat), will ich mit einigen schlagenden gründen erweisen, deren erster schon genügen würde. Die manuscripte des Petit Jehan de Saintré gewähren als anhang eine erzählung von einem unglücklichen liebespaar Floridan und Elinde, [1] die der autor — er nennt sich Rasse de Brinchamel — dem Antoine de La Sale gewidmet hat. Er sagt in seiner zueignung: 'Je, Rasse de Brinchamel, après ce que vostre demande et peticion j'ay achevez tres rudement ce petit nupcial traictant des mariages, s e l o n l e s d e c r e t s e t l e s l o i x, [2] j'ay voulu en vostre faveur et contemplacion register et escripere par lectre et en cler françoys une chose nouvelle, n'a gueres faicte par adventure piteuse, c'est l'histoire d'une noble

---

[1] Es sollte nach der idee des autors eine novelle im geschmack des Boccaz sein; er sagt: Dictes moy, Anthoine, si celle piteuse adventure et infortune fust advenue au temps de Boccace poete Florentine, si l'eust teu et passé soubs silence, sans en faire aucune mencion en ses livres, p. 721. Aehnlich La Sale: Se au temps du très renommé et eloquent Boccace l'adventure dont je veil fournir ma nouvele fust advenue et à son audience ou cognoissance parvenue, je ne doubte point qu'il ne l'eust adjoustée et mise ou reng du compte des nobles hommes malfortunez. N. 1, 166.

[2] Ich habe die worte unterstrichen, damit nicht etwa jemand in dieser stelle den autor der Quinze joyes de mariage zu finden meint: der lobredner der keuschen Elinde war nicht fähig, ein solches meisterwerk zu schaffen.

jeune damoyselle nommée Elinde'. Saintré, Paris 1724, p. 690. Die novelle, welche von einem mädchen handelt, welches der entehrung den tod vorzieht, ist allerdings très-rudement und ohne sonderlichen geschmack erzählt. Diese selbe novelle ist nun neu und schöner bearbeitet in die Cent nouvelles nouvelles aufgenommen, es ist die 98ste, welche sich der 'acteur' selbst zuschreibt. La Sale hat die ihm gewidmete novelle zugeschnitten — indem er fast alle einzelnheiten bewahrte — und in seinen recueil zugelassen; die namen Floridans und Elindens hat er unterdrückt. Ausserdem unterstützen aber alle werke La Sales seine antwartschaft auf die Cent nouvelles nouvelles; man müsste blind sein, wollte man ihn verkennen. Die augen pflegt er die schützer des herzens zu nennen: Les yeulx, archiers de cueur, peu à peu commencerent l'ung des cueurs à l'aultre traire, S 230, und: Comme il est de coustume, les yeulx d'elle, archiers du cueur, descochèrent tant de flèches en la personne dudit bourgois, N 1, 1. Bei tafel schwelgend, unterm tische füsseln: L'autre lui marche dessus le pié, M 24. Les piés, couverts de la tres large touaille jusques à terre, commencerent de peu à peu l'ung à l'autre toucher, et puis l'ung sur l'aultre marcher, S 230. 255. und: Quand il veoit son point, il prestoit ses yeux à l'ostesse, sans espergner par dessous la table le gracieux jeu des piez, N 1, 197. Wörtlich zweimal: Je luy fendray la teste jusques aux dens, S. 268. N 1, 29. Ebenso: Quand le seigneur de Saintré se voit ainsi villainement menasser, luy diet: Or faulce et desloyalle, telle, telle et telle que vous estes, S 270, und: Et luy qui ne se peult tenir d'exécuter la conclusion prinse entre son compaignon et luy dist: Faulce et desloyalle que vous estes, N 1, 216 — schon von Génin l. l. p. 32 bemerkt. Et là furent donnez baisiers, et baisiers rendus sans compte et sans mesure, tous acompaignez de piteux souspirs, S 92, und: Baisiers donnez, baisiers rendus, tant et si longuement que chacun ne desiroit que le lit, N 1, 3. La Sales 'pour abreger' ist in den novellen häufig, wie 1, 86. Selbst in kleinen zügen, wie: la minuyt sonna, dont furent tout esbahys, S 92, und: la cloche sonna XII. heures, dont ilz se donnerent grant merveilles, N 1, 43 erkennt man denselben schreiber. Nicht nur den autor des Saintré, sondern auch den der Quinze joyes de mariages er-

kennen wir in den novellen wieder; das werk wird geradezu citiert. Es heisst von einem eifersüchtigen ehemanne: 'Ce bon jaloux dont je vous compte estoit très grand historien et avoit beaucoup veu, leu et releu de diverses histoires; mais la fin principale à quoy tendoit son exercice et tout son estude, estoit de savoir et cognoistre les façons et manières et quoy et comment femmes pevent decepvoir leurs mariz. Et car, le Dieu mercy, les histoires anciennes, comme Matheolet, Juvenal,[1] les Quinze joyes de mariage, et aultres pluseurs dont je ne sçay le compte, font mencion de diverses tromperies, couteles, abusions et deceptions en rest estat advenues.' N 1, 232. Die Cent nouvelles nouvelles, dieses martyrologium getäuschter gatten, sind gleichsam der commentar zu den Quinze Joyes. Es heisst: Ung fol nagueres s'advisa de faire le pis qu'il pourroit, c'est assavoir se marier, 1, 63; comment il estoit helas! maryé, 1, 261; Maryer! disoit il; j'aymeroye mieux me aller pendre au gibet que jamais me rebouter ou dangier de trouver enfer, que j'ay, le Dieu mercy, à ceste heure passé, 2, 162; und selbst die folgende stelle ist im geiste der Quinze joyes: Beney soit ce saint mariage, par quoy la memoire et souvenance des pères est entretenue, et dont leurs possessions et heritages ont par leurs doulx enfans à éternelle permanence et durée! 2, 226. Gleich die erste novelle liest sich wie ein capitel aus den Quinze joyes de mariage; ähnlich viele andere. Selbst in kleineren zügen der novellen verräth sich der autor der ehefreuden; ich führe die schilderung der hochzeitsnacht an: Quant elle sentira faulser la piece, elle giete ung cry d'alaine souppireux, ainsi comme d'une personne qui se met à coup tout nud en l'eaue froide jusques aux mamelles, et ne la pas acoustumé, M 126 und: Creez que la pouvre gentil femme à cest coup gecta ung bien hault et dur cry, qui de pluseurs fut clerement oy et entendu, qui cuicloient à la verité qu'elle gectast ce cry à la despuceller, comme c'est la coustume en ce royaume, N 1, 174. Selbst im Pathelin[2]

---

[1] Man wird sich erinnern, dass auch der Autor der Quinze joyes den Juvenal kannte.

[2] Génin l. l. p. 21 findet in den novellen zwei directe anspielungen auf die farce. Messeigneurs, pardonnez moy que je vous ay fait paier la bée,

habe ich manchen ausdruck der Cent nouvelles nouvelles gelesen: ich erwähne das 'avaler sans mascher' — das 'taillé de' — den lebendigen dativ 'vous', der ganz im geiste La Sales ist — und anderes, welches mein glossar nachweist. Von der sprache kann ich nach diesen gewichtigen sachlichen gründen schweigen. Die anwendung der synonyme ist auf jeder seite zu beobachten: Fortune le maintint et soustint jusques en la fin de ses jours, N 1, 1. Flüche und bekräftigungen verwendet La Sale hier so häufig wie sonst, das Dieu scet ist eine hauptzierde der sprache in den novellen wie im Saintré oder den Quinze joyes. Um der lebendigkeit der rede willen pflegt er in allen werken an seine Leser zu appellieren und zugleich sie in die handlung hineinzuziehen. S'elle en fut bien joyeuse, il ne le fault jà demander, N 1, 2; S'il fut bien doulcement et autretant joyeusement receu, pensez que oy, N 1, 13; ähnlich unzählige male in den novellen wie im Saintré: Se madame estoit aise, il ne le fault pas demander, p. 83, passim, und in den ehefreuden: Ne demandes point les douloureux pensemens où le pouve homme est, p. 20; et povez penser si en tant de temps il a en assez à souffrir, p. 103. Doch ich will durch diese dunkleren argumente die helleren nicht in schatten stellen; ich halte es für erwiesen, dass Antoine de La Sale der autor der Cent nouvelles nouvelles ist.

Das werk gehört zu den beachtenswertheren in der ungeheuern literatur der novelle, die fast ausschliessliches eigenthum der Romanen ist. Die novelle ist eine erzählung, deren anlage einfach, und deren auflösung meist comisch ist; erheiternd wie sie sein soll, läuft sie oft auf vorwitze aus und bewegt sich mit vorliebe auf schlüpfrigem boden. Der decameron des Boccazz, Giraldis Hecatommiti, Sacchettis novellen, Straparoles spasshafte nächte, Malespinis Ducento novelle, die Cento novelle antiche, die Cent nouvelles nouvelles, der heptameron der königin von Navarra, Poggii Florentini facetiae und Morlini novellae — das sind (der flut der spätern, namentlich lateinischen zu geschweigen)

2, 150 ist indess keine andeutung auf das bê des schäfers Aignelet, wie 1, 146: c'est une grande bée (= rheuine) lehrt. Ebenso ist der ausdruck: les servit grandement en son patoys à ce disner, 1, 112 kaum ein beweis für diese behauptung.

die haupterzeugnisse dieser gattung. Blosse anecdotensammlungen sind die deutschen bücher 'von schimpf und ernst' sowie die Jocoseria des Melander, obwohl sie ursprünglich die romanischen novellen nachahmen mochten. Boccaz ist ihr vater; er hat das erste hundert von novellen geschrieben; einen rahmen wie er hat auch die königin von Navarra um ihre erzählungen gelegt, die ursprünglich auch auf einen decameron berechnet waren. Eine gesellschaft ist bei jenem durch die pest, bei dieser durch einen anhaltenden regen ans haus gebunden und vertreibt die zeit mit anecdoten; bei Straparole sind die erzähler eine gesellschaft auf dem lande, ähnlich jenen wallern von Canterbury bei Chaucer, der die meisten seiner tales von den Italienern hat, ähnlich auch vielen romanen des achtzehnten jh. — ich erinnere an Diderots Jacques le fataliste. Die idee zur kurzweil geschichten zu erzählen ist sehr alt und stammt aus dem Oriente; sie begegnet bekanntlich in Tausend und einer nacht bei den Arabern, bei den Indern in den unermesslichsten epen und kunstreichen romanen, z. b. dem Daça-kumâra-carita, den abenteuern der zehn prinzen. Die meisten novellensammlungen haben solche einkleidung verschmäht, die Cent nouvelles nouvelles haben einen historischen hintergrund, der für uns aber kaum erkennbar ist.

Die meisten der Cent nouvelles nouvelles hat La Sale nicht zum ersten male erzählt; viele derselben finden wir wieder in den alten fabliaux des dreizehnten und vierzehnten jh., wie nov. 1. 19. 34. 61. 64. 66. 78. 88; einige schon in Boccaz, wie nov. 9. 14. 16. 38. 78. 88; und sehr viele in Poggii facetiae, wie nov. 3. 8. 9. 11. 12. 20. 32. 50. 76. 79. 80. 88. 90. 91. 93. 95. 96. 99; auch in spätern novellenbüchern treffen wir einige an, wie nov. 9 und 16 im heptameron 1, 8 und 1, 6. Wie viel unser autor auch entliehen haben mag, er hat nichts verdorben; man wird mit vergnügen ihn eine anecdote vortragen hören, die man schon aus Boccaz oder Pogge kennt. Mit den hundert alten novellen (die von Toasi aufs neue ediert sind, Milano 1825) hat er kaum etwas ausser dem titel gemein; ich finde sie matt und witzlos. Mir scheint, unter den bedeutenderen novellisten ist Boccaz der ehrlichste und classischste, Giraldi der moralischste und ausführlichste, Sacchetti der harmloseste und gewöhnlichste, Straparole der mannigfaltigste und geschmückteste, Pogge der

einfachste und trockenste, Morlini der sinnlichste und schamloseste, Margarete von Valois die zierlichste und gewählteste, der verfasser der hundert neuen novellen aber der naivste und witzigste.

Wir können uns allerdings nicht verhehlen, dass dies buch unter den schlüpfrigen novellenbüchern eines der schlüpfrigsten ist — est ist die ganze brutalität und der ganze egoismus des zeitalters darin abgelagert, sagt das treffliche handbuch von Herrig und Burguy darüber. Lebenslustige cavaliere und ungetreue weiber, arglose bürger und schlaue hausfrauen, eifersüchige gatten und leichtfertige gattinnen, schmucke diener und reizende zofen, betrogene alte und junge betrüger, verschmitzte mönche und wollüstige nonnen – das ist das stereotype personal der novelle. Wir werden nicht irren, wenn wir aus der novellenliteratur, die sich in zwei bis drei jahrhunderte zusammendrängt, die saloppen sitten der zeit erkennen, in der dergleichen geschrieben, gedruckt und begierig gelesen wurde. Allerdings, es war eine zeit, von der man mit Béranger sagen könnte:

Grâce aux plus drôles de corps,
La France était folle.
Tous les hommes plaisantaient
Et les femmes se prêtaient
A la gaudriole,
O gué,
A la gaudriole.

Derselbe Béranger sagt, indem er bei der besprechung seiner freieren chansons (Ma biographie p. 384 der ausg. in 32⁰) der veranlassung dieser art von literatur nachspürt: 'Il est remarquable que c'est habituellement à des époques de despotisme qu'on voit naître de pareilles productions. L'esprit a un tel besoin de liberté, que, lorsqu'il en est privé, il franchit les barrières les moins bien défendues, au risque de pousser trop loin cet élan d'indépendance.' Viele verdammen unbedenklich jede zote als unsittlich, wir wollen der frage nach ihrer würdigung hier nicht aus dem wege gehen und einen ästhetischen auslauf machen.

Die zote ist die absichtliche negation der scham. Die scham wird mit der cultur geboren. Da das ziel des menschen auf seiner höchsten stufe die überwindung des thierischen durch das

menschliche, des körpers durch den gedanken ist, [1] so ist der menschliche geist gleichwie ein dämon in einen niedren leib gebannt; nachdem er sich seiner höhern aufgabe bewusst geworden, erschrickt und erröthet er, wo er ertappt wird — ein thier wie andere thiere. Die scham wächst mit der bildung des geistes; sie ist unwillkürlich und ein gutes vorurtheil. [2] Wo man ihr aber die absicht anmerkt, artet sie in ziererei aus und berührt unangenehm, denn sie verräth eine sinnlichkeit, die sich zu verschleiern sucht. [3] Da wir in der scham eine errungenschaft des menschlichen geistes gewahren, so kann uns niemand ihre verletzung rechtfertigen; sie absichtlich zu zerstören ist unsittlich und heisst sich gegen den zeitgeist auflehnen. Die nackte zote erträgt ein guter geschmack selbst bei einem grossen dichter nicht, wie viel weniger bei unsittlichen romanschreibern, den bordellwirthen der literatur; wer wohlgefallen daran findet gleicht jenem faunen auf dem schönen gemälde Van Dyk's, der der schlafenden nymphe die decke abzieht. Nur dem satiriker ist die zote in dieser nacktheit gestattet wie das gift dem arzte als ästhetisches heilmittel des lasters, wie Juvenal 9, 43.

Die zote 'kann nur durch die comik ästhetisch befreit werden.' Rosenkranz, ästhetik des hässlichen p. 246. Das comische ist die gleichsetzung des ähnlichen, sein zweck der triumph des verstandes, eine innere lust, die sich nach dem grade der ähn-

---

[1] Humanitas est homo ipse — die humanität, das jin, ist der mensch; alles andere betrifft ihn nicht als den menschen, wie es Tchoûng-yoûng der Chinesen heisst. Pauthier, Dictionnaire chinois anamite latin-français. Paris 1867. col. 35.

[2] Scham ist bei denen nicht zu finden, welche keinen respect vor dem menschlichen geiste haben; der pöbel hat sie auf ein minimum beschränkt; den zigeunern mangelt sie fast. Nomadenvölker sind einer absichtlichen verletzung der scham deshalb nicht fähig. Wenn ein arabischer dichter (Amru, muallagah vs. 17) von seiner geliebten rühmt: 'Ein hintrer dem die thür zu eng, und eine hüfte, die mich rasend macht,' so ist das ebensowenig eine zote, als wenn in indischen epen den weibern epitheta ornantia wie varâvohâ (pulcris coxis) oder prithuçrînî (latis natibus) beigegeben sind. Es ist für orientalen geschrieben, die keine idee von abendländischer feiner sitte haben; sie können nicht negieren, was sie nicht gesetzt haben.

[3] Wie Molière von der spröden Arsinoe sagt: 'Elle fait des tableaux couvrir les nudités, mais elle a de l'amour pour les réalités.'

lichkeit und ungleichheit abmisst. Das comische ist beständig relativ, weil der eine besser als der andere die ähnlichkeit und ungleichheit der verglichenen objecte erkennen kann; die sphäre der Leute ist verschieden, und jeden spricht das zumeist an, was aus der seinen ist. Bezieht sich das comische auf allgemein menschliches, so wird man am ehesten allgemeine erheiterung erzielen. So hat denn von je die comik sich mit vorliebe der zote bemächtigt, die sie durch das lächerliche gleichsam entschuldigt; der conflict der menschlichen vernunft mit der thierischen sinnlichkeit gewährt immer neuen stoff zum lachen. Doch muss der witz das wesentliche sein und die zote das accidentelle, sonst lässt sich diese gattung ebensowenig rechtfertigen als die nackte zote, von der ich oben sprach. [1]

Die novellen vom decameron an bis auf den heptameron, den eine zarte und edle frau geschrieben hat, sind alle mehr oder weniger zotig; die Cent nouvelles nouvelles nehmen in dieser Beziehung eine hohe stellung ein; aber keine dieser sammlungen ist witzlos. Gross ist das genie des Boccaz. [2] Daher hat dies genre allezeit ernste vertheidiger gefunden. Pogge

[1] Rabelais ist ein meister der zote, er erreicht sie oft durch einen buchstaben; von einer frau sagt er (Pantagr. 2, 16), sie sei 'folle à la messe,' aber 'molle à la fesse;' aus 'à Beaumont le vicomte' macht er; à beau con le vit monte' (Pantagr. 2, 21). Eben so gewaltsam und unwiderstehlich ist der witz: 'La honteuse est celle qui cueuvre ses yeux de ses genoux;' Montaiglon, recueil 5, 119; sowie alle Tabarinischen zoten; sie sagen in zwei worten, was der meister in langer ausführung mit aristotelischer weisheit zu erweisen sich bemüht. Englische zoten pflegen sehr grob, obwohl nicht ohne witz, zu sein; man lese Shenstone's inscription, welches Schopenhauer so entzückte. Eine feine zote von idealer schönheit liegt in einem altfranzösichen Volksliede: 'au clair de la lune.' Lubin klopft beim mondenscheine bei seinem Freunde Pierrot an: 'Ma chandelle est morte, je n'ai plus de feu; Ouvre-moi ta porte, pour l'amour de Dieu.' Darnach bei der nachbarin, die antwortet: 'Qui frappe de la sorte? Il dit à son tour: Ouvrez votre porte pour le dieu d'amour.'

[2] Ich berufe mich auf Jacob Grimm, der in den Kleinern schriften 1, 76 über die heroen der italienischen literatur handelnd, sagt: 'dem unnachahmlichen erzähler Boccaz stehe ich nicht an, die erste stelle einzuräumen.' Heinse, Ardingello 2, 44 behauptet, dass er 'am mehrsten mensch und der klügste und gegen die gewöhnliche meinung am mehrsten dichter gewesen sei.'

sagt in seinem vorwort: 'Multos futuros esse arbitror, qui has nostras confabulationes tum ut res leves et viro gravi indignas reprehendant, tum in eis ornatiorem dicendi modum et maiorem eloquentiam requirant. Quibus ego si respondeam legisse me nostros maiores prudentissimos ac doctissimos viros facetiis iocis et fabulis delectatos non reprehensionem sed laudem meruisse: satis mihi factum ad illorum existimationem putavi. — Honestum est enim ac ferme necessarium, mentem nostram variis cogitationibus ac molestiis oppressam recreari quandoque a continuis curis et eam aliquo iocandi genere ad hilaritatem remissionemque converti.' Und Béranger sagt: 'Convient-il à mon siècle de se montrer sevère pour des productions dont la gaieté est l'excuse, sinon même le contrepoison, lorsque le roman et le théâtre ont poussé jusqu'à l'obscénité la peinture des passions les plus brutales?' Wer menschen kennt weiss, dass die nicht die angenehmsten sind, welchen vor jeder zote wie vor der pest graut, und von denen Catull sagt: 'nulla venustas, nulla in tam magno est corpore mica salis.' Indess muss man von der zote halten (ich rede nur von der witzigen), was Cardanus[1] von den lastern sagt, sie sei wie der pfeffer und das salz, mässig würze sie, zuviel verderbe sie, wie denn in der that im lateinischen und arabischen das salz den witz bedeutet: sal-mulh. Alle welt möchte witzig sein; wer das sal Mercurii nicht hat, begnügt sich mit dem sal Momi; jenes ist weiss, eine löbliche würze des gesprächs, schadet keinem und gereicht den menschen zum nutzen; dieses ist schwarz, vergiftet den ruf der leute und ist das hauptgewürz in der küche der bosheit, dummheit und geistigen armut — denn es ist am wohlfeilsten. Besser jenes als dieses! Sonst lässt sich die zote sittlich (wie wol ästhetisch) kaum rechtfertigen; und vorausgesetzt, dass wir nicht in die worte des parterre bei Goethe einstimmen: 'Lieber will ich schlechter werden als mich ennuyieren' — so muss uns die zote in ansehung der sittlichkeit als ein gift erscheinen, das man denen vorenthält, die sich und anderen damit schaden könnten,

[1] Vitia sunt ut sal ignis piper; modica condiunt, copiosa corrumpunt. Praecepta ad filios c. 23. Op. 1, 480. Ich habe beobachtet, dass menschen von rigoröser sittlichkeit eine besondere abneigung gegen gewürze hegten.

und mit dem man nur die ratten und mäuse des mismuths und die lästigen fliegen der sorge, die den menschen beständig umsummen, verscheucht und vertilgt.

Mieulx est de ris que de larmes escripere,
Parce que rire est le propre de l'homme —

sagt Rabelais nicht mit unrecht. Eben dies ist von den hundert neuen novellen zu sagen. Was mich mit ihrem cynischen inhalte aussöhnt, ist der witz und die anmuth der sprache. Indess sind auch manche artigen erzählungen darunter, und niemand wird das buch verdriesslich an die seite legen. La Fontaine hat einige der lustigen novellen mit grosser meisterschaft nachgebildet, über welche Vauvenargues eigener ansicht ist, er sagt: 'Le nœud et le fond de ses contes ont peu d'intérêt, et et les sujets en sont bas.'

Die Cent nouvelles nouvelles sind wahrscheinlich das letzte werk Antoines de La Sale. Er scheint bald nachher gestorben zu sein, wir erfahren nichts weiteres über ihn. Sein ganzes leben hat er dichterischer schöpfung gewidmet, und viele umstände haben sich vereinigt, sein eifriges streben zu begünstigen. Er hatte viel gereist, war sehr welterfahren und erfreute sich der gönnerschaft mächtiger fürsten. Er steht am ausgange des mittelalters und gehört ihm kaum an. Er war tief ins leben der zeit eingeweiht und hat uns ihre sitten und gebräuche mit der treue eines historikers überliefert. Mit leichter hand entwirft er uns das gemälde des ritters und des bürgers und des lebenslustigen mönches; er schildert die noth und das elend der menschen, doch liebt er es, die bitterniss des ernstes durch witz und laune zu versüssen. Es ruht auf ihm der milde geist jener philosophie, welche fröhlich die lust des augenblicks empfindet und männlich den schmerz des lebens erträgt.

Die werke La Sales gewähren ein ziemlich vollständiges bild der altfranzösischen sprache des XV. jh. Sein stil — von dem meine untersuchung ausgegangen ist — ist einfach und rein, obwohl nicht ohne schmuck, nicht gesucht und fast aller dialectischen eigenheiten bar, weshalb er sich leichter liest als der des viel spätern Rabelais. Bemerkenswerth ist La Sales vorliebe für sprichwörter; ich stelle die bedeutendsten hier zusammen.

Qui est fait à la bonne foy et du bon cresme, M 50. qui scet bien où il met le sien, 57. jusques à l'autre assise (vorläufig), 61. il a les fievres blanches (die liebeskrankheit), 61. ne porroit l'en pas bien courre et corner ensemble, 95. on s'approuche Quasimodo, 98. pechié lui nuist, 106. qui mieulx vous fait et pis vous a, 107. qui sçait tout le vieil testament et le nouvel, 118 = qui sceit asses de la veille dance, 140. saint sur le baudroy, 120 = ceint sur le cul, P 369. eine hochzeit sans bans et sans selles (geräuschlos), M 126. il n'est jeu qu'à joueurs, 29.

A trois leçons et trois pseaumes, P 771, um ein minimum zu bezeichnen. compter sans rabattre, 82. avaler sans mascher, 1319, N 1, 182. autant que Charles en Espaigne, P 27 (lange). me voulez vous faire entendant de vessies que sont lanternes? 800. que vous vault cecy? pas un peigne! 28. cf. Villon: et ne deust-il avoir vaillant ung pigne, p. 135. Geflügelte worte sind geworden: Qui me payast, je m'en allasse, P 603, und: Suz, revenons à ces moutons, 1291, — um wieder auf den hund zu kommen.

Celuy qui sert et ne persert, son loyer pert, S 236, wo Gueulette persert für persevere und Guichard für perçoit nimmt — beides falsch; es soll heissen: wer dient und nicht durch- oder abdient; quant au cueur de la royne, elle a bien pyssé en son jacques de soye, 249. ne luy dechirez mye sa robe de trop prier, 253. qui parle du loup, il en voit la queue, 267. oncques ne fut feu sans fumée, tant fut il en terre profond, 280.

Elle ne tenoit serre, neant plus que une vieille arbaleste, N 1, 296. et pour assiette en lieu de cresson, elle lui dist, 1, 212. ravoir beurre pour oeufs, 1, 21. allumer sa chandelle (ein vorwand zu kommen), 2, 117. chaufer la cire (warten), 2, 190, die variante eschauffer hat Littré dict. 1, 628 aufgenommen. je n'en fineroye plus que de la vraye croix, 1, 294. n'avoit pas son cueur en sa chausse, 2, 168. plus fine que moustarde, 2, 128. plus gay que une mitaine, 1, 265. sans tenir cy halle de neant (um nichts feilschen), 2, 192. tenant le hoc en l'eaue pour deviser, 1,6, wo das ἅπαξ λεγόμενον hoc wahrscheinlich den haken, engl. hook, die angel bezeichnet. à la tierce foiz va la luycte, 1, 78. luy qui cognoissoit mousche en laict, 1, 95. cf.

Villon: Je cognois bien mouches en laict, p. 222. 194. porter la paste au four, 1, 288. il sembloit qu'ils vouloissent tuer quaresme (alles ohne unterschied), 2, 178. se trouver en place ramonnée, 1, 67. qui à ceste heure l'eust veu rire, jamais n'eust eu les fievres, 1, 133. Saint Anthoine arde la louve; 1, 231. pour qui elle ne feroit neant plus que le singe pour les mauvais, 1, 130. doubtant qu'il ne soit pas bien solier à son pié, 1, 83. il n'est pas damné qui ne le croit, 1, 208, ist sehr tröstlich.

Obwohl La Sales sprache fast auf der grenze des alt und neufranzösischen steht, hat er doch noch viele alterthümliche züge beibehalten. Ich rechne dahin folgende eigenthümlichkeiten. Amour ist ihm noch weiblich: ceste loyalle et bonne amour, S 60. la grant amour, 145. celle amour, 246. les nouvelles amours, N 1, 51. vos dictes amours, 1, 139. ces amours si avant conduictes, 1, 167. Den genitiv drückt er bisweilen durch à aus: le sur plus de la vie au jaloux, N 1, 63. (la chambre de l'hôte) celle à l'oste, 1, 97. la fille à une simple femme vefve, 1, 74. le cueur au dit marchant, 1, 101. le douleur à Jacob, M 138. le denier à Dieu, P 394. De wird mitunter unterdrückt, wo wir es erwarteten: de part ung noble et renommé escuyer, S 47 — für das gewöhnliche de par —, besonders in flüchen: par le sacrement Dieu, M 156. le mal saint Mathelin, P 546. le mau saint Garbot, 894. feu sainct Antoine, Villon p. 84. Den plural bildet er unterschiedslos durch s, nach t dafür z, nach vocalen oder l: x — doch giebt er bisweilen den fimininen der ersten declination ein einfaches e (lat. æ): les convensions et assemblée, N 2, 60. sans espergnier bourdes ne promesse, 1, 96 — wie auch Villon noch: les planete hat, in Bartsch chrest. col. 439, wo die ausgabe von Jacob le bibliophile p. 195 indessen les planetes gewährt; wenn aber les erreur, S 32, oder les plus grans bien, N 1, 262, zu lesen steht, so kann das keine grammatische kunst rechtfertigen. Neben dem alten les lectres hat er schon la lectre, S 240. La Sale verbindet gern zwei adjective, eins dem substantive voran stellend und eins nach: une belle fille et bonne, N 1, 107. bon homme et doulx, 1, 109. de bon vouloir et entier, 1, 234. ung bon marchant et sage, P 123. Die strenge satzordnung des neufranzösischen, welche das regierende voran, das regierte nach stellt, ist unserm

autor noch fremd, und nichts ist gewöhnlicher bei ihm als: à la verité dire (um die wahrheit zu sagen), N 2, 39. qui tres belle femme et gente avoit, 1, 1. belle, gente et bonne estoit, 1, 81. Einer der bemerkenswerthesten gebräuche La Sales ist der infinitivus historicus — wenn ich so jenen kurzen ausdruck bezeichnen darf, mit dem er meist eine comische wirkung erzielt: et bon homme de se sauver, N 1, 30. et monseigneur Talebot de son poing; qui estoit gros et lourd, de charger sur la teste de ce bon pelerin et luy disoit, 1, 37. et l'autre de crier, ib. et bon mary de rehucher, 1, 228. et bon mary de soy courroucer et dit, 1, 240. et bon curé de crier, 2, 81. et bon hoste de saillir avant, 2, 85. et bon prestre de soy retirer, 2, 131, et bon evesque d'assaillir ces perdrix, 2, 222. alors trompettes de sonner et voix du peuple de crier, S 113. lors de baisier et de rebaisier, 216. Den nachsatz führt er fast auf jeder seite durch si (so) ein: s'il le sçavoit bien davant qu'il fust marié, si l'a il oublié, M 53. si je n'ay esté à la grande feste, si fault-il bien qu'on me monstre l'espousée, N 1, 4. qui vous auroit crachié, si seriez vous sans difference, P 157. quant ma dame veit, si lui dist, S 9. Fast ebenso häufig verstärkt si den einfachen satz: La premiere joye de mariage si est quand etc. M 9. si devez savoir, N 1, 34. si advint ainsi, S 8. si sont elles cy (les aulnes) sans rabatre, P 269. maistre renart le vous serre à bonnes dens et si l'emporte, 452. In vielen dingen schwankt La Sale zwischen der alten und neuen sprache; so zumal beim pronomen. Der unterschied der absoluten und conjuncten formen wird kaum beobachtet; man liest: il à qui, N 1, 86. il qui, 2, 168. neben luy qui, 1, 95. Soy findet sich häufig, bei infinitiven und participien namentlich, wo man se erwartete: de soy marier, N 2, 161. soy asservir, M 1. soy repentant et en soy reconfortant, 5. Die kürze des ausdrucks in: un sien voisin, N 2, 34, verbleibt unserm autor. Neben cest, ceste, ces — schwindet cel, celle mehr und mehr: cel jeune, N 2, 248. à celle fin, S 270. icelles fosses, M 4. Das relative quoy wird noch auf ein substantiv bezogen: son cutel de quoy il trenche, M 153. Nichil ist mit haut und haaren aus dem lateinischen genommen, N 1, 107. 170. Am meisten gewahrt man das schwanken La Sales bei den verben; er gebraucht querre neben querir, er giebt der

1 pers. sg. im praesens der starken conj. bald ein s, bald entzieht er es ihr: je tien und je tiens, je requier und je requiers, und dergl. Vieles wird allerdings auf rechnung der copisten zu setzen sein.

Der begriff des altfranzösischen ist ein sehr unbestimmter; für laut- und formenlehre sollten die grammatiken und wörterbücher wenigstens die jhh. aus einander halten — wie es Littré mit so grosser consequenz gethan hat. Die orthographie des französischen war im XV. jh. kaum fixiert, häufig auch die aussprache nicht. Ein wort wird verschieden geschrieben nicht nur in verschiedenen büchern desselben autors, sondern auch auf verschiedenen seiten desselben buches und selbst in verschiedenen linien derselben seite. Um der wichtigkeit der sache willen — denn die lautlehre ist das fundament der grammatik [1] — habe ich einige beobachtungen über das verhältniss der laute bei La Sale gesammelt. Wenn er hier und dort in den einzelnen schriften abweicht, so wird vieles der incorrectheit der texte zuzuschreiben sein, das meiste aber wenig verschlagen.

Die vocale. (*a*) behauptet sich häufig, wo später ai eintritt: agu (N 1, 7) amer, oder au: ara, sara (N 2, 244); als phonetischer ersatz steht es für oi: radde (N 1, 302) und für e vor nasalen: prandre (N 1, 68) prant (M 53) anuyt, femme (N 1, 262) amanché (emmenche S), und ist noch erhalten in cordoannier (cordonnier, N 2, 90), wofür Villon p. 23 cordouennier schreibt, von Cordua.

(*e*) sollte man mit dem gravis in den texten des XV. jh. gar nicht, mit dem acut nur im auslaut bezeichnen. Es behauptet sich für späteres oy: veoit, veez, creez, leal, desplee (M 147) piteable: es steht für a: gref (grave N 1, 18) ennel (M 24.

[1] Keine grammatik kann ansprüche auf wissenschaftlichkeit erheben, die nicht laut-, formen- und satzlehre gleich vollständig behandelt, während bei weitem die meisten nur formenlehre gewähren, selbst für sprachen, welche durchaus wissenschaftlich behandelt sein wollen — z. B. das sanskrit. An die behandlung der grammatik wage sich nur der fleiss; es scheint, nur Deutsche können gute grammatiken schreiben, das gelehrteste volk der erde; die Franzosen sind zu elegant, die Engländer zu practisch. Muster sind Zeusz, Diez, Jacob Grimm, der fürst aller grammatiker — non horum modo, sed quot aut fuerunt, aut posthac aliis erunt in annis.

120.) Envers (N 1, 43), besonders vor r: aver (S 22) espergné N 2, 137), bei Villon selbst cherme p. 110 à la parisienne; für i: deable, dea neben dya, geron (N 1, 40) esperit (S 28, N 2, 42), entencion (M 7. 54. 114), für o vor nasalen: voulenté, l'en; aus dem diphthong geschwächt: vefve, scera (N 1, 60), cuer (M 11) mielx (M 13); — phonetisch ersetzt es ai, ei: fere (M 146), lesser, abesser (M 49) plesir, plest, meson, feble (sogar faebleté N 2, 105), scet, mauves, und selbst in der verbalendung für oi: (sçavet (M 153). Einem anlautenden s mit folgendem consonanten wird e vorgeschlagen, wo solches im nf. nicht üblich: espirituel (N 1, 117. 193), especial. Elidiert wird es in den futuren der stämme auf r: demourra.

(*i*) vollständig identisch mit y, welches der anlaut vorzieht: yre, yssir, ydoine (N 2, 211), buchstäblich so auch an der entsprechenden stelle in der geschichte von Floridan und Elinde geschrieben, noch nicht regelmässig, denn man findet ire, i (für y); in tonlosen silben steht i für e: ciens, liens, dispot (despote S), sogar für a: grimaire, P 18; so muss es auch gesprochen werden im verse: à trois leçons et trois pseaumes (P 771 wie siaumes, Génin p. 339). Vor einem betonten vocale steht es gern nach t: tieulx (M 10. 136. S. Villon p. 30), traictié (M 6. N 2, 60), affaictié (N); nach s: baisier, laissier (M 5. S 245); nach ch: chier, chiere, chief, chies, couchier; nach g: congié, abregier; selbst nach gu: guieres (S 242) — daneben fast sämmtliche formen ohne dieses i, das gewiss nur sehr schwach gehört wurde. Es unterbleibt bisweilen, wo wirs erwartet hätten: pluseurs, matere (N 1, 69) bencuré (M 136) — wo es wahrscheinlich schon gesprochen wurde. Dies vorgeschlagene i greift in der volkssprache schon der mägde bei Molière weit um sich; es findet sich ähnlich in den slavischen sprachen, im coptischen (verglichen mit dem hieroglyphischen), im armenischen; im englischen ist es vor gedehntem u in der aussprache durchgedrungen.

(*o*) behauptet sich gern für späteres ou: (loer, plorer, hoveray (N 2, 204), povoir, porray, despoilli (N 1, 220), roe (N 1, 134. 2, 40), moe, solier (1, 83), courrocer; scheint aber schon mit ou eine aussprache gehabt zu haben (es wechselt dieses auch beständig mit ihm ab), denn P 1192 reimt moe: loue. Unter-

drückt ist es in courcé (S 262); more (N 2, 155) steht für mûre.

(*u*) hat sich hier und dort aus dem lateinischen erhalten, wie suppirant, umbre, u. dergl.

(*ai*) steht regelmässig vor ch, g, gn — ohne wie es scheint in der aussprache von dem daneben bestehenden a abzuweichen: haiche, caicher (N 1, 4), saige, paige (S 84) compaignon; phonetisch steht es für ei, e: frain (N 1, 156), maine (mène), gaitte (guet N 2, 146); auch für nf. oi: mains, abaiz; ay ist die variante des auslauts.

(*ei*) bisweilen abnorm für e oder ai: eiglise (M 17), reigle (S 262), preigne, scey, sceit (M 118), einfluence (M 97), meins (Villon p. 32); ey im auslaut.

(*oi*) für ai: inventoire (N 1, 66), poine (M 130. 160); für ou: poy (M 93); sonst gern vor den nasalen besonders gn für o: soigner oder soinger, besoigne, und dergl., wo es mit o wechselt und daher wohl dieselbe aussprache hatte; doint (donet) wird in flüchen besonders verwandt; der auslaut erheischt oy.

(*au*) einige male für a: tauxé (N 1, 269), paulx (pali-pieux, S), nach welcher analogie ganz abnorm vault (veut): le vault faire chief de cinq cens lances (S 175), ebenso vaulsist für das gewöhnliche voulsist.

(*eu*) als umlaut der verba, deren stamm o hat: deult, treuve (noch bei Molière, Mis. 1, 1) wie peult, veult; doch auch in seuffrir (N 1, 226. 2, 204); für nf. oeu: seur, euvre (N 2, 144), cueur (N. S. P). Beständig kehrt eu wieder in der flexion der verba auf voir: veu, beu, sceu, etc.

(*ou*) ist in diesem jh. sehr häufig; es steht für nf. o besonders vor s: chouse, grousse, endoussé, toust, cousté, oustel, fourme (M 111); für eu, mit dem es abwechselt: pou, goulle, voullette, demourer, paour wie amour und doulour (Villon p. 86); selbst für au ist es gewöhnlich in pouvre; überall findet sich die nebenform mit o: chose, forme, povre.

Die consonanten. (*l*) wird noch überall geschrieben, wo man es heute unterdrückt: heaulme, herault, aultier (N 2, 16. 122), eulx, balme, chevaulcher, leaulté (N 2, 233), faulseté (1, 153), chevaulx, cheveulx; der quetschlaut bleibt unbezeichnet in melleu, deul, aber genoil (M 42), genouil (S 118), absoille

(N 2, 97); es ist aufgelöst in appeau (appel, N 1, 179), aber bleibt in scelle (sceau, S 91), absolu (absous, N 2, 95); nach der analogie, aber unorganisch steht es nach u: peult, deulx (N 1, 231), amoulreux (S 48), fraulde (N 2, 246). (*r*) wechselt mitunter mit l: merencolie (M 53. 150), cristere (P 639, im volksmunde, die novellen haben immer clistère), und behauptet sich. in varlet (wie im engl.). Ein endunganlautendes r kann ein stammauslautendes n sich assimilieren: merrons (mènerons, S.), donrroy (wahrscheinlich dorray gesprochen, S 7), wie es z. B. auch im arabischen ist: min rabbika wird gesprochen mir rabbika, etc.

(*n*) besteht in prins (pris, prehensus); für m: ronteure (N, 1, 181) = rompture (1, 77 für rupture); für l: orphenin (N 1, 106). Auslautendes n nach i und u wird ng: ung, tesmoing; der gequetschte inlaut (ñ) wird auf dreifache weise ausgedrückt, durch gn, ign, ngn: soigner und songner, viengne, gangner, besoigne und besongne, ligne, etc. und häufiger verwandt als heute: preignez, beignir, pugnir (S 217. 280). (*m*) entsteht durch assimilation aus n, d: empiece, gramment, meschamment (N 1, 228. S 17) ammiracion (N 2, 51).

(*pb*) werden nach der etymologie geschrieben in: achapter, sepmaine; doubter soubz. (*f*) hingegen ist abgefallen in fié (M 135). (*v*) ausgefallen in suyr (suivre, N 2, 106).

(*t*) im auslaut der 3 pers. sg. des verbs wird nicht mehr geschrieben, aber vor vocalen nach Beza noch gesprochen: que me grevera il? (P 305, a-t-il); es fehlt noch im anlaute von ante (amita, P 159). (*d*) wird willkürlich vor v geschrieben oder ausgestossen: advis, adventure neben avis, aventure; ähnlich vor j: adjouster; es behauptet sich beständig vor ce in der präposition: ad ce, und fällt aus zwischen vocalen in beneisson (benedictio, S 40, N 2, 184) congyer (congédier, S). (*s*) hat sich in verbalformen häufig aus dem lateinischen erhalten: voulsist, vaulsist, risit (N 2, 22), risirent (1, 95), lysit (lut. 1. 34), dist (dixit), etc. immer noch vor e nach e und vor consonanten: despartir, desduit (selten deduit); unorganisch in este (aile); es vertritt c: ses (ces, aber selten), soussi (souci), und z im auslaut nach e: asses, demendes.

(*c*) behauptet sich in der schrift vor t: barecte (S 250),

delict, droicturier; steht analog in: lectre, mectre, actendre (M 150), und alterthümlich in: Bouloigne la crasse (N 2, 239). Es steht für qu: carcoys (S), fabrice (N 2, 199); für ch: acevé (N 2, 146), calenger (2, 129), cicaneur (2, 206); umgekehrt croquer (für accrocher N 1, 23); zur bezeichnung des zischlautes wird mitunter z hinzugefügt: piècza (M); die alte schrift kennt die nützliche cedille noch nicht. Phonetisch vertritt c das s sehr häufig: Cecile (S), adrecié (N 1, 204), bource, dance, pencer, jaçoit, etc. (*ch*) für s, c, x: crochette (crosse, N 1, 77), percha (perça, 2, 217), rouchyner (N 1, 113 neben rouciner, 1, 111. 279), fiché (fixé, 2, 246). (*g*) ist beachtenswerth in segond (N 1, 274), für j in ge (M 58. 76. 78. 80. 118. 125), im auslaut nach n: ung, seing; zur bezeichnung des nasenlautes; im inlaut vor n, zur bezeichnung des quetschlautes, ugne (für une, M 4). (*h*) hat sich wie im italienischen und spanischen erhalten in ha (N 2, 20), oft im anlaut incorrect, wie jener bei Catull, 84, hinsidias sagt: habondance (S 18), Hermenie (S), aber noch eur, eureux; während es sonst im anlaut schwindet: onneur, omme (M 124. N 1, 127. S 142) oder ome (M 113), uis (M 81. 153) — neben den correcten formen. Im inlaut scheint es zur vermeidung des hiatus eingeschaltet in: bihes (N), geheyne (N 1, 132 für gêne), gehenné (S 15. 57). Willkürlich wird die consonanz im inlaut häufig verdoppelt: souffretté, loppin, affin; und ebenso willkürlich unterbleibt die gemination: aler, metre, afaire.

Diese bemerkungen über die sprache La Sales gewähren ein ziemlich vollständiges bild des altfranzösischen im XV. jh. Von den hauptwerken La Sales citiert Littré (den ich loben würde, wenn er des lobes bedürfte) die novellen am häufigsten (wir müssen es ihm schon nachsehen, dass er dies immer unter dem namen Louis XI. thut), den roman und die farce seltener, die satyre fast gar nicht (einmal I. p. 1608), — überhaupt alles nur, wo das neufranzösische das entsprechende wort bewahrt hat. Ich habe dieserhalb ein glossar zu den büchern gesammelt — als ergänzung zu dieser meiner abhandlung und als beitrag zum wörterbuche der französischen sprache, zu einem ocean der sprache, wie ihn die araber haben, und wie ihn dereinst auch die europäischen völker haben werden. Ich habe darin alle lieblingswörter und wendungen La Sales sowie die

archaismen, die er hier und dort einstreut, und die den sinn oft verdunkeln, aufgenommen, aller weitschweifigen erklärungen mich aber enthalten — um so mehr, als die ausgaben sämmtlich einen erklärenden index liefern. Lexicalische arbeiten schienen mir auf dem gebiete der linguistik immer die nützlichsten, denn die sprache ist interessanter als das tiefsinnigste compendium der metaphysik und enthält mehr gesunde philosophie, als unsere schulweisheit sich träumen lässt.

Der autor der fünfzehn ehefreuden und des Pathelin verdient bis auf den heutigen tag mit bewunderung genannt zu werden. Wenn es mir gelungen ist, die ansprüche Antoines de La Sale auf diesen ruhm zu rechtfertigen und den fast vergessenen unsern freunden altfranzösischer literatur näher zu bringen — gewiss, dann werde ich nicht umsonst geschrieben haben, 'en perdant ma peine, mon encre et mon pappier,' wie er sagen würde.

Glossar zu den werken La Sales.

Aage, eage. elle n'est pas d'icelles belles jeunes, mais est entre deux aages, M 141. desja ancien et sur eage, N 1, 70. assez sur eage, 1, 90. il fut en l'aage de vingt à vingt et ung ans, S 74.

abateur. ces abateurs de femmes, N 1, 122. quelque part qu'il encontrast sa femme, il l'abattoit, 1, 63.

abayz. (abois) ung sanglier mis aux abayz de tous coustez, N 1, 176. le menerent terriblement aux abayz, 2, 47. le chien le sent et abaye, M 131. je te pry, sans plus m'abaier, que tu penses de moy paier, P 1560. ce n'a pas esté sans passer l'abbayt au pourchaz des rapporteur, N 1, 140.

abestir. se lesser abestir, M 160. il est si abesté pour le droit du jeu, 20. en devient tout abesté, 25. 93.

abregement. le plus abregement que faire se peut, N 2, 126. pour abreger ist bei La Sale 'kurz.'

abusion. abusions et deceptions, N 1, 233. — par Dieu, il se abuseroit, N 1, 209. passim.

abustiné. (getheilt) en la façon que avez oy fut ceste femme abustinée, N 1, 295.

accorder. (stimmen) ils accordent leurs chalumaulx, et entreprennent de soy donner bon temps, M 69. ilz estoient si bien d'accord, qu'oncques musicque ne fut pour eulx plus doulce, instrumens ne pourroient mieulx estre accordez que eulx deux, la mercy Dieu, estoient, N 2, 107. et bonnes gens de raccorder leurs musettes, et de parfaire la note encommencée, 2, 108. Alles bildlich. chacum s'employa à l'accordement d'icelle, pour trouver maniere de les appaiser, N 2, 69.

accoustumer. elle a acoustumée ainsi dire, M 21. il l'a acoustumé, 44. 126. c'est le mal que j'ay accoustumé à avoir, 54. qui n'a pas accoustumé à avoir bonne chiere, 57. comme il avoit accoustumé, S 12. à heure non accoustumée, M 16. les allegations, qui non accoustumées mais plaisantes estoient, N 1, 15. telz usages accoustumez, 1, 211. sans monstrer aultre semblant que tel qu'il avoit accoustumé, 2, 116. le curé avoit prins accoustumance d'aller estaindre le feu en son hostel, ib.

acertené. il n'est pas acertené qu' ils aient rien fait de mal, M 147. de ce bien acertenée, S 131.

acertes. par expres et acertes, N 1, 219. cf. *certes.*

achapter. S 64. M 10. 13. 63. achepter, S 67. achatta, N 1, 238. achater, N 2, 231.

achoison. (ad + casio) jamais trouver nulle achoison, P 291. on en voit tous les jours morir de maindre cas et à mains d'achoison, N 1, 183. accoison. Ev. desquen.

achopé. (ertappt) qui se treuve surprins et en meffait present achopé, N 1, 268.

acointer. (acquaint) le plus desloyal qui jamais femme accointast, N 1, 183. le plus suspessonneux hoignard que jamais femme accointast, 1, 62. mon pere les accoincta, 1, 199. s'en acointa, S 135. auquel gracieusement s'acoincta, 260. il s'accointera de sa dame, 1, 205. de tel ne devez vous accointer, 2, 233. se vindrent accointer de Katherine, 1, 144. si peu accoinct de moy, 1, 211. nostre curé se fist accoincte de celuy, 2, 114. s'il n'eust grant accointance à toy, M 148. maudisant l'eure qu'oncques elle eut son accointance, N 1, 8. l'accointance et l'alliance que le clerc eust à sa maistresse, 1, 63. grand accointance et amytié, 1, 224. apres pleuseurs parolles d'accointances, 1, 129. durant que ces accointances se faisoient, 1, 148. accoinctances furent faites, 2, 152. il fera mes accointances devers vous, 2, 114.

acoucher. se acoucha malade, N 1, 114. au lit de la mort acouchée, 2, 5.

acquerre. pense à acquerre chevance ou terre, M 51. acquerre la grace de celui qui l'aime bien, 74. acquerre chevance, 104. qui fort tiroit d'acquerre et gaigner, N 1, 267. honneur acquerre et embrasser, 1, 224. acquerir la grace de celuy qui ne tient conte d'elle. M 74.

acroire. car l'on lui fait acroire, M 10. 70. 105. par faire acroire à sa femme, 1, 280. il fait mal d'acroire à l'estraine, P 297.

actaindre. Saintré l'actaint de l'estoc de sa hache, S 121. tout ainsi que Saintré l'avait actaint, il actaint Saintré, 147. — desja aussi attaincte comme dessus est dit, N 1, 67. attainct et languissant, 2, 184. — lui bailleront des actainctes et d'unes et d'autres, M 37. les actaintes que sa femme lui a dites, 37.

aculler. à peine s'en relievra james, puis qu'il est ainsi acullé, M 20. acullé de toutz coustés, 47.

ad. jusques ad ce que, M 10. N 1, 3. quant ad ce, M 53. 84. voit ad ce que, N 1, 138. elle fut ad ce menée, N 1, 47. 67. 144. 271. 2, 98. ad ce tenez la main, 1, 72. disposa ses besoignes ad ce, 2, 22.

adolescence. en la jeunesse de l'adolescence, M 140.

adoncques. (lors) et adoncques quant ilz sont cheus en icelles fosses, ilz sont fort esbahis, M 4. adonc commence la noise, 80. adonc il se nomma, N 1, 3. et adonc fist-elle aucunement semblant de le cognoistre, 1, 6. adonc fut la compaignie bien simple, 1, 23. adonc Saintré mect la main à la bource, S 49.

adouber. (zum ritter schlagen. to dub, bewaffnen) Dieu qui ses chevaliers de belles armes scet adouber, N 2, 105. c'est la maniere des chevalier d'en ce point faire adouber leurs dames (d'un jaserant), 1, 258. s'adouba de virile vertu, 1, 154. (ausrüsten, in stand setzen) comme le chariot estoit devant son hostel, et le charreton dedans, qui estoit ung tres beau compaignon, fort et viste, qui l'adouboit, 2, 22. man sagt noch: adouber un navire, radouber un navire, — ausbessern, daher bildlich: qui veult entendre à adouber la faulte, M 76.

advenir. pour le temps advenir, N 1, 80. par temps advenir, S 33.

adventure. aulcuns à l'aventure s'en pourront repentir, M 8. à l'aventure il a encore pere et mere, 9. tieulx abillement que à l'aventure son mary n'a pas paiez, 10. à l'aventure il aura le cuer bon et gay, 11. à l'aventure, M passim. par aventure, M 55. S 256. P 980. d'adventure, S 12. N 2, 72. 99. si d'aventure mon maistre ou ma maistresse venoient icy, 1, 98. je ne scey par quelle malle aventure, M 50. l'aventure du jeu, M 163. il estoit en trop grand aventure de cheoir, N 1, 20. qui queroit adventure et demandoit à veoir païs, 1, 147. — vous y vueil adventurer, S 174. pourquoy ne vous adventurez vous?

S 34. s'adventura tres fort d'une tres belle gente et jeune dame, N 2, 146.

advis. à mon advis, M 6. ne leur est point avis, 87. lui est avis, 112. combien qu'il ne leur ait pas avis, 133. il est advis à bailler par similitude, 142. — aussi fault adviser quand vous relieverez, 83. a avisé à mectre le moins mal qu'il a peu, 112. or avise bien, quar il viendra demain, 119. elle considere et avise ses conditions sagement, 141. en vous advisant et priant, N 1, 117. pour adviser et elire lieu et place convenables ad ce faire, 1, 167. il l'advisa trois choses, 2, 8. or advise doncques de cestuy Senecque, S 42. si s'advisa de prendre ung beau brochet, 1, 22. elle s'advisa d'ung tour, 1, 51. il s'advisa qu'il en feroit une aultre (offrande), 1, 62. s'advisa de faire, 1, 63. — il luy souvint du second advisement que son pere luy bailla, 2, 10.

affaictié. le mary se fist mander querir par ung messagier affaictié, N 2, 30. certaines matrones affaictiées, 2, 50. une bourde toute affaictée, 2, 83.

affaire. nous avons assez affaire, M 13. qui a à faire moult de choses, 17. la dame voit qu'il a affere d'elle, 57. a affaire à ung si mal home, 64. il a affere d'eux, 74. aucune grant chose qu'il a affaire, 84. celuy auroit bien pou afaire, 89. avoit-il affere avecques toy? 148. qu'en ay je afaire, P 640. j'ay afaire à un entendeur, 1083.

afferré. la pouvre chambriere, qui à pou trembloit, tant estoit afferrée, N 1, 93. *affret* (schreck) qui bien leur dist que jour de sa vie n'eut si belles affres qu'il avoit à ceste heure eu, 2, 128.

affiert. assorit de dire ce qui affiert, N 2, 138. tout le demourant qu'il affiert au mesnage, 2, 229. je vous donnay tel loyer, non mye tel qu'il y affiiert à l'exemple des aultres desloyalles femmes, S 270.

affoller. elle se pourroit affoller ou blecer, M 26. gasté et affolé en ce monde, M 114. frappa sus et le navra et affola, N 2, 159. la pouvre fille, de ce grand mal toute affolée, 1, 10. — vous m'affolez bien de ceste bigoterie, 1, 249. Comment peult il porter les fés de tant parler? ha! il s'affolle! P 901. s'il n'est fin fol ou il affolle, 1428. vous me paraffolez à me faire parler, N 1, 110.

affulé. sa teste affulé de simplesse si parfecte, N 2, 181. — je vous fervie affuler le prison de ceans, 2, 199.

aguet. (vorsicht) il se plaint et mignote tout à escient et d'aguet, M 54. se met en aguet, 70. ils mettent leur aguet, 144. il s'est mis en aguet, 146. tout d'aguet et à propos, N 1, 163. — aux pietons qui vont d'aguet, Villon p. 24.

aguillette, esguillette. (nestel, welche die hose an das wamms knüpfte)

les aguillettes pendans du pourpoint du François, N 1, 33. Damp abbez se mist en pourpoint, et tost le seigneur de Saintré print ung poinçon, et mist les esguilletes, et arma de corps et de jambes entierement damp abbez, S 268. d'achapter esguilletes, M 10. le chevalier estrange demanda à monseigneur si en son village avoit rien de beau pour aler courre l'aguillette, N 1, 52. il est frais, net et plaisant, et ne s'esmoye fors de tirer esguillettes, M 9. In den beiden letzten wendungen ist nicht der sinn, sondern die erklärung schwierig.

aguillon. en les poignant de l'esguillon, M 136. aguilloné de honte et de desir, N 1, 171. poinct et aguilloné de ces difficultés, 2, 229. quand vostre chaleur naturelle vous aguillonnera et poindra par telle maniere, 2, 232. — la chair li espoint comme asguilles, M 112.

ahurter. pluseurs s'y sont ahurtez, S 17. en ceste langoureuse vie fust ahurtée tellement, S 225. monseigneur qui le voit ahurtée en ceste opinion, N 1, 91. en vostre opinion si ahurtée, 1, 119. ahurté et enclin à croire, N 2, 119. tant s'i ahurta, 2, 174. — escueils lesquels nous aheurtons tous les jours, Tabarin 2, 128 ed. Jannet. — ebenso: enhurté: monseigneur qui voit son mignon enhurté, pour ce cop ne le presse, N 1, 58. eig. verrannt in, entschlossen.

ains. (möchte Littré dict. p. 94 in die sprache von heute wieder einführen für mais). je ne veil pas nyer que je n'aye parlé et parle à luy, ains tiens que ce soit la maindre de ses pensées, N 1, 209. homme de telle condition ne peult estre de nully aymé, ains est hay de tous, S 23. *ains que* (antequam) ne demoura pas si pou que les dix ans ne furent passez ains que sa femme le revist, N 1, 102. j'auray mon drap ains que je fine, ou mes neuf frans, P 155. sogar noch vor subst. steht *ains* = ante: tu les vendras ains samedy mes six aulnes de drap, P 1048. *ainçois* (scheint verlängerte form desselben wortes) il avoit la chose fort au cuour, ne laissa pas sa poursuite, ainçois de plus en plus et tres aigrement pourchassa, N 1, 27. ainçois qu'il luy osast oncques dire son cas, le dieu d'amours l'avoit ad ce menée, N 1, 67. Dieu qui me daigne appeller ainçois que j'aye fait plus de pechez, 1, 118. s'efforçot de la festoyer et conjoyr comme il avoit fait ainçois que monseigneur, 1, 224. elle s'advisa d'ung tour ainçois rien luy en dist, 1, 51.

aise. il ne sera jamais aise, M 16. en quelle aise et plaisance, 47. les grans aises où elle est, 51. pour son ayse, 105. or s'en vient voir les damoiselles, car il est trop aise, 121. combien qu'il a aises et plaisances largement, 9. je suis à grand mal-aise, 11. le bon homme est bien aise et en mal-aise tout ensemble,

15. la dame qui se donne mal-aise, 20. s'en est donné maintes mal-aises, 137. sans avoir peine et du mal-aise, N 1, 47. veez là gens bien aises, 1, 230. qui de tout ce estoit bien aise, S 13. si en fut moult aise, S 50. vous estes trop aise, P 703. Lieblingswort La Sales. il n'est pas ainsi aisé à faire, M 70. soy un peu aiser, S 228. ilz se aisoient, 267. tres aisément, N 2, 164.

aist, *eist*. et m'eist dieux, M 62. ce m'aist dieu, 75. se m'ait Dieu, N 1, 99. ainsi m'aist dieu, 1, 274. 2, 19. 208. (ita deus me adiuvet!) Im Pathelin ist aist bald einsilbig bald zweisilbig: et se m'aïst dieu, mon doulx maistre, P 116; or ainsi m'aïst dieu que j'avoye de vous veoir grant voulenté, 102.

ame. par m'ame, M 61. par mon ame, 65. par ceste ame, P 240. bon gré m'ame, 510. 1477. — il ne fut de ame aperceu, 1, 22. ame n'est ceans entré que nous, 1, 23. ung prestre ne doit ame tuer, 1, 40. par luy ame n'en sçaura nouvelle, 1, 70. sans ame rencontrer, 1, 87. et n'est ame vivant qui à la verité vous en puisse ou doyve charger, 1, 139. ame ne vient icy que nous, 1, 160. a il ame là, P 1067. Wir sagen in diesen fällen menschenseele, in semitischen sprachen wird die seele ähnlich gebraucht, hebr. פָלי הֲנֶמֶשׁ.

ami. (ein bedeutendes wort für die philosophie der sprache, Abel über sprache als ausdruck nationaler denkweise p. 5) amy par amours, M 122. le marchant cogneust tantost qu'il en estoit noz amis, N 1, 103. monseigneur en la parfin se trouve nos amis, 1, 260. estre du reng des bleuz vestuz, qu'on appelle communement nos amis, 2, 118. (also ein hahnrei, dann überhaupt ein einfältiger; der pl. gilt als sg.) dist noz amis, 1, 110. je boy à vous, noz amys, 1, 176. ceste vaillante preude femme, par saint Denis, mariée à ung oultre noz amys, 1, 218.

amonester. le juge les amoneste, M 114. l'amonestant de penser au sauvement de son ame, N 2, 183. il l'amonesta, 2, 248. ses amonestemens et exortacions, 2, 183.

aparoir. le jour commence à aparoir, N 1, 100. ne se monstroient n'apparoient, 1, 144. duquel lieu luy apparvient toutes les entrées de la maison, 2, 117. — il appert bien qu'il ne vous ayme guerres, M 28. s'il vous appert de rechef, N 1, 76. il y appert largement, 1, 241. il apperra evidamment, S 31. nul langaige qui apere, P 938. — en apert congneu et déclaré, N 1, 137. apertement, 1, 12. 13. 230. S 149. P 1262. faire souplesses et apertises, N 2, 225.

appartient. sa femme convient mectre en estat ainsi qu'il appartient, M 10. bien appartient à son lignage et à ses parens qu'elle voit aussi bien abillée comme les aultres, 11. il y en a dehors de plus belles (touailles) que ne leur appartient, 78. plus de joye

qu'il ne m'appartient d'en avoir, N 1, 142. fait ainsi comme il appartient, 2, 222. les sermens telz que en ce cas appartient, S 119.

appenser. si s'appenserent que il souffiroit bien d'un hostel, N 1, 122. elle s'appensa de non plus comparoir, 2, 90. pour ce me suis appensée que je ne vous vueil plus trouver, S 60. ähnlich *empenser:* oncques ne l'avoit empensé, S 9.

appeter. nature humaine appete de soy liberté et franchise, M 2. j'appete vivre sur le commun, Montaiglon recueil. 1, 313. j'appette la doulce alliance, Montaiglon 2, 248.

aproucher. et aprouche de son pais, M 137. tant approucherent de l'huys, N 1, 178. ung gentil compeignon s'approucha, 1, 267. si ne m'avez daigner approucher, 1, 278. de fois à aultres s'approcha d'elle, S 265.

ardre. et est cuisinier et s'art à faire le brouet, M 32. qu'elle fust arse, 156. que le feu descende du ciel, qui me arde toute rive, 93. la chandelle ardant, N 1, 89. le feu de saint Anthoine l'arde, 1, 207. saint Anthoine arde la louve! 1, 831. — De par moy, saint Anthoine l'arde! Villon p. 32. plus chaulde que feu-sainct Antoine, p. 84. häufig ist dieser fluch bei Rabelais. Die gemeintekrankheit war im XIII. jh. epidemisch, sie machte den körper schwarz und trocken, als wäre er verbrannt; der orden des heiligen Antonius pflegte die an dieser erysipele erkrankten; daher der name, auch: feu sacré, feu d'enfer, mal des ardents genannt.

arraisonner. devant les gens ne vous veil arraisonner, N 1, 96. publicquement de plusieurs choses l'arraisonna, S 8. le roy me vouldroit arraisonner, 211.

assault. Dieu sceit en quel tribail et tomment il est, et les assaulx qu'il a, M 145. l'assault amoureux, N 1, 256. en quelque lieu que ce fust, tousjours avoit ung assault, 1, 63.

assis. la viviere sur laquelle estoient assis lesditz hostel et molin du dit musnier, N 1, 11. un gros et bon village assis sur la riviere d'Ouches, 1, 73.

assovir. beaux compaignons bien assoviz et addressez de tout ce qu'on doit ou peut loer ung gentilhomme vertueux, N 2, 38. assovit de dire ce qui affiert, 2, 138. contente et assovye, 2, 233. (du corps) assouvy de taille desirée, 1, 85.

atrempé. atrempé cueur et vertueux courage, N 1, 101. soubtil et attrempé, S 135. 260. attrempéement, 26. 72. attrempance (temperantia), 38. tu seras reputé à villain, se tu ne fais attremprance de toy ou vin, et du vin à toy, S 26.

aucun. il s'avise aucunefois, mes il n'est pas temps, M 10. aucuneffois, 24. aucun temps qui dura assez longuement, N 2, 164. aucun petit temps, 2, 242. aucunement, N 1, 6. S 126. aulcuns à l'aventure s'en pourront repentir, M 8.

aultrhier. il advint aultrhier à ung simple riche curé de village, 2, 205. au bon pays de Bourbonnoys avoit l'aultre hier ung medicin, Dieu scet quel, 2, 141. une grande trouppe feminine l'autryer je vey, faisant la mine, Montaiglon 6, 179.

aultretant. il fut bien doulcement et autretant joyeusement receu, N 1, 13. cent mille promesses et aultretant de bourdes, 1, 271.

autant. on beut d'autant, N 1, 3. firent tres grande chere, qui pas ne se passa sans boire d'autant et d'autel, 1, 43. ces gentilz hommes buvoient d'autant et d'autel, 1, 175. Dieu scet la grand chere qu'on fist à ce disner, qui ne se passa sans boire d'autant, 1, 252. commencerent à boire d'autant et faire grand chere, 2, 178. lors veissiez boire d'autant, S 234.

aval. (praep.) aval la chambre, N 2, 131. aval Paris, 2, 92. courant aval son hostel, 2, 137. toujours se monstrant aval son eglise, 2, 202. tenir ne se peurent que l'eaue de leurs tres dolans cueurs ne saillit par les yeux aval leur face, S 127. Die präposition drückt aus engl. down, mhd. ze tal, niederdeutsch dal, z. b. den puckel dal, d. h. herunter. Daher das verb: se commença à descendre et ung peu avaler, N 1, 254. il les (chausses) avalla soubz les genoulx, S 258. il le me convient avaler sans mascher, P 1319. s'en est mon conseil que nous l'avalons sans mascher, N 1, 182.

avenant. chaperon à l'avenant, M 12. en compagnie de seigneurs et de dames le plus avenant, S 29. menger à l'avenant, S 234. est ce chose avenant, P 664.

avenir. si avint une fois que . . ilz aymerent mieulx laisser leur pais, M 2. avient souvent, 10. qui advient souvent, 26. aucunefois il avient que la dame est si rusée, 17. il avient que leur faille aucune chose, 28. advint toutefois, N 1, 10. dont advint que la France fut la plus noble terre du monde, M 3. dont est advenu, 3. or aviendra, 19. jamais ne m'adviendra, N 1, 37. si lui fustes vous plus grant honneur de le prendre qu'il avenist oncques à piece de son lignage, M 28. si mal luy advint, N 1, 14. pleuseurs accidens que l'on voit avenir à pleuseurs, M 104. il fait merveilles quand il y peut avenir, M 86.

avoir. pour nulles prieres ne avoir, M 1. chascun m'emporte mon avoir, P 1008. (meine habe). qui cuiderent me bien avoir, M 14. (sp. haberse) qui mieulx vous fait et pis vous a, M 107. (im sinne von: oignez, vilain, il vous poindra) *a* = ya: ayadvisé que en mariage a quinze seremonies, M 6. où il a une belle damoiselle, 117. en la duché de Bourgoigne eut nagueres ung gentil chevalier, N 1, 16. assez pres d'ung gros et bon village avoit et encores a une montaigne, 1, 73. a environ deux ans, 2, 72. ores a ne sçay quants ans, 2, 105. ung grand bassin

d'argent où avoit mains rubys, S 159. n'a pas la moitié d'un quart d'heure, P 525.

avoy. (interj.) avoy, dist il, m'amie, M 12. avoy, m'amie, fait le proudome, M 34. avoy dea, il ne faisoit rien, P 748. avoy! chascun me trompera, P 1063.

avoyé. (auf dem wege) je voy bien que vous estes avoyé de plaider, N 1, 249. das gegentheil: desvoyé: les errans et desvoyez addresser, S 38. fit sembant de soy desvoyer, 58. tous les aultres desvoiés, 170. faut il que pour ung homme ainsi desvoyez? 252. estes vous desvoyé, P 796. 1503.

Bague. ses riches bagues et tresors, N 1, 10. ses bagues et habillements, 1, 122. la disme que devons en toille, en drap, en coussins, en bancquiers, en oreilliers, et en aultres telles bagues, 9, 202. les beaulx et riches vestements, aneaulx, ornemens, et toutes les aultres precieuses bagues dont vous estes parée et ornée, 2, 231. son or, son argent et ses bagues, S 45. bagues prinses et données, 126. — elle partit bien baguée, N 2, 92. qui l'avoit bien baguée, 2, 139. et Dieu sceit la peine qu'il a de monter et de remonter la dame et les enfans, de trousser et de bagues, et de loger quant ilz sont en la forteresse, M 132.

bailler. en baillant la loy à leurs subjectz qu'ilz ont prise pour eulx, M 3. qui lui baillent ce qu'il luy fault, 9. il est advis à bailler par similitude, 142. pour responce ne baillois aultre que: ouvrez, ouvrez, N 1, 17. je vous baille de ce voyage la conduite, S 188. et alors prent sa baniere et la baille au baron à porter, ib. je vous pry que vous me baillez mon argent, P 316. das wort ist noch bei Molière nicht selten; donner ist mehr schenken.

banc. ilz font les nopces sans bans et sans selles, M 126. dès huy au soir fais en crier les bans et le challit, Rabelais, 3, 26. il s'en allast sur le bancq, N 2, 196. la maine bancqueter, N 1, 188. bancquier (kissen) N 1, 202.

bas. ugne fosse large par le bas et estroicte par dessus, M 4. botes reppareillées par le bas, 42. (bas bezeichnet comisch die pudenda) au jeu des bas instrumens, N 2, 201. ung gentil chevalier, qui tant rembourra son bas à son chier coust, tant en substance de son corps que en despence de pecune, N 2, 135. (er stopfte ihren strumpf, ist wohl der wörtliche sinn). In den kunkelevangelien ward der fleischliche umgang bas voler genannt.

baston. (degen) tant que l'ung ou l'autre soit porte par terre, ou des deux mains perdu son baston, S 76. — il estoit si petitement fourny de cela que vous savez, c'est asavoir du baston de quoy on plante les hommes, comme dit Boccace, N 2, 144. il pinolo col quale egli piantara gli uomini, decam. 9, 10.

beaucoup. noch vor adj. la nuyt fut beaucoup longue, N 1, 13. wie im mhd. der vil snelle, u. s. w.

becjaune. ce trompeur là est bien becjaune, P 349. que je suis becjaune! 263. Sommes nous becjaunes ou cornards? 1293. et est encore simple, bien bejaune, M 116. et est simple et bejaune, 120.

bée. (weg.) c'est une grande bée, N 1, 146. pardonnez moy que je vous ay fait paier la bée, 2, 150. hierin kann man keine anspielung auf das bê des Pathelin finden. Die ausgaben schreiben es bé und bée, vs 1572; daher: je ne veuil plus de ta baierie, 1562. daher: donner la baie, Mol. l'etourdi 2, 13. Auch Littré dict. 1, p. 279 fasst das bée in den novellen als mystification, aber an der ersten stelle wird es geradezu als chemin erklärt.

bel. au plus bel, N 1, 13. de plus belle, 1, 9. 54. 126. l'entretint bel et bien, 1, 229. trouver en belle, 1, 282. il avoit bel attendre, 1, 162. il a beau crier, 1, 162.

beste. le coq est si beste qu'il ne fait à journée que li querre vitaille, M 85. il n'est que une beste, 94. elle monstra bien qu'elle estoit beste, N 1, 49. s'il n'est plus beste qu'un asne, 1, 125. luy qui oncques sur beste crestiane n'avoit monté, 1, 107. sur toute rien luy estoit et fut defendu le mestier de la beste à deux doz, N 1, 107. etc. Et faisaient eux deux souvent ensemble la beste à deux doz, joyeusement se frotans leur lard, Rab. 1, 3. Your daughter and the moor are making the beast with two backs, Othello 1, 1. Wer hat den glücklichen ausdruck erfunden?

bien. home de bien, N 1, 8. gens de bien, 1, 10. il est tres homme de bien, S 232. — benheuré, M 128. beneuré, 135. 162. von bienvenu ist das verb gebildet: bienviegner, N 2, 106.

blasonner. je vous pris que vous les blasonnez autrement, S 86. je l'ay aime et blasonné, P 407. (schmähen) Dieu scet s'il parla hault et blasonna bien les armes de son bon voisin, N 1, 4. vous blasonnez tres bien mes armes, 1, 188. publicquement blasonné, 1, 218. l'abbez et madame blasonnerent les chevaliers, S 277.

boeste. boeste aux cailloux, N 2, 207 (gefängniss) der volkswitz übt sich gern an namen für die strafen der gerechtigkeit, den galgen, die marterwerkzeuge, u. s. w.) une petite boyte, N 1, 32.

bon. il meurt tant de bonnes gens, M 15. le bon homme, 15. N 1, 9 (= le proudomme) la bonne dame, M 15. häufig wie im engl. ohne artikel: et veez cy jà retourné de son voyage bon mary, N 1, 3. et bon mary print sa place en une chaize à doz, 1, 175. viez cy bon Escossais qui retourne, 1, 30. — il lui demanda qu'on dit de bon à saint Michel (was man gutes mache

oder sage), 2, 86. ces nouvelles bonnes, 1, 27. s'approucha de bonnes, 1, 17. je n'y puis bonnement entendre, 1, 18. que bonnement il ne povoit conduire son fait, 1, 106. où je puisse bonnement à l'encontre, 1, 145. si ne povons bonnement aller sans chemises, 2, 75.

bouche. demander de bouche, M 163. de bouche luy dist la chose, S 206.

bourde. asseuré en bourdes, N 1, 23. sans espergner bourdes ne promesses, 1, 96. centmille promesses et aultretant de bourdes, 1, 271. la belle bourde, 1, 103. or faindoit il ceste bourde, 1, 263. une bourde toute affaictée, 2, 83. bourdeur, S 44. — *bourdon.* son bel et tres puissant bourdon, qui gros et long estoit, N 1, 84. qu'elle empoignast baudement le bourdon joustouer, 2, 172. (lance à grosse poignée, eig.) — *bourdelois.* (bordell). la cognoissance de ceste cause appartenoit au roy de bourdelois, tant pour les merites de la cause que pour ce que les femmes estoient de ses subjectes, N 2, 193.

bouter. se boute dedens, M 1. s'y boute tel feur telle venfe, 10. pour ce chient en la rage de la jalousie, en laquelle ne se doit bouter nulz sages homs, 24. se boute en le meson, 130. tantost se bouterent au baing, N 1, 3. au plus pres d'elle se bouta, 1, 4. il s'estoit bouté dedans quelque busson pour paistre, 1, 64. nostre homme et sa femme qui se boutent au boys, 1, 65. qui beurront de vin autant comme l'en bouteroit en une bote, M 27. en prison le bouta, N 1, 33. ilz yront bouter le feu au couvent, 1, 203. il bouta son cheval quelque part, 2, 54.

brocher. alors l'ung contre l'autre, leurs lances arrestées, brocherent leurs destriers, S 112. lors brocha son destrier, 114.

bruyt. tant avoient grand bruyt et bon los, N 1, 193. c'est fait, vous avez bruyt tout seul, 1, 215.

Ça. regarder çà et là, N 1, 24. S 42. de faire queste çà et là, N 1, 57. regarder puis çà puis là, S 146. depuis cent ans en ça, N 2, 163. il trote puis czà puis là, M 133.

cabasser. maint aigneau de lait tu as cabassé à ton maistre, P 1140. il en a la moitié cabassé (de l'argent), S 54. 59. also verthun; dies wort muss man um der allitteration willen auch stehen lassen: pour quelque paine que je mette à cabasser n'à ramasser, P 8, wo Génin unnöthigerweise cabuser (betrügen) einsetzt: mesmement les bergiers des champs me cabusent ores le mien, P 1012.

calonge. il requist qu'il fust oy, et monseigneur l'evesque luy accorda; et devez savoir que à ceste calonge estoient foison de gens de grand fasson, 2, 207. also: verhör. je n'y calenge ne demande rien, 2, 129 gewährt das verb.

car, quar. (weil) ou car Dieu le permist ou car Fortune le voult et commenda, N 1, 10. et car amours si fort le contraignoit, ja-

mais ne savoit sa maniere sans elle, 1, 50. car elle ne savoit où les sauver, elle le fist bouter en la ruelle du lit, 1, 221.

casier. pour vous donner à entendre quelle chose c'est ung casier, c'est ung garde-mangier en la façon d'une huche, long et estroict par raison et assez profund, N 2, 118.

cause. elle a accoustumée ainsi dire, et pour cause, M 21. il ne fust pas maistre lors, ne creu de faire son vouloir, et pour cause, N 1, 5. ce qu'il ne fist point et pour cause, 1, 46. en ung lieu de ce pays que je ne puis nommer, et pour cause, 2, 78. le bon bourgois, cause de ceste histoire, 1, 1. et oncque depuis n'en tint compte, et à bonne cause, 2, 24.

caut. le mary qui est sage, caut et malicieux, M 70. tant soit il sage, cault ou malicieux, 162.

celer. vous m'avez bien celée ceste bonne chere, N 1, 4. son tres piteux cas ne se pouvoit plus celer, 1, 46. je ne puis vous celer ma folie, 1, 54. mon cas est tant estrange, et non pas mains piteux sur tous requis d'estre celé, 1, 69. je vous ay celé jusques ore, 2, 165. il les tient si cellées, S 87. celeement, N 1, 27. 92. 2, 55. celleement, S 48.

certes. M 11. 15. S 115. P 824. c'est acertes, N 1, 78.

chacun. chacun jour, M 84. 85. chacun an, 88. chacun marié, 162. ung chacun, 104. ils s'en allerent chacun à sa chacune, N 1, 176. que chacun d'eulx eust couché avec sa chacune, 1, 177. sur ce s'en allerent tous, chacun à sa chacune, 2, 209.

chaloir. il se met tout en non chaloir, M 25. et est tout en nonchaloir, 42. ne l'ont pas mis en nonchalloir, 111. tout fut mis en non chaloir et oubly, N 2, 155. comment as tu mis en non chaloir, 2, 225. mettant en obly et non chaloir, 2, 228. daher das verb: il s'anonchallist et se abestit à soy quant ad ce, M 53. — il n'en peut challoir, M 94. meist unpersönlich: il ne m'en chault, M 34. 35. il ne m'en chaut comme je soye, 12. il ne m'en chault, qu'en advienne, N 1, 98. ne me chault, couste et vaille, P 215. laquelle fait semblant qu'il ne luy en chault, M 18. à la dame ne chault de tout cela, 77. il ne vous chault gueres de moy, N 1, 49. ne de leurs pleurs, rien ne leur chault, S 277. il ne m'en chaloit, M 92. toutes fois le challoit il à sa femme, N 2, 228. seullement luy chailloit d'accomplir sa folle volunté, 2, 180. ne luy chalut du prouffit, 1, 268. nostre homme, à qui ne challoit qu'il feist, 1, 107. si ma fille eust faite faulte, il ne m'en chalist, M 158. il ne m'en chauldroit s'il estoit pendu, M 80. il ne luy chauldroit guere de la desloyaulté de monseigneur, N 1, 91. ne vous chaille, P 306. S 54. ne vous chaille de moy suyvir, N 1, 87. ne vous chaille qu'on dit, 1, 119. ne vous en chaille, P 371. ne vous chaille non, N 1, 182. — *chault,* subst. ce suis je qui me meurs icy

de chault et de doute, N 2, 56. ne se povoit, de chault ne de courroux, le sang estaucher, S 154.

chartre. il trouve l'entrée d'une estroicte chartre douloureuse, plaine de larmes, de gemissemens, d'angoisses, et se boute dedans, M 1. il est en la chartre nostre Seigneur (ein geisteskranker), 108. les aucuns furent mors et executez, present le dit Turc, les aultres en chartre à perpetuité, N 2, 97. *chastre,* eine nebenform von der abgeleitet ist *chastrer* (fesseln) est chevauché et chastré à une grosse barre de bois, M 142. *chatrin* (wächter) mauldit soit le villain chatrin, M 63.

charroy. là se met aucuneffois hors de son charroy, et prent plaisir et aucunes choses, et à l'aventure y aura pis, M 24. et ainsi el est perdue quant à son honneur, et à l'aventure se mettra en maulvais charroy, 138. eig. die fuhre, dann die aufführung; vergl. engl. carriage. *chareton, charreton* (fuhrmann) N 1, 43. 49. 2, 120. *charruyer* (kärrner), N 2, 214.

chastier. lors il la batra et empirera sa besoingne, car il ne s'en chastiera jamès, M 24. si son furon à fourragé l'ostel, il n'en peut mais, car, des adonc qu'il est par erres ou duyere, il est hors de son chastoy, N 1, 136.

chauld. qui n'estoit pas trop chault sur potaige, avoit tousjours gardé son pucellage, N 1, 108. la femme estoit tant luxurieuse et chaulde sur potage, 2, 187. je ne scey par quelle malle aventure qui advint pas chaudecolle (calida accolatio), M 50. que je soye chaudement (warm gekleidet), 18. il avoit la teste chaude et fumeuse, N 1, 34. vostre femme est fort aggravée de chaulde maladie, N 1, 111.

chef. sa mere la prent par la main, et luy taste son poux, et son corps, et son chef, N 1, 110. que vous ne laissiez à oster vostre chaperon dessus vostre chief, S 40. ceste chief, ceste main et ces os de messire sainct tel et tel, 228. *à chef* (am ende, zum ausgang) s'il en povoit venir à chef, N 1, 21. le bon conseil qui en pourroit venir à chef, 2, 40. vint à chef de sa jousterie, 2, 172. à chef de sa meditacion, 1, 8. à chef de terme, 1, 103. à chef de piece, 1, 75, passim (endlich). à chef de peche, 1, 2. au chef de VI. ou VIII. jours, 2, 83.

cheoir. vostre devant est en tres grand dangier de cheoir, N 1, 17. lesseroit elle cheoir son fouet ou sa verge, M 101. il chiet en pouvreté, M 20. il chiet en la rage de la jalousie, 24. il chiet en langour de maladie, 104. et son formage chet à terre, P 451. les cousturcs de dessus les espaulles en chaient trop bas, M 43. et encores chaist l'autre jour le pignon de nostre grange, M 13. il cheut en propos de toucher leur matiere, N 1, 79. il cheut à la reverse [sic] et decompta ne sçay quants degreez, 1, 258. il vint et cheut à parler de sa fille, 1, 272. or advint qu'elle

cheut en une desplaisante et dangereuse maladie, N 1, 10. à peu qu'il ne cheut à la renverse, tant fut fort effrayé, 1, 14. il cherra en pouvreté, M 94. chierra en pouverté, 160. laquelle enfin cherra à parler des dismes, N 1, 199. vous ne le porterez gueres longuement qu'il ne vous chiege, 1, 17. son cheval est choist en ung mauves chemin, M 31. plusieurs (brebis) se sont pasmées maintes fois et sont cheutes mortes, P 1094.

cher. amant plus cher à mourir que perdre son honneur, N 1, 91. j'ayme plus cher morir mille foiz, 1, 116. j'aymeroie plus cher morir mille foiz, 1, 153. j'ay plus chier mourir de fain que perdre ma bonne renommée, S 22. j'aymeroys aussi chier mourir que de moy offrir et estre reffusé, 34. tant que avez ma vie chiere, 92. femme de mon lignage où je avoie si chierement esté nourrie, M 19. auxquels ilz charge si cher qu'ilz luy veulent obeir, N 1, 58. à son chier coust, 2, 135.

chere. (gesicht, *κάρα*) les yeulx et la chiere basse, S 287. vous ressemblez bien de chere et du tout à vostre bon pere, P 420. à chiere levée, Villon p. 396. que veult dire ceste chiere, S 9. quelle pauvre chiere fait vostre fille, M 151. de joyeux viaire et plaisante chere, N 2, 244. et gemirez en faisant une chere fade, P 469. quelle chiere faites vous, mon compere? Je ne faiz, fait-il, aultre chiere, M 154. elle fera tout le jour malle chiere, 16. elles font bien leur personnage, et font mauvese chiere, 31. si s'en va et fait mauvaise chiere, 89. je vous pri faictes tres bonne chiere, 87. femme bien apriuse scet mil manieres toutes nouvelles de faire bonne chiere à qui el veult, 57. Dieu scet quelle chere il luy feist, N 1, 36. faictes bonne chere et prenez cueur, 1, 118. faire aultre chere de semblant et de bouche que le desolé cueur ne faisoit, 1, 143. elle fist assez bonne chere dessoubz son chaperon, 1, 196. faictes bonne chere, allez joyeusement, S 92. à tres chiere lie luí dist, 224. il luy prie que el face tres bien appareiller l'oustel, pour faire bonne chiere à ses amis, M 74. les belles chieres, les accollemens, les baisés, 137. une place où l'on faisoit bonne chere, N 1, 8. vous m'avez celé ceste bonne chere, 1, 4. ceste grande chere se faisoit, 1, 3. madame qui faisoit grand chere avecques ses femmes, 1, 22. la chambre où elle avoit fait maintes bonnes cheres, 1, 253. ilz y allerent et Dieu scet la chere, 2, 34. la haulte chere qu'il lui fist, S 167. Entschiedenes lieblingswort La Sales, in seinem übergang vom gesicht bis zur bewirtung.

chés. (im hause) convient en aller querir chiés les voisins, M 79. et s'en est allé chiés sa mere, chiés sa soeur ou chiés sa cousine, 148. je l'ay layssé chés une telle, N 1, 238. je doy boire et si mengeray de l'oe chiez maistre Pierre Pathelin, P 502.

chevance. (geld) il ne trouve pas maniere d'avoir chevance, M 17. où

je prendré chevance, 35. (besitz) le bien grand surplus de sa chevance, N 1, 10. la pluspart de sa chevance, 1, 101. l'accroissement de son honneur et de sa chevance, 1, 267.

chiche. vous estes un peu trop chiche pour acheter lemproye maintenant, N 1, 240. chiche à la mise, M . . . toy qui es chiche d'une maille, et n'es pas chiche d'ung escu, Montaiglon rec. 2, 72. au deable voit chicheté, N 1, 97.

choisir. un beau pertus par lequel damp cordelier le povoit apertement choisir, N 1, 13. et avoient torches et flambeaulx pour mieulx choisir partout, 2, 58. il perceut et choisit la femme, 1, 16. il choisit et enveilla une tres belle jeune et gente fille à marier, 1, 271. il estoit borgne, si faillit à choisir, 2, 16. pour mieulx choisir partout, 2, 58.

clamer. et je luy pardonne vrayement et l'en clame quicte, puis qu'ainsi est que aultre chose n'en puis avoir, N 2, 76. par la dame que l'en clame, P 1047.

clorre. avant la porte clorre de la ville, N 2, 178. cloiez les fenestres, 2, 219. rien n'est tenu couvert, clos ne celé par telz gens ne leurs semblables, 2, 233. que vos oreilles ne soient pas closes à la voix des povres gens, S 44. puis fist clorre la porte, 53. vous ferez les portes clore et bien garder, S 87.

cognoistre. tant m'y cognois-je, N 1, 17. sa bonne mere qui au mestier se cognoissoit, 1, 47. elle luy cogneut tout (elle confessa à sa mere), 1, 49. en arviez vous après cognoissance (erkenntlichkeit)? 1, 272.

colon. (columba) elle le laissa toute la nuyte rencouller avec les colons, N 2, 80. eux baisans comme deux coulombeaux, M 140. le colombier, N 2, 80.

compagnon. (gesell) le compaignon dont j'ay parlé, M 11. il a veu entrer le compaignon en sa meson, 146. le charreton qui estoit ung tres beau compaignon, N 2, 22. ilz estoient beau compaignons tous deux, 2, 39. ung gentil compaignon, 2, 41. fem. ces deux compaignes, 2, 192.

comparer. fault-il que je compare le trop de vin que vostre gorge a entonné, N 1, 222. toutes celles ne sont pas à comparer à madame, 1, 58. elle n'est point à comparager à ma personne, M 59.

comparoir. il estoit si fol que d'y comparoir, N 1, 27. sa dame promist de comparoir, 1, 252. ja tost qu'on t'appellera pour comparoir en jugement, P 1166.

compte. vous ne faites compte de chose que je vous dye, M 11. vostre mary fait si petite compte de vous, 28. un cheval recreu qui ne fait compte de l'esperon, 42. il ne tiendra plus comte de moy, N 1, 18. comme celle qui de luy ne tint compte, S 252.

contenir. elle se contient doulcement comme ung ymage, M 66. qui la

verroit se contenir avecques son derrain mari, l'en diroit qu'elle le ame plus que elle ne fist oncques l'autre, 137. quel desplaisir sera ce pour moy s'elle ne se contient et garde chasteté, N 2, 229. — *contenance.* je n'ousoie ne savoye faire contenance, M 13. qu'ilz se tiennent à chastement en continence, 114. si savoit jà plus sa contenance, N 1, 4. ne scet sa contenance que de plourer et souspirer, 1, 10. il savoit sa contenance, 1, 268. 2, 18. elle n'en savoit sa contenance, 2, 87. à briser ma contenance, 2, 243. esse la contenance d'un escuyer de bien que de non convoyer les dames? S 8. à paine tenoit sa contenance, S 132.

corner. ne pourroit — l'en pas bien courre et corner ensemble, M 95. elles bevront du meilleur tres bien, en actendant que l'autre amende, et Dieu scet s'elles font bon guet devers matin, pour corner Anglois de quinze lieues, 150. il fist corner les menestrielz, N 1, 157. lors tabours et menestrilz commencerent à bien corner, S 52.

coup. ung grand et pesant cop, N 1, 41. *à coup.* (d'aplomb) à coup qu'elle me soit aprouchée, P 803. häufig moment, augenblick: à cest cop se tire près du lit, N 1, 4. qui à ce coup n'estoit pas à l'ostel, 1, 16. desplaisant d'estre empesché à ce cop, 1, 38. à ce cop cognois je bien, S 10. à la coup qui me fauldra ce faire, N 1, 83. droit à la coup qu'elle s'en perceust, 1, 120. droit à la coup du retour dudit chevalier, 2, 101. à ce beau coup, 1, 268. pour ce cop ne le presse, 1, 58. ce saint hermite qui de son coup à la mere se tiroit, 1, 73. quand il vit son cop, il luy osa bien dire son gracieux et piteux cas, 1, 137. tant qu'elle peut veoir son cop, 1, 296. tant qu'elle vit son cop, 2, 35.

courage. il loue dieu en son courage, M 17. elle avoit proposé et en son courage deliberé, N 2, 83. conceut en son courage, 2, 224. ho! j'en appelle en mon courage, P 1483. et fut grant piece à son courage, asavoir si bon estoit qu'il parlast ou si mieulx luy valoit le taire, N 1, 221. pardonnez moy toutes foiz que si fiablement vous ouvre et descouvre mon courage, 1, 273. de luy dire son courage, 2, 27. femme freste, legiere et muable de courage, 2, 98. la muableté et variableté de courage feminin, 2, 228. ceste parolle me tormente fort le courage, 2, 235. yre et courroux empeschent et aveuglent le courage, S 20. le dur courage, N 2, 152. ne soiez si abusez en vos courages, 2, 216.

courre. sans aller courre çà ne là, N 1, 64. ce bon chevalier vouloit aller courre, 1, 184. pour aler courre l'aguillette, 1, 52. que vous gardez tres bien de jamais courre vostre cheval en la valée, 2, 8. — c'est Fortune qui luy court sus et regne contre lui, M 88. Fortune qui trop lui a courir sus, 141. Fortune

et honneur à ceste heur leur court sus, N 1, 178. que chascune part courust sus aux batailles des gens de traict, S 202. tous jours il lui courra surs, et elle pirs en fera, M 81. la mere s'en vient pleurant et lui court sus, 157. les femmes luy vouloient courre sus, N 2, 60. que le deluge coure sur moy, P 1038. quant sur moy court malle destresse, Vill. p. 105.

cousin. pour ce emprent avecques sa cousine, sa commere et son cousin, qui à l'aventure ne lui est rien, M 21. et y viendra ma commere telle et mon cousin tel, qui à l'aventure ne lui est rien, mais c'est la meniere de le dire, 97. son mari lui rendit telle ystoire qu'elle luy bailla, combien qu'il en demourra tousjours cousin (cocu), N 1, 106. et tiens qui en avoit à faire, qu'on la trouveroit au jour d'huy ou reng de noz cousines, 2, 29. faisons venir à nostre logis deux jeunes filles de noz cousines, et couchons avec elles, 2, 40. avez entendu, beau cousin? P 841. vergl. coz, cousin bei Shakespeare. Nos cousines, qui à l'aventure ne nous sont rien, sont les cocottes, et nos amis ce sont les cocus.

cueur. la grand noblesse de leurs cuers, M 3. el aura le cuer bon et gay, 11. el a bon cuer et gay, 60. le cuer me fait mal, 118. il avoit la chose fort au cueur, N 1, 27. la gouge qui le receut tres doulcement et de grand cueur, 1, 208. je n'avoye cueur ne courage, 1, 132. il n'avoit pas son cueur en sa chausse, 2, 168.

cuider. ils tournient pour cuider trouver maniere, comment ilz en pourront issir, M 4. il entre dedans, cuidant estre en delices et plaisances, comme il cuide que les autres soient, 4. qui me cuiderent bien avoir, 14. mon pere et ma mere me cuiderent marier à luy, 58. cognoistre vous y cuidoye, N 1, 8. il cuyda hausser sa hache, S 121. il cuide que vous soyez phisicien, P 675. il cuide parler à ses bestes, 1174. par la teste dieu, je cuidoye encor . ., 697. cuider ist 'meinen', croire 'glauben', welche beiden grundverschiedenen begriffe nur spätere sprachen zu verwirren pflegen.

cuigner. à paine estoit elle contente qu'on la cuignast en plaines rues, N 2, 187. d'un oustil qu'il avoit recoigna en peu d'heure troys ou quatre foiz le devant de nostre musniere, 1, 19. Dieu gard, Dieu gard ce recoigneur de cons! 1, 26.

cy. (von ort und zeit) jusques à cy, M 3. cy apres, 7. N 1, 5. toutes mes commeres qui cy sont, M 28. de cy à quatre ans, 46. maistre cy maistre là, N 1, 11. daher *ciens*, *ceens*, *ceans*. ilz viennent ciens, M 58. 91.

Dame. Helas! ma dame, dist dame Katherine, S 8. quant il oy parler de dame par amours, comme celui qui oncques ne l'avoit empensé, les yeulx lui lermoyent, S 9. une tres belle, bonne et

riche dame, N 1, 57. une bonne et grosse abbage de dames, 1, 114. abandonner sa dame, 1, 120. la dame va criant par la maison, M 19. je vous demande, belle dame, pour quoy vous avés envoyé les vallez dehors? 76.

damp. damp cordelier, N 1, 13. damp ermite, 1, 79. damp moyne, 1, 251. damp chevalier, 2, 186. damp abbez, S 176. 226.

danger. (mangel) et s'il y avoit dangier de lictz, la belle paillasse est en saison, N 1, 182. (abhängigkeit) or fault estre en danger de la nourrice, M 38. je suis en vostre dangier, N 2, 176. (schwierigkeit) comme souvent chose eue en dangier est trop plus chere tenue que celle qu'on a à bandon, 2, 91. si est dangereuse, et a envie des choses estranges et nouvelles, M 27. Dangier name einer dueña, N 1, 236, und einer allegorischen person im roman von der rose, 1, 68. 158.

darrain. la darraine parole me demourra, soit tort soit droit, M 29. son derrain mari, 137. darrainement, 138. le derrain adieu, N 1, 46. son derrain livre, S 20. au derrenier, N 1, 149.

dea, dia! quoy dea! vous vous courroucez sans cause, M 14. quoy dea, lessons ester ces parolles, 35. quoy dea? pourquoy vous mariastes vous doncquez, 56. quoy dea? je la viz davant moy, 155. dya, m'amie, suffise vous à tant, N 1, 17. von *deable.* le diable sa femme, N 1, 222. au deable de l'omme s'il peut oncques trouver maniere de fournir, 1, 171 (als starke negation, wie: hol mich der teufel, wenn) mais à deable Gerard, s'il parla oncques ne demanda rien de Brabant, 1, 149. 171.

deduit. deduit, solaz et lyesse, N 1, 159. où ce beau deduit se faisoit, 2, 107. le deduyt des oiseaulx, 1, 150. apres son dormyr, aux regnars, taissons, et aultres deduitz, par les bois souventes fois chasser, S 238. les deduiz des chasses, S 241. luy qui estoit homme de deduit, N 2, 10. nous ne aurons de luy plus nostre desduyt, S 57.

deffaire. (abthun) voyant l'autre armé et de trois ou quatre archiers acompaigné pour le deffaire, N 1, 33. luy dy qu'il te defface ce qu'il t'a fait, 1, 47. il en deffist tant de pieces qu'il n'en demoura oncques lopin, 2, 158. un varlet qui le deffist de son cheval, 1, 87. il se deffist d'elle, 1, 48. il se deffist de la pluspart de ses marchandises, 1, 104. femme deffaicte, deshonnorée et perdue, 1, 17. *deffaçon* für défaite consentant à ma deffaçon, Vill. p. 10.

delit. ses delitz et plaisirs, M 11. deliz et plaisances, 57. nos delics et plaisances, N 2, 175. qui est en joyes et delices du monde, M 1. estre en delices et plaisances, 4. *se delicter.* je me suy delicté à escripre celles quinze joyes de mariages, M 7. il se joue et delicte un peu de temps liens, 10.

demener. pluseurs aultres adventures sont esté demenées et à fin con-

duictes, N 1, 56. il crye et se demaine, 1, 161. elle crie, elle plore, elle se demaine, 1, 278. demenant grand dueil, 2, 28. ne demaine tel douleur, Vill. p. 58. s'il en eust sceu le demené, N 1, 73. au demené de la matère, 2, 69. il luy en compta largement et bien au long le demené, 1, 210.

demourer. en la maistresse ville d'Angleterre demouroit ung riche et puissant homme, N 1, 9. assez pres du chasteau demouroit ung musnier, 1, 16. à l'ostel demouroit et residoit ung jeune, gent et gracieux gentilhomme, 1, 137. en ycelles joyes demourront tousjours, M 8. on lui apporte de la viande froide, qui n'est pas seulement demourée des commeres, mes est le demourant des matrones), 33. le demourant du soupper, N 1, 5. pour accomplir tout, trouva argent assez et assez de demourant, S 57.

denrée. (waare) le charreton qui ceste denrée livroit, N 1, 43. le bon preud'homme! et si prestoit ses denrées à qui les vouloit, P 172. comment prestoit il doucement ses denrées si humblement! 425. übertragen auf die genitalien, des mannes: j'ay pluseurs foiz senty ses denrées d'aventure, N 1, 109. des weibes: on faisoit ostension des denrées de donne Margarite, 1, 282. où ilz peussent trouver tant de biens, si bonnes denrées ne si bon appetit, M 87.

desarmer. si s'en cuide desarmer, N 1, 39. de sa robe se desarme, 1, 53. se desarma du thamis, 1, 96. pluseurs choses dont elle se cuidoit desarmer et eslonger ce mariage, 1, 144. elle saroit se desarmer de son mary, 1, 246. comment il se pourroit de luy desarmer, 2, 9. se desarmoit gracieusement de tout ce dont charger le vouloient, 2, 77. desarmé d'elle, 2, 99.

desboit. (nachgeschmack) il trouve ung mauvais desboit, M 53. quant il a beu, il a ung tres-mauvès desboit, 143.

desconfort. le jeune homme entre en grant desconfort, M 141. ne prenez jà desconfort, N 2, 231. ne vous desconfortez que bien à point, 1, 18. soy desconforter, 2, 134. la pouvre espousée estoit toute desconfortée.. la voyant se desconforter.. ne vous desconfortez jà, 2, 18. en celle desconfortée joye, S 92.

desolé. le pauvre desolé, N 1, 8. plus que aultre desolée et mal fortunée, 1, 139. le desolé cueur, 1, 143. il entre en desolacion moult grant de pensées, M 105.

despendre. nous despendons maintenant ung petit d'argent que nous avons, M 36. despendre son argent, N 1, 265. tout ton temps as despendu et usé, 2, 225. ains les yriez plutost despendre en jeux de dez, S 51. les despendez honnorablement, S 143. ilz avoient despendu, S 161. sans rien despendre, P 505. ils ont de quoy despendre, Caquets de l'accouchée p. 30, und in noch spätern werken begegnet das wort. le vin qui est en despence (im gebrauche), M 78. *dependant,* welches Wright

unverständlich ist, N 1, 251, scheint mir dasselbe wort mit ausfall des nicht gesprochenen s zu sein: maistre moyne en la parfin s'ennuya d'elle, et estoit sur son corps dependant, ce qu'il luy feist grant pièce après, et eust tres bien voulu qu'elle se fust deportée de si souvent le visiter, d. h. was er ihr seit lange that, geschah auf kosten seines körpers.

desplaire. dont me desplaist bien, N 1, 264. dont il me desplaist à ceste heure amerement, 2, 8. de vostre maladie il nous desplayt beaucoup, 1, 78. il vous en desplaist, S 44. de ceste adventure beaucoup luy desplaisoit, N 1, 14. marrye et desplaisante, 1, 108. plus desplaisant que si tout le monde fust morte, 1, 141. qui estoit tres desplaisante du mal de son mary, 2, 42. tres desplaisant de son meschief, S 148. amours leurs ont donné desplaisance pour les essaier, S 19. le desplaisir qu'en print mon dit seigneur, N 2, 100. la dame n'en preigne desplaisir, S 26. je te jure par ma foy que je te feray desplaisir, M 107. que nostre curé vous feist desplaisir, N 2, 165. pour me faire ce desplaisir, 2, 176. pour luy faire desplaisir, 1, 258.

despoiller. toute nue la fist despoiller, N 1, 79. si se vont despoiller, 1, 97. chacun se despoilla, 1, 162. il eust tantost sa longue robe despoillie, 1, 220. tous furent despouillez et s'en vont couchier, S 65.

desroy. (des arroi) l'appareil sembloit ung droit desroy, N 1, 3. mon bon seigneur, tout desroyé, P 1023.

desservir. je ne vous l'ay pas desservy, S 48. desservy et gaigné, 114. il les (les chemises) a bien deservies en aultre maniere, N 1, 165. ilz ont deservy le punir, 1, 181. il vous seroit par moy tellement desservy que vous en devriez estre contente, 1, 241. Dieu vous paiera de vostre desserte, 1, 222.

destordre. lors se retourne souvent et se destort d'un cousté et d'autre, M 17. il destort ses mains, N 1, 11.

desvoyer. les errans et desvoyez addresser, S 38. il fit semblant de soy desvoyer et prendre aultre chemin, 58. tous les aultres desvoiés, 170. faut il que pour ung homme ainsi desvoyez? 252. estes vous desvoyé? P 796. 1503.

devers. d'aller devers elle, M 31. le vallet arrive devers la dame, 74. le moine devers les dames, S 103. quant ilz furent devers le roy et la royne, 207. si se tira par devers la justice, N 1, 15. devers le soir, M 31. 66. actendez devers le matin, 54. 73. je auray devers moy ce qu'il vous doit donner, M 67.

devise. pluseurs devises qui au lit se font, N 1, 25. entre aultres devises, 1, 27. 58. qui entretant ou lit se devisoient, 1, 5. deviser de leurs affaires, 1, 19. madame au musnier divisoit, 1, 22. tant de gens en scevent et en divisent, 1, 189. auxquels

elle se devisoit par devises communes, 1, 229. il conta et devisa, S 84.

dextre. mon dextrè oeil, N 1, 89. sa dextre main, 1, 231. la main dextre, 2, 244. en sa dextre main, S 32. à la dextre de Dieu, 37. à sa dextre plaine d'orgueil voult ses sergens mectre en dueil, 277. à dextre, N 1, 185. regardoit à dextre et à senestre, S 133.

desordonné. (lieblingswort La Sales in gewisser bedeutung) maints aultres hommes et femmes qui sont pugnis pour leurs desordonnées voulentés, S 280. madame, à qui vous ferez mortel desplaisir s'elle savoit vostre desordonné vouloir, N 1, 58. le vouloir desordonné d'un jeune compaignon, 1, 134. voz chaleurs desordonnées, 2, 215.

dieu. le surplus des biens de Dieu, N 1, 3. Dieu gard ce bon pescheur de diamant, 1, 26. ist ironisch wie in unserem frivolen zeitalter: Dieu vous garde! Offenbach, la vie parisienne, 3, 10. Dieu y soit! P 101, als gruss. jura par ses bons dieux, N 2, 125. disant par ses bons dieux, 2, 170. Dieu scet, das in allen schriften La Sales so häufig ist, dient als verstärkung und versicherung. Dieu sçait le plaisir et la joye où le pauvre homme vit et use ses jours, M 19. Dieu sçait comme la femme est festiée, servie et honnourée, pour l'amour de son mari, Dieu le sçait bien, 23. à tres grand regret, Dieu le scet, N 1, 11. Dieu scet que pluseurs se rendirent, d. h. sehr viele, 1, 15. ung hermite tel que Dieu scet, d. h. ein ganz infamer, 1, 78. Dieu scet s'il leur compta de ses adventures, S 11. Dieu scet comment chascun vous aymera, S 77.

dire. comme dist est, M 111. 136. S 79. 109. N 1, 15. 2, 57, und passim. cessa son dire, N 1, 9. finé son dire, 1, 202. la maniere qui dit est, 2, 57.

divers. tant est mal homme et divers, M 29. il estoit si divers qu'il me tueroit, 29. femme de diverse maniere, 72. diverse et male, 103. malle et diverse, 142. ung bien divers homme, P 883.

doloir. il se plaint et deult, M 105. les femmes se deullent, 161. elle n'avoit pas si bien matere de soy douloir que ceste cy, N 1, 64. dont il est tres dolant et piteux, M 16. le bon homme est bien dolant, 98.

dommage. nous serons en grant dommage, M 36. et si tres bien à point en bas la rabatit qu'en dommage et en sa garenne le poulain au chareton trouva, N 1, 45.

dont. (it. donde, d'où) dont advint, M 3. selon l'estat dont il est, et ne s'esmoye point, dont vient le bien qu'il a, 9. si ne sont-elles pas du lieu, dont je say, 14. elle scet bien, dont elle est venue, 50. dont vous venez, N 1, 7. dont sa presence fut plus agreable aux parens de la paciente, 1, 12. dont luy vient ce dont il est

si bien habille, S 74. dont dura la bataille plus de six heures, 205. dont il yssit à son honneur, 277. dont vous vient ceste aventure, P 360. (weshalb) ne je ne scey que c'est à dire, dont il meurt tant de bonnes gens, dont c'est grand dommage, M 15. il lou Dieu en son courage, dont il lui donna ung si riche joyau comme el est, 17. je me merveille bien, dont vostre mary fait si petit compte de vous, 28. *dont* fehlerhaft für *donc*, N 1, 18.

doubte. par doubte d'esclandre, N 1, 128. sans avoir doubte ne suspicion, 1, 267. pour les doubtes, 2, 54. de chault et de doute, 2, 56. sans avoir crainte ne doubte, 1, 19. doubtant de l'eaue le gaster, 1, 22. doubtant l'esclandre, 1, 110. doubta moult le reffus, S 82. je n'en sçay bailler que doubtive response, N 1, 78.

doy. (doigt) un petit doy, M 84. mon doy malade, N 2, 204. 1, 13.

durer. nous ne pouvons durer avecques luy en nostre meson, M 63. cf. elle veult et ordonne que j'endure la mort, et que plus je ne dure, Villon, p. 12.

duict. faicte et duicte de façonner gens, N 1, 229. elle duicte et faicte à l'esperon et à la lance, 2, 129.

Empiece. ils dient qu'ils n'y entreront mais enpiece, M 79. il ne m'en desplairoit empiece, P 219. vous ne feriez empiece ainsi? S 51. mit der neg. für 'nie.'

empirer. lors il la batra et empirera sa besoingne, M 24. je n'ai pas empiré mon heritage, mes l'ay bien acreu, 107. tousjours empirera la besogne, 144. la pauvre fille empire avecques l'ennui qu'elle s'en donne, N 1, 12. plus vient avant et plus empire, 1, 11. tant mieulx vault et plus tost l'empire, quand je veuil mon sens appliquer, P 1129.

emprendre. pour ce emprent avecques sa cousine, M 21. et entre aultres qui devoient emprendre ce doulx et seur estat de mariage, N 2, 16. le bon clerc emprint sur luy de la tres bien conduire, M 1. 68. il ne veult laisser son emprinse, 1, 51. leur nouvelle emprinse, 2, 39. emprinse d'armes, 1, 224. neben: leur dangereuse entreprinse, 1, 68.

empres. ilz ont le post empres aux dedens la nasse, M 10. je ne semble que à une chamberiere empres elle, 59. quant elle est empres son mary, 112. si vauldroit tousjours estre empres, 143. empres sa femme, N 2, 44. il saut sus d'empres sa dame, 1, 189. si aroy empres de moy, 1, 236.

en. pensant en la vierge Marie, M 6. si dit en soi mesmes, 11. faictes en ce que vouldrez, 67. en terre, 1. 6. en ce monde, 7. en Artois, N 1, 86. en la ville de Valenciennes, 1, 1; aber à Rouen, 1, 188.

en. (für on) quant l'en va dehors, M 42. de vin autant que l'en boute-

roit en une bote, 27. l'en ne pourroit pas tousjours jouer aux barres, 95. l'en ne m'a fait pas semblant, 106. où l'en ne voit goute, N 1, 195. que l'en doit seullement menger et boire pour vivre, S 43. d'autres poissons de mer et d'eaue doulce que l'en pourroit trouver, 227. comme l'en fait, P 179. il n'est pas temps que l'en rigole, 529. que l'en le puist pendre qui ment, 564. je n'ay cure que l'en y pense à mal, 694. se l'en t'en envoye assoulz, 1124. ohne artikel: s'il advient qu'en te mauldie, 1169. cf. joly mal an, joly mal an, en mariage souvent a l'en, Montaiglon, recueil, 1, 31. Daneben besteht überall die gewöhnliche form.

enclorre. N 1, 6. enclorre hors de la chambre, 1, 168. encloz et enserré, 1, 174. quant est liens enclos, M 1. enclos en la nasse, 20. en la nasse enclous, 81. en son cueur avoit douleur enclouse, S 223.

encontre. se courrouça encontre l'Escossois, N 1, 77. yrez directement encontre sa sentence, 1, 119. encontre vostre desir et vouloir, 1, 142. descendit en bas encontre de luy effrayement, 2, 7. pour quelque peril, encontre ou assault que le dyable me face, 2, 103. tous venus à l'encontre pour l'honnourer, S 132. à l'encontre de mon mot, 1, 270. des aultres nouvelles armes que le dit Saintré fist à l'encontre du seigneur de Loisselench, S 136.

endroit. les galans se avancent chascun endroit soy, l'un plus que l'aultre, M 23. chacun endroit soy croit le contraire, 162.

enferrer. il vint enferrer d'un coup d'estoc la pointe de sa hache en ung pertuys, S 172. il l'enferra, 271. (übertragen) la dame fut reprinse et de rechef par l'amoureux enferrée tres bien et à loysir, N 1, 30. il ne demourra gueres à t'enferrer, 2, 130.

engin. rude et de gros engin en maintien, S 1. tant fist par son engin, qui point aiseux n'estoit, N 1, 21. n'estoit pas son engin oiseux, 1, 159. le subtil et percevant engin, 2, 140. toutes ont tendu leurs engins à le prendre, M 121. il n'est tour ne engin que les ditz medecins sachent, N 1, 12. ilz n'y scavoient engin trouver, 1, 284. sans fraulde ne sans deception ne mal engin, 2, 246. ceulx du mal engin, 1, 106; sie sollen in der nähe der Champagne wohnen — vielleicht die Burgunder, nach jenem alten liede: Largesse de Français, et loyauté d'Anglois, netteté d'Alemant, jurement de Normant, bare de Pacart, hardement de Lombart, sapience de Breton, c o n s c i e n c e de Bourguignons, confession de beguine, tout ce vault une poitevine. Montaiglon, recueil 6, 197. — l'ostel n'estoit pas si grand qu'il ne sceust bien les engins, N 1, 74.

enmy. descendre enmy la chambre, N 1, 75. enmy les champs, 1, 134.

enparlé. gracieux, courtois et bien enparlé, N 1, 186. si bien abillée et emparlée, M 23.

enquerre. les secrez dont il se devoit bien passer d'enquerre, N 1, 66. sans plus enquerre, 1, 179. noble cuer de homme ne doit point enquerir du fait des femmes, M 81. avient souvent qu'il enquiert petitement des besoignes, 10. il s'enquiert que elle a, 73. il enquiert et serche sa honte et il la trouve, 81. une matrone qui moult et trop enquiert de ceste maladie, N 1, 11. ils s'enqueroient par tout pour l'allegence de la fille, 1, 12. la vieille n'enquist plus avant, 1, 234. pour enqueste qu'il puisse faire, M 73.

ennuyt. (to-night) et ne peux ennuyt dormir, M 54. venez vous en encore ennuyt à douze heures, 68. il nous démonstre ennuyt comme les autres precedentes, N 1, 78. luy va dire comment il a jour assigné de coucher ennuyt avecques sa chambriere, 1, 52. venez ennuyt, 1, 159. il ne cessa ennuyt de faire la besoigne, 1, 180. je ne l'oseroye bonnement ennuyt attendre, 1, 241. 242. pourquoy me suis-je ennuyt couchée, 2, 43. 47. si vous prie tant que je puis que a n u y t vous venez avecques moy, 1, 83.

ens. il entra ens, N 1, 173. 2, 168. les fist entrer ens, 2, 55. vint mettre ens son confesseur, 2, 117. bouté tout ens jusques aux pennes, 1, 156. le mist ens, 2, 196. ilz furent entrez ens, S 50. venez ens, P 848.

ensus. va-t-en ensus de moy, N 1, 47. la chassera paistre ensus de luy, 2, 95. je l'en chasseray ensus de moy, 2, 103. ung pou ensus de ceans, 2, 150. ung lieu ensus d'icy, 2, 152. quant le vaillant homme d' armes sceut l'Escossois e n s e u r de luy, 1, 29.

entente. elle met tousjours son entente à mettre son mari en aucun songe ou pencée, M 72. la diligence ou entente, N 2, 163. ce à quoy tu devois donner entente singuliere, 2, 225. il regardoit tres ententivement, 1, 14.

entier. (integer) la belle fille et entiere, N 1, 91. ceste entiere, leale et parfaicte amour, 1, 138. loyal et entier, 1, 142. pluseurs pennes entieres et de bon cueur, 2, 95. honnesteté et entiere chasteté, S 5. voz prieres me sont entiers commendemens, 87. ung mois entier, 96. je ne me pourroye contenir ne garder l'entiereté de nostre mariage, 2, 235. à rompre et briser mon entiereté, 2, 244. mon entiere chasteté et ma chaste entiereté, 2, 249.

entre. häufig mit verben componiert. s'entramer, N 1, 191. 2, 161. s'entreacoller, 2, 67. s'entretuer, 2, 193.

entour. ceux qui entour luy estoient, N 1, 36. S 65. le maistre bergier qui besoignoit entour de ce parcq, N 2, 34. à l'entour de sa maison, 2, 117. il varioit là entour, 2, 54. la chaine environnée

entour son col, S 191. lignaige d'icy entour plus à louer, P 413.

eries. si son furon a fourragé l'ostel, il n'en peut mais, car des ádonc qu'il est par eries on duyere, il est hors de son chastoy, N 1, 136. eries verstehe ich so wenig wie Wright, ich vermuthe *erres,* ein in dieser epoche häufiges wort, von lat. iter. toutes ses excusacions estoient erres pour besoigner, N 1, 96, d. h. alle ihre einwände waren nur wege um zur sache zu kommen, nur mittel zum zweck; Wright erklärt 'indices' — sehr frei. S'il rencontre en son erre ma damoyselle au nez tortu, Vill. p. 109. combien que cueur n'est qui ne tremble, quand de sonner est en son erre, p. 188, d. h. wenn die grosse glocke von Notre-dame zu läuten unterwegs oder im begriff ist. cf. elle est en voie de mourir, M 157. or luy soit delivré grand erre, de terre vint, en terre tourne, p. 102, nämlich mein körper — eine crux interpretum, ich übersetze: nun sei ihm die grosse fahrt gebahnt. Von erre, das heute noch in wenigen phrasen überbleibt, Littré dict. p. 1481, stammt le chevalier errant, nicht ein umherirrender, sondern ein fahrender ritter; le juif errant, nicht der umirrende, sondern der wandernde jude.

esbanoyer. qui s'esbanoient, ce lui semble, M 10. les aultres poissons qui se esbanoient dedens, 110. elle m'a envoyé de l'argent pour moy esbanoyer, S 54. il se fault aucunes fois, puis es ungs puis aux es aultres, esbanoyer, 242.

esbatre. (lieblingswort La Sales) qui font semblant de noer et soy esbatre, M 5. prendre son esbatement, N 1, 16. par esbatement, 1, 23. par esbastement, S 135. esbatemens, M 112. l'esbat, M 53.

eschever. (vollenden) elle advertiroit du pourchez deshoneste et damnable qu'il s'efforçait d'eschever, N 1, 27. c'est force que j'escheve en haste l'escript que j'ai encommencé, 1, 126. il escheva de lyre sa lettre, 1, 156.

eschiver. (vermeiden) pour eschiver qu'il ne soit pas prins, il se retrait en ung chasteau, M 132. il n'est chose qu'on ne doit entreprandre pour eschever la mort, N 1, 118. vous escheverez ce tres deshonneste pechié d'envie, S 22. eschieve superfluité de vins et de viandes, 24. verwandt mit esquiver, sp. esquivar, it. schiviare, von ahd. schiuhan, scheuen, ags. sceóh; es findet sich noch im altengl. escheve, eschue, wie wenn Spenser sagt: they were virgins all and love eschewed, Fairy Queen. 7, 45.

escient. (sciens) les lessent à l'aventurent crier tout à escient, M 47. et se plaint et mignote tout à escient et d'aguet, 54. elle le fait actendre tout à essient, 68. elle les avoit envoiez tout en essyent et par depit du bon homme, 76. il me sembloit à bon escient que vous estiez revenu, N 1, 88. vous semblerez tout à bon

escient estre une femme, 1, 94. vous laissez à escient ce qui vous peut de mort garder, 1, 119. vous avez double peché, comme de faulser vostre veu et de mentir à escient, 1, 182. elle vit que c'estoit à bon escient, 1, 187. cuidoit à bon escient, 1, 223. sa chambre qui estoit belle à bon escient, 1, 227. gracieuse et belle à bon escient, 1, 233. c'est à bon escient, 2, 133. elles estoient bonnes à bon escient, 2, 221. à bon escient dictes nous, S 223. est il malade à bon escient, P 630. Escient lässt sich fast immer durch wirklich, wahrhaftig übersetzen.

esclandre. il n'y a point eu esclandre, M 150. doubtant l'esclandre de son fait, N 1, 100. par doubte d'esclandre, 1, 128. pour eviter esclandre, 1, 283. qui n'estoit pou d'esclandre aux gens d'eglise, 2, 198. toute deceute et esclandrie, 1, 110.

escondire. (prov. escondir) rien ne luy fut escondit de ce qu'il osa demander, N 1, 228. elle ne l'escondit pas, 1, 257. le desiré plaisir ne luy fut pas escondit, 1, 268. *esconduire* ist gewiss dasselbe wort, Littré dict. 1288; pou de gens estoient esconduis de l'amouseuse distribucion, N 1, 81. nous ne sommes esconduyttes, S 87. on verray se vous m'escondyrez, 257. ne m'esconduirez point de ce que je vous requiers, Tabarin 2, 69. wenn La Sale verschiedene formen desselben wortes in verschiedenen büchern verwendet, so ist das nicht auffallender, als wenn bei uns jemand gescheit und bezeigen schreibt, nach einigen jahren aber gescheut und bezeugen.

esjoïr. qui s'esjoissoit plus enrichy d'une belle fille, N 1, 10. le convoiteux plus pleure en perdant qu'il ne s'esjouyst en ayant, S 23. les dons et promesses esjouissent, lient et emprisonnent leurs cueurs, 67.

esmerveiller. m'en esmerveille bien, M 109. bien m'esmerveille, 122. je ne sçay trop esmerveiller de vostre fait, N 1, 57. chascun s'en esmerveilloit, S 84.

esmoyer. il ne s'esmoye fors de tirer esguillettes, M 9. il ne s'esmoye point, ib. qui ne se souloit esmoier fors de chanter, 10. ne s'esmoie point d'en issir, 10. ne se esmoient dont il vient, 38. ne vous esmoiez jà de robes, 62. la geline ne s'esmoye que de manger, 85. il ne s'esmoye de nulle chose, 116. ne vous esmayez, jà de ce que je vous diray, N 2, 183. ne vous esmaiez de riens, S 54. et du surplus de vostre despence ne vous esmaiez, 75. ilz seront tous en grant esmoy, P 914. ce ne m'est grant esmoy, Villon p. 109.

especial. leurs choses especialles, M 11. especial amy du mary, 24. ses especiaulx amis, 77. 136. ses plus especialles commeres, 154. par especial, 102. 116. N 1, 34. 158. especialement, 1, 157. S 71. neben specialement, N 1, 23. 1, 280. 2, 77. S. 206. grant especialité d'amis, S 127.

espoir. pluseurs menues folies, auxquelles espoir trop se donnoit, N 1, 57. mieulx on ne peut faire que d'abreger l'execution en lieu de ce que trop espoir j'ay differé, 1, 79. fait merveilles d'armes, et espoir plus que bon ne luy fut, 1, 97. ou espoir pour aultre chose, 1, 128. ces ribaulx moynes ont fait merveilles d'armes, et espoir plus et mieulx que nous ne savons faire, 1, 182. espoir qu'il n'est pas homme, il le fault esprouver, 1, 277. espoir qu'elles estoient de serviteurs pourveus, 2, 39. quoy que le pouvre homme feist bien la besoigne et s'efforçast espoir plus souvent qu'il ne deust, si n'estoit euvre qu'il fist agreablement receu, 2, 144. se ce ne fust vostre mariage, qui vous fera repatrier, et espoire plus grans bien perdre que vous n'y avez, 1, 262.

estat. selon l'estat dont il est, M 9. 27. 42. 43. 87. 116. selon l'estat où il est, 132. sa femme convient mectre en estat ainsi qu'il appartient, 10. aultres femmes de son estat, 11. tant fust-elle de petit estat, 12. je ne le dy pas pour mon estat, 12. quel estat avoient-elles à ceste feste? 12. il n'avoit si petite de l'estat dont je suis, 12. les femmes de tel et de tel sont en tel estat comme je suis, 14. elle maudit tous ceux qui premierement amenerent si grands etats, 18. quatre hommes d'estat, 74. quierent granz estaz à leurs femmes, 139. aler en estat, 1, 146. en grant estat, S 175.

ester. pour Dieu lessés moy ester, M 14. 36. 54. quoy dea, lessons ester ces parolles, 35. 46. lessez en ester les parolles, 107. ne peut ester ne fere contenance, 154.

estire. elle ne laissa pas pourtout l'emprinse encommencée, mais de plus belle rend estire, N 1, 126. diese lesart ist sinnlos, vielleicht estor, estur (kampf) zu schreiben, von ahd. storjan, ags. styran, oder selbst, und dieses glaube ich,

estorce. lors bataillent par maintes manieres et estorces, M 69. elle luy donne de grans estorces, 126. lui ay je baillé belle estorce? P 1545.

estuve. il fist tantost tirer les baings chauffer les estuves, N 1, 3. qu'il venoit de la taverne et des estuves et des lieux deshonnestes et dissoluz, 1, 8. tirer le baing et chauffer les estuves, 1, 21. Geheizte bäder spielen in novellen eine grosse rolle, schon bei Boccaz, dec. 3, 6; bagnio ist gradezu bordell; von diesem selben worte, fr. baing, leite ich 'bankert' ab.

eur. (augurium) cest eur, N 2, 69. jamais si grand eur ne luy vint, 2, 162. là arriva de son eur, 2, 239. l'heur de mon adventure, S 99. noch bei Molière: un grand heur, Les Facheux, 3, 2. mon mal eur, N 1, 70. mal euré, M 14. maleurté, 146. maleurtez, 161. maleuretez, 6. 94. eureux, N 1, 1.

exploicter. elle ne exploicte à danser et à chanter, M 23. et si bien exploicta à l'ayde du grand desir qu'il a de se trouver en sa maison, que en pou de jours en Artois se trouva, N 1, 86.

Faillir. il avient que faille aucune chose qui leur plaise, M 28. aucunes fois la reigle faut, 87. à pou que son loyal cueur ne failloit, N 1, 3. à peu que le cueur ne luy faillist, 1, 106. si je vous faulx, je veil qu'on me tue, 1, 127. et tantost apres la feste faillye, 2, 167, nach beendigung des festes.

faim. son maistre, qui tant grant faim avoit de rire que à peine il savoit parler, N 2, 131. il auroit grant fain de tencer, P 149. il avoit faim de veoir le contenu, 1, 235.

faire. il n'est home si enragé que sa femme ne face franc et debonaire, M 30. la dame fait *le* malade, 79. gens dont je n'ay que faire, 80. ils font faire aux apothecaires clisteres, N 1, 12. et de fait eut bien le courage demander à faire pour l'amour de Dieu, 1, 81, unsere wüstlinge würden sagen: es thun. *faire* als substitut für ein vorhergegangenes verb: il me salua, si feis je luy, N 1, 20. mettez tout sur nous, ce dirent elles, nous l'appaiserons bien. — Creez qui si feray-je, dit-elle, 1, 163. madame, donnez le moy et puis je le diray. Non feray, dist-elle, S 210. ne vous fiez vous pas en moy? si fais, dist-elle, ib. vous vous courroucez sans cause. Non fais, sire, fait-elle, M 14. pou Dieu, fait-il, ne dites pas que vous m'en avez parlé . . non ferai-je, fait-il, 125. je ne entreray à feste de ceste année. — Par ma foi, m'amie, si ferez, M 17. Je croy qu'il est temps que je boive pour m'en aler — Ha! non feray, P 498. non feray und si feray entsprechen demnach unserm nein! doch! Für sprechen, sagen wird faire in zwei büchern La Sale's, den ehefreuden und dem Pathelin, angewandt: fait-il, fait-elle (inquit), M 11. 12. cet. fais-je, P 410. 412. ferez vous, P 475. fait-il, 1099. feray je, 1173. fist-il, 446; und zwar nur in parenthese, wie inquit, says he oder quoth he, fast nur im praesens und futurum. — Me voulez-vous faire entendant de vessies que sont lanternes, P 800. L'on me fait entendre que la façon du faire (es zu thun) est tant plaisante, N 2, 26, an welcher stelle andere mss. gleichfalls fait entendant haben. Génin, p. 299. — *fait* als subst. pensant et considerant le fait de mariage, M 6. vous devez regarder à vostre fait, 15. elle cogneut bien son fait, 17. vous savez bien nostre fait, 35. le fait du mary n'est rien prisé, 53. el ne prise rien son fait, 52. (im obscönen sinne) pour venir au fait de ceste histoire, N 1, 81. vouloit tant sçavoir son fait, S 59. (verhältniss, lage). — *faictis*. Qu'il est souef, doulx et traitis! — Je l'ay fait faire tout faitis . . P 181. drap faictis S c. 43 der ausg. von 1724, in der von Guichard finde ich es nicht.

Ces bras longs et ces mains tretisses, petits tetins, hanches charnues, eslevées, propres, faictisses, a tenir amoureuses lysses, Vill. p. 78. an der ersten stelle von Génin durch 'fait exprés,' an der letzten durch Jacob le-bibliophile durch 'bien fait' (ma jambe bien faite, Béranger, la grand'mère) erklärt; die bedeutung des stammworts facticius begünstigt die letzte erklärung. *fasson*, noch in seiner ursprünglichen bedeutung: was aber cestes heissen mag, weiss ich ebensowenig wie le juger fut differé jusques à la fasson de cestes, N 1, 16; Wright.

ferir. elle qui tant à ferir son coup que elle a tendu pour avoir la robe n'en fera riens, M 16. il fiert tant qu'il peut de son pié contre la porte, N 1, 7. qui tousjours par le François faisoit ferir par l'aultre, 1, 36. il n'en estoit en rien feru, 1, 205. il fiert dedans comme ung loup dedans les brebis, 2, 158. il eust par derriere feru messire Enguerrant, S 112. il le ferit tel coup, 121. il fiert à dextre et à senestre, 203. navrez et feruz, 205. ce tres enflammé dart d'amours fiert le cueur de l'ung et puis de l'aultre, 230. feru de l'amour d'elle, N 1, 55. feru et attaint bien au vif d'une damoiselle, 2, 31. ilz n'estoient feruz d'aultre mal que d'amours, S 19. fort feru du maudit mal de jalousie, N 1, 233. ferue de la maladie, 2, 25. Noch bei Molière: peut-être en avez vous déjà féru quelqu'une, Ecole des femmes, 1, 6.

fiance. si n'estoit la fiance de vous, elle n'yroit point, M 23. il avoit parfect fiance, confidence et amour en ung jeune et gracieux gentilhomme, N 1, 56. prend si peu de fiance en luy, 1, 205. sur ceste fiance tant y alla, 1, 267. luy firent fiancer et donner caution et seureté, 2, 227.

finance. qu'il face finance des chevaulx, M 99. il se fut mis à finance, N 1, 32. pour faire finance de sa renson, ib. s'il se vouldra mettre à finance, 1, 163. je feray voluntiers finance de la toille, 1, 165. faire finance de pluseurs choses, 1, 224. on eust eu nouvelle de luy pour faire sa finance, 2, 98. (soviel wie auslösung). la despense et finance à ce necessaire, S 85.

finer. (beenden) et finera miserablement ses jours, M 20; daneben finiront, 8. il ne m'a finé à journée de prier, 124. lors est la guerre finée, 104. la pouvre femme ne fine de plourer, 157. puisque tu veulx par mes mains finer affin d'aller en paradis, N 1, 40. sa queste en amours doit estre bien finée, 1, 57. ne fina de courre, 1, 132. il n'eut pas finé ce propos, 1, 164. et ce procès finy, ib. sa bonne entreprinse, pour laquelle achever il ne finoit nuyt ne jour de adviser et de penser, 1, 235. il sembloit que le monde fust finé, 1, 237. reclus et plain de melancolie fina bien tost apres ses dolens jours, 2, 82. son long proces finant, 2, 226. ils finerent leurs parolles, S 223. vostre corps

ne fine toujours, tousjours de besongner, P 187. je ne fine jour et nuit de nourrir porcs, poulcins, aines, M 79. elle desiroit le jeusne estre parfaict et finé, N 2, 246. si ne pourrez mal finer, S 76.

finer. (erreichen, gelangen zu, eig. zu ende kommen mit). encore n'ay je peu finer d'un pouvre baiser, N 1, 293. vous ne vous en yrez pas si je ne la puis finer, 2, 20. ung compaignon dont elle ne peut finer sinon à grand paour et à la goulée, M 86. les plus beaulx (chevraux) qu'on pourroit finer, S 213. de son pareil ne peult on mye finer ou royaulme de France, 266. vous avez les harnois pour vostre corps, n'en finerez vous pas bien encore d'ung aultre qui servist à ce chevalier, 266. de bons vins se en povons finer, 264.

force. par la force sainte Marie, N 1, 7. mais est force qu'ilz demeurent là, M 5. c'est force que les medecins de la ville et d'environ soient mandez, N 1, 11. me fut force de me rendre, 1, 34. force luy fut le chareton avec luy et sa femme en son lit heberger, 1, 44. force luy estoit de l'esconter, 1, 51. si fut force à nostre gentilhomme d'abandonner sa dame, 1, 120. force fut à la belle nonnain ou de perdre le bruit de sa tres large courtoisie ou d'accorder ou moyne, 1, 81. c'est force que vous eloignez, 1, 142. force est, que je m'en aille, 1, 265. force m'est aujourd'hui habandonner ce monde, 2, 25. force leur fut l'ung de l'aultre departir, S 134. force luy fust d'obeir, 158. si ne se peut elle contenir, que force de rire ne la surprint, N 1, 14. ce rire à force retenu, ib. ne dy plus bée, il n'y a force, P 1544.

forcené. il s'en va hastivement tout forcené, M 147. sa mere toute enragée, forcenée et tant marrie, N 1. 47. elle estoit ainsi que forcenée, 1, 252. vous estes trestout forcené, P 827.

fors. il ne s'esmoye fors de tirer esquillettes, M 9. 10. je vouldroye que je ne alasse james hors de nostre meson fors à l'eiglise, 17. nostre gentilhomme ne venoit en son hostel fors à l'occasion de sa femme, N 2, 9. lors lui dirent comment il servoit toutes les dames fors que elles, S 12. je coignois tout, fors que moymesme, Vill. p. 222.

fort. mais au fort, faites à vostre guise, M 76. il parla au fort, en la fin, et dist, N 1, 113. au fort el s'appeisa, 1, 121. je suis au fort contente, 2, 172. au fort, c'est toujours vostre guise, P 555.

frisque. un tres tel et frisque chappel de plumes, S 106. douze paremens pour les douze jours, riches, frisques et apparens, 163. ung gent, frisque et fringant cheval de compaignon qui soit bien vif et saillant, 64. ung gentil escuier frisque, frez et friant en bon point, N 2, 135.

Galler. pour galler et parler de leurs choses, M 96. parler et galler ensemble, 137. une femme qui joue et galle, 146. il y aura beu et gallé, P 314. je plains le temps de ma jeunesse, auquel j'ay plus qu'autre gallé, Vill. p. 51. la fenestre où la *galée* estoit, N 1, 231. celle *gallerie,* M 96. une femme qui est une tres bonne *galoise,* 83. 86. Vielleicht gehört hierzu auch galioffe: regardez quel galioffe! il a couché plus de vingt nuiz avecques ma femme, N 1, 282.

gecter. gecter larmes à grande abundance, N 1, 23. gecta un bien hault et dur cry, 1, 174. elle giete ung cry d'alaine souppireux, M 126. gectée par terre, S 204.

gent. vous estes belle et gent et gracieuse, M 122. tres belle femme et gente, N 1, 1. belle et gente, 1, 16. gente de corps et en bon point, 1, 129. bien et gentement, 1, 146. esquelles maisons avoit gentes salles, S 163. pa sainte Marie la gente, P 987. de bonté, beaulté et gentelé, passoit toutes les filles d'elle plus eagées, N 1, 10.

gesir. nous fauldra gesir en ung meschant village, N 2, 148. les chamberières de leurs mesons quant elles gisent (sont en couches), M 33. le cueur ne me gist pas bien de ceste vision, N 2, 113. gisant à terre, S 175. *giste* (nachtlager) s'en vient cy ou giste, M 74. il leur souvenoit du giste que monseigneur a fait ou bahu, N 1, 166. refuser ung giste aux chevaliers errans, 2, 150. où il peut aller le soir au giste, S 241. *gesine* (couches) la charge de la penser, garder et aider en sa gesine, N 1, 123.

glout. gloute et jalouse, M 142. jaloux et glous, 144. si jalouses et si gloutes, 145.

gorgias. (élégant) faisoit du gorgias, N 2, 197. deux ou trois gorgyas qui la devoient accompaigner, 1, 290. noch im XVI. jh. ils se gorgiasent en la nouvelleté, Montaigne ed. Le Clerc 2, 314.

goute. pleust or à dieu qu'il n'y vist goute! P 97. je n'y voy goute, 731. 1349. das wort spielt die rolle von mye, rien, point, pas. où l'en ne voit goute, N 1, 195.

grand. moult grandement se repentist, M 5. nous n'avons pas grant argent à present, 13. je vous baille le grand congié et le grand adieu, N 2, 96. il avoit eu grandement à faire, S 13. grammment, 17. N 1, 11. M., P., S. gewähren im femininum sg. fast beständig grant, N. grande, im pl. grandes, selten grans.

gros. une grosse ryviere, M 5, N 1, 291. 2, 35. une grosse pencion, M 88. leur deffent à grousses peines, 114. une grousse renczon, 132. il me mist en la grosse alaine, 149. une bonne et grosse abbaye, N 1, 114. grosse despence, 1, 146. grosse peine et grand diligence, 2, 167. une des plus grosses villes, 2, 187. grosse et enceincte, 1, 46. elle devient grousse, M 26. *groisse,* subst. el est plus malade de ceste groisse, M 96.

guet. elles font bon guet devers matin, M 150. celle qui pour la nuit le guet y devoit, N 1, 3. aussi voluntier qu'on va en guet, 1, 37. faisant le guet, 1, 75. il n'y fault jà guet sur elle, 1, 147. si fist le guet par pluseurs nuiz, 1, 206. que oncques le guet de la vieille serpente n'en eut la cognoissance, 1, 234. elle fera le guet de celle, 1, 233. tant faisoit faire le guet sus eulx, 1, 284. le guet par nuyt, 2, 63. où il devoit asseoir son guet, 2, 117. le membre où il devoit plus de guet et de soin, 2, 173. ils ordonnerent une gaitte sur un arbre, 2, 126. guetter, 1, 284.

Happer. il happera ce benefice, 1, 264. maistre moyne happa cest argent, 2, 157. vous l'avez happé par blasonner, P 455. Je happeray là une prune, 504. Quand viennent gens, je vous happe le pot, Vill. p. 161.

hardement. jolis et gaillart maintien de femme donne hardement à couard ribaut de parler, M 30. print cueur hardement et vouloir de soy defendre, N 2, 103. hardement de Lombard, Montaiglon recueil, 6, 197. *hardiement.* dy le moy hardiement, M 148. dictes moy hardiement, N 1, 108. dictes hardiement, S 224. dites hardiment que j'affole, P 1186. parle hardiement, 1548. j'en seray bien maistre hardiment, N 1, 29. hardyement amoureux, 1, 150.

haste. pour la haste qu'il a de taster du past avient souvent, M 10. à grande haste, 25. à grande haste, 130. N 1, 35. à grant haste, M 132. S 204. en haste, N 1, 3. 137. à haste N 1, 4. tout à haste, 1, 14. hastivement, M 147. S 236.

heberger. force luy fut le chareton avec luy et sa femme en son lit heberger, N 1, 44. hebergez vous telz hostes ceans, 1, 189. herberger les povres, S 38.

heure. lors regarde bien et temps et heure, M 11. au jour et heure, S 102. à heure non accoustumée, M 16. en la bonne heure, N 2, 130. la bonne fille entendit tantost quelle heure il estoit, 1, 129. en peu d'heure, 1, 87. 102. en peu d'eure, S 277. en pou d'heure, N 1, 13. 19. en l'heure, N 1, 134. P 39. disant ses heures, N 1, 38. tandiz que je diroye mes heures, 1, 163. ses heures en sa main, 1, 249. — jenes selbe buch, dem La Sale die idee der Quinze joyes entnommen hat.

heurter. heurte bien fort à l'huys de le chambre, N 1, 3. hurte à l'huys assez rudement, 1, 6. heurta de son baston ung tres lourd coup, 1, 87. hourter à ma chambre, 1, 59. ils les vindrent tellement hurter, que tous passerent jusques aux bannieres, S 204. rehurter, N 1, 174. l'assault et hurt de ce poulain, 1, 44. de son baston ung coup heurta, et la nonnain n'attendit pas l'autre hurt, 1, 83.

hober. ne se aide point ne mais ne se hobe que une pierre, M 56. il

ne peut hauber d'ung lieu, 105. helas! il ne hobe, P 591. tire t'en pres et ne t'en hobes, Vill. p. 157.

homs. le pouvre homs, M 10. les jeunes homs, ib. passim. ung sage homs, N 1, 275. ung homs si rebelle, P 405. omme, M 124. N 1; 127. S 142. ome, M 113.

housé. tout housé encores qui estoit, N 1, 180. tout housé et esperonné, 2, 182. S 176.

housser. et housse sa robe longue, N 2, 133. l'arbre mieux houssée de bois, 1, 64. richement houssé d'orfaverie, S 203.

hucher. le bon homme huche et appelle ses gens, M 75. ilz ont beau hucher, il n'a garde de respondre, N 1, 41. si hucha arriere à ce cry la royne sa damoiselle, 1, 171. qui nous avez si bien huchez, 1, 180. qui huche, appelle et invite, 1, 201. 219. ils furent huchez à dire et plaidoyer leur cause, 2, 171. n'estoit de mot sonné ne huché, 2, 180. en passant hucheit bien, P 324. rehucher, N 1, 228.

huy. ne beu ne mengé huy, M 45. il faisoit huy ung pelerinage, demain ung aultre, N 1, 61. n'a pas sent ans d'huy, 1, 173. huy matin, S 51.

hypocras. ung petit rippopé apres ung bon hypocras ou pineau, M 53. faire pastez, tartres et ypocras, N 1, 3. il fait servir ma dame de toustées a l'ypocras blanc, S 130. boire ypocras, à jour et à nuyctée, Vill. p. 152.

Illec. à deux lieues pres d'illec, N 1, 38. et illec leur compta toute la chose, 2, 56. ilz eurent illec esté, 2, 66. sagesse n'avoit illec bien, 2, 123. et se fist illec enfermer, 2, 180. a esté illec le povre homme, P 679. à six heures ou illec environ, 1202. illecques, S 3. Cron. de Flandr. p. 732.

incontinent. elle incontinent l'en advertiroit, N 1, 2. 13. fait habiller incontinent son escuier 1, 87. 123. passim. la peine incontinent ensuit son meffait, S 32.

ire. il enrage d'ire et d'angoisse, M 147. chargé d'ire et de courroux, N 1, 7. qui vous a ainsi meu à ire, N 2, 234. elle estaint des coeurs les yres, S 71. ireux, 18.

issir. maniere comment ilz en pourront issir, M 4. 10. de yssir dont il est, N 1, 162. à l'yssir de vostre chambre, S 42. il feist messire Enguerrant yssir le premier, 111. dont il n'ystra james, M 109. vous n'en ystriez pas de l'orine du pere, P 185. quant elle yst hors du fondement, 669. aultre mot n'ysse de ta bouche, 1176. monseigneur yssit dehors, N 1, 167. de sa chambre yssit, S 237. ilz yssirent hors, 248. en yssant hors de la dicte chambre, N 2, 66. ma cousine prochaine, yssue de noble maison, N 2, 216. une yssue de derriere, 2, 57. et aux enclos donner yssue, leurs liens et fers deslier, Vill. p. 211.

ymaginacion. on le feist seoir à la table, où il reprint nouvelle yma-

ginacion par boire et menger largement, N 1, 5. dagegen remply de fantasies et de soucis, N 2, 224 — was uns an Shakespeare erinnert: present fears are less than horrible imaginings, Macb. 1, 3.

Jà. je ne vous en diray jà rien, M 11. il n'est jà mestier que je le vous dye, 11. jà ne dormira de toute la nuict, 17. se seroye rompue comme je suis jà, 35. jà mal ne vous en pourra venir, S 41. si n'en dist mot, mais pourtant jà n'en pensa moins, 240. puisque vous estes bien garie, il n'est jà mestier que vous traveillez plus monseigneur, N 1, 21. il n'est jà mestier d'ainsi faire, 1, 40; passim. veez cy jà retourné bon mary, 1, 3. la fasson que j'ay jà dicte, 1, 44.

james. james bouche de homme ne toucheroit à la mienne, M 15, der artikel des subst. mangelt bei james, wie im engl. Savez vous bien qu'il me fault paier le disme. — quel disme? — ha hors, dit-elle, c'est ung james, N 1, 195. et faisions la plus grande chere de jamais, 2, 88.

joïr. tu ne joïras que Dieu me ait donné, M 107. pour veoir et jeoir de sa dame, N 1, 28. celui qui en joissoit, 1, 183.

jasoit. jasoit ce que elle soit proude femme, elle met son intencion, M 72. jasoit ce qu'il fust fort courroucé, toutesfoiz refraint son ire, N 1, 7. elle jasoit qu'encores marrye, voyant la parfecte contrition du bon homme, cessa son dire, 1, 9. jasoit qu'il fust las et traveillé, n'en avoit garde, 1, 44. jasoit qu'il soit marié, si n'est-il pas pourtant du gracieux service d'amours osté, 1, 57. jaçoit ce qu'on pourroit dire, S 30. passim.

jouer. il se joue et delicte ung peu de temps, M 10. elle se joue ainsi, 73. ceulx qui se jouent avecques vous, S 126.

jour. ne reprouchés pas un de ces jour que je vous aie faict mettre vostre argent, M 18. cf. engl. one of these days. de nuit ou de jour, M 27. le bon homme ne mengea de tout le jour, 31. ung jour entre les aultres, N 1, 21. 43. par ung jour de dimenche, 1, 48. tout jour balochoit, 2, 156. un fort je feray quelque jour de vous, 1, 163. si se tira par devers la justice du parlement, devant lequel fut baillé jour à nostre homme, 1, 15. elle bailla journée à l'Escossais un lendemain en soir, 1, 27. à journée (den ganzen tag), M 85. (kampf) s'il accepte la journée, je viendray tenir vostre place, N 1, 51.

jouste. ils ne se povent partir de jouste leur femmes pour aller à dix lieues, M 136. elle aroit à la jouste failly, N 1, 171. autant faisoit pour elle qu'oncques serviteur fist pour sa dame, comme de joustes, d'habillemens, 2, 147. ne peut trouver la maniere d'estre receu à cest escu ne ceste jouste, 2, 169. de quelles lances il vauldra jouster encontre son escu, 1, 83. tres souvent joustoit, faisoient mommeris, bancquetz, 2, 21. un gentil chevalier,

jeune, bruyant, jousteur, danseur, ib. enjoignant à la mariée, qu'elle empoignast baudement le bourdon joustouer, 2, 172. La Sale liebt den geschlechtlichen umgang als einen kampf darzustellen, — daher die ausdrücke jouste, bourdon, escu, rompre une lance, etc.

jus. il saulta jus du chariot, 2, 23. se coula tout doulcement jus de son lit, 2, 43. mettre jus leurs habiz, 2, 50. le bouter jus, 2, 127. si jecta jus chape et surplis, 2, 139. il la rue jus et monte sur le lit, 2, 168.

Landes. et devant ces devises elle n'oblya pas de le servir de landes, Dieu scet, largement. une foiz le boutoit du coste en escripvant, une aultre foiz luy ruvit des pierrettes, N 1, 125. ein kühnes bild, wenn lande die heide bedeutet; wahrscheinlich ist der text verderbt.

las, wovon hé las! eig. heu me miserum! Il ne s'en est à pied allé, n'à cheval; las! et comment donc? Vill. p. 51. quand je pense, las! au bon temps, quelle fus, quelle devenue, p. 77. sagt die schöne putzmacherin; eigentlich gebührt aber dem femininum die form lasse! pouvre lasse, pour quoy ne vient la mort te prendre? M 19. hé lasse moy dolente! dist Ysabel, S 57. lasse! dolente maleureuse, 141. par les angoisses dieu, moi lasse! P 571. or demourray je povre et lasse! 974. ha a, lasse! comme se poirait-il faire, fait-elle, M 156. lasse! il m'a tant amée, La Sale, Notice des manuscrits de la bibl. nation. 5, 396.

lerme. et lui en viennent les lermes aux yeulx de pitié, M 98. je pleureray à chaudes lermes: fermes, P 495, wo Génin mit unrecht larmes setzt; je vouldroye que je ne peusse lerme gecter, S 93. les yeulx luy lermoyent, 9. les yeulx l'ung de l'autre lermoyens, 81.

lesdanger. lesdangée et tencée, N 2, 137. elle ledangea son mary, 2, 58. que me vouldroit laidanger de ce mot, Vill. p. 82.

lez. (latus) à tous lez, N 2, 119. elle se pourchassoit à tous lez, 2, 187. requert dames de tous lez, S 17. brodé aux deux lez de diamant, 78. de l'autre lez, 111. que lé a il? lé de Bruxelles, P 259. je vous vy de lez la royne, S 152. une eschalle que ung couvreur avoit laissée lez son ouvrage, N 1, 253. — unes lettres qui narroient tout du long et du lé les amours, N 1, 154. il compta à son maistre du long et du lé la verité de son adventure, 1, 266. en ce monde cy transitoire, tant qu'il a de long et de lé, Vill. p. 43.

liens, leans. quant est liens enclos, on lui ferme la porte, M 1. il se joue et delicte un peu de temps liens, 10. leurs maistres sont liens, 79. qu'on le boutast hors de leans par la posterne, N 1, 5. il part de leans, 1, 13. ils parlerent au maistre de leans, 1, 14. passim.

lie. lye et joyeuse, N 1, 113. joyeuse et lie, S 92. lie chiere, 260. lyement et de bon cueur, N 1, 141. tres lyement et honorablement, 1, 147. liement, S 41. tres liée et joyeuse, N 1, 113. la liesse de madame, S 260. joyes et liesses, M 7. sont en toutes joies et liesses, 73.

lieu. je suis d'aussi bon lieu comme dame, damoiselle ou bourgoise qui y fust, M 12. qui sont de aussi bon lieu, 78. combien que de bon lieu vous estes, S 63. il est de lieu honeste, Vill. p. 18.

linceul. il ne peut le bon hommes avoir linceulx frais, M 78. ils couchent en linceulx communs, ib. ensevely entre deux linceux, N 1, 42.

lopin. ilz ont ce lopin d'avantage, M 114. un grant loppin de sa terre, 124. il n'en demoura oncques lopin, N 2, 158. il n'en peut oncques recouvrer d'un seul lopin, 2, 220. grant bien leurs feisssent maintz lopins, Vill. p. 159.

los. digne d'avoir bruit et los, N 1, 204. avoient grand bruyt et bon los de bien savoir remonstrer aux pecheurs leurs defaultes, 1, 193. au moins en avez vous le los, P 57. je n'ay pas le los tel, 1534.

Maille. je ne donne pas de robbe qui soit au monde une maille, M 18. je ne donneraye pas maille du surplus, N 1, 175. nous n'avons ne denier ne meille, P 70.

mal. malle chiere, M 16. il est mal homme, 29. tous les maulx jours, 40. allez coucher en mal repos dont vous venez, N 1, 7. à la mal heure, 1, 11. mettre male paix entre monseigneur et madame, 1, 91. je fu bien mal de monseigneur mon pere et suis encor, M 14. c'est mal dit, P 512. les demarches sourdes et mal seures, N 1, 38. le fait est mallement plus grant que celuy du bon homme, M 87. est tournée la chance mallement, 104. mallement orgueilleuse, 120 cf. male superbus, Hor. sat. 2. 6, 87. leur ennuyoit mallement, S 48.

maltalent. esprins d'ire et de maltalent, N 1, 196. 242. courroux, noise ou maltalent, 2, 61. sans nulles haynes, ne envyes, ou mal tallent, S 120. esprins de mal tallent, 271.

mat. il est si mat, si las, si dompté du travail, M 40. mat et las, 49. le cueur ung poy mathé, 73. une sure et matte chere, N 1, 208. triste chere et matte elle faisoit, 2, 144. elle fist tres mathe chere, S 242. pions y feront mate chere, Vill. p. 101. elle l'eut matté comme son compagnon, N 2, 27. matt machen, hingegen mater la chair, M 7, ist das fleisch ertödten, mactare, sp. matar.

matin. se levera bien matin, M 16. de coucher tart et lever matin, 27. le lendemain bien matin, 33. des à matin, 78. se descoucha si matin, N 1, 86. bien matin encores estoit, 1, 92. ung bien matin, 2, 138. lever matin, S 24. au plus matin, 215.

mauldire. mauldite soit l'eure que je fus oncques née, et que je ne

mourus en mes aubes, M 19. 33. 157. maudisant l'eure qu'oncques elle eut son accointance, ensemble et sa tres maudicte allyance, N 1, 8. maudicte soit l'heure qu'oncque monseigneur mon pere les accoincta, 1, 199. helas! que maudicte soit l'heure qu'oncques je vous cogneu, 2, 119.

mauvestié. moult seroye traistresse si je vous faisoie mauvestié ne trahison, M 93. il cogneut que par beau ne par lait il ne la povoit oster de sa mauvaistié, N 2, 161. la condicion de maulvaistié est telle, que d'elle mesme, où elle n'a nulz contredisans, si deschiet elle et se publie à l'apparant de tous, S 43.

mectre. comment il pourra apaiser sa femme et mectre remede en sa depte, M 20. il ne pourroit plus mectre remede en moy, 29. autre remede ne peut y metre, 109. il y fault metre remede qui pourra, 150. elle y mettroit remede, N 2, 179. une femme n'a que faire mectre paine d'acquerre la grace de celui qui l'aime bien, M 74. met paine jour et nuit à le retenir, 135. qui mect paine de soy advancer, N 1, 87. mectre en estat, M 10. ne luy acoustumez pas ainsi à vous lesser mectre sous les piez, 28. qui scet bien où il met le sien, 57. elle met son intencion d'estre mestresse, 72. à se mectre le moins mal qu'il a peu, 112. il met son ame entre les mains de sa femme, 134. Dieu vous mecte en mal an! N 2, 40. mectre à fin, S 271. je ne les blasme pas de soy mettre en mariage, M 7. je feray une chose de quoy je me mectray à l'aventure, 68. ne te met point si avans, 107. ilz se mectent aveeques eux à grans vollées et grand haste, 111. à se mectre le moins mal qu'il a peu, 112. à l'heure assignée se met avec lui pas devens la nonnain, N 1, 53. se mect à voye devers les bons seigneurs de Perusse, 1, 85. se mect en chemin, 1, 86. il met son ame entre les mains de sa femme, M 134, — er stirbt.

mener. de mener tel dueil et si grand, N 1, 139. menerent grand joye, 2, 71. Dieu scet la vie qu'elle menoit, 2, 74. 170. menoit la plus doloreuse vie du monde, 2, 154. diray du dueil que madame maine, S 222. menerent grand dueil, S 187.

menu. pluseurs citez et villes et pluseurs autres menues peuples, M 2. pluseurs menues folies, N 1, 57. une menue queste, 1, 147. elle gectoit l'oeil souvent et menu sur ce bergier, 2, 35. aultres menues entretenances, 2, 30. aultres menues vitailles, 2, 130. aultres menues manieres, 2, 198. sa personne estoit tousjours linge et menue, S 4. si jeune et si menu, 140. Dieu! qu'il a dessoubz son heaulme de menues conclusions! P 997. villenaille et menu peuple, Cron. de Flandre. p. 731. une robe fourrée de bon gris ou de menu-ver, M 12.

mercy. Dieu mercy! M 12. la Dieu mercy, N 1, 25. pour Dieu mercy, 1, 111. Dieu mercy et la vostre, 2, 42. la vostre mercy, 2,

160. crya mercy à Talebot, 1, 36. je vous crye mercy, 1, 37. elle crya mercy à son mary, 2, 7. requerant à ma dame mercy, S 13. Je crye à toutes gens merciz, Villon p. 187.

merveille. j'ay si grant mal en ung costé et ou ventre, que c'est merveilles, M 54. elle a si grant paour de son seigneur, que c'est merveilles, 64. elle a si grant envie que c'est merveilles, 68. elle est tant malade que c'est merveilles, 96. qui en sont si doulans, que c'est merveilles, 126. elle fait si grand douleur, que c'est merveilles, 137. c'est merveilles qu'elle ne se tue, 144. à merveilles esbahy, N 1, 33. si tres yvre que merveilles, 1, 38. avoit tant grand faim que merveille, 1, 39. ce n'est pas de merveilles, 1, 54. tant luy dit que c'est merveille, 1, 66. dont n'est mye merveilles, S 1. je me donne grant merveille, N 1, 272. 2, 222. ilz se donnerent grans merveilles, 1, 41.

meschef. (mischief) à l'aventure a fait grant meschef du sien, M 30. s'il n'avoit paine et meschief à desmesure, 99. tout le mal et le meschief, 132. le grant meschef qui fort la tourmentoit, N 1, 12. à quelque meschef que ce fust, 1, 228. si en feray tout seul le meschief, 2, 233. non sentant le meschief qu'il avoit, S 121. aulcun meschief du corps ou de son honneur, S 141.

mescheoir. il lui mescheist tant, qu'il la voulsist rebeller de respondre, M 133. il lui avoit bien à mescheoir, 157. auquel il mescheut d'avoir femme espousee, N 1, 295.

meshuy. le maltalent ne se monstra meshuy si aspry ne si venimeux, N 1, 8; d. h. fortan. si vous prie que aiez pacience meshuy, et demain je besoigneray à vous, 1, 48. il n'en partira meshuy, 1, 161. mesavenir vous puist-il! et est-ce à meshuy, P 543. ma bouche meshuy ung seul mot n'en dira, 1315.

mestier. il n'est jà mestier que je vous le dye, M 11. il la couvrera s'il est mestier, 16. si mestier, 72. le bon homme à mestier de repoux, 101. il n'est jà mestier d'ainsi faire, N 1, 40. dont elle avoit bon mestier, 1, 48. s'on a mestier de moy, 1, 110. il est mestier et de necessité, 1, 115. Quant jeune fille scet art au mestier, Elle en vit, s'il est mestier, Montaiglon recueil 4, 82.

monter. ils le montent et appareillent bien, M 116. bien habillé, bien monté, S 22.

mot. sans dire mot, N 1, 5. 83. 2, 44. S 57. sans mot dire, N 1, 160. oncques mot ne sceust dire, 1, 121. il ne repondit mot, 1, 150. mot ne lui repondit, 1, 155. sans en mentir de mot, 1, 182. 2, 140. sans mot parler fut longuement, S 9. ne dictes vous mot, S 9. cf. sonner.

moult. en moult grant peril, M 5. moult grandement, 5. moult longuement, 5. S 12. en moult de manieres, M 13. il vit moult

pouvrement, 42. il sera moult esbahy, 89. l'homme est moult à honte de sa femme, 114. il pria moult, N 1, 5. moult et trop, 1, 11. moult de choses, 1, 12. qui moult le regrette et desire, 1, 86. moult de foiz, 1, 89. ce me plaist moult, 2, 205. vous estęs moult joly, S 55. illecques firent moult de prieres, S 115. moult de fois, P 135.

mye. (it. mica) fourny d'argent aussi bien que je ne suis mye, N 1, 275. ce n'est mie raison, 2, 191. ne le font mie pour l'amour de dieu, S 5. fleurs de ne m'oubliez mye, 83 = fleurs de souvienge vous de moy, 93. il n'estoit mye memoire, 159. dont l'on ne devoit mye estre joyeulx, 209. il ne dist mye de la sienne (dame), 218. pourtant ne le sont il mie, P 61. qui emprunte, ne choisit mie, 99. non mye affin que vous entendez sainement . . . mais on dit de coustume, N 1, 78. Ich constatiere, dass das wort in den Quinze joyes nicht vorkommt.

Nanie. dormez vous, m'amie? — nanie, fait-elle, M 16. non, je cuide que nanie, 55. par ma foy, nanil, 121. 157. nenny, N 1, 9. certes, nenny, 1, 23. nennie, S 11. nennin, par mon sacrement, P 1185. et dy ouy et nenny, 1389. je nen accorderay ne rien appointeray, 1060. n'en parlez plus, nen plus que moy, N 2, 95.

nasse. La Nasse ist ein zweiter titel der Quinze joyes; ilz voient les aultres mariés dedens la nasse, M 5, passim. Cf. Dehors, nassiez de ceste nasse, dehors, ne vous y boutez plus; dehors, chetivité vous chasse; dehors, ou vous estes perdus! Montaiglon recueil 4, 5. Béranger hatte unsere satyre gewiss gelesen, als er das reizende liedchen dichtete: L'hymen prend cette nuit Deux amants dans sa nasse. Le soir des noces.

notoire. notoire à tout le monde, N 1, 16. cest exemple qui est notoire et advenu nagueres, 1, 159. il est notoire verité, 1, 192. si vives enseignes tant notoires, 1, 206. notoire du plus grand desplaisir, 1, 231. chose notoire, certaine et evidente, S 31.

nud. quant on est nu à nu sans y veoir, c'est grand chose, M 68. et apres ce s'estatirent ensemble si comme nu à nu, N 1, 66. nud à nud, Montaiglon recueil, 1, 310. Rire, jouer, mignonner et baiser, Et nud à nud, pour mieulx des corps s'ayser, Villon p. 152.

nul. jamais pour nulles prieres ne avoir ne peut saillir, M 1. homme sans nul sens, 2. et ne croient nulles aultres joyes estre pareilles, 6. esquelles nulles autres peines ne sont pareilles, 6. pour ce c'est à doubter s'ilz en auront nul merite, 7. c'est aussi grand douleur comme nulle qui soit dicte dessus, 141. sans en excepter nulz, Montaiglon rec. 3, 15. nullement, N 1, 11. *nully.* par la relacion de voz gracieulx services, sans desservir nully, le roy vous ayme, S 62. sans prejudice de

nully, 119. la mort qui n'espargne nully, 281. nulluy, La Sale in Not. des mss. de la bibl. nat. 5, 397.

nyce. il est nice, P 1173, 1311. quel nicеté, 829. vous n'estes pas sage de croire telles nycetez, M 155.

O (mit) je ne tiendroy james mesnage o vous, M 92. parler o ses commeres, 101. la femme lesse à coucher o luy, 105. qui vouldroit estre tousjours o vous, 108. Or s'esbat, de par Dieu, Franc-Gontier, Helene o luy, soubz le bel esglantier, Vill. p. 154.

obstant. ce non obstant, M 49. 100. N 2, 42. non obstant ce, M 112. S 7. obstant la credence, N 2, 115. obstant le nombre de mes ans, N 2, 226.

occir. je mesme à mes deux mains vous occiray, N 1, 40. vous occirez, 1, 111. il l'occira, 1, 302. ils occient, S 32. il est vaincu et occis honteusement, M 138. fusmes occis par justice, Vill. p. 201.

oir. ma commere qui en oït assez de parolles, M 17. la dames en oït les nouvelles, 18. orra, 158. la vaillant femme fut contente d'oyr et entendre son cas, N 1, 2. il fut tres voluntiers oy, 1, 12. sans qu'on en sceust oyr nouvelle, 1, 23. comme cy apres vous orrez, 1, XXVII. table. je l'oz bien 1, 150. or, oez comment nostre curé se gouverna, 2, 115. devant mon clerc Fremin, qui m'ot, s'il ne dont, je vueil protester, Vill. p. 98. or, escoutez, ma dame, et orrez la raison et la fin, S 277. elle ot parler, N 2, 17. je l'os là, P 610.

oncques. le fait de mariage, où je ne fus oncques, M 6. la plus maleurée femme qui fust oncques, 14. maudisant l'eure qu'oncques elle eut son accointance, N 1, 8. oncques ne se voult remarier, S 4. où je fusse oncques mais bouté, P 907. passim.

ore, ores. si elle vouloit, ore ne pourroit-elle, M 64. quanque ilz font, est bien fait, et eussent ore trait un oeil à leur pere, 133. jusques ore, N 2, 164. — le proudomme ne veult ores fere, M 41. s'il ne faisoit ores si non soulacier et jouer, 84. se delivre sa femme d'un bel enfant, et fust ores le dauphin de Viennois, 96. il lui vaulsist mieulx, qu'il demourast à l'oustel, et deust ores porter pierres à son coul, 99. si le bon homme avoit ores veu tout à cler la faulte, si n'en creroit-il rien, 131. pleust ores à Dieu, N 1, 88. pleust à Dieu que la chose en fust ores bien faicte aussi, 1, 274. ores il disoit: je feray ainsi, ores conclusit autrement, 2, 201. il n'est pas ores pourveu de vous faire telle response, S 9. ores vous nous fuyez, 12.

ort. ung let et ort garçon, N 1, 124. voz houseaulx qui sont et gros et ort, 1, 132. une orde excusance de ses faultes, 1, 157. orde caigne que vous estes, 1, 172. qui tant estes et orde et

sale et malhonneste, 1, 279. ung tel ort villain broustier, P 746. et ne sera jamais *ordoyée* sa maison, N 2, 95.

ost. (engl. host) ung grand ost de loudiers de Troyes, N 2, 134. son grant ost, Cron. de Flandr. p. 732. ceulx qui n'estoient morz, furent prins et menés en l'ost, S 205.

oy. N 1, 60. S 11. pensez que oy, N 1, 13. luy dyt que oy, 1, 34. oil, S 11. oil vraiement, M 119. ouyl, 59.

Païs. à mener femme par païs, M 100. il fault qu'il trote et aille par païs, 42. s'en va par païs gaiement, 116. veoir païs, N 1, 147. elle monte et puis tire païs tant qu'ilz vindrent en Brabant, 1, 155. comme il passoit païs, 1, 224. et tire païs vers l'ostel du curé, 2, 33. elle avoit rendy et connu païs tant que du monde ne savoit que trop, 2, 138. tirons païs! 2, 149.

puistre. il sera servy de mensonges, et le fera l'en pestre, M 71. ainsi est abesté le proudomme, et pest l'erbe, et est transfiguré en une beste, sans enchantement, 93. si s'advisa à chef de piece qu'il la chassera paistre ensus de luy, N 2, 95. par le sang bien, il vous fait paistre! P 1295. Die schöne putzmacherin redet die grisetten bei Villon an: N'envoyez plus les hommes paistre, Vill. p. 81.

pardonner. pour Dieu, qu'il me soit pardonné, zweimal wörtlich, S 93. P 988.

part. où se rendent les galants de toutes part, M 24. 30. quelque part dehors, N 1, 2. s'en aller quelque part soy rendre en ung bon hostel, 1, 130. vous l'avez caché quelque part, 1, 240. qu'il aille aultre part que à sa femme, 1, 266. sans regarder nulle part, S 43. quelle part il les trouveroit, S 251.

parfin. en la parfin, M 120. 138. N 1, 144. à la parfin, S 171.

passé. passé à trois heures, M 63. 65. passé à dix ans, 153. N 1, 89. passé une heure, 1, 195. passé deux mois, P 471.

penser. elle devoit estre à la maison à penser de son mesnage, M 19. les douloureux pensemens, 60. il ne m'est desormais mestier. tourmenter ne troubler de doleurs, d'angoisses ne de pensemens, N 2, 226. — le cuer pensif, chargié et engoisseux de ses besongnes, M 44. bien pensive et bien courroucée, 63. pale et pensive, S 225.

penne. à l'aventure vient prendre le drap et la penne à creance, M 18. ung grand tas de couvrechefs bien fins, pluseurs pennes entieres et de tres bonne valeur, N 2, 95. (von lat. pannum).

per. ma tres haulte deesse sans per, S 216. on ne sçauroit trouver mon per, P 43. vous avez tant de lances bien rompues per à per, S 114. 150. 173. 247. 251.

personnage ist ein Lieblingswort La Sale's, weil er verstellung darzustellen liebt. pour jouer bien le personnage, M 22. qui joueront bien le personnage demain. 37. elle ne joue pas bien son per-

sonnage, 128. ainsi le fait, et joue très-bien son personnage, 127. il fera bien son personnage, N 1, 96. je feray si bien mon personnage, 1, 109.

petit. ung petit d'eaue, P 874. (a little). et petit à petit son troublé cueur se remist à nature, N 1, 9. il enquiert petitement des besoignes, M 10. comment le fait-elle? tres petitement, S 224. il me payoit petitement, P 1089.

piece. elles n'ont garde de m'y trouver mes en piece, M 13. 120. ilz n'y entreront mais en piece, 79. ilz seront une piece sans coucher ensemble, 80. il a jà grant piece que vous faites mauvaise chiere, 90. une grand piece apres, N 1, 75. ilz eurent grant piece devisé, S 216. à chef de piece, N 1, 30. passim, oder à chef de peche, 1, 2. 13. — *pieça* (piece a) la requeste pieça trop dicte, N 1, 9. la dolente assemblée, qui de lyesse pieça bannye estoit, 1, 12. ceste adventure de pieça desirée, 1, 3. je suis fable des piecza, M 31. je vous avoye dit piecza, 46. de piesza, 62. jà piezca, 108. des pieça, S 262. qu'il n'avenist oncque à piece de son lignage, irgend einem, M 28.

point. j'ay trouvé gens qui sont en bon point, M 61. tres belle femme et gente et encores en meilleur point, N 1, 1. estes vous en bon point? 1, 88. qu'elle trouve en piteux point, 1, 243. une tres belle femme et en grand point, 2, 88. il est bien à poinct, M 67. 69. le vent retourna si tres à point la pouldre, N 1, 14. et n'estoit point content, quand on faisoit aultre chose que à point, 1, 34. le fist porter (le poisson) en la cuisine et mectre à point pour le soupper, N 1, 22. leur pou de mesnage mis à point, 1, 75. se leve, habille et meet en poinct, 1, 219. il chargea sa femme de la mettre à point, la lemproye, 1, 239. mectre en point, S 62. daher: appoincter, N 2, 45. 195. celui qui chiet en ce point, M 142. par ce point aveugle fait et demoura, N 1, 14. par ce point de predication plus ne povoit servir le peuple, 1, 15. sa femme ne revint que l'ung de ces poinz, N 1, 49. le bon chaceton refusoit de tout point ce logis, 1, 44. quant point fut, 1, 291. quant il vit son point, il donna la bonne nuyt à madame, 1, 22. quant le curé vit son point, il couppa le chemin aux lourdes et longues parolles, 1, 39. quant il veoit son point, il prestoit ses yeulx à l'ostesse, 1, 197. quant il vit son point, luy demanda s'il n'estoit point amoureux d'une telle damoiselle, 1, 204. sur ce point s'en va, 1, 96.

pondre. et si verrez une geline se tenir plus grasse en ponnant chacun jour, que ne fait ung coq, M 84. les oyselletz font leurs nidz et preparent avant qu'ilz y pondent leurs oeufz, N 2, 226.

porter. les robes que je porte aux dimanches, M 14. elles me portent

grand honneur partout où elles me trouvent, 83. il me portoit si grant honneur, 150. l'ardent et paternel amour que à leur tres belle et tres amée fille portoient, N 1, 10. la grand amour qu'il luy porte, 1, 52. vergl. engl. the tender love I bear your grace, Shakespeare Rich. III. 3, 3. ainsi que droit le porte, N 1, 14. que ne portes à nul ire ne haine, S 19. que l'un ou l'autre soit porté par terre, 76. 154. portée et gectée par terre, 204. du coup de sa lance il porta le grant Turcq mort à terre, S 206.

pourchaz. à son pourchaz et à ses chers coustz et despens, N 1, 133. au pourchaz d'aucuns mauditz et detestables envieux, 1, 138. plusieurs manieres de tromperies, au pourchaz et emprinses des femmes, 1, 233. il trouva façon et maniere, au pourchaz de luy et de ses bons amis, d'avoir à femme une tres belle fille, 1, 267.

prejudice. il nous porte à toutes grant prejudice, M 29. ou lit se devisoient à son grand prejudice, N 1, 5. au prejudice de sa maistresse, 1, 57. 122. à son tres grand et mortel prejudice, 1, 154. 197. qui au couvent porte prejudice ne inconvenient, S 262. confessions sont si tres prejudiciables, P 1161.

present. present le dit Turq, N 2, 97. presen tous, S 209.

preu. (it. prò für prode) bon preu vous face, N 1, 189; auch im Saintré.

prou. elle s'est bien prou esbatue de son amy, M 113; noch vulgair: ni peu, ni prou; bei Molière: j'ay prou de ma frayeur dans cette conjoncture, L'Etourdi 2, 5.

proude. proudes femmes, M 33. une des bonnes proudes femme, 158. le proudomme, 13. pass. le preudomme, 47. je scey bien qu'il est preudhomme, S 59. qui renom de preud homme avoit, S 78. le bon preudhomme, P 172.

puis. elle repond que elle est trop malade, et que oncques puis qu'il partist, que elle ne mengea, M 80. elle vous parla oncques puis de moy, 61. la pouvre femme ne parle oncques puis à homme, 64. puis qu'elles furent entre elles, commencerent à deviser de cent mille propos, N 1, 178. ainsi que puis me fut compté, 1, 16. Il regarde ce mal puis d'un costé, puis d'aultre, 1, 18.

Quant. il conviendra qu'il trote à pied, et qu'il soit tousjours quant et quant, M 101. apres je ne sçay quant simples baisers, N 1, 107. toutesfoiz et quantes que chasser y vouldroit, 1, 137. ne sçay quants ans, 1, 274. apres je ne sçay quants repas, 2, 10. ne sçay quans jours apres, 1, 92. je ne sçay quans jours apres, 1, 208. il tiendra tout quan que el lui a dit, M 93. quanque ilz font est bien fait, 133.

querir. or a grant soussy pour querir ce qu'il faut, M 27. se tiennent

bien aises, quiconques air la peine de le querir, 28. querir service, 45. ilz la viendront tantoust querir, 50. qui les quiert, 78. querre vitaille, 85. de luy querir ce qu'il li plaist, 96. 100. querir le pain pour Dieu, 106. non querant ceste sa bonne adventure, N 1, 3. de querir de l'eaue, 1, 17. de querir tousjours les meilleurs logiz, 1, 95. alla querir, 2, 85. quant on le vint querir, 2, 134. d'aller esbattre, voler et querir les lievres, 2, 148. d'esbattre et querre les lievres, 2, 149. je ne vous y eusse pas quis, 1, 163. il la quist tant au pié et à la main qu'il la trouva, 1, 169. je ne vous le quier jà celer, 1, 186. je n'en quier jamais faire noise, 1, 222. je ne quiers jà qu'on la (coustume) rompe pour moy, 2, 11. n'est-il pas venu querre six aulnes de drap, P 522. que j'allasse querre six escus, 1343.

quite. au moins fusses vous quite de moy, M 15. au moins fusse-je quitte de vous faire desplesir, 34. quicte de tous mes pechiés, 91. 156. quicte de sa femme, N 1, 291.

quoy. à l'aventure il n'a pas de quoy, M 104. a bien de quoy, 141. a son pere bien de quoy, N 1, 275. comme celuy qui bien avoit de quoy, 2, 9. se vous avez estat et de quoy, S 46. plus a de quoy, moins est content, Montaiglon 6, 196. das geld, welches so treffend die alte sprache mit de quoy bezeichnet, ist das „womit", womit man allein in dieser welt etwas anfangen kann; lat. quibus: moyennant de quibus, N 2, 136. sans demander quoy ne comment, 1, 96.

Raassie. elles menjent à raassie, M 37. var. à ressie?

rage. il menace sa femme de la tant battre que c'est rage, N 1, 7. se cheveux detire, pou la grand rage de ce nouvel courroux, 1, 11. si vaillant que c'est rage, 1, 31. qui devint amoureux si fort que c'estoit rage d'une nonnain, 1, 81. il a fait rage de diligence, 1, 180. qui faisoit rage d'amer par amours, 1, 271. ung maistre curé qui faisoit rage de confesser ses parrochiennes, 2, 78. ung hostellier du mont Saint-Michel faisoit raige de rouciner, table XXXVI. oncque mais ne senty tel raige, P 1158.

rain. il ne povoit les rains trainer, N 2, 110. et m'eust il faict les rains trayner, si me disoit que le baisasse, Vill. p. 76.

raison. femme qui est bonne galoise et entent bien raison, qui la li dit, M 86. ung qui tant luy a offert de raison qu'elle ne a peu refuser; car femme raisonnable et de bonne conplexion sanguine est franche et debonnaire, 117.

ramantevoir. si luy vint ramantevoir les plaisans passetemps, N 1, 121. en luy ramentevant la lemproye, 1, 241. je la vous ay bien ramentue, 1, 244. pour luy ramentevoir ses besoignes,

1, 279. il leur ramentut leurs chemises, 2, 76. Je leur ramentoy le jeu d'asne, Vill. p. 159. noch bei Molière.

raudir. les commeres parlent et raudent, M 28. si s'en raudent en chevauchant, 79. elles s'esbatent et se raudent ensemble, 151. ainsi se raudent et se moquent du bon homme, 154.

ravasser. il se gloriffie en son fait, en sa prudence, combien par aventure elle ne sçait qu'elle ravace, M 128. pour quelque paine que je mette à cabuser n'à ravasser, nous ne povons riens amasser, P 114.

ravoir. pour le ravoir, N 1, 25. le veuil ravoir, 1, 123. vouloit tous jours ravoir le dit dyamant, 2, 69. il veut son sang, 1, 14.

rechef. et il hurte de rechef, N 1, 6. ore retourne arriere et jette l'oeil de rechef sur ce dit mal, 1, 13. et de rechef d'amours si doulcement priée, 1, 27. passim. lors à jointes mains requist de rechief à ma dame, S 13. noch ein lieblingswort des Descartes.

rechigner. et aussi, comme petit à petit la livrée se diminue, ilz commencent à rechigner, M 85. une chere bien rechignée, N 1,7. ne faisoit incessement sa femme que rechigner, 2, 144. de rechiner ne cessera, Montaiglon recueil, 1, 23. noch bei Molière.

reconforter. pour laquelle chouse se repentant et en soy reconfortant, M 5. il y a une chose qui me reconforte, 7. si le bon bourgeois et ses gens ne l'eussent reconfortée, N 1, 4.

recroire. et porra estre que l'un de ses chevaulx se recroira, M 101. ung cheval recreu qui ne fait compte de l'esperon, 42. tant rompirent de lances qu'ilz furent si lus et recreuz, N 2, 43.

refaire. il faut reffaire la premiere chouse, M 13. pour refaire les yeulx abusez de ce pouvre martir, N 1, 5.

regnier. il a mon drap ou je regnie bien! P 775. or regnie je bien se j'acrois de l'année drap, 832. 1307. or je regny Sainct Pierre de Rome, 1428. S'esvesque il est, seignant les rues, qu'il soit le mien, je le regny! Vill. p. 39.

ribault. jolis et qaillart maintien de femme donne hardement à couart ribaut de parler, M 23. aucuns ribaux desesperez et sans raison, 87. un ribaut en sa challeur desespere, 130. ribault, 147. ribauld, N 1, 4. traistre ribauld, 1, 37. ces ribaulx moynes, 1, 182. 203. l'une appeloit l'autre ribaulde, 2, 194. ung ribault moynne, S 270. ta ribauldelle, N 2, 214.

rien. elle voit d'elle éloigner la rien en ce monde dont la presence plus luy plaist, N 1, 121. j'ay esté contente mettre en vostre obeissance et joissance la rien que plus en ce monde doy cher tenir, 1, 98. la rien au monde que plus cher tenoit, 1, 154. elle n'en fera riens, M 16. son cousin qui à l'aventure ne lui est rien, 21. 51. 97. la dame ne fait rien que mignoter, 27. ne puis rien menger, 31. il pert sa paine de rien commander,

45. elle ne prendra riens, 65. il ne trouvera jamès qui rien lui en die, 89. s'il va riens en sa meson, ib. wenn etwas in sein haus geht, d. h. jemand. il n'en est riens, 90. N. 1, 89. il ne le vouldroit pour riens, M 128. se n'en creroit-il riens, 131. pou ou rien y proffite, 1, 11. combien que en rien il n'en soit cause, 1, 14. à luy ne veult en rien estre tenu, 1, 15. sans rien celer le fait de leurs amours, 1, 236. qui ne l'aimoit rien moins, 2, 163. il ne respondoit riens, S 9. comme se riens n'y pensast, S 248. je ne dyz riens, S 256.

rigoler. ils se rigollent avecques ces filletes tout l'yver, S 255. ramponné sur ce et rigolé de ces compaignons, N 1, 176. ce n'est pas maintenant qu'il faut rigoler, P 475. il n'est pas temps que l'en rigole, P 529. tu te rigoles! 1567. ay je tant vescu que ung bergier, ung mouton vestu, ung villain paillard me rigolle, 1578.

riote. or sont en riote, M 78. en noises et en riotes, 85. à elle souvient bien des riotes, qu'il luy a menées, 105. le mary prend riote à un aultre aussi puissant et plus que lui, 139.

rippopé. apres lesquelz plaisirs, la dame prant autant de plesirs en l'esbat de son mary, comme ung tasteur de vins d'un petit aippopé apres ung bon hypocras ou pineau, M 53. rippopé ou fusté, 53. à luy faire ung peu de potaige avec un petit de fromaige, et une foys de rippopé, dont il est grandement souppé, Montaiglon rec. 2, 12.

Sacrement. par le sacrement Dieu, M 15. 46. par le sacrement de Dieu, 46.

saillir. jamais pour nulles prieres ne avoir ne peut saillir, M 2. ugne fosse de laquelle nul homme ne pourroit saillir, 4. le bon compaignon sault dedans la chambre, N 1, 4. sault de son pavillon, 1, 30. sault de la chambre, 1, 89. si sault sus, 1, 302. elle saillit dedans, 1, 3. nous estions sailliz de nostre nave, 1, 105. larmes en grand abondance saillirent de ses yeux, 1, 116. larmes à tant saillirent de ses yeulx, 1, 139. adonc saillit devant la religieuse, 1, 117. avant qu'il saille hors, 2, 58. le roy saillit de sa chambre, S 51. saillons tous hors, 228. à vous faire saillir de paige, 63.

saoul. (engl. fill, wie: the stag at eve had drunk his fill, sein genüge) il retourne quand il aura bien besoigné et tout son saoul, N 1, 54. si en mengea tout son saoul, 1, 59. quant elle eu beu son saoul, 1, 291. qui n'en avoit pas son saoul, 2, 27. j'en rirai tout mon saoul, Molière. Dep. amour, 1, 1. vous eustes mangé vostre saoul, Tabarin 2, 55. — j'en suys aussi saoul que tu es de pastez, N 1, 60. il n'estoit pas encores saoul de voyagier, 1, 104. vous m'avez tant ceste leczon recordée que j'en suis saoul et ennuyé, 2, 131. deviser tout son cueur saoul,

2, 150. son hoste n'estoit encores saoul, 2, 159. le temps ne luy dura gueres que saoul et tanné en fut, 2, 228. il ne sera pas saoulé en partie d'iniquité, S 23. ton appetit ne soit pas saoul, 26. tant qu'il ne s'en pouvoient saouller, 211. et ne se peut saouler de assez regarder, N 1, 13. semblerez vous tousjours enfer qui d'engloutir ames jamais ne fut saoul? S 274.

semondre. vous devriez semondre et contraindre les aultres de ce faire, N 1, 202. me semonnent et obligent de ce faire, 1, 273. semondre au disner, 2, 157. convoyer et semondre, S 104. il semont à soupper, 213. noch bei Molière: de peur que cet objet . . ne me l'allât semondre, l'Etourdi 2, 3.

sens. ung homme n'a pas son bon sens, M 1. celui qui n'aime son bien singulier est homme sans nul sens, 3. il n'est ame de nulz sens qui le puist oyr, N 1, 162.

seoir. qu'on le feist seoir à la table, N 1, 5. et le fist seoir aupres de luy, 1, 246. elle se seyt, 2, 242. et se siet, M 121. et les aultres aussi se séent, ib. seez vous, beau sire, P 135. (beau sire, S 34). ce n'est point seans qu'on doit hurter à ceste heure, N 1, 6. et tant bien luy seoit que merveilles, 1, 175.

sercher. si tournoye et serche le jeune homs environ la nasse, M 10. il enquiert et serche, 81. le mal qu'il a serché et quis, 81. ils serchent et quierent partout, 113. je l'ay bien serchée, 158. elle a serché partout, 1, 23. à veoir et sercher les adventures, 1, 301.

si. elle dit que si, N 1, 24. je suis tout seur que si, 1, 152. Je gage que non. — Et je gage que si, 1, 160. Et que non, dit madame. — Et que si, dirent elles, S 15. — croiez que si faiz, N 1, 82. j'ay passé par là comme vous, certes si ay, 1, 152. vous le savez et si le demandez, 1, 195, d. h. doch. il dist que si feroit, 2, 105. N'avez vous yeulx pour regarder? — Madame, si ay, S 34. Ne vous fiez vous pas en moy? Si fais, dist-elle, 210. si je le veux, Tartuffe 2, 4.

somme. ung asne à porter somme, M 7. laissez moy dormir, je meurs de somme, N 1, 150.

sonner. vous luy sonnez bien quant il sera venu, M 30. elles le sonneront bien au bonhome, ib. le pouvre homme qui ne sonne mot, 45. Jehanne qui ne sonne mot, 69. ne sonne mot, 119. il ne sonne mot, 129. 154. vous n'avez garde que j'en sonne jamais ung mot, N 1, 21. sans mot sonner ne riens lui contredire, 1, 47. madame mot ne sonne, 1, 53. il ne sonnoit pas ung mot, 1, 175. et garde que n'en sonnez mot, 1, 289. si j'en sonnoye mot, 2, 20. ne sonnez mot, 2, 130. que de l'argent il ne sonne, P 840. pour quelque mot que l'en me

sonne, 1189. veez le la qui ne sonne mot, mais Dieu scet qu'il en pense, 1234.

sonnet. ce ris à force retenu fut converty en ung sonnet, N 1, 14. il laissa couler ung gros sonnet, 1, 100. d. h. ung gros pet, wie Villon sagt, P 162; heutzutage heisst sonnet ganz etwas anderes. Ita verborum vetus interit aetas!

souloir. qui ne se souloit esmoier fors de chanter, M 10. il ne le pourroit plus fere comme il souloit, 85. son mari qu'elle souloit tant amer, 137. la grand triumphe qui en cest hostel souloit comblement abunder, N 1, 11. passa le temps comme il souloit avecque les belles et bonnes, 1, 61. les plaisans passetemps qu'elle souloit avoir, 1, 121. on soult dire, 2, 135. medicins solent ordonner, 2, 141. en la forme et fasson que soulent et ont de coustume, 2, 233. vous nous souliez servir comme les autres, S 12. comme on souloit, P 9.

soullett. la dame demeure soullette en son banc, M 66. et seulet se rendit en sa chambre, N 2, 225. ilz vindrent seuletz, 2, 214. la bonne femme estoit à l'ostel seulette, 2, 202. dont vient que ainsi me laisse seullette, 2, 217.

sourdre. les inconveniens qui sourdre pourroient, N 1, 18. pour l'inconvenient qui sourdre en pourroit, 1, 63. les grans perilz et inconveniens qui en povoient sourdre, 2, 49. au dangier qui sourdre s'en pourroit, 1, 141. quelque menace qui sourdre prist, 2, 115. et ma dame; avecques les aultres dames, ne vindrent sourdre, S 152. lui sourt une nouvelle paine, M 31. grand deuil sourd par leans, N 1, 23. en temps d'yver sourdent pluseurs foiz les inconveniens plus de legier. qu'en aultre temps, 2, 41. ou temps que ce tres eureux bruyt et vertueuse renomée d'elle sourdoit, N 1, 10. j'aymeroye mieulx mourir que à mon pourchaz sourdist noise ou debat entre vous et madame, 1, 58. qu'en temps advenir vous en sourdast reprouche de nulle de nous, 1, 120. (larmes) sourdans de la fontaine du cueur, 1, 116. les larmes sourdantes du parfond de son cueur, 1, 121.

souvenance. les plaisances presentes sont tousjours mieulx en souvénance que celles qui sont passées, M 86. sans avoir souvenance de son dit dyamant, N 2, 66. respondist que tres bonne souvenance avoit de tout, 2, 168. ne luy vint volunté ne souvenance d'aultre chose faire, 2, 224.

surplus. est plus courroucé de la dame qu'il n'est plus du sourplus, M 20. plus enrichy d'une belle fille que du bien grand surplus de sa chevance, N 1, 10. pensant au surplus de son affaire, 1, 22. passim.

sus. elle li met sus tout son mal, M 132. luy mettant sus qu'il venoit de la taverne, N 1, 8. le disme non accoustumé qu'ilz mis-

rent sus, 1, 203. l'ambassade qu'on a mise sus, 1, 205. il n'est pas chose pou accoustumée ne de nouvel mise sus que femmes ont fait leurs mariz jaloux, 2, 94. me mettez sus telle villannie, 2, 136. qui ayt de quoy à vous ayder et nectre sus à vos besognes, S 16. pour vous honourer et mectre sus, 138. elle mist sus la lucte et en fut juge, 277. serons remis sus en l'heure, P 39. et le decret . . laisse au curez, pour mettre sus, Vill. p. 16. il sault sus d'empres sa dame, N 1, 189. si montay sus, 1, 190. sa femme èstoit tousjours sus eulx, 2, 42. lever sus et chanter, 2, 143. levez vous sus, S 148.

Tallent. pour le tallent de dormir, S 48. erinnert mich an Boccaz: il quale avea talento di mangiare, dec. 1, 7.

taillé. il est bien taillé d'avoir drap, P 590. il estoit mieulx taillé de faire la besoigne que son mary, 1, 125. la sentence diffinitive, qui est taillée de demourer pendue au clou, 2, 193. cf. il est riche et bien trenché d'aimer beaument, M 62.

tenir. la porte est si estroitement tenu que jamais ne peut saillir, M 1. il ne m'en tient point, 15. pleust à Dieu qu'il ne vous en tenist james plus que il fait à moy, ib. les parolles qui en furent tenuez entre les aultres, 17. se tiennent bien aises, 28, 85. elles se tiennent pres elle, 32. Dieu sceit comme elles sont chier tenues et honnestement gardées, 34. tourmens qu'il tient à joyes, 39. 48. le mary se tient moult honnouré, 50. une reigle generale en mariage que chacune croit et tient, 83. que je vous en aye tenu parolles, 175. se tenir pour content, N 1, 1. ce devant fut tres tout asseuré et tenoit tres ferme et bien, 1, 19. mon devant ne tenoist comme rien, 1, 23. il s'en devoit tenir content, 1, 72. je tien qu'il est ainsi, 1, 88. il fut tenu des chevaliers, le plus prudent et vaillant, S 4. qui bien aise et joyeusement s'en tenoit, 228. la court n'en sera plus tenue, 1414. si scei-je bien à quoy m'en tenir maintenant, M 35. je scey bien à quoy m'en tenir, 107. je sçay bien à quoy m'en tenir, Montaiglon rec. 2, 318. il leur est moult tenu, M 74. à luy ne veult en riens estre tenu, N 1, 15. vous y estes bien tenu, 1, 20. il y est autant tenu que moy, 1, 223. vergl. engl. I am beholding to you, Shakesp. J. C. 3, 2. tenuz en doctrine et tenuz court, M 104.

tirer. il ne s'esmoye fors de tirer esguillettes, M 9. s'en tirent arriere comme du feu, 111. tirer les baings, N 1, 32. se tire pres du lit, 1, 4. 8. se tira par devers la justice, 1, 15. qui du renc des jaloux se tiroit tres pres du hault bout, 1, 68. qui fort tiroit d'acquerre et gagner, 1, 267. il se tire à ces trippes, 2, 158. tira son chemin là, S 241.

tollir. les seigneurs d'icelles vouloient tollir franchise à leurs subjetz, M 2. tollir ung sien membre, N 1, 118. à luy toller ce que

bonnement donner ne luy povoit, 1, 158. elle fut contente qu'il luy tollist, 2, 23. ilz luy tolliroient et raviroient, 2, 216. on ne tollist pas ne n'emblast l'ung à l'autre, P 178. si paour et esbahissement ne luy eussent tollu tout sentement, N 2, 131. ainsi m'avez tollu et privé l'usage de parler, 2, 235. vous me le vouldrez apres retollir par ceste façon, 1, 99.

touaille. (engl. towel) des napes, des touailles ouvrées et blanches, M 77. une tres belle touaille de plaisance vollant, S 145. nappes, touailles, draps de lin, Montaiglon recueil, 1, 219.

tout. elle s'en rit tout par elle soubz les draps, M 17. elle s'en rit tout par elle, 55. ung tout seul mot, N 1, 92. tout à haste, 1, 96. encore amoit son mary tout mort, S 5. mon seul ami, tres tout mon bien, 138. tres toutes ses bonnes religieuses, N 1, 116. ilz furent tres tous en l'ostel du marchant, 1, 239. ilz me hayent tres tous, 2, 134. que ce fut tres toute froidure, P 1374. or y pensez tres tous les jours, Vill. p. 120. *à tout.* (mit) regarder à tout ung oeil, N 1, 14. à tout deux creiches alloye à la riviere, 1, 20. le roy, estant à tout son abillement de nuyt sur sa teste, S 219. lui à tout ses moynnes, 138. il s'en vint en tapinois à tout mon drap sous son esselle, P 847. Macquaire à tout le poil cuysant ung dyable, Vill. p. 148. zur erklärung dieses à tout kann das engl. withal dienen, und etwa der ton deutscher volkslieder: 'und so tritt sie vor den spiegel all in ihrer munterkeit,' Goethe.

atrvailler. pluseurs ont travaillé à monstrer la douleur, M 1. travaille par maintes manieres à lui faire plesir, 16. je travaille à gouverner la maison, 19. travaillent pour le marier, 141. les faites bien travaillier, 67. moult las et travaillé, 44. las et travaillé, N 1, 44. nos gens qui lassez et travaillez estoient, S 204. laz et travaillez, 205. elle estoit traveillée, S 253. il n'est jà mestier que vous traveillez plus monseigneur, N 1, 21.

traouiller. elle lui fait tenir sa fusée quant elle traouille le samedi, M 131. Die herausgeber rathen hin und her, h a s p e l n heisst das wort, und ist die sonnabendsarbeit der hausfrauen: Qui le samedi ne met sur le hasple toutes les fusées de la septmaine, le lundi en trouve une mains, que les servans des faées prent le samedi nuit pour leur droit, Evangiles des quenouilles p. 146. ed. Jannet.

trousser. et Dieu sceit la peine qu'il a de monter et de remonter la dame et les enfans, de trousser et de baguer, M 132. si troussa ung soir nostre gouge ses bagues et habillemens, N 1, 122. il la trousse et prend entre ses braz, 1, 131. et par dehors tellement le trousse que les piés du seigneur de Saintré furent assez plus haults que la teste, et sur l'erbe l'abatit, S 259. pour trousser le compte court, N 1, 3.

Umbre. elle ne le amera si ce n'est pour passer temps et pour lui faire umbre, M 25. colorant son cas . . et soubz ceste umbre s'en allast quelque part soy rendre en ung bon hostel, N 1, 139. envoier aultruy soubs umbre de vous, 1, 190. tout soubz umbre de devocion, 1, 194. 2, 49. soubz ombre du pardon, 1, 262. soubz umbre d'aller servir Dieu, 2, 92. madame qui tant avoit sa joie renouvellée, embuschée du deul soubz l'ombre du parler que la royne luy avoit dist, S 149.

ung. ce m'est tout ung, N 2, 181. et couppa tous ses cheveulx de ce cousteau, non pas bien à l'ung, 1, 215. d. h. également. unes brayes qui pendoient, 2, 13. ungs esperons, M 42. unes botes, ib. unes vieilles bouges, 43 (felleisen).

user. où le bon homme vit et use ses jours, M 19. là usera sa vie en languissant tousjours, 20. 25. ainsi vit en languissant et use sa vie, 109. ainsi userent leurs jours ensemble, N 2, 60.

Vaisseau. la pouldre mise en ung beau petit vaisseau plat, N 1, 13. le gentil amoureux ne beut point tout l'amer de son vaisseau à ce disner, 2, 48. le maulvais vins gaste et corromp le vaissel, S 19. vaisselle de cuysine, 128. l'ostel fourny de vaisselle, N 2, 13. habandonna tantost et vaissel et tuyau, 1, 14. la vaisselle d'argent, Caquets de l'accouchée p. 15. Die bedeutungen gefäss und schiff treffen häufig in einer wurzel zusammen; vergl. *γαυλὸς* und *γαῦλος*, hebr. כְּלִי gefäss und Jes. 18, 2 schiff; arab. inâ gefäss und אֳנִי oni schiff; arab. sifinh schiff und סֵפֶל sêfel schale; Ewald hebräische gramm. p. 132, aufl. VII.; *σκεύος* hat auch beide bedeutungen; vergl. Gesenius thesaurus p. 124 und schon Leibnitz in seinen sehr beachtenswerthen, aber wenig beachteten Annotationes ad Francogalliam Henrici Ottii, Opera ed. Dutens, VI. 2, 52, sagt: 'bacquet, navicula; bac; navis traiectoria, becken pelvis, becher bicchiero; solent vasa bibendi inprimis, nomina habere cum navibus communia, ut *vaisseau* vas, scyphus schiff.'

villaner. affin de la villener ou tuer, M 147. elle devroit mieulx mourir que de lé laisser villener, 149. il avoit bien tansé et villané sa femme, N 1, 30. de m'avoir sans cause villennée, 1, 222. villainer et menacer, S 270. il eust dit villanie à sa femme, N 1, 163. j'euz hier tort de vous dire villanie, 1, 245. luy dit tant de villanie qu'on ne pourroit plus, 2, 24. à jeu sans villennie, S 236. ne dommaige ne villenie, P 1332. — et n'a point esté de fait envilleny ne de son deshonneur, M 104. la femme qui se sent envillenie, 118.

venir. quant vint au matin, M 77. 119. quant vient que le pouvre homme eśt venu qui vient de pourvoier vitaille . . il arrive, 30. quant vint sur le soir, N 1, 3. 254. quand vient au lendemain, 1, 219. quand vint au matin, 2, 73. quant vint aux

deux heures, S 187 — wie wir sagen: wann es auf den abend kommt, geht. la femme qui plus se haste de s'en venir quant elle y est, M 22. or s'en vint le lendemain bien matin veoir la dame, 33. il s'en vient cy au giste, 74. s'en vient un cordelier, 158.

virer. et fait virer et revirer puis ça, puis là, la tres dolente paciente, N 1, 11. tost se vire vers son mary, 1, 44. elle se vire puis d'ung costé puis d'aultre, 1, 49. il se vire d'aultre costé, 1, 225. cuidant virer l'oeil sur la chambriere, 1, 54. virant le regart sur sa mere, 2, 88. se vira devers luy, 2, 142. si se vira au maistre d'hostel, S 63.

vis. la fille baisse le vis et rougist, M 148. vis à vis, N 1, 1. le viz de honte tout enflambé, S 8. le viz lui palist, 9. pour le veoir plus clerement vis à vis, 133.

vit. et où sont vos lettres, vos grands honeurs, vos sciences et discretions? — au bout de mon vit, dame, là ay je tout amassé aujourd'huy, N 1, 94. cf. Morlini: 'hem inquam, mi doctor, quid istud? quae facies quod flagitium? ubi toga? ubi profunditas tuae doctrinae? ast ille in cuspide inguinis suprema tempestate reposuisse respondit, rubore indigesto recessit.' p. 25. ed. Jannet. Das schmutzige wort findet sich auch bei Rabelais, Pant. 2, 23; La Sale verwendet sonst: bourdon, bedon, brichouart, furon.

voir, *voire.* (vere) à dire voir, P 1003. tu diz voir, N 1, 230. je dy voir, Vill. p. 51. lors le bon homme l'accolle et trouve qu'elle est bien chaude, et il dit: voir, M 55. par Dieu, mon amy, voire mes, 59. (allerdings). Voire, dist monseigneur Talebot, 1, 35. voire ou au moins qu'elle n'en fist semblant, 1, 44. voire, dit-il, de par le deable! 1, 50. pour changer voire et madame espargnier, 1, 61. il voyoit tant de choses, voire à pou tout le monde, 1, 67. voire ou moins que je sache, 1, 72. Dieu veult et ordonne, voire et le daigné reveler, 1, 79. pou de gens estoient esconduis de l'amoureuse distribucion, voire si dignes estoient d'icelle recevoir, 1, 81. voire tant qu'il ne face aultremens qu'il a commencé, 1, 86. voire et encores mieulx cy apres, 1, 97. beaucoup de gens, voire gens de bien, 1, 106. voire vrayment, 1, 230. dix, voire cent foiz, 2, 209. voire par monseigneur sainct Jacques, S 266. par saint Jehan voire! P 64. trois, voire bien quatre, 81. — j'ayme tres bien voirement pastez d'anguilles pour une foiz, N 1, 60. c'estoit il songe voirement qui ce rapport me fist, 1, 89. je ne veille pas nyer que voirement je prins son furon, 1, 136. je y suis amoureux voirement, 1, 151.

voiser. à sa voisine charger, qu'elle s'en voise en sa maison, N 1, 242. voulez vous que je voise toute nue, 2, 96. fors advisez que

ne soyez devant quelque seigneur ou dame, qui par honneur voise devant vous, S 43. je loue que chascun voyse à sa dame, 215. dictes, affin que je m'en voise, P 576.

vous. et apres ces criminelles parolles vous tire hors du fourreau sa grande et bonne espée, N 1, 29 — da zieht er auch seinen grossen säbel! et quand il fut au lieu, il ne demoura gueres apres la semonce de son desir, et vous assault sa femme, 1, 65 — und bestürmt euch seine frau! si ouvrit le bec pour chanter, et son formage chet à terre, et maistre renart le vous serre à bonnes dens, et si l'emporte, P 430. Diese lebendige ausdrucksweise, die unserer naiven sprache gleichfalls zu gebote steht, steht in enger beziehung zu dem von La Sale so häufig beliebten: 'nun denkt euch, ob' oder 'fragt mich nicht, ob.'

vuider. il print congié à sa femme et vuida avecques son chariot, N 2, 116. et en telle maniere qu'il gist vuidera il (le mot) de ma bouche, 2, 235. ne vuyder de sa maison, 2, 237. vuide de la bieneureté, S 27. lors fist voyder chascun de la salle, S 213. vous vuiderez de ma maison, P 570. von viduus — leer lassen, verlassen, herausgehen — begriffe, die eng zusammenhängen, wie uns etymologien fast aller sprachen bestätigen.

Göttingen.

Ludwig Stern.

Gil Blas und die novela picaresca.

Die nicht unwillkommene Musse der letzten grossen Sommerferien benutzte ich, soweit andere Beschäftigungen es gestatteten, dazu, einen meiner Freunde, Botaniker von Beruf, auf seinen nicht selten meilenweiten Ausflügen zu begleiten. Zu meiner Beschämung sei es gesagt, dass ich die begeisterten Ausbrüche seiner Freude beim Entdecken irgend einer seltenen Pflanze nicht so ganz zu würdigen fähig war, obgleich ich mich herabliess, hin und wieder eine kleine Belehrung über die Natur eines solchen Findlings entgegenzunehmen. Gerührt von der Sorge, die er darauf verwandte, meinen philologisch eng begrenzten Horizont zu erweitern, beschloss ich, seinen Eifer in ähnlicher Weise zu belohnen und ihm zu zeigen, wie man auch auf dem Gebiet der Sprachen sozusagen botanisiren gehen kann. Allerdings nicht mit Lupe und grüner Blechkapsel — aber wie der Naturfreund von den Wurzelfasern die umgebende Erde, welche sie seinen forschenden Blicken verbirgt, mit den Fingern abklopft, so müssen auch wir, wenn wir auf unserem Felde den „Wurzeln" nachgehen, Alles, was auf fremder Erde, Angenommenes an ihnen haftet — und sie sind ja oft „stained with the variation of each soil" — erst entfernen, um zu dem wahren Kern, der Stammwurzel, zu gelangen. Mit der Veränderung der äusseren Form geht nun hier eine Mortification der Bedeutung Hand in Hand und grade diese letztere Wandlung interessirte meinen Freund besonders und veranlasste uns zu häufigen Untersuchungen. So äusserte er u. a. eines Tages, er habe sich noch immer vergebens den Kopf darüber zer-

brochen, wie das arabische Wort alkohol, welches ursprünglich die schwarze Farbe bedeutet, mit der sich die arabischen Damen Nägel und Augenbrauen färben, zu dem Begriff gelangt sei, den wir heute damit verbinden. Ich war glücklich, ihn von diesem Schmerz befreien zu können, da ich mich entsann, von einem deutschen Gelehrten, welcher über dem Bestreben, in den Werken arabischer Mystiker Sinn und Verstand zu finden den eignen verloren hatte, gehört zu haben, dass alkohol nicht nur jene Tusche, sondern allgemein das Feinste einer Sache, den Esprit, die Quintessenz bedeute. Von da bis zum Schnaps war also, wie vom Erhabnen zum Lächerlichen, nur noch ein Schritt.

Der eigentümliche Ausdruck, welchen bei diesen meinen Worten das Gesicht meines Freundes annahm, legte mir die Pflicht auf, ihn durch einige näherliegende Beispiele an das Sonderbare derartiger Veränderungen, zu deren Erklärung man oft nur mit Hülfe der Geschichte gelangen kann, zu gewöhnen.

„Sie lesen ohne Zweifel hin und wieder einen Roman?“ „Zuweilen,“ gestand er errötend, „doch nur sozusagen zwischen Suppe und Rindfleisch, d. h. wenn ich absolut nichts Besseres zu tuen weiss.“ — „Nun, das tut nichts zur Sache. Erlauben Sie mir nur, weiter zu forschen, ob Sie niemals sich die Frage vorgelegt haben, wie es kommt, dass diese oft recht leichten Geistesproducte mit dem Namen eines Volkes geschmückt sind, dessen Legionen Jahrhunderte lang unter ihrem ehernen Tritt die Erde erzittern machten?“ — „Ach nein,“ replizirte er, „ich war stets zufrieden, wenn ich nur weit genug mich hindurchgearbeitet hatte um zu wissen, ob er mit ihr oder sie mit ihm gestraft wird. Um das Andere habe ich mir nie Gedanken gemacht.“ — „Mit Unrecht lieber Freund, da Sie gewiss solchen Forschungen manchmal mehr Interesse würden abgewonnen haben, als Ihrer jeweiligen Lectüre. Sehen Sie, dies Wort ist auch so eine Art von blauem Wunder, für Sie und und Ihresgleichen nur, versteht sich, wir anderen Leute von Fach sind schon mehr daran gewähnt. Sie wissen, dass in den von den germanischen Völkern eroberten Provinzen des römischen Reiches das Latein die Sprache des offiziellen Verkehrs blieb. Eh bien, im Gegensatz zu dieser offiziellen Sprache wurde der Volksdialect, wie ihn die Vermischung der lateini-

schen Conversationssprache mit den landesüblichen Mundarten herausgebildet hatte, mit dem Namen „romanisch“ belegt. So sprach man z. B. von einem romance castellano, um damit den altspanischen Dialect zu bezeichnen. Der Name romance ging später auch auf die in dieser Sprache gedichteten Volkslieder über — er ist ihnen zum Teil bis auf den heutigen Tag verblieben. Das in Lied und Tat aufblühende Rittertum bemächtigte sich dieser Form und bildete sie zur Kunstform aus, in welcher es seine Unternehmungen, seine Liebeslust und Leid der Nachwelt überliefert hat und als endlich der Portugiese Vasco de Lobeira († 1403) seinen berühmten Amadis de Gaula, den ersten eigentlichen Ritterroman in Prosa, verfasste, war jene Bezeichnung, die ursprünglich sich nur auf die Sprache bezog, schon so sehr mit dem Inhalt verwachsen, dass sie auch auf die neue Form übertragen wurde. Es ist Ihnen bekannt, wie sehr die poetische Verherrlichung der Liebe in den Werken jener Gattung vorwiegt. Ein Ritter ohne Geliebte war zuletzt so wenig denkbar, dass der sinnreiche Junker Don Quixote sich gezwungen sah, aus Mangel an Damenbekanntschaft sich in eine Person zu verlieben, die er niemals gesehen hatte. Seitdem ist die Liebe im Roman ein hervorragendes Element geblieben, auch in der deutschen Literatur zeigt sich diese Erscheinung, wie die lange Reihe unsrer Romanschreiber leider zur Genüge beweist.“

„Ich schliesse mich,“ nahm mein Freund das Wort, „jenem Ausdruck des Bedauerns an. Es giebt für mich nichts Widerlicheres als diese oft aller sinnlichen Wahrheit entbehrenden Schilderungen, diese Sündfluten von Liebesträumen, diese Orkane von Seufzern. Da lob' ich mir doch noch einen Roman wie den Gil Blas, den ich neulich zum dritten oder vierten Mal gelesen habe. Das ist doch eine neue, originelle Idee und ein gesunder, von aller Sentimentalität befreiender Humor!“ — „Nun, die Wahrheit zu sagen, ganz neu und originell ist Ihr Liebling grade nicht, obwohl er sonst Ihren Beifall verdient.“ — „Nicht originell? Sie machen mich in der Tat neugierig. Woher sollte denn Lesage seinen Stoff genommen haben? Doch nicht etwa auch aus dem Orient, von den Indern oder Arabern, denen wir ja so manchen Segen verdanken sollen, die alten

heidnischen Götter, Grimm's Mährchen, und die Cholera!" — „Soweit brauchen wir uns vom heimatlichen Kirchturm nicht zu entfernen. Das Genre des Schelmenromans, dem der Gil Blas angehört, ist in Spanien aufgekommen und wenn Sie mir eine halbe Stunde geneigtes Ohr leihen wollen, so bin ich bereit, Ihnen einiges Nähere über diesen gewiss nicht uninteressanten Gegenstand mitzuteilen.

Durch die Eroberung von Granada fanden die Jahrhunderte langen Kämpfe, welche zwischen Mauren und Christen um den spanischen Boden geführt wurden, endlich einen Abschluss. Die nationale Erregung dauerte jedoch fort und wurde genährt durch die glänzende Erscheinung Carl's V., dessen Erfolge in Italien, Frankreich und Deutschland in dem Geiste des spanischen Volkes, den Gedanken einer Weltherrschaft aufkommen liessen, ein Ideal, zu dessen Verwirklichung jeder Spanier das Seinige beizutragen sich berufen fühlte. Daher finden wir unter den kaiserlichen Fahnen nicht nur solche Männer, welchen ihre Geburt von vornherein diese glänzende Laufbahn anwies, sondern hier eröffnete sich auch dem niedrig Geborenen ein weites Feld, seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Die Beschäftigungen des Ackerbauers und Handwerkers begannen von hochstrebenden Geistern verachtet zu werden, sogar der noch immer für ehrenvoll geltenden Laufbahn eines Juristen oder Clerikers wurde, selbst von gebildeten Männern wie Lope de Vega und Cervantes, die militärische Carriere vorgezogen, die freilich oft von der untersten Stufe aus begonnen werden musste, wie denn z. B. Cervantes als gemeiner Soldat gedient hat.

Natürlicherweise kehrten Viele von den Schlachtfeldern zurück, ohne das erträumte Glück dort errungen zu haben, Männer, die statt der Reichthümer und Beförderungen nur ehrenvolle Wunden davongetragen hatten und sich nun dem Elend preisgegeben sahen. Diese Classe von Menschen, welche der bewegte Wellenschlag des Lebensmeeres als leichten Schaum an die Oberfläche geschleudert hatte, stellte in ihrer Gesammtheit das dar, was wir heutzutage das Proletariat oder den vierten Stand nennen würden — höchst ehrenwerte Leute oft, die aber nur den einen Fehler haben, dass sie mehr brauchen als sie produciren oder verdienen. Diese alten Soldaten bildeten

mit ihrem starken Selbstgefühl und hohen Ansprüchen an das Leben einen zuweilen recht tragikomischen Gegensatz zu ihren Mitteln und Fähigkeiten. Sie belagerten die Türen der Minister, in der Hoffnung, irgend eine Gnade, ein Aemtchen zu erlangen. Andrea Navagiero, welchen die Republik Venedig 1524 als Gesandten an Carl V. schickte, und der diese Herren in Toledo einherstolziren sah, characterisirt sie treffend: „Von den Cavalieren,“ sagt er in seinem Reisebericht, „giebt es wenige, die viel Einkommen haben. Aber dieses ersetzen sie durch Stolz, woran sie so reich sind, dass, wenn die Mittel dem gleich wären, die Welt für sie zu klein sein würde.“

Aber auch die unteren Volksclassen, welche bisher in williger Unterwürfigkeit gelebt hatten, waren bestimmt, die Zahl dieser problematischen Existenzen zu vergrössern. Durch die Entdeckung der neuen Welt wurde Spanien, bisher eins der ärmsten Länder Europa's, mit einem Male von Reichtümern überflutet. Die verderbliche Wirkung dieses plötzlichen Wohlstandes zeigte sich am schnellsten bei den unteren Classen. Da die Grossen die Macht hatten, jene neuen Länder auszubeuten, so musste von der anderen Seite Licht und Vorurteilslosigkeit in's Feld gerufen werden, um diese Goldströme auch den ungünstig situirten Boden befruchten zu lassen. Mit den Cortez, Pizarro etc. zogen Abenteurer aus den untersten Schichten des Volkes in die Welt hinaus und kehrten meistens beutebeladen heim, oft nur, um zu Hause von Parasiten und Gaunern, den Catarileras (Winkeladvocaten) und Picaros (Schelme) ausgeplündert zu werden. Wenn der Satz emporsteigt, trübt sich das Getränk. Was Wunder also, wenn diese Hefe des Volks durch ihr Emporstreben bei einem grossen Teile der Nation eine ganz heillose Verwirrung des sittlichen Bewusstseins verursachte?

Dies waren die Zustände, welche die novela picaresca, den Schelmenroman, dem sie als historischer Hintergrund dienen, hervorbrachten. Das Verdienst, auf diesem bisher noch unangebauten Felde die erste Furche gezogen zu haben, gebührt dem berühmten Geschichtschreiber Diego Hurtado de Mendoza, Gesandten Carls V. zu Venedig und beim Concil zu Trident. Mendoza hatte seine gelehrte Ausbildung zu Salamanca erhalten und fand auch später, nachdem er die militärische Lauf-

bahn eingeschlagen (ursprünglich war er für den geistlichen Stand bestimmt), besonders in Italien Gelegenheit, seinen wissenschaftlichen Neigungen nachzuleben. In Venedig, wo er 1538 einen Gesandtschaftsposten bekleidete, gab er sich, neben seinen diplomatischen Geschäften, dem Studium der alten Schriftsteller mit besonderem Eifer hin und sammelte eine werthvolle Bibliothek, aus der manche Schätze des Altertums zum ersten Mal ihren Weg in die Oeffentlichkeit fanden (z. B. Josephus, sowie einige Kirchenväter). Nachdem Mendoza zu Trident und nachher in Italien dem Papst Julius III. gegenüber seines Kaisers Interessen lange Zeit auf das Geschickteste vertreten hatte, kehrte er 1554 nach Spanien zurück. Mit dem tyrannisch strengen System Philipp des II., der 1555 den Thron bestiegen hatte, konnte sich sein humaner Geist nicht wohl vertragen, dazu kam ein unangenehmer Vorfall, der ihm die Gunst dieses Monarchen ganz entzog. Auf einem Corridor des königl. Palastes zu Madrid geriet Mendoza eines Tages in einen heftigen Wortwechsel mit einem Höfling, der sich soweit vergass, dass er einen Dolch gegen den Greis zückte. Mendoza wand ihm die Waffe aus der Hand und schleuderte sie zum Fenster hinaus. Einige erzählen, er habe seinen Angreifer hinterher geworfen. Jedenfalls empfand Philipp in diesem Verhalten eine gegen ihn gerichtete Beleidigung. Der alte Soldat wurde verbannt und zog sich nach Granada zurück, wo er sich ausschliesslich wissenschaftlichen Bestrebungen hingab, namentlich sein berühmtes Geschichtswerk über die Empörung, welche die Mauren von Granada in den Jahren 1568—70 versuchten, abfasste. An den Hof schliesslich zurückgerufen, starb er nur wenige Tage nach seiner Ankunft in Madrid (1575).

Von Mendoza's Schriften interessirt uns hier nur ein kleiner Roman, den er vermutlich schon während seines Aufenthalts in Salamanca geschrieben hat. Es ist der Lazarillo de Tormes, die Selbstbiographie eines Knaben — Lazarillo — geboren in einer Mühle auf dem Flusse Tormes bei Salamanca. Von seinen Eltern früh dem Kampf um das Dasein hülflos überlassen, weiss er sich indessen nicht so schlecht in der Welt zurechtzufinden, voll Schalkheit und von ungeheuer weitem Gewissen, wie ihn die Natur gebildet hat. Als Führer eines Blinden be-

ginnt er seine bescheidene Laufbahn. Später dient er einem armen Edelmann, einem Ablassverkäufer etc., bis endlich die Geschichte mit seiner Verheiratung ihr Ende, wenn auch nicht einen eigentlichen Abschluss, findet. Die Absicht des Verfassers war, eine Satyre auf verschiedene Stände zu liefern, was kaum auf eine wirksamere Weise geschehen konnte, als dadurch, dass er einen Diener, welcher, der Natur seiner Stellung nach, mit den einzelnen Vertretern dieser Classen in die intimste Berührung kommen musste, ihre Fehler und Schwächen schildern lässt. Ein Beispiel dieser launigen Beschreibungen möge hier anzuführen gestattet sein.

Besonders gute Zeit verlebte Lazarillo bei einem Bulero (Ablassbullenverkäufer). Herr und Diener zogen von einem Ort zum andern, einige Predigten und unbedeutende Geschenke an die Geistlichen, deren Kirchspiel sie grade absuchten, genügten gewöhnlich, Ablass begehrende Seelen in Menge herbeizulocken, so dass der gute Pater im buchstäblichen Sinne von den Zinsen lebte, welche der Schatz der guten Werke seiner Heiligen ihm trug. Dass zuweilen auch wirksamere Mittel angewendet werden mussten, um dem blöden Volk die Augen über seinen Vorteil zu öffnen, lag in der Natur der Sache oder vielmehr der Personen. In einem Dorfe der Sagra von Toledo zeigte sich, auch nach mehreren Predigten, bei den Einwohnern wenig Neigung nach den Gnadenspenden des Paters. Eines Abends, nach einem solchen vergeblichen Tagewerk, suchte der gute Pater Erholung indem er mit dem Alguazil (Gerichtsdiener) des Ortes Karten spielte. Ueber dem Spiel entstand zwischen Beiden ein heftiger Wortwechsel, der in Tätlichkeiten ausgeartet sein würde, wenn nicht der Wirt und mehrere Gäste dazwischengetreten wären und die Streitenden auseinander gebracht hätten. Am andern Morgen erschien der Pater, seiner Gewohnheit gemäss, in der Kirche um zu predigen und seinen Ablass zu empfehlen. Mitten in seinem Sermon wurde er in einer für alle Anwesenden höchst unerwarteten Weise durch jenen Alguazil unterbrochen, der, in die Kirche eintretend, seine Stimme laut gegen den Pater und dessen Ablass erhob und seine Landsleute warnte, sich von diesem gewöhnlichen Gauner nicht anführen zu lassen. Die entstehende Aufregung

der Zuhörerschaft beherrschte mit Mühe die Stimme des würdigen Paters, als er, die Augen nach oben drehend, so dass die Aepfel unter den buschigen Brauen ganz verschwanden, Gott anflehte, durch ein Zeichen darzutun, dass dieser Mensch ein bösartiger Ketzer und Verleumder sei. Indem er dabei seine Brust dem Blitzstrahl des himmlischen Zornes zu entblössen vorgab, liess er zugleich eine Aufforderung an die Erde ergehen, sich zu öffnen und ihn zu verschlingen. Sei es nun, dass der Alguazil wirklich ein falscher Ankläger war, oder dass die Erde keinen Appetit trug, die lausige Kutte eines Franziskaners in ihren Eingeweiden zu bergen — genug, sie öffnete sich nicht, dagegen aber stürzte der skeptische Alguazil, wie vom Schlage getroffen, auf das harte Steinpflaster der Kirche hin, Schaum trat vor seinen Mund und er schleuderte, von krampfhaften Zuckungen ergriffen, mehrere Männer, die zu seiner Hülfe herbeieilten, wie Federbälle an die Wand. Auf die Bitte der Anwesenden, sich an diesem offenbaren Wunder genügen zu lassen, und den armen Besessenen zu exorciren, verliess der Mönch die Kanzel, wo er noch immer auf den Knien gelegen hatte, trat vor den Rasenden hin und berührte dessen Stirn mit dem Ablasskästchen. Die Wirkung war eine augenblickliche. Der Schauder verschwand, die Zuckungen liessen nach und in wenigen Minuten kehrte auch das Bewusstsein bei dem Lästerer wieder, der sich dem Mönch zu Füssen warf und mit reuigen Tränen seine Schuld bekannte. Der Pater besass Grossmut genug, ihm zu verzeihen. Natürlich beeilte sich, auf die Kunde von diesem Wunder, Jeder männiglich des durch den Mönch gespendeten Heils teilhaftig zu werden und ein sanfter Regen von Realen und Maravedis erquickte die lechzende Seele des guten Paters. An Stelle des bittern Hasses zwischen Alguazil und Mönch war, zur Befriedigung aller, die innigste Freundschaft getreten und es muss besonders für Lazarillo ordentlich rührend gewesen sein, als er Gelegenheit hatte, zu sehen, mit welcher Eintracht die beiden Ehrenmänner bei der Teilung des Gewinnes verfuhren. —

Die mehrfachen directen Nachahmungen und Fortsetzungen des Lazarillo von Seiten anderer Verfasser kann ich füglich übergehen, um so mehr, da keine derselben auf den Namen einer

hervorragenden Leistung Anspruch hat. Jedenfalls geht aus denselben hervor, dass der Lazarillo allgemeinen Beifall fand und zwar nicht nur in Spanien. Soll doch selbst Boileau beabsichtigt haben, über das Leben Diogenes des Cynikers einen Roman zu schreiben „de la plus parfaite gueuserie,“ eine Geschichte „beaucoup plus plaisante et plus originale que celle de Lazarillo de Tormes et de Guzman d' Alfarache.“

Sechsundvierzig Jahre nach dem Erscheinen des Lazarillo wurde der bedeutendste spanische Roman dieser Gattung, dessen Namen wir soeben in der Aeusserung Boileau's begegnet sind, veröffentlicht. Ueber das Leben des Mateo Aleman, seines Verfassers, ist sehr wenig bekannt. Seine Vaterstadt war Sevilla. Er selbst bekleidete lange Zeit eine Stelle bei dem königlichen Schatzamt, welche Stellung ihm schliesslich einen unangenehmen Prozess zuzog. Freiwillig trat er in das Privatleben zurück, besuchte 1609 Mexico und widmete den Rest seiner Tage der Beschäftigung mit den Wissenschaften. Der Roman welcher nach seinem Helden den Namen Guzman de Alfarache führt, erschien in seinem ersten Teil 1599 zu Madrid. Der Inhalt desselben ist kurz folgender. Guzman, der Sohn eines an Ehre und Vermögen heruntergekommenen genuesischen Kaufmanns in Sevilla, verlässt nach dem Tode des Vaters seine Mutter, um auf eigne Hand in der Welt sein Glück zu versuchen. Wir finden ihn in Madrid wieder, wo er das Schwerste durchzumachen hat, als Küchenjunge und Laufbursche dienend. Endlich stiehlt er eine grössere ihm anvertraute Geldsumme und entkommt damit nach Toledo, wo er sich als feiner Herr aufhielt. Von einem Collegen aus der ehrsamen Schelmenzunft geprellt und nunmehr völlig mittellos, tritt er bei einem nach Italien bestimmten Regiment ein. In Barcelona stiehlt und raubt er für seinen Hauptmann. In Rom sinkt er bis zum Strassenbettler herab. Ein Cardinal erbarmt sich seiner und macht ihn zu seinem Pagen. Auch in dieser angenehmen Stellung kann er sich seine schlechten Streiche nicht abgewöhnen und giebt die Stellung auf, nachdem er im Spiel gänzlich ausgeplündert worden ist. Soweit der erste Teil. Der Erfolg desselben war durchschlagend (drei Auflagen in einem Jahr, sechsundzwanzig in sechs Jahren). Nachahmer bemächtigten

sich des ergiebigen Stoffes sofort und es war höchstwarscheinlich Juan Marti, ein Valencianer Advocat, der unter dem Pseudonym Mateo Lugan de Sayavedra eine sogenannte „Fortsetzung“ herausgab, welche nicht ohne Interesse ist.

1605 erschien der ächte zweite Theil. Wir finden Guzman im Hause des französischen Gesandten zu Rom wieder. Auch von hier vertreiben ihn seine Nichtswürdigkeiten bald und er wendet sich nunmehr nach Siena, wo er im Hause eines Verwandten Aufnahme zu finden hofft. Dort wird er um seine ganze Habe gebracht von einem Gauner, dem Aleman nebst einigen schmückenden Beiwörtern den Namen Sayavedra, beigelegt hat, natürlich um seinen unberufnen Contienador auf diese Weise zu züchtigen. Später verbinden sich die beiden jugendlichen Betrüger und durchziehen die Städte des nördlichen Italiens, besonders Mailand, Bologna und Genua, von wo aus sie nach Spanien übersetzen. Guzman wird nunmehr Kaufmann in Madrid, macht einen betrügerischen Bankerott, heiratet und setzt endlich, nach dem Tode seines Weibes, der Schamlosigkeit die Krone auf, indem er sich als Student zu Alcalá zum Eintritt in den geistlichen Stand vorbereitet. Glücklicherweise kommt es nicht zur Ausführung seiner heiligen Absichten. Er verliebt sich in ein hübsches Bürgermädchen, heiratet sie und lässt sich mit ihr in Sevilla nieder. Dort verlässt ihn seine junge Frau um mit einem Liebhaber nach Italien zu entlaufen. In grösster Armut und nicht im Stande, es bei seiner alten, schamlosen Mutter auszuhalten, wird er Mayordomo einer vermögenden Dame, beraubt dieselbe und wird auf die Galeeren geschickt, wo er das Glück hat, einer Verschwörung der Sträflinge auf die Spur zu kommen. Zur Belohnung für die Anzeige derselben wird er gänzlich begnadigt. — Damit endet seine Lebensbeschreibung ohne eigentlichen Abschluss. Ein dritter Teil, den Aleman schon geschrieben zu haben erklärte, ist nie veröffentlicht worden.

Wenn auch dieser Roman im Allgemeinen im Charakter der zuerst besprochnen gehalten ist, so ergeben sich doch, bei näherer Betrachtung, einige Besonderheiten für denselben. Der Held Guzman ist natürlich von Haus aus ein eben so nichtswürdiges Sujet als der gute Lazarillo, aber während der Letz-

tere mit einem gewissen Behagen seine moralische Blösse aufzeigt, sucht Guzman öffentlich und vor der Welt als ein Ehrenmann zu gelten — ein Bestreben, welches ihn in sittlicher Beziehung noch um eine Stufe niedriger Platz nehmen lässt. Damit nun der Leser über die Schlechtigkeiten, von denen das Leben des Guzman strotzt, nicht allzusehr in sittlichen Harnisch gerate, hat es der Verfasser für gut befunden, an passender Stelle längere moralische Betrachtungen zu inseriren, die einesteils sein Buch wirklich vor strengem Tadel sichern sollten, andrerseits aber überhaupt dem Geschmack der Zeit entsprechen, während sie uns wenig ansprechend erscheinen müssen. Ausser diesen Sermonen finden sich auch in die eigentliche Erzählung hin und wieder Novellen eingeflochten, sowie komische Abhandlungen, z. B. eine, welche gewissermassen das Statut der edlen Bettlerbrüderschaft bildet und ein ganzes System der Bettelei enthält.

Von den beiden andern bemerkenswerten spanischen Werken dieser Gattung, welche ich hier noch zu erwähnen habe, erschien das eine, der Escudero marcos de Obregon im Jahre 1618. Der Verfasser, Vicente Espinel, stammt aus Ronda, einer romantisch gelegenen Stadt im südlichen Teile des Königreichs Granada. Seine Lebensschicksale sind dunkel. Wir wissen nur, dass er in Salamanca studirt und zu den Freunden Lope de Vega's gehört hat. Wenn es auch anzunehmen ist, dass manche von den in dem erwähnten Buche erzählten Erlebnissen aus dem Schatz seiner eignen Erfahrung geschöpft sind, so tragen doch dafür andere wieder so sehr den Stempel der Fiction an sich, dass man diese Aufzeichnungen kaum als eine Selbstbiographie betrachten kann. — Der Held des Romans tritt uns zuerst entgegen in der Rolle eines Stallmeisters im Hause eines Arztes, ein Posten, den er jedoch erst in seinen späteren Jahren bekleidete. Aus dem Gesagten geht schon hervor, dass wir es hier nicht mit einem jener Escudero's zu tun haben, welche einst hoch zu Ross ihrem ritterlichen Herrn zu Kampf und Sieg folgten und deren Carricatur wir in einem Sancho Panza belächeln. Die Escutero's der damaligen Zeit waren weiter nichts als eine Art von Bedienten und nahmen im Leben oft eine recht bescheidene, ja kümmerliche Stellung ein. Marcos de Obregon erzählt uns, dass er sein Verhältniss zu jenem Doctor

Sagredo gelöst habe, nachdem derselbe von Madrid weggezogen war. Auf einem Spaziergang in die Umgebungen der Hauptstadt überfällt den alten Escudero ein heftiger Sturm, vor dem er sich in einer Klausnerei zu bergen sucht. In der Person des Eremiten erkennt er einen alten Waffengefährten und erzält diesem seine Schicksale, ein Bericht, der natürlich bis auf seine Jugendjahre zurückgreift. Auch er hat früh das väterliche Haus verlassen, in Salamanca studirt, dann die Feder mit dem Schwert vertauscht, als Soldat Italien nach allen Richtungen durchstreift und sogar die Beschwerden einer Gefangenschaft in Algier ertragen müssen. Nach mannigfachen Gefahren, Verlegenheiten, Intriguen und andern Handlungen von zweifelhaftem moralischen Werte finden wir ihn, wie er sich am Eingang seines Buches schildert, als einen Menschen der zwar keine jugendlichen Torheiten mehr begeht, dem aber ein Leben voll bittrer Erfahrungen keine wirklich sittliche Haltung beibringen konnte. So haben denn die oft recht verständigen, nur etwas weitschichtigen moralischen Betrachtungen, in welchen er sich gern ergeht, in seinem eignen Verhalten einen gewissen Gegensatz, der für seine Characterstärke kein vorteilhaftes Zeugniss ablegt. — Ich werde später noch einmal auf diesen Roman zurückkommen. Von spanischen Werken dieser Gattung will ich zunächst nach den 1646 erschienenen Estevanillo Gonzalez erwähnen. Es ist eine Selbstbiographie, welche für uns noch dadurch besonders interessant wird, dass der Erzähler Estevanillo Gonzalez, lange Zeit als Hofnarr und in andern Funktionen, im Dienste des aus den Annalen des dreissigjährigen Kriegs bekannten und durch Schiller uns menschlich näher gerückten Herzogs von Amalfi, Don Octavio Piccolomini de Aragon, gestanden hat. Unter den Erlebnissen des nicht ungebildeten Narren findet sich freilich eine ganze Menge von Abenteuern, die offenbar in das Gebiet der blossen Phantasie gehören, so dass Le Sage gradezu und ohne viel verändern zu müssen, aus dieser Lebensbeschreibung einen Roman machen konnte. In dieser Gestalt mag Estevanillo besser zu geniessen sein als im Original, welches sich durch einen gradezu ekelhaften Cynismus auszeichnet.

Obschon eins oder das andere der besprochenen Werke in

jeder Literatur seinen Platz behaupten würde, so ist es dennoch nicht der spanische Boden, welcher den besten Roman dieser Gattung hervorgebracht hat, vielmehr blieb es einem Franzosen vorbehalten, das Muster einer novela picaresca zu liefern.

Alain-René Le Sage wurde 1668 zu Sarzeau auf der Halbinsel Rhuys (Basse Bretagne) geboren, nicht weit von Saint Gildas, wo Abailard Abt gewesen ist. Er machte seine Studien auf dem Collegium zu Vannes. Nach dem Tod seiner Eltern (der Vater, Notar und Amtsschreiber, starb im 14., die Mutter im 9. Lebensjahr ihres Sohnes), erhielt er in seinem Oheim einen nachlässigen Vormund. Im 22. Jahr kam er nach Paris, um Philosophie und Rechte zu studiren und führte einige Zeit lang ein sehr ungebundenes Studentenleben. 26 Jahre alt, heiratete er die 22jährige Tochter eines Pariser Bourgeois und scheint von da an ein häusliches Leben geführt zu haben, welches nur der Sorge um eine erträgliche Existenz für sich und die Seinen zugewendet war. Eine Zeit lang versuchte er es, von einem wirklichen Amt zu existiren und zwar als Bureauschreiber irgend eines Generalpächters in der Provinz, doch hielt er es nicht lange in dieser Stellung aus, sondern kehrte nach Paris zurück, wo er von nun an vom Ertrage seiner Schriften lebte. Er fand einen Beschützer in dem Abbé de Lyonne, einem der Söhne des Ministers gleichen Namens. Von diesem in die spanische Sprache und Literatur eingeführt, versuchte sich Lesage zuerst an Uebersetzungen, bis er endlich, 1707, mit zwei selbständigen Arbeiten hervortrat, nämlich dem Lustspiel Crispin, rival de son maître, und dem Roman Le diable boiteux. Dem vortrefflichen, 1709 aufgeführten Lustspiel Turcaret, welches eine durch ihre Kühnheit bemerkenswerte Satyre gegen das herrschende Finanzverwaltungssystem ist, folgten im Jahre 1715 die beiden ersten Bände des Gil Blas, ein Roman, auf welchen sich der Ruhm des Verfassers hauptsächlich gründet. Um diesen kurzen Lebensabriss gleich hier zum Abschluss zu bringen, wollen wir noch erwähnen, dass Lesage, nach dem Tod seines Lieblingssohnes, des vortrefflichen Schauspielers Montménil, sich nach Boulogne-sur-Mer mit seiner Frau und Tochter zurückzog, wo er, im Hause seines Sohnes, des Kanonikus, am 17. November 1747 starb.

Wir wenden uns nunmehr zu der Besprechung des Gil Blas, dessen beide letzte Bände 1724 und 1735 erschienen. Der Erfolg dieses meisterhaft geschriebenen Romans war sehr gross, so dass man von ihm eigentlich eine neue Epoche der Romanliteratur datiren muss. Hier war, im Gegensatz zu dem Pathos der grossen Dichter, welche den Glanz des französischen Parnasses bildeten, der hohe Flug romantischer Fiction aufgegeben und ein Gemälde des wirklichen Lebens geliefert worden, wie es treuer und anziehender kaum gedacht werden kann. Allerdings heben sich die in jenem Roman geschilderten Scenen auf dem Hintergrund eines fremden — des spanischen — Volkslebens ab, welcher Franzose aber, besonders welcher Pariser, hätte nicht in seiner eignen Umgebung die Originale, welche in dem Roman so treu copirt waren, wiedererkannt? In Lesage's Doctor Sangrado (sollte wohl eigentlich sangrador heissen), dem „Aderlasser," glauben wir unsern Freund Purgon oder Desphonandres aus dem Molière wiederzusehen und erinnern uns unwillkürlich an den Refrain aus dem Malade imaginaire:

clysterium donare,
postea seignare,
ensuite purgare.

Die Torheiten der gens d'esprit und ihr schlechter Geschmack in Sachen der Literatur, das tolle Comödiantentreiben, die miserable Justiz, deren Klauen beide Teile, der Unschuldige, wie der Maleficant, fast in gleicher Weise zu fürchten haben, die Günstlingswirtschaft und die schlechte Verwaltung der Minister — von allen diesen Zuständen liefert der vortreffliche Roman ein treues Spiegelbild. Alles in Allem: man wird kaum zu weit gehen, wenn man im Gil Blas den Vertreter des allmählich auf die Weltbühne tretenden dritten Standes, den Vorläufer eines Figaro erblickt.

Es ist begreiflich, dass die Spanier mit dem Gefühl patriotischer Beklemmung einem Ausländer den ersten Preis erringen sahen auf einem Gebiet, welches doch eigentlich ihr nationales Eigentum war. Als daher aus der Mitte seiner eignen Landsleute der Vorwurf des Plagiats gegen Lesage geschleudert wurde, fand diese Anklage jenseits der Pyrenäen bereitwilligen Glauben. 1787 erschien zu Madrid eine Uebersetzung

des Romans, welche den Jesuiten Isla zum Verfasser hat, der diese Anklage in der schärfsten Weise auf dem Titelblatte seiner Ausgabe wiederholte. Dasselbe lautet nämlich:

„Aventuras de Gil Blas de Santillana, robadas á España, adoptadas en Francia por Mons. Lesage, restituidas á su patria y á su lengua nativa por un Español zeloso que no sufre que se burlen de su nacion.“* — Die Beweise, auf welche derartige Behauptungen sich stützen, sind äusserst schwach. Voltaire war es, welcher zuerst den cri de guerre gegen Lesage erhob, allein er war den Beweis für seine Behauptungen nicht nur vollständig schuldig geblieben, sondern hat denselben auch in einer Weise aufgestellt, welche von vornherein der Anklage die Spitze abbricht. Voltaire war von Lesage in einem seiner Dramen lächerlich gemacht worden und ausserdem mag wohl auch die Stelle in Buch 10, Cap. V des Romans, wo über die Schauspiele eines gewissen „Gabriel Triaquero“ der Stab gebrochen wird, auf den Verfasser der Henriade gemünzt sein. Jedenfalls glaubte er sich von Lesage beleidigt und behauptete daher in seinem Siècle de Louis XIV. (1752), dass „Gil Blas ganz und gar einem spanischen Roman entlehnt ist, welcher den Titel führt: La vidad de lo escudiero Dom Marcos de Obrego.“ Dieses Citat beweisst, dass Voltaire jenes vorgebliche Original nie gesehen hat (es sei denn in der Uebersetzung) und dass er nicht spanisch verstand. In wie weit Lesage den Marcos de Obregon wirklich benutzt hat, werden wir nachher untersuchen. Isla behauptete, der Gil Blas sei die Arbeit eines andalusischen Advocaten, der sie dem Lesage bei dessen Anwesenheit in Spanien, gegebeu habe. Unglücklicherweise hat nie ein Mensch dies supponirte Manuscript gesehen, auch ist Lesage nie in Spanien gewesen. Gleichwol wurde dieser müssige Streit noch in den 20. Jahren unsers Jahrhunderts zwischen Antonio de Llorente, dem Verfasser der Geschichte

* Auf deutsch: Die Abenteuer des Gil Blas de Santillana, (welche) Spanien geraubt und in Frankreich durch Herrn Lesage adoptirt (worden sind), ihrem Vaterland und ihrer Muttersprache wiedergegeben durch einen eifrigen Spanier, welcher es nicht duldet, dass man seine Nation zum Besten habe.

der Inquisition, und einem Franzosen François de Neufchâteau aufs Neue durchgefochten. Den gänzlich hinfälligen Beweisen, auf die Llorente seine Hypothese zu gründen sucht, stehen für die andere Ansicht so bedeutende Momente von positivem Wert entgegen, dass der Prozess als zu Gunsten Lesage's entschieden betrachtet werden muss. Die häufigen Irrtümer in spanischer Geschichte und Geographie lassen es unmöglich erscheinen, dass der Historiker Solis, dem Llorente die Autorschaft vindicirt, weil derselbe damals der einzige Spanier gewesen, der ein solches Buch hätte schreiben können, den Roman verfasst habe. Andrerseits befinden sich in demselben directe Anspielungen auf Anecdoten aus den Regierungen Ludwigs des XIV. und XV., die nur einem Franzosen bekannt sein konnten. Viele Episoden des Gil Blas sind in der Tat spanischen Schriftstellern entnommen, die in ihrem Vaterland zu den gelesensten gehörten. Ein spanischer Verfasser des Gil Blas würde gewiss nicht gewagt haben, wie Lesage es gethan, diese fremden Bestandteile mit Beibehaltung der Namen der handelnden Personen seinem Werk zu assimiliren. Dagegen waren diese Quellen in Frankreich, wo das Spanische aus der Mode gekommen war' wenig oder gar nicht bekannt, ein Bearbeiter brauchte sich also nach dieser Seite hin nicht zu geniren. Lesage selbst ging später noch einen Schritt weiter, indem er auf dem Titel eines andern Romans ähnlicher Art, des Bachélier de Salamanque, behauptet, derselbe sei aus dem Spanischen „übersetzt." Und dabei findet sich darin eine, dem Moreto'schen Lustspiel „El desden con el desden" (deutsch: Donna Diana) genau nachgebildete Episode!

Wenden wir uns von diesem Streit um die Autorschaft dem Roman selber zu und versuchen wir zum Schluss, ein Bild seines reichen Inhalts zu geben, teils um diese Anklagen auf ihr richtiges Mass zurückzuführen, teils auch um zu zeigen, welche Fortschritte das ganze Genre in diesem seinem Vertreter gemacht hat. Da müssen wir denn gleich gestehen, dass schon die Vorrede einen Zug enthält, welcher nicht original sondern dem Marcos de Obregon nachgebildet ist. Die kleine Anecdote von den beiden Studenten, welche auf ihrer Wanderschaft nach Salamanca einen Stein mit rätselhafter Inschrift finden, die in-

dessen von dem einen richtig verstanden wird, worauf derselbe sich in den Besitz des darunter verborgenen Schatzes setzt — diese Erzählung findet sich, mit ganz geringen Abweichungen, auch in dem spanischen Roman von Vicente Espinel.

Gil Blas, zu dessen Abenteuern wir uns nunmehr definitiv zu wenden haben, verlässt im 17. Lebensjahr das Haus seines Vaters, eines armen Escudero, und seine Geburtsstadt Oviedo, um, mit geringen Kenntnissen und noch weniger Geld ausgerüstet, zu Salamanca den Studien obzuliegen. In Pennaflor, wo er sich und seinem müden Maultier die erste Ruhe gönnt, wird er das Opfer zweier Gauner, die seine Leichtgläubigkeit und Eitelkeit zu benutzen wissen, um ihm sein Maultier für eine Kleinigkeit abzuhandeln und sich noch ausserdem auf seine Kosten den Magen zu füllen. Diese Episode ist in Marcos de Obregon, dem sie ursprünglich angehört, etwas ausführlicher behandelt als bei Le Sage. Espinel lässt seinen Helden, welcher natürlich kein andrer ist als der junge Student Marcos de Obregon, in ähnlicher Weise einem Wirte seine Verhältnisse anvertrauen. Ein Industrieritter, von dem Wirt vorher über Alles, was den zu Rupfenden betrifft, unterrichtet, weiss sich durch seine unmässigen Lobeserhebungen dessen ganzes Vertrauen zu erwerben. Nachdem er sich zunächst auf seine Kosten gesättigt, giebt er ihm noch eine ebenso witzige als derbe Lection mit auf den Weg. „Der Ruf Eurer Gelehrsamkeit,“ sagt er zu dem guten, einfältigen Marcos, „ist bereits in ganz Salamanca herumgekommen und ich selbst kenne einen Mann, der wohl hundert Ducaten geben würde, wenn er Euch sehen könnte. Ist's Euch recht, so folgt mir in seine Wohnung. Für einen guten Empfang glaube ich stehen zu dürfen.“ Natürlich willigt Marcos mit Freuden in diesen Vorschlag ein und der Gauner fordert auch den Wirt und mehrere Anwesende auf, sie zu begleiten, damit sie Zeugen seien des Triumphes, welcher seinen neuen Freund erwartete. Je höher nun auf diese Weise das Selbstgefühl des wackern Marcos geschraubt worden war, desto trauriger musste die Figur sein, welche er, dem allgemeinen Hohngelächter preisgegeben, machen mochte, nachdem ihn der Schwindler zu einem Blinden gebracht und ihn bei demselben mit den Worten eingeführt hatte: „Dieser

hier gäbe sicherlich 100 Ducaten und vielleicht auch noch etwas mehr, wenn er Euch sehen könnte" — ein Witz, dessen sich selbst Le Sage nicht zu schämen brauchte. Kehren wir jedoch zu unserm Gil Blas zurück, der auch ohne den letzten, derben Teil dieser Lection an den in jener Venta (Wirtshaus) gemachten Erfahrungen genug hatte. Einigermassen melancholisch setzt er seine Reise auf einem der Saumtiere eines Maultiertreibers (Arriero) fort, eine Art zu reisen, welche in Spanien damals für Leute niederen Standes gewöhnlich war. In seiner Gesellschaft befindet sich u. a. auch ein junger Bürger aus Astorga mit seiner Frau, welche dem Arriero böse Gelüste einflösst. In Cacabelos, dem nächsten Orte, erklärt er plötzlich zum Schrecken der Reisenden, es sei ihm ein ganzer Beutel mit Geld unterwegs abhanden gekommen und er werde die Justiz zur Entdeckung des Diebes in Bewegung setzen. Obgleich keiner der Reisenden sich selbst einer Schuld bewusst war, so wirkte doch der Gedanke, mit der Dame Themis in Berührung zu kommen oder, wie sich Scapin ausdrücken würde, ein „démêlé" zu haben, so durchschlagend bei ihnen' dass sie mit Einschluss des jungen Ehemannes, der seine Frau in seiner Angst im Stiche lässt, sich nach allen Seiten aus dem Staube machen, ohne dass es jedoch, wie der Verlauf dieses für uns weiter nicht interessanten Abenteuers zeigt, dem Arriero gelingt, seine schändlichen Pläne zur Ausführung zu bringen. Gil Blas, den wir nicht aus den Augen verlieren dürfen, irrt querfeldein, verliert den Weg und sieht sich plötzlich von einem Haufen berittner Räuber umgeben, die ihn, sans autre forme de procés mit sich schleppen nach ihrem Schlupfwinkel, einer aus der Zeit der Maurenkriege stammenden unterirdischen Höhle, deren Eingang nicht leicht aufzufinden war. Obgleich die Dienste, welche er hier als Küchenjunge und Aufwärter leisten musste, nicht zu den schwersten gehörten, so sehnte sich Gil Blas begreiflicher Weise doch nach der Freiheit. Ein Fluchtversuch misslang indessen und um der Strafe, die ihn sonst wohl getroffen hätte, zu entgehen, steckt Gil Blas nun die Miene auf, als habe er sich in sein Schicksal gefunden und willigt ein, dem wackern Corps als actives Mitglied beizutreten. Auf einem Streifzug, den er, gewissermassen als Probecandidat für

die höhere Räubercarriere, mitzumachen hat, fällt eine in Begleitung ihres Gemahls reisende Dame in die Hände der Räuber, welche den mit mehreren Wunden der Ihrigen erkauften Sieg durch das Blut des Edelmanns zu beflecken sich nicht scheuen. Gerührt von dem Unglück der Donna Mencia, beschliesst Gil Blas, sie und sich selbst zu befreien. Zu dem Ende stellt er sich sehr krank und die Räuber, welche keine Veranlassung zu haben glauben, ihm zu misstrauen, lassen ihn allein in der Höhle, um selbst die erbeuteten Pferde auf einen benachbarten Markt zum Verkauf zu führen. Auf einem der zurückgebliebenen Pferde entflieht Gil Blas, nachdem er ausser der Dame auch noch die besten Kleider und Geld, welches sich in den Vorratskammern der unterirdischen Wohnung befand, zu sich genommen. Die beiden Flüchtlinge werden in Astorga verhaftet, auf die Denunciation eines Cavaliers, der in den Kleidern und dem Pferde des Gil Blas sein vor wenigen Monaten ihm geraubtes Eigentum erkennt. Die Dame, deren hoher Rang sich herausstellt, erlangt natürlich bald ihre Freiheit wieder, Gil Blas dagegen wird erst losgelassen, nachdem einer seiner Mitreisenden von Pennaflor bis Cacabelos für ihn Bürge sein zu wollen erklärt hat. Die Justiz schenkt ihm freilich nur das nackte Leben, alles Andere bleibt ihr zwischen den Barten hängen. Der arme Geplünderte wendet sich nach Burgos, dem Aufenthalt der Donna Mencia. Diese überhäuft ihren Retter mit Geld und Geschenken, so dass derselbe, völlig neu equipirt, in Begleitung eines Dieners Ambrose de Lamela, sich auf die Reise nach Madrid begeben kann, denn so sehr haben ihn bereits die 1000 Ducaten der Donna Mencia zukunftsicher gemacht, dass er die Laufbahn eines Gelehrten, zu der er sich in Salamanca vorbereiten sollte, seinen hochfliegenden Plänen, in der Hauptstadt schnell zu Reichtum und Ehren zu gelangen, opfert.

Kaum ist er zu Valladolid, wohin sein Weg ihn zunächst führte, in einem Gasthause abgestiegen, als eine vornehme und schöne Dame sich bei ihm melden lässt und ihn einlädt, ihr Gast zu sein, indem sie vorgiebt, von ihrer Cousine, der Donna Mencia, die Nachricht erhalten zu haben, dass ihr Retter Valladolid mit seiner Anwesenheit beehren werde. Herr und

Diener folgen ihr natürlich nach ihrem Palais. Dort wird Gil Blas von der Dame und ihrem „Bruder," Don Raphael, festlich bewirtet und schläft ein, mit dem Gedanken an die schönen Tage, welche das Zusammensein mit der feurigen Donna Camila, in deren Herzen einen Eindruck hinterlassen zu haben er sich eingestehen zu dürfen glaubt, ihm noch gewähren wird. Als er erwacht am andern Morgen, und nach seinem Diener ruft, ist dieser nicht vorhanden. Eine bange Ahnung überfällt unsern Glückspilz. Er kleidet sich rasch an, um der Donna Camelia seine Aufwartung zu machen — auch sie ist verschwunden, ebenso Don Raphael, ebenso sein Koffer, ebenso, ach, die 1000 Ducaten der Donna Mencia. Er befindet sich nicht in einem „Palais," sondern in einem Wirtshaus und kann dem Himmel schliesslich noch danken, dass die saubere Gesellschaft wenigstens seine und ihre Zeche bezahlt hat. Beiläufig bemerkt, ist diese hübsche Geschichte einem Abenteuer, welches der berühmte Escudero Marcos de Obregon in Venedig erlebt zu haben behauptet nacherzählt.

Mit Hülfe eines Bekannten, den ihm das Glück in den Weg führt, sucht und findet Gil Blas ein Unterkommen in Valladolid, indem er, zuerst bei einem alten Licentiaten und nach dessen bald erfolgendem Tod als Heilgehülfe bei dem berühmten Doctor Sangrado, in Dienste tritt. Diesem hatte er seine Kunst bald abgelernt, was nicht besonders schwer war, da der gute Doctor nur zwei Mittel anwandte: Aderlassen und Clystiren. Unter seinen Auspicien praktizirend, bringt er es selbst zu einigem Ruf. Leider hatte er es nicht immer mit reichen Harpagon's, deren Erben nur auf ihren Tod lauerten, und alten Ehemännern junger, lebenslustiger Frauen zu tuen — eine reiche Wittwe, die ihn an ihr Krankenlager hatte rufen lassen, gab nach sechs bis sieben Aderlässen den Geist, soweit solcher vorhanden war, auf und damit sah sich ihr Liebhaber, ein gewisser Don Rodrigo, der in dem Rufe eines Spadassin stand, um eine gute Partie betrogen. Gil Blas hielt es für geraten, sich der Rache des trostlosen und wütenden Liebhabers durch die Flucht zu entziehen. Er begiebt sich also von Neuem auf die Reise nach Madrid und macht unterwegs die Bekanntschaft eines Barbiergehülfen Fernan Perez de la Fuente, welcher län-

gere Zeit in der Hauptstadt gelebt hatte und jetzt auf der Hinreise nach Amedo, seiner Vaterstadt, begriffen war. Derselbe erzählt dem Ex-Doctor seine Lebensschicksale, von denen wir hier nur den Teil erwähnen wollen, welcher sein verliebtes Abenteuer mit Donna Mergelina, der Frau eines Doctor Oloroso, betrifft. Diese Episode ist, sogar mit Beibehaltung der Namen der handelnden Personen (nur nennt Lesage den Doctor Sagredo, dessen Namen er bereits bei Gelegenheit des Doctor Sangrado benutzt hatte, diesmal Dr. Oloroso, den „Wohlriechenden," dagegen belässt er dem Escudero des Doctors seinen vollen Titel Marcos de Obregon), dem Roman des Vicente Espinel nacherzählt und unterscheidet sich von dem betreffenden Capitel desselben nur durch einige unwesentliche Ausbesserungen oder Zusätze, von denen einer der besten auch nur einer andern Stelle des spanischen Romans entnommen ist. Ich rede von dem ersten Liebesabenteuer des Marcos. Er hatte mit seiner Dame verabredet, dass sie auf sein „Miau," welches er täuschend nachzuahmen verstand, an der neja, dem Fenstergitter, eines Zimmers zu ebener Erde ihres Hauses, erscheinen sollte. Als nun mit Einbruch der Nacht, der Stallmeister vor der Türe seiner Schönen zu miauen begann, erhoben auf den umliegenden Dächern und in den Seitengassen hunderte von Katzen, durch den Wohlklang des escuderilen Miau's getäuscht, ihre klagende Stimme. Ein Philister, der aus der Kneipe heimkehrend, des Weges kam und in dieses Kater-Concert mitten hineinfiel, ergriff, um den vermeintlichen Tonangeber zu züchtigen, dessen wahres Wesen er in der Dunkelheit ohnehin nicht zu erkennen vermochte, einen Stein und warf ihn dem verliebten Stallmeister in die Rippen. Etwas Aehnliches passirte auch dem guten Perez de la Fuente, so dass er mit Scham und anderen bösartigen Substanzen begossen, bei dem „wohlriechenden" Doctor nicht mehr zu erscheinen wagte.

Gil Blas begleitet seinen neuen Freund nach Olmedo, wo er einige Tage in dessen Vaterhause gastliche Aufnahme findet. Dann setzt er seine Reise fort in Begleitung eines Kaufmanns aus Segoria, der ihn, nach ihrer Ankunft in dieser Stadt, einige Tage bei sich behält und ihn dann, mit Empfehlungen an einen seiner Geschäftsfreunde in Madrid versehen, entlässt. In der

Tat verschaffte dieser Letztere dem jungen Abenteurer eine Stelle als Kammerdiener eines gewissen Don Bernardo de Castil Beazo, bei dem Gil Blas gute Tage, d. h. wenig Arbeit und reichliche Nahrung findet. Einst begegnet ihm, in einer Strasse von Madrid, der Anführer jener Räuberbande, deren, wiewohl unfreiwilliges, Mitglied Gil Blas gewesen war. Der Hauptmann, welcher, zur Verwunderung des Gil Blas, in der Uniform eines Alguazil auftritt, fordert ihn auf, ihm in eine Schenke zu folgen, wo er ihm erzählt, dass durch die Flucht des Gil Blas, welcher es versäumt hatte, den Eingang der Höhle unkenntlich zu machen, diese von einem Bauer entdeckt und von den Dienern der Hermandad auf seine Anzeige einer Art von Belagerung ausgesetzt worden sei. Er selbst, nur mit Mühe entkommen, habe sich genöthigt gefunden, durch Ergreifung seines gegenwärtigen Standes den Nachforschungen der Justiz aus dem Wege zu gehen. Uebrigens, fügte er hinzu, sei er dieses Leben bereits müde und beabsichtige, in die alte Carriere wieder einzulenken. Er habe einen Ruf nach Portugal erhalten, um dort die Direction einer neu zu organisirenden, einstweilen nur in den ersten Anfängen vorhandenen Räuberbande zu übernehmen. Zugleich trug er dem Diener des Don Bernardo an, ihn als Collaborator oder Mitarbeiter dorthin zu begleiten, aber dieser, aus Furcht, dass Rolando, welcher in Madrid ihm nichts anzuhaben vermochte, und im Sinne habe, ihm mit diesem Vorschlag eine Falle zu stellen, war froh, ohne bestimmte Zusage sich von dem Anführer losmachen zu können. Eine Folge indessen hatte dieses Zusammentreffen doch für ihn, denn Don Bernardo, welcher, durch Zufall, ihn mit Rolando aus jenem Cabaret heraustreten sah, konnte sich nicht entschliessen, einen Diener bei sich zu behalten, welcher Menschen von so zweifelhafter Physiognomie zu seinen Bekannten zählte. Der emeritirte Lakai wird nun von einem petit-maître, Don Mathias de Silva, engagirt. Bei diesem lernt er das Treiben der jeunesse dorée von Madrid kennen. Natürlich ahmen die Diener dieser jungen Leute alle Torheiten und Laster ihrer Herren nach. In seinen Mussestunden macht Gil Blas, als petimetre (wie die Spanier sagen) verkleidet, Fensterpromenaden und hat auch bald die Aufmerksamkeit einer, wie er glaubt, vornehmen, Dame auf

sich gezogen. Nachdem Don Silva in einem, wegen galanter Intriguen angezettelten Duell gefallen, begiebt sich Gil Blas in die Dienste einer Schauspielerin, Arsénie, in deren Hause er „Donna“ Laura, seine vornehme Geliebte, als — Kammermädchen findet. Eine Zeit lang macht er das tolle Comödiantentreiben mit, endlich erwacht in ihm seine bessere Natur, er verlässt Arsénie und seine Laura, um in den Dienst des Don Vicente de Guzman überzugehen. Dessen Tochter Aurora unterstützt er durch seine Schlauheit bei einem ziemlich anständigen Liebeshandel, der auch mit der Verheiratung des Paares endigt. — Demnächst widmet Gil Blas seine schätzbaren Dienste dem Onkel dieser jungen Dame, einem alten Herrn, welcher in Gefahr war das Opfer einer Coquette zu werden, von der er geliebt zu sein sich einbildete. Um den Verwandten, speziell Donna Aurora, welche ihren Erbonkel und sein Vermögen bereits in den Klauen jener Donna Eufrasia sehen, gefällig zu sein, spionirt Gil Blas der Dame nach und ertappt sie wirklich auf einer Treulosigkeit, durch deren Mittheilung er seinen Herrn von ihr zu entfernen hofft. Derselbe lässt indessen seinen ersten Zorn durch ein paar Thränen der Coquette rasch besänftigen und giebt, auf ihre Bitte, dem treuen Diener seinen Abschied. — Die Marquise de Chaves, in deren Hause wir Gil Blas wiederfinden, gehörte zu den geistreichen Frauen der Residenz. Sie hatte sich mit einem Kreise der hervorragenden literarischen Persönlichkeiten von Madrid umgeben, welche wir der Reihe nach kennen lernen, natürlich von ihrer lächerlichen Seite. Gil Blas verliebt sich in ein Kammermädchen, dessen Besitz ihm indessen der Secretär des Hauses streitig macht. Es kommt zwischen den Rivalen zu einem Duell, in welchem Gil Blas entwaffnet wird und versprechen muss, die schöne Porcia sowie den Dienst der Marquise zu quittiren. Des Lebens in der Residenz müde, oder auch aus Scham über seine Niederlage, beschliesst er, Spanien nach allen Richtungen zu durchstreifen und kennen zu lernen. Auf dem Wege nach Cuença kehrt er in einer Venta ein, wo mehrere Alguaziles das Signalement eines Edelmanns vorlesen, auf den sie fahnden. Bald darauf begegnet ihm ein Reiter, dessen Aeusseres genau zu der Beschreibung passt. Er macht demselben Mittheilung von der

ihm drohenden Gefahr. Während sie noch mit einander verhandeln, bricht ein heftiges Gewitter los, das sie zwingt, bei einem Einsiedler in der Nähe Schutz zu suchen. Dort erzählt der Verfolgte, Alphonse de Steinbach, Pflegesohn eines Offiziers der deutschen Garde in Madrid, seine Schicksale und die Ursache seiner Differenzen mit der weltlichen Gerechtigkeit. Er war flüchtig geworden in Folge eines, aus einem leichtsinnigen Liebeshandel, entstandnen Duells, welches mit dem Tod seines Gegners geendet hatte. Auf seiner schon mehrere Wochen dauernden Flucht hat Don Alphonse eine gewisse Donna Seraphina flüchtig allerdings, aber doch grade lange genug gesehen, um sich tödtlich in sie zu verlieben.

Dem Rang Seraphinens — sie war eine Tochter des Grafen Polan — entsprach die Stellung, welche Alphonse in der Gesellschaft einnahm, auch ihr Reichtum wäre für den Letzteren kaum ein Grund gewesen, den Gedanken an eine Verbindung mit ihr von sich zu weisen — aber das Verhängniss hatte es so angeordnet, dass der von ihm im Duell Getödtete gradezu ein directer Bruder dieser Seraphine war. — Soweit die Erzählung des Don Alphonse. Gil Blas erlebte eine Ueberraschung eigner Art in der Klause, denn in dem Eremiten selbst erkennt er jenen Don Raphael wieder, den vorgeblichen Bruder jener schönen Donna Camila zu Valladolid. Desgleichen stellte sich der bei dem Eremiten als dienender Bruder befindliche Mönch als Ambroise von Lamela heraus, jener Ambroise, der Gil Blas einst von Burgos aus als Diener gefolgt war, und ihn an das saubere Paar, Camila und Raphael, verraten hatte. Die beiden Ehrenmänner hatten diese Lebensweise ergriffen, teils um den Händen der Justiz zu entgehen, teils auch, weil sie so einen ganz bequemen Unterhalt fanden. Die Freude, welche Gil Blas bei diesem Wiedersehen empfand, war natürlich nicht ohne Trübung. Die beiden Gauner wissen ihn jedoch zu beschwichtigen, indem sie ihm anbieten, in Zukunft mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Der Fortgang der Erzählung wird hier unterbrochen durch die Mitteilung der Erlebnisse des Don Raphael, welche reich an spannenden Abenteuern sind. Besonderes Interesse bietet der Teil, welcher von seiner Gefangenschaft in Algier handelt und der in seinen Hauptzügen

dem Marcos de Obregon entlehnt ist. — Am nächsten Morgen verlassen sie alle die Einsiedelei, um sich in irgend einem Teil Spaniens, wo man sie noch nicht kennt, niederzulassen. Die Nacht überrascht sie, ehe sie eine menschliche Wohnung erreicht haben, sie suchen daher eine Unterkunft in einem Gehölz, wo sie auf ein paar Räuber stossen, die einen Edelmann und seine Tochter als Gefangene mit sich führen. Durch einen entschlossenen Ueberfall jagen sie den Räubern ihre Beute ab und es versteht sich ganz von selbst, dass, bei näherer Betrachtung, die Befreiten sich als der Graf Polan und seine Tochter Seraphine legitimiren. Der Graf ahnt natürlich nicht, dass es der Mörder seines Sohnes ist, dem er die Rettung verdankt. Bis zu dem Städtchen Reguena reisen sie zusammen und Don Alphonse hat Gelegenheit sich zu überzeugen, dass er auf Seraphine seinerseits Eindruck gemacht hat. Von Reguena wenden sich die vier unstäten Flüchtlinge nach Helva, wo sie, verkleidet als Diener der heil. Inquisition, einen getauften Juden, dem sie mit einem Religions-Prozess drohen, um eine erhebliche Geldsumme prellen. Während die drei andern diese Unternehmung ausführten, war Don Alphonse in einem Wäldchen bei den Pferden zurückgeblieben und unzufrieden mit dem Treiben seiner neuen Freunde, beschliesst er, sie zu verlassen und überredet auch Gil Blas, ihm zu folgen. Sie nehmen ihren Weg nach Valencia zu, in der Absicht, sich von dort nach Italien und in den Dienst der Republik Venedig zu begeben. Von einer Krankheit, die ihn unterwegs befällt, durch die aufopfernde Pflege seines Begleiters wieder hergestellt, findet Don Alphonse auf einem Schlosse, das sie auf ihrer Reise berühren, zunächst seinen Pflegevater, den Baron v. Steinbach, der ihm schon mehrere Wochen nachgereist war und ausserdem, in dem Schlossherrn, Don Cesar de Leyra, seinen eignen Erzeuger. Dieser hatte ein Mädchen niederen Standes geheiratet und war daher genötigt gewesen, seine Ehe bis zu dem kürzlich erfolgten Tod seines stolzen und strengen Vaters geheim zu halten, weshalb er auch seinen Sohn in die Pflege des Barons, eines seiner besten Freunde, gegeben. Es war dem Don Cesar de Leyra um so leichter gelungen, die Familie des von seinen Sohn getödteten jungen Grafen Polan zu versöhnen, da Alphonse,

dem alten Grafen und seiner Tochter, wie wir wissen, Ehre und Leben gerettet hatte und Ferdinand de Leyra, ein Neffe des Don Cesar, der Gemal einer Schwester Seraphinens geworden war. Durch eine Heirat zwischen der Letzteren und Don Alphonse werden alle Differenzen beseitigt, Gil Blas tritt als Intendant in Don Alphonse's Dienste. Die erste Handlung, welche ihm sein Herr befahl, war, dem geplünderten Juden zu Helva Schadenersatz zuzustellen.

Eine lächerliche Liebesintrigue, die der neue Intendant mit einer Kammerfrau Seraphinens anknüpft und später wieder auflöst wird die Ursache seiner Entfernung aus diesem Hause. Er begiebt sich nach Granada und wird dort von Don Ferdinand de Leyra dem Erzbischof empfohlen, welcher ihn als Secretär in seine Dienste nimmt. Seine Gewandtheit verschafft ihm bald die Gunst des greisen Prälaten, der ihm seine Predigten zum Copiren giebt und auf sein Urteil ein solches Gewicht legt, dass er es ihm zur Pflicht macht, ihn davon in Kenntniss zu setzen, sobald er an diesen Geistesproducten eine Abnahme der Verstandeskräfte des Verfassers bemerken sollte. Einige Zeit nachher trifft den Erzbischof ein Schlagfluss und da Gil Blas zu bemerken glaubt, dass der Geist seines Herrn unter diesem Unfall mit gelitten hat, so ist er ehrlich oder einfältig genug, ihn von seiner Beobachtung zu benachrichtigen, findet aber für seine Vorstellungen eine so schlechte Aufnahme, dass er, zu spät, seine Aufrichtigkeit bereut. Unschlüssig, was nun, nachdem er den erzbischöflichen Palast geräumt aus ihm werden soll, schlendert er eines Tags nach dem Schauspielhause hin. In einer der Damen vom Theater erkennt er Laura, die Soubrette seiner ehemaligen Herrin Arsénie. Er sucht sie in ihrer Wohnung auf und findet einen sehr freundlichen Empfang. Um jedoch bei ihrem zeitweiligen Verehrer, dem Marquis de Marialva, keine Eifersucht aufkommen zu lassen, stellt sie ihm Gil Blas als ihren Bruder vor und veranlasst den Marquis, ihn als Secretär in seine Dienste zu nehmen. Der Aufenthalt Gil Blas in Granada dauerte nicht lange. Eine Schauspielerin, welche der Laura die in dem reichen Marquis gemachte Eroberung missgönnte, bringt die Wahrheit über den vorgeblichen „Bruder“ in Erfahrung und da dieser von ihrer Indiscretion Alles be-

fürchten zu müssen glaubt, so verlässt er eilig Granada, um sich dem zu erwartenden Zornausbruch des Marquis zu entziehen.

Wir finden Gil Blas in Madrid wieder. Sein alter Freund Fabrice, der ihn einst zu Valladolid bei dem Doctor Sangrado placirt hatte, und welcher jetzt in Madrid sich mit aller Wucht auf die Schriftstellerei geworfen und schon manche noble Bekanntschaft gemacht hatte, verschafft ihm die Stelle eines Oberintendanten bei dem sicilischen Grafen Galiano. Hier wiederholt sich für ihn die Erfahrung, dass Ehrlichkeit in dieser Welt nicht immer ihren Lohn findet, denn durch seine Gewissenhaftigkeit macht er sich der übrigen Dienerschaft des Grafen verhasst und während er am Fieber krank darniederliegt, reist der Graf, von seiner Regierung zurückgerufen, ab ohne sich im Mindesten um das Schicksal seines treuen Dieners zu kümmern. Dieser ist zwar nach Verlauf einiger Wochen wieder hergestellt, muss aber alle seine Ersparnisse in den Händen der Krankenwärterin, des Doctors, Apothekers etc. etc. zurücklassen. In dieser Not erinnert sich Gil Blas der bisher noch nicht von ihm benutzten Empfehlung, welche Melchior de la Ronda, ein alter Diener des Erzbischofs von Granada, ihm einst an seinen Neffen Joseph Navarro in Madrid mitgegeben hatte. Jetzt macht er davon Gebrauch und Navarro placirt ihn bei dem Don Diego de Monteser, dem Rentmeister oder homme d'affaires des allmächtigen Ministers Philipp des III., Herzog von Lerma. Anfangs als Intendant der herzoglichen Güter tätig, schwingt sich Gil Blas bald zum Secretär des Ministers auf, dessen Gunst er endlich nur mit Don Diego de Monteser und Don Rodrigo de Calderone, dem ersten Secretär zu teilen hat. Der Minister bedient sich seiner in den delicatesten Angelegenheiten. Sein Sohn, der Herzog v. Uzeda, mit dem er verfeindet war, besass die Gunst des Königs in hohem Grade und Lerma wünscht daher, seinen ihm ergebenen Neffen, den Grafen Lemos, sich zum Nachfolger heranzuziehen. Lemos, welcher der Person des Kronprinzen attachirt ist, wird vom Herzog mit Geld versehen um sich durch Festlichkeiten, welche er ihm zu Ehren anstellt, in der Gunst des von seinem Vater etwas kurz gehaltenen Thronfolgers festzusetzen. Auch andere Mittel, diesen Zweck zu erreichen, verschmäht der Herzog nicht. Er beauf-

tragt Gil Blas, eine Schönheit ausfindig zu machen, die würdig wäre, durch den Grafen Lemos dem Kronprinzen vorgestellt zu werden. Wirklich leistet Gil Blas die Kupplerdienste zu allgemeiner Zufriedenheit. Unglücklicherweise aber entdeckt er schliesslich, dass die junge Dame, welcher man die Ehre gegönnt, das Herz des künftigen Monarchen zu entflammen, zu gleicher Zeit Maitresse des schon erwähnten herzoglichen Secretärs Calderone ist. Dem Gil Blas wird bei dieser Entdeckung, die er sofort dem Herzog mitteilt, etwas unbehaglich zu Mute, indessen, da er jenen die Sache leicht nehmen sieht, so beruhigt auch er sich wieder.

So schmeichelhaft nun auch das ihm vom Herzog geschenkte Zutrauen für den guten Gil Blas war, so wenig befriedigend erschien Anfangs seine materielle Existenz in dieser Sphäre und es bedurfte seinerseits einer besondern List, um den Herzog zu bewegen, dass er ihm ein Gehalt aussetze. Später gestattete er ihm auch Geschenke von solchen Personen anzunehmen, zu deren Gunsten er sich bei seinem Herrn würde verwandt haben. Jetzt ergreift den Emporkömmling ein Schwindel des Glückes. Er nimmt selbst einen Diener an, erteilt den Bittstellern förmlich Audienzen und gelangt bald dahin, auch den zweifelhaftesten Characteren zur Erreichung ihrer Wünsche zu verhelfen, wenn sie seine Gefälligkeit tüchtig zu honoriren im Stande sind. Sein Character verschlechtert sich soweit, dass er frührerer Verpflichtungen uneingedenk wird und sogar seine Eltern, von deren trauriger Lage er durch einen Landsmann Nachricht erhält, ganz vergisst. Seine einzige edle Handlung aus dieser Zeit ist die, dass er seinen ehemaligen Herrn Don Alphonse de Leyra, zum Gouverneur von Valencia ernennen lässt, ohne von ihm darum gebeten oder dafür bezahlt worden zu sein. Auf Zureden seines Dieners Scipio entschliesst er sich, zu heiraten. Eine passende Partie findet sich bald in der Tochter eines reichen Juweliers. Schon sind alle Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, als Gil Blas eines Tages im Namen des Königs verhaftet und nach Segoria ins Gefängniss gebracht wird. Dort erfährt er — was eine Ahnung ihm schon gesagt haben mochte — dass der König, wahrscheinlich durch den eifersüchtigen Don Calderone, von dem Liebeshan-

del des Prinzen und der schönen Donna Catalina in Kenntniss gesetzt und dass in Folge dessen der Urheber dieser Intrigue, Graf von Lemos, vom Hofe verwiesen worden ist. Glücklicherweise findet Gil Blas in dem Castellan des Schlosses Segoria einen ehemaligen Diener des Erzbischofs von Granada, dem er einst, als Günstling dieses Prälaten, eine Gefälligkeit zu erweisen im Stande gewesen war. Natürlich mildert dieser Umstand das Peinliche seiner Lage. Auch Scipio, sein Diener, verlässt ihn nicht im Unglück. Er bringt Nachrichten aus Madrid, welche die Vermutungen des Gefangenen über die Ursache seiner Haft bestätigen. Indessen bleibt ihm noch die Hoffnung, dass der Minister sich zu gelegener Zeit seiner erinnern werde. Er sendet daher Scipio nach Madrid, um dem Herzog seine traurige Lage zu Gemüte zu führen, dieser aber geht auf nichts ein, wahrscheinlich um durch diese Härte sich den Schein zu bewahren, als ob er mit einer Affaire von so zweifelhafter Reinlichkeit nichts zu schaffen gehabt. In Folge der Aufregungen seiner neuen Lage wird Gil Blas gefährlich krank und beschliesst, nachdem er, von den Aerzten aufgegeben und in Ruhe gelassen, wieder genesen ist, den Rest seines Lebens in ländlicher Zurückgezogenheit zuzubringen. Scipio kehrt von einer neuen Reise nach Madrid zurück mit der Kunde von der durch Dazwischentreten des Kronprinzen bewirkten Freilassung des Gil Blas, der jedoch der Befehl beigefügt war, den Hof und die beiden Castilien innerhalb eines Monats zu verlassen. — Zunächst begeben sich Herr und Diener nach Madrid, um ihre Verhältnisse dort zu ordnen. Der Zufall führt Gil Blas mit Don Alphonse de Leyra und seinem Pflegevater zusammen. Der Gemahl Seraphinens war nach Madrid gekommen, um sich beim König für das ihm verliehene Amt als Gouverneur zu bedanken, ohne dass er ahnte, wem er eigentlich desshalb verpflichtet war. In der Freude, seinen alten, treuen Diener wiederzusehen, schenkt er ihm ein kleines Gut bei Lirias, vier Meilen von Valencia. Dorthin zieht sich Gil Blas mit Scipio und dem Reste seines Vermögens zurück und es schliesst dieses 9. Buch seiner Erlebnisse mit den Versen:

Inveni portum, spes et fortuna, valete!
Sat me lusistis, ludite nunc alios.

Ein Besuch bei seinen Eltern in Oviedo führt ihn an das Todtenbette seines Vaters. Die Mutter, welcher er in Lirias einen ruhigen Lebensabend verspricht, lehnt es ab, mit ihm zu ziehen, weil sie seinen guten Oheim, den Canonikus Gil Perez, bei dem Gil Blas seinen ersten Unterricht genossen, in seinem gebrechlichen, geistesschwachen Alter nicht verlassen will. So versucht er es .denn, allein mit seinem Diener in Lirias zu wirtschaften. Lange hält er indessen dies Stilleben nicht aus, sondern er wagt sich auf ein bis dahin ihm noch ganz unbekanntes Meer, das des Ehestandes, indem er Antonia, die Tochter seines Pächters, heiratet. Bei der Vermählungsfeier, die auch durch die Gegenwart der Leyra's verherrlicht wird, findet Scipio in einer der Frauen Seraphinens seine, durch merkwürdige Schicksale seit Jahren von ihm getrennte Gattin wieder. Dies giebt Veranlassung zur Mitteilung seiner Lebensschicksale, die mit denjenigen des Gil Blas eine gewisse Familienähnlichkeit behaupten. Bemerkenswert für uns — weil dem Leben des Estevanillo Gonzalez entnommen, — ist nur der Versuch, den er mit Hülfe eines Gauners macht, zu Sevilla den Koffer seines nach Italien abreisenden Herrn zu berauben. Durch die Dazwischenkunft desselben an der Ausführung dieses Bubenstücks gehindert, ergreift er die Flucht und findet Anstellung als Küchenjunge in dem Hause des Erzbischofs von Sevilla. Die Art und Weise, wie er dasselbe nach kurzer Zeit wieder verlässt (nämlich in den prächtigen Kleidern eines Mohrenkönigs, welchen er bei der Geburtstagsfeier des Erzbischofs darstellen soll), gehört dem Marcos de Obregon an.

Antonia beschenkt Gil Blas mit einem Sohn, der indessen bald nach der Geburt stirbt. Der kurz nachher gleichfalls erfolgende Tod der Mutter taucht den Gatten in den tiefsten Schmerz. Um ihn dem Hinbrüten zu entreissen, veranlassen die Leyra's ihn, nach Valencia zu kommen. Dort erreicht ihn die Nachricht von dem Ableben Philipps III. und der Tronbesteigung Philipps IV. Seine Freunde dringen in ihn, jene Dienste, die er dem Kronprinzen einst erwiesen, bei dem nunmehrigen König geltend zu machen. Er reist wirklich nach Madrid, der König erkennt ihn wieder und empfiehlt ihn seinem Minister, dem Grafen Olivares. Dieser benutzt ihn als Secretär und lässt

ihn Broschüren schreiben, in denen sein Ministerium auf Kosten des Vorgängers Lerma herausgestrichen wird. Durch diese und andere Arbeiten setzt sich Gil Blas in der Gunst des Grafen immer fester und wird von demselben mit Belohnungen überhäuft, so dass er abermals in Gefahr ist, sein besseres Selbst dem Streben nach Reichtum zu opfern. In dieser Zeit wurde Don Alphonse, den man für eine Creatur Lerma's hielt, seines Gouverneur-Postens enthoben. Gil Blas entzieht sich auch diesmal nicht der Pflicht der Dankbarkeit, und bewirkt durch seine Fürsprache nicht nur die Rehabilitirung Leyra's, sondern auch seine Ernennung zum Vice-König von Aragon.

Um den König den Regierungsgeschäften zu entfremden, greift auch Olivarez zu dem bekannten Mittel allmächtiger Minister, indem er ihn durch einen Liebeshandel beschäftigt. Gil Blas lässt sich abermals als Kuppler gebrauchen. In Toledo glaubt er in der Person einer Schauspielerin das, was er sucht, gefunden zu haben, fühlt sich indessen nicht wenig überrascht, da die schöne Estella als die Tochter seiner ehemaligen Flamme Laura und des Marquis von Marialva sich erweist. Mutter und Tochter folgen ihm nach Madrid, indessen nimmt die Sache, welche Anfangs viel zu versprechen schien, einen tragischen Ausgang. Das junge Mädchen, aus Scham über ihren Fall, zieht sich in ein Kloster zurück, wo sie bald nachher stirbt.

Gil Blas wird für seine dem Staat geleisteten Dienste mit dem Adel belohnt, von dem er, in richter Erkenntniss seines eigenen Wertes, jedoch keinen allzu ostensiblen Gebrauch macht. Durch den Aufstand der Catalonier, sowie den Abfall von Portugal gehen dem König endlich über die Verwaltung seines Ministers die Augen auf. Olivares wird entlassen und vom Hofe verbannt. Gil Blas de Santillane folgt ihm auf's Land und bleibt bis zu dem bald erfolgenden Tode des Ministers in dessen Umgebung. Dann kehrt er mit Scipio nach Lirias zurück, wo er seine Pathe Seraphine, die Tochter Scipio's, mit einem Edelmanne vermählt. Nicht lange nachher heiratet er selbst Dorothea die Schwester jenes Cavaliers und beschliesst mit der Schilderung dieses häuslichen Glückes seine Lebensgeschichte.

Aus diesem unvollständigen Auszuge — denn viele der ein-

geflochten Erzählungen sind nur kurz, einige gar nicht erwähnt worden — mögen Sie immerhin gesehen haben, in welcher Weise Lesage seinen Stoff zu einer Satyre gewisser Zustände und Berufsarten verarbeitet hat. Er hat es besonders abgesehen auf die Aerzte, Schriftsteller und Schauspieler, aber er scheut sich auch nicht, der Justiz und der Verwaltung gelegentlich einen Stich zu versetzen und es ist grade diese letztere Eigentümlichkeit seines Romans, welche denselben von seinen Vorgängern unterscheidet, denn während der Humor dieser höchstens an den Vertretern einzelner Stände sich rieb, begegnen wir im Gil Blas den ersten Anfängen jener beissenden Kritik gouvernementaler Zustände, welche später in Beaumarchais u. a. von revolutionärer Bedeutung wurde.

Es ist wahr, Lesage hat eine grosse Anzahl von Einzelzügen der spanischen Literatur entlehnt,* aber weit entfernt, ihm aus diesem Verfahren, welches damals so allgemein üblich war und das er selbst, wie die Offenheit seiner literarischen Freibeuterei beweist, ganz und gar für erlaubt hielt, einen Vorwurf zu machen, muss man vielmehr bewundern, wie ausgezeichnet er den Ton und die Färbung seiner spanischen Vorbilder zu treffen verstand und so liegt denn in den Ansprüchen der Spanier, welche diesen Roman als ihr nationales Eigentum reclamiren, für Lesage die schmeichelhafteste Anerkennung. Es kann nicht zweifelhaft sein, dass sich, vom Standpunkt der Moral, gegen dies ganze Genre die gewichtigsten Bedenken erheben lassen. Wir haben gesehen, in welcher Weise — nämlich durch eingeflochtne moralische Reflexionen — Mateo Aleman sich mit dieser zu fürchtenden Kritik abzufinden beliebte. Auch Lesage ist von dieser Seite her angreifbar, denn Gil Blas zeigt sich nie durch seine Erfahrungen wirklich geläutert, vielmehr nehmen wir mit dem Bewusstsein von ihm Abschied, dass er, wenn ein neuer Glückswechsel ihn zum dritten Mal auf die Höhe des Lebens stellen sollte, denselben keineswegs in besserer Weise benutzen würde als die beiden erste Male. Immerhin muss man die Bitterkeit dieses Tadels gewissenhafter Weise mit dem Lobe versüssen, dass Lesage auf dem Gebiet des neuern französischen Romans nächst Scarron der Erste gewesen ist, welcher den Boden der hohlen romantischen Fiction mit demjenigen des wirklichen Lebens vertauscht hat.

* Von denen ich vorzugsweise nur die, welche dem Marcos de Obregon angehören, mitgeteilt habe.

Erfurt. O. Collmann.

Das Verhältnisz des Hartmann'schen Iwein
zu seiner altfranzösischen Quelle.

Die frage, wie weit in der ersten blütheperiode unserer literatur das ritterliche epos von den französischen vorbildern beeinfluszt worden sei, wie viel dasselbe ihnen zu danken und was es als eignes verdienst zu beanspruchen habe, ist eine, deren beantwortung kein literarhistoriker, der diese zeit behandelt, umgehen kann. Besonders sind es die gedichte der Artus- und der Gralsage, welche zu einer vergleichung der verschiedenen bearbeitungen auffordern, denn gerade diese sagenkreise sind von den klassischen deutschen dichtern des mittelalters nach französischen vorbildern bearbeitet worden im Erec, Iwein, Parcival, Tristan. Von diesen gedichten ist es aber wieder der Iwein Hartmanns von Aue, welchen wir als dasjenige betrachten, das, wenn auch an grossartigkeit des gedankens Wolframs Parcival nachstehend, doch die tiefe und feinheit der empfindung in der schönsten und durchsichtigsten form wiedergegeben hat und so das ideal unserer mittelalterlichen kunstpoesie, diu mâze, den schônen inhalt in schöner form, zu erreichen gewuszt hat:

> Hartmann der Ouwaere,
> ahî, wie der diu maere
> beid' ûzen und innen
> mit worten und mit sinnen
> durchvärwet und durchzieret!
> wie er mit rede figieret
> der âventiure meine!
> wie lûter und wie reine
> sîn kristallîniu wortelîn
> beidiu sint und iemer müezen sîn!

si koment den man mit siten an,
si tuont sich nahe zuo dem man
und liebent rehtem muote u. s. w.

Dieses urtheil Gottfrieds von Straszburg (Tristan v. 4619—35) ist bisher von allen unsern literarhistorikern als richtig anerkannt worden, und alles, was Wackernagel, Koberstein, Gervinus und andere von Hartmann zu rühmen wissen, ist nichts als ein ausführlicher Commentar zu diesem ehrendenkmal, das dem dichter von seinem berühmten zeitgenossen gesetzt worden ist. Gervinus (Gesch. d. poet. nationalliter. 1. bd. Leipzig 1846. 3. Ausg. p. 389) rühmt an Hartmann die liebenswürdigkeit, wärme und unschuld, mit der er in seinen werken die weichsten und feinsten gesinnungen in bezug auf das gesellige leben und den literarischen verkehr darlegt. Er erkennt Hartmanns auszerordentliche sanftmuth, innigkeit, tiefe, züchtigkeit und güte an und sieht das ganze edle und schöne naturell des mannes in der ganzen form seiner werke sich abspiegeln, in seinem netten und reinen vortrage, seinem bewundernswerthen reime, in seiner gewandten, zierlichen, schlichten sprache. Bis hierher stimmt die kritik des berühmten gelehrten mit dem allgemeinen urtheil über Hartmann überein, und auch darin werden wir ihm gern beistimmen, dasz die stoffe von Hartm.'s dichtungen unserem erweiterten standpunkte nicht mehr in dem masze entsprechen, als es zu Hartm.'s zeiten der fall war. Dasz aber diese stoffe zu ihrer zeit berechtigt waren, unterliegt ebenso wenig einem zweifel; am besten hat diese berechtigung vertheidigt F. Wolf, über die neusten leistungen der Franzosen p. 21, wo er gegen herrn Paris, der in seiner ausgabe des romans de Berte aus grans piés (Paris 1836) den poetischen Werth des bretonischen sagenkreises gegenüber dem fränkisch-karolingischen herabzusetzen sucht, den ersteren vertrittt: „Was aber den vorwurf des abenteuerlichen, unwahrscheinlichen in diesen (den bretonischen) romanen betrifft, so kann ihn wohl nur jemand im ernst machen, der von der natur des epischen keinen begriff hat; denn gerade das einweben des wunderbaren, übernatürlichen ist ein grundzug der heroensagen, von den homerischen bis auf die serbischen heldenlieder, und wegen des mehr oder weniger, der art und weise zu rechten, wenn nur sonst nicht wahrhaft episches leben fehlt, ein pedantismus, der alles über einen leisten, sei es auch des altklassischen, schlagen möchte und darüber die verschiedenheiten der zeiten, des glaubens, der entwicklungsstufen u. s. w. vergisst“ Unter diesem vorbehalte also, dasz Gervinus durch sein

urtheil die bedeutung Hartm's für seine zeit nicht habe herabsetzen wollen, können wir uns seiner ansicht wohl anschliessen. Wenn aber Gervinus der überschätzung mittelalterlicher dichtungen durch die germanistischen philologen entgegentreten will, so wäre wohl die frage berechtigt, ob und wieweit denn diese überschätzung stattfindet. p. 392 anm. sagt Gervinus von der Lachmann'schen ausgabe des Iwein, dasz durch sie die kenntnisz unserer alten sprache und literatur vortrefflich gediehen sei, das kunsturtheil dagegen unstreitig gelitten habe. Auch sei dies wohl natürlich, denn alles urtheil bilde sich aus vergleichung, das philologische verständnisz aber habe seine glänzende höhe gerade nur unter der liebevollen hingebung an die werke einer zeit, unter dem verweilen auf antiquarischem boden erreichen können u. s. w. Ob Lachmann's urtheil aus mangel an fähigkeit zu vergleichen weniger richtig sei, ist wohl schwer zu beweisen. Sollte er, der mit scharf richtendem verstand die glanzperioden der antiken literatur wie die unserer eigenen durchforscht hat, nicht im stande gewesen sein, den vergleich zwischen den meisterwerken der verschiedenen literaturen anzustellen, und sollte er nicht von dem, der uns als einer der ersten die gesetze künstlerischer schönheit gelehrt, sollte er nicht von Lessing, den er mit so besonderer vorliebe studirt hat, gelernt haben, wie die werke unserer vorzeit auch von höheren gesichtspunkten aus zu beurtheilen seien? gerade Lachmann gegenüber ist das urtheil von Gervinus am allerwenigsten zutreffend. Lachmann selbst weist in bezug auf den Iwein in der 2. ausgabe desselben, vorrede p. VI. nur Gervinus' vorwurf „einer durchaus schwachen und matten form, der unbeholfenheit in der darstellung und der beschwerlichen versart“ zurück, ein tadel, den Gervinus auch in seiner 4. ausg. p. 371 wiederholt. Den stoff von Hartm.'s dichtungen hat auch Lachmann nicht vertheidigt, nur die art, wie Hartm. diesen stoff verarbeitet hat, erregt seine bewunderung. Wieweit er darin recht gehabt, das zu zeigen ist der zweck der vorliegenden arbeit.

Gervinus weicht in der beurtheilung von Hartm.'s Iwein besonders darin von Lachmann ab, dasz er behauptet, der deutsche dichter habe sein vorbild, den romans dou chevalier au lyon von Chrestien de Troies, nicht künstlerisch frei, sondern als übersetzer benutzt. 4. ausg. p. 375 sagt Gervinus: „wenn unser urtheil über diesen übersetzungsdichter früher hier und da beleidigt hat, so musz man sich wohl überzeugen, nicht allein, dasz ihm kein unrecht geschehen, sogar noch etwas zu viel eingeräumt war.“ und p. 376: „fast alles, was im Iwein durch bildung,

geist, menschenkenntnisz oder irgend ein andres verdienst anzieht, gehört dem Franzosen." Ferner p. 403: „alles findet sich dem wesen nach bei Chrestien und nur die form des gesprächs mit frau Minne ist Hartmann eigen: das hatte er aus dem minnelied und aus Veldeke gelernt. Die art der erzählung ist copirt, reim und vers, ihr bau und ihre reinheit haben bei Chrestien ihr vorbild;" nur grössere weichheit findet Gervinus bei Hartm., die minnegefühle seien bei aller übereinstimmung verschieden gefärbt; dies habe seinen grund in dem unterschied der empfindung bei Franzosen und Deutschen. Auch erkennt Gervinus an, dasz einzelne abweichungen in dem thatsächlichen und der auffassung nicht fehlen, jedoch erscheinen ihm diese abweichungen nicht bedeutend genug, um sein früheres, absprechendes urtheil deshalb abzuändern. Weniger schroff urtheilt San Marte, die Arthursage (Quedlinburg und Leipzig, 1842) p. 171; „im thatsächlichen schlieszt sich Hartmann v. Aue so genau dem Chretien an, dasz nicht wohl zu bezweifeln ist, er habe den Iwein nach dessen gedichte gearbeitet, wenn man ihn auch nicht für eine übersetzung desselben ausgeben kann. Durchgängig tritt bei Hartm. eine grössere einmischung seiner person in die erzählung vor, und es sind vorzüglich die reflectirenden passagen, worin er sich mit völliger freiheit und unabhängigkeit von Chrestien bewegt, und den gegebenen stoff mit einem gewissen künstlerischen bewusztsein handhabt, und demnach charakteristik und motive nach seiner einsicht modelt. Gleichwohl muszten wir manche geistreiche wendung, und manche treffende, anmuthige, naive bemerkung, die wir gern dem geist und gemüth des deutschen dichters vindicirt hätten, an den Franzosen abtreten." und ferner p. 172: „die schöne rundung und abgeschlossenheit der fabel, welche man bisher Hartmann zum besonderen verdienst angerechnet hat, findet sich gleichfalls bei Chretien, und beide dichter dürften ihr verdienst in dieser beziehung an die wälschbretonische fabel abgeben müssen, die indesz, wie erwähnt, im li Sir de la noire espine einen neueren zusatz erhalten hat, der auch im engl. Iwein beibehalten ist. Was hingegen Hartm.'s gedichte für uns immer einen eigenthümlichen werth geben wird, ist einmal die trefflichkeit seiner sprache und die gewandtheit seiner darstellung, sodann und hauptsächlich aber die deutsche seele, welche durchweg, ungeachtet des ausländischen stoffes, uns daraus anspricht." Diesem die goldene mittelstrasze einhaltenden urtheil fügen wir Lachmann's ansicht hinzu; er hatte Chrestien's werk nach dem abdruck bei lady Guest im Mabinogion

gelesen und bezeichnet die darstellung des Franzosen der Hartmann'schen gegenüber als kalt und oberflächlich, und in seiner vorrede zum Iwein p. IX. gibt er dem deutschen gedicht bei weitem den vorzug vor dem französischen, wie er auch der anmerkung Benecke's zum ersten verse des Iwein den zusatz anfügt: „der französische dichter des chevalier au lion gab dem deutschen hier wie überall nur den rohen stoff," ein urtheil, das Koberstein (grundrisz der gesch. d. deutschen nationallitt. 4. ausg. I, 201 anm.) unbedenklich wiederholt und Wackernagel (Geschichte d. deutschen litt. p. 191 und 197) im wesentlichen bestätigt. In bezug auf den inhalt von Hartm.'s gedichten sagt der letztere, dasz der dichter „den überlieferten stoff mit einem ernsten höheren gedanken sättigend durchdringe," und von der äuszeren form rühmt er p. 191: „Hartm.'s stil ist für die dichter, die hier noch zu nennen sind, maszgebend geworden; erreicht hat ihn keiner, und wohl keiner hat die erzählung so durchdacht wie er." Dieses lob von seiten eines der besten kenner mhd. und altfranzösischer literatur fällt schwer in's gewicht sowohl Gervinus gegenüber als auch gegen Holland, dem wir die erste kritische ausgabe des chevalier au lyon zu verdanken haben, und der in seiner „literaturgeschichtlichen untersuchung über Chrestien von Troies (Tübingen 1854)" p. 180 Gervinus urtheil statt seines eigenen mittheilt.

So stehen sich bis in die letzten jahre hinein die ansichten unserer bedeutendsten literarhistoriker gegenüber, ohne dasz einer zwingende gründe für die seinige angeführt hätte, ohne dasz einer eine in's einzelne gehende vergleichung beider dichter gegeben hätte, obwohl dies doch der einzige weg ist, die streitfrage endgültig zu entscheiden. Ein jeder urtheilte vielleicht oft mehr nach dem allgemeinen eindruck, den das französische oder das deutsche gedicht auf ihn machte, als nach den bestimmt und genau aufgesuchten und aufgefundenen unterschieden, die sich nur ergeben konnten, wenn man sich der mühe unterzog vers für vers beide gedichte eingehender zu vergleichen und die gründe für Hartmann's abweichungen ausfindig zu machen.

Was den gang der arbeit betrifft, so bin ich einfach der erzählung gefolgt, überall da anhaltend, wo mir ein nennenswerther unterschied vorhanden zu sein schien. Ein anderer vielleicht den leser weniger ermüdender weg würde der gewesen sein, die einzelnen charaktere bei beiden dichtern zu vergleichen oder einzelne hauptpunkte, wie den frauenkultus, das ritterwesen u. dgl. hervorzuheben; jedoch hätte eine derartige eintheilung den nachtheil gehabt, dasz manches, was sich nicht

rubriciren lies, ausgelassen worden wäre, auch war sie bei einer derartigen arbeit allzu mühsam und würde schlieszlich doch nur dasselbe resultat ergeben, zu welchem wir auf dem von uns eingeschlagenen wege gelangen.

Für Hartm.'s gedicht lege ich die 2. ausgabe des Iwein von Benecke und Lachmann, Berlin 1843, zu grunde, für den chevalier au lyon von Chrestien die ausgabe Holland's, Hannover 1862.

v. 1. Chrestien beginnt sein gedicht in der üblichen form der Artusromane; er führt uns sogleich mitten in die begebenheiten hinein, ohne einen allgemeinen gesichtspunkt für seine erzählung zu suchen;

Artus, li boens rois de Bretaingne,
La cui proesce nos enseigne,
Que nos soiens preu et cortois,
Tint cort si riche come rois etc.

(Dasz Bretaingne England bedeutet, bemerkt Holland über Chr. v. Troies p. 167 anm.) Hartmann schickt eine einleitung von 30 versen voraus. Er stellt darin seinem gedichte ein klares, festes ziel. v. 1 — 3.

Swer an rehte güete
Wendet sîn gemüete
dem volget saelde und êre.

„saelde und êre leuchtet als unwandelbarer leitstern in den êrsten zeilen des gedichts, saelde und êre in der letzten.“ Benecke, anm. p. 297 cf. v. 8166: wan got gebe uns saelde und êre.

„Dafür,“ führt Hartm. v. 4 fort, „ist ein beweis der könig Artus, von dem seine landsleute glauben, dasz er noch heute lebe, und das mit recht; denn wenn auch sein körper zerfallen ist, so wird sein name doch stets fortleben. Wer also seinem beispiel folgt, der wird ein ehrenvolles und unbeflecktes leben führen.“ Mit dieser kleinen betrachtung stellt sich Hartm. über seinen stoff, er hat schon über ihn reflectirt und bearbeitet ihn nach einem bestimmten, höheren gesichtspunkte, oder, um uns des oben angeführten ausdrucks von Wackernagel zu bedienen, er sucht den ihm überlieferten stoff mit einem ernsteren, höheren gedanken sättigend zu durchdringen.

Nach der allgemeinen einleitung führt der dichter v. 21—30 in seiner bescheidenen weise sich selbst ein. Wir brauchen deshalb, weil Hartm. bescheiden sagt v. 23:

swenner sîne stunde
niht baz bewenden kunde,
daz er ouch tihtennes pflac.

nicht mit Gervinus auf eine geringere achtung der dichtkunst von seiten Hartm.'s und auf seine geringere dichterische befähigung zu schlieszen. Die klage Chrestien's über das verschwinden der guten alten sitte (v. 18—30), die er v. 5384—88 wiederholt, hat Hartm. in verständiger weise geändert v. 48—58. „Hülfe es etwas, so würde auch ich klagen, aber so müssen wir auch jetzt zufrieden sein. Ich wollte doch lieber damals nicht gelebt haben, als dasz ich jetzt nicht leben sollte, da wir uns, wie sie an ihren thaten, an der erzählung derselben noch recht erfreuen wollen.“ Dasz das loben früherer zeiten und die klage über die gegenwart ein bei den Artusromanen ziemlich üblicher einleitungsgedanke ist, bemerkt Holland über Ch. d. Tr. p. 169. 70 u. anm. zu v. 41, auch Fauriel, histoire de la poésie provenç. Paris 1846, II. 345 tadelt an den Artusromanen diese „plus ou moins longue effusion des réflexions et des sentiments du romancier sur quelques lieux communs de morale chevaleresque, assez ordinairement sur la décadence de la chevalerie et de toutes les belles choses, que l'on suppose avoir existé dans les temps anciens.“

Die beschreibung des festes ist bei Hartm. ausführlicher als bei Chr. (v. 8—16), es ist dies um so auffallender, als sonst bei derartigen ereignissen Chr. ausführlicher, Hartm. wortkarger ist. Hier hat Hartm. uns wohl ein lebendiges bild vom hofe geben wollen, um uns gleich in der einleitung in das hofleben einzuführen. Chr. 42—48 läszt die ritter sich sehr wundern und sich sogar darüber beschweren, dasz der könig sich entfernt habe. Es ist dies ein sehr interessanter zug, insofern er als ein überbleibsel erscheint von der alten stolzen unabhängigkeit der vasallen, wie sie uns in der poesie der troubadours z. b. Bertran de Born's und in den älteren romans begegnet, und als deren bezeichnendster ausdruck mir immer folgende stelle im Garin de Loherain erschienen ist:

Si je tenoie l'ung pié en paradis
Et l'autre avoie au chastel de Naisil
Je retrairoie celui de paradis
Et le mettroie arrière dedans Naisil.

cf. Geruzez, histoire de la littér. franç. Paris 1863, 4ième édition I, 31. — Dasz das französische epos auf die ausbildung der ursprünglich britischen dichtungen von der tafelrunde nicht ohne einflusz war, darüber s. Uhland in Fouqué's Musen 1812, III. Quart. p. 103. — Hartm. hat diesen zug Chr.'s nicht, er schien dem höfischen dichter nicht pas-

send; jedoch entschuldigt er den könig in seiner liebenswürdigen, fast schalkhaften weise v. 82—84:

> und heten sich slofen sâ
> mê durch gesellescbaft geleit
> dan durch deheine trâkheit.

H. v. 104 und viel enmitten under sî ist die wörtliche übersetzung von Chr. 66: se fu lessiee entr' ax cheoir.

Wenn die königin bei H. 137—58 ausführlicher antwortet als bei Chr. 86—91, so hat H. hier sich von eben demselben grunde bestimmen lassen, wie oben bei beschreibung der festlichkeiten. Wir erhalten durch diese antwort gleich beim ersten auftreten Keil's eine vollständige charakteristik dieses ritters mit treffenden zügen wie:

> v. 144: der boeste ist dir der beste
> und der beste der boeste.
> v. 151. dîn schelten ist ein prîsen
> wider al die wîsen.
> v. 153. dune hetest ditz gesprochen
> du waerst benamen zebrochen.

Diesen letzten gedanken hat Chr. v. 86—89.

Die antwort Keil's auf die tadelnden worte der königin H. v. 160 ff. ist bei Hartm. mehr der ehrerbietung gemäsz, die Keiî der königin schuldet, bei Chr. ist der ritter geradezu grob gegen seine gebieterin. Z. b. v. 92 ff.:

> Dame, se nos n'i gaeignons
> Fet Kex, an vostre compaignie,
> Gardez, que nos n'i perdiens mie.

„Wir gewinnen schon nichts bei eurer gesellschaft, hütet euch, dasz wir nicht noch dabei verlieren!" Fürwahr ein sehr höfisches compliment der königin gegenüber! (Das ne — mie wie noch jetzt non mica im ital.) Wie anders tritt bei H. v. 160—88 der „zuhtlose" Keiî auf! allerdings wirft er auch hier der königin vor, dasz sie den rittern alze sêre an ir êre spreche, aber doch erst, nachdem er vorausgeschickt v. 164:

> ich enpfâhe gerne, als ich sol,
> iwer zuht und iuwer meisterschaft.
> vgl. ferner v. 172: gnâde ist bezzer danne reht.
> v. 177: vrouwe, habet gnâde min,
> und lât sus grôzen zorn sîn.
> und besonders v. 181: mîn laster wil ich vertragen,
> daz irruochet gedâgen.
> ich kume nâch mînen schulden
> gerne zu sînen (Kalogreant's) hulden.

Dasz Keii der königin schlieszlich nachgibt, wie bei H., ist wohl natürlich; auch ist schwer zu begreifen, dasz die andern ritter dulden, dasz Keii die königin in so barscher weise anfährt, wie es bei Ch. geschieht, und es paszt wenig zu diesem barschen tone, wenn Keii kurz nachher bei Chr. 128 den Kalogreant an den gehorsam erinnert, den er dem könige schulde:

le vostre seignor et le mien.

In der erwiderung Kalogreant's H. v. 190 ff. tritt H.'s neigung zum reflectiren hervor, vielleicht gerade hier an nicht sehr günstiger stelle; die kurze abfertigung Keii's durch Kalogreant bei Ch. 106—23 scheint hier angemessener zu sein. Auch die gewohnheit H.'s, sprichwörtliche redensarten einzumischen, zeigt sich in v. 206 ff.:

der humbel der sol stechen etc.

Holland (Ch. v. Troies p. 264) hebt zwanzig stellen aus dem chevalier au lyon heraus als belege für das häufige vorkommen von lehren und sprichwörtern. Er hätte gewisz noch manche hinzufügen können, wie Ch. v. 500:

plaindre se doit, qui est batuz
bei H. 723. daz kind daz dâ ist geslagen,
daz muoz wol weinen unde clagen.
Ch. 455: joie, s'onques la conui,
fet tot oblier grant enui.
Ch. 644: Ne vuel pas sanbler le gaignon
Qui se herice et reguingne
Quant autres gaingnons le rechingne.

übersetzt v. H. 875—78.

Ch. 1865: car qui peora de son onbre,
s'il puet, volentiers se desconbre.
Ch. 2146: li chevax qui pas ne va lant
(H. 2395—97) s'esforce, quant an l'esperone.

Vielleicht auch Ch. 2516—18 u.

6588. qu'au besoing, *toz jorz le dit an*,
doit an son ami esprover.

H. ist bei weitem reicher an derartigen aussprüchen; auszer denen Chr.'s, welche er meistentheils wiedergegeben hat, vergl. 1299, 1300, 2153, 2155, 2702, 2890, 3224, 3279 (hunger ist der beste koch), 3321, 3547, 3691, 4141, 5589, 6065 und andere.

H. 230 gibt der deutsche dichter, wie auch sonst oft, in einem worte, durch ein einfaches epitheton sein mitempfinden mit dem erzählten zu erkennen: dô sprach diu guote künegin. Ch. zeigt fast nie sein interesse an dem, was er berichtet, bei ihm heiszt es einfach v. 131: dist la reine.

Ch. v. 132 ne vos chaille de l'ataine. Chaloir kommt noch bei Amyot oft vòr, sogar Voltaire gebraucht es noch, es ist das italien. non me ne cale, ganz entsprechend unserem: „das macht mich nicht heisz, darum kümmere ich mich nicht." Das il ne m'en chaut pas hat die französische sprache noch festgehalten, die übrigen formen des verbs sind aber verschwunden; non chalant ist adjectif, cf. Maetzner, franz. syntax, Berlin 1856, p. 238. Schon bei Cicero kommt vor: te jam calere puto: „ich glaube, dasz dir der kopf schon warm genug ist." Mit seiner angabe, dass chaloir von καλεῖν herkomme, steht Bescherelle (dictionn.) wohl ziemlich allein. Wenn die königin bei H. den Kalogreant dadurch zum erzählen zu bestimmen sucht, dasz sie daran erinnert, dasz Keiî ja sonst gerade seinen zweck, die geselligkeit zu stören, erreichen würde, so ist das eine richtig angebrachte kleine list, die im munde der guoten königin nicht unpassend erscheint.

240. 41: wandez sîn vreude waere,
heter uns die rede erwant.

Bei Chr. 134. 35. sucht sie Kalogreant durch die bemerkung zu beruhigen, dasz Keiî immer schmähe, wenn er vor strafe sicher sei.

H. 260: es sint nû wol zehen jâr.
Chr. 173: il m'avint plus a de VII anz.

In den zahlenangaben differiren beide dichter noch öfter, so:

H. 278: niht vol eine mîle.
Chr. 190: a demie liue galesche.
H. 553. 54: hie ist ein brunne nâhen bî über kurzer mîle drî
Chr. 369: ci pres jusqu'a une fontainne.

Die abschreiber tragen wohl die schuld dieser kleinen ungenauigkeiten; vielleicht hatte H. auch eine andere handschrift, jedenfalls aber doch eine, die zu derselben familie gehörte, wie die Pariser, nach der Holland das gedicht Ch.'s edirt hat. Dies ergibt sich aus der allgemeinen übereinstimmung, wie aus der durchgehenden gleichheit der eigennamen mit ausnahme von Ascalôn H. 2274, der bei Chr. 1970 Esclados, bei Ritson im engl. Iwaine Salados heiszt.

v. 318 fügt Kalogreant bei H. die kleine, sehr naturwahre bemerkung bei, er habe bedauert, dasz der waffenriemen so sehr wenig gewesen, als die schöne jungfrau ihn entkleidete.

324: ez was ze schiere getân;
ichn ruochte, soldez iemer sîn.

Ueberhaupt ist die ganze scene, welche das zusammensein Kalogreants und der schönen jungfrau behandelt, bei H. zarter und inniger als bei Chr.

Bei H. ist Kalogreant wirklich von liebe für das „schöne kint“ ergriffen:

v. 328: ich unsaeliger man
daz sî mîn ouge ie gesach,
dô uns ze scheidenne geschach.

und wie er sich mit der „reinen“ auf das gras niedersetzt v. 339:

hie vant ich wîsheit bî der jugent,
grôze schoene und ganze tugent.
sî saz mir güetlîchen bî:
und swaz ich sprach, daz hôrte sî
und antwurt es mit güete,
ezn betwanc mîn gemüete
und bekumbert mînen lîp
nie sô sêre magt noch wîp
und entuot ouch lîhte nimer mê.
ouwê immer unde ouwê,
waz mir dô vreuden benam
ein bote der von dem wirte quam!
der hiez uns beidiu ezzen gân,
da muos ich rede und vreude lân.

Es ist dies eine der zartesten stellen des ganzen gedichts; ferner 360—63, und 387 ff. beim abschied:

dô wart der rîterlîchen magt
von mir gnâde gesagt
ir guoten handelunge.
diu süeze und diu junge
diu lachet unde neic mir.
seht, dô muose ich von ir.

Vergleichen wir damit Chr. 224 ff:

et je vi, que vers moi venoit
une pucele bele et gente;
en li esgarder mis m'antente,
qu'ele estoit bele et longue et droite;

dann entwaffnet sie den ritter und legt ihm einen scharlachmantel um, und die andern gehen fort; das gefiel dem ritter (ce m'abeli 234), sie setzen sich nieder, und die jungfrau zeigt sich wohlerzogen, si afeitiee,

si bien parlant, si anseigniee,

dasz Kalogreant nie hätte fortgehen mögen. Es ist ganz nach seinem wunsch, dasz sie bei tisch in seiner nähe sitzt, und am andern morgen empfiehlt er seinen boen oste et sa fille chiere au saint esperit und zieht weiter.

v. 275: si m'en alai lues, que je poi (sobald ich konnte).

Dem französischen ritter ist die jungfrau nichts weiter, als ein hübsches mädchen, wie man deren so oft auf reisen findet; man freut sich ein hübsches gesicht zu sehen, plaudert in galanter weise ein stünd-

chen und zieht unbekümmert weiter. — Aus dieser scene französischer galanterie hat H. eins der lieblichsten bilder ritterlicher liebe geschaffen, indem er seine deutsche seele hineintrug und das bild mit liebevoller hingebung bis in das kleinste detail ausführte. Von tiefer liebe ergriffen, verläszt Kalogreant das schlosz, und freundlich grüszend scheidet von ihm (H. 390) die süsze, die junge, mit ihren lachenden augen den wackern fremdling, den die ritterpflicht weiterführt zum ehrenvollen kampf, zur wiederkehr einladend. Es liegt etwas sentimentalität in dieser scene, aber sie ist schön und wahr dargestellt, in vollendeter sprache und mit classischer mâze, so dasz hier Chr.'s darstellung matt und farblos gegen die innige schilderung H.'s erscheint.

411 spricht H. nur von wisenten und ûrrindern.

Chr. hat 278: tors salvages, ors et lieparz.

420 fügt H. passend hinzu, wie Kalogreant sich anfangs gefreut habe, zwischen allen den wilden thieren einen menschen zu finden; freilich nachher habe er sich vor diesem noch mehr gefürchtet, als vor den thieren.

486—527 wendet H. die form der kurzen, dramatischen wechselrede an, die auch Chr. sowohl hier, als sonst an mehr als dreissig stellen unseres gedichtes (s. Holland, anm. z. v. 329) meisterhaft handhabt.

528—36. Die freude am belehren veranlasst H. zur erklärung des wortes aventiure. Die ganze erzählung des „waltmannes" H. 543—97 ist bei H. breiter und ausführlicher als bei Chr., mit besonderer vorliebe verweilt H. bei der beschreibung der linde (570—80, Chr. 380—383, 411—16). Chr. schwächt den eindruck, den die schönheit des baumes auf uns macht, dadurch, dasz er seine beschreibung auf zwei stellen vertheilt. — Den vogelgesang beschreibt H.

604—20 vor dem sturme, wo Kalogreant ihn ja zuerst hörte, Chr. dagegen erst nachher v. 458—75, wo H. noch einmal 679—89 seine freude an dem herrlichen gesang ausspricht, der so schön war, dasz

609: der ie gewesen waere
ein tôtriuwesaere,
des herze waere dâ gevreut.
684: mirn wart dâ vor nie sô wê,
denn waer nû al vergezzen.
alsus het ich besezzen
daz ander pardîse.

638—72 schildert H. das unwetter weit genauer als Chr. (438—46),

der nur die wolken, blitz, donner, regen, schnee und hagel kurz erwähnt, während H. uns ein vollständigeres und lebendigeres bild von dem abenteuer im walde gibt: der sonne schein verlosch, der vogelsang verstummte, wolken bedeckten den himmel, und als alles dunkel war, da war es dem ritter, als ob viele tausend augen auf ihn gerichtet wären. Nun brach das wetter los, ein donnerschlag warf ihn zu boden, dann folgte hagel und regen. Die bäume wurden umgeworfen oder ihres laubes vom sturmwind beraubt und alles noch lebende, das nicht entfloh, getödtet, so dasz auch Kalogreant sein ende gekommen glaubte. Chr. konnte in den neun versen, die er auf die beschreibung des sturmes verwendet, nicht so anschaulich schildern.

690 ff. „Als der sturm vorüber,“ erzählt der ritter,

> wând ich vreude jâ ungemach
> unangestlîchen imer hân:
> seht, dô trouc mich mîn wân.
> mir nâhte laster unde leit.
> nû seht wâ dort her reit
> ein rîter etc.

H. verknüpft hier auf natürliche weise die verschiedenen ereignisse, bei Chr. vermissen wir v. 476:

> tant i fui, que j'oi venir
> chevaliers.

diese verbindung der gedanken, er stellt oft chronikenartig erzählend ein ereignisz neben das andere, ohne einen hinüberleitenden gedanken zu bringen.

Seine niederlage erzählt Kalogreant bei H. in fast humoristischer weise, vielleicht, was sehr erklärlich wäre, um seine verlegenheit und scham zu verbergen, so 675:

> waer ich gewesen vür wâr
> bî dem brunnen zehen jâr
> ichn begüzze in nimer mê
> 743—46: vil schône satzte mich sîn hant
> hinderz ros an daz lant,
> daz ich vil gar des vergaz,
> ob ich ûf ros ie gesaz.
> 763: dô mir des rosses wart verzigen
> ichn moht niht imer dâ geligen.
> 768: der unzucht sult ir mich verkunnen,
> swie niugerne ich anders sî,
> und saez ich ie mê dâ bî,
> ichn begüzze in nimer mêre:
> ich engalt es ê sô sêre.

Diesen humoristischen gutmüthigen ton, in dem Kalogreant über sein

unglück scherzt, und welcher der erzählung leben und schwung verleiht, finden wir bei Ch. nicht.

Das so passende ensi alai, ensi reving 575, das die erzählung so angemeszen abschlieszt, hat H. nicht wiedergegeben.

> 818. wînes ein becher vol
> der gît, daz sî iu geseit
> mêr rede und manheit
> dan vierzec unde viere
> mit wazzer ode mit biere
> sô diu katze vrizzet vil,
> zehant sô hevet sî ir spil.

Diese schon bei Chr. 590 vorhandene Stelle hätte Holland mit unter sein verzeichnisz sprichwörtlicher redensarten aufnehmen können. Chr. hat 590:

> plus a paroles an plain pot
> de vin, qu'an I. mui de cervoise
> l'en dit que chaz saous s'anvoise.

Die schmährede Keii's auf Iwein ist bei Chr. (588—609) noch verletzender und beiszender als bei H., der sie bedeutend abgekürzt hat (815—36). Das motiv H.'s hierzu war dasselbe, wie oben bei Keii's unehrerbietiger rede gegen die königin.

Ueber die zahl 44 s. die anm. Benecke's zu v. 821. Die Anspielung auf Noradin (Chr. 594) oder auf Saladin, wie die vaticanische Handschr. nach Keller, romvart p. 534 hat, hat H. fortgelassen, wohl nicht, weil sie ihm unverständlich war, sondern weil er, wie Haupt (vorrede zum Erec) hervorhebt, alles streben nach dem schein von gelehrsamkeit gerade im „Iwein“ geflissentlich meidet, wie auch die zahl der französischen worte im „Iwein“ geringer ist als in seinen früheren gedichten. Ich habe folgende gefunden:

H. 326 scharlach.	Chr. 231 escarlate.
„ 445 granen.	„ 303 grenons (schnurrbart)
„ 2132 garzûn	

und öfter

gewalopieret, turnieren, tjost, adamas.

H. 3454. seit von gran sagetum de grana, soie en graine. l. Anm. zu Iwein 3454.
3708. sarjande. Chr. 3188 sergenz.
6484. geritiert. Chr. 5411 chemise ridee.
6659. gekunrieret = courder.
6897. massenîe. Chr. 5985 mesniee.

7106. creiierende = criant.

7230. meile = maille panzerring auch puneiz, leisieren, sowie manche nach französischer art zusammengesetzte worte z. b. si underkusten sich wie entrebaiser Chr. 6303.

842—46 schaltet H. eine spitzfindige reflexion ein, die besser fortgeblieben wäre; denn, dasz Keii's böse zunge nur das spricht, was ihr das herz eingibt, bedurfte keiner besonderen erwähnung.

885—88 hebt H. das freundschaftliche verhältnisz, das zwischen Artus und seinen rittern stattfindet, hervor:

> sî sprungen ûf: daz was im leit.
> er zurnde durch gesellekheit:
> wander was in weizgot verre
> baz geselle danne herre.

Chr. 653 hat nur: et il toz raseoir les fist. Bei Chr. 660 schwört Artus drei eide, dasz er zur quelle ziehen würde, als ob ein eid von ihm nicht genügte, H. hat sich mit einem eid begnügt.

911—44 ist die darstellung dadurch, dasz H. die überlegung Iwein's als monolog gegeben hat, lebendiger, als bei Chr. 678—720.

> 929. und dâ nâch sol ich schouwen
> die schoenen juncvrouwen,
> des êrbaeren wirtes kint,
> die beidiu alsô hövesch sint.

Hier ist H. in seinem ausdruck geschickter als Chr. 700:

> et le solaz et le deport
> de la cortoise dameisele,
> qui molt est avenanz et bele,
> et le prodome avoec sa fille
> qui a enor feire s'essille.

Sollte man hiernach nicht glauben, dasz die cortoise dameisele und die fille des prodome zwei ganz verschiedene personen wären?

950 ff. gibt Iwein dem knappen den auftrag, ihm die waffen zu besorgen, aber so, dasz niemand etwas davon merke, auch befiehlt er ihm, selbst das tiefste stillschweigen zu beobachten. Chr. gibt die ganze zum theil ja ziemlich gleichgültige unterredung in directer rede, H. nur den letzten wichtigeren theil derselben. Der nun folgende theil ist bei Chr. ausführlicher behandelt als bei H., welcher auf die beschreibung der reise nur 43 verse (945—988) verwendet, während Chr. dazu 76 verse (721—97) gebraucht, obwohl wir denselben weg schon zum dritten male beschrieben finden. Wenn H. hier das unwesentliche fortgelassen, so hat er gewisz recht daran gethan.

994. dô kom ein siusen unde ein dôz
und ein selch weter dar nâch
daz in des dûht daz im ze gâch
mit dem giezen waere gewesn.

S. oben p. 263 über H.'s humoristische darstellung.

Chr. drückt sich hier etwas trocken aus 804:

et fist tel tans com faire dut.

1000. Die gleichnisse Chr.'s 810 und 12

vint d'ire plus ardanz que breise (kohlengluth)
con c'il chacast I. cerf de ruit (zur brunstzeit)

hat H. fortgelassen, besonders das letztere schien ihm nicht höfisch genug.

1012—28, also 16 verse währt bei H. der kampf, bei Chr. 816—873, also 51 verse mehr. H. sagt selbst, weszhalb er hier den kampf so kurz beschreibt; 1029 ff. der eine ritter sei ja todt, der andere aber zu bescheiden um mit seinem siege zu prahlen; der hauptgrund ist aber natürlich der, dasz der dichter die fast stereotyp gewordenen redensarten nicht wiederholen will. Chr. dagegen fühlt sich hier so recht in seinem elemente, bei ihm erhält der herr der quelle zuletzt einen schlag, dasz ihm das gehirn herausspritzt. 867:

tant que del cervel et del sanc
taint la maille del haubert blanc.

wofür H. sich etwas zarter ausdrückt:

1048: und daz der gast dem wirte sluoc
durch den helm einen slac
zetal unz dâ daz leben lac.

Die beiden gleichnisse Ch.'s (880 und 910) hat H. nicht, obwohl sie nicht unpassend sind; er wollte die erzählung durch derartige immerhin entbehrliche unterbrechungen nicht aufhalten.

1142: swer drinne wesen solde
âne vorhtlîche swaere
den dûhtez vreudebaere.

Diese verse, welche auf die beschreibung von der pracht des schlosses folgen, bilden einen sehr passenden übergang; Iwein konnte sich eben nicht an allen den herrlichkeiten erfreuen. Bei Chr. fehlt diese innere verbindung (961—65): das haus war auf das prächtigste geschmückt. aber über nichts war er so betrübt, als dasz er nicht wuszte etc.

1213: nû stuont ein bette dâ bî in:
daz was berihtet also wol
als ein bette beste sol,
daz nie künec bezzer gewan.

Chr. 1040 übertreibt noch mehr: selbst li duc d'Osteriche hatte nicht so ein bett. Auch v. 1325 mäszigt H. die übertreibung Chr.'s (1158)

si se repasme a chascun pas
H. 1325: sô viel sî dicke in unmaht.

1218—19 belebt H. die erzählung durch directe rede; er fühlte das ermüdende einer längern abhängigen rede.

1222 bringt Lunete speise und trank

guoter gâchspîse gnuoc.

Chr. 1046 ff. erzählt ganz gewissenhaft:

s'aporta un chapon en rost
et vin qui fu de boene grape,
plain pot covert de blanche nape.

Nicht einmal das tuch, womit der wein bedeckt ist, vergiszt er.

Chr. 1073—77 spottet Lunete, während der leichnam ihres herrn noch vor der thür liegt, über die leute, die den mörder ihres gebieters suchen und wie blinde an Iwein vorüberlaufen, ohne ihn zu sehen. H. hat mit richtigem tact diese frivole bemerkung fortgelassen.

1279. Dasz die vor schmerz und wuth rasenden ritter sich wie bei Chr. 1112—14 erst allerlei kleine thiere (vogel, maus, eichhorn ou beste ausi petite ou plus) aufzählen sollen, um den verborgenen Iwein damit zu vergleichen, ist wenig wahrscheinlich. H. begnügt sich mit dem kleinsten:

ezn waer dan cleine als ein mûs.
1299. 1300: unz der man niht veige enist,
so erneret in vil cleiner list.

H. schreibt somit die rettung Iwein's zum theil der geistesgegenwart desselben zu. Dagegen

Chr. 1134: mes des cos fu quites et frans
li liz, ou cil estoit couchiez,
qu'il n'i fu feruz ne tochiez.

Weszhalb schlugen sie aber auch nicht auf das bett? Der ring hatte doch nur die kraft, den, der ihn trug, unsichtbar zu machen, nicht aber, ihn vor sonstigem unglücke zu bewahren. H. hebt mit recht hervor, dasz auch das bett ganz genau durchsucht wurde; es wäre auch unbegreiflich, wenn sie gerade dies übersehen hätten, während sie doch sonst jeden winkel aufs sorgfältigste durchstöberten. Bei H. muszte sich Iwein (1375) „dicke wenken,“ um den schlägen zu entgehen, bei Chr. 1190 wird er auch getroffen:

puis fu molt feruz et botez
mes sire Yveins la ou il jut

aber:

por ce ne se remut,

er bewegte sich darum nicht von der stelle; wie kam es denn aber, dasz die ritter nicht bemerkten, dasz die schläge nicht auf das bett fielen, sondern gleichsam in der luft aufgehalten wurden?

Den leichenzug erwähnt H. nur kurz 1305. 6, Chr. erzählt uns genau die anordnung des zuges. Statt dessen verwendet H. alle seine dichterische begabung auf die beschreibung der gattin des verstorbenen (1307 ff.). Es ist gerade der nun folgende abschnitt des französischen gedichts, der dem deutschen dichter am meisten anlass zu neuerungen geben muszte. Dasz die wittwe des gefallenen kurz nach dem tode ihres mannes den mörder desselben heirathet, ist ein gedanke, der uns stets unsittlich erscheinen wird und auch H. so erschien. Dem Franzosen, an dessen cours d'amour das gesetz galt: le mariage n'est pas une excuse légitime contre l'amour, mochte die liebe Laudine's weniger bedenken erregen. H. aber hat das unnatürliche dieser liebe tief empfunden, daher sucht er auf alle weise das abstoszende derselben zu mildern, und es ist sein verdienst, wenn uns beim lesen dieses abschnitts der ganze vorgang weniger unnatürlich erscheint. Die mittel, deren H. sich dazu bedient, sind mannigfacher art, vor allem stellt er den schmerz Laudinen's eindringlicher dar als Chr.

1312: ezn dorft nie wîbe leider
ze dirre werlde geschehn
wand sî muose tôten sehn
ein den liebesten man
den wîp ze liebe ie gewan.

(Diese worte wie die v. 4481—82

daz ichz ane muose sehn.
wem möhte leider geschehn?

erinnern an den anfang des Nibelungenliedes:

daz si das muoste sehen
ir enkunde in dirre werlde nimmer leider sîn geschehen)

und doch verletzt H. bei der beschreibung dieser trauer nie das gesetz dichterischer schönheit. Chr. 1143 ff. läszt sie sich tödten, sie schreit, so laut sie nur kann, bei jedem schritt fällt sie in ohnmacht, wie eine wahnsinnige frau (come fame desvee) geberdet sie sich. Bei dieser beschreibung ist es schwer, das bild der tres bele crestiene (1146) festzuhalten. (Christiano ist noch jetzt auf Sicilien gleichbedeutend mit mensch.) H. trägt die farben weniger stark auf, seine schilderung stösst uns nicht ab, er deutet oft nur an, was er meint, und doch erscheint

bei ihm der schmerz Laudinen's nicht weniger tief als bei Chr., vgl. auch 1597:

> diu vrouwe beleib mit ungehabe
> al eine bî dem grabe.

ir meinlich ungemach, ir starkez ungemüete, ir senlîche riuwe sind die ausdrücke, in denen uns H. ihren schmerz schildert, bei Chr. 1156 ff. ringt und schlägt sie die hände, rauft sich die haare aus, greift sich an die kehle und liest dabei die psalmen, wobei Chr. (1417) aber nicht vergiszt zu bemerken, dasz diese mit goldenen buchstaben verziert sind.

Auch die äussere einführung Laudinen's ist bei H. angemessener als bei Chr. H. läszt 1307 die frau der bahre des mannes folgen, Chr. läszt sie einfach kommen, während die andern unter dem bett herumstöbern (1144): vint une des plus belles dames. Erst 1160 erfahren wir, dasz der getödtete ihr mann war. Es ist hier bei Chr. weniger ordnung und übersichtlichkeit als bei H.

Von v. 1311—54, in welchem das erwachen der liebe Iweins zu Laudine geschildert wird, hat Chr. nichts. Als Iwein sah, wie die frau so schön war, ir hâr und ir lîch was sô gar dem wunsche gelîch, da bemächtigte sich seiner die minne mit ihrer ganzen kraft. Sie tritt zuerst verbündet mit dem mitleiden auf. Fast wäre er hinausgestürzt, um der frau die hände zu halten, damit sie ihren schönen körper nicht noch mehr entstelle. Er klagt sich als die ursache ihres kummers an, es ist ihm, als ob er lieber den tod erleiden möchte, als dasz sie ein finger schmerze. Es ist die reine, unschuldige und opferfreudige liebe, welche für die geliebte gern alles auf sich nimmt, die H. uns hier in schöner weise schildert.

Zuerst ist Iwein verzagt und kleinlaut; als aber Lunete während des begräbnisses ihres herrn zu ihm kommt, da ist er schon muthiger; denn „im hete,“ wie H. richtig bemerkt, „diu minne einen muot gegeben, als sî manegem tuot“ (H. 1419). Bei Chr. erfahren wir erst 1273 bei Luneten's ankunft, dasz Iwein liebe zu Laudine gefaszt hat.

Die klage Laudinen's 1454—75 ist bei H. wieder weiter und sorgsamer ausgeführt als bei Chr. 1286—97. So fehlt bei dem letzteren die schöne stelle 1460—71, worin Laudine mit rührenden worten ihre verlassenheit und einsamkeit beklagt und, nachdem sie es als einzigen wunsch ausgesprochen mit ihrem manne in den tod zu gehen, ausruft:

> waz sol ich, swenn ich dîn enbir?
> waz sol mir guot unde lîp?

waz sol ich unsaeligez wîp?
ouwê daz ich ie wart geborn!
ouwê wie hân ich dich verlorn?
ouwê, trûtgeselle.

dafür, dasz H. die kalte phrase Chr.'s 1295. 96.

Largesce estoit la vostre amie
et hardemenz vostre conpainz.

ausgelassen hat, werden wir ihm gewisz dank wissen.

1600 ff. Als Iwein sieht, wie sich Laudine abhärmt und grämt, da wird seine liebe nur noch gröszer, gerade die treue anhänglichkeit an ihren verstorbenen gatten macht sie ihm noch lieber. Bei Chr. finden wir kein derartiges motiv; die schönheit Laudinen's und die macht Amor's sind es, die bei ihm die liebe anregen, welche bei H. edler und tiefer erscheint. Ein hauptunterschied zwischen beiden dichtern tritt aber hervor in der art, wie Iwein bei beiden die liebe Laudinen's zu erringen hofft. Der französische ritter ist sich bald darüber klar: 1438 „die frau hat mehr als hundert sinne, bald wird sie ihre jetzige gesinnung ändern.“ (Que fame a plus de cent corages etc.). Es ist also der weibliche wankelmuth oder, gradezu gesagt, die leichtfertigkeit Laudinen's, auf die Iwein hier rechnet. Daran schlieszt Iwein bei Chr. eine spitzfindige reflexion über den gehorsam, den er Amor schuldig sei, und ob er sich als Laudinen's freund oder feind anzusehen habe. — Bei H. dagegen v. 1625 ff. vertraut Iwein allein auf die alles besiegende macht der frau minne, die er so eben an sich erfahren; wenn diese die Laudine nur ebenso ihre macht fühlen lasse, wie ihn selbst, dann werde die edle frau gewisz bald ihren zorn fahren lassen. Er selbst freilich mit aller seiner vrümekheit getraut sich nicht sie ihr leid vergessen zu machen, selbst wenn sie wüszte, dasz er nur aus nothwehr gekämpft habe und dasz er von nun an sein ganzes leben ändern wolle. Wie hoch denkt hier der ritter von der frauenliebe im gegensatz zu dem Franzosen! schon 1568 hat der deutsche dichter wie zur künftigen entschuldigung für Laudine hervorgehoben, daz die minne

gewaltet sweme sî wil
und alle künege die nû sint
noch lîhter twinget danne ein kint.

Ferner 1628:

ich waene sî in kurzer vrist
ein unbillîche sache
wol billich gemache.

v. 1863—71 hat H. einen ähnlichen gedanken von dem wankelmuth der frauen, aber wie anders führt er ihn aus! nicht ihre unbe-

ständigkeit ist daran schuld, sondern ihre herzensgüte; man kann sie daher wohl vom bösen zum guten bringen, aber nicht umgekehrt. Daher 1887:

> ich wil in niuwan guotes jehn
> allez guot müez in geschehn.

So tritt uns schon hier bei zweien der bedeutendsten dichter des mittelalters der noch jetzt zwischen Deutschland und Frankreich bestehende gegensatz in der auffassung der frauenwelt entgegen. Bei H. wird Laudine so vollständig gerechtfertigt, als es unter den vorhandenen umständen eben möglich ist; er hat einen förmlichen wall von vertheidigungsgründen aufgeworfen, und in der that vergiszt der leser dabei fast, dasz trotz alledem die so schnell stattfindende ehe auf durchaus unmoralischem boden ruht. — Im übrigen ist auch Chr.'s monolog nicht arm an poetischen gedanken, wie er z. b. v. 1500—8 ausführt, dasz Laudine so schön sei, dasz die natur, selbst wenn sie wolle, nicht ein zweites so schönes weib schaffen könne, eine idee, die bei H. 1808 und 1686—90 aber weniger originell ausgedrückt, sich findet. Auch Ariost hat denselben gedanken.

> natura il fece e poi roppe la stampa,

den wir sogar in den neuern sicilianischen volksliedern (canti populari Siciliani raccolti da Lionardo Vigo, Catania 1857 p. 120) wiederfinden.

> vinissi chiddu patri chi ti fici
> fari nonnni pò chiù, persi la stampa.

Chr. 1565 gibt Lunete dem Iwein deutlich zu verstehen, dasz sie wohl wisse, weszhalb es ihm im schlosse so gut gefalle. Es ist aber ein feiner und naturgemäszer zug bei H., dasz sie sich anfangs stellt, als ob sie nichts von des ritters liebe bemerke.

H. 1800 ff. Lunete geht bei H. der sachlage gemäsz äuszerst schonend und vorsichtig zu werke. Als sie die meinung ihrer gebieterin über eine zukünftige verheirathung ausforschen will, schickt sie begütigend voraus: ez ist wîplich daz ir clagt. Bei Chr. findet sie die trauer Laudinen's ohne weiteres thöricht (1601: folement vos voi ovrer), ein leichtfertiger und weder der situation noch ihrer stellung angemessener ausdruck. Nicht weniger unpassend ist die kurze antwort, welche Lunete 1651 ihrer mit recht erzürnten, sie fortschickenden herrin gibt, bei H. erscheint Lunete auch hier treuer und gutmüthiger. Die verse 1889—1916 hat Chr. nicht, wie bei ihm überhaupt Laudine gar nicht auf den so nahe liegenden ausweg kommt, sich einen beschützer zu

suchen, der nicht ihr mann wäre. Sie wird vielmehr sogleich sehr zornig und schickt Luneten fort. Nicht so die deutsche Laudine; sie beräth sich eingehend mit ihrer treuen dienerin, die den vorschlag ihrer herrin mit in der that richtigen gründen zurückweist. Erst als Lunete ihrer gebieterin das herzeleid bereitet, andre ritter und besonders den, der ihren mann getödtet, als tüchtiger zu preisen denn Ascalon, da befiehlt ihr Laudine wegzugehen. Treuherzig nimmt Lunete abschied, kein bitteres wort kommt über ihre lippen:

1991: und got vüege iu heil und êre,
gesehe ich iuch nimmer mêre.

Vgl. damit die spöttischen abschiedsworte bei Chr. 1651. Jedoch kehrt Lunete bei Chr. bald zurück und wird von Laudine freundlich empfangen; denn diese hätte doch gar zu gerne gewuszt, welcher ritter trefflicher wäre als ihr gemahl (Chr. 1658) (also neugier ist hier das motiv!). Spöttisch redet Lunete sie an (1668): „Nun, ist es jetzt zeit euch vor trauer zu tödten? es ist nicht passend für eine so hohe dame, so lange zu trauern, denkt an eure ehre und edle geburt!“ Dann nachdem sie sich völlige straflosigkeit ausbedungen (1684), beginnt sie ihre taktik von neuem, bis Laudine sie zum zweiten male fortschickt, worauf ihr die dienerin ihre wortbrüchigkeit vorwirft. Wie anders bei H. Lunete, die übrigens nur einmal fortgeschickt wird, sich von ihrer herrin trennt, haben wir oben gesehen. Sie geht sowohl bei H. als bei Chr. zu Iwein, der sich nun bei H. mit ihr darüber beräth, wie Laudine umzustimmen sei, während er bei Chr. unbegreiflicherweise völlig unthätig bleibt. Inzwischen ist Laudine allein, und der von Lunete gestreute same beginnt allmählich früchte zu tragen. Bei Chr. wird sie zuerst für sich selbst besorgt, sie weisz nicht, wie sie sich und ihr land beschützen soll; erst dadurch kommt sie auf den gedanken, dasz sie Lunete wohl unrecht gethan habe. Hierauf versichert sie sich in fragen, die sie an den ihr unbekannten mörder ihres gemahls stellt und natürlich auch selbst beantwortet, dasz Iwein sie selbst nicht habe schädigen wollen. (Dieses zwiegespräch ist ziemlich unnatürlich; H. hat es daher nicht.) Damit beruhigt sie sich dann mehr und mehr, und als Lunete am andern morgen kommt, ist sie schon völlig bereit, Iwein zu heirathen, wenn er zu ihr passe. — H. hat hier manches verbessert und veredelt. Als Lunete fort ist, denkt Laudine der lang bewährten treue derselben und bereut ihre eigne heftigkeit. Also nicht eigennutz, sondern dankbarkeit und mitleid sind zunächst die motive,

aus denen Laudine milder zu denken beginnt. Darauf fängt sie an allmählich einzusehen, dasz Lunete doch nicht so ganz unrecht gehabt hat, und dasz der ritter, der Ascalon erschlagen, schlieszlich nicht anders konnte.

v. 2042. ouch stêt unschulde dâ bî etc.
er hât ez werende getân.

Nachdem sich so ihr zorn gelegt, da kommt nun die gewaltige minne, die bei Chr. gar nicht erwähnt wird, und wirkt auf sie ein; dazu kommt noch der gedanke an ihre völlige wehrlosigkeit, um sie ganz umzustimmen. Es ist unschwer einzusehen, wie sehr hier der deutsche dichter den Franzosen an sorgfalt der behandlung, an menschenkenntnisz und tiefe überragt.

Chr. beschreibt uns 1881—93 wieder genau die prächtige kleidung Iwein's, H. begnügt sich mit wenigen worten (2198—99). H. 2203 wird Laudine „bleich unde rôt," als sie Iwein's ankunft erfährt. Chr. verschmäht es mit unrecht solche kleine züge anzubringen.

Die zusammenkunft Iwein's mit Laudine, die anfängliche verlegenheit beider ist von beiden dichtern trefflich geschildert; jedoch gebe ich auch hier H.'s darstellung den vorzug (2445—54). Die lieblichen worte:

(wan er saz verre hin dan)
und sach sî bliuclîchen an. 2254.

fehlen bei Chr., er erwähnt nicht diesen so aus dem leben gegriffenen zug, diesen verstohlenen, schüchternen blick.

Den unwahrscheinlichen verdacht, dasz er verrathen sein möchte, (Chr. 1956), erwähnt Iwein bei H. nicht.

H. hat fein herausgefühlt, dasz Laudine, wenn auch nur um ihre verlegenheit zu verbergen, doch wenigstens anfangs (s. v. 2314 ff.) versuchen musz, den schein zu wahren, als käme es ihr hauptsächlich darauf an, einen vertheidiger der quelle an Iwein zu haben. Wunderlich aber nimmt es sich bei Chr. aus, wenn Laudine nach der begeisterten liebeserklärung Iwein's (2015—32), nachdem Iwein ihr versichert, dasz er sie mehr liebe als sich selbst und bereit sei, sein leben für sie hinzugeben; wenn sie da fragt: und würdet ihr auch die quelle für mich vertheidigen? Erst als Iwein diese frage bejaht, sagt sie:

v. 2036: sachiez donc, bien acorde somes.

Wie kalt erscheint uns nach dem vorhergehenden diese frage, die wieder den ganzen eigennutz der französischen Laudine zeigt, und wie ab-

kühlend muszte sie auf den bräutigam wirken, der so eben in den feurigsten worten seine liebe betheuert hat, gewisz nicht minder abkühlend, als die versicherung, die sie gleich darauf hinzufügt, dasz sie keine mésalliance eingehe:

> qu'a seignor refuser ne doi
> boen chevalier et fil de roi (2048. 49).

H. behandelt die versammlung von Laudinen's rittern, wie alles, was ihm nebensächlich erscheint, kürzer als Chr.; die rede des truchsesz, die bei Chr. 24 verse einnimmt (2081—104), wird von ihm nur kurz berührt; die rede Laudinen's, in welcher Iwein's tüchtigkeit und hohe geburt hervorgehoben werden, fehlt bei ihm ganz. Nachdem nun der priester die ehe eingesegnet, schlieszt H. mit einer allgemeinen bemerkung über das eheliche glück (2426—32). Chr. gibt dafür eine kurze andeutung über die pracht der hochzeitsfeier.

H. 2485—2503 sagt Keiî, nachdem er wie bei Chr. 2179—2206 über Iwein hinreichend gespottet und sich groszmüthig zum rächer Kalogreant's aufgeworfen (H. 2468), von sich, er sei nicht, wie so viele böse leute, die keinem etwas gutes gönnen. Er sei gerecht; nur das gute hebe er bei den leuten hervor, das böse verschweige er etc. Diese behauptung, die Keiî aufstellt, nachdem er so eben seiner bösen zunge wieder so recht freien lauf gelassen und mit breiter geschwätzigkeit über die andern hergezogen ist, macht einen höchst komischen eindruck, um so mehr, als es eine eigenthümlichkeit aller schwätzer und verleumder ist, sich als die verschwiegensten und wohlwollendsten leute hinzustellen. — Dasz Keiî sich bei H. direct an Kalogreant wendet, macht die scene noch wirksamer. Daher sagt auch H. von den andern rittern:

> 2504: diu rede dûht sî gemelich
> daz er sich dûhte alsô guot
> wan also schalclîchen muot
> gewan nie rîter dehein.

Dasz H. übrigens auch das gute an Keiî anerkennt, beweisen v. 2566—74 und 2581 ff., wo er seine tapferkeit und furchtlosigkeit erwähnt, ebenso wie bei Chr. 2228 ff. — Freilich hebt der deutsche dichter dafür nachher, als Keiî von Iwein besiegt ist, den mangel an ehrgefühl bei Keiî scharf rügend hervor (H. 2624—42).

Alles, was zwischen dem kampf und Artus' ankunft geschieht, hat H. nur kurz erwähnt; vielleicht ist er hier sogar etwas zu weit gegangen in seiner abneigung gegen beschreibungen von festlichkeiten.

Nur ungern vermissen wir hier die schilderung ritterlicher vergnügungen und galanterie, auf die Chr. bei dieser gelegenheit besondern fleisz verwendet (Chr. v. 2324—92), s. besonders v. 2379—87, wo die begrüszung des königs durch Laudine beschrieben wird. — H. sucht uns dafür zu entschädigen durch einige feine, sinnige bemerkungen, die er an die ankunft des königs knüpft. So hebt er hervor, wie Laudine, erfreut über die ehrende gegenwart Artus', Iwein dankt, dasz er es sei, der ihr den hohen gast zugeführt. Es war ja die erste freude und die erste ehre, welche sie ihrem siegreich heimgekehrten gemahl verdankt. Alles dies überlegend und anerkennend fühlt sie sich glücklich und sie „gedâhte 'ich hân wol gewelt.'“ (H. 2682). Ein freundliches bild innern glückes und herzensfriedens mitten in dem rausche der festfreuden!

Die allgemeinen bemerkungen über gute und schlechte bewirthung, die H. 2683—94 anschlieszt, sind so unverbunden an das vorhergehende angereiht und entbehren so aller innern nothwendigkeit und tiefe, dasz wir sie nicht ungern entbehren würden — nicht minder lose ist auch das gespräch Gawein's mit Iwein (H. v. 2697 unde mîn her Gâwein) angeknüpft, hier hat Chr. entschieden den vorzug. Wie ungezwungen flicht er (2395 ff.) die kleine episode ein, wie zwischen le soleil und la lune freundschaft geschlossen ward. H. konnte weder das hübsche wortspiel mit lune und Lunete nachahmen, noch überhaupt das bild festhalten, da ja in unsrer sprache sonne femininum und mond masculinum ist.

Die scene selbst ist dagegen bei H. wieder zarter behandelt als bei Chr.; so erzählt Lunete bei Chr. 2424 ff. dem Gawein, was sie alles für seinen freund gethan. Bei H. hat Gawein alles schon von Iwein erfahren (H. 2743 er hât mirz allez wol geseit), was sowohl natürlicher als auch zartfühlender ist. — Bei H. lacht Gawein auch nicht über die ohnmacht der vasallen Laudinen's, wie bei Chr. 2431; dieser zug paszt nicht in H.'s ernste auffassung der ganzen scene.

Die festlichkeiten im schlosse (bei Chr. 2472—75) thut H. mit wenigen worten ab (2758—62).

Hierauf erfolgt die bekannte ermahnung Gawein's an Iwein „sich nicht zu verliegen“ (H. 2770—912). Chr. 2484—538).* Wie schon

---

* S. über diese scene die abhandlung von Chr. Rauch, die wälische, französische und deutsche bearbeitung der Iweinsage. Berlin 1869, p. 33.

die verschiedenheit des äuszern umfangs andeutet, haben beide dichter diese unterredung ganz verschieden behandelt. Bei Chr. erscheint Gawein als der rauhe, in kampf und streit ergraute krieger, der wenig sinn für die freuden des familienlebens hat, er geht grade auf sein ziel los und kommt ohne weitere umstände sogleich zur sache:

> Comant, seroiz vos or de cax
> qui por leur fames valent mains?
> honiz soit de sainte Marie
> qui por anpirier se marie!

und v. 2500:

> ronpez le frain et le chevoistre!

H. 2886. 87:

> und gwinnet mit minnen
> der küneginne ein urloup abe.

Die gründe, welche Chr. 2500 ff. anführt, dasz man ja glauben würde, Iwein werde durch eifersucht festgehalten, und dasz ihm der liebesgenusz nur um so besser schmecken würde, wenn er später und seltner sich seiner erfreue, hat H. ausgelassen; den ersten, weil er unzeitgemäsz und also auch unwahrscheinlich war: Iwein war ja erst wenige tage verheirathet, man konnte ihm also sein zuhausebleiben nicht wohl als eifersucht auslegen. Der zweite grund erschien H. aber sicherlich zu roh und Iwein's und Gawein's unwürdig. — Anders H.; ihm muszte das schnelle fortziehen Iwein's kurz nach der hochzeit unpassend erscheinen; er sucht daher, wenn er auch die thatsache nicht ändert, sie doch besser zu motiviren, und so ist denn bei ihm die rede Gawein's ein wahres muster psychologischer feinheit geworden. Gawein preist zuerst Iwein glücklich, dasz er sich durch sein eignes verdienst reichthum und ein schönes weib erworben habe. Um so mehr sei es nun aber seine pflicht seine ritterehre festzuhalten, seinen ruhm zu mehren und sich zu hüten, dasz er sich nicht verliege, wie Erec durch frau Enite gethan. Dann folgt die beschreibung des mannes, der, seiner ritterehre vergessend, nur noch die häuslichen sorgen kennt und darüber körper und geist vernachlässigt (2806—58). Davor soll sich ein guter ritter hüten, sein eignes weib wird ihn nur um so höher achten, wenn er seine und ihre würde wahrt. Daher soll Iwein urlaub von seinem weibe erbitten und ihr land und leute anvertrauen; sie selbst brauche er nicht zu hüten; denn, wie er schön hinzufügt:

> 2890: ein wîp die man hât erkant
> in alsô staetem muote,
> diun darf niht mêre huote
> wan ir selber êren.

„Jetzt wo ihr reich seid, könnt ihr erst recht frei als edler ritter leben, drum noch einmal, kommt mit mir, so werden wir noch manche herrliche that vollbringen“ (v. 2912). Schrittweise geht Gawein vorwärts, stets von allgemeinen gesichtspunkten ausgehend, kommt er auf Iwein's gegenwärtige lage, um ihn von der nützlichkeit und nothwendigkeit des ausziehens zu überzeugen. Man sieht, dasz er sich die sache vorher reiflich überlegt hat, und man begreift auch, dasz die rede auf Iwein überzeugend wirkt. Bei Chr. ist der zusammenhang der rede nur lose; der inhalt wenig durchdacht; der Franzose hat offenbar nicht das nöthige gewicht auf diese scene gelegt, obwohl sie doch die veranlassung ist von allem dem unglück, das später über Iwein kommt, und also die bedeutendste tragweite hat.

H. 2945 ff. Der ring, den Laudine bei H. dem Iwein gibt, ist verschieden von dem Chr.'s. Bei H. soll er als zeuge ihrer verabredung (2946 geziuc der rede) ihn stets an seine pflicht erinnern, Laudine gibt ihn ihrem manne als zeichen ihrer innigsten liebe.

2947. Ichn wart nie manne sô holt etc. Darum soll Iwein sich beim anblick des ringes an die liebe seiner frau erinnern und „deste baz“ leben (2950). Freilich fügt sie hinzu:

> 2453: sînes steines kraft ist guot
> er gît gelücke und senften muot:
> er ist saelec der in treit.

Aber auch diese kurze erwähnung von der wunderkraft des steines scheint in diesem zusammenhang so aufgefaszt werden zu müssen, als ob das glück, der sanfte muth und die seligkeit, welche der ring gibt, weniger seiner übernatürlichen kraft entspringen, als der durch die liebe und erinnerung erzeugten treue und der damit zusammenhängenden gewissensruhe und innern zufriedenheit. Jedenfalls legt H. das hauptgewicht auf die eheliche liebe und treue; bei Chr. ruht fast Iwein's ganze wohlfahrt in der übernatürlichen kraft des ringes; durch diesen ist der ritter gefeit gegen alle übel. Er wird ihm schild und panzer sein. Freilich wird auch bei Chr. 2607 ff. die erinnerung an die zurückbleibende gattin mit als bedingung hingestellt; jedoch werden die äuszeren kräfte und äuszeren wirkungen des ringes so in den vordergrund gestellt, dasz sie als die hauptsache erscheinen, während bei H. die eheliche liebe und treue als einziger leitstern und schutz Iwein's hingestellt wird.

H. 2958 ff. Auch Chr. hat den abschied trefflich gemalt, Iwein

sowohl als Laudine vergieszen reichliche thränen und ihre süszen küsse sind mit thränen bethaut (Chr. 2627):

qui furent de lermes seme
et de dolcor anbausseme.

Bei H. unterdrückt Iwein die thränen aus scham, und treffend fügt der dichter hinzu:

H. 2964: mit lachendem munde
truobten im diu ougen.

Er lachte, um nicht weinen zu müssen und um Laudinen den abschied nicht noch schwerer zu machen.

H. 3029—58 sucht uns die fast unerklärliche vergeszlichkeit Iwein's doch etwas wahrscheinlicher zu machen. Chr. sagt mit dürren worten 2667 ff.: „Ich glaube, dasz Iwein den festgesetzten termin überschreiten wird, dasz Gawein ihn nicht wieder fortlassen wird."

H. 3088. Der schmerz Iwein's bei der erinnerung an sein vergehen ist bei H. nachdrücklicher hervorgehoben:

sîn herze wart bevangen
mit senlîcher triuwe:
in begreif ein selch riuwe etc. bis 3100.

Chr. sagt nur, dasz Iwein sehr überrascht gewesen wäre durch den gedanken an seine untreue (2698), hinzufügend 2702:

a grant poinne tenoit ses lermes
mes honte li feisoit tenir.

Die ankunft Luneten's dagegen möchte ich nach Chr.'s beschreibung vorziehen; nur hätte er am schlusz Luneten's namen nennen sollen. Bei ihm erscheint alles spannender und geheimniszvoller, bei H. wissen wir mit nennung des namens sogleich, was folgt.

H. 3111 ff. verschmäht es Lunete'n gegen Iwein so harte schimpfworte in den mund zu legen, wie es Chr. 2719 ff. in so reichlichem masze thut. Und doch ist ihre rede bei H. gerade dadurch, dasz sie in anständigerem tone gehalten ist, nur um so eindringlicher und wirkt um so niederschmetternder auf Iwein. Die deutsche Lunete betrachtet Iwein's vergehen von einem allgemeinen gesichtspunkte; sie tritt hier nicht nur als klägerin im namen ihrer herrin auf, sondern als vertreterin des ganzen weiblichen geschlechts, dessen ehre von Iwein verletzt sei. Iwein wird hier nicht nur als verräther, sondern auch als feige dargestellt (3130 ff.). „O hätte ich euch doch nie vom tode errettet, ehre und leib habt ihr meiner herrin genommen, wie soll sich jetzt noch ein weib vor einem manne hüten können (3161 ff.), dazu steht meine frau

zu hoch, um eines treulosen ritters kebsweib zu sein." Darauf fordert sie den könig und die ritter auf, den treulosen Iwein aus ihrer gemeinschaft auszustoszen (3181—89). Bei Chr., wo überhaupt Luneten's moralische entrüstung nicht so scharf hervortritt, wird nichts von dieser für den ritter so furchtbaren strafe erwähnt. H. 3261 stellt den zusammenhang mit dem vorhergehenden durch die theilnehmenden und wohlthuenden worte her:

nû gap im got der guote,
der in ûz sîner huote
dannoch niht volleclîche enliez etc.

Chr. hat nichts von solcher herzlichen theilnahme für seinen helden; er wählt einen rein äuszerlichen übergang. Iwein gieng so lange, bis er einen knappen fand (Chr. 2815).

H. 3301 ff. Bei H. ist es blosze furcht, welche den einsiedler bewegt, Iwein von seiner magern kost mitzutheilen; bei Chr. 2839 hat der boens hom mitleid mit dem umherirrenden, elenden mann; ein hübscher zug, den H. nicht hätte ändern sollen. Ebenso bittet Chr. 2856 der einsiedler Gott, den ritter zu beschützen, bei H. 3315 fleht er nur zu Gott, dasz er ihm künftig solche gäste fernhalte. — Dasz der ritter, von hunger getrieben, schon nach zwei tagen zum eremiten zurückkehrt, wie bei H. 3325, ist natürlicher, als dasz er acht tage ausbleibt (Chr. 2862). — Auch die von H. eingeschobene vergleichung von Iwein's früherem aussehen mit dem jetzigen zustande ist angemessen, ja fast nothwendig (H. 3350—58).

H. 3452 motivirt die sparsamkeit der frau mit ihrer salbe. Daz waere maneges mannes heil; ebenso fügt er 3489—501 hinzu, weszhalb sich die jungfrau vor Iwein's erwachen zurückzieht:

wand sî daz wol erkande
daz schemelîchiu schande
dem vrumen manne wê tuot.

H. 3509—83. Von dem schönen, von tiefer seelenkenntnisz zeugenden selbstgespräch Iwein's bei seinem erwachen hat Chr. nichts. Iwein geht darin sein leben und besonders den letzten abschnitt desselben, den er geträumt zu haben glaubt, noch einmal durch, er glaubt ein bauer zu sein und doch „turnieret al mîn sin" (3574). So kehrt ihm allmählich die besinnung zurück; er findet die kleider und legt sie an; damit wird er schon mehr und mehr zum wirklichen leben zurückgeführt, bis er dann die jungfrau erblickt und nun vollends geheilt ist. Diese gelungene erweiterung H.'s, die uns die genesung Iwein's in

ganz natürlicher, allmählicher stufenfolge vorführt, ist wieder seinem streben zu verdanken, alles übernatürliche auf möglichst einfache weise zu erklären und so dem zufall und der willkür entgegen zu treten.

Bei Chr. 3084 ff. wirft die jungfrau die leere büchse in's wasser, um ihrer gebieterin gewissermaszen mit mehr recht sagen zu können, die büchse sei ihr in das wasser gefallen, als das pferd sich gebäumt habe. H. erwähnt diesen zug, der auch überflüssig ist, nicht; denn die lüge wird ja dadurch nicht geringer. Aber doch zeugt es von einer genauen beobachtung der menschlichen seele, dasz Chr. ihn hinzugesetzt hat; die jungfrau will so gut als möglich die lüge bei sich entschuldigen und glaubt sie dadurch zu vermindern, wenn sie die büchse wirklich in's. wasser wirft.

H. 3695—3784 kürzt die pflege Iwein's durch die frauen und den kampf (Chr. 3125—291) wieder ab, auch, die anspielung auf die Roncevalschlacht (Chr. 3229—36) fehlt bei ihm, dafür hat er aber den abschied Iwein's von der frau von Narison ausführlicher und schöner geschildert als sein original. Besonders ist es die weibliche scheu (3810) und die stumme werbung der dame, welche er treffend darstellt. 3819: si bat in mit gebaerden gnuoc. — Die unentschiedenheit Iwein's, welcher schwankt, ob er dem löwen helfen soll, veranlaszt H. 3854 ff. zu einer moralisirenden betrachtung darüber, ob es stets angebracht sei „ungewissen“ leuten beizustehn. — Die dankbarkeit des Löwen ist bei H. einfach und rührend dargestellt, Chr. hat sich hier v. 3385—95 nicht frei gehalten von lächerlicher übertreibung; so läszt er den löwen sich aufrecht auf die hinterfüsze stellen, dann niederknieen und zuletzt thränen vergieszen. H. 3869 ff. sagt ganz einfach:

> sich bôt der lewe an sînen vuoz
> und zeict im unsprechenden gruoz
> mit gebaerde und mit der stimme.

Als Iwein die quelle wiederfindet, fällt ihm bei beiden dichtern die grösze seiner schuld und seines unglücks wieder schwer auf's herz. Chr. deutet dies nur kurz an (3488—89), während H., wie es hier am platze und völlig angemessen war, uns 3933—43 ein genaueres bild von dem herzenszustand seines helden entwirft. Dagegen hat H., das lächerliche des selbstmordversuches des löwen fühlend (Chr. 3498—522), diese scene auf 3 verse (3952—54) abgekürzt.

Das wiedererkennen Iwein's und Luneten's hat H. völlig verschieden von Chr. behandelt. Erst bei dem deutschen dichter erhalten wir

ein volles bild von Iwein's ritterlichem und edlem character, sowie von Luneten's hochherziger und treuer gesinnung. H. hat manches hinzugefügt, manches unpassende fortgelassen, z. b. hat er die verse Chr. 3570—77 mit recht nicht wiedergegeben; denn Iwein kann unmöglich als grund für seine behauptung, dasz sein unglück gröszer sei als das der armen jungfrau, anführen, dasz er weniger an unglück gewöhnt sei. Wie sollte er, der in sturm und kampf aufgewachsen, sich für weniger fähig erklären, unglück zu ertragen als eine zarte jungfrau? Das wäre ganz unmännlich und dem character eines ritters wie Iwein wenig entsprechend. — Als sich Iwein zu erkennen gibt (Chr. v. 3626. H. 4212—61), da hat die französische Lunete kein wort der verwunderung oder der freude, ruhig und kalt geht die erzählung fort. Anders bei H. Als Lunete den ihr so werthen mann erkannt, ward ihr schmerz gemildert (H. 4264); sie weint vor freuden und vergiszt über der freude des wiedersehens ihr eignes unglück. Schon vorher, als Lunete, ohne Iwein zu erkennen, ihm die ursache ihrer noth erzählt, zeigt sich ihr edles herz in schöner weise; sie ist nicht erzürnt auf Iwein, durch den doch alles unglück über sie gekommen, sie wundert sich nur (4062):

daz ein alsô vrumer man
sô starke missetuon kan,

doch fügt sie wahrhaft groszmüthig hinzu:

4067: ouch enist ez von den schulden sîn
ez ist von den unsaelden mîn.

H. 4141—43 macht Lunete die treffende bemerkung, dasz die beleidigte unschuld in ihrem gerechten zorn oft mehr verspricht als sie halten kann:

wan daz ist gar der saelden slac,
swer sîme zorne niene mac
gedwingen, ern überspreche sich.

H. 4152 u. 60 erbittet Lunete eine frist von 40 tagen, bei Chr. (3683) von 30.

H. 4212—60. H. stellt Iwein's reue als ernst und tief dar; der ritter klagt sich selbst an; er will die jungfrau rächen und vor seiner gemahlin nur noch einmal kämpfen, um dann zu sterben, damit sie doch wisse, dasz er sein vergehen bereut habe. Von allem diesem hat Chr. nichts, er gibt nur das zum zusammenhange unentbehrliche.

H. 4165 erwähnt nicht, warum Gawein bei Lunetens ankunft nicht an Artus hofe war, er holt dies 4290 und ausführlich 4530—4726 nach. Chr. erwähnt 3698—707 kurz die wegführung von Artus'

gemahlin durch Meljaganz; genauer behandelt er diese erzählung in seinem roman de la charrete.

Chr. 3784 wollen die 7 knappen (H. hat 6) den löwen anfänglich aus furcht nicht in das schlosz nehmen, H. erwähnt dies nicht. H. 4389—92 bringt statt der beschreibung des empfanges (Chr. 3795 ff.) eine allgemeine reflexion:

swer ie kumber erleit,
den erbarmt des mannes arbeit
michel harter dan den man
der nie deheine nôt gewan.

Ebenso veranlaszt ihn die erkünstelte freude der schloszbewohner zu einer betrachtung v. 4413—21.

Die überschwänglichen ausdrücke Chr.'s mildert H. öfter in dem richtigen gefühl, dasz die fortwährend wiederholten superlativischen ausdrücke den leser ermüden müssen, so Chr. 3846:

ma fille qui de biaute passe
totes les puceles del monde
H. 4471: daz ist ein harte schoeniu magt.
Chr. 3855: Que VI filz chevaliers avoie
plus biax el monde ne savoie.

ein lob, das wenigstens im munde des vaters etwas parteiisch klingt, besser H. 4477:

dâ zuo hab ich sehs kint
die alle ritter sint.

Den inhalt von Chr. 3864—66: as plus vix garcons, qu'il sanra en sa meison et as plus orz la liverra por lor deporz drückt H. weniger anstöszig aus v. 4496:

und dem boesten garzûn den er hât
dem weller sî gebn.

Ein edler zug, der H. angehört, ist es, dasz der vater v. 4500—506 gott bittet, ihn allein das alles erdulden zu lassen und seine kinder zu retten.

H. 4869—913 stellt Iwein eine lange selbstbetrachtung darüber an, wem er helfen solle, ob Luneten oder dem schloszherrn. Hier ist gewisz Chr.'s kürze (4068—79) vorzuziehen, zumal da der ritter doch zu keinem entschlusz kommt.

H. 4935—55 hat die alles sittliche gefühl verletzende drohung, die der riese bei Chr. 4108—16 gegen die tochter des ritters ausspricht, mit recht ganz fortgelassen.

Die vorbereitung zum kampf und der kampf selbst ist bei H. wieder verkürzt (H. 4956—5074. Chr. 4126—239).

5196 fügt H., als Iwein Laudine sitzen sieht, die innigen worte hinzu:

wand sî sagent, ez tuo wê
swer sîme herzenliebe sî
also gastlîchen bî.

Sonst hält hier Chr.'s schilderung, die er von Iwein's gemüthszustand gibt (4334—48), gewisz den vergleich mit H. (5188—98) aus.

In der klage der jungfrauen um Lunete (Chr. 4349—76, H. 5205—16) klingt es bei Chr. doch allzu naiv, wenn sie darüber weinen, dasz nun niemand mehr mäntel und röcke und oberkleider von Laudine erhalten werde, da Lunete nicht mehr dafür sorgen könne. H. hat die klage allgemeiner und edler gehalten 5209:

wir heten ir vrume und êre.

Als die frauen Gott bitten, er möge Iwein den sieg verleihen (Chr. 4504—12), setzt H. 5357 ff. in höfischer weise hinzu:

Gott sei so rein und gut,
„daz er niemer kunde
sô manegem süezen munde
betelîchiu dinc versagen.“

Stellen, die das gefühl unangenehm berühren, ändert H.; so beiszt bei Chr. 4520 ff. der löwe seinem gegner ein stück fleisch aus der schulter, dasz die eingeweide zerrissen werden. H. sagt nur

5382: sus entworhter in dô,
wand er in gar zevuorte,
swaz er sîn beruorte.

Die beschreibung von Iwein's empfang (Chr. 4661—82) ist bei H. 5584 ff. wieder kürzer; H. liebt es bei solchen abkürzungen eine sprichwörtliche redensart oder eine allgemeine betrachtung einzuflechten, so hier:

5589: man mac den gast lîhte vil
geladen der belîben wil.

ähnlich 5806—10.

Bei der ankunft der jüngeren tochter des ritters vom schwarzen dorn kann Chr. 4730. 31 es sich nicht versagen, zu erzählen, wie die jungfrau gekleidet war; H. übergeht dies.

H. 5744 setzt die frist bis zur entscheidung der klage durch den kampf auf vierzig tage fest, Chr. 4795 hat nach der Holland'schen ausgabe nur vierzehn tage, was jedenfalls zu wenig gewesen wäre, um einen vertheidiger zu finden. Vielleicht hat H. aus diesem grunde die frist verlängert, wie er schon oben 4152 bei dem kampf für Lunete die frist auf vierzig tage ansetzt. Wahrscheinlich aber folgte er darin der allgemeinen sitte des deutschen mittelalters, bei entscheidungen, die durch kampf stattfinden sollten, zum beispiel beim kampf zwischen mann und frau, zur vorbereitung sechs wochen zeit zu gewähren. Möglich

ist es auch, dasz H. eine andre lesart vor sich hatte, wenigstens hat cod. B. nach Guest. s. 191 a:

que sel velt porchacier se puet
au meins iusqua XL. iors.

Bei H. 5774 schickt der schloszherr an stelle des erkrankten fräuleins vom schwarzen dorne seine eigene tochter aus, um Iwein zu suchen, bei Chr. 4822 ist es nur une autre pucele. Statt der genauen beschreibung des schlechten weges (Chr. 4837 ff.) schildert H. mit theilnehmenden worten die dadurch hervorgebrachte hilflose lage der jungfrau (5784 ff.); dem deutschen dichter kommt es überhaupt mehr darauf an, dem leser ein genaues bild der personen zu geben als der sachen. So hat H. auch die ankunft der jungfrau auf dem schlosze so kurz als möglich erwähnt (5795—811), Chr. ist auch hier wieder ausführlicher (4851—84).

Es ist wohl natürlich, dasz der schloszherr, dem Iwein vor wenigen tagen fünf kinder vom tode errettet hat, dies der jungfrau gegenüber erwähnt und sich nicht, wie bei Chr. 4902, begnügt zu sagen:

d'un mien anemi mortel
me vencha.

Hier ist H.'s darstellung naturgemäszer und innerlich wahrer (5840—51). Dankbar fügt der ritter am schlusz seiner lobrede auf Iwein hinzu:

5853. 54: er schuof mir michel êre
got pflege sîn swar er kêre.

Bei der begegnung der jungfrau mit Lunete macht sich H. desselben fehlers schuldig (v. 5899), den wir so eben (v. 4902) an Chr. getadelt haben. Hier (v. 4970—76) macht Chr. durch seine ausführlichkeit wieder gut, was er oben versäumt.

Ein psychologisch sehr richtiger zug, den beide dichter haben, ist das bangen der jungfrau, als sie nun dicht vor ihrem ziele steht; was aber Chr. nicht hat, das ist das kurze, sehr passend eingelegte gebet zu Gott (H. 5987—95), dasz er ihr im entscheidenden augenblick seinen beistand nicht versagen möge und sie das rechte wort finden lasse, um Iwein ihrer bitte geneigt zu machen. Daher auch

v. 6013: dô neic sî im unde gote.

Die kurze anrede der jungfrau bei H. (5996—6000) ist der situation angemessener, als die wie selbstlob klingende aufzählung der mühsale, die sie auf dem weg erduldet, bei Chr. 5049. — Dasz die jungfrau eine weite, ermüdende reise gemacht, sieht ihr Iwein bei H. schon an (v. 6005—7).

Auch ist es unnatürlich, dasz die jungfrau bei Chr. 5049—86 dem sie doch gar nicht kennenden ritter in einem athemzuge alles vorträgt, was sie von ihm wünscht, ganz abgesehen von dem etwas unzarten schlusz 5084:

or m'an responez, s'il vos plest,
se vos venir i *oseroiz*
ou se vos vos reposeroiz.
(H. 6060: swes iu nû sî ze muote,
des bewîset mich bî gote.)

Bei H. ist die rede getheilt, und die jungfrau trägt dem ritter ihr anliegen erst vor (6016—61), nachdem er sie (6009—12) direct dazu aufgefordert und ermuthigt hat. — Das abenteuer auf dem schlosz de pesme aventure steht so auszer allem zusammenhang mit der übrigen erzählung und leidet an so mancherlei unebenheiten, dasz wohl anzunehmen ist, dieses abenteuer habe ursprünglich nicht in die erzählung vom löwenritter gehört. In der that findet es sich denn auch nicht in dem mabinogi der dame von der quelle, das unsrer erzählung als älteste grundlage vorliegt. Eine besondere schwierigkeit bietet beiden dichtern die unterbringung der jungfrau, welche Iwein begleitet. Bei Chr. wird von anfang an keine notiz von ihr genommen, so v. 5123 hu! hu! maleureus, ou *vas?* Der sorgfältigere H. hat hier seinen vorgänger mehrfach verbessert; so erwähnt er die gefährtin Iwein's ausdrücklich 6105 und 6135. — Auch sucht H. den bei Chr. überall ohne angabe ihrer herkunft auftauchenden gestalten etwas mehr festigkeit zu geben, so sagt er uns doch wenigstens, woher die leute kamen (qui venir les voient, Chr. 5105):

al die in den strâzen
stuonden unde sâzen (6084—90).

Und ebenso von der frau, welche Iwein warnt (Chr. 5135):

diu waz ûz der stat geborn;
vür die sîn strâze rehte gienc,
als er den burcwec gevienc (H. 6126—28).

Die genaue beschreibung von dem armseligen aussehen der frauen (Chr. 5190—97) hat H. (6192—93), seinem ästhetischen zartgefühl folgend, uns erspart. Chr. gibt uns folgende beschreibung: manche der jungfrauen waren ungegürtet und ungeschnürt, an den brüsten und ellenbogen waren ihre kleider zerrissen, die hemden am hals waren schmutzig, die gesichter bleich vor hunger und elend. H. sagt nur: den wâren cleider untter lîp vil armeclîche gestalt. Auch nachher 6212—14 geht er nicht so in's detail wie Chr.

Dasz Iwein die grobheiten des pförtners so ruhig hingenommen haben sollte, wie er es bei Chr. 5217 (ne je ne quier, biax frere) thut, ist wenig wahrscheinlich. H. läszt daher dem pförtner eine derbere zurechtweisung zu theil werden (6258—63). Dasz sich jedoch Iwein durch die worte eines so geringen mannes, wie der pförtner ist, nicht in zorn bringen läszt, zeigt die kurze launige antwort (H. 6278), die er lachend gibt:

der riter sprach 'daz ist mir leit'
und gienc lachende dan.

Der kleine scherz, den H. 6294—96 über die geschwätzigkeit der frauen macht, entspricht so recht dem gutmüthigen, heiteren wesen des dichters. H.'s theilnehmender, mitleidsvoller character zeigt sich besonders bei der schilderung des eindrucks, den Iwein's ankunft auf die gefangenen frauen macht. Schon die verse H.'s 6221—33 drücken ein tieferes mitleid mit den armen aus als die Chr.'s 5199—203. Chr. 5236—38 sagt nur, dasz die frauen weinten, als der ritter eintrat; H. 6286—302 hebt ihre anmuth, ihr schamgefühl und ihr trotz allen äuszeren elendes doch höfisches benehmen in rührender weise hervor:

6297: wan dâ wonte in armuot
bescheiden wille unde guot.

Daher ist auch die anrede Iwein's an die jungfrauen bei H. 6304—18 ausführlicher und freundlicher als die wenigen worte Chr.'s 5239—41. v. 6406 fügt H. nach der rede der jungfrau noch hinzu:

nu erbarmet in ir ungemach
er siufte sêre unde sprach.

Chr. 5331 erwähnt von Iwein's mitgefühl nichts:

fet messire Yvains.

Der schlusz von der rede der jungfrau (Chr. 5317—29) fehlt bei H. nach 6406; auch ist kein grund vorhanden, weszhalb sie den ritter, der nach ihrer meinung doch unrettbar verloren ist, noch muthlos machen soll.

Seiner freude an der natur gibt H. v. 6436—39 und 6446—47 ausdruck:

diu schoene bluot, daz reine gras,
diu bâren im vil süezen smac.

Chr. 5353 spricht nur von dem vergier.

Bei Chr. 5358 liest die tochter des schloszherrn in I. romans, ne sai de cui, bei H. 6457 in einem wälschen d. i. französischen buche.

Hieran schlieszt H. die hübsche lobrede 6459—69: ouch mohte sî ein lachen etc.

Wenn Chr. 5368—78, um einen begriff von der schönheit der jungfrau zu geben, sagt: „der liebesgott würde sich selbst in sie verlieben, er würde aus seiner gottheit heraustreten und sich selbst das herz verwunden, so ist H.'s gedanke (6494—516), dasz ihre schönheit selbst die engel im himmel bezaubern würde, nicht minder schön.

Die begleiterin Iwein's, die dem dichter hier überall hinderlich ist, musz wohl in einem andern theile des gartens zurückgeblieben sein, v. 6428 (Chr. 5341. 42) kömmt sie mit in den garten, v. 6517 ist aber nur von vier personen die rede, von den beiden alten und den beiden jungen. H. erwähnt die jungfrau erst 6576 beim schlafengehen, Chr. erst 5445, als sie am folgenden morgen zur messe gehen.

Statt Chr.'s erzählung von dem reichthume des schloszherrn und der ehre, die man Iwein erweist 5413 ff., führt uns H. 6519—41 in ein freundliches familienleben ein. S. besonders die harmlose unterhaltung Iwein's mit der schönen tochter des hauses H. 6524—31.

Unserem helden wird bei aller güte, mit der man ihn überhäuft, doch unheimlich zu muthe (der antfanc ist ze süeze H. 6560. Chr. 5416). Auch erinnert er sich bei H. sehr natürlich an die schadenfreude des pförtners und die warnungen der gefangenen jungfrau.

v. 6663—69 schiebt H. den gedanken ein, dasz man dem keinen dank schuldig sei, der einen dienst erweise, ohne es gewollt zu haben. Nach dem kampfe, der bei H. wieder sehr abgekürzt ist, bietet der besitzer des schlosses dem siegreichen Iwein seine tochter zur gemahlin an (H. 6800. Chr. 5691 ff.). Dieser weist das anerbieten zurück, ohne jedoch bei Chr. die einfache antwort zu geben, die allen streit beendigen würde, dasz er bereits verheirathet sei. Er sucht vielmehr dieses geständnisz wiederholt zu umgehen mit ausdrücken, wie 5699 que je ne puis, ne je ne doi und

5719. 20. que volantiers la receusse
se je poisse ne deusse.

Ja er schiebt sogar, ohne sich freilich deutlich darüber auszudrücken, die ihn begleitende jungfrau als hindernisz vor (Chr. 5724—28. 40. 41). Was aber gradezu verletzend auf den leser wirkt, ist der umstand, dasz er, um nur loszukommen von dem alten herrn, sich erbietet, seine tochter später zu heirathen; freilich fügt er v. 5745 schlau hinzu, se j'onques puis, aber dennoch scheint es mir eines edeln ritters unwür-

dig, sich auf diese listige weise aus der affaire ziehen zu wollen. H. verdient hier entschieden lob dafür, dasz er seinen helden von diesem häszlichen characterzug freihält. Schon 6515 hat er Iwein's liebe zu Laudine uns wieder ins gedächtnisz zurück gerufen, gewissermaszen um uns darüber zu beruhigen, dasz die schönheit der jungfrau den ritter nicht zum treubruch verleiten könne:

> ern erkunte sît noch ê
> âne sîn selbes wîp
> nie süezer rede noch schoenern lîp.

An unsrer stelle 6802 ff. sagt er dem schloszherrn aber ganz offen, dasz „eins andern wîbes minne“ ihn ganz gewonnen hat:

> wand ich niemer werden kan
> staete deheinem wîbe
> wan ir einer lîbe
> durch die mîn herze vreude enbirt.

Die antwort des wirthes auf Iwein's ehrliche erklärung fällt daher auch weniger hart aus (H. 6828—33), und beide scheiden in frieden von einander. Bei Chr. dagegen erhält Iwein eine barsche erwiderung (5742 –62), und der schloszherr sagt ihm ganz deutlich, dasz er an seine worte nicht glaube, eine beleidigung, die, so schwer sie für einen ritter auch ist, Iwein doch ganz ruhig hinnehmen musz. H. hat hier seinem helden eine würdigere und seinem früheren auftreten angemessenere rolle zuertheilt.

Den herzlichen abschied der jungfrauen von ihrem erretter (H. 6858—66), sowie ankunft und empfang Iwein's beim fräulein vom schwarzen dorn (H. 6876. Chr. 5811—31) hat H. kürzer dargestellt als Chr. — H. eilt hier, alle unnöthigen unterbrechungen vermeidend, seinem nächsten ziele, dem kampfe Iwein's mit Gawein, zu. Aus demselben grunde hat er auch den versuch der ältern schwester ausgelassen, die den könig Artus um die none (Chr. 5881 – 900) bestimmen will, ihr das ganze erbtheil zuzusprechen, da ihre jüngere schwester noch nicht gekommen sei. Rauh fährt sie der könig an und befiehlt ihr, zu warten und sich seinen befehlen zu fügen (5904 – 10), die jüngere schwester dagegen empfängt er freundlich und zuvorkommend (Chr. 5925: or avant, bele, dex vos saut!) H. hält den könig, als über den parteien stehend, besser von derartigen nicht ganz vorurtheilsfreien äuszerungen fern. Die anrede der jüngeren schwester an Artus (Chr. 5935—82), sowie die unterredung beider schwestern hat H. theils gar nicht, theils ganz kurz wiedergegeben (6918 ff.). Statt die-

ses unerquicklichen zwiegesprächs, in welchem bei Chr. die ältere schwester überaus lieblos und hart, die jüngere fast unglaublich mild und versöhnlich erscheint (vgl. Chr. 5970 ff. und 5947 ff.), stellt H. 6932—7014 eine an tiefen gedanken reiche, von inniger theilnahme zeugende betrachtung an über die wichtigkeit des bevorstehenden kampfes und über das verhältnisz der beiden kämpfer zu einander.

Die folgende trockne reflexion Chr.'s (5997—6097) hätte H. lieber fortlassen sollen; dasz er sie dennoch wiedergibt (7015—74), ist um so unnöthiger, als er die wesentlichsten gedanken derselben schon früher angebracht hat.

Um die eintönigkeit der stets wiederkehrenden kampfbeschreibungen zu vermeiden, fügt H. den bei Chr. nicht vorhandenen zug von den knappen, die unter lärmen und rufen die speere herbeibringen, hinzu (H. 7106—12). — Den durch Chr. 6240—54 angeregten gedanken vom entleihen und zurückzahlen der schläge führt H. in den kunstvollen, mit reichen reimen durchwebten versen 7146—70 schön durch, jedoch wirkt die weiterführung dieses gedankens bis 7227 ermüdend auf den leser.

H. 7291—320 hat einen sehr edelmüthigen zug zur characteristik der jüngern schwester hinzugefügt. Seine worte scheinen hier an schönheit dem edlen gedanken, den sie ausdrücken, nachzueifern. Als nämlich die jungfrau die fast übermenschliche anstrengung der beiden tapfern ritter sieht, da fällt es ihr schwer auf's herz, dasz um ihretwillen einer von ihnen das leben verlieren soll. Sie will daher auf ihr erbtheil verzichten, s. H. 7297:

diu edele und diu schoene
diu gewizzen, diu unhoene,
diu süeze, diu guote,
diu suoze gemuote,
diu niuwan süezes kunde
mit rôtsüezem munde
lachte sî die swester an etc.

Chr. 6179—80 lehnt es der könig mit kurzen, fast hart und theilnahmlos klingenden worten ab sich für beendigung des kampfes zu verwenden. H. 7338 ff. erklärt uns aber diese scheinbare härte des königs in angemessener weise; er wollte sich nicht in's mittel legen, weil er die jüngere schwester, die auf ihn ihr ganzes vertrauen gesetzt hatte, nicht um ihr rechtmäsziges erbtheil bringen wollte.

Die von H. 7358—68 hinzugefügte rechtfertigung des gesprächs der beiden gegner ist völlig angemessen; denn ohne erklärung würde

es uns immerhin auffällig erscheinen, dasz zwei männer, die den tag über auf das erbittertste einander nach dem leben getrachtet haben und den kampf am andern tage fortsetzen wollen, sich in der zwischenzeit unterreden, als ob fast gar nichts vorgefallen wäre.

Die der erkennung vorausgehende unterredung Iwein's und Gawein's (H. 7378—7470, Chr. 6227—68) ist bei H. sorgfältiger gearbeitet und reicher an zügen ritterlicher, edler und bescheidner gesinnung als bei Chr.; jedoch ist der eindruck, den die nennung von Gawein's namen auf Iwein macht, bei Chr. 6260—74 mit einer lebhaftigkeit und naturwahrheit geschildert, welche das ungerechtfertigte von Iwein's ruhiger, fast matter antwort bei H. 7471 ff. nur noch mehr hervortreten läszt, wenngleich es ein sehr treffender zug bei H. ist, dasz Iwein zuerst seinen ohren nicht zu trauen wagt und (7471) Gawein's namen noch einmal wiederholt. Uebrigens holt H. bald das versäumte nach: v. 7484—504 schildert er uns auf das eingehendste in schöner sprache die innige freude der beiden sich unter so seltsamen umständen wiederfindenden freunde. Chr. sagt uns zwar auch, dasz die freunde sich umarmen und küssen (6302), aber doch ist es unnatürlich, dasz er zwischen das wiedererkennen und die umarmung noch den streit darüber einschiebt, wer von beiden gesiegt habe. Er hätte ihn hier um so eher fortlassen sollen, als er dieselbe scene nachher (Chr. 6334—56) in gegenwart des königs wiederholt. H. hat mit richtigem gefühl den edelmüthigen streit der freunde erst vor sich gehen lassen (7523), nachdem sich die erste aufregung über das so wunderbare zusammentreffen gelegt hat. H. hat die an und für sich nicht unpassende entschuldigung der älteren schwester, dasz ein weib manches in der übereilung sage, ohne es gewollt zu haben, wohl etwas zu weit ausgedehnt (H. 7674—84). — Wie vorsichtig geht Lunete (H. 7896—918) zu werke, um ihrer herrin den eid abzulocken: erst durch schmeichelei, dann mit scheinbaren vernunftgründen Laudinen umgarnend erreicht sie ihren zweck. Die bescheidenheit und treue dankbarkeit Luneten's hebt H. zuletzt noch einmal besonders hervor 7999—8005:

ez verdienten niemer tûsent wîp
die gnade dier mir habt getân.

H. 8035. 36 entschuldigt sich die sittige Laudine, dasz sie zu dem ritter gehe:

daz sî: wan ich bedarf sîn,
er gieng nâch mir, bedorfter mîn.

H. 8069 erinnert Lunete vorsichtig ihre herrin noch einmal an den geleisteten eid, auch bereitet sie sie mit den worten 8067. 68:

sone sol iuch dan kein ander nôt
gescheiden nimmer âne der tôt.

auf das folgende vor.

H. fand offenbar die versöhnungsscene bei Chr. (6718—86) zu kühl und zu gezwungen; er läszt daher v. 8121—35 bei Laudine plötzlich die alte liebe wieder durchbrechen; Laudine bereut ihre frühere härte und bittet Iwein fuszfällig um verzeihung wegen derselben. Erst jetzt sind auch wir von der aufrichtigkeit ihrer versöhnung überzeugt; die liebe beider gatten gibt uns die beruhigung, dasz ihr ferneres leben ein so glückliches und frohes sein werde, wie es uns der dichter (H. 8139—47) mit beredten worten schildert.

Dasz H. mit dem schluszvers 8166: „got gebe uns saelde und êre“ zu dem am anfang seines gedichtes ausgesprochenen gedanken zurückkehrt und so noch einmal an den zweck seines werkes erinnert, hat Benecke anm. p. 257 treffend hervorgehoben.

Da ich in der vorstehenden vergleichung bei jedem unterschiede den grund, aus welchem H. die betreffende änderung gemacht hat, angegeben habe, so bleibt mir nur noch wenig hinzuzufügen. Nach abzug dessen, was wir als H.'s eigenthum erkannt haben, bleibt für Chr. noch ein groszer reichthum poetischen verdienstes; was wir aber H. nicht absprechen können, ist, dasz er seine arbeit mit tiefem ernste aufgefaszt und mit sorgsamem fleisz durchgeführt hat. Nie hat er willkürlich geändert, gewissenhaft hat er an der überlieferung festgehalten, so lange es ihm sein deutsches und sein poetisches gewissen erlaubten. Der beste beweis dafür ist, dasz unter allen abweichungen, die wir bei ihm finden, auch nicht eine ist, für die wir nicht einen hinreichenden grund aufgefunden hätten.

Chr.'s gedicht hat noch etwas von der eigenthümlichkeit der bretonischen lieder, denen er wahrscheinlich seinen stoff entnommen hat; seine charactere sind noch natürwüchsiger, rauher, oft nur in den hauptzügen gezeichnet; kämpfe und festlichkeiten, äuszere pracht und herrlichkeit erregen das besondere interesse des Franzosen; er liebt das wunderbare, groteske, ja es kommt ihm manchmal wenig darauf an, ob seine schilderung poetisch und ästhetisch schön ist, wenn sie nur das staunen und die verwunderung des lesers erregt. Wenn wir freilich bedenken, dasz Chr. wahrscheinlich der erste war, der den umfang-

reichen stoff im zusammenhange poetisch darstellte, so können wir sein verdienst nicht hoch genug anschlagen. Andrerseits hat aber H. alles das gethan, was ihm sein grosser vorgänger zu thun übrig gelassen hat. Seine änderungen beruhen, wie ich so eben angedeutet habe, hauptsächlich auf zwei gründen. Erstens war H. ein Deutscher. Daraus sind die meisten seiner abweichungen in den frauencharacteren zu erklären, daraus die so bedeutend tiefere und ernstere auffassung seiner charactere überhaupt. Es ist deutsche frauenwürde, deutsche liebe und treue, die er in Laudine und Lunete schildert, und deutsche innigkeit und zartheit herrscht in seiner ganzen erzählung. Auch die freude an der schönen natur, an wiese und wald und vogelgesang ist eine specifisch deutsche. Seinem deutschen wesen entspringt auch die lust an der belehrung, das streben zu philosophiren und motiviren, die neigung zur reflexion, die freilich, wie wir oben öfter erwähnt haben, sich manchmal auch in trocknen, moralisirenden betrachtungen äuszert. Ferner ist H. aber ein höfischer dichter; er dichtete für ein publicum, das, mochte es auch im leben nicht immer eine so strenge moral befolgen, doch von der dichtung verlangte, dasz sie die grenzen des schicklichen, wenigstens in den worten, nicht überschritte und vor allem nichts brächte, was das gefühl unangenehm berühren oder gar abstossen könnte. Diese höfische sitte hat H. streng gewahrt, oft hat er harte ausdrücke und rauhe züge gemildert oder entfernt.

Die noch übrigen verbesserungen, die H. gemacht hat, haben wir seinem gesunden sinne und seinem feinen poetischen gefühl, sowie seiner gewissenhaften sorgfalt zu verdanken. Er ist ein feiner kenner des menschlichen herzens, bis in die kleinsten züge ist seine psychologische darstellung richtig und naturgetreu, und gerade hierin überragt er Chr. oft; er scheidet das wesentliche vom unwesentlichen, während Chr. oft wichtiges und unwichtiges in gleicher ausführlichkeit neben einander stellt; Chr.'s übertreibungen führt er auf das richtige masz zurück, er tilgt äuszere und innere unwahrscheinlichkeiten und unebenheiten der erzählung und macht seine darstellung flieszend und gefällig, indem er ordnung und übersichtlichkeit herstellt, directe und indirecte rede angemessen vertheilt und die übergänge zu vermitteln sucht nicht nur durch das äuszere band der worte, sondern auch durch das innere der gedanken.

Hiernach werden wir, wenn wir auch Lachmann's ansicht, dasz Chrestien dem deutschen dichter nur den rohen stoff gegeben, im allgemeinen nicht gelten lassen, obwohl sie an einzelnen stellen gewisz zu rechtfertigen ist, Hartmann nicht nur ein bedeutendes übersetzungstalent zuschreiben, sondern auch anerkennen, dasz er den ihm vorliegenden stoff in freier, künstlerischer weise verarbeitet und durch eignes genie zu dem gemacht hat, was er ist: zu dem musterwerke unsrer mittelalterlichen kunstepik.

Berlin. Dr. Güth.

Ueber Gemination und Reduplication
in den Volksmundarten und in der Kindersprache.*

„Reduplication im weiteren Sinne gehört zu den ältesten und am weitesten verbreiteten Versuchen von Wortbildung . . .“ ** Da „die Sprache als eine fortschreitende Arbeit erscheint, . . . weil sie anfangs unvollkommen war,“ *** so tragen diese Versuche, weil sie der Kindheitsperiode der Sprache angehören, auch gewissermassen den Stempel der Unvollkommenheit und Unbeholfenheit an sich. Und in der That ist es eine allgemein bekannte Erscheinung, dass bei fortschreitender Entwicklung einer Sprache die reduplicirende Wortbildungsform immer mehr und allmählich ganz verschwindet. Auf zwei Gebieten jedoch hat dieses naturwüchsige Element der Naivität aus der Urzeit so feste Wurzel gefasst, dass es sich wohl schwerlich jemals vertilgen lassen wird; es sind dies die Volksmundarten in ihrer grossen Mannigfaltigkeit einerseits und die Sprache der Kinder in ihrer allenthalben und allzeit übereinstimmenden Einfachheit andrerseits. — Es wird daher von besonderem Interesse sein, mit specieller Berück-

---

* Da obiges Thema ursprünglich den Stoff zu einem Vortrag bildete, welcher auf der am Osterdinstag d. J. zu Düsseldorf stattgefundenen Schulmänner-Versammlung gehalten wurde, so ist selbstverständlich in vorliegender Arbeit für Ausführlichkeit nach Inhalt und Form in grösserem Maasse als es dort geschehen konnte, Sorge getragen, und zwar mit steter Beziehung auf den unlängst in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz: „Die Kindheit der Sprache mit Rücksicht auf die Sprache der Kindheit.“

** Tobler: Wortzusammensetzung, pag. 7.

*** J. Grimm: Ursprung der Sprache, pag. 32 u. 33.

sichtigung dieser beiden Sprachgebiete, namentlich des letzteren, den Wirkungskreis der Reduplication von der einfachsten Urform an zu untersuchen. Demnach werden sich folgende drei Gesichtspunkte der Besprechung darbieten:

a) die reine Gemination,
b) die sogenannte scheinbare Reduplication,
c) die Verbalreduplication.

Unter reiner Gemination verstehen wir die unverkürzte Wiederholung ganzer Wörter. „Man beobachte," sagt Steinthal,* „ein gesundes Kind in der Zeit des Sprechenlernens . . .; nicht nur alle Glieder sind in fortwährender Bewegung, sondern . . . es spricht (auch) seine Worte gewöhnlich zwei-, dreimal aus . . ." Diese Erscheinung beobachten wir ebensowohl im Affecte der Freude, als auch des Zornes beim Kinde. Zur Erklärung lässt sich wohl Folgendes in Erwägung ziehen: Es fehlen dem Kinde, weil es eben das Sprechen noch erst lernt, die nöthige Zungengeläufigkeit, der zur Mannigfaltigkeit des Ausdrucks erforderliche Wortvorrath und das Verfahren des dazu gehörigen logischen Erörterns. Um dieses alles genügend zu ersetzen, sucht das Kind ausser der Wiederholung noch ein zweites Aequivalent in der Betonung. Es steigert im Wiederholen der Worte seine Stimme, um gleichsam der kleinen Brust Luft zu machen oder auch um das gleichsam taube Ohr der anwesenden Erwachsenen zur Theilnahme zu zwingen. — Eine ähnliche Beobachtung machen wir in der volksthümlichen Umgangssprache. Es ist derselben sehr geläufig, die reine Wiederholung in Anwendung zu bringen, die, wie bei dem Kinde, besonders im Affecte der Freude, des Schmerzes, des Zornes etc. sich fast ausschliesslich auf Bejahungen, Verneinungen, Imperative und ähnliche Ausdrucksweisen beschränkt. Dabei wird jedoch der Unterschied festzuhalten sein, dass das Kind seine unvollkommen hervorgebrachten Worte wiederholt, weil es nicht erörtern kann, der Erwachsene dagegen seine Wiederholungen mit besonderer Prägnanz und Deutlichkeit hervorhebt, weil er nicht erörtern will. Jedenfalls drückt die in beiden Fällen angewandte Gemination eine Steigerung aus. Diese Art der Steigerung ist uns bekannt aus der Kindersprache, „wie

* Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, V. Bd., 1tes Heft, pag. 78.

sie von Erwachsenen affectirt wird und auf die Sprachweise der Kleinen (wieder) influirt, z. B.

> Will steigen auf Bulemanns Haus,
> Will sich holen eine fette, fette Maus.“ *

Sie ist uns bekannt aus der italiänischen Umgangssprache (stava in ginocchioni delle hore intiere intiere, casa grande grande, bocca piccola piccola etc.), und am meisten ist sie uns geläufig in der Sprache der Volkspoesie. Hier wird durch die Ueberschwänglichkeit der Gedanken und Gefühle der Redefluss gleichsam unterbrochen, so dass andre, neue Worte nicht sofort zur Geltung kommen und die zuletzt hervorgehobenen und betonten sich unwillkürlich wiederholen und so durch die ebenso unwillkürlich gesteigerte Betonung grössere Wirkung hervorrufen. — Während dieser Erklärungsgrund zugleich für Steigerungsgeminationen in der Prosa giltig ist, tritt für die Poesie noch der wichtige Umstand hinzu, dass Wiederholungen ganzer Wörter, Verse, letztere als Refrain, und gar ganzer Strophen, der Melodie, des Rhythmus halber eintreten, ebenso wie die Ablautformeln der Kinderlieder. Sehen wir Refrainformen von Volksliedern beliebiger Nationen an, wir werden geminirende oder ablautende Reduplicationsformen finden. Und wenn Diez** in Bezug auf die Kindersprache häufige ablautende Reduplicationsformeln, wie *ninna* — *nanna* u. a. als „gewöhnlich über den Grenzen der Etymologie liegend“ bezeichnet, so möchte in Bezug auf Refrainformen das bei Mahn*** besprochene sp. *lelo* den Beweis liefern, dass diese der etymologischen Forschung nicht geringere Schwierigkeit bieten. Näher indess hierauf einzugehen, ist hier nicht am Orte; verfolgen wir daher den Wirkungskreis der Reduplication in seiner grossen Ausdehnung weiter. Dieselbe begnügt sich nicht damit, einfach nur eine Stütze des Rhythmus zu sein, sie greift weiter um sich und bemächtigt sich, nachdem sie eine Menge von Doppelbewegung bezeichnenden Ablautformeln geschaffen, ganz bestimmter Begriffe, für welche sie in den zahlreichsten Variationen die Bezeichnungen schafft. Im engen Anschluss an die eben erwähnten

* Zur Philosophie der Kindersprache, von Agathon Keber, Halle a. S. 1868, pag. 63; ein Büchlein, welches wir nicht erwähnen dürfen, ohne auf den grossen und mannigfaltigen Reichthum an Material für das Studium der Kindersprache aufmerksam zu machen, welches der Verfasser mit Fleiss und feiner Beobachtung gesammelt hat.

** Etym. Wört. I. 291.

*** Etym. Untersuchungen, p. 58.

Doppelbewegungsformeln liefert sie uns die charakteristischen Bezeichnungen des Schwankens. Und wieder ist es die Kindersprache, welche zur Aufklärung herzugezogen werden darf. Die in derselben geläufigsten Ablautformeln beziehen sich auf die Wiege, die Schaukel und die Glocke. Und durch lautliche Nachahmung von Doppelbewegung sehen wir Wörter entstehen, wie das gr. βαμβαίνω, Τάνταλος, der durch Hin- und Herwinden des Körpers und des Geistes Gequälte,* das franz. *dand*in, das deutsche „*tänd*eln" u. v. a. — In dem früheren Aufsatze haben wir ebenfalls bereits der Begriffe des Lallens und des Stotterns erwähnt. Diese Begriffe sind insofern besonders zusammen zu stellen, als hier von Nachahmung durchaus nicht Rede sein kann, als die Kindersprache nicht freiwillig reduplicirende Formen schafft, sondern durch natürliche Bedingungen gezwungen, ihre ersten Versuche des Ausdrucks dem Gesetze der Reduplication so zu sagen unterwerfen muss. Der Weg aber, auf welchem solche Verdoppelungsformeln aus der Kindersprache in die Sprache der Erwachsenen sich Eingang und dauernden Gebrauch in derselben verschafft haben, liegt einfach in dem durch die zwingende Nothwendigkeit bedingten Verkehr Erwachsener, namentlich der Weiber, deren Einfluss auf die Sprache nach Max Müller viel grösser ist als der der Männer, mit den Kleinen. Und so erschliesst sich denn auf ganz erklärliche Weise der Reduplication ein fast unübersehbares Gebiet, das sie mit ausgedehnter und nachhaltiger Wirkung bearbeitet hat von jeher und noch bearbeitet. Versuchen wir die dem Leben der Kinder und der naturwüchsigeren Volksschichten, die aus begreiflichen Gründen die Kinderjahre ihrer zahlreicheren Sprösslinge weit anhaltender selbst überwachen müssen, entnommenen oder nahe liegenden Begriffe einigermassen übersichtlich zusammenzustellen, — und wir werden zugeben müssen, dass der wirklichen und der von Erwachsenen affectirten Kindersprache bei weitem mehr Einfluss auf die Verdoppelungsform zugestanden werden muss, als der etwa gelegentlich, wie bei den Körpertheilen, auftretenden Zwei- oder Mehrzahl des natürlichen Vorhandenseins. Wenn Tobler** sagt: „Zunächst fliessen daraus (aus dem Princip der Reduplication)

* J. Wetter's Mythus vom Atlas, Mainz 1858, pag. 48 — 50, wo eine Menge solcher Wörter treffend und höchst sinnreich zusammengestellt sind.

** Wortzusammensetzung, pag. 9.

in den Natursprachen eine Menge Namen von Körpertheilen, besondere wenn diese in paariger oder in vielfacher Zahl (wie Haare und Zähne) vorkommen; dann folgen Namen für Familienglieder, und zwar nicht bloss aus der Kindersprache“ . . . — so möge es uns gestattet sein, zur Begründung des vorwiegenderen Einflusses der Kindersprache Einiges in Erwägung zu ziehen. Zunächst stützen wir uns auf eine Abhandlung „Ueber die Benennung der Körpertheile bei den Indogermanen“ von Dr. Carl Pauli * in Stettin, aus welcher wir folgende Beispiele anführen, wo entschieden die Zahl des Vorhandenseins nicht mitgewirkt haben kann: *ghi-gh*va Zunge (pag. 12), für Kehlkopf, Luftröhre, Speiseröhre die Formen lit. *g*er*k*le, ahd. *qu*ërca, nord. *kverk* (pag. 13), *k*u*k*si Bauch (pag. 16), lit. *b*am*b*a Nabel (eod. *lc.*) und *mama*sa Fleisch (pag. 25). Grade dieses letzte Wort spricht um so mehr zu Gunsten der Kindersprache, als es, wie Pauli ganz ausdrücklich hinzufügt, Fleisch als Speise bedeutet. Reduplicirende Bezeichnungen für Speisen und Getränke sind in grosser Anzahl sowohl in der Kindersprache vertreten, als auch aus derselben in die Sprache der Erwachsenen übergegangen, was aus vielen, theilweise in dem früheren Aufsatze besprochenen Stellen aus Diez, wenn nicht gradezu geschlossen, doch vermuthet werden darf. So stellt Diez, — um noch das eine anzuführen — Gramm. I. pag. 11. vinibua zusammen mit dem Naturausdruck der Kinder, der also in diesem Beispiele der Sprache der Erwachsenen angehört. — Mag auch dies nicht als schlagender Beweis dienen, so werden wir dem Gesetze der Reduplication in der Unbeholfenheit der Kindersprache noch andre Seiten der Wirkungskraft abgewinnen, die mit den bis jetzt erwähnten vereint, doch für diese Versuchssprache der Kleinen bedeutend in die Wagschale fallen dürften. An die so eben besprochenen Körpertheile schliessen sich enge an die Bezeichnungen für körperliche Verrichtungen. Wenn auch hier die Ableitung aus der Zweizahl durch das goth. *gagg*an (gehen) gleichsam Bestätigung findet, so möchte es doch fast scheinen, als ob die lautliche Nachahmung der Thätigkeit dabei mehr mitgewirkt wie auch in „*g*ur*g*eln“ u. a. der unedleren thierischen Verrichtungen gar nicht zu gedenken. — Für Kleidungsstücke, die in der früheren Arbeit bereits erwähnt sind, führen wir hauptsächlich wegen der etymologischen Schwierigkeit, die sich bei reduplicirenden

* Berlin 1867. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

den Wörtern, wie wir oben gesehen, leicht einstellt, aus Diez' Et. Wört. I. 170 span. *far*fala und I. 177 ital. *pelp*a an. Als Beispiel zu den ebenfalls schon angedeuteten Haus- und Küchengeräthen bietet sich das nicht leichter etymologisch zu erklärende *marm*ita (Diez, I. 266) dar. Diez führt es zurück auf die marmite des pauvres, Armensuppe, also eine Speise, und dies wieder auf einen das Sieden des Wassers nachahmenden Naturausdruck. — Von Bezeichnungen für Musikinstrumente und Tanzweisen heben wir hervor Diez I. 214 it. *giga* (zugleich mit Doppelbewegung bezeichnendem Ablaut) vom mhd. *gîg*en, in zitternde Bewegung setzen, woraus hervorgeht, dass die Nachahmung entweder der Armbewegung oder des Taktes hier stattgefunden, wie es ähnlich sein wird mit tam-tam, can-can, fanfare u. a. — Wie mit den Musikinstrumenten Handwerksgeräthe sich berühren, beweisen bei Diez: arpa I. 33 und accia I. 5. —* Den Verwandtschaftsnamen wie *Papa*, *Mama*, *Tante* u. s. w. brauchen wir hier keine besondere Stelle mehr anzuweisen. Und zum Schluss dieser reduplicirenden Begriffskategorien nur noch ein schlagendes Beispiel für die metaphorische Verwendung von Doppelbewegung nachahmenden Bezeichnungen: Wie *gig*a von *gîg*en, so ist unser „*Geck*“ von mhd. *gag*en, sich hin- und herwiegen, abzuleiten, also ganz genau übereinstimmend mit dem französ. *dand*in von *dand*iner (Diez, II. 262). — Hiemit wären nun diese Begriffskategorien zwar noch nicht erschöpft; denn Tobler erwähnt an oben bezeichneter Stelle auch noch der Farben. Indess lassen wir sie vorläufig abgeschlossen sein, um eine Erscheinung zur Sprache zu bringen, die bereits früher Erwähnung verdient hätte.

Es ist die an zweiter Stelle zu besprechende von Diez** so genannte scheinbare Reduplication. „Die Sprache setzt,“ sagt er, „die organenverwandten (zuweilen selbst unverwandten) Anlaute zweier auf einander folgenden Silben gleich; z. B. ital. *C*i*c*iglia für *S*iciglia, fr. *ch*er*ch*er für *c*ercher . . . Auf diese Weise entsteht für das Gehör eine Art Reduplication . . . Die der Sprache der Kinder abgelernte Gemination (fr. bobo, dodo) hat nur in Volksmundarten Wurzel gefasst.“ Wo der Hauptberührungspunkt zwischen Kinder- und Volkssprache also liegt, ist hier deutlich genug ausgesprochen; ein Beweis mehr da-

* Man vergleiche ferner Rockholz' Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel, pag. 77: Gîge = grosse Waldsäge.

** Etym. Wört. Vorrede, pag. XXIV.

für, dass die in Bezug auf die Zwei- oder Mehrzahl des natürlichen Vorhandenseins nothwendig eintretende Reflexion beim Schaffen von lautlichen Bezeichnungen in den Hintergrund gerückt wird gegenüber der im liebkosenden Verkehr mit den Kleinen, mit einer gewissen Vorliebe und absichtlichen Betonung nachgeahmten organischen Unvollkommenheit der Kinderwörter. Bringen wir aber die hier so nachhaltig geschilderte Wirksamkeit der Reduplication mit der in der Vorrede unter 2 und 3 bezeichneten, von Diez so genannten „kleinen Gefühlsäusserungen der Sprache“ in Vergleich, wo einerseits durch Dissimilation, wie vague für gague u. s. w. der Wirksamkeit der Reduplication entgegengearbeitet, andrerseits durch Vereinfachung oder Abwerfung, wie franz. gourde von cucurbita u. s. w. dieselbe gradezu aufgehoben wird, — so müssen wir unwillkürlich in diesen Aeusserungen die Anstrengungen eines gewaltigen Kampfes erkennen, in welchem dies uralte Gesetz der Verdoppelung gegen die in Folge der durch das beständige Wachsthum der Sprache, also die in Folge der Bequemlichkeit eintretenden eigenmächtig wirkenden Modificationen theils siegt, theils unterliegt. Und aus diesem Kampfe mussten denn naturgemäss Formen hervorgehen, denen man auf den ersten Blick die Wunden und Verstümmelungen, die sie erlitten, ansehen kann. Dazu gehören denn auch reduplicirende Wörter mit ursprünglich rein lautender muta, in denen später Undeutlichkeit auftritt durch Verwischung der media, tenuis und aspirata unter einander. — Am meisten verschont geblieben sind in diesem ewigen Weltkampfe die Volksmundarten und besonders die Kindersprache; die ersteren, weil ihre Gebiete nicht von den breiten Heerstrassen der Civilisation durchzogen werden, die letztere, weil sie auf einem geweihten Boden unveränderlich und unantastbar gedeiht, auf welchem so manche geheiligte Erinnerung an die dunkle Vorzeit des Menschengeschlechts geheimnissvoll und unversehrt erhalten ist. „Das (in so vielen Sprachen gebräuchliche) Kinderwort papa,“ sagt Diez,* „ging im Französischen nicht in pape oder pève über, weil es als Gemination pa-pa behandelt ward, welche die Kinder lieben“ ... Ebenso unversehrt ist das altlateinische tata, gr. τάτα, bis heute geblieben.** Und wie wir vorhin aus Diez erfahren, sind es grade die Geminationen der Kinder, welche ihrer Sprache abgelernt, in den Volksmundarten Wurzel gefasst haben.

---

* Etym. Wört. I. p. 303.
** Eod. I. 405.

Die Sprache der Civilisation aber liebt es, nach dem eben erwähnten Princip der Bequemlichkeit und sicher auch der Zeitgewinnung* Vereinfachung herbeizuführen, namentlich durch Abwerfung „des einen von zwei gleichen sich folgenden Elementen," ** also Vereinfachung der Reduplication. Und diese Erscheinung bietet der Untersuchung an dritter Stelle ein ausgedehntes Gebiet, das hier nur in allgemeinen Grundzügen erörtert werden kann.

Es ist die Verbalreduplication. — Haben wir es hier weniger mit der Kindersprache und den Volksmundarten an und für sich zu thun, so führt uns doch die zu allen Zeiten sich gleich gebliebene und ferner sich gleich bleibende Vorliebe derselben für die Reduplication gleichsam an einem sicheren Faden bis in die dunkle Vorzeit und Kindheit der Sprache. Und hier haben wir den Ursprung der Erscheinung zu suchen, von welcher J. Grimm *** sagt: „Ausser Bezeichnung der Vergangenheit durch ein Hilfswort trat zu gleichem Zwecke auch ein Wiederholen der Wurzel oder Reduplication derselben ein, da das Vergangene natürlicherweise im Wiederholen seinen Ausdruck findet." — Versuchen wir in den Sinn dieser letzten Worte etwas tiefer einzudringen. — Ein zur Zeit der Ursprache Lebender möge einem andern klar machen, dass er z. B. (ein Thier) getödtet hat. Die Wurzel für den Begriff „tödten" ist mar. Er würde also, um das Getödtethaben zu bezeichnen, mar-mar sagen. Wie ist dieser Vorgang zu erklären? — — Da unser Existiren ein unaufhaltsames Fortschreiten mit der Zeit ist, wobei wir unmöglich zu irgend einem Momente des Vorüberseins faktisch so zurückkehren können, dass wir handelnd auftreten, so schafft uns die Vernunft — denn ohne Vernunft kein Denken und ohne Denken kein Sprechen — den Weg, auf welchem sie uns zu jenem einmal schon erlebten Zeitpunkte zurückführt, und zwar so, dass wir ihn geistig noch einmal als Gegenwart vor uns haben und geistig dieselbe Handlung zum zweiten Male ausführen. Demnach ist das erste mar als Präsens der Handlung aufzufassen, und das zweite im unmittelbaren geistigen Zusammentreffen mit

* Gewisse Stände haben heutzutage im geschäftlichen Correspondenzstil ihre stereotypen Verkürzungen, wie z. B. die Kaufleute in der durchweg angewandten Auslassung der ersten Person sing. und plur. des persönlichen Fürworts.

** Schleicher: Deutsche Sprache, pag. 157.

*** Ursprung der Sprache, pag. 46.

dem ersten als Präsens der Erinnerung. Präsens der Erinnerung aber ist nichts Anderes als Präteritum der Handlung. — Inwieweit dieser Erklärungsversuch der Worte Grimm's der Verbesserung oder Berichtigung bedarf, wollen wir dem schärferen Urtheile erfahrener Kenner gerne anheimstellen. Jedenfalls kennzeichnet sich die Reduplication durch den auf verbalem Gebiete nothwendigen und unerlässlichen Denkprocess, mag er nun auf die eben bezeichnete oder eine andere Weise vor sich gehen, als auf der höchsten Stufe ihres Wirkens stehend. Hier ist es nicht mehr momentanes, geistloses Nachahmen von Naturlauten, worin sie sich bewegt, sondern sie tritt dem menschlichen Geiste unermüdlich als willkommenes und wirksames Hilfsmittel an die Hand, der lautlichen Ausdrucksweise das ganze Gebiet der Vergangenheit eröffnend. Hierzu stimmen ganz treffend die Worte M. Müller's:* „Es ist eine Thatsache, dass alle Präterita aller sogenannten starken Verba im Griechischen und Sanskrit durch Reduplication gebildet werden, indem die Reduplication ein Hauptmittel war, durch welches den Wurzeln ein verbaler Charakter verliehen wurde." — Und wie verhält es sich mit den sogenannten schwachen Verben? Statt der Wiederholung der Wurzel tritt neben der einfachen Wurzel dasjenige Zeitwort auf, welches so zu sagen den Allgemeinbegriff aller Verben enthält, das Zeitwort „thun,"** so dass im Grunde genommen wir ganz dieselbe Sache vor uns haben. — Und bis auf den heutigen Tag ist diese Erscheinung in unsern germanischen Sprachen noch ziemlich erkennbar, und das Zeitwort „thun" scheint demnach das erste und älteste Hilfsverb zu sein. Die Reduplication aber ist in Folge der oben erwähnten Principien allmählich geschwunden. Und dass die Ablegung eines so wichtigen Sprachbildungsmittels nicht Folge der Neigung oder Willkür etwa eines einzelnen sich Bahn brechenden Volksstammes ist, sondern sich als eine Erscheinung von allgemeiner Geltung charakterisirt, geht hervor aus Diez' (Gramm. II. 128) Worten, wo er sagt, „dass hierin das Romanische mit dem Deutschen und Neugriechischen übereinstimme, dass die Reduplication sich schon im Lateinischen auf dem Wege des Verfalls befand . . . dass endlich die letzten Reste dieser wichtigen Form, die man auf verschiedene Weise zu ersetzen suchte, verschwanden." — —

---

* Vorlesungen üb. d. Wissensch. der Sprache, I. pag. 200.

** Vgl. Mahn: Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Germanen, pag. 7.

Und so hätten wir die Erscheinung der Reduplication als Wortbildungsmittel, wenn auch nicht erschöpfend, doch in einzelnen charakteristischen Momenten beleuchtet. Und dass neben den der Sprachforschung längst empfohlenen Volksmundarten die bei allen Völkern in ganz bestimmten und fast unveränderlichen Grenzen sich bewegende Kindersprache wesentlich dazu beiträgt, uns Licht über diesen interessanten Gegenstand zu verbreiten, dass demnach diese Sprache der Naivität der ganz besonderen Berücksichtigung der Sprachforscher in allen ihren übrigen hier noch nicht zur Sprache gebrachten Eigenthümlichkeiten werth ist, glauben wir hiermit annähernd dargelegt zu haben.

Düsseldorf.

Dr. Mieck.

Dreikönigs-Reimereien.

Nachfolgende Reimereien stehen in dem Büchlein: „Güldenes Handbüchlein der H. H. Dreyen Königen“ Caspars, Melchiors, Balthasars, als planwürdiger Wunderthäter und Allgemeiner Nothhelffer, in zwey Theil aussgetheilt; Im Ersten, nach erwiesenen wenigen Wunderzeichen, wird eingeführt ein neunmontägige hochnützliche Andacht; im Andern die Ordnung, Abläss, Privilegien u. s. w. der Monatlichen Bruderschaft im Hohen Thumb, den zweiten Sonntag jedes Monats. zum zweytenmal aufgelegt durch die zeitliche Herrn Officiantes Archifraternitatis SS. trium Regum Anno 1722. Cöllen zu bekommen in der Mutter Gottes Capellen im hohen Thumb bei denen zeitlichen Herren Offizianten daselbst. 12°. 142. S. Mein lieber Freund Staats-Archivar Dr. Woldemar Harless in Düsseldorf hat für die hiesige Bibliothek eine kleine Sammlung alter Cölnischer Mirakel- und Wallfartsbüchlein angelegt: sie werden für spätere Zeit manche wichtige Notizen für eine Culturgeschichte des deutschen Volkes bieten.

Im Januario.

Es fuhre drey König Gottes Hand,
Mit einem Stern aus Morgenland,
Zum Christ-Kind durch Jerusalem,
In einem Stall nach Bethlehem.
Gott fuhr uns auch zu diesem Kind,
Und mach aus uns sein Hoffgesind.

Der Stern war gross und wunderschon,
Im Stern ein Kind mit einer Kron;
Ein gülden Kreutz sein Schepter war,
Und alles wie die Sonne klar.
O Gott erleucht vom Himmel fern,
Die ganze Welt mit diesem Stern.

Auss Morgenland in aller Eyl,
Kaum dreizehn Tag vier hundert Meil,
Berg auff, Berg ab, durch Reiff und Schnee,
Gott suchten sie durch Meer und See.
Zu Dir O Gott kein Pilgerfahrt,
Noch Weg noch Steg lass werden hart.

Herodes sie kein Uhr noch Stund,
In seinem Hoff aufhalten kunt,
Des Königs Hoff sie lassen stehen,
Geschwind, geschwind zur Krippen gehen.
Gott lass uns auch nicht halten ab,
Vom guten Weg bis in das Grab.

So bald sie kamen zu dem Stall,
Auff ihre Knie sie fielen all,
Dem Kind sie brachten alle Drey.
Gold, Weyrauch, Myrrhen, Specerey.
O Gott nehm auch von uns für gut,
Hertz, Leib, und Seel, Gut, Ehr und Blut!

Mit Weyrauch und gebogenem Knie,
Erkannten sie die Gottheit hie,
Mit Myrrhen seine Menschheit bloss,
Und mit dem Gold ein König gross.
O Gott halt uns bey dieser Lehr,
Kein Ketzerei lass wachsen mehr.

Maria hiess sie willkomm seyn,
Legt ihn ihr Kind ins Hertz hinein;
Das war ihr Zährung auff den Weg,
Und frey Geleit durch Weg und Steg.
Gott gieb uns auch zur letzten Stund
Das Himmel-Brod in unserm Mund.

Im Februario.

O Cöllen O du heilige Stadt!
Lob Gott mit Mann und Weiber,
Weil er Dir gnädig geben hat
Der dreyen König Leiber.

Durch sie die Finsternüss zu erst,
O Gott verjagt von Heyden,
Und den Catholischen Glauben lehrst,
Durch sie bey allen Leuten.

Dies König in dem Krippelein
Verehren ihren König,
Und beten an das Kindelein,
Das süsser ist als Hönig.

Das Heyl der Welt verkündigen,
All Irrthumb sie verjagen,
Bekehren die so sündigen,
Und keinem Hulff versagen.

Thun Wunderzeichen in der Noth,
Nach jedermanns Heyl streben,
In grossen Frewden nach dem Todt
Im Himmel ewig leben.

Im Martio.

O Cöllen werth ist Dir beschert,
Für vielen andren Städten,
Den Leiber frey der König drey
Ohn Reisen zuzutretten.

Ein schöner Stern mit Glantz so gern,
Das Licht der Sonn benommen,
Ihn zeiget an biss auff die Bahn,
Gott in dem Fleisch sey kommen.

Als sie gesehen den Stern still stehen,
Ihr Schätz gleich offen machten,
Auff gebogen Knie dem Kindlein sie
Gold, Weyrauch, Myrrhen brachten.

Mit bestem Gold den König hold,
Mit Weyrauch Gott sie ehren,
Dass sterblich sey, sie rund und frey,
Durch bitter Myrrhen lehren.

Herr Jesu die Ehre zeigen wir,
Weil Dich gezeigt den Heyden,
Dem Vatter, Geist, sey Ehr geleist,
Wie Dir so ihnen beyden.

Im April.

Im Thon:
Die ganze Welt Herr Jesu Christ etc.

Ein Stern entstund in Morgenland,
Victoria, Victoria.
Ihn hat den Weysen der Himmel gesandt.
Victoria, Victoria.

Es gab der Stern ein helles Licht,
Victoria, Victoria.
Drey Königen Hertzer sich verpflicht.
Victoria, Victoria.

Nach Bettlehem sie kamen all Drey,
Victoria, Victoria.
Vom Toben und Wüten Herodis frey
Victoria, Victoria.

In einem Stall auff Mutters Schooss,
Victoria, Victoria.
Dem Kindlein Jesu fielen zu Fuss.
Victoria, Victoria.

Die Cron, das Scepter, und Königreich,
Victoria, Victoria.
Die Welt, das Fleisch, was eitel das weich.
Victoria, Victoria.

Des Lebens Faden schneiden ab,
Victoria, Victoria.
Die Heydenschafft liegt nun in dem Grab
Victoria, Victoria.

Zerschlagen, zertretten gleich dem Koth,
Victoria, Victoria.
Bleibt Astaroth, Baal mit Behemoth
Victoria, Victoria.

Gelobt seyst Du Herr Jesu Christ,
Victoria, Victoria.
Der Königin Ehr allein Du bist.
Victoria, Victoria.

Dass Caspar, Melchior, und Balthasar,
Victoria, Victoria.
Glücklich uns führen zur Himmels-Schaar.
Victoria, Victoria.

Im März.

Im Thon:
Ave Mutter ohne Weh.

Gegrüsset seyd ihr Weisen drey,
Mit Mund und Hertz wir spreche frey
Nohthelfer,
Jesus hat euch aus Morgenland
Zu sich gezogen edles Pfand,
Nohthelfer.

Es gab der Himmel einen Stern,
Den ihr betrachtet weit und fern,
Nohthelfer,
Auff, auff, last reysen in der Eyl,
Das Hertz verwundt ist mit Liebs-Pfeil,
Nohthelfer.

Das newgebohrne Jesulein
Last uns begrüssen behend und fein,
Nohthelfer,
O Wunder! schaut für seinen Saal,
Sich hat erwehlt einen alten Stall,
Nohthelfer.

Weyrauch, Gold Myrrhen hat geschenckt,
Biss auff die Erd habt euch gesenkt,
Nohthelfer,
Ewer Hertz und Augen wurden nass,
Da Jesus in der Krippen sass,
Nohthelfer.

Casper, Melchior, Balthasar,
In Angst, in Noth, in Kriegs-Gefahr,
Nohthelfer,
Der grimmig Todt wan mich entleibt,
Mit Gnad, mit Trost, mit Hülff verbleibt,
Nohthelfer.

Im Junio.

Im Thon:
Für aller Jungfrauen Crone.

Für aller Königen Ehre,
Drey Weysen ziehe vor,

Der Heyden erste Ziehre,
Von Indien kommen empor.
Der Himmel hat sie erleuchtet
Jesus hat sie erbeutet
Der eine heist Melchior.

Balthasar hiess der ander
Der Jesum suchen soll;
Sie kommen miteinander,
Das schickt sich mächtig wohl;
Caspar war der dritter,
Ein Geistreicher Ritter,
Er war der Gnaden voll.

Von Gnaden weiss zu sagen
Die gantze Christenheit,
In Kummer, Pein und Plagen,
In ihrem höchsten Leyd,
Diss sag ich ohne Lügen,
Nach Cöllen sich verfügen
Klein, gross, ohn Unterscheid.

Die Weiber in den Nöthen,
Der Kaufmann auff der Reyss,
Die Besessne in dem wüten,
Die Behetzte in den Schweiss,
Die Schiffleuth auff dem Wasser,
Befinden sich niemahl besser,
Dann bitten auff diese Weiss.

O Liechter der Heyden
Zu euch ist unsere Bitt,
Hier können wir nicht bleiben,
Zum Todt gehn unsere Schritt;
Zu Hülff kompt uns in Eylen,
Wan wir gleich hinscheiden,
Nicht weicht von uns ein Tritt. Amen.

Im Julio.

Ach Jesu! süsser Jesu!
Wie gut und liebreich bist Du
Der blinden Heydenschaft;
Indem Du höchst bewogen,
Mit einem Stern gezogen.

Als sie ohn einig irren
Gold, Weyrauch und Myrrhen
O Jesu Dir zubereit,
Da gaben sich auff der Reysen
Zugleich drey heilige Weysen,
Dich finden in einem Stall,
O wohl ein wunder Saal!

Es müst ja seyn von Steinen,
Das Hertz das nicht thät weinen,
Diss Schawspiel wann betracht.
Indem da wird gefunden,
Ein grosser Gott gebunden,
Mit Windlein in eim Kind
Zwischen einem Esel und Rind.

Die Vögel in den Lüfften,
Die Thier in ihren Krüfften,
Die Fisch im weiten Meer
Er trewlich thut bekleiden,
Wer soll nicht haben Mitleyden?
Wird nack und bloss gelagt,
Unter einem zerlöcherten Dach.

Dess wegen billig liessen,
Viel heisse Zähren schiessen,
Aus Augen und Hertz zugleich,
Die heilige Drey König,
Mein! Wie ists doch möglich,
Dass nicht in Gnaden Guss,
Auss Lieb ihr Hertz zerfluss.

Auff dan ihr liebe Christen,
Sagt Danck zu jeder Fristen
Jesu Mariä Sohn;
Drey König der euch gegeben,
Dass solt bey ewerem Leben,
Zu ihnen eylen geschwind
In widerwärtigem Wind.

Im Augusto.

Ueber den Thon:
O Maria noch so schon.

1. Ihre Demuth.

O Alt-Vätter seyd gegrüst,
Sünden loss, Tugend gross,

Die ihr sitzt in Abrahams Schooss
Der Himmel hat euch würdig erkent
Gezogen werden muss Orient,
Zu Jesu Fuss, mein wie süss!
Da doch die Juden waren verblendt.

2. Freygebigkeit.

O Freygebige Schatzmeister,
Wohlbedacht, nehmt in acht
Umb abzulegen allen Pracht,
Mit eweren Gaben da zugleich
Vor Jesu Füssen legt ewer Reich,
Ewer Cron, ewer Thron,
O wohl ein wunder Vergleich.

3. Freywillige Armuth.

O Erstling der Heydenschafft,
Auff der Welt ohne Geld
Für Jesum werd ihr gestelt;
Dan Gottes Sohn das höchste Gut
Hat euch genommen in seiner Huth,
Dass ihr solt, unverhohlt,
Frey erwehlen die Armuth.

4. Eyffer die Heyden zu bekehren.

O Casper, Melchior, Balthasar,
Wohlbewehrt, hochgeehrt,
Den Lob Jesu stets ihr vermehrt,
Absonderlich in Morgenland,
Da er dan euch hat hingesandt
Gottes Wort dass alldort,
Den Heyden sollt machen bekant.

5. Martyr-Cron.

O Fürsten aller Völker
Ohn Schertz, hat ewer Hertz,
Bereit zu leyden alle Schmertz,
Wie auch mit einem Helden-Muth
Zu vergissen ewer Blut,
Also recht dass ihr fecht,
Zu erwerben das ewig Gut.

6. Nohthelffer in der letzter Stund.

O Nohthelffer mächtig gross,
Aller frey steht uns bey,
Auch kombt zu hülff alle drey,
Der Himmel wan mit Donner kracht
Von Sünden fordert rechte Rach,
Und uns bloss, Gnaden loss,
Wilt hinreissen der höllischer Drach.

Im September.

Im Thon:
O Du verwundter Jesu mein.

Als Maria ihren Sohn gebahr,
Ein neuer Stern vom Himmel klar
Der Heydenschafft ward offenbahr
Jesus, Jesus.
Drey König aus dem Orient
Ihn zu verehren zeigt behendt.

Die König lassen alles stehn,
Ohn Verweil dem Stern nachgehn,
Das eingefleischtes Wort zu sehn
Jesum, Jesum.
Biss das er bey Herodis Statt,
Sich in der Lufft verlohren hat.

Durch alle Gassen rufften sie
Ist nicht der Juden König hie?
Unwissend dass Er lag beym Vieh,
Jesus, Jesus,
Der kürtzlich kommen auff die Welt,
Wie uns ein wunder Stern erzehlt.

Herodem diss bestürtzet macht,
Der Schrifftgelehrter Rath erfragt,
Wo dan das Kind sey hingebracht
Jesus, Jesus,
Sie allesampt geantwort frey,
Zu Bethlem dass gebohren sei.

Stracks wiedergiebt der Stern sein schein
Und zeigt das kleine Jesulein,
Der war der Weisen Trost allein,
Jesus, Jesus,

In einem Stall gantz arm und bloss
In seiner lieben Mutter Schooss.

So bald das göttlich Kind gesehen
Die König in das Haus eingehen
Zu leisten da ihr schuldige Lehn
Jesu, Jesu,
Mit Demuth und gebognen Knye
Gold, Weyrauch, Myrrhen opffren sie.

Die König in der Wiederkehr
Nicht kommen zu Herodes mehr,
Wohl wissend dass allein die Ehr
Jesu, Jesu
Von Irrthumb bringen die Heyden ab,
Thun Wunder lebend, und im Grab.

Im October.

Im Thon:
Ave Maria klare etc.

Es hat ein Kind gebohren,
Mit Frewd der Engelen all,
Ein Jungfraw ausserkohren,
Zu Bethlem in dem Stall,
Der Gott und Mensch zugleich,
Herunder ist gestiegen,
Zu unss auss seinem Reich.

Nachdem scheinet von feren,
Sogar in Morgenland,
Ein übernatürlicher Steren,
Jesum der macht bekandt
Der blinden Heydenschafft,
Die er zu sich gezogen
Durch wahre göttliche Krafft.

Drey König ihre Gaben
Zurüsten fein behend,
Das Kindelein zu laben,
Zu eilen auss Orient,
Sie findens nack und bloss,
Zwischen Ochs und Esel,
Sitzen auff Mutter Schooss.

Jesum allda begrüssen
Mit einem newen Fund,
Liegend vor seinen Füssen
Loben mit Hertz und Mund,
Ja auch mit heissen Zähren
Gold, Weyrauch, und Myrrhen
Ihrem Gott verehren.

All drey allein sie suchen
Die höchste Gottes Ehr,
Abgötterey verfluchen,
Nichts bleibt da übrig mehr,
Zertretten Astaroth und Baal,
Den Heyden was kan schaden,
Zerfiel mit grobem Schall.

O heilige drey Weisen,
Zu uns ist unser Trost,
Wir seynd gleich den Eisen,
Bedeckt mit Sünden Rost,
Ach bitt das Jesu Blut,
Von allen Flecken reinig,
Uns führ zum ewigen Gut.

Im November.

Gelobt sey Gott der Vatter
In seinem höchsten Thron,
Und auch der Seligmacher,
Sein eingebohrner Sohn,
Gelobt sey auch der Tröster,
Der lebend machend Geist,
Der einig Gott und Herrscher,
Die höchste Dreifaltigkeit.
Kyrie eleyson.

O Gott Du wollst aussreuten,
Irrthumb und Ketzerey,
Damit bey Christen Leuthen,
Ein Glaub und Gottesdienst sey,
Verleyh Fürsten und Herren,
Der ganzen Christenheit,

Dass sie den Glauben mehren,
In Fried und Einigkeit.
Kyrie eleyson.

Wollst unsre Sünd nit rechen,
Getrewer Herr und Gott,
Durch Pestilentz und gebrechen,
Noch thewrer Hungers-Noth,
In diesen unsren Nöthen,
Erhör uns lieber Gott.
Darumb wir Dich jetz bitten,
Hilff uns auss aller Noth.
Kyrie eleyson.

Es bitten die drey Weisen
Für uns umb Hülff und Trost,
Damit Du wollst beweisen
Durch Deine Gnaden gross,
Dass uns nicht überfalle
Der sucht zu jeder Frist,
Umb zu verleiden alle,
Durch seine Teuffels List.
Kyrie eleyson.

Ach gib dass ohne Scheuen,
Mit einem betrübten Hertz,
Wir unsre Sünd bereuen
Mit höchster Seelen Schmertz,
Damit wir nicht ermatten,
Auff dem Weg der Ewigkeit,
Unter der Königen Schatten,
Lass fahren in Sicherheit.
Kyrie eleyson.

Ach lass uns würdig messen,
Das heilig Sacrament,
Wan wir von hinnen müssen
An unsrem letzten End,
Dass wir kommen zusammen
Dort in der Engelschaar,
Wer das begehrt sprech Amen,
Das werde alles wahr.
Kyrie eleyson.

Im December.

Begierd aller Völcker auffs Heÿlands Ankunfft.

Im Thon:
Wolauff nun last uns singen all.

O Heyland reiss die Himmel auff,
Herab herab vom Himmel lauff,
Reiss ab vom Himmel Thor und Thür,
Reiss ab was Schloss und Riegel für.

O Gott ein Thau vom Himmel giess,
Im Thau herab O Heyland fliess,
Ihr Wolcken brecht und regnet auss,
Den König über Jakobs Hauss.

O Erd schlag auss, schlagt auss O Erd,
Dass Berg und Thal grün alles werd,
O Erd herfür diss Blümlein bring,
O Heyland auss der Erden spring.

Wo bleibst Du Trost der gantzen Welt,
Darauff die Welt all Hoffnung stellt?
O komm ach komm vom höchsten Saal
Komm tröst uns hie im Jammerthal.

O klare Sonn Du schöner Stern,
Dich wolten wir anschawen gern,
O Sonn geh auff, ohn deinen Schein
In Finsterniss wir alle seyn.

Hie leyden wir die grösste Noth,
Vor Augen steht der ewig Todt,
Ach komm führ uns mit starcker Hand,
Vom Elend zu dem Vatterland.

Bonn.

Dr. Anton Birlinger.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Lassberg und Ludwig Uhland. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Mit einer Biographie Franz Pfeiffer's von Karl Bartsch und den Bildnissen von Pfeiffer, Lassberg und Uhland. Wien 1870. Wilh. Braumüller.

Ein schönes, eigenthümlich werthvolles und reiches Buch! Der äussere Rahmen umschliesst ein Stück deutscher Philologie, ein Bild lebensvoller Thätigkeit, welches dem Anschein nach auf einen kleinen Raum beschränkt, doch von allen Seiten her, nach allen Seiten hin Anknüpfungspunkte zu finden weiss, die für die Geschichte der deutschen Philologie besonders in Süddeutschland von grossem Interesse sind. Das Innere aber durchzieht und durchglüht ein frischer lebenswarmer Pulsschlag deutscher Innigkeit, echten Freundschaftsgefühls und, was für uns Aussenstehende zunächst das Wichtigste ist, grosser Arbeitslust und reger Thätigkeit. Während so der eine Theil, ich möchte ihn den historischen nennen, allen Kennern und Freunden der deutschen Literatur, gleichviel ob dem Süden oder Norden angehörig, ein bis dahin kaum geahntes arbeitsvolles Leben sich erschliesst, muss für jeden Gebildeten die unendlich reiche Fülle des inneren Lebens eine Quelle reinster Freude werden.

Bevor ich dies im Einzelnen näher zu begründen versuchen werde, ist es Pflicht, über das Buch nach seiner Entstehung und seinen verschiedenen Bestandtheilen Einiges zu sagen. Den Hauptbestandtheil desselben bilden allerdings die Briefe Uhlands und von Lassbergs. Aber da nach des Schicksals Fügung der Herausgeber desselben, Franz Pfeiffer, jener überaus thätige und wirkungsreiche Mann, zu früh abgerufen wurde, vollendete Herr F. M. Wagner, der schon bei Lebzeiten Pfeiffers in mancherlei Weise bei der Herausgabe sich betheiligt hatte, die Arbeit, ergänzte und berichtigte Manches durch Bemerkungen und fügte ausser der Vorrede (S. I—XVI) noch die Biographie Pfeiffers von Bartsch bei (S. XVII—XCIII) nebst einer Uebersicht der literarischen Thätigkeit Pfeiffers (S. XCIV—CVII) und von S. 260—338 Briefe von Lassberg und Uhland an Pfeiffer bei. Jene Vorrede und diese Briefe sind, — aus welchen Gründen, ist nicht ersichtlich, — auf dem Titel nicht genannt. Aber diese Vorrede ist für das richtige Verständniss des Ganzen, ja für die Würdigung Pfeiffers selbst von grösster Bedeutung.

Da es, wie schon gesagt, Herrn Wagner (Vorrede, S. III) vergönnt war, dem verehrten Manne hülfreichen Beistand zu leisten, als er mit schon sinkenden Kräften an die Veröffentlichung dieser Briefe schritt, erwuchs ihm die theure Pflicht, das verwaiste Unternehmen nach seinem Hinscheiden völlig zu Ende zu führen. „Freilich, was Pfeiffer dem fertigen Buche vorauszuschicken gedachte: eine Schilderung der unvergänglichen Verdienste, welche die beiden Männer, deren Briefwechsel hier vorliegt, jeder in seiner Weise um die Wissenschaft sich erworben, so wie eine Darlegung seiner eigenen fruchtbaren Beziehungen zu ihnen beiden“ ist er zu geben nicht im Stande gewesen. Wie oder wem wäre das ohne alle Vorarbeiten möglich gewesen, da Pfeiffer auch nicht einmal einen flüchtigen Entwurf dazu hinterlassen hatte. Er beschränkt sich daher darauf, über die Entstehung des Buches mitzutheilen, was er weiss, und was sich daran für den unvergesslichen Dahingeschiedenen knüpft.

Schon früh erwachte bei Pfeiffer, nachdem er einmal dem Studium des Deutschen sich ganz hingegeben hatte, die Neigung, das Historische des deutschen Sprachstudiums zu verfolgen. Er hatte Manches gesammelt zu einer Geschichte der deutschen Philologie; aber der eigene unmittelbare Antheil, den Pfeiffer selbst seit der Herausgabe der Germania an der Weiterförderung der Wissenschaft nahm, verhinderte ihn, das Gesammelte zu verarbeiten oder in dieser Weise fortzusetzen. Statt dessen gab er seit 1866 den einzelnen Heften der Germania als seinen Beitrag zur Geschichte der Philologie Briefe berühmter Germanisten bei. Ueber die Wichtigkeit derselben spricht Wagner (S. V u. VI) gediegene Worte und giebt in einigen Anmerkungen das Verzeichniss der in der Germania und mehrmals in Einzeldrucken erschienenen Briefwechsel. Als reichste Fundgrube erwies sich der Nachlass des Freiherrn Joseph von Lassberg auf Meersburg am Bodensee. (S. VII) „Dieser edle, für das deutsche Alterthum hochbegeisterte Mann, in dem selbst ein Stück Mittelalter im besten Sinne des Wortes in unsere Zeit herein ragte, hatte durch ein halbes Jahrhundert zu den ausgezeichnetsten Vertretern der deutschen Philologie in Beziehung gestanden. Besitzer einer Reihe der kostbarsten Ueberbleibsel altdeutscher Dichtung theilte er den Besitz dieser Schätze neidlos mit Jedem, der zu ihrer Benutzung berufen war. Durch lange Jahre war des alten Jägermeisters Haus so recht eigentlich der Mittelpunkt für die meisten Bestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Literaturforschung, namentlich soweit sie sich mit der Glanzepoche der ritterlichen Dichtung befasste. Ein gutes Theil beruht davon auf den Grundlagen, wofür er mit seltener Hingabe, kein Opfer scheuend an Mühe und an Geld, die Materialien herbeigeschafft. Dadurch und durch seine eigene nicht gering anzuschlagende literarische Thätigkeit entstand ein reger brieflicher und persönlicher Verkehr: Benecke, die Grimms, Lachmann, Schmeller u. a. fanden in Lassberg den bereitwilligen Förderer ihrer grossartigen Leistungen und Bestrebungen. Am Innigsten und Dauerhaftesten aber gestalteten sich des Freiherrn von Lassberg Beziehungen zu einem Manne, der ihm von allen wohl geistig am nächsten stand und — worauf Lassberg nicht kleine Stücke hielt, — obendrein auch ein Schwabe war. Diese Beziehungen, auf das gleiche vaterländische Streben, auf die gleiche Begeisterung für alles Gute, Schöne und Edle, und eine seltene Uebereinstimmung in allen wichtigeren Punkten der Lebensanschauung gegründet, wurden auch dann nicht abgebrochen, als das Bedürfniss gelehrter Mittheilung längst schon mehr in den Hintergrund getreten war. Sie dauerten bis an Lassbergs Ende.“

Nachdem die Witwe von Lassbergs ebenso, wie die Witwe Uhlands für die besondere Herausgabe des Briefwechsels gewonnen waren, wurde die Ausführung der Sache schon 1867 näher besprochen, aber Pfeiffer erkrankte, und sein Unwohlsein verhinderte ihn längere Zeit. Endlich, Anfangs 1868, konnte der Druck beginnen. Aber da nach Erscheinen der ersten 5 Bogen,

deren Revision Herr Wagner besorgte, sich Pfeiffers Zustand verschlimmerte und er die Weiterführung des Unternehmens nicht fremden Händen allein anvertrauen wollte, immer noch auf Genesung hoffend, wurde der Druck vorläufig eingestellt. Nach dem am 29. Mai 1868 an einem Gehirnschlag erfolgten Tod Pfeiffers übernahm der jetzige Herausgeber die fernere Redaction. Das Manuscript des Lassberg-Uhlandschen Briefwechsels fand sich meist mit erläuternden Anmerkungen versehen druckfertig vor und es wurden in einem Anhange die Briefe jener Männer an Pfeiffer hinzugefügt und, wo es nöthig war, mit Anmerkungen versehen.

Die Vorrede schliesst mit dem Wunsche, dass, obwohl kein günstiger Stern über der Entstehung des Buches geleuchtet habe, es nun in der Oeffentlichkeit ein glücklicheres Geschick erfahren möge, und dass es sich in und ausser den Kreisen der Fachgenossen so viele Freunde erwerben möge, als der Mann, der ihm seine letzten Kräfte gewidmet, gewünscht und gehofft.

In der nun folgenden Biographie Pfeiffers (S. XIX — XCIII) von Prof. Bartsch in Rostock wird uns in mustergültiger Weise ein ausführliches Bild Pfeiffers vorgeführt von seiner Jugend, seinen ersten Studien, seinen immer umfassendern Arbeiten, seiner allmählich sich entwickelnden Meisterschaft, seinen verschiedenen Lebensstellungen, seinem Familienleben, seinem Charakter als Mensch und als Patriot. Ein Anhang (S. XCIV — CVII) giebt ein Verzeichniss aller literarischen Arbeiten Pfeiffers unter den drei Rubriken: I. Selbstständig erschienene Arbeiten. II. Abhandlungen in Zeitschriften. III. Recensionen.

Man muss erstaunen, wenn man diese ungeheure Masse von Arbeit und Mühe, die in wenig Decennien eines Mannes Kraft zu bewältigen im Stande gewesen ist, auch nur äusserlich betrachtet, und man kann nur aufs Innigste bedauern, dass einem Manne von solcher Begabung so früh das Ziel gesteckt ward.

Was nun den Hauptbestandtheil, den eigentlichen Kern und Fonds des Buches betrifft, den Briefwechsel zwischen den beiden Männern von Lassberg und Uhland, so beginnt die Sammlung von 112 Briefen mit einem Briefe Uhlands vom J. 1820 und schliesst mit einem Condolenzschreiben Uhlands an Frau von Lassberg bei dem Tode ihres Gemahls im J. 1855. Es ist anzunehmen und auch in den Anmerkungen darauf hingewiesen, dass manche Briefe verloren gegangen sind; manche mögen für die Mittheilung zu kurz und unbedeutend erschienen sein. Ueber Auslassung und Streichung einzelner Stellen spricht Wagner in der Vorrede (S. XIV) und bezieht sich dabei auf eine sehr bezeichnende Stelle eines Briefes von Pfeiffer an Fräulein Hildegund von Lassberg.

Der erste Brief Uhlands (v. J. 1820) beginnt mit aller Förmlichkeit und schliesst auch so: Hochwohlgeborner Freiherr, hochzuverehrender Herr und Ew. Hochwohlgeboren unterthäniger Diener; und ebenso wird auch nach dem alten und bekannten Schema der Titulaturen von dem älteren, höherstehenden Herrn von Lassberg dem noch unbekannten jungen Dr. Uhland gegenüber mit „Wohlgeborner Herr“ und „gehorsamer Diener“ geantwortet. Aber diess Verhältniss wird bald wärmer und herzlicher und den 12. Brief (den 20. der Sammlung S 38) v. J. 1823 beginnt Lassberg: „Lieber Herr! Ich möchte lieber sagen: Freund! wenn ich hoffen dürfte, diesen Namen bei Ihnen zu verdienen; jeder andere, den Sie mir geben können, ist mir höchst gleichgültig, und nach diesem werde ich streben, so lange Sie mir erlauben, von mir und meinem Treiben und Thun Ihnen Nachricht zu geben.“ Und weiter unten in demselben Briefe heisst es (S. 39): „Möchte ich im Stande sein, Ihnen recht viele Dienste zu leisten und Ihnen zu zeigen, wie sehr ich einen Mann ehre und liebe, der seinem Vaterlande theuer sein muss, hätte er auch kein anderes Verdienst um dasselbe, als dass er so oft gezeigt hat, wie theuer ihm das Vaterland ist.“ — Darauf erwidert Uhland ein halbes Jahr später (S. 42): „Verehrtester Freund! Wenn ich so spät

erst das Schreiben erwidre, wodurch Sie mir diesen Namen gestatten, und wenn ich so lange im Besitz ihrer gütigen Mittheilungen geblieben bin, so wird mir zu einiger Entschuldigung gereichen, dass ich nun seit mehr als sieben Monaten durch die landständischen Verhandlungen demjenigen, wohin mich die Neigung trägt, fast gänzlich entfremdet bin. Doch kann ich den Sonntag, den ich im vorigen Sommer zu Eppishausen so angenehm zugebracht, nicht ohne einige Zeilen dankbarer Erinnerung vorübergehen lassen." — Zehn Tage darauf antwortet Lassberg: (S. 45): Jeder Posttag, der mir einige Zeilen von Ihnen bringt, mein verehrter Freund! ist mir ein Festtag; aber der vorgestrige war es für mich doppelt, da ich Ihrem Briefe einen Namen vorgesetzt fand, den ich schon längst von Ihnen zu erhalten wünschte. Nehmen Sie mit einem leider nur im Geiste gereichten kräftigen Handschlage meinen guten treuen Dank dafür und glauben Sie, dass ich diesen schönen Namen als ein theures Geschenk ansehe, mit dem das Geschick noch einen lieblichen Schein auf den sonst so freudenlosen Abend meines Lebens herabsenden wollte." Der Freundschaftsbund war also geschlossen, um nie wieder, ausser durch den Tod, gelöst zu werden. Und wenn Uhland im J. 1820 (S. 15) schreibt: „Heute schliesst sich das Jahr, dass mir zuerst Ihre persönliche Bekanntschaft verschaffte. Es ist mein angelegener Wunsch, dass Sie die Gewogenheit, welche Sie mir zugewendet, auch fernerhin mir erhalten mögen." — so beginnt der Trauer- und Trostbrief an Frau von Lassberg im J. 1855 (S. 260): „Die Nachricht vom Hinscheiden Ihres edlen Gemahls hat in weiten Kreisen Trauer verbreitet, unter seinen vielen Freunden und Verehrern in Schwaben musste sie aber besonders schmerzlich mich betreffen, der ich so lange Jahre hindurch seiner unwandelbaren, wohlwollendsten Freundschaft mich zu erfreuen hatte. Meine Frau nimmt an diesem grossen Verluste den aufrichtigsten Antheil und giebt mir auf, Ihnen und den trauernden Töchtern mit meinem innigen Beileide auch das ihrige auszudrücken. Wir hatten freilich bei wiederholten Besuchen in den letztern Jahren uns sagen müssen, dass der Abschied wohl auch immer für dieses Leben sein könne, aber seine kräftige Natur raffte sich doch wieder auf und grade noch im vorigen Sommer fand ich ihn geistig munterer, als zweimal zuvor. Wie ich auf jeder Reise an den Bodensee auf dem einen und dem andern Ufer gastfrei von ihm aufgenommen war, so wird auch sein Andenken bei jedem späteren Besuche der Gegend in mir lebendig sein. Während meiner letzten Anwesenheit in Meersburg sass Lassberg einmal an seinem sonnigen Fenster, eine alte Schrift in der Mappe für mich aufsuchend, sein ehrwürdiges Gesicht hob sich auf dem weiten Hintergrunde des Sees und Gebirges ab, so steht das Bild des Schwäbischen Forschers und Freundes unvergänglich vor dem geistigen Auge."

Innig und wahr in jeder Zeile; aber ganz objectiv, ohne irgend eine wärmere oder gar sentimentale Regung des Gefühls. Sicher würde von Lassberg im ähnlichen Falle viel inniger und herzlicher sich geäussert haben. Denn diese Verschiedenheit in dem Wesen der beiden Männer macht sich bei jeder Gelegenheit geltend. Die Briefe Lassbergs athmen überall eine höhere lebhaftere Gefühlstemperatur; sinnig und innig, spielend und scherzend lässt er oft trotz des höheren Alters seiner Laune den Zügel schiessen, wobei der ernstere Uhland, den er oft seinen lieben Uhlandus nennt, kaum eine Miene verzogen haben mag. Es ist nicht möglich, alle die Stellen hier zu berühren, in denen Lassberg seine Gefühle auf das Lebhafteste äussert, denn dergleichen lassen sich fast in jedem Briefe aufweisen; aber es ist auch unmöglich, sie alle mit dieser allgemeinen Erwähnung hier abzuthun. Eine besonders bezeichnende und, ich glaube sagen zu dürfen, schöne Stelle ist folgende (S. 105) aus dem J. 1828: „Theuerster Uhland! Der Tag, an dem ich einige Zeilen von Ihnen erhalte, ist jedes Mal ein Festtag für mich; ich lasse Sie also von meiner Freude urtheilen, als ich diesen Morgen Ihren Brief empfing. Dass auch Sie eine Reise in das Dichterland gemacht und

ein heiliges Grab gesucht, auch wenigstens seine Stätte gefunden haben, war mir sehr lieb zu vernehmen. Für mich hat es etwas ganz Eigenes, Erhebendes, auf der Stelle zu stehen, wo ein meinem Geiste oder Herzen verwandter Mann einst geathmet, gelebt und gewirkt hat. Aus der Gestalt des Landes, der Bäume, Wiesen, dem Flusse und den Bergen, bei denen er aufgewachsen, schliesse ich auf die ersten Empfindungen, die in seiner Brust aufstiegen, auf die Wendung, die sein Sinn genommen und behalten hat, und ich lerne daraus seine Schriften viel besser verstehen." — Welche tiefe Empfindung spricht sich aus in dem Briefe über den Verlust der Mutter Uhlands und der eigenen! S. 210 (v. Sept. 1831) schreibt er: „Das that mir Leide; (dass nämlich ein Brief nicht abgegeben) denn ein Anderer, als Sie, mein Freund! könnte glauben, dass ich an dem gerechten Schmerze über den Verlust Ihrer Mutter nicht alle den Antheil genommen, den ich gewiss tiefer, als Viele empfinden, da auch ich diesen Schmerz in aller seiner Schärfe empfand und noch nicht ohne Wehmuth an die Mutter denken kann, der ich Alles verdanke, was ich bin. Der Verlust einer Mutter ist immer der grösste, den man erleben kann; denn wo wäre mehr, innigere und frommere, Liebe als im Mutterherzen?"

Noch schmerzlicher sind die Aeusserungen über den Verlust seiner ersten Gemahlin S. 33, 35, 42, 86; bei Erwähnung der unheilbaren Krankheit seines Sohnes S. 194. Vergl. noch S. 251. — Aber eben so empfindungsreich äussert er die Freude. So bei der Geburt seiner Töchter im J. 1836 und bei Erwähnung ihres gedeihlichen Heranwachsens (S. 248); so bei der ausführlichen Mittheilung über den Ankauf der Meersburg, deren schöne Lage und Umgebung, deren Geschichte und Bau, die er in der Freude seines alten, aber noch immer grünen Herzens seinem Freunde Uhlandus zujauchzt, und die er mit den Worten beschliesst: Hoc erat in votis: Dii melius et auctius fecere! bene est! nil amplius oro!

Ebenso überschwänglich ist seine Freude über den Empfang oder Erwerb von Literatur- oder Kunstdenkmälern, z. B. S. 196, wo er bei dem unerwarteten Anblick einer Abschrift des Frauendienstes in den Ausruf an den Abschreiber ausbricht: „O, Du guter Mensch! verdiene ich alter Mann denn auch so viel Liebe! wie manche Stunde hat der Student sich von seinen Vergnügen abmüssigen müssen, um diese 20,000 Verse abzuschreiben. Ich muss gestehen, dass ich in langer, ja sehr langer Zeit nicht so tief gerühret war. Ja, die Pietas ist in der Brust deutscher Jünglinge noch nicht ausgestorben und wird es auch nimmermehr." Ueberhaupt ist das Gemüthliche, mit dem nicht selten ein glücklicher Humor verbunden ist, ein Grundzug im Character Lassbergs. Sein Gefühl für herzliche und treue Freundschaft äussert sich fast in jedem Briefe; ebenso seine Dienstfertigkeit, Gefälligkeit, Gastfreundschaft u. dgl.

Uhland tritt uns überall ruhiger, ernster entgegen. Er sucht nie und findet selten Anlass, Gefühlen in erregterem Maasse Spielraum zu geben. Er ist überall Mann der That und spricht selten über Anderes, als über eigene Arbeiten oder literarische Leistungen Anderer. So giebt er S. 30 (im J. 1822) bei Uebersendung seiner Biographie Walthers von der Vogelweide eine Uebersicht über seine nächst vorliegenden Studien. „Es ist meine Absicht," sagt er, „eine Darstellung der gesammten Poesie des 12. u. 13. Jahrhunderts zu entwerfen, die, durchaus auf Quellenstudium gegründet, doch von allem gelehrten Apparat entkleidet, das poetische Leben jener Zeit in klaren Bildern entfalten soll." Doch bemerkt er am Schlusse des Briefes, dass eine Einberufung zum landständischen Ausschusse ihn seinen altdeutschen Studien auf einige Zeit wieder entrücken werde. S. 36 schreibt er: „Sogleich bei meiner Ankunft zu Hause empfing mich ein Auftrag, der den Gegenständen, die mich auf der Reise beschäftigt hatten, sehr fremdartig war. Die Rechtsvertheidigung eines wegen Todtschlags Angeschuldigten war mir übertragen und nahm mich für geraume Zeit gänzlich in Anspruch." Sehr

oft spricht er über seine Vorlesungen, z, B. S. 37, 67. 180, 181. Daher sind diese Briefe besonders wegen der Stellung Uhlands zu den germanistischen Studien für uns ferner Stehenden, überhaupt für die Geschichte des Deutschen Sprachstudiums höchst belehrend und von grossem Interesse. Es ist aber eine Freude zu sehen, wie die Männer sich gegenseitig befragen, mit Rath und That (zumal Büchern) aushelfen und so zu sagen ergänzen. Nicht leicht entgeht ihnen ein neues Buch oder Unternehmen, und ihre Urtheile sind meistens gemässigt und zutreffend. Der oben berührte characteristische Zug in dem Wesen beider Männer tritt auch hier stark hervor. Uhland ist gewöhnlich kurz und lobt oder tadelt mit wenigen Worten. Zum Beweise nur einige Beispiele. Er empfiehlt S. 82 Diez. „Eine sehr tüchtige Arbeit, worauf ich, wenn sie Ihnen nicht schon bekannt ist, Sie aufmerksam machen möchte, ist das eben erschienene Buch von Diez, Prof. in Bonn: die Poesie der Troubadours." — S. 215 (v. J. 1831) schreibt er über J. Grimm: „Der längst gehegte Wunsch, den trefflichen Jacob Grimm einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sollte mir nicht erfüllt werden." — S. 53 (im J. 1825) schreibt er: „Lachmanns Bekanntschaft habe ich hier gemacht. Von ihm ist gewiss Bedeutendes für Sprache, Prosodie, Kritik zu erwarten." Vgl. S. 81 über Lachmanns „gründliches Unternehmen" einer kritischen Ausgabe der Gedichte Walthers v. d. Vogelweide. Ueber Graffs literarisches Unternehmen und seine Funde in den süddeutschen Bibliotheken spricht er S. 59 etwas ausführlicher; doch scheint ihm S. 81 die Sammlung Diutisca, von der eigentlichen Sprachkunde abgesehen, etwas zu trocken. Vergl. darüber Lassbergs Antwort S. 84. Von Massmanns Thätigkeit ist oft die Rede. So S. 53 (v. J. 1825): „Ein anderer eifriger Freund des deutschen Alterthums, Massmann, war an Ostern hier, als ich mich gerade in Tübingen befand. Er liess mir die Anzeige seiner beabsichtigten Ausgabe der Kaiserchronik zurück. Er reist dieses verdienstlichen Unternehmens wegen nach München und Strassburg." Vgl. S. 59, 66, 81 u. a. — S. 98 (aus d. J. 1828) ruft er in Bezug auf v. Meusebachs Missfallen über die Ausgabe von Joh. Fischarts glückhaftem Schiff von Halling aus: „Aber doch scheint mir die Beschäftigung mit Fischart kein Monopol zu sein!" Vgl. S. 160.

In Lassbergs Briefen findet sich eine ungleich grössere Menge von Namen und Sachen erwähnt, und es mögen nur wenige Namen von Männern fehlen, die sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Deutscher Literatur und dahin einschlagenden Fächern beschäftigt haben. Es ist unmöglich, dieselben hier einiger Maassen übersichtlich oder auszugsweise zu berücksichtigen. Schon die notirten Namen bilden ein ziemlich grosses Verzeichniss, das sich leicht noch vermehren liesse. Es sind folgende: von Arx, Auerbacher, von Aufsess, Benecke, Birlinger, Braun, Castiglione, Engelhardt, Ettmüller, Görres, Götzinger, Graff, Greith, Griesshaber, Jacob und W. Grimm, von der Hagen, Halling, Hoffmann von Fallersleben, Holland, Hug, Hundeshagen, Ittner, von Keller, Kerner, Lachmann, Liebrecht, Massmann, Menzel, von Meusebach, Mone, Münch, von Orelly, Pfeiffer, Primisser, Schönhut, Schmeller, A. Schott, Schulz (San Marte), Schüking, Stalder, Stälin, Tafel, W. Wackernagel, Wilken, Wyss, Zappert, Zingerle.

Von allen diesen Männern werden einige durch besondere Epitheta ausgezeichnet. So wird Benecke S. 144 „der alte biedere Benecke, unser Landsmann" genannt; so S. 184 Primisser „der unvergessliche"; S. 185 Schmeller „der gute." S. 247 „unser guter lieber Jacob Grimm." Vor Allen aber werden die Norddeutschen mit grossem Respect behandelt. So ruft er nach Erwähnung Lachmanns (S. 83), den er für einen „sehr tüchtigen Mann" hält (vgl. S. 49), aus: „Aber diese Norddeutschen laufen uns doch in allem Guten zuvor!"

An einer andern Stelle (S. 92) äussert er, nachdem er der „Schwedischen Volksharfe" von Staudacher gedacht, wie mir scheint, ohne rechten Grund: „Wir Schwaben sind doch gar zu arm!"

Während er nun so meistens überall, man könnte zu sagen versucht sein „gern und immer“ lobt, zumal das speciell Philologische, zumal alles Norddeutsche aus jener Zeit, findet sich überall mit Geringschätzung, Ironie oder Tadel von der Hagen genannt. So gleich zuerst S. 46. Noch stärker S. 49, wo er einige Sätze vorher von Lachmanns und Zeunes Besuch in der villa Epponis spricht: „Haben Sie schon vernommen, dass der böse Hagen (natürlich mit Anspielung auf den Nibelungenhelden), der dies Jahr das Nibelungenlied in einer neuen Uebersetzung verhunzt hat, nun in allem Ernste daran ist, eine neue Ausgabe der sogenannten Manessischen Sammlung zu machen. Diese Arbeit hätte vor Allen einem Schwäbischen Manne zugehört und Sie, mein verehrtester Freund, hätten sich dieselbe von Keinem sollen entreissen lassen. Welchen Dienst würden Sie der Literatur unseres Vaterlandes geleistet, welche Freude würden Sie allen Freunden unserer lyrischen Anthologie geleistet haben! — Sollte nicht Herr von Cotta eine Ehre darin suchen, die Arbeit und den Preis einer solchen Unternehmung dem Lande, welchem er angehört, zuzueignen?“ (Man vergleiche zu dieser patriotischen Regung S. 247 und die Stellen in dem Briefe an Pfeiffer S. 273 und 295.) Ebenso und oft noch schärfer spricht er sich über von der Hagen aus. S. 62 und 63, 83, 108, 116, 117, 144; und S. 166 ruft er eifervoll aus: „es ist doch ein erbärmlicher Kerl!“ Ob der etwas starke polemische Ausdruck S. 276 über J. Grimm aus d. J. 1842: „Mein guter Freund Jacob scheint mir schon ein wenig von dem preussischen Berliner Winde angewehet worden zu sein,“ allgemeine Verstimmung, oder wirklich einen Anflug von Politik enthält, wie Wagner in der Vorrede S. XV. meint, ist schwer zu sagen. Sagt er doch auch S. 247 (aus d. J. 1843) ganz allgemein: „Die nördliche Luft und Berliner Sandwüste, neben dem unruhigen Stadtleben, haben, wie ich voraussahe und sagte, unserm guten lieben Jacob Grimm nicht zugesagt. Seine Gesundheit ist schon so zerfallen, dass er diesen Sommer nicht lesen kann und einen milderen Himmelsstrich aufsuchen muss. Ich habe ihm Meersburg vorgeschlagen; wollte Gott, dass ers annehmen würde!“

Starken Tadel wirft er sonst noch auf Münch (S. 166 und öfter), Görres (S. 165) und Hundeshagen (S. 206).

So viel über diese prächtige Briefsammlung. Ich hoffe, die Wichtigkeit und das hohe Interesse, welches dieselbe für die deutsche gelehrte Welt, besonders für die Germanisten hat, hinlänglich dargelegt zu haben und habe die Verpflichtung, noch Einiges über den Anhang zu sagen. Dieser enthält 1) Briefe Lassbergs an Pfeiffer aus den Jahren 1840—1846 und 2) Briefe Uhlands an Pfeiffer vom J. 1842—1861. Beide sind zur Ergänzung der grösseren Sammlung von Bedeutung. Die ersteren, älteren sind an den strebenden, sich emporarbeitenden Pfeiffer gerichtet: Uhland correspondirt mit dem schon als Centralsonne der Süddeutschen Germanisten immer mehr hervorglänzenden Manne.

Zum Schlusse noch einige sprachliche Bemerkungen. Dass die Orthographie in den Lassbergschen Briefen eine modernisirte ist, die der durch die Gründer der deutschen Philologie eingeführten sich nähert, darüber giebt die Vorrede S. XVI Aufschluss. Seit 1824 bediente sich nämlich Lassberg, offenbar dem Einflusse Jac. Grimms gehorchend, in seinen Briefen und Schriften der lateinischen Schrift und auch durchgehends der kleinen Buchstaben im Anlaute der Worte. Da dies sich mit dem Druck der übrigen Briefe nicht vereinigen wollte, nahm Pfeiffer auch für die Lassbergschen Briefe die gewöhnliche Schreibung. Doch ist dieselbe besonders hinsichtlich der Dehnungsbuchstaben *h* und *ē* nicht genau durchgeführt. In der Sprache selbst macht sich ein grösserer Unterschied bemerkbar. Während Uhlands Sprache nur selten von dem allgemein hochdeutschen Sprachgebrauch abweicht, (mir sind nur aufgefallen: S. 304 ersammeln, S. 326 u. 304 bereinigen; S. 330 ich habe durchlesen: S. 334 Abstand bei Jemand nehmen;

S. 177: die vielen Besuche zum Einstand; S. 332 mit meinem Absehen bekannt machen) hat Lassberg viele eigenthümliche Wörter und Wortformen, die in Norddeutschland nicht vorkommen oder nicht mehr gebräuchlich sind. So z. B. seitdeme; nicht anderst: ich bin recht frohe; tat mir leide; seie oder seye; Bibliotheke; Gemüte; Anherokunft; bettliegerig; Zerschiedenes; Vernemlassung; ich sahe; enthaltet u. dgl. m. Manches Abweichende gehört dem Süddeutschen Idiom an, manches ist als Druckfehler zu betrachten, wie z. B. S. 82: mit einen lamen Arme; oder S. 277 Hauss: S. 16 biss in die Mitte; S. 330 „diesmal muss ich um (so?) säumiger erscheinen;" manches ist absichtlich der älteren Sprache entlehnt: z. B. S. 267 Grave; S. 282 Hauswirtinne; S. 288 Gesäzze; wie ja auch scherzhafter Weise Lassberg seinen Namen zuweilen in Lassbergaere umgeformt hat. Jedenfalls sind dergleichen kleine Abnormitäten oder Fehler nirgends störend; thun nirgends dem Eindruck und Werth des Ganzen Abbruch.

Möge denn das schöne, prächtig ausgestattete Buch nach seinem hohen Werthe, nach seiner ursprünglichen Bedeutung für Vergangenheit und Gegenwart der Deutschen Philologie und Literaturgeschichte sich auch über den engeren Kreis der Wissenschaft hinaus einer recht grossen Theilnahme aller Gebildeten erfreuen! Und möchten darin eben sowohl die, welche den Druck der Briefe genehmigt und gefördert haben, Frau Uhland und Fräulein von Lassberg, als auch die Männer, welche sich der Herausgabe unterzogen haben, die Herren Pfeiffer, Bartsch und Wagner den besten Dank, den schönsten Lohn für das kostbare Geschenk finden!

Berlin. Dr. Sachse.

Werner Hahn, Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. Fünfte Auflage. 1870. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz.

Werner Hahn, Deutsche Literaturgeschichte in Tabellen. Hand buch für den Schulgebrauch. 1870. Verlag von Wilhelm Hertz.

Das Archiv für das Studium der neueren Sprachen hat die „Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen" von Werner Hahn bei deren erstem Erscheinen 1860 eingehend besprochen. Wir freuen uns in der schnellen Aufeinanderfolge von Auflagen, die das Werk erfahren hat, eine öffentliche Bestätigung der Anerkennung zu finden, die wir der Arbeit sogleich Anfangs zu Theil werden liessen. Die Vorzüge des Werkes, die wir schon damals hervorhoben, liegen in der Brauchbarkeit für Lernzwecke, in der Klarheit und Uebersichtlichkeit der Anordnung, in dem Reichthum des Stoffes sowohl was die Charakteristik der Dichter betrifft, wie in Bezug auf Inhaltsangabe der Dichtwerke. Der Verfasser hat jede der seitdem erschienenen Auflagen zu Verbesserungen und Erweiterungen des Buches benutzt. Und auch bei dieser jetzt erscheinenden fünften Auflage nehmen wir mit Vergnügen sowohl die bessernde Hand des Verfassers in Bezug auf Gegenstände wahr, welche die Geschichtsforschung seit der vorangehenden Auflage kritisch festgestellt hat, z. B. in Bezug auf den Verfasser des Heliand, oder in Bezug auf die Dichtungen der Nonne Hroswitha u. A. wie auch die weiterführende Hand in Bezug auf die neuesten Erscheinungen der Literatur.

Der Verfasser hat diesem umfangreichen Literaturgeschichtswerk (zweiundzwanzig Bogen dreihunderteinunddreissig Seiten) nun einen tabellarischen Auszug zur Seite gestellt, ein „Handbuch für den Schulgebrauch." Um die

Einrichtung desselben zu charakterisiren, erwähnen wir, dass der Verfasser die Trockenheit des tabellarischen Gerippes auf doppelte Weise zu beleben gesucht hat: einerseits dadurch, dass der grosse Zusammenhang der Literaturgeschichte je nach dem Charakter der Jahrhunderte in kleinern Tabellen geordnet zusammengestellt ist, welche die Uebersicht, den Durchblick durch das Ganze wesentlich erleichtern, andrerseits dadurch dass, wenn auch nur mit kurzen Andeutungen der Zusammenhang der Literaturgeschichte mit der politischen und Culturgeschichte angedeutet ist. Das kleine Büchelchen empfiehlt sich, theils speciell als Ergänzung jenes oben genannten, theils auch im Allgemeinen als selbstständiges Handbuch für den Schulunterricht. Die Gefälligkeit der Ausstattung und die Billigkeit des Preises (8 Sgr.) sind Vorzüge, die nicht gering in die Wageschale fallen.

H.

Hermann Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. 3ter Theil, 3tes Buch, Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn, 1869.

Der glänzende Ruhm, welchen die früheren Bände dieses geistvollen Werkes ihrem Verfasser erwarben, wird durch die vorliegende Fortsetzung nur vermehrt und befestigt werden. Wir erfreuen uns wieder an dem Metallglanz des Stils, wir bewundern die Meisterschaft raschbeflügelter Darstellung, die Feinheit des Urtheils, die sichere Empfindung des psychologischen Elements, wir erkennen aber noch deutlicher, wie vollkommen er jeden Stoff beherrscht. Ueberall hören wir die Sprache eines Mannes, der auf eigene Hand gedacht hat und der es nicht liebt „im Schnitt aller Leute“ zu erscheinen.

Die ikonoklastische Bewegung der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist in ihren Anfängen wie in ihrem Verlaufe treffend geschildert. Ueberall sucht der Verfasser die feinen Fäden des ursächlichen Zusammenhangs aufzudecken. Die Koryphäen wie der Schwarm jener kleinen Geister, die mit Lärmen und überbietendem Zurufe den genialen Genossen nachstürmten, sind nach Charakter und epochemachendem Verdienst mit ebenso sichern, als leichten und saubern Linien gezeichnet. Von Göthe, Schiller und Herder herab sogar bis zu den Cramer, Spiess, Vulpius und Consorten werden die äussersten Enden der Stufenleiter berührt.

Möchte die zweite Abtheilung des dritten Buches, mit welcher das ganze Werk abschliessen soll, nicht allzulange auf sich warten lassen!

Dr. Otto Matthiae.

Zimmerische Chronik. Herausgegeben von Dr. K. A. Barack, Hofbibliothekar in Donaueschingen. IV Bände. Literarischer Verein, Stuttgart-Tübingen.

Die Zimmerische Chronik hat ihren Namen von dem Inhalte des Buches, das die Hausgeschichte des altalemannischen Adelsgeschlechtes der von Zimmern enthält; in der That aber eine Geschichte Schwabens, ja Deutschlands überhaupt genannt werden darf. Der vorletzte Graf von Zimmern in Messkirch, Froben Christof hat mit seinem Sekretär Johannes Müller nachmaligem Obervogt von Oberndorf a. N. die Chronik ausgeführt. Man ist buchstäb-

lich in Verlegenheit, wenn man bestimmen sollte, wer mehr Gewinn hieraus ziehen kann: der Kirchen- oder Profanhistoriker, der Sagen- und Sittenforscher oder der Sprachforscher? Die Grafen von Zimmern waren noch vom 15. Jhd. ab ganz entschieden Männer, welche eine Rolle zu spielen befähigt waren: man findet sie als Feldherren, als Kammerrichter, als Gesandte, als Weltbereiser, als Kunstkenner, Kunstsammler, Alterthumsforscher und Sammler von Naturseltenheiten. Dabei scheinen sie nie ihre schwäbisch-alemannische volksthümliche Eigenart eingebüsst zu haben: die Chronik ist so voll Witz und Humor, dass man das umfangreiche Ding ungerne weglegt. Was für die Geschichte der alemannischen und schwäbischen kleinern Dynasten hier zu holen, haben Ruckgeber, v. Vanotti, Fickler, Münch, Krieg von Hochfelden, Shmid laut genug gepriesen; was die Kirchengeschichte für Beiträge erhält, bevorab zu Vorstudien für die Reformationsannalen Schwabens, ist kaum zu übersehen. Die Sagenforscher müssen die Zimmerische Chronik als eine Hauptquelle des ganzen Mittelalters behufs ihrer Studien ansehen. Uhland und Felix Liebrecht geben hinreichend Zeugniss davon. Von sprachlichem Werthe können wir hier nicht weiter reden; es genügt zu sagen, dass unsere neuhochdeutsche Grammatik fortan die Zimmerische Chronik als ihre Hauptquelle nach Luther und wenigen andern zu betrachten hat. Für die Geschichte der ältern Sprache gibt sie so viele Anhaltspunkte, dass auch ein altdeutsches Wörterbuch von ihr zehren muss. Zeugnis gibt das neuste mittelhochd. Wörterbuch von Lexer. Als Beleg für das Gesagte heben wir Einiges heraus. Gelegentlich der Erzählung vom Schmalkaldischen Kriege meint unser Chronist, „Got hat wol gewist alle Furnemmen baiderseits und muess bei sollichen Handeln die gewaltige und kreftige Handt Gottes gespürt werden, Daodurch (dass die Schmalkeldischen nicht obgelegen d. h. gesiegt) ist manicher bei seinen haushäblichen ehren bliben, der sonst zu grundt geen und von landen und leuten het weichen müsen.“ Die Veste der von Zimmern, Wildenstein, barg damals alle Habseligkeiten von grossem Werthe aus den Schlössern, Residenzen der allgäuischen und schwarzwäldischen Dynasten, der Reichsstifte, der Comthurei Altshausen. Was diese Freundschaft Graf Gottfrids für grossen Nutzen im Falle des Sieges der Gegner gehabt hätte, betont die Chronik besonders. Denn Ulrich von Wirtemberg, dem hier besonders viel Raum gewidmet, „het sein rechnung in diesem schmalk. K. uf ein grosse Suma überschlagen und war in der Meinung waver es seinen buntsgnosen solte gelückt haben, so wolte er den ober Tonowstrom sampt dem Hegew und aller Landtschaft der Pfaffenknecht (also nampt man dozumal die kaiserlichen) bis an den Bodensee ingenommen und dem Fürstenthumb Würtemberg eingeleipt haben.“ Spione Ulrichs, Büchsenmeister sondirten das obere Donauthal. „Also war der Anschlag guet und recht, aber der ewig guetig Gott, der stande der Gerechtigkeit bei und ob wir wol gleich unserer Sünd halben ein grössers und Mehrers verschuldt hetten, iedoch wolt Got der Herr sollichen unbillichen Gewalt nit gestatten.“ IV. u. ff. Der zweite, den die zimmerische Herrschaft damals fürchtete, war Jos Niclas von Zollern; auch er wollte im Trüben fischen, konnte aber nicht viel machen; es lagen aber doch so schwere Indicien vor, dass der Graf gemaassregelt und seiner Hauptmannschaft über Hohenberg vom römischen König entsetzt war. Jos Niclas wollte nämlich auch alle „Güeter die ihm am gelegensten gefallen“ nehmen. „Der nam's wa er's fand“ sagt die Chronik von ihm, IV, 70. Am allerwenigsten kann ihm sie verzeihen, dass er 7000 fl. dem König Heinrich von Frankreich auf Zinsen gab, damit also gegen den eigenen König und Kaiser treubrüchig ward. „Was solt der ausleihen, bevorab in frembde Nation und darzu wider sein eigen Herren der in höchster Armuet eingesessen und selbs Gelt entlehnen musst. IV, 290.

Ueber das Ueberhandnehmen des spanischen Unwesens beklagt sich die Chronik sehr. Abgesehen davon, dass die Nation den König Philipp voll-

ständig verzogen und belogen. Von Ravensburgischer Besatzung, die aus 2 Fähnlein Spaniern bestund, hören wir „was grossen Mutwillen und schandt sie allda getrieben, das kan ein jeder bei im selbs erachten, dem das Volk und seine schandtliche Gebrauch bekannt sein.“ Die Spanischen liessen auch, weil ihnen der Mund sauber blieb hinsichtlich der Beute, Kanonen giessen mit sächsischen Wappen, die sie für erobert ausgaben; Moriz v. Sachsen fand sie beim Ueberfall des Kaisers in Innsbruck. Solche und hundert andere Notizen ähnlichen Inhalts bietet die Chronik. Der Bischof von Bremen reist seines Stifts wegen nach Rom, erzählt uns dieselbe auch, allwo er von den päbstlichen Magistris ceremoniarum mit grossen Ehren behandelt worden sei. Wie diese Magistri zu ihm kamen „hat er vermaint, man wolle ine fahen, derhalben im palatio die stiegen hinab, die Magistri hernach, haben in wellen ufhalten. Mein gueter bischof, als er das gesehen, ist er eilendts auf sein Pferd gesessen — und der Herbrig zu. Der pabst hat eilends zwen junge Cardinal nachgeschickt, die sein im uf jren eseln durch die purg nachpostiert und über die Engelbrück u. s. w. IV, 307 erfahren wir auch etwas von dem sonderbaren Rochus Merz von Staffelfelden, der in Schramberg sass, die Bauern plagte, Klöstern Güter abnahm und Kirchen gründete. Seine Urbarbücher u. s. w. eigenhändig von ihm geschrieben liegen im gräflichen Archive dorten. S. 6 IV, erfahren wir auch, dass die festen Orte der Asberg, Schorndorf und Kirchheim mit Grabsteinen ausgebaut worden sind. „Die sein mehrtails von Kirchen und Grabsteinen erbawen und solichs so unverschempt, das auch die Epitaphia und Wappen der Verstorbenen offen und unbedeckt gelassen.“ — Im Mittelalter galt der Schwarzwald als Winkel der Diebe und sonstigen nicht geheuren Gelichters: unsere Chronik nennt nun auch noch den Breisgau und Elsass dazu IV, 151. Eine schlechte Dirne nämlich muss von Mösskirch fort; da sei sie „in's Elsass und in das Breissgew kommen, wie dann solches unnützen Volks letste Zuflucht in diese Lender, darin sie mit Müessigang und faulem Leben sich erneren.“ Von Wilhelm Werner von Zimmern, der kaiserlicher Reichskammerrichter war, erzählt die Chronik schöne Züge. Er zog sich ins Privatleben nach Herren Zimmern zurück mit wenig Gesinde und diente Gott. Jeden Morgen und jeden Abend vor dem Schlafengehen zog er sich je eine Stunde in seine Hauskapelle zurück und oblag dem Gebete. „An sein Gebet hat in kein kelte verhindert; von den Armen hat er grossen Ueberlauf gehabt; denn welcher vermaint unbillicher weis beschwert zu sein, der ist zu im komen und im sein Anligen clagt.“ Weiter heisst es: „er hat ein gepreuch an ime gehapt vil des Tags zu beten, alle Morgen seine Buss. Darzwischen hat er Nichts geredet; unterbrach jemand sein Schweigen so betete er seine Buss nochmal. Seine täglichen Gebet sind gewesen ein Confiteor, in te domine speravi, miserere, pater noster, Ave Maria sampt 4 Collecten de S. Trinitate; in quinque vulnera, 1 Salve mit dem Offertorio. Uf den Abend so man das Ave Maria geleutet hat er drei Ave Maria, wie gepreuchlichen gebetet und nachgehens ein Pater noster und Ave Maria, dass der Allmächtig sein Fraw Muetter sellig erhöre, eins dass er ein glücklichs selligs End erlange, eins für seine zwo Gemahln, die Landgrefin von Leuchtenberg und die Grefin von Lupfen, eins für sein Herr Vater und Fraw Muetter, eins für seine Brüeder, Schwestern, Freundt und Gutthäter, eins für die Seelen der Menschen, die im gegenwärtigen Jahr verscheiden, eins für die 4 ellendigsten Seelen in den 4 Bisthumben Mainz, Speier, Constanz und Worms, eins für die Seel, so am lengsten im Fegfeuer gewesen, eins für die Seel so am nechsten in's Fegfeur kommen, eins für die Seel so am nechsten usser dem Fegfeur kommen soll, eins für die Seel so die grösst Pein im Fegfeuer leidet und letzlich eins für alle christgleubigen Seelen.“ — „Solche gebet für die armen Seelen zu thuen, hat in sein Frau Mueter gelert mit der Vertrostung, wofern er solche Gebet mit Andacht täglich thuen, werd er so alt, dass in ein Muck soll knüden umstossen.“

Solches und Aehnliches findst Du geneigter Leser in den 4 starken Bänden unzählig Vieles wie schon gesagt. — Unser Freund Barack nehme hiemit den herzlichsten Dank entgegen: denn so fleissig wie er und so ausdauernd wie in diesem opus er sich gehalten, das kommt in Deutschland nicht so leicht wieder vor. Wie hätte das seinen seligen Lehrer, Rektor Ruckgaber und wie Uhland gefreut, wenn sie die Herausgabe so sauber, so schön, noch erlebt hätten. Dank auch dem Herrn Prof. Dr. A. v. Keller für seine Aufopferung dabei.

A. Birlinger.

Handwörterbuch der deutschen Sprache von Dr. Daniel Sanders. Leipzig bei Otto Wigand. 1869. 8°.

Es war natürlich, dass, nachdem das grosse, umfangreiche Wörterbuch von Sanders vollendet war, der Verleger bald dazu schritt. einen Auszug aus demselben herstellen zu lassen. Gewiss war Keiner dazu geeigneter, denselben auszuarbeiten, als der Verfasser des grossen Wörterbuchs selbst. Er hat mit derselben Virtuosität, die er am grossen geübt und bewährt, das kleinere ausgearbeitet, und es dürfte hier zu seiner Empfehlung nichts, über seine Einrichtung, über Zweck und Gebrauchsweise Einiges zu sagen sein, was dem Wesen nach der Verfasser in einem kurzen Vorworte selbst dem Handwörterbuch vorgesetzt hat.

Da das Buch nur einen mässigen Octavband bilden sollte, — es ist trotz aller Abkürzungen zu einem ziemlich starken Bande von 1067 Seiten angewachsen — wurden

1. ausschliesslich deutsche oder vollständig eingebürgerte Fremdwörter aufgenommen. Letztere haben Sanders schon eine geraume Zeit beschäftigt, und er gedenkt nächstens ein vollständiges Fremdwörterbuch erscheinen zu lassen, worüber er ein Programm bereits im Archiv Band 41 S. 43—64 mitgetheilt hat.

2. Bei der unendlichen Masse der Zusammensetzungen hat er Maass und Beschränkungen walten lassen, zumal da unzählige sich nach Analogie leicht verstehen lassen, und da der tägliche Gebrauch hier, wie freilich überall, Neues entstehen lässt. Er hat daher auch das Princip, das nach Stamm und Ableitung oder Zusammensetzung Zusammengehörige zusammenzustellen, hier aufgegeben und hat die für populaire Zwecke allein erspriessliche Weise der alphabetischen Reihenfolge angewendet.

3. Alle speciellen Belegstellen aus den Schriften der letzten Jahrhunderte werden fortgelassen. Das grosse Wörterbuch giebt diese bekanntlich in reichster Fülle, ebenso wie am Schlusse desselben ein grosses, sehr lehrreiches Verzeichniss der benutzten Schriftwerke.

4. Alle etymologischen Bemerkungen sind hier ebenfalls fortgefallen.

Wenn der Verfasser am Schlusse des Vorworts noch sagt, dass er nach Maassgabe seiner Kräfte sich redlichen Eifers, treufleissigen Bemühens und sorgfältiger Achtsamkeit bewusst sei, so sind diese Worte an und für sich aller Achtung und Beachtung werth, für die Kenner jedoch der Arbeiten Sanders völlig überflüssig. Wer dessen erste Arbeiten auf dem Felde der deutschen Lexicographie kennt, ich meine jene scharfe vernichtende Kritik der ersten Lieferungen des Grimmschen Wörterbuchs —, wird wissen, mit welcher geistigen Sicherheit und Schärfe Sanders zu Werke geht, und dass er ebenso denkkräftig und bewusst zu arbeiten versteht, wie er Ziel und Zweck seiner Arbeiten sicher aufgefasst. Nur eine schwache und hämische Natur hat neulich gelegentlich mit geschlossenem Visier, also nicht gerade ehrlich und offen ihn etwas angegeifert: — ohne allen Grund. „Jeder leiste, was er kann!“ ist ein schönes Wort, welches in Kunst und Literatur überall Beherzigung verdient. Also lieber es besser machen, als ein hämischer Neidhart sein!

Sanders Wunsch, dass das Buch eine recht weite Verbreitung finden möge, wird hoffentlich in Erfüllung gehen. Das Buch ist bei der vortrefflichen Ausstattung und bei seinem Umfange unglaublich billig; es ist für jeden Gebildeten eine ausreichende Fundgrube, sich für den jetzigen Standpunkt der Sprache zu unterrichten, ganz besonders aber dürfte es jungen Kaufleuten, den Schülern der obersten Klassen unserer Gelehrtenschulen und technischen Academien, den Zöglingen der Lehrerseminarien u. dgl. zu empfehlen sein.

Berlin. Dr. Sachse.

Lord Byron, von Karl Elze; Verlag von Robert Oppenheim. Berlin 1870.

Man irrt, wenn man meint, Elze habe das durch die Beecher-Stowe'schen Enthüllungen neu aufgestachelte Interesse Europas an Byron als Fahrwasser für seine Biographie des Dichters benutzt. Bausteine zu dem Denkmal, das der regsame Forscher und Quellenrichter in diesem Werke dem edlen Lord errichtet, finden sich schon in seinem Leben Scotts — liber magis laudatus quam lectus — zerstreut vor, das einen reichen Keim dessen enthält, was wir nun in der Byron-Biographie erschlossen und entwickelt sehen. Es ist eine reife, wenn auch ein wenig herbe Frucht, die uns in sauberer Schale dargeboten wird, ein Buch, dessen Bedeutung in einer detaillirten, aktenmässig-genauen Darstellung liegt; es ist das Werk eines ruhig denkenden Mannes, das sich mehr durch Gründlichkeit, Verlässigkeit und gesundes Urtheil als durch Wärme der Empfindung, Frische und Schmelz der Darstellung auszeichnet. Nicht an der Sonne der Begeisterung ist diese Frucht gereift; vielmehr weht eine eigene scharfe, aber klare Luft in diesem Buche. Dem Scott war Elze congenial: der düstern Wildheit des Lord Byron, seinen Paroxysmen der Leidenschaft gegenüber, kann die ruhige und massvolle Anschauung des Biographen das geheime Missbehagen nicht verbergen. Elze's Würdigung dieses gesetzlos-genialen Charakters gleicht dem Resumé eines Richters; der unwiderstehliche Zug zur Wahrheit, zur unbestechlichen, schonungslosen Wahrheit geht durch seine ganze Darstellung. Man wird an die Worte der Pamina erinnert, die sie dem Papageno, auf seine Frage, was sie dem Sarastro sagen solle, erwiedert: „die Wahrheit! Sei sie auch Verbrechen."

Ruhigen Blickes und kalten Blutes wird der räthselhafte Charakter wie ein Naturphänomen zergliedert und der herrliche Sectionsbefund gelassen in treffenden Wendungen niedergelegt. So ist denn eine sauber ausgeführte, scharfe Zeichnung entstanden, der man die Richtigkeit nicht absprechen wird, wenn auch der etwas kleinliche Zug der sonst so scharfen Linien störend wirkt. Die Darstellung ist schlicht, ungesucht, rein gegenständlich: aber jener negative Takt gegenüber dem Unziemlichen und Uebertriebenen wird oft zu dem ängstlichen Bestreben, jedem einzelnen Gedanken den Schein des Ausserordentlichen zu nehmen und dies haucht dem Werke einen gewissen Kälteduft an.

Haben wir mit dem verehrten Verfasser über die Form (vielleicht mehr als billig war) gerechtet, so können wir der Schärfe seiner Methode um so rückhaltlosere Anerkennung zollen; jene Gebrechen sind eben nur die Kehrseite seiner Tugenden. Musterhafte Akribien, energische neue Durcharbeitung der Quellen, Ausnutzung auch der neuesten Hilfsarbeiten müssen wir ihm nachrühmen. So ist denn Elze's Buch, verglichen mit den Werken seiner Vorgänger, wie Aarons Stab (2 Mose 7, 12), der die egyptischen Stäbe verschlang.

—ae.

Dr. Benno Tschischwitz' Ausgabe des Hamlet (Shakspere's Hamlet, Prince of Denmark. Englischer Text, berichtigt und erklärt. Halle 1869).

Das Werk ist in Zusammenhang mit den „Shakspere-Forschungen“ (I. Hamlet. II. Nachklänge Germanischer Mythe in den Werken Sh.'s [2te vermehr. Ausg.] III. Shak.'s Staat und Königthum, nachgewiesen an der Lancaster-Tetralogie, 2te Ausg.] zu betrachten. Dr. B. T. sagt im Vorwort zum Hamlet, dass die Ausg. von Delius „bei ihren grossen Verdiensten um das Verständniss des Dichters, nicht überall diejenigen Leser berücksichtigt, die mit dem Studium Shakspere's zugleich ein tieferes Sprachstudium zu verknüpfen wünschen.“ Gewiss ist dies der weitaus engere Kreis der Leser: T.'s Ausgabe charakterisirt sich auch durchweg als eine Gabe für den Kenner, der durch die Belehrungen der beiden Haupteditoren Hamlet's in Deutschland, Delius und K. Elze (Leipz. 1857) bereits hindurch gegangen ist: hierin ist enthalten, dass jene beiden Editionen durch B. T. keineswegs überflüssig gemacht sind oder sein wollen. Die „Etymologie u. histor. (d. i. auf das Angelsächs. und Altfranz. zurückgeführte) Grammatik ist in erweitertem Maasse zu Hilfe“ genommen. Was die Grammatik betrifft, so ist zuzugeben, dass auf Koch's und Mätzner's Grundlage, eine feinere und wissenschaftlichere Interpretation sprachlicher Schwierigkeiten geleistet worden ist, als im Allgemeinen die bisherige war. Wie aber die durchgehende Zurückführung des sprachlichen Stoffes auf das Angelsächsische in engster Verbindung steht mit der Zurückführung des sachlichen, bes. des mythologischen auf das Alt-Germanische, so wird hierdurch die u n m i t t e l b a r e sprachliche und sachliche Interpretation nicht immer wesentlich gefördert: immer aber ist die Form eine knappe, echt wissenschaftliche; hier und da indess (besonders in dem Zurückführen der Philosophie Hamlet auf Giordano Bruno) hat sich der Herausgeber durch seine Vorliebe für das Entlegene zu Annahmen verleiten lassen, welche er trotz der scharfen Recension in Nr. 31 des „Literarischen Centralblattes von 1867“ hartnäckig festhält. Bei dem ausserordentlichen Fleisse, der straffen Gründlichkeit, mit der Dr. B. T. im Allgemeinen verfahren ist, wird man ihm jenes Festhalten an eine lieb gewordene „Entdeckung“ nicht allzuhoch anrechnen dürfen. Wie aber Tsch. sich hier als Freund kühner Annahmen zeigt, so führt er sich in Bezug der Textkritik (im Vorwort) als ein von der „ängstlichen Rücksicht der conservirenden Methode, wie Delius sie vertritt,“ abweichender ein. Der kritisch-exegetische Apparat ist minder umfangreich als der bei E l z e (dessen grosse Verdienste B. T. genugsam anerkennt, indem er zugleich Einzelnes ohne Erwähnung beseitigt oder verbessert, cf. die Abschaffung des hobby-horse durch die Puritaner als papistischer (nicht heidnischer!) Missbrauch. — Unter den 3 Heften der „Shak.-Forschungen“ stellen wir die „Nachklänge germ. Mythe in den W. Sh.'s“ am höchsten: hier sind die mythologischen Forschungen Jakob Grimm's so fruchtbringend ausgebeutet und mit der umfassenden Kenntniss seltner und ungedruckter Denkmale der Literatur in Verbindung gebracht, dass man mit Stolz darauf hinweisen darf, dass zuerst ein Deutscher den britischen Dichter im Zusammenhange mit germanischen Uranschauungen erkannt hat.

T. v. A.

Dr. Bertram: An Abridgement of Oliver Goldsmith's History of England from the invasion of Julius Caesar to the death of George the Second and continued to the general peace in the year 1815 with an appendix comprising the reigns of

George IV., William IV. and Victoria. In two Volumes. Vol. I. Berlin, printed for E. Kobligk. 240 pagg. 12.

Goldsmith's Abridgment kann wohl mit Recht ein populär gehaltenes geschichtliches Lesebuch genannt werden und ist insofern ohne Zweifel ganz geeignet, Anfängern auf deutschen Schulen als Lesestoff dargeboten zu werden. Der Herr Herausgeber theilt uns im Vorworte in Bezug auf seine Ausgabe mit, dass der Text ein möglichst treuer Abdruck einer Ausgabe aus dem Jahre 1817 sei, dass der typographischen Correctheit alle mögliche Sorgfalt gewidmet und dass Aenderungen nur gemacht wurden, um einige Stellen wegzuschaffen, welche vielleicht hätten Anstoss erregen können und soweit die vielfach veraltete Orthographie mit der jetzigen zu vertauschen war. Die vorzugsweise historischen, geographischen und grammatischen Anmerkungen sollen die Präparation des Schülers unterstützen, ohne seine Selbstthätigkeit ungebührlich zu beschränken. Auf orthoëpische Bezeichnung des Textes habe er nur ungern verzichtet, es aber doch gethan, weil man über die zweckmässigste Methode derselben noch nicht einig sei; zur Beifügung eines alphabetischen Wörterverzeichnisses endlich habe er sich aus pädagogischen Gründen nicht entschliessen können.

Wir haben diesen Bemerkungen des Herausgebers nur Weniges hinzuzufügen. Wir bestätigen die typographische Correctheit des Textes, indem uns nur sehr wenige Druckfehler aufgestossen sind und der Druck ein klarer und kräftiger, wenn auch etwas compresser, das Papier ein gutes ist — Dinge, die bei Schulbüchern gewiss nicht zu übersehen sind und denen nach einem jüngsten Rescripte des Unterrichts-Ministerii auch eine besondere Sorgfalt zu widmen ist. Ebensowenig lässt die gewöhnliche Orthographie Etwas zu wünschen übrig, wenn man auch mit dem Herausgeber darüber streiten könnte, ob wirklich alle Titulaturen im Englischen gross zu schreiben sind, wenigstens geschieht dies bei den gebräuchlichsten von ihnen wie king, duke, duchess, queen sehr häufig nicht. Auch die Anmerkungen erfüllen im Wesentlichen ihren Zweck, obgleich allerdings die bald deutsche, bald englische und mitunter auch wohl französische Form derselben ihnen ein etwas buntscheckiges Ansehen giebt und wir sie auch lieber unter dem Texte, als auf den letzten Seiten hinter diesem zusammengedrängt gesehen hätten. Da dieselben nämlich nur das nothwendigste Material enthalten und derartig eingerichtet sind, dass sie der Bequemlichkeitsliebe des Schülers durchaus keinen Vorschub leisten, so hätte es ihre Brauchbarkeit nur erhöhen können, wenn dieselben sich unter dem Texte befunden hätten und somit auch mit Leichtigkeit in der Stunde selbst benutzt werden konnten. Was dann die orthoëpische Bezeichnung des Textes betrifft, so wäre es, trotz aller Divergenz der hierüber obwaltenden Methoden, doch vielleicht wünschenswerth gewesen, die ersten zwanzig bis dreissig Seiten des Textes nach irgend einer der gangbarsten derselben zu bezeichnen, um den Schülern auf diese Weise einen Anhalt zu gewähren, da jeder Lehrer des Englischen aus eigener Erfahrung wissen wird, wie viele Noth die Aussprache des Englischen selbst bis Prima hinauf in der Regel zu machen pflegt. Dass kein alphabetisches Wörterverzeichniss beigegeben wurde, kann gewiss nur gebilligt werden.

Schliesslich haben wir noch ein Wort über das Verhältniss dieser Ausgabe des Werkes zu der bereits früher erschienenen von Herrn Dr. Robolsky zu sagen. Letztere führt den im Grunde wohl correcteren Titel: Abridgment of the History of England by Oliver Goldshmith. Adapted for the use of German schools by H. Robolsky; Leipzig, Fleischer 1862. Dieselbe ist in einem Bande abgefasst, gr. 8°, 231 Seiten. Der Text ist in beiden Ausgaben so ziemlich der gleiche, nur sind bei Robolsky die Anfänge der englischen Geschichte bis zu Wilhelm dem Eroberer bedeutend abgekürzt und Rob.'s Text geht nur bis zum Tode der Königin Anna, während

schon dieser erste Band der Bertram'schen Ausgabe noch die Regierungszeit Georgs I. hinzufügt, und den vollständigen Inhalt des Goldshmith'schen Werkes mit den verschiedenen Fortführungen Neuerer bis zur Gegenwart im zweiten Bande zu geben verspricht. Auch beschränkt sich die Robolsky'sche Ausgabe meist auf sachliche Anmerkungen, die allerdings, besonders in Bezug auf englische Rechts- und politische Zustände zum Theil eingehender sind, was wohl daher kommt, weil diese Ausgabe mehr für die oberen Classen berechnet scheint, während die Bertram'sche mehr den mittleren dienen soll. So können denn auch beide Ausgaben nebeneinander bestehen und Herr Bertram war vollkommen berechtigt, die seinige auch nach jener älteren erscheinen zu lassen.

Sprottau. M. Maass.

Ein Macaulay-Commentar: Anmerkungen zu Macaulay's History of England, Vol. I. Zur Einführung in ein gründliches Verständniss dieses Geschichtswerkes und der englischen Sprache überhaupt von Bernhard Schmitz. Erste Hälfte. Greifswald, L. Bamberg. 1870.

Je vereinsamter sich ein Privatlehrer wie ich, für den sich im grossen Deutschland keine geeignete Stellung finden zu wollen scheint, fühlt, um so freudiger wird er die Arbeit eines Collegen begrüssen, der etwas Gediegenes in seinem Fache leistet und ihn in seinen Studien aufmuntert und dieselben fördert. Diese Eigenschaften kann ich der hier angezeigten Schrift, wie so mancher früheren Leistung des Verfassers, unumwunden zuerkennen; denn auch sie ist anregend und belehrend, namentlich insofern die sachlichen und geschichtlichen Anmerkungen ins Auge gefasst werden, bei welchen der Verfasser eine grosse Belesenheit an den Tag legt. Auch die sprachlichen indessen verdienen alle Anerkennung und wenn ich hier einige zu berichtigen und über andere etwas zu „moniren“ habe, möge es Herrn Dr. Schmitz nur zum Beweis dienen, wie aufmerksam ich seine Schrift gelesen habe. Etwas Gutes kann in der Regel immer noch verbessert werden, ohne dass dies Bessere deshalb der Feind des Guten zu sein braucht. Indem ich zu solcher Verbesserung beizutragen wünsche, möchte ich also durchaus nicht anders denn als Freund des bereits gelieferten Guten betrachtet sein.

p. 9 „so zu sprechen nach der Regel grammarian.“ Mir nicht verständlich. Wohl ein Druckfehler? Leider besitze ich nur die 3. Aufl. der Engl. Grammntik des Verfassers, nicht die 4., auf welche er verweist.

p. 15. „Grecian ingenuity“ möchte auch ich — dem Peyromath'schen sublilité entsprechend — durch „Spitzfindigkeit“ wiedergeben.

ibid. (letzte Zeile) „Corporal sufferance“. Soll wohl „suffering“ heissen? Wenigstens ist sufferance im Sinne von „Leiden“ ganz ungebräuchlich.

p. 16. „bondman.“ Trotz Herrn Schmitz' Ausstellungen würde auch ich mich „für Leibeigene“ erklären.

ibid. (Z. 6. v. u.) „Oppositum.“ Der Verfasser liebt die Fremdwörter gar zu sehr, oder wendet sie doch allzuhäufig an, was man in einem sprachwissenschaftlichen Werke nicht erwarten würde und entschieden rügen muss. Das eben bewog mich, das oben absichtlich gebrauchte Fremdwort „moniren“ zwischen Anführungsstriche zu stellen, als eine Mahnung nämlich für den Verfasser.

p. 17. „Liberal curiosity.“ Statt mit Herrn Schmitz die Uebertragung dieses Ausdrucks noch zu erweitern, würde ich sie lieber vereinfachen und blos „Wissbegierde,“ wofür die englische Sprache keinen entsprechenden Ausdruck hat, vorschlagen. Da sowohl curiosity als auch inquisitiveness

meist nur im üblen Sinne gebraucht werden, so scheint mir der Zusatz liberal sehr gut zur Veredlung des Ausdrucks gewählt, was aber im Deutschen überflüssig ist.

p. 19. Crabb behauptet eines und Webster ein andres. Es ist mir bei Feststellung sinnverwandter Ausdrücke leider oft genug begegnet, dass ich bei Crabb das gerade Gegentheil von dem angegeben fand, was z. B. English Synonyms (von Whately) behauptet.

p. 32. „All but." In meinem Flügel (v. J. 1830) finde ich all but zwar beachtet, aber nicht durch „fast" wiedergegeben, was allerdings ein Mangel ist.

p. 34. „Interested" hat den Ton nicht auf der ersten, sondern auf der zweiten Sylbe. Der Verfasser hat sich wahrscheinlich von disínterested verleiten lassen.

p. 59. „a check." „Nur in check-rate, schach-matt" hätte sich die ursprüngliche Bedeutung erhalten! Dann hat der Verfasser nie in England Schach gespielt; denn man sagt auch check king und check queen. Also denkt der Engländer bei diesem Worte wohl „an das Bild vom Schachsagen."

p. 62. „Unchallenged" möchte ich an der betreffenden Stelle durch „unangefochten" übersetzen.

p. 92. „The language . . . was high." An „hochgehende Flut" denkt man dabei schwerlich. „Stolz," wie Beseler übersetzt, oder „hochfahrend," wie ich vorschlagen möchte, ist demnach ganz richtig. Bildlich sagt man bekanntlich von einem, der „high language" führt: „he rides the high horse."

p. 96. „Leinster spr.: linster." So in Amerika und vielleicht unter den Ungebildeten in Irland (die auch z. B. „rint" statt „rent" sagen), in England aber „Lenster, was ich Herrn Schmitz versichern kann; denn meine Schwägerin wohnt in Leinster Square, Bayswater.

p. 114. „Broad hylacteries." Hier befindet sich der Verfasser vollständig im Irrthum. Es sind dies keine „Streifen an den Kleidern" oder „fringes," sondern die zu den Denkriemen gehörenden Lederbehältnisse, in denen, auf Pergament geschrieben, die betreffenden Stellen aus der Bibel aufbewahrt werden. Die frommen Juden tragen sie noch heute während des Morgengebets, und je altgläubiger der Israelit, desto grösser oder breiter sind jene „Häuschen" oder Behältnisse.

p. 115. „It followed therefore that he must be." Bei dieser und der folgenden Anmerkung hätte der Verfasser auf meine Exercises on the habitual Mistakes of Germans etc. verweisen können; was, da er es unterlassen, ich mir selbst hiermit zu thun erlaube. Die Capitel XV. und XLI. daselbst enthalten nämlich Beispiele zur Erläuterung der betr. Regeln.

p. 136. „Merchants and shopkeepers." Wohl am besten durch Gross- und Kleinhändler zu übersetzen.

p. 142. „No minister must" &c. würde ich durch „kein Minister müsse" etc. wiedergeben.

p. 149. „In the first instance" hat nichts mit Dringlichkeit zu schaffen, sondern heisst einfach „zunächst."

p. 163. Z. 11 v. o. Man sagt nicht „The public opinion," sondern public opinion.

p. 165. „Which has held its own" &c. Sollte nicht das einfache: „welche sich behauptet hat" genügen?

p. 176. Z. 4. v. o. Nicht „ditch," sondern gutter ist der gewöhnliche Ausdruck für Rinne. „Ditch" ist der Graben auf oder an der Landstrasse.

Ich sehe mit Spannung der zweiten Hälfte des Commentars entgegen und empfehle die vorliegende erste Hälfte allen Lehrern und Lernenden.

Leipzig. Dr. D. Asher.

Programmenschau.

Beiträge zur Feststellung des gegenwärtigen französischen Sprachgebrauches. I. Grammatisches. vom Oberlehrer W. Bertram. Programm der Realschule zum heiligen Geist in Breslau. 1870.

Diese Beiträge werden von dem Verf. sofort genauer als „Erläuterungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu der Schulgrammatik von Plötz“ bezeichnet, gehen jedoch nur bis zur Lect. 36 incl. derselben, indem die Bemerkungen zu den folgenden Lectionen, wie am Schlusse der Abhandlung gesagt wird, einer späteren Veröffentlichung vorbehalten bleiben. Der Verf. erklärt ferner in der Vorrede, dass es seine Absicht sei, die Plötz'schen Angaben nach dem Maassstabe der mustergültigen Prosa unserer Tage zu prüfen und vorgerückteren Schülern eine Grundlage und Probe zu bieten, auf und nach der sie weiter bauend eigene Beobachtungen über grammatische, stilistische, phraseologische, synonymische Erscheinungen sammeln können. Was die Belegstellen anbetreffe, so entnehme er dieselben nur aus ganz modernen Schriften, namentlich der Revue des deux Mondes, gegen deren Französisch wohl kein erheblicher Einwand vorgebracht werden könne.

Dagegen ist nun im Allgemeinen wohl Nichts zu sagen, nur hätten wir doch gewünscht, dass wenigstens der unzweifelhaft anerkannte und fixirte Sprachgebrauch, soweit derselbe im Dictionnaire de l'Académie niedergelegt ist, zur Vergleichung herangezogen worden wäre, auf welches Werk der Ausruf p. 4: „Wer kann alle grammatischen Erscheinungen kennen!“ doch gewiss keine Anwendung finden soll. Es wäre dies auch insofern ganz gut gewesen, als dadurch der Schein, nur Neologisches zu bieten, vermieden worden wäre, und als dies doch immer nicht verhindert hätte, dem Französischen „das Recht jedes lebendigen Organismus, das Werden und die Veränderung“ zuzugestehen. So würde sich denn gar bald gezeigt haben, dass der hier aus Stellen moderner Schriftsteller entnommene Sprachgebrauch in den meisten Fällen sich auch schon in diesem nationalen Sprachwerke verzeichnet findet, so dass die immerhin sehr schätzenswerthe Sammlung der hier gegebenen Belegstellen dann als eine neue Illustration zu demselben

erschienen wäre, die Fälle des abweichenden Sprachgebrauches der Modernen sich dagegen um so mehr hervorgehoben haben würden. Auch kann der Herr Verf. sicher nicht meinen, dass es ein Mangel der Plötz'schen Grammatik ist, wenn sie diese von ihm hinzugefügten Erläuterungen und Erweiterungen nicht giebt. Im Gegentheil sehen wir eher darin eine weise Beschränkung des Stoffes von Seiten des Autors, denn eine Schulgrammatik soll doch keine vollständige Grammatik der betreffenden Sprache sein und nichts ist bekanntlich bedenklicher, als den Stoff einer solchen zu sehr zu häufen und namentlich jede mögliche Abweichung vom Sprachgebrauche zu berücksichtigen und dadurch das vom Schüler so eben mit Noth Erlernte sogleich wieder zu erschüttern. Einstweilen seien dem Schüler die grammatischen Bestimmungen etwas ziemlich Apodiktisches, die Freiheit der Bewegung kommt dann später und kann besser, wo die Lectüre dazu Gelegenheit bietet, dem Schüler zum Bewusstsein gebracht werden.

So viel hierüber. Etwas länger müssen wir jedoch bei denjenigen Bemerkungen verweilen, wo der Verf. sich in eine Kritik der Plötz'schen Angaben einlässt. So heisst es zu Lect. 8 „saillir; weit häufiger als saillir ist die Wendung faire saillie,“ wozu indess nur ein Beispiel aus der R. d. d. M. angegeben wird. Das Dict. de l'Académ. weiss dagegen Nichts davon, dass die Wendung faire saillie häufiger sei und führt vielmehr von saillir die Beispiele: Cette corniche saille trop, saillerait trop, saillera trop. Ce balcon saille de trois pieds sur le mur an, sowie in etwas veränderter Bedeutung: les ombres bien ménagées font saillir plus ou moins les objets. — Les premiers plans ne saillent point assez dans ce tableau. Zu Lect. 11 bemerkt der Verf.: „Gésir. Wenn es bei gésir liegen heisst: nur von Todten und Verwundeten — so widerspricht der wirkliche Gebrauch dieser Beschränkung vollkommen. Unzählige Beispiele der besten Schriftsteller beweisen, dass gésir in viel allgemeinerem Sinne angewendet wird.“ Worauf dann eine Anzahl Beispiele aus der R. d. d. M., Jules Maigne, Traité de prononciation française, Paul Féval, Rapport sur le progrès des lettres &c. folgen. — Nun ist es richtig, dass Plötz den Gebrauch von gésir nur unvollständig angiebt; denn der Dict. de l'Acad. sagt darüber: „On ne l'emploie guère qu'en parlant de personnes malades ou mortes, *et de choses renversées par le temps ou la destruction.*“ In diese letztere Categorie gehören denn auch die aus der R. d. d. M. entlehnten Beispiele; Anders dagegen verhält es sich mit den Citaten aus Jules Maigne und Paul Féval; einen Gebrauch von gésir im Sinne unseres deutschen „in Etwas liegen, auf Etwas beruhen“ autorisirt die Akademie allerdings nicht, womit natürlich nicht gesagt sein soll, dass derselbe nun auch durchaus nicht stattfinden dürfte. — „Revêtir in der Bedeutung anziehen, anlegen,“ bemerkt der Verf. ferner, „ist transitiv, und keineswegs ausschliesslich bildlich.“ Ohne Zweifel ist die Angabe der Schulgrammatik, dass revêtir stets bildlich gebraucht werde, ein Irrthum. Die eigenen Beispiele der Grammatik in den Uebungsstücken widersprechen dem auch. Denn, wenn in dem Satze: „Cäsar bekleidete sich selbst mit der Dictatur,“ (B, 23) das Bekleiden allerdings im bildlichen Sinne gebraucht ist, so ist es dagegen in jenem anderen: „die Könige des Alterthums waren mit dem Purpur bekleidet“ (A, 15) im eigentlichen Sinne genommen, und so auch in dem französischen Satze (1): Dans les séances publiques, le président du tribunal est revêtu de sa robe de magistrat. So unterscheidet auch das Dict.: „1) *Revêtir* — donner des habits à quelqu'un qui en a besoin; revêtir les pauvres &c.; 2) *revêtir* se dit aussi en parlant des habits de cérémonie ou des autres marques de dignité; le roi était revêtu des habits royaux — deux aumôniers revêtirent ce prélat de ses habits pontificaux; 3) il se dit fig. en parlant des emplois, des titres, des dignités, du pouvoir, de l'autorité qu'on reçoit, dont on est investi.“ — Dagegen stimmen die Angaben der Grammatik über faillir im Grunde mit denen des Verf. zusammen. — Bemerkenswerth sind die Aeusserungen des Herrn Bertram zu Lect.

12 über il faut. „Eine irgend merkbar geringere Anwendung der Construction von falloir mit dem Inf. bei der dritten Person dürfte sich aus modernen Schriftstellern kaum nachweisen lassen; eher das Gegentheil,“ wozu denn eine ziemlich bedeutende Anzahl von Beispielen citirt wird, meistens aus der R. d. d. M. — wir wagen hier nicht zu entscheiden. Wenn dagegen noch hinzugefügt wird: „Ja es findet sich sogar beim Vorhandensein eines zweiten persönlichen Fürworts (allerdings wohl nur eines refl.) die Construction mit dem Infinitiv,“ wozu unter Anderem das Beispiel aus Patin, Etudes I, 156: „Mais c'est trop nous écarter de l'époque poétique, dans laquelle il nous faut nous renfermer,“ gegeben wird, so ist Das gewiss nicht nachzuahmen. — Die Plötz'sche Angabe zu Lect. 15 „interrompit-il ohne Régime“ ist allerdings wohl ungenau und wird angemessen vom Verf. dahin vervollständigt: „interrompit-il steht nur dann ohne rég. dir., wenn es die ganze die sprechende Person andeutende Redensart ist; ist dies nicht der Fall, so kann auch ein rég. dir. dabei stehen. — Ah! dis-je en l'interrompant; ah! Nanine, pourquoi ne m'aimez-vous plus? R. d. d. M.“ Aehnliches sagt die Akademie. — Eine sehr gute Bemerkung über faire und rendre mit sehr veranschaulichenden Beispielen findet sich zu Lect. 21. — Sehr richtig ist die Bemerkung zu Lect. 23, dass résolu auch „aufgelöst“ heissen könne, jedoch nur im bildlichen Sinne, wozu auch die von der Acad. gegebenen Beispiele passen. Wir vermuthen, dass Plötz dies auch wusste, aber absichtlich fortliess. — „Von bruire kommt häufig die Form bruissent vor,“ wozu zwei Beispiele. Die Akademie gestattet jedoch diese Form ebensowenig wie Plötz. Zu Lect. 29 ist die Bemerkung gemacht: „Die auf Städtenamen bezüglichen Fürwörter werden nicht unbedingt als Feminina gebraucht,“ und die beigegebene reiche Auswahl von Beispielen zeigt, wie schwankend hier der Sprachgebrauch ist. — „Der angegebene Unterschied zwischen une hymne und un hymne scheint mindestens zweifelhaft zu sein.“ Die Akademie steht aber auf Seiten von Plötz. — Zu Lect. 30. 1: „Auch Eigennamen, welche als Appellativa gebraucht werden, finden sich ohne Pluralzeichen . . Ohne entscheiden zu können, welcher Sprachgebrauch in diesem Punkte vorwiegt, glaube ich die Unterlassung der Plurisation für das dem Geiste der französischen Sprache entsprechendere Verfahren bezeichnen zu können.“ Damit sind wir vollkommen einverstanden. — grand'mère — grand'mères. „Die bei Plötz angegebene Pluralisation grand'mères ist jedenfalls die rationelle; doch findet sich auffallender Weise grands'croix bei E. Lefèvre Documents &c.“ — Was will ein solches einzelne Beispiel besagen? Auch die Akademie hat: ses deux grand'mères. — Zu Lect. 32. 2: „Der Plural frugals ist ganz gebräuchlich; desgleichen die Form amicaux.“ Plötz gestattet bekanntlich weder das Eine, noch das Andere, so auch das Dict. von beiden Adjectiven: ils n'ont pas de pluriel au masculin.“ Girault-Duvivier sagt dagegen von amical: „le pluriel de cet adjectif n'est indiqué nulle part; mais puisque l'on dit un *conseil amical*, pourquoi ne serait-il pas permis d'exprimer cette idée au pluriel? et pourquoi blâmeroit-on celui qui dirait: j'ai *des conseils amicals* à vous donner und von frugal: „il nous semble que *des repas frugals* ne serait pas incorrect.“

Mätzner bemerkt: „Eine Anzahl von Adjectiven auf al nimmt den männlichen Plural als an . . ., indessen ist der Sprachgebrauch, wie die Grammatik über die Ausdehnung seiner Anwendung in Zwiespalt . . . Die Liste derer auf als giebt etwa die folgenden: amicals, fatals, finals, frugals, glacials, initials, labials, linguals, matinals, médials, natals, navals, ovals, pascals, pénals, théâtrals, virginals, vocals. Manche Grammatiker wollen den Plural vor Wörtern, wie austral, boréal, canonial, conjugal, fatal, filial, final, frugal, jovial, pastoral, nasal, total, nuptial, spécial, pectoral u. dgl. m. überhaupt vermieden wissen. Doch findet man Auktoritäten für den Plural dieser Wörter auf als und aux.“ (p. 151.) — Zu Lect. 36 wird bei jusqu'à die Bemerkung gemacht: „jusqu'à steht oft zur Verstärkung eines régime

direct, selbst eines sujet." Ersteres ist bekannt, aber ein Beispiel, wie: jusqu'aux gens de la maison faisaient leur cour en entourant de soins l'héritier de nom et d'armes, ist gewiss nicht nachzuahmen.

Dies wären unsere Bemerkungen über oben genannte Programm-Abhandlung, die wir als eine recht schätzenswerthe Gabe betrachten.

Sprottau. **M. Maass.**

Dr. Boening. On the system of upperschool-instruction with regard to the pedagogic virtue of the english language. Programm der städtischen Realschule zu Bromberg 1868.

Vorstehender Aufsatz, der die Versprechen der Ueberschrift keineswegs hält, ist bisher nur zur Hälfte erschienen. Er bespricht, in allgemeiner Weise, einige Fragen des Unterrichtswesens, ohne wesentlich Neues vorzubringen.

Gymnasien und Realschulen haben, im Gegensatz zu den Schulen professionellen Charakters, die Richtung auf eine möglichst allseitige, gleichmässige Entwicklung der Geisteskräfte gemeinsam. Dennoch erfahren die letzteren jenen gegenüber häufige Zurücksetzung. Will man Realschüler nicht zum Universitätsstudium zulassen, so sollte man auch andererseits den Gymnasialabiturienten den Zutritt zum Polytechnikum und zur Akademie verschliessen.

Die Mängel, an denen beide Einrichtungen leiden, haben ihren Grund in der zu grossen Ausdehnung des Lehrstoffs; Belege werden aus den Verhandlungen der Directorenconferenzen der Prov. Pommern, Posen und Schlesien beigebracht. Die Gymnasien speciell seufzen unter dem Druck der alten Sprachen; dennoch werden die erwünschten Resultate keineswegs erreicht, weil zu wenig auf lebendige Verarbeitung und zu viel auf Einbläuen trockner Regeln und anderen Gedächtnisskrams gesehen wird. Im Latein z. B. sind die Pensa der unteren Klassen namentlich über Gebühr belastet; im Griechischen wird ebenso die Grammatik, die eigentlich nur Mittel zum Zweck der Literaturkenntniss sein soll, der letzteren gegenüber viel zu sehr betont. Die Zahl der zu lesenden Schriftsteller ist so gross, dass der Schüler zu deutschen Uebersetzungen greifen muss, zumal da nebenher die lateinischen Aufsätze auch in den oberen Classen noch grammatikalische Studien nothwendig machen.

Zum Schluss folgen aphoristisch einige Vorschläge zur Beseitigung dieser Missstände. Da das Endziel, auf das die Arbeit anscheinend hinstrebt, eine Erörterung des pädagogischen Werths der englischen Sprache, noch gar nicht berührt ist, fehlt dem Aufsatz natürlich die nöthige Einheitlichkeit.

Dr. Schulz.

Prof W. Corte. Ueber die Ellipsen im Französischen. Progr. des Gymn. in Zerbst. 1870.

In dem diesjährigen Osterprogramm des Zerbster Franciseums hat Professor Dr. W. Corte seine Abbandlung über die wirklichen und scheinbaren Ellipsen im Französischen zu Ende geführt. Auch diesmal werden

die Fachgenossen manches Neue und Interessante in der fleissigen, auf jahrelangen Beobachtungen und Sammlungen beruhenden Arbeit finden. Dahin rechnen wir vor Allem den Abschnitt über den sogenannten article partitif (pag. 1459), der als eine Mischung deutscher und lateinischer Elemente aufgefasst wird. Auch in dem Abschnitt von der Ellipse des Eigenschaftsworts, die meist auf prägnantem Gebrauche des Hauptworts beruht, werden Reste volksthümlicher Latinität nachgewiesen. Die eingehenden Bemerkungen über die Ellipse der Präpositionen (pag. 36—46) bringen Licht in ein noch sehr streitiges Capitel der französischen Grammatik. Den auf pag. 41 aufgestellten Gesetzen wird man kaum Widerspruch entgegenstellen können.

—tth—

Miscellen.

Zur deutschen Grammatik.

I.

Unter die (glücklicherweise nicht allzu häufig vorkommenden) Marotten der modernen Journalistik rechnen wir ferner

h. Ausdrücke wie: In „Die Jungfrau von Orleans“ statt In „der Jungfrau v. Orl.;“ In „Die Ritter vom Geist“ von Gutzkow statt In „den Rittern vom Geist;“ Aus „Die Geschwister“ von Göthe; Aus „Die Günstlinge“ von der Birch-Pfeiffer etc. etc. — Der Grund dieser sonderbaren Verbindung liegt offenbar darin, dass man die betreffenden Titel oder Ueberschriften mit buchstäblicher Genauigkeit wiederzugeben wünscht; allein eine solche ängstliche Genauigkeit kann man hier nur als übel angebrachte Pedanterie bezeichnen. Will man durchaus kein Jota an dem Titel eines Stücks oder Buches ändern, so möge man sagen: In dem Schiller'schen Stücke „Die Jungfrau von Orleans;“ In dem Buche „Die Ritter vom Geist“ etc. etc.; allein das ist gar nicht einmal nöthig. Denn sicherlich wird Niemand etwas Unrechtes darin finden, wenn man in der Weise citirt, dass man den Titel selbst grammatisch abhängig macht von der vorausgehenden Präposition, also: In „den Geschwistern“ von Göthe; In „der Schule der Reichen“ von Gutzkow etc. etc. Auch ist diese Ausdrucksweise im Allgemeinen wohl die herrschende, und die andere kann noch als seltenere Ausnahme gelten.

i. Eine merkwürdige Verirrung des Sprachgefühls (um die Sache möglichst mild zu bezeichnen) kann man in der Tagesliteratur beobachten bei manchen Verben, die mit Präpositionen zusammengesetzt sind. Zu Dutzenden findet man hier „Knaben oder Kinder, die übergefahren worden sind,“ und zwar nicht etwa „auf einem Kahne über einen Fluss“ od. dergl. (wie jeder vernünftige Mensch erwarten müsste!), sondern man sagt es von solchen Kindern, die unter einen Wagen gerathen, also überfahren worden sind. Aehnliche Missgriffe macht man mit „übersetzen,“ indem man die bekannten beiden Bedeutungen des Wortes (convertere und trajicere) durcheinander mengt oder verwechselt. Als besonders auffallend seien hier zwei Stellen erwähnt aus einer Bearbeitung der Rotteckschen Weltgeschichte von Dr. Zimmermann, Stuttg. 1860. Hier lesen wir Bd. I. p. 148: „Sie übersetzten den Hellespont (transierunt, trajecerunt Hellespontum) und (was noch auffallender ist) Bd. III p. 306: „Sie überführten den Erzherzog Karl nach Lissabon“ statt „Sie führten ihn über nach

Lissabon, brachten ihn dahin.“ Dass auch hier eine sehr unangenehme Vermengung von zwei ganz verschiedenen Bedeutungen des Verbums überführen (traducere u. coarguere od. convincere) vorliegt, bedarf wohl nicht erst der Erwähnung.

Es sei uns gestattet, hier noch eine kurze Bemerkung allgemeinerer Art anzuknüpfen. Sie betrifft gewisse eigenthümlichn Schwankungen, welche uns die mit Präpositionen zusammengesetzten Verben in der gegenwärtigen Entwicklungsperiode der deutschen Sprache darbieten. Es soll hier nicht mehr die Rede sein von so groben Verirrungen, wie die oben besprochenen waren, sondern von Erscheinungen, in denen man ein wirkliches Schwanken des Sprachgebrauches anerkennen möchte. Die Sprache scheint nämlich zuweilen wirklich nicht recht zu wissen, ob sie bei einem Verbum der obigen Art die Präposition noch als trennbar d. h. als selbstständiges Wort behandeln soll oder nicht. Neben „Er erkannte ihn an als s. Herrn und Gebieter“ findet man nicht ganz selten auch schon: „Er anerkannte ihn als s. Herrn und Gebieter (vgl. Nat.-Zeit. vom 8. Dec. 1869). Noch widerstrebt indess diese Ausdrucksweise unserm Sprachgefühl, weil wir die beiden Bestandtheile des Wortes noch zu deutlich herausfühlen. Es wird sicherlich Niemandem einfallen, Verba wie anreden, anrufen, angreifen etc. als untrennbar zu behandeln. Warum will man mit anerkennen eine Ausnahme machen? Dabei soll nicht verschwiegen werden, dass Manches der Art auch bei guten Schriftstellern vorkommt. Vgl. Schill. Gött. Griech. 13 (Sie widerhallen leer); Anast. Grün „Der letzte Ritter,“ 2. Aufl. Stuttg. 1838. p. 177. (So, Fürst, aufragst im Leben Du, kronumglänzter Mann!); ib. pag. 178. (Und dem verlornen Hütlein nachläuft die Heiligkeit. *) Doch darf man nicht vergessen, dass man es hier mit der Dichtersprache zu thun hat, die sich dergleichen Dinge eher erlauben kann.

Zum Schluss seien auch einige Beispiele der entgegengesetzten Art angeführt. Vgl. Iphig. v. G. V, 3, 105 (Gebirg' und Thäler durchzustreifen st. zu durchstreifen); ib. V, 46 (Von tausend durchgeweinten Tag' und Nächten st. durchweinten); G. Tancr. IV, 6 (den ungeheuren Schmerzen lag ich unter st. unterlag ich, — ein Gebrauch, den nicht leicht jemand vertheidigen wird!); Schill. Fiesko I, 4 (Die Ringmauer des Ranges durchzubrechen st. zu durchbrechen); Wiel., Ausg. v. Gruber, Lpz. 1824, Bd. XII. p. 34 (Lässt man dem Leser zu untersuchen über st. überlässt man es dem Leser zu untersuchen).

II.

Damit man nicht glaube, wir hätten es mit unseren Bemerkungen immer nur auf die modernen Journalisten abgesehen, sei es uns gestattet, zur Abwechslung auch einmal einen kleinen Streifzug in das Gebiet der klassischen Literatur zu machen. Man wird dann sehen, dass, wenn jemand darauf ausgeht, auch auf diesem geweihten Boden in grammatischer Hinsicht des Abweichenden und Auffallenden, ja des Sonderbaren und Anstössigen genug zu finden ist. Als Probe wollen wir eine Zahl von Beispielen über das Thema: „Abweichend konstruirte Verba“ zusammenstellen, und zwar wollen wir der Einfachheit halber dabei die alphabetische Reihenfolge beobachten. Auch die Scheidung zwischen poetischen und prosaischen Beispielen soll dem Leser überlassen bleiben. Wir beginnen also mit:

Abwehren. c. Dat. (nach der Analogie von dem Simplex wehren, das bekanntlich oft mit dem Dat. verbunden wird): Plat. Harmos. geg. Ende. (Doch wehrt der Feldherr ihnen ab und spricht sodann etc.).

---

* In dem letzten Beispiele könnte man auch eine blosse Inversion annehmen, doch müsste man dann nach läuft als zwei Worte schreiben.

Aergern, sich an einem st. des gewöhnl. über einen: Sch. Fiesko II, 18 (Ganz Genua ärgert sich an dem Weichling Fiesko = Nimmt Aergerniss od. Anstoss an ihm). Man vgl. dazu „erschrecken an einem st. vor einem od. über einen: ib. I, 10 (An ihrem Vater erschrickt meine Tochter?).

Anwandeln. c. Dat. Less. M. Sara S. III, 6 (Es wandelte ihr jähling eine kleine Schwachheit an).

Befreien. c. Gen. (nach der Analogie von entledigen od. sich erwehren): Wiel, Asg. v. Gruber VIII, 133 (. . . der schwinge sich, um diese Dame hier des Zaubers zu befrein, auf dieses edle Thier).

Begegnen. c. Acc. (nach der Analogie von antreffen); Sch. D. Carl. III, 3. (Er hatte den Prinzen begegnet st. war ihm begegnet.) Nach derselben Analogie wird auch das Perf. dieses Verbums bisweilen mit haben gebildet: Sch. Jgfr. v. Orl. III, 4. (Nur einem Traurigen hab' ich begegnet. Man beachte hier wieder den Dat., wo man grade den Acc. erwarten könnte.)

Begrüssen. m. dopp. Acc. (nach der Analogie von nennen): Anast. Gr. Der letzte Ritt. (Das ich freud'gen Stolzes mein Vaterland begrüsse st. als mein Vaterl. begr. od. grüssend mein Vaterl. nenne.)

Behaupten ebenfalls m. dopp. Acc. (nach derselben Analogie): Sch. III, p. 398 (Ihn treulos zu behaupten = ihn treulos zu nennen od. ihn für treulos zu halten).

Belehren c. Gen. (nach der Analogie von erwähnen): Wiel. Ob. III, 65 (Glaubst Du nicht, dass Träume dann und wann der Zukunft uns belehren st. über die Zukunft). Wiel. Wrke. XII, 42 (Ihrer Zauberkunst sich recht vollkommen zu belehren st. über ihre Zauberkunst).

Bemächtigen, sich von etwas (nach der Anal. von potiri c. Abl.): Wiel. XXI, 195 (So hatte sich die Zauberin bemächtigt von Allem was ich bin).

Beneiden c. Dat. u. Acc. (nach d. Anal. von invidere alicui aliqd)! Sch. D. Carl. I, 4 (Das Einz'ge, was wir ihm beneidet st. um was wir ihn beneidet); Göthe IV, 2 (Wollt Ihr ihm dies beneiden?); XIII, 144 (Sei erst so gross, mir ihn nicht zu beneiden!). Ebenso das Simplex neiden ib. p. 261 (Der Vater neidet den Schatz dem Sohne = beneidet den Sohn um den Schatz).

Berauben, einen von etwas (nach d. Anal. von entblössen, privare): An. Gr. D. letzte Ritt. p. 188 (Dunkel wie im Kerker, beraubt vom Tagesstrahl = beraubt des Tageslichtes).

Bereden m. dopp. Acc. = einen zu etwas od. einem etwas einreden: D. Carl. III, 4 (Mich wollt Ihr das bereden?) Auch überreden findet sich mit dopp. Acc. Göthe XXX, 123.

Berichten, einen mit etwas: Sch. IV, 409 (Der Abgrund schlinge mich hinab, wenn ich mit Lügen Euch berichte = Euch Lügen vortrage od. erzähle).

Besinnen, sich einer Sache (nach d. Anal. v. sich erinnern, gedenken): Wiel. VIII, 158 (Das Beste, dessen sich der weise Mann besann).

Anm. Sehr häufig ist brauchen c. Gen. und zwar in verschiednen Bedeutungen: Vgl. Sch. Jgfr. I, 3 (Ich brauche nicht des Helmes = bedarf seiner nicht.); Br. v. M. p. 437 (Nicht mehr der Schwester braucht's!) Less. II, 352 (Was brauchst Du denn der Väter überhaupt?) Sch. Turand. p. 370 (Wird er bescheiden seines Rechtes brauchen = einen bescheidenen Gebrauch von seinem Rechte machen?). —

L. Fr. Ad. Wagler.

Infallibilitätscarmen aus dem vorigen Jahrhundert.*

Erster Theil.

Der Heilig Vatter Benedict
Durch mich das Fassnacht-Küchel schickt,
Und sagt, du seyst ein grober Flegel!
Weil du ohn einig Compliment
In Kirchen-Saal bist eingerennt
Ohn Billiet, und ohne Regel.

Er wundert sich schier zum Verdruss,
Dass eine Kuh um Muscatnuss
Und was dergleichen ist soll wissen!
Ey sagt Er: he! mein Corporal
Geh Bandel mir den Kerl recht zahl,
Geb ihm von Grossens Lecker-Bissen.

Kommt Maschera, kommt nur herein,
Ihr müsst vor demasquiret seyn,
Sonst kan ich meinen Zug nicht messen.
Nein, nein es ist kein Fassnacht-Spas,
Die Stihl die springen an die Nas
Dem, der mit Pabst will Kerschen essen.

Ein Pabst ist ein gekröntes Haupt:
Mit Fürsten ist es nicht erlaubt
Zu machen solchen blinden Lärmen.
Ein Hirt, der vor sein Heerde wacht,
Zwar zu des Wolfes heulen lacht,
Und würgt den Wolf mit seinen Därmen.

Was soll denn endlich dieses seyn,
Fällt dir kein andre Masque ein?
Als rasen, und wie Hunde bellen?
Mein Herr! soviel braucht es ja nicht,
Man kennt den Schatten an dem Licht,
Den Narren kennt man an den Schellen.

Du kleidest dich als Scarron an?
Allein, der ist kein Bidermann
Der falsche Waar und Wechsel führet!
Und führtest du kein Contreband,
So brauchtest auch kein falsche Hand,
Du schriebest, wie es sich gebühret.

Du sagst, Rom sey ein Carneval,
Und die Catholisch Kirchen-Zahl
Steh in dem Narrheits-Buch geschrieben.
Ach, zürne sich der Herr nicht so,
Denn vor ein Narr in Folio
Sind gantze Blätter übrig blieben.

---

* Der Stumme Advocat, II. u. III. Wochenstück im Hornung. 1758. Orion Der II. mittägliche Fix-Sterne. oder: Ein unbekannter Fassnachts-Narr. Constanz, redig. von Josef Anton v. Bandel.

Der Ablass heisst dir Ablass-Kram?
Und Petrus kont doch krum und lahm
Durch diesen Kram auf d'Füsse helfen.
Jetz sag mir, wie es sich gebührt,
Wo ist der wahre Kirchenhirt?
Ist er bei Schafen, oder Wölfen?

Kein Wolf hat nie ein Schaf curirt,
Vielmehr ein Wolf das Schaf verführt,
Das wissen ja sogar auch Bauren.
Als Luther seine Käthe nahm,
Und ihr entriss den Ehren-Kram
Von den verbottnen Kloster-Mauren.

Mein sag mir doch, was war er wohl?
Sag nur, wie man ihn nennen soll?
Wolf, oder Hirt, und Kirchen-Fackel?
Er warf den Ablass hinter Thür,
Und nahme sich ein Weib dafür,
Und dieses ist das gröst Mirackel.

Wenn aber diss Mirackel ist,
So kan auch der Herr Antichrist
Zu seiner Zeit Mirackel machen.
Ja er wird thun, und zwar grad so,
Er will kein Korn, und frisst nur Stroh,
Lacht doch ihr Leut, wer nur kan lachen.

Der Ablass ist das Saamen-Korn,
Desswegen ist er auch ein Dorn
Für jene, die mit Stroh nur handeln.
Werf deines Kopfes Strohstul hin,
Und lern einmal nach Petri Sinn
Gerad und aufrecht daher wandeln.

Les der Aposteln ihr Geschicht,
Allein: les sie mit heiterm G'sicht,
Dass dir die Augen nicht vergehen.
Les auch bei Paulo, wie die Huld
Vertilget des Corinthers Schuld,
Der sich in Blutschand hat versehen.

Weist du dann nicht die Kirchen-Buss
Die jeder Sünder zahlen muss,
Damit er fühl der Sünden Grösse?
Und dieses zeitlich Straf-Gericht
Wird durch den Ablass gantz vernicht,
Der Ablass kleidet unsre Blösse.

Gesetzt du stärbest gleich dahin,
Und hättest nur aus Geld-Gewinn
Dem Martin Luther Bratwürst g'stohlen.
Ein Bratwurst wär kein schwere Sünd,
Denn wo die andre schuldig sind,
Da könt man auch noch andre hohlen.

Nun diss gesetzt, wo kömst denn hin?
Kein Fegfeur gibts nach deinem Sinn.
Und Höll, die wär dir gar zu warme?
Mithin muss ja ein Ablass seyn,
Der hier auslösche Straf und Pein,
Ey sag doch ja! dass Gott erbarme.

Wilst aber, dass ein jede Sünd
Ein gleiche Straf und Rache find,
So bist kein Christ: du bist ein Heyde,
Du bist ein schlechter Camerad,
Du zweifelst an der göttlich Gnad,
Geh weg vom Bal, ich dich nicht leide.

Zweiter Theil.

Vom Fassnachts-Menuet.

Des Pabsts Infallibilitæt
Dir gar zu sehr im Weg umgeht,
Wie ich vermerck aus deinem Knarren?
Du schimpfest nur, und weiter nichts!
Du spotest dich des wahren Lichts?
Mein Herr! so machen's alle Narren.

Du höhnest Gott recht Himmel-hoh,
Du trettest auf den Domino,
Mithin must ja beim Tantze fallen.
Kaum diss gedacht! puff lag er hier!
Und machte Augen, wie ein Stier,
Und weiter seh ich nichts aus allen.

Ich seh aus allem bis ans Ohr,
Nichts als Nabuchodonosor
Mit einer Ochsen-Haut masquiret?
Sofort dem Fürst vom Ochsen-Reich
Dem sieht der Kerl natürlich gleich,
Ma foi! es ist g'wiss nicht vexiret.

Der Fürst Nabuchodonosor
Auf solche Art sich g'rad verlohr,
Und höhnte Gott und die Propheten.
Und der verwegne Balthasar
War gar das gantze Jahr ein Narr,
Liess d'Priester wie Capaunen tödten.

Er tranck, und zwar nur aus vexir
Aus dem geheiligt-Tempel-G'schirr
Und hiess die Priester Fassnachts-Narren.
Ey! sagt er, was soll Becher seyn?
Geht Brüder, schenckt mir lieber ein!
Wie schickt sich d'Arch auf einen Karren?

Kaum sagt er diss, so schrieb ein Hand
Des Todes Urtheil an die Wand
Des Inhalts: Mane, Phares, Thecel,

Und dieser Ziffer strenge Zahl,
Die war das End vom] Carneval,
Mercks Judas-Bruder mit dem Säckel.

Den Ablass nennst du Carneval,
Den Pabst nennst du ein Abgott Bal,
Die Kirche nennst du ein Redouten?
Ist dieses nicht, du blinder Narr!
die nemlich Sprach von Balthasar?
Frag Luters desertirte Kutten.

Er sagte: falsch sey unser Glaub,
Weil wir begehn den Kelches-Raub,
Und Luther selbs stahl Kelch und Becher.
Er schafte Mess und Opfer ab,
Damit er was zu flicken hab?
Sein Rock ist dennoch voller Löcher.

Wir haben Mess und Opfer noch,
Wir ziehen stets an Christi Joch
So, wie es Gott uns hat befohlen.
Du hast kein Mess und Opfer mehr,
Du hast kein Kelch nur ein Loth schwer,
Jetz sag, wer hat den Kelch gestohlen?

Wie, sag mir her, ist es nicht wahr,
War's nicht der König Balthasar,
Oder doch etwas seines gleichen?
Luter der frass und soff sich gut
Mit Christi Braut ihr Heurath-Gut,
Bis er wie Kelch-Gold thät erbleichen.

Ich schreibe dieses nicht zur Hohn,
Les Tischred Luters selbs davon,
Ob Balthasar könt ärger sprechen?
Ach lebte doch noch Daniel,
Da könte er bei meiner Seel
Uns etwas schreiben von dem Zechen.

Luter der gab ein freien Bal,
Er machte alls zum Carneval,
Was hilft, sprach er, die blasse Fasten?
Das Fleisch das macht ein gutes Blut,
Es schmeckt Freitag- wie Samstags gut,
Nur fort getanzt, was hilft das rasten.

Ist es nicht so, mein Werther Du?
Ist nicht nach Nieder-Sächsisch Schuh
Dein Kirchen-Bau recht abgemessen?
Und wann es denn die Wahrheit ist,
Warum beschuldest uns der List,
Die du mit Löffel hast geessen?

Wir haben zwar auch Carneval,
Doch nicht mit Mess- und Ablass-Zahl,
Noch weniger mit Nonnen-Hertzen.

Wir stellen dieses andern heim,
Wir bleiben bei dem Hönigseim!
Ich glaub, dem Herr belieb zu schertzen.

Die Kirch verdammt den Carneval,
Sie weisst nichts von Redouten-Saal,
Wo ausgesprongne Nonnen tantzen.
Geh, geh Nabuchodonosor,
Sonst kriegst du eines auf das Ohr,
Ich fress dich sonst wie Pomerantzen.

Du arm-masquirt-elender Tropf,
Geht dir der Ablass nicht in Kopf,
So schände doch nicht Gottes Tempel.
Der stoltz Nabuchodonosor
Zur Straf deswegen dir gieng vor,
Und anderen zu eim Exempel.

Er höhnte den Gott Israel,
Und sagte: Manna sey nur Mehl,
Und Wandlung sey nur ein Gedichte.
Des Hohenpriesters G'walt und G'wand
Das hiess er nur ein Kinder-Tand,
Und alten Weiber Traumgesichte.!

Darum macht er sich selbs zum Gott?
Doch nur zu seiner eignen Spott,
Weil er zu einem Ochs geworden.
So gehts mein Herr! wer Gott versucht,
Wer auf die Kirche Christi flucht,
Der tritt in Ochsen-Kopfes Orden.

Auch Balthasar war solcher Gsell,
Der durch das Sprachrohr von der Höll
Des Hohenpriesters Lehr bestritte.
Er sagte: die Unfehlbarkeit
Sey nur vor Gott, nicht vor die Leuth,
Und so, er manches Pferd weg ritte.

Er stahl, was ihm zu Finger kam,
Er hiess das Opfer auch ein Kram,
Er that, was immer Gott verletzte
Das Ding gieng an, ein gute Weil,
Doch spahn er sich nur selbs das Sail,
Sich selbsten auf den Esel setzte.

Mit der Infallibilitæt
Gerad es dir auch also geht,
Du schimpfest Pabst, und Gott im Himmel.
Du sagst, dass die Ohnfehlbarkeit
Sey nur vor Gott, nicht vor die Leut?
Ach schweig doch du Citronen-Limmel.

Kan denn ein König auf der Welt
Gesetzt, wenn es ihm so gefällt
Nicht einen Vice-König setzen?

Und wenn ein König dieses kan,
Warum soll es nicht gehen an
In den Catholisch Kirche-Sätzen!

Gott ist der König aller Reich:
Schickt es denn sich, dass er entweich
Ohn dass er Vice-König sezte?
Als er siegreich gen Himmel fuhr
So bliebe uns kein andre Spur,
Als dass er Pabst statt seiner sezte.

Nimm d'Schlüssel hin, so war sein Sprach:
Und vor mein liebe Schäfgchen wach
Mein Petrus! und steh vest im Glauben?
Und sorg dich nicht der Höllen-Wölff,
Weil bis zu End der Welt ich helf,
Wenn man dir Stab und Heerd will rauben.

Was wär nun dieses vor ein Hirt?
Wenn er nicht stehts unfehlbar wird
Durch die verborgne Gnaden-Züge?
Was wär wohl dieses vor ein Lehr
Wenn sie nicht infallibel wär?
Ist denn zu glauben, dass Gott lüge?

Ach still! verworrne Laster-Zung,
Der Menschen Witz ist viel zu jung,
Es braucht kein Witz, es braucht nur glauben
Wer aber dieses nicht versteht,
Und in der Witz zu weite geht,
Den schlägt man tapfer über d'Hauben.

So wahr es ist, dass Gott Mensch war,
Und dass Maria ihn gebahr,
So wahr ist es, dass Pabst nicht fehlet·
Nicht zwar als Mensch, sondern als Haupt
Von jener Kirch, die warhaft glaubt,
Was uns das göttlich Wort erzehlet.

Wenn aber Pabst nicht dieses wär,
Sondern in wahrer Glaubens-Lehr,
Und sich und andre kont betrügen?
So wär Gott ja die Wahrheit nicht,
Weil untertrucken könt das Licht,
Satan, der Vatter aller Lügen.

Wenn Christi Kirche fehlbar ist,
So sind Luter und Antichrist
Die bräfste Kerl auf gantzer Erden.
Denn beyde fehlen Himmel-weit,
Und solche Weis muss ja der Streit
Auf deiner Seit gewonnen werden.

Allein, weil Gott es haben wolt,
Dass man die Kirche hören solt,
So muss man ja die Kirch anhören.

Die Schrift allein die macht kein Kirch,
Das weisst der Bettelvogt von Zürch,
Die Kirch besteht in Glaub und Lehren.

Wer sagt dir, dass die Schrift wahr sey,
Wenn du nicht stimmst der Kirche bey,
Wo Gottes Hand das Ruder führet.
Ich glaub, sagst du, dem Prædicant,
Dem Special, dem Intendant,
Ich glaub, was meine Sinne rühret.

Sehr gut! allein in Glaubes-Sach,
Da sind die Sinne viel zu schwach,
Der Prædicant samt seiner Frauen
Der ist zu schwach, sein Frau ist blöd,
Mithin ist meine Schlusse-Red:
Den Weibern muss man gar nicht trauen.

Und was ist denn hierauf zu thun,
Damit wir im Gewissen ruhn,
Wem ist zu glauben, wem zu trauen?
Die heilig Bibel gantz allein
Ohn Kirche kan nicht giltig seyn,
Den Glaub muss man auf Kirche bauen.

Als Petrus seinen Glaub bewies,
Sogleich ihn Gott zum Fels erkies,
Auf welchen er sein Kirch wolt bauen.
Gleichwie also ein Felse steht,
Auf gleiche Weis mit Pabst es geht,
Der Hirt fehlt nicht auf seinen Auen.

Hier hast du also Schluss und Wort:
Die wahre Kirch die findt sich dort,
Wo Christus selbs den Stein geleget!
Und weil die wahre Kirche stand,
Ehe Luter seine Käthe fand,
So heisst's: die Masque abgeleget.

Ich kenn dich zwar schon an der Hand,
Du bist halt nichts als Prædicant,
Ich kenn dich schon ohn demasquiret.
Der Wolf der heulet niemals mehr,
Als wenn er gern bey'n Schafe wär,
Wenn er vor Hunger schier crepiret.

Dein Wolf-Zahn zeigt sich um und um,
Du nennst Rom, Lectisternium,
Welches vom Lectum sterno kommen
Und welches war ein Heyden-Fest.
Allein der Nam traf ein auf's best
Da Luther seine Käthe g'nommen.

Nun setz dich denn du böser Geist!
Zuvor wenn du nichts anders weist,
Als Gottes Kirche zu versuchen.

Wer Gott veracht ohn Mass und Zahl
Wer Ablass nennt ein Carneval,
Dem backt der Deufel Fassnacht-Kuchen.

Bonn. A. Birlinger.

Das Fremdwort in der deutschen Sprache.

Das Fremdwort ist eine Erscheinung aller Sprachen, vor Allem der Sprachen aller gebildeten Völker. Sehr verschieden aber ist das Verhalten der Sprachen gegenüber den in ihren ursprünglichen Quell eingedrungenen Fremdworten. Ein Vortrag „das Fremdwort in seiner kulturhistorischen Entstehung und Bedeutung, Berlin 1870," welchen August Boltz im nassauischen Alterthumsverein gehalten, behandelt das Fremdwort als eine allgemeine Erscheinung des Sprachenlebens. Auf das verschiedenartige Verhalten der Sprachen gegenüber dem aus einem anderen Sprachquell aufgenommenen Element nimmt der Vortrag keine Rücksicht.

Der allgemeine Grund für das Auftreten des Fremdwortes, oder, wie wir auch sagen können, für die Vermischung der Sprachquellen, liegt in der Aufnahme geistigen Eigenthums aus fremden Volks- und Bildungskreisen. Kein Volk, das über die dürftigsten Anfänge der Bildung hinwegschreitet, erzeugt selbständig den ganzen geistigen Besitz, dessen es bedarf. Mit den fremden Vorstellungen kommen die fremden Worte. Denn sollte mit dem Einströmen neuer Begriffe und Bilder die Sprache des aufnehmenden Volkes in der Bildung neuer Worte gleichen Schritt halten, so würde dazu eine ungewöhnliche Energie und Beschleunigung der sprachbildenden Thätigkeit gehören, und damit der ursprünglichen geistigen Bildungskraft überhaupt. Es ist begreiflich, dass diese Erscheinung im Völkerleben noch niemals beobachtet worden ist; es liegt ein Widerspruch darin, dass ein Volk in dem nämlichen Zeitpunkt, wo es sich einem fremden Inhalt gegenüber leidend, die eigene Thätigkeit zurückdrängend, verhält, nach der Seite der Form ungewöhnlich schöpferisch und selbstthätig sich verhalten sollte. Langsam und nach und nach vielmehr vollzieht sich den fremd aufgenommenen Bestandtheilen gegenüber die allgemein geistige und sprachliche Aneignung durch die eigenthümliche Bildungskraft eines jeden Volkes.

Das Fremdwort nun in seiner engern Bedeutung ist nicht dasjenige Wort, welches mit einer Minderzahl seines Gleichen gleichsam als Fremdling in ein anderes Sprachgebiet verschlagen worden, sondern, um in dem eben gebrauchten Bilde zu bleiben, dasjenige Wort, welches in der neuen Heimath ein Fremdling geblieben, welches das Gepräge der Sprachumgebung, in die es versetzt worden, nicht angenommen hat. Dasjenige Wort dagegen, welches, obwohl aus einem andern Sprachquell geflossen, doch der Form nach völlig mit der Sprache verschmolzen worden, in die es übergegangen, wird von der neueren Sprachwissenschaft Lehnwort genannt. Die deutsche Sprache bietet belehrende Beispiele von Worten, die in einer früheren Periode unserm Sprachschatz angeeignet, nur noch dem Sprachforscher als Lehnworte kenntlich sind, während in einer späteren Periode dasselbe Wort mit einer andern Bedeutung nochmals aufgenommen wurde, und diesmal das Gepräge des Fremdwortes behielt. Das Wort Vogt ist ein Lehnwort, die deutsche Umbildung des lateinischen advocatus. Das Wort Advocat kennt jeder als Fremdwort. Beide Mal bedeutet das Wort einen ordnungsmässig bestellten Beistand: das eine Mal aber den Beistand des Oberherrn in der Verwaltung ihm unterstellter Personen und Güter, das andere Mal den Beistand des Hülfesuchenden vor Gericht. Nur in dem ersten Fall hat die Sprache die Kraft besessen, dem Wort das fremde Gepräge abzustreifen.

Nach dem, was über den Grund der Aufnahme fremder Sprachelemente bemerkt worden, ergiebt sich in der Anwendung auf unsere deutsche Sprache leicht die Folge, dass jede energische Berührung mit einem fremden Kulturkreis einen Strom fremden Sprachgutes in dieselbe geleitet hat. Zuerst die Berührung mit den Römern. Diese hat namentlich eine Menge Kunstausdrücke des gewerblichen und wirthschaftlichen Lebens herzugeführt. Sodann die Berührung mit dem lateinisch-kirchlichen Wortschatz. Endlich die Berührung mit den als Kulturgebilde neu erstehenden europäischen Sprachen. Frankreich lieferte vorzugsweise gesellschaftliche und militärisch-technische, Italien kaufmännische und ästhetisch-künstlerische, Spanien geographische und naturhistorische Kunstausdrücke. Einen eigenen Strom von Fremdworten brachten die Einführung des römischen Rechts und die Wiederbelebung des klassischen Humanismus, später die Blüthe des französischen Hoflebens im 18. Jahrhundert, sodann die politischen Einwirkungen der französischen Revolutionsepoche, und in unseren Tagen die eingehendere Bekanntschaft mit den politischen Einrichtungen Englands und seiner Amtssprache. Dass bei einer Verkehrsentwickelung, wie die unseres Jahrhunderts, Ausdrücke, namentlich des industriellen und des gesellschaftlichen Lebens, sobald die Gegenstände zur allgemeinen Anwendung geeignet, sich alsbald verbreiten, ehe die Thätigkeit in den einzelnen Sprachgebieten Zeit hat, mit neuen Wortbildungen Schritt zu halten, ist ohnehin begreiflich.

Weit schwerer als die allgemeine Erscheinung des Fremdwortes im Sprachenleben, ist der Grund des verschiedenen Verhaltens der Sprachen dem ersteren gegenüber zu verstehen. Ja die Erscheinung dieser Verschiedenartigkeit ist nicht nur bis jetzt nicht begriffen, sondern in ihren Abstufungen nur erst sehr mangelhaft beobachtet.

Es fällt sogleich in die Augen, welche grosse Zahl lateinischer und französischer Worte sich in der englischen Sprache finden, die nur oberflächlich durch Endsylben, Beugungsformen und Aussprache das englische Gepräge zu tragen scheinen; und doch hat diese scheinbar unbegrenzte Aneignungsfähigkeit der englischen Sprache eine feine Grenze, deren Gesetz aber noch unaufgehellt ist.

Die deutsche Sprache zeichnet sich fast vor allen gebildeten Sprachen durch die grosse Zahl ihrer Fremdworte im engeren Sinne aus, d. h. also derjenigen Worte, welche aus einem fremden Sprachquell geflössen, das fremde Gepräge behalten. Diese Erscheinung ist häufig genug beklagt und nicht selten auf eine gewisse Charakterlosigkeit, Schwäche und mangelndes Selbstgefühl des deutschen Volkes zurückgeführt worden. Auch an Vorschlägen der Abhülfe hat es nicht gefehlt. Man hat bald zu einer gewaltsamen Verdeutschung aller Fremdworte, d. h. zu einem Ersatz derselben durch eigens gebildete Worte — denn die mit den Worten verbundenen Vorstellungen konnte oder wollte man nicht entbehren — von rein deutscher Abkunft gedrängt, bald wenigstens zu einer Umprägung der Fremdworte durch deutsche Schreibung, auch hin und wieder durch veränderte Aussprache, Beugung u. s. w.

An dem zeitweisen Ueberwuchern des Fremdworts in der deutschen Sprache mögen Trägheit und Ziererei ihren Antheil haben; aber jedenfalls ist derselbe weit geringer als man gewöhnlich glaubt. Die Hauptursache der reichlichen Fremdworte in der deutschen Sprache ist die grossartige, allseitige Aufgeschlossenheit des deutschen Geisteslebens. Der Reichthum, die Mannigfaltigkeit, die feine Unterscheidung der Vorstellungen, das Bedürfniss, kein irgendwie werthvolles und brauchbares Vorstellungsgebiet sich entgehen zu lassen, und gleichzeitig das Bedürfniss, die Eigenthümlichkeit jedes Vorstellungskreises möglichst unverändert zu erhalten — diese deutschen Eigenschaften sind es, welche den Strom des Fremdwortes durch unsere Sprache immerfort hindurchleiten. Es war allerdings verderblich, wenn dieser Strom, wie es zeitweise geschehen ist, die eigene Sprache überfluthete

und den Bildungstrieb derselben hemmte. Aber bisher hat sich dieser Trieb dem fremden Elemente gegenüber immer wieder siegreich erhoben.

Ein Theil der fremden Vorstellungen und mit ihnen die fremden Bezeichnungen werden mit der Zeit als überflüssig ausgestossen. Bei Vorstellungen, welche in den geistigen Grundstock der Sprache übergehen, werden mit der Zeit die Bezeichnungen nach dem deutschen Sprachtypus umgeformt oder ebenso häufig von dem Sprachbildungstrieb durch neue echt deutsche Worte ersetzt, oder es werden die Vorstellungen dem schon vorhandenen Wortvorrath untergelegt. Die gewaltsame Verdeutschung der Fremdworte ist daher ein Vorgreifen gegenüber dem sicher und gut arbeitenden Trieb der Sprachbildung, welches zu verfehlten, oft komischen Versuchen führt.

Ein kleiner Theil der Fremdworte verträgt weder die Umformung noch die Uebersetzung; dahin gehören namentlich onomatopoetische Fremdworte. Das Wort Galop giebt eine Bewegung tonmalend wieder, und so ist es einfach beizubehalten. Der gut gemeinte Vorschlag, Galop durch Schnellhüpflauf zu ersetzen, ist darum unbrauchbar, weil die letztere Bezeichnung eine Definition der betreffenden Bewegung, die erstere eine sinnliche Wiedergabe ist. Die Sprache kann aber auf dem sinnlichen Gebiet nur die wirksamsten Bezeichnungen gebrauchen.

Ebenfalls dem eigenen Zweck ganz zuwiderlaufend ist das Bestreben, die Fremdworte sobald als möglich, wenigstens der Form nach, in Schreibung, Beugung, Aussprache dem deutschen Typus anzupassen. Dieses Bestreben möchte alle Fremdworte sogleich in Lehnworte verwandeln. Auch hier liegt ein Vorgreifen gegenüber dem Walten des Sprachbildungstriebes vor.

Nicht die Fremdworte, die da kommen und gehen, sondern die theils bewusstlose, theils bewusste Halbverdeutschung führt zur Sprachmengerei.

(K. Pr. Staatsanzeiger.)

Zur volksthümlichen Kanzelberedsamkeit des 17. und 18. Jahrhunderts. *

Qui autem dixerit fatue: reus erit gehennæ ignis. Matth. 5.
Wer aber wird sagen/ du Narr? der wird schuldig seyn des höllischen Feurs.
Das andere Gebott; Du solt den Namen deines GOttes nicht eitl nennen.
Von Gottslästeren/ Schelten/ und Fluchen wider das andere Gebott GOttes.

Sobald der Allmächtige GOTT in seinem ersten Gebott andere Götter zu haben verbotten/ und gesprochen hat: Ich bin der HERR dein GOTT du solt neben mir keine frembde Götter haben; hat er gleich darauf in dem andern Gebott verbotten/ dass wir seinen heiligen Namen nicht solten eitl und vergebens nennen. Als hätte er sagen wollen: O Mensch! Ich der HERR dein GOTT hab einen solchen Namen/ und will in solcher æstimation und Hochschätzung bey allen Creaturen in Himmel und auf Erden gehalten werden/ dass wann man nur meinen heiligen Namen hört aussprechen und nennen/ jedermänniglich zu meiner und meines heiligen Namens Verehrung solte bewegt werden. Gleichwie verständige/ und ehrliche Leute/ wann sie den Namen ihres Königs/ oder Käysers hören nennen/ eine hohe Meinung von ihrem König und Herrn schöpffen/ und ein Reverenz und Ehrenbietig-

* Aus Heribert's v. Salurn Capuc. O. Predigten. Salzb. 1694—1708.

keit zur Aussprechung seines Namens erzeigen. Also wolte der höchste König und Käyser Himmels und der Erden GOtt der Allmächtige/ dass wir ihn in gebührender höchsten æstimation, und Hochschätzung haben solten/ und seinen heiligen Namen ehren. Ein guter Namen/ ein gut æstimation und Meinung von Einem ist bey uns Menschen das gröste Kleinod; auf dieses dringt auch der allmächtige GOtt/ seinen göttlichen Namen sucht er auch in gebührendem Respect bey uns zu erhalten/ da er uns im andern Gebott verbiettet/ dass wir den Namen GOTTES nicht sollen eitel nennen/ und im heiligen Vatter unser befilcht/ dass sein Name solte geheiliget werden/ indem er uns hat lehren betten: Geheiliget werde dein Nam. Petimus, ut nomen Dei sanctum habeatur ab hominibus, & ita illis innotescat Deus, ut non existiment aliquid sanctius, quod magis offendere timeant, spricht der Heilige Augustinus/ wir begehren mit diesen Worten des Heiligen Vatter unsers: Geheiliget werde dein Name/ dass der Namen GOttes von den Menschen heilig solte gehalten werden/ und dass die Menschen in solche Erkäntnuss Gottes solten kommen/ dass sie nichts höhers und heiligers solten schätzen als Gott/ und nichts mehrers solten förchten zu beleidigen als Gott und seinen Heil. Namen. Dann wann Gott der Allmächtige in dem heutigen heil. Evangelio sagt/ dass derjenige des höllischen Feuers schuldig sey/ welcher seinen Bruder schiltet/ und einen Narren heisst/ was für Straff wird dann derjenige verdienen? welcher nicht einen Menschen/ sondern Gott selbst/ und seinen heil. Namen lästert/ schiltet/ und flucht? wer GOtt wird schelten/ oder Fluchen/ der wird die Sünd tragen/ spricht GOtt Levitici am 24. Cap. wer aber den Namen GOttes wird lästeren/ der solte des Todtes sterben. Qui blasphemaverit nomen Domini, morte moriatur. Lev. 24 führe den gotteslästerlichen Menschen hinaus/ befahle GOTT dem Moysi Levitici 24. und alle/ die ihn haben hören Gotteslästern/ Schelten/ und Fluchen/ die solten/ ihre Händ auf sein Haupt legen/ und alles Volck solt ihn versteinigen. Von diesen schwehren Sünden des Gotteslästern/ Schelten/ und Fluchen/ mit welchen Gott/ und sein H. Namen grob verunehrt. und verletzt wird/ will ich in gegenwärtiger Predig handeln/ etc.

Es ist zwar ein Unterscheid zwischen dem Schwören/ Schelten/ Fluchen und Gotteslästeren/ dann schwören ist/ wann man sagt: Bey GOtt/ beym Sacrament/ beym Element/ etc. Darum sagt man/ er hat bei GOtt geschworen. Bey seiner Seelen Seeligkeit/ etc. Schelten ist/ wann man sagt: Du Schelm/ du Dieb/ du Narr/ du dieser und dieser du Donnersvieh/ du Teuffelsvieh/ du HurenSohn/ du Donnerswetter/ du Hagelswetter/ etc. Fluchen ist: Wann man sagt: Dass dich gottshundert tausend Sacra. etc.

Ubel wüntschen ist/ wann man sagt: Dass dich der Teuffel hole/ dass du erkrummest/ dass du erblindest/ dass du die Händ und Füss abfallest/ dass du den Teufl einsauffest; Ey so friss/ dass du erschnölscht/ dass du die Pest/ den Siechthum überkommest/ etc. Gott lästern aber ist/ wann man solche Worte redet/ die Gott/ oder seinen Heiligen/ oder den heiligen Sachen ein grosse Unehr zufügen/ als wann man thäte sagen: Gott ist ungerecht/ er ist falsch/ er ist ein Lugner/ haltet nicht/ was er versprochen hat/ er ist unbarmhertzig/ er ist tyrannisch/ er kan und weiss die Welt nicht zu regieren/ etc. Oder wann man GOtt thät übernämen/ oder aber einen Heiligen/ oder wann man thäte sagen: Dass dich Gottsherr Gottschänd/ Sacrament schänd/ etc. dieses seynd Gottslästerungen/ welches wol zu mercken ist/ weil bey den gemeinen Leuten nichts gemeiners ist/ als diese Wort: Gottsherr Gottschänd/ Sacrament schänd/ sie achtens für nichts/ und seynd doch rechte Gottslästerliche Wort. Wiewol/ sprich ich/ ein Unterschied ist unter dem Schwören/ Schelten/ Fluchen/ und Gottslästern/ so seynd es doch alle Sünden wider das andere Gebott Gottes; du solt den Namen Gottes nit eitl nennen. Und ist die Gottslästerung die gröste Sünd unter allen diesen Sünden; dann blasphemia est maledictio, & despectio Divini Nominis, sagt der grosse Theologus Caietanus in cap. 24. Levitici, die Gottslästerung ist

eine Vermaledeyung/ und Verachtung des göttlichen Namen. Das Gottslästeren ist eine Sach/ die GOtt zu einer grossen Schmach gereicht.

Das falsch schwören ist zwar eine grosse Sünd/ spricht der H. Kirchen-Lehrer Augustinus/ aber das Gottslästeren ist noch ein weit ärgeres Laster/ dann durch das falsch schwören/ wird Gott nur zum Zeichen einer unwarhafften Sach gebraucht/ in dem Gotteslästern aber werden GOTT selbst unwarhaffte Sachen zugemessen/ und zwar gemeiniglich mit grossen Zorn und Verbitterung des Gottslästerers/ gleichsam als wolte er sich an GOTT rächnen/ und seine heilige Sacramenta/ Blut/ Wunden/ Creutz/ durch welche er flucht und gottslästert/ verachten/ und GOtt darmit trutzen/ und schänden.

O entsetzliches! O grausames Laster der Gottslästerung! Wann ein Mensch den andern schmähet und schändet/ so kan man sie wiederum versöhnen/ wann aber GOtt selbst gelästert/ und geschändet wird/ wer wird GOtt wiederum versöhnen? 1. Reg. 2. v. 25. Es ist nichts erschröcklichers als die Gottslästerung/ sagt der H. Hieronymus in Apologia, welche das gottslästerliche Maul gen Himmel wirfft/ und Gott selbst an seinen Ehren angreifft. Kein Sünd macht den Menschen denen bösen Geistern den Teuflen so ähnlich und gleich als wie das Gottslästern. Aller Gottslästerer Zungen und Mäuler seyn Zungen und Mäuler der Teuffel/ von denen der Psalmist gesprochen hat: Ihre Mäuler seynd voller Lästerungen und Bitterkeit. Psalm. 13. v. 3.

Den Vogel kennt man aus dem Gesang/ den Menschen aus seiner Sprach; die Gottslästerer seyn Teufl aus der Höll/ und gehören zum Teuflen in die Höll/ ihr Sprach verrathet sie; denn die Teufl und die Verdambte in der Höll reden diese Sprach/ sie thun mit gröster Verbitterung/ Gott lästern/ schelten/ und fluchen. Blasphemia est idioma infernalis Inimici, & Damnatorum, spricht Joh. Gerson. to. 4. consid. 2. das Gottslästeren ist die Sprach des höllischen Feinds/ und der Verdambten; dann in der Höll hört man nichts anders als Gottslästerungen/ und Verfluchungen GOttes/ und seiner lieben Heiligen. S. Bernardinus to. 1. serm. 41. art. 3. c. 1.

Wann die barbarische Völker in Lydia, die Atlantides genannt/ nach der schönen Morgenröthe sehen die Sonnen aufgehen/ rotten sie sich zusammen/ wider das gutthätige Weltliecht/ und werffen unsinniger Weiss mit Verbitterung Stein wider die Sonnen gen Himmel/ sie schiessen Pfeil hinauf/ schwingen mit grossen Geschrey Lantzen und Schwerdter darwider. O homines humani ritus degeneres! O unmenschliche Menschen! aber noch grössere Unsinnigkeit verüben die Gottslästerer/ Schelter und Flucher/ indem sie nit wider die natürliche Sonnen/ sondern wider die Sonnen der göttlichen Gerechtigkeit die Pfeil der Gottslästerungen gen Himmel schiessen/ und die Lantzen und Schwerdter des Scheltens und Fluchens wider die göttliche Majestät schwingen. O Himmel! für wem behaltest du deine Donner und Blitz auf? dass du solche Gottslästerliche Mäuler nicht darmit in Abgrund hinunter schlägst? O Feur! warum ergreiffest du nicht solche gottlose Zungen/ und brennest sie bey der Wurtzen aus? O Erden! warum zertheilest dich nicht unter den Füssen solcher verteufleter Menschen? und verschluckest sie lebendig? dann in die ewige Verdamnus zum Teuflen hinunter gehören die Gottslästerer.

Der heilige Effrem redet die gottslästerliche Menschen an/ und sagt: Getrauest du dir dein gottslästerliches Maul zu eröffnen du verwegner Mensch! und wider GOTT/ und seinen Heiligen in Himmel Gottslästerungen/ Schwur/ und Fluchen auszugiessen? und förchtest dir nicht? das dich die Feurblitz von Himmel in Abgrund der Höllen werden hinunterschlagen? da du dein gottslästerliches Maul wider den allmächtigen GOtt eröffnest? vor dessen göttlicher Majestät die Engel im Himmel erzittern.

Weist du nicht? dass wegen der ausgestossnen Gottslästerungen des Assyrischen Königs Sennacharibs wider GOtt/ in einer Nacht hundert und fünff und achtzig tausend Menschen vom Engel Gottes seyn erschlagen wor-

den? 4 Reg. 9. Weist du nicht? dass dieser gottslästerende König Sennacharib selbst wegen seines Gottslästern/ von seinen eigenen Kindern mit Schwerdtern zu Stucken ist zerhauet worden?

Weist du nicht? dass GOtt Levitici am 24. Cap. befilcht/ die gottslästerende Menschen hinzurichten? qui blasphemaverit nomen Domini, morte moriatur, wer den Namen GOttes wird lästern/ solt des Todts sterben.

Wann ein Mensch von dem andern unbilliger Weiss injurirt, gelästeret und gescholten wird/ so wird er darum gestrafft/ und du solt ungestrafft verbleiben? wann du den allmächtigen Gott mit Gottslästerei/ Schelten/ und Fluchen injurierst, und aufs ärgst verletzest? Væ genti peccatrici! populo gravi iniquitate, semini nequam, filiis sceleratis, dereliquerunt Dominum, blasphemaverunt Sanctum Israel. Isa. 1. v. 4. Wehe euch gottslästerlichen Mäulern! euch teuflischen Zungen! euch unsinnigen furien! euch bellenden Höllhunden! die ihr wider GOtt/ und seinen heiligen Sacramenten so ärgerliche Lästerungen ausspeyet! wehe euch/ ihr werdet von GOtt nicht ungestrafft verbleiben; das Göttliche Urtheil ist schon über euch gefällt: qui blasphemaverit nomen Domini, morte moriatur, wer den Namen GOttes wird lästern/ der solt des Todts sterben.

In vielen Orten pflegt man den Gotteslästerern die Zung bey dem Genick heraus zu reissen. In andern Orten pflegt man ihnen ein Schandzeichen an die Stirn zu brennen. Ludo. Franc. Rex. Bey manchen Völkeren/ brennt man ihnen mit einem glüenden Eisen die Lefzen vom Maul hinweck. Der Käyser Justinianus hat befohlen/ die Gotteslästerer hinzurichten.

In den geistlichen Rechten Canon 22. q. 1. cap. si quis per capillum Dei, &c. wird befohlen/ dass man einen Weltlichen/ der Gott lästeret/ solte excommuniciren/ einen Geistlichen aber seines Ambts entsetzen. Der Pabst Gregorius IX. in Decretalibus hat verordnet/ dass derjenige/ welcher GOtt/ oder dessen werthiste Mutter/ oder andere Heiligen lästeret/ der solte sieben Sonntag nach einander barfuss unter währendem Gottesdienst vor der Kirchthür mit einem Strick am Halss stehen/ und sieben Freytag in Wasser und Brod fasten. Und sofern er diese Buss nit wolte verrichten/ so solte er mit andern Bussen unbarmhertzig abgestrafft werden/ und wann er ohne verrichter Buss würde sterben/ solte er des geweyhten Erdreichs beraubt werden.

Qui blasphemaverit nomen Domini, morte moriatur, wer den Namen Gottes wird lästern/ der solt des Tods sterben. Dann wann derjenige des Lebens verfallen ist/ der crimen læsæ Majestatis begeht/ und die Person oder nur die Bildnus seines Fürstens/ Königs/ oder Käysers lästert; wieviel mehr ist derjenige des Lebens verfallen? der wider den höchsten Gott und Monarchen Himmels und der Erden crimen læsæ Majestatis begeht/ und ihn und seine H. Sacrament/ sein Blut/ Wunden/ Stirn/ etc. lästert/ schiltet und flucht? Wann der jenige Mensch/ welcher Lev. am 24. c. v. 11. mit einem andern Grimmen/ und in Zorn unter den Grimmen gottsgelästert/ alsbald in die Gefängnus gelegt/ u. aus Befelch Gottes hat müssen hingerichtet werden; wieviel mehr wird Gott wollen/ dass diejenige gottslästerliche Menschen solten ausgereitet werden? die nit nur einmal/ sondern wol vielhundertmal offt in Zorn aufs grausamste Gottslästern/ Schelten/ und Fluchen.

Wann der allmächtige GOtt den Oza mit dem gähen Tod gestrafft hat/ dass er so vermessen gewesen ist; und die Arch GOttes/ so ein Vorbedeutung war des heiligsten Sacraments/ mit seinen Händen hat angriffen. Wie solt er diejenigen ungestrafft lassen? die vermessentlich bei den H. Sacramenten lästern/ schelten/ und fluchen?

Niemand wird es widersprechen/ dass nit diejenige Böswicht/ die den unschuldigen Sohn Gottes gecreutziget haben/ des ewigen Tods wehrt seyn; aber noch mehr verdienen die ewige Verdammnus die jenige/ welche Gottslästern/ Schelten/ und Fluchen; dann dass Gottslästern/ Schelten/ und

Fluchen/ bey den H. Sacramenten/ bey den Blut und Wunden Christi/ ist ein grössere Sünd als die würcklichste Creutzigung Christi/ sagt der H. Kirchenlehrer Augustinus über das 26. Capitel Matthäi.

Dahero nach dem der H. Evangelist Matthäus in seinem Heil. Evangelio an dem 27. c. beschrieben hat/ wie die Juden und Peiniger Christi samt dem lieben Schächer am Creutz/ Christum JEsum am Stammen des H. Creutzes gelästert haben/ hat er alsbald hinzu gesetzt/ tenebræ factæ sunt super universam terram, dass ein Finsternus sey worden auf dem gantzen Erdenkraiss. Die Sonn ist verfinstert worden/ und hat deswegen ihre Strahlen bedeckt/ und ihren Schein verborgen/ sagt der H. Ansel. in c. 27. Matth. damit die Gottslästerer/ die Christum am Creutz gelästert haben/ der Sonnen Glantzes und Scheins zu einer so entsetzlichen Sünd nicht geniessen möchten.

Solche grosse Beleidigungen thun auch diejenige Christo JEsu an/ die seinen H. Namen Creutz/ Wunden/ Blut/ Sacramenta/ und heil. Wort aus der H. Schrifft/ zum Wundssegen/ Gefrursten/ aberglaubigen Sachen/ teuflischen Beschworungen/ falschen Offenbahrungen/ dergleichen Schwartzkünstlereyen gebrauchen. Solche Menschen thun Gott mit solcher Missbrauchung seines H. Namens einen grössern Spott an/ als wann man eines ehrlichen Manns Namen an Galgen schlüge; dann gleichwie es einem ehrlichen Mann zum höchsten Schimpf und Spott gereichte/ wann ihm einer seinen ehrlichen Namen thäte an Galgen häfften/ und ein solcher vermessner Mensch billig einer grossen Straff würdig und wert wäre/ der es thun würde: Also gereicht es auch Gott zum höchsten Schimpf und Spott/ wann sein H. Namen an Wundseegen Zetlen/ und allerley Teuffelskünstlen gehängt/ und gebraucht wird. Wie dann der böse Feind/ damit er die Leut unter dem Schein des Gutens verführe/ die heiligste Wörter/ Creutz und Namen zu allerley solchen Teuffelswercken gebrauchen macht/ GOtt dem Allmächtigen zum grösten Spott und Missbrauchung seines H. Namens. Solche vermessne Menschen seynd der zeitlichen und ewigen Straffen würdig und werth/ die Gott und seinen Heil. Namen einen solchen Spott anthun u. nicht darvon abstehen. Solten wir wider solche vermessne Menschen nit einen Christlichen Eiffer erzeigen? und sie mit solchen Teuffelskünstlen und schweren Beleidigungen GOttes wider das erste und andere Gebott/ auf alle Weise abhalten?

Solten wir nit den Gottslästerern/ Scheltern und Fluchern aus Christlichen Eiffer auf ihr gottslästerliches Maul schlagen? und sie darmit lehren/ Gott fürchten? wann du einen hörest GOtt lästern/ schelten und fluchen/ so gehe hinzu/ sagt der H. Chrysost. halte ihn darvon ab; ist es ein solcher Mensch/ an dem nichts gelegen ist/ oder der dein Unterthan ist/ so schlag ihn auf sein gottslästerliches Maul/ und heilige dein Hand dardurch. Dann du must wissen/ dass wann du Einen siehest sündigen/ und thust ihn nicht von der Sünd abhalten/ so bist du ärger/ als derjenige/ welcher die Sünd begeht. S. Thomas in Catena.

Als der Hochgelehrte Johannes Hurtado aus S. Dominici Orden einmals einen Soldaten hörte Gottslästern/ Sacramentiren/ Schelten und Fluchen gienge er aus Christlichen Eiffer hinzu/ und sagte zu den gottslästerenden und fluchenden Soldaten/ du lügst du Böswicht! GOtt der HErr ist nicht derjenige/ wie du ihn mit deinem gottslästerenden Maul schiltest; es sein nur sieben und nicht hundert tausend Sacrament/ die man nicht fluchen/ sondern ehren muss.

Wer nit mächtig ist/ die höchste Unbild zu rächen/ die GOTT mit Gottslästeren/ Schelten/ und Fluchen angethan wird/ der schreye gen Himmel und die göttliche Rach/ es wird solchen gottlosen Menschen die göttliche Rach nicht ausbleiben.

Massen Henricus Murac ein Cartheisser schreibt/ dass unweit von Lucern sich einsmals drey Spiller zusammen gesöllet/ und auf dem Würfflblatz

erschienen seyn; der eine unter ihnen Ulrich Schröter genannt/ war im Spillen sehr unglückseelig/ darüber wurde er dermassen erzörnet/ dass er anfienge entsetzlich zu Gottslästeren/ zu Schelten/ und zu Fluchen; er zoge seinen Dolchen aus/ stosste denselbigen vor Zorn auf den Tisch nieder/ und erhebte seine gottslästerliche Zung gen Himmel/ sprechend: Christe du Sohn Marie/ du solt wissen/ wofern mir auch dieser Wurff unglücklich fallen wird/ so bin ich gesinnet/ mich an dir zu rächen/ und dir diesen Stillet in deine Seiten zustossen. Was geschicht? die Würfl fallen ihm unglücklich/ er verspillt auch dasselbige Spill/ worüber ist er dermassen ergrimmet/ dass er den Stillet in die Höhe hat hinauf geworffen/ mit diesen gottslästerlichen Worten/ höre Christe/ du Sohn Marie! mein Willen und Meinung ist/ dass dieser Stillet deine Seiten durchstechen solte. Sehet Wunder! Kaum hat dieser gottlose Mensch/ diese gottslästerliche Wort ausgesprochen/ da seynd fünff frische Blutstropffen von Himmel auf den Spill-Tisch heruntergefallen/ zum Zeichen/ dass dieser Gottslästerer mit seinen Gottslästerungen/ und Stillet Christi der HERRN Seiten durchstochen habe; es erschienen auch zween schwartze abscheuliche Mohren/ welche den Gottslästerer ergrieffen/ und durch die Lufft in die ewige Verdammnus hinweck geführt haben. Credo, quòd blasphemi sepeliantur in infimo loco inferni cum Lucifero, spricht der heilige Vincentius Ferrerius, ich glaub gäntzlich/ dass die Gottslästerer zu unterst der Höllen mit dem Lucifer vergraben werden.

Nichts desto weniger/ wann etwan der Mann dem Weib/ oder den Kindern rufft/ und sie wollens nicht geschwind hören; wann ihm der Sohn oder Tochter/ der Diener oder Knecht/ die Dienstmagd oder Dienstmädl zulangsam kommen/ oder nicht geschwind gehen; wann die Arbeit/ oder sonst etwas nicht recht von stat geht/ wann man ihm ein unbeliebige Red zuzieht/ wann man ihm nicht gleich thut/ was er haben will/ wann man ihn erzörnet; da ist das Sacramentiren/ das Schelten/ das Fluchen/ das Gottslästern/ dass es kein Wunder wäre/ die Teuffel thäten einen solchen Menschen mit Leib und Seel hinweck führen; aller Zorn muss von solchen gottlosen Menschen mit Schelten/ Fluchen/ und Gottslästern an GOtt/ und an seinen H. Sacramenten ausgelassen werden/ als wann Gott ihnen nicht recht gethan/ und sie zum Zorn bewegt hätte. Maledicti erunt, qui contempserint te, & condemnati erunt omnes, qui blasphemaverint te, spricht der fromme Tobias c. 13. O Gott! vermaledeyt werden seyn/ die dich verschmähen! und verdambt alle/ die dich lästern! die höllischen Geister/ die Teuffel selbst können manchesmal den gottslästerenden Menschen nicht länger zu hören/ sondern thun die Unbild/ so Gott dardurch geschicht/ rächen/ und die gottslästerende Menschen zu Stucken zerreissen.

Dergleichen Exempel schreibt Theophilus Raynaudus to. 17. operum suorum, in Prato Spirituali, §. 78. Es war in Franckreich/ in der Lugdunischen Landschafft ein edler junger Herr (eques Melitensis) welcher dem Sacramentiren/ Gottslästern/ Schelten und Fluchen sehr ergeben war/ dieser delectirte sich mit der Jägerey/ weil er aber gemeiniglich zu Nachts gar spat nach Haus kame/ und man gar lang auf ihn warten müste/ verwisse ihm seine verwittibte Frau Mutter/ und drohete ihm/ sofern er nit früher würde nach Haus kommen/ so werden sie nit mit dem Essen auf ihn warten/ sondern auch das Haus verspörren/ dass er nit mehr wird in das Haus einkommen; aber er verlachte nur diese mütterliche Ermahnung/ und bliebe aus/ wie zuvor/ die Mutter hingegen thäte auch/ was sie gesagt/ sie liese zu gebührender Zeit das Nachtessen zu bereiten/ und das Haus verschliessen. Als nun der Sohn über zween Tag mit zween andern seinen Cammeraden/ gantz spat in der Nacht nach Haus kamme/ und das Haus verspörrt fande/ auch niemand erruffen kunte der ihm aufmachen thäte/ hat er/ seinen Gebrauch nach/ entsetzlich angefangen zu Sacramentiren/ zu Gottslästern/ und zu fluchen. Dieses Gottslästern/ Schelten/ und Fluchen/ hat er wiederholt/ als er auch keine taugliche Liegerstatt hatte/ sondern samt seinen Cam-

meraden in einen schlechten Bett vergut nehmen muste; er lage mitten zwischen seinen zween Cammeraden/ und schalte und fluchte ohne unterlass/ also dass es die Teuffel selbst nicht mehr haben könen erdulten/ sondern ein höllischer Geist in Gstalt eines grossen Rissens mit zween grausamen Höllhunden ist vor das Bett kommen/ der hat den Gottslästerer zwischen den andern herausgerissen/ und auf den Tisch/ so dort war/ hinauf geworffen; auf den Tisch hat der grausame höllische Jäger den Gottslästerer mit einem grossen Weidmesser in Stucken zerschnitten/ und den 2. feurige Höllhunden zu verschlucken vorgeworffen. Nach solchen ist er samt den zweye Hunden verschwunden/ und hat die zween Cammeraden des Gottslästerers in solcher Forcht und Schröcken verlassen/ dass der eine alsbald sich in ein Closter begeben hat/ GOtt eifferig zu dienen/ und der Gefahr seiner ewigen Verdammnus zu entgehen.

Seht! wie die Gottslästerer/ Schelter/ und Flucher zeitlich und ewig zu Grund gehen? maledicti erunt, qui contempserint te, & condemnati erunt omnes, qui blasphemaverint te, O GOtt! vermaledeyt seyn diejenige/ die dich verschmähen/ und verdammt alle/ die dich lästern.

Deponite igitur iram, indignationem, malitiam, blasphemiam &c. Ey so legt dann ab von euch den Zorn/ die Verbitterung/ die Bosheit/ aus welchen das Gottslästern/ Schelten/ und Fluchen entstehet! thut mit solchen Lasteren den Namen GOttes nicht entunehren/ wider das ander Gebott GOttes; seit nicht aus der Zahl der höllischen Inwohner/ der Teuflen und Verdammten in der Höll/ welche GOtt unablässig lästern/ schänden und schmähen/ sondern lobet/ ehret und preiset GOtt mit möglichster Andacht und Liebe/ und gebt darmit zu erkennen/ dass ihr aus der Zahl der Auserwählten GOttes begehrt zu seyn/ die mit den H. Engeln in der himmlischen Glori Gott in alle Ewigkeit begehren Lob zu singen/ zu ehren und zu preisen; darzu gebe euch seine göttliche Gnade GOtt der Vatter/ und der Sohn/ und der Heil. Geist. Amen.

Dr. A. Birlinger.

Das erste deutsche Buch in America.

In der Monatsschrift „Der deutsche Pionier", welche in Cincinnati erscheint und sich immer mehr zu einem Schatzkasten entwickelt, worein unsere Landsleute jenseit des Weltmeeres werthvolle Beiträge zu der Geschichte der deutschen Einwanderung in die Vereinigten Staaten niederlegen, finden wir (2. Jahrgang 2. Heft) eine Beantwortung der Frage: Welches ist das erste deutsche in America gedruckte Buch? O. Seidensticker aus Philadelphia berichtigt nämlich einen Irrthum, als sei der von Benjamin Franklin im Jahre 1742 gedruckte reformirte Katechismus das erste auf americanischem Boden in deutscher Sprache erschienene Buch, und fährt sodann fort:

Schon Christoph Sauer hatte 1740 drei Bände Predigten von George Whitfield und 1739 den „Zionitischen Weihrauchshügel," einen Octavband von 820 Seiten, herausgegeben. Das erste Buch, das er publicirte, und vielleicht das erste überhaupt, das mit deutschen Typen gedruckt wurde, ist das 1738 erschienene „A-B-C- und Buchstabir-Buch."

Aber bereits 1730 hat Franklin ein deutsches Buch (mit lateinischen Lettern) gedruckt, das seines Alters und Inhalts halber gleich merkwürdig ist. Es muss zu den ersten Werken gehören, die aus der Officin des jugendlichen Benjamin Franklin hervorgingen, wenn es nicht wirklich das erste ist. Da es sehr selten ist, setze ich den Titel vollständig her: Goettliche Liebes und Lobes gethoene welche in den hertzen der kinder der weiszheit zusammen ein und von da wieder ausgeflossen. Zum Lob Gottes und nun

denen schuelern der himmlischen weiszheit zur erweckung und aufmunterung in ihrem Creutz und leiden aus hertzlicher liebe mitgetheilt. Dann

Mit lieb erfuellet sein bringt Gott den besten Preisz
Und giebt zum singen uns die allerschönste weisz.

Zu Philadelphia: Gedruckt bey Benjamin Franklin in der Marck-Strass 1730.

Aus dem Inhalte der Lieder geht hervor, dass sie für „Erweckte“ oder „Inspirirte“ bestimmt waren, für Leute wie die Anhänger von Kelpius und Seelig. Ein Exemplar dieses Buchs befindet sich im Besitz des Hrn. Abraham H. Cassel in Montgomery County; vielleicht ein unicum.

Aber die Frage nach dem ältesten deutschen Drucke in den Vereinigten Staaten ist damit nicht erledigt. Conrad Beissel liess 1728 „ein Büchlein vom Sabbath durch den Druck gemein werden,“ (Chronicon Ephratense Cap. VII.), das die Verlegung der Sabbathfeier auf den Samstag bezweckte und bei den Anhängern Beissel's auch erwirkte. Derselbe Beissel veröffentlichte vorher, aber wahrscheinlich in demselben Jahre, die „Neun und neunzig mystischen Sprüche.“ Wo Beissel diese Schriften drucken liess, ob hier oder in Deutschland, ist mir nicht bekannt.

(Cölnische Zeitung.)

Bade - Carmina.

Encomium fontium acidularum Vallis Petrinae Auctore Joanne Fautschio, Med. Doct. et Prof. ord. acad. Friburgensis. 1618.

Laudaturus aquam vitae fontemque salutis,
Vos o fonticolae placidissima Numina Musae,
In mea vota voco, et vestras precor indigus artes,
Ut sacra perfusae unda atque aspergine roris
Pimplaei voces in carmina grata liquescant.
Commendet vini laudes vinosus Homerus,
At me Petrini delectant pocula fontis,
Pocula ieiuno nil mane nocentia ventri.
Quid? credamne Deas tria livida Numina Parcas
Hactenus inuidisse homini tam nobile donum
Montibus abstrusum extremis, et valle remota?
An potius Superos quibus est Hygieia curae
Tantisper studio clausisse repagula fontis,
Haec dum paulatim subeat morbosior aetas?
Scilicet haec paucis scaturigo salubris ab annis
Nota fuit sanis, simul ac innotuit aegris:
Illis, ut seruent, vitae qua dote fruuntur,
His, ut ab aegroto depellant corpore morbos.
O igitur saluete piae, pia Numina Nymphae,
Ter saluete Deae, quibus est custodia fontis.
Nonne salutatum vos gens venit omnis ab omni
Late accita loco, nec parcit sumptibus ullis
Nectare dum vestro satiata recedat, et aegris
Artubus amoueat morbos seniumque retardet.
Non tantus populi accursus veniebat ad aras
Quondam, Phoebe tuas consultum oracula diua:
Quantus ad hunc fontem numerus properare quotannis
Cernitur, ut lymphas lustret, gustetque salubres.
Gens nimiis assueta scyphis amplisque culullis
Exhaurire merum post maxima tormina ventris

Bile superuacua concita vel arduam orexin
Iliacumque malum post lamentabile spasmi
Fatum, post contracturam manuumque pedumque
Cumprimis fontis venerandum numen adorat.
Sic etenim visum est Superis ut pocula Bacchi
Usurpata diu undiferas vertantur in urnas,
Ut noxam vini castigent pocula fontis.
Sunt quos crudeli cruciatu calculus anxit
Aut teretes ureterum renumque lapilli
Aut in inaequales concretus mucor arenas,
His post exhaustas multo medicamine vires
Una salus fuit hos acidos potasse liquores,
Atque mali causas haustu pepulisse resumto.
Continuo fluxu vexatus et asthmate magno,
Aut valido fauces intercludente catarrho
Quam non quaerit opem? quos non bibit anxius haustus?
Quas panacaearum species, chymicamque per artem
Ter distillatos aurata in pyxide rores
Non absumit inops vitae mortique propinquus?
Quin etiam vidi flammas dirosque vapores
(Proh dolor in nostras deerant haec fata ruinas)
Fumiferi potas persaepe fuisse Tabaci,
Et spirasse ambas horrentia nubila nares,
Dum caderet miser in terram, ceu fulmine tactus,
Et flueret cerebro rosoluto lenta saliua:
O Medico persuase malo, quid pharmaca quaeris
Thessalico quae nata solo, quaeque ipsa benigna
Nostris in terris nasci natura negauit?
Quid dubitas Diuum donis melioribus uti
Quae nobis assueta, Deus quaeue obtulit ultro?
Ecce ut prosiliunt Petrina in valle Dianae
Dona, salutiferi viua e scaturigine fontes.
Cui non gratus acor fontis? quis nauseet haustum
Ambrosia grata et diuino nectare mixtum?
Quem non splendor aquae invitet, qui purior ipso
Emicat electro et superat crystallina vasa?
Quem non alliciant trepidant cum in gurgite parvo
Limpiduli latices, atomisque simillima paruis
Infusis sursum saliunt corpuscula vitris?
O utero sterili matres, sterilesque mariti,
Qui saepe haeredes votis optatis anhelis,
Consulite hos fontes, et ad hanc accedite vallem:
Hoc in fonte Diana latet foecunda propinans
Pocula foelici genitalia pignore donans.
Ecquid cunctaris peditarda afflicte podagra?
Ergo age rumpe moras desperatasque medelas
Librales haustus, conditos sachare bolos,
Atque euersuros ventremque gulamque syrupos,
Aut inspissato decocta julapia succo
Et varii lapidum generis pretiique Trageas,
Aut immissa aluo bubulo clysteria folle,
Aut opiata acres male dilatura dolores,
Mitte procul: potius fontes admitte Petrinos;
Spiritus intus agit, penetratque per ossa, per artus,
Atque podagrificas extinguit frigore flammas.
Quid? dubitem? fallarne? vel indubitata fides sit,
Quicquid in hoc est fonte boni, quod proderit aegris

Et longo afflictis morbo, sanctissime Petre,
Omne tuo id dudum iam profluxisse fauore,
Atque tuo patrocinio venisse benigno?
Unde nec immerito quondam veneranda vetustas
Vallis ad ingressum tibi sacras struxerat aras,
Ut te tam custode bono, bona gratia fontis
Gratia perpetuos conseruaretur in annos.

Doktor Behr über den Nutzen und Gebrauch des Petersthaler Gesund-Brunnens. 1750.

Von jenen Quellen will ich singen,
Die in dem Petersthal entspringen,
Und die der Schöpfer dieser Welt
Zum Wohl der Menschen forterhält.
Herr! dieses weislich auszuführen
Lass mich von deinem Geiste rühren!
Damit der Mensch, der sie geniesst,
Und dem von ihnen Heil entspriesst,
Beim Trinken und beim warmen Bade,
Auch loben mög' dein Werk der Gnade,
Und dir für diese Güt' und Treu'
Von Grund der Seele dankbar sey.

Auf! Gäste auf! bekennt und preiset
Gott, der so deutlich hier sich weiset,
Der euch den Brunnen da geschenkt,
Und so viel Kraft in ihn gesenkt.
Gott, der ihn zierte mit der Gabe,
Dass er euch alle kühlend labe,
Und als die beste Arzeney
Von tausend Leiden euch befrey.
Ist durch sein Eisen führend Wesen
Nicht mancher Kranke schon genesen,
Der ehedem — oft viele Jahr —
Blöd, elend, schwach und siechend war?

Durch dieses Eisen, dass hier fliesset,
Wird euer Lebens Saft versüsset,
Verdünnert, flüssig, rein und gut,
Und ausgeschwemmt das träge Blut.
Die Adern und die zarten Gänge,
Die oft verschlossen, starr und enge;
Verjährtes Weh, das Manchen plagt;
Und Schärfe, die das Fleisch zernagt;
Verstopfung in den Eingeweiden;
Rheumatisches und Nerven Leiden;
Diess, und was sonsten euch beklemmt,
Wird durch dasselbe ausgeschlämmt.

Noch mehr: Euch besser zu beleben,
Und neuen Trieb dem Blut zu geben,
Liegt in der Quelle rein verwahrt
Ein geisterfüllte Schwefel Art,
Die nicht, wie Mancher denkt, erhitzet,
Nein! auf ganz eigne Weise nützet;

Indem ihr flüchtig, reiner Geist,
Was immer grob und schädlich heisst,
Durchdringet, löset und zertheilet,
Versüsset, kühlet, reint und heilet,
Und durch die Sond'rungs Gänge treibt,
Dass nichts davon zurücke bleibt.

Auch habt ihr weiters zu bemerken,
Dass um die Zäserchen zu stärken,
Ein vitriolisch reiner Saft
In der Genesungs Quelle haft't,
Der so, wie jeder weiss und sieht,
Die Theile sanft zusammenzieht;
Den Schleim aus kranken Drüsen rückt;
Die Glieder stärket und erquickt;
Den Magen kräftigt zum Verdauen;
Die Blume bringt den jungen Frauen;
Das Fieber tilgt; Geschwüre heilt;
Und Bleich- und Wassersucht zertheilt.

Ja! um dem Menschen Heil und Segen
Zu bringen auf verschiednen Wegen,
Entquollen in Sankt Petersthal
Zwei Sauer Brunnen an der Zahl.
Der grosse labt, erquickt und stärket,
Wie man diess öfters schnell bemerket.
Der kleine ist dagegen schwach,
Wirkt leise, lind und allgemach.
Der grosse reinigt durch die Nieren,
Der kleine aber durch's Laxiren.
Gebrauche den zu jeder Frist,
Der dir am Meisten dienlich ist!

Diess Wasser aber recht zu nützen
Muss, nach dem Trunk, man wenig sitzen;
Nicht liegen oder stille steh'n;
Nein! artig hin und wieder geh'n.
Soll es sein volle Kraft bezeigen,
Muss man nicht stets die Berge steigen;
Dem Springen, Laufen, Tanz und Spiel
Auch setzen ein gemessen Ziel.
Denn allzuviel sich abzujagen
Vermindert nicht, ja mehrt die Plagen.
Die guten Säfte schlämmt man aus
Und bringt den Körper siech nach Haus.

Soll es auch äusserlich nicht schaden,
So muss man nie zu warm d'rin baden,
Und nie zu lang' im Bade seyn;
Denn Beides nähret oft die Pein.
Auch haben wir hiebei zu melden,
Dass man den Leib nie soll erkälten,
Noch lange in der Durchluft steh'n,
Wenn man vom Bad zurück muss geh'n.
Auch pflegt es besser anzuschlagen,
Wenn Morgens früh, mit nüchterm Magen,
(Nicht wenn schon Wasser drinnen ist)
Man zu dem warmen Bad sich rüst't.

Noch Eines werde nicht vergessen:
Dass man nie Mittags bei dem Essen,
    Wenn man des Abends baden will,
    Den Magen allzustark erfüll'.
Zwei Stunden müssen auch verfliessen,
Eh' man nach Tisch es darf geniessen.
    Denn wo man Speis im Magen hat,
    Da wird mit Nutzen nie gebad't.
Die Dauung wird dadurch gehindert,
Die Leibes Oeffnung wird vermindert;
    Wind, Kolik, Blähung nehmen zu,
    Und Träume stören uns're Ruh.

Doch, wenn man nicht im Baden fehlet,
Mehr lau, als heisses Wasser wählet:
    So ist es dann von seltner Kraft,
    Und mehr, als guter Eigenschaft.
Es pflegt dem Menschen aus den Nieren
Griess, Sand und Steine abzuführen;
    Es treibt die Schärfe aus dem Blut,
    Und kommt der kalten Mutter gut.
Es heilet die gelähmten Glieder,
Und bringet die Bewegung wieder;
    Eröffnet Leber, Milz und Brust,
    Und macht zum Essen frohe Lust.

Vom Trinken ist noch Diess zu sagen:
Gleichviel kann jeder nicht vertragen.
    Wer eh'mals viel getrunken hat,
    Der trink sich, jetzt auch, voll und satt;
Allein, wem dieses nicht behaget,
Und wer sich bald darauf beklaget,
    Der thue hier, in dieser Sach,
    Beim Sauer Brunnen hübsch gemach.
Doch will es oft die Lag' der Dinge,
Dass man sich fast zum Trinken zwinge;
    Denn, wo diess allzuschwach geschicht,
    Da wird sehr wenig ausgericht.

Soll Alles recht und gut geschehen,
So musst du auch auf's Wetter sehen.
    Denn, ist das Wetter klar und schön,
    So musst du mehr zum Brunnen geh'n.
Hingegen lass bei kaltem Regen
Das starke Trinken unterwegen;
    Es treibt den Leib nur in die Höh',
    Und macht dir nichts, als eng' und weh.
D'rum fülle nie bei kühlen Tagen
Mit vielem Wasser deinen Magen;
    Und, soll es dir erspriesslich seyn,
    So schütt' es gierig nicht hinein.

Von diesem Wasser merk' auch heute,
Dass nach Beschaffenheit der Leute
    Sein Wirkung gar nicht einerlei,
    Ja oft durchaus verschieden sey;

Denn, welche Schleim im Magen hegen,
Die pflegt es hinten auszufegen.
Und, deren Blut in schnellem Kreis,
Die treibt es meistens auf den Schweiss.
Und, die im Blut viel Schärfe führen,
Die reinigt selbes durch die Nieren.
So richtet diese Wasser Kur
Sich selbst nach jeglicher Natur!

Will es kein' Oeffnung dir erwecken,
So musst du desshalb nicht erschrecken.
Nimm etwas Salz, und trinke viel,
So hast du gleich gewonnen Spiel.
Dann merk': Was in den Adern lieget,
Wird durch den Stuhlgang nicht besieget:
Durch Schwitzen, Speichel und Urin,
Kann sich dem Leibe mehr entziehn,
Und wird auch leichter abgeführet,
Als wenn es einzig nur laxiret.
D'rum sieh auf andre Leute nicht,
Wenn Gleiches nicht bei dir geschicht.

Es scheinet oft, als könnt' dein Magen
Das kalte Wasser nicht ertragen:
Da folg'st du dann gemeinem Hauf
Und wärmest dir dasselbe auf.
Allein gefehlt! Du wirst betrogen,
Die beste Kraft wird ihm entzogen,
Das Thätigste entfliehet dir,
Und Schlechtes bleibet dir dafür.
Weit besser ist es kalt genommen:
Es wird dir noch so gut bekommen,
D'rum trink' es kalt; nur nach und nach,
Und glaub': Dich trifft kein Ungemach.

Doch kannst du dir noch Dieses merken,
Dass deinen Magen was zu stärken
Für dich sodann nichts Bessers sey,
Als etwas bitt're Arzenei.
Brauch' nur für Leib- und Magen Ropfen
Ein halben Löffel Wermuth Tropfen.
Und, wenn dir dieses nicht behagt,
So sey desswegen unverzagt:
Bedien' dich guter Stärk Morsellen,
So wird dein Magen nie geschwellen.
Verzuckerte Pom'ranzen Schal
Tilgt eben so die Blähungs Qual.

Auch dieses ist noch anzupreisen,
Dass man sich hüten soll zu speisen,
Wenn man das Wasser etwas spat
Und kurz vor Tisch, getrunken hat.
Die Dauung wird dadurch vermindert,
Des Heil Trunks Wirkung ganz gehindert,
Ein grober Nahrungs Saft erzeugt,
Der die Gesundheit schwächt und beugt.

Hast du die Mahlzeit eingenommen,
So lass den Schlaf nicht an dich kommen,
Mach' dich vom Tisch, steh auf und geh,
Scherz, spiel' und lach' in der Allee.

Diess thut, so wird zu allen Zeiten
Das Petersthal euch Nutz bereiten,
Und Mancher, wie ich oft geseh'n,
Wird frisch von da gesundet geh'n.
Doch, soll die Heil Fluth euch erquicken,
So lasst euch keine Sorgen drücken,
Flieht Unzucht, Schwelgen, Völlerei,
Und denket endlich noch dabei:
Dass hier, wie sonst, an Gottes Segen
Das Allermeiste sey gelegen!
D'rum folget doch, zu Gottes Ehr'
Und euerm Wohl
dem
Doktor Behr!

Decret Heinrichs IV. von Frankreich vom Jahre 1604, durch welches einem Schweizer französisches Bürgerrecht verliehen wird.

Beigedruckt einem jetzt seltenen und wenig gekannten Büchlein des Maistre Claude Jaunin, Docteur en Theologie und Professeur ès Langues findet sich der Hauptheil eines Decretes, durch welches der Betreffende, aus Coudrefin im Canton Bern gebürtig, die Rechte eines französischen Bürgers erhält. Das kleine Actenstück ist an und für sich schon von Interesse, ausserdem noch durch die Person des Inhabers; dieser unterrichtete nämlich besonders im Hebräischen und Deutschen, und das erwähnte Büchlein ist speciell für unsere Landsleute bestimmt. Der Verfasser liess es, nachdem er etwa 20 Jahre in Frankreich unterrichtet, 1624 zu Lyon erscheinen, unter dem Titel: "Les Compliments de la Langue Françoise," und widmete es "A Messieurs Messieurs les Allemans desireux d'apprendre la Langue Françoise." Es enthält Gespräche über die verschiedensten Lebensverhältnisse, die manchen interessanten Beitrag zur Kenntniss der Zeit liefern. Wir behalten uns vor, gelegentlich Einiges daraus mitzutheilen.

REQVESTE DE L'AVTHEVR PRESENTEE AV
Roy Henry le Grand, & l'appointement d'icelle.

Henry par la grace de Dieu Roy de France & de Navarre, a tous prefents & à venir, Salut. Sçavoir faifons, avoir receu l'humble fupplication de noftre cher & bien aimé, Maiftre Claude Jaunin, Docteur en Theologie, natif du lieu de Coudrefin, Bailliage d'Auenche, riere les terres de Berne: Contenant qu'il s'est retiré en ceftuy nostre Royaume, en deliberation d'vfer & finir ses iours, comme noftre fubiect, & vray Regnicole, fi noftre bon plaifir eftoit luy vouloir fur ce octroyer nos lettres de Naturalité à ce neceffaires. Pour ces caufes & autres bonnes confiderations à ce nous mouuants, & defirants fubvenir à l'accompliffement & execution de la bonne volonté que ledict Jaunin a de viure & mourir noftre Regnicole, & Subiect; A iceluy auons permis & octroyé, octroyons, & permettons, voulons & nous plait, qu'il puisse, & luy foit loifible, demeurer & refider en ceftuy noftre Royaume, pays terres & Seigneuries de noftre obeyffance telles qu'il aduisera,

& de iouyr de mesmes Priuileges, comme s'il estoit originaire de nostre Royaume, &c. comme plus amplement est contenu en l'extraict des Registres de la Chambre des Comptes; Fait à Montpelier le 5. Feurier, 1604.

Berlin. Dr. H. Bieling.

Ein Vorschlag.

Das französische Wort neutre wie seine abgeleitete: neutralité, neutraliser, neutralisation, haben, meines Wissens, keine gleichgeltende in der heutigen deutschen Sprache.

Wenn das lateinische Fürwort neuter heute nicht mehr als mit der Umschreibung keiner von beiden * ausgedrückt werden kann, verhielt es sich anders damit in dem sechzehnten Jahrhunderte, wo dasselbe durch ein einziges Wort dwederer, dwedere, dwederes ** für die drei Geschlechter bezeichnet ward. Um demselben einen aneignenden Sinn zu geben, genügt es dem Wurzelworte dweder die Ableitung ig beizufügen und man erhält daraus das Beiwort dwederig, e, es, welches dem falschen deutschen Ausdrucke neutral, einem etwaigen Abklatsche des lateinischen neutralis, durchaus entsprechen wird. Die anderen französischen: neutralité, neutraliser, neutralisation, anstatt, Neutralität, neutralisiren, Neutralisation oder Neutralisirung *** könnten wohl mit Dwederigkeit, bedwederigen, Bedwederigung übersetzt werden.

Lüttich. Dr. L. Fabry-Rossius.

Ursprung des Liedes „God save the king."

Die Frage über den Ursprung des Liedes „God save the king" hat Dickens in seinem „All the year round" von Neuem angeregt. Er führt an, dass es zuerst 1745 nach der Niederlage des Prinzen Carl Stuart auf dem Unglücksfelde von Culloden öffentlich gehört wurde; ursprünglich sei es ein jacobitisches Lied gewesen, dessen Gesang im Bereich der Behörden Gefahr gebracht hätte. Wenn die Jacobiten vom König gesprochen oder

---

* W. Freund, Gesammtwörterbuch der lateinischen Sprache. Breslau, 1844—1845, am Worte neuter.

K. E. Georges, lateinisch-deutsches Handwörterbuch. Leipzig, 1861—1862, am Worte neuter.

** J. Kehrein, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache, u. s. w. Leipzig, 1862. — Erster Theil, S. 115. Tschudi hat wäderer (wer von beiden) und dwäderer (keiner von beiden).

J. Kehrein, Grammatik der deutschen Sprache des XV. bis XVII. Jahrhunderts. Leipzig, 1863. — Erster Theil, S. 218. Anm. Das mit weder gebildete deweder (neuter) ist nun veraltet. Ds. (DIEBOLD SCHILLING) hat noch: ob deweder Teil in semlichem Krieg ützit gewunnen hette 254. Ts. (TSCHUDI) dasz dwäderer Teil gesiget. Aber dwäderer Teil gab nützit umb des andern Verbannung 36. und wolt schier niemand dewederm Künig (Richard, Alfons) hulden 154. — Ao. (ALBERTUS OELINGERUS) hat S. 93 f. Auff dwedere Seut (ad neutram partem).

*** F. E. Petri, Handbuch der Fremdwörter in der deutschen Schrift- und Umgangssprache, u. s. w., neu bearbeitet von W. Hoffmann. Leipzig, 1865, am Worte neutral.

Die verkürzte Schreibweise dweder ist vorgezogen, damit die daraus abzuleitenden Wörter desto leichter auszusprechen sind.

gesungen, so hätten sie damit den König jenseits des Kanals gemeint, was die noch heut im Liede enthaltenen Worte: *Send* him victorious bewiesen, weil sie nicht auf den in England anwesenden König gepasst hätten. Ferner sagt Dickens, dass viel Streit sowohl über die Worte als über die Komposition des Liedes entstanden sei, man aber keine genügende Aufklärung darüber gefunden habe. „Hätte man einen namhaften Preis für eine Volkshymne ausgesetzt," bemerkt er, „welche in gleicher Weise patriotische wie dynastische Loyalität zum Ausdruck bringen sollte, so hätten keine gewissenhaften Kritiker ihn dem Urheber jener Worte zuerkennen können, wer er auch gewesen sein möge. Dennoch aber ist dieses Lied, welches mehr wuchs als gemacht wurde, das kostbarste literarische Juwel der britischen Krone, und kann mit Fug und Recht den Anspruch erheben für das Haus Hannover mehr Werth als irgend ein stehendes Heer gehabt zu haben. „God save the King," wie es ursprünglich im Drurylane Theatre gesungen wurde, nachdem kurz zuvor die Nachricht in London eingelaufen war, dass die letzten Hoffnungen des jungen Prätendenten bei Culloden vernichtet worden wären, enthielt neun Strophen oder sechs mehr als die drei, welche uns Allen jetzt so bekannt sind. Diese drei sind das ächte Jacobiten-Lied, ohne Veränderung eines einzigen Wortes; die übrigen sechs waren streng hannoverisch und whiggistisch, und sind längst dem Fegefeuer überantwortet, welchem aller literarische Kehricht vorbehalten ist. Es war ein glücklicher Zufall, wenn es nicht ein Stückchen weiser Politik war, durch den das jetzige Regentenhaus Besitz von dem Liede seiner Feinde nahm, und so zu seinem eigenen Ruhme ausbeutete, was zu seiner Erniedrigung dienen sollte."

So weit Dickens im All the year round. Pierer giebt in seinem Universal-Lexicon an, dass schon 1607 das Lied bei einem Feste gesungen worden sei, welches die Merchant-Taylors' Company für König Jacob I. veranstaltet hatte.

Nach neueren Angaben, sagt dieselbe Quelle, solle Ben Jonson der Verfasser und John Bull (im 16. Jahrhundert Organist der Königin Elisabeth) der Komponist gewesen sein. Gewiss ist, dass es 1745 von Arne, dem Komponisten von Rule Britannia, im „Gentlemen's Magazine" abgedruckt und auf die Bühne gebracht wurde.

Unser preussisches Volkslied „Heil Dir im Siegerkranz" wurde von Balthasar Gerhard Schuhmacher, geb. 1755 in Kiel, während seines funfmonatlichen Aufenthaltes in Berlin 1793 gedichtet, und zuerst in Nummer 151 der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" Dienstags, den 17. December 1793, abgedruckt. Heinrich Karries galt lange fälschlich als der Dichter.

The Watch at the Rhine.

A cry resounds, like thunders' roar,
Or clash of swords, or sea-beat shore:
On to the Rhine — the Rhine's broad wave!
Oh, who our German stream will save?
Fear not, lov'd country, nor repine,
Thy faithful watch still guards the Rhine!

A hundred thousand bosoms bound,
And eyes flash lightning, at the sound;
The peaceful German draws the brand
To shield his holy Fatherland.
Fear not, lov'd country, nor repine,
Thy faithful watch still guards the Rhine!

And though my heartstrings burst, thy strand
Shall never be the Frenchman's land;
Rich as in watery stores thy flood
Is Germany in heroes' blood!
Fear not, lov'd country, nor repine,
Thy faithful watch still guards the Rhine!

Beheld from yon celestial glades,
By hero-fathers' awful shades,
He cries: "The Rhine shall rest, I swear,
As German as the heart I wear!"
Fear not, lov'd country, nor repine,
Thy faithful watch still guards the Rhine!

So long the life-blood warms our veins,
So long one sword or arm remains,
So long a rifle fills one hand,
Shall foeman ne'er pollute thy strand!
Fear not, lov'd country, nor repine,
Thy faithful watch still guards the Rhine!

The oath is heard — the stream flows fast —
Our banners flutter in the blast.
The Rhine! the Rhine! our brothers call;
Its guardians, Germans, we are all!
Fear not, lov'd country, nor repine,
Thy faithful watch still guards the Rhine!

G. Boyle.

Dem „Spectator“ entnehmen wir folgendes charakteristisches Gedicht auf des „kleinen Louis Feuertaufe“ bei Saarbrücken:

„How jolly, Papa! how funny!
How the blue men tumble about!
Huzza: there's a fellow's head off, —
How the pretty red blood spouts out.

And look, what a jolly bonfire!
Wants nothing but coloured light;
Oh, Papa! burn a lot of cities,
And burn the next one at night.“

„Yes, child, 'tis operatic
But don't forget, in your glee,
For your sake this play is playing —
That you may be worthy me.

They baptized you in Jordan water, —
Baptized as a Christian, I mean;
But you come of the race of Cæsar,
And thus have their baptisms been.

Baptized in true Cæsar fashion,
Remember through all your years
That your font was a burning city,
And your water its widows' tears.“

Die Uebersetzung lautet ungefähr wie folgt:

„O wie lustig, Papa, o wie schön,
Die Blaujacken purzeln zu seh'n,
Huzza! dem Kerl ist der Kopf ab,
Roth Blut spritzet hoch als Fontän'.

Und sieh nur des Kunstfeuers Pracht,
Nichts fehlt ihm als farbiger Schein;
Papa, solch' ein Brand noch zur Nacht
Vieler Städte muss köstlich doch sein.

Wie in der Oper, lieb' Kind, ist's ein Spiel,
Doch vergiss mir nicht in Deiner Lust,
Dass für Dich nur geschehen so viel;
Meiner Lehren bleib' stets Dir bewusst.

Sie tauften im Wasser des Jordan
Als Christen Dich, mein' ich, zuvor,
Doch die Nachkommen der Cäsaren
Geh'n aus solcher Taufe hervor.

So musst Du, als richtiger Cäsar,
Getaufet Dich lebenslang wähnen,
Dein Taufstein ein Städtebrand war,
Das Wasser — der Wittwen Thränen."

Der Torbador Guillem de Cabestanh.*

Einer der wenigst genannten provençalischen Trobadors wird hier zum erstenmal monographisch behandelt. Die Sage meldet von ihm, dass er die Gemahlin eines andern als Dame seines Herzens besungen, und dass diese seine Neigung erwiedert habe. Das war bekanntlich in der Blüthezeit der französischen Ritterminne nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Sprach die vornehme Welt Frankreichs im 18. Jahrhundert von einem „Sacrament des Ehebruchs," so erklärten die Damen der Ritterzeit des 12. und 13. Jahrhunderts in einem bekannten Richterspruch: „Minne in der Ehe ist nicht möglich."

Ausnahmsweise aber war die Strafe, welche den unglücklichen Guillem de Cabestanh getroffen haben soll. Der entrüstete Gemahl, meldet die Sage, habe ihn ermordet, und sein Herz als Wildpret zubereitet seiner Dame zum Essen vorgesetzt. (Vgl. Uhlands „Castellan von Coucy" D. R.)

Der Verfasser beginnt mit einer umsichtigen Kritik der verschiedenen Versionen der Sage, führt sie auf zwei ältere Quellen zurück, deren er aber jede für unabhängig von der anderen erklärt, und kommt zu dem Ergebniss: Unzweifelhaft ist, dass ein Geschlecht des Cabestanh und ein Guillem de Gabestanh gelebt hat. Ebenso ist es den Sitten der Zeit gemäss nichts weniger als unwahrscheinlich, dass der Dichter die Gattin eines andern geliebt, seine Neigung durch seine Lieder verrathen habe und von dem eifersüchtigen Gemahl getödtet worden sei. Ob jedoch ein bestimmtes

---

* Sein Leben und seine Werke. Berlin, Heimann. 1869. 68.

Lied die Veranlassung seines Todes geworden, und welches dieses Lied gewesen sei, muss ebenso zweifelhaft bleiben, wie sich über die mithandelnden Personen und die näheren Umstände der Erzählung gewisses nicht bestimmen lässt. Manches ist als spätere Erfindung klar zu erkennen und insbesondere die Episode vom gegessenen Herzen entschieden als sagenhaft zu bezeichnen.

Von den elf Gedichten, die dem Trobador zugeschrieben werden, hält Hüffer nur sieben für echt. Von sämmtlichen gibt er einen kritisch revidirten Text mit den wichtigsten Varianten, lässt dann metrische Bemerkungen folgen, und schliesst mit drei Proben einer wohlgelungenen Uebersetzung.

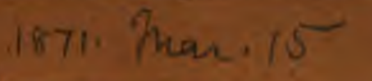
(Augs. Allg. Zeit.)

Erklärung.

Eingangs des 11. Bandes des in Leipzig erscheinenden Jahrbuchs für Romanische und Englische Literatur hat Professor Bartsch in Rostock meine in früheren Bänden vorliegender Zeitschrift abgedruckten Berichte über die provenzalischen Liederhandschriften in Italien einer Kritik unterzogen, worin er mir eine Unzahl fast ohne Ausnahme unbegründeter, zum grossen Theil gradezu lächerlicher Vorwürfe macht. Obwohl die böswillige Absicht dieser Kritik keinem Unbefangenen entgehen konnte, säumte ich nicht, eine eingehende, aber möglichst kurz gehaltene Widerlegung derselben an die Redaction des Jahrbuches einzusenden und zweifelte nicht daran, dass dieselbe gern bereit sein würde, die mir in ihren Blättern widerfahrene Beschimpfung wieder gut zu machen. Ich täuschte mich jedoch hierin. Herr Prof. Lemcke begnügte sich damit mir mitzutheilen, dass er „nicht nur die Gerechtigkeit meiner Beschwerden, sondern auch den durchaus maassvollen und würdigen Ton meiner Erwiderung an Bartsch vollständig anerkenne," was aber den Abdruck betreffe, so müsse ich meine Replik entweder auf eigene Kosten als eine besondere Beilage zur Zeitschrift, welche die Redaction nichts angehe, erscheinen, oder aber mir gefallen lassen, dass meine Rechtfertigung vorher an Bartsch zur sofortigen Widerlegung (!) eingesandt werde, da er sich sonst Unannehmlichkeiten zuziehe. Da ich auf diese willkürlichen und meiner Ansicht nach durchaus unbilligen Bedingungen nicht eingehen wollte, Herr Prof. Lemcke aber von denselben nicht abzubringen war, blieb mir in Ermangelung eines norddeutschen Pressgesetzes Nichts übrig, als um Rücksendung meines Artikels zu bitten, welche denn auch mit grösster Bereitwilligkeit erfolgte.

Zur Veröffentlichung derselben ist leider hier nicht der geeignete Ort, daher es bei der vorstehenden Erklärung sein Bewenden haben mag. Das Verfahren der Redaction richtet sich selbst, und was Bartsch betrifft, so füge ich noch hinzu, dass seine Vorwürfe nicht nur fast ohne Ausnahme ungerechtfertigt sind, sondern dass auch das Ungerechtfertigte, wenigstens des grössten Theiles derselben, einem Manne von seiner Bildung nothwendig bewusst gewesen sein muss, wovon sich aus meiner von der Redaction des Jahrbuches mir wieder zurückgeschickten Replik jeder Leser auf das Deutlichste überzeugt haben würde.

Grüzmacher.



ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XLVI. BAND, 4. HEFT.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1870.

Inhalt.

XLVI. Band, 4. Heft.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Beilage:

Von Herrn **Ferdinand Hirt** in Breslau.

Ueber die verschiedene Behandlung der Ballade.

Die ächten alten Balladen — im Gegensatz zu den Kunstballaden der modernen Dichter — sind theils im grauen Alterthum, theils im Mittelalter entstanden. Die schönsten haben deutsche Volksstämme des europäischen Nordens geliefert. Sie schildern uns hervorragende Thaten und Ereignisse mit dramatischer Anschaulichkeit in ächt dichterischer Weise, so dass unser Herz davon ergriffen wird.

„Sie wecken der dunkeln Gefühle Gewalt,
„Die im Herzen wunderbar schliefen.

Bei den Balladen der germanischen Stämme ist diese Wirkung vorwiegend ernster Natur. Alles Schöne und Ergreifende, das sich an Liebe und Treue und deren Kämpfe mit Verrath und Unglück, mit der Bosheit der Menschen und den feindlichen Schicksalsmächten knüpft, das erschütternde und zugleich erhebende Schauspiel der Kämpfe mit den wilden Leidenschaften unsres Herzens finden wir in diesen Balladen mit besonderer Vorliebe behandelt. Es sind gleichsam kurze Tragödien in Form von Gesängen. Sie sind ohne Zweifel für den Gesang gedichtet und von Einzelnen sowie von der Gemeinschaft gesungen worden. Einzelne singt das Volk noch heutzutage nach den alten von den Vätern überkommenen Weisen, und auch diejenigen, deren Melodie verloren gegangen ist, zeigen ihre Sangbarkeit schon bei richtiger Deklamation.

Bei den Balladen der Völkerstämme romanischer Sprache,

die man Romanzen zu nennen pflegt, tritt der Ernst mehr in den Hintergrund. Auch sie rühren uns gar oft, aber nur selten erschüttern sie unser Gemüth. Balladen wie „Edward“ (Dein Schwert wie ist's von Blut so roth), „Es waren zwei Königskinder,“ „Herr Oluf,“ „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht“ sind unter ihnen nicht zu finden.

Wer Balladen, sowie überhaupt die ganze Volkspoesie recht verstehen will, muss das Volksleben kennen. Wenn z. B. im Preuss. Oberlande während des Winters die Feldarbeit ruht und die langen Abende die ganze Familie des Bauern, seine Knechte, Mägde und die Instleute nebst deren Kindern in der grossen Stube um das knisternde Kaminfeuer versammeln, beginnt das geistige Leben in jenen Kreisen seine zwar beschränkte, aber doch eigenthümlich schöne Regsamkeit zu entfalten. Da sitzt der alte Bauer am Ehrenplatz auf der Ofenbank und erzählt seine alten, längst bekannten Geschichten, während die Frauen und Mädchen spinnen, und die jungen Bursche durch allerlei Einfälle und Spässe dem Jugendmuthe Ausdruck geben. Da wird jedes hervorragende Ereigniss des Tages, sei es ernster oder heiterer Natur, eifrig besprochen, und es werden daran die naivsten Bemerkungen geknüpft, die um so reicher und eigenthümlicher zum Vorschein kommen, je tiefer dasselbe Aller Herzen bewegt. Da ist kein Streben, pikant oder geistreich zu erscheinen; da ist Niemand mit beissendem Witz oder Spott bei der Hand, um Bemerkungen, die nicht ganz logisch oder nur gewöhnlich sind, dem Gelächter der Gesellschaft Preis zu geben. Ungekünstelt giebt ein Jeder seine Meinung hin und harmlos wird sie aufgenommen. Man muss dabei gewesen sein, um zu wissen, wie treffend oft diese Bemerkungen sind, wie treu sie die sittliche und religiöse Anschauungsweise der Gesammtheit wiedergeben, wie oft unbewusst ein Wort gesprochen wird, das einem ernsten Denker Ehre machen möchte. Ein Wort, welches zündet, wird oft lange aufbewahrt, und von Mund zu Mund getragen, bis seine Entstehung und sein Urheber vergessen sind und der Ausspruch als sprüchwörtliche Redensart, als Sprüchwort oder Reimsprüchlein in den Sprachschatz aufgenommen und verwerthet wird.

Das grösste Interesse erregt das Leben und Schicksal

hochgestellter und reicher Personen der Umgegend. Mag der Edelmann noch so abgeschlossen leben und in gar keine nähere Berührung mit dem Dorfsbewohner kommen: er ist doch in herzlicher Beziehung des Volkes eigen. Unser Herr Graf, unser Herr N., ja sogar unser geiziger Herr N. also sprechen Bauern und Tagelöhner von den Reichsten und Mächtigsten der Umgegend, auch wenn sie ihnen keine Frohnden zu leisten, keinen Nutzen von ihnen zu gewärtigen haben.

Die Thaten und Schicksale dieser Reichen und Mächtigen werden in den geselligen Zusammenkünften der langen Winterabende wiederholt besprochen und die Erzählung wird von Mund zu Mund getragen. Es liegt diesem Erzählen, diesem „Sagen" nicht etwa blosse Neugierde und Klatschsucht zu Grunde. Liebe und Pietät bewirken, dass der Landbewohner den noch so fern und fremdstehenden Mann, der ihn vielleicht nie eines Blickes würdigt, dennoch als den Seinigen betrachtet, dass er ihn gern verehrt, wenn Edles und Wackres von ihm gesagt werden kann, und sich selbst von dem Stolzen und Schuldvollen nicht mit Hass oder Spott, sondern mit innerm Grauen und einem durch Mitgefühl gereinigten Schrecken abwendet. Es liegt diesem „Sagen" nicht minder zu Grunde jenes heilige Grauen vor dem grossen Unbekannten, dem Schicksal, der Gottheit, die in unerforschlicher Weise die Menschheit so wunderbar lenkt und sich am erschütterndsten da offenbart, wo der Mensch in irgend einer Hinsicht über seines Gleichen sich erhebt oder erhoben wird. Es liegt diesem Sagen nicht minder zu Grunde jenes unverfälschte sittliche Fühlen des Volkes, das trotz aller Schlacken den innern Kern desselben edel und schön erhält. Wenn irgend eine That begangen ist, durch die ein Mensch im Frevel göttlichen und menschlichen Gesetzen Hohn gesprochen hat, wenn irgend ein Unglück unter erschütternden Umständen hereingebrochen, so ist's, als ob der Genius des Volkes dadurch aus seiner Ruhe gebracht wird, die er nur dann wieder erlangt, wenn er die Thatsache gemäss den in ihm liegenden sittlichen und religiösen Anschauungen in sich verarbeitet hat. Daher kommt es, dass die Erzählung gar bald eine eigenthümliche Gestalt annimmt. Wenn der Verräther eines Freundes vom Pferde gestürzt ist, so muss es

genau an der Stelle geschehen sein, an welcher der Betrogene in Verzweiflung sich selbst entleibte. Wenn der Sohn eines Säufers wie sein Vater im Graben endete, so ist's genau an der Stelle gewesen, an welcher man den Alten einst todt gefunden hat. Und leicht werden begleitende Umstände erfunden, welche das Walten der rächenden und strafenden Gottheit oder unheimlicher Mächte noch schärfer zur sinnlichen Anschauung bringen. Durch dieses Sagen und Erzählen von Mund zu Mund spinnt gar bald die Sage ihren anmuthigen, luftigen Schleier um die nackte Thatsache, und es bildet sich im Laufe der Jahre eine feste Form, die in ähnlicher Weise wie die Sprüchwörter und Reimsprüche aufbewahrt und verbreitet wird. Noch heutzutage bilden sich überall solche Sagen, und wer die Bildungsgeschichte derselben studirt, kann nicht selten noch die einfache Thatsache von dem Angefügten trennen. So erzählten die Bauern im Oberlande theils wunderbare, theils schaurige Geschichten von einem Grafen von Ponarien (Ponarien ist ein adliger Sitz bei Mohrungen in Ostpr.), der sich in der Zeit der Leibeigenschaft zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch seine theils wüsten, theils tollen Streiche in jener Gegend einen Namen erworben hatte. Die Erzählungen trugen halb das Gewand der Sage, halb das der Anecdote. Das Ende des Mannes wurde in biblischer Weise geschildert. Er ward gefressen von den Würmern, lag hülflos und verlassen von aller Welt in seinem Prunkzimmer. Selbst seine Hunde mochten nicht mehr zu ihm gehen. Ein einziger alter Diener hat ihm an einer Stange einen Labetrunk gereicht und ihn zuletzt nach dem Tode in die Ahnengruft schaffen lassen. Die Seele aber hat der Teufel geholt.

Hat das Volk Personen in seiner Nähe, welche sich durch Sonderbarkeiten oder Fehler, die weniger bösartig sind, auszeichnen, so beginnen Witz und Humor ihre lustigen Spiele zu treiben und die Sage nimmt eine fröhliche Gestalt an. Aber es ist wohl zu beachten, dass die Scherzworte stets von Pietät und schöner Menschlichkeit, nie von Hohn oder boshafter Spottsucht zeugen, wie so viele geflügelte Witzworte der sogenannten bessern oder feinern Gesellschaft.

Ausser den genannten Erzählungen und Besprechungen

pflegt man die geselligen Zusammenkünfte in den Winterabenden noch durch Vorträge und gemeinsamen Gesang zu erheitern. Dies geschieht überall in gleicher Weise. Anderer Zeitvertreib ist unbekannt, oder wird — wie Mummereien und Spiele — durch die Sitte auf besondere Tage beschränkt. (Weihnachten, Neujahr, Erntefest).

Zum Vortrage kommen nur die alten Mährchen und Sagen. Nie kann man eine andere Erzählung, als solche, die das Volk einst selbst gebildet hat, vortragen hören. Alle sogenannten Volksschriftsteller haben dazu ihre Kunst vergebens aufgeboten. Die schönsten Erzählungen der Schullesebücher, wie die von Hebel, ja Mährchen von Hauff oder aus „Tausendundeiner Nacht“ bleiben vollständig unbeachtet, obgleich die Kinder dieselben in den Schulen fast auswendig lernen und die Eltern, auch wenn sie nicht lesen können, durch die häuslichen Leseübungen der Kleinen genügend damit vertraut gemacht werden. Es spricht aus ihnen der moderne Geist der gebildeten Stände, welcher dem Volke fremd ist; und Fremdes lässt es sich nicht aufzwängen. Nur sein eigenes wahres Eigenthum hält es lieb und werth. Dafür hat es das rechte Verständniss. Alles Andere staunt es wol an, nimmt es aber nicht auf. Sobald eines der alten deutschen Mährchen vorgetragen wird, lauscht Jeder mit neuer Freude, wenngleich er die Erzählung zum hundertsten Mal hört. Ja es scheint, als ob die völlige Bekanntschaft damit den Reiz erhöhe; denn man kann den Gesichtern ansehen, wie sie sich zu dem Augenblicke spannen, da aus des Erzählers Mund der bekannte Spass, oder die Schilderung der schauerlichen That hervorgehen, um herzlich zu lachen, oder Rufe der Verwunderung und des Grausens auszustossen. Dasselbe Gesetz gilt für den gemeinsamen Gesang. Man singt nur ächte Volkslieder und Balladen. Die Regierung hat sich vielfach bemüht, durch die Schule patriotische Lieder und andere, deren Kenntniss wünschenswerth erscheint, unter dem Volke zu verbreiten. Es ist bisher nicht gelungen. Kaum sind die jungen Bursche und Mädchen confirmirt, so singen sie in den Spinnstuben vom „Edelmann und Schäfer,“ vom „Müller am Teich,“ von den „zwei Königskindern,“ aber niemals, oder nur sehr selten, eine der modernen

Weisen. Zuweilen findet eine solche auf kurze Zeit Eingang, wird aber bald wieder vergessen, während die alten Lieder schon von kleinen Kindern gelernt werden. In den Pausen findet man Schüler gar oft im Kreise auf den Bänken sitzen und mit halblauter Stimme Text und Melodie einüben. Eine Sangeskundige pflegt vorzutragen.

Man muss ja nicht glauben, dass Rohheit, oder „das Hängen am Alten" dabei eine Hauptrolle spielen. Der Grund dafür liegt darin, dass Text und Melodie dieser alten Lieder der Denk- und Empfindungsweise des Volkes so angemessen sind, dass Alle ihr eigenes Ich, ihr innerstes Leben darin abgespiegelt finden. Bringt man ihnen solche Gesänge entgegen, so nehmen sie dieselben, auch wenn sie ihnen ganz neu sind, mit der grössten Freude auf, wie die Gebildeten ein Lied von Heine mit der Composition eines Schubert oder Schumann.

Alle diese Beobachtungen lassen auf die Entstehung und das Wesen der alten Balladen folgende Schlüsse ziehen:

Der trauliche Familien- und Freundeskreis am heiligen Feuer des Heerdes ist die ursprüngliche Heimat, aus der sie hervorgegangen sind. Dort sind die Thaten und Ereignisse, welche ihren Inhalt bilden, in den langen Winterabenden durchdacht und besprochen worden. Daraus ist allmählich die feste Form einer Erzählung gebildet worden, wobei in den ältesten Zeiten heidnisch-sittliche und religiöse Anschauungen die spätern christlichen vertraten. Erzählungen, die weite Verbreitung fanden, wurden in einzelnen Stämmen, ja in abgeschlossenen Gegenden nach besonderm Denken und Empfinden gemodelt. Nachdem sie von Gau zu Gau gewandert und von dem ächten Geist des Volkes, d. h. von seiner ureignen Denk- und Empfindungsweise durchdrungen und von der Sage mit dem Schleier des Geheimnissvollen und Wunderbaren umkleidet worden waren, hat einer jener alten Sanges- und Liedeskundigen, die das sangesfreudige Volk der Germanen schon in den ältesten Zeiten aus seinem Schoosse erzeugte, des Stoffes sich bemächtigt, demselben die Form eines Liedes gegeben und dies dem Hörerkreise vorgesungen. Die darin niedergelegten Empfindungen und Gedanken hat er festgehalten und somit dem Volke

nichts Neues, Fremdes gegeben, sondern ihm nur sein Eigenthum in verschönerter Gestalt wieder zugestellt.

Die alte Romanze kann nur auf dieselbe Weise entstanden sein. Der anders geartete Volksgeist hat den in der Einleitung erwähnten Unterschied der innern Färbung hervorgerufen.

Diese eigenthümliche Entstehungsweise hat der Volksballade jene Fülle naiver Lieblichkeit, jenen Reichthum an sinnlicher Schönheit, jene tiefe und urwüchsige Kraft der Empfindung: die Frische wahren Naturgefühls, die naive Glaubensinnigkeit, die Wahrheit der sittlichen Empfindung verliehen, durch welche jeder wirkliche Freund der Poesie mit Recht so hoch entzückt wird. Man muss nicht vergessen, dass das Volk damals noch ein ungetheiltes Ganzes bildete, eine grosse Familie, in der jeder Freie dem andern an Sitte und Art der Bildung gleich stand, in der die Einzelnen sich nur als minder oder höher begabte Menschen und nicht als Glieder einzelner Stände mit Standesbildung und Standesdünkel von einander unterschieden. Noch im Mittelalter war von der grossen Spaltung, welche die gelehrte Bildung hervorgebracht hat, wenig zu bemerken. Die Fürsten und Edeln sonderten sich nicht streng vom Volke ab, sondern waren mit ihm verbunden durch das schöne Band volksthümlicher Liebe und Pietät, das durch gemeinsam genossene Freuden und gemeinsam getragene Leiden jene Festigkeit und Dauerhaftigkeit erlangte, die selbst durch die vernichtenden Angriffe des modernen Lebens noch nicht ganz zersetzt worden ist. Eine Liebe, Ein Glaube, Eine Sitte durchdrang und belebte den ganzen Stamm, das ganze Volk; Eine Freiheit gab des Mannes Brust jenen edeln, selbstbewussten Stolz, den der Mann der Neuzeit nur künstlich, grösstentheils nur durch schwere Kämpfe aller Art zu erringen vermag. Frei und offen durfte Jeder sein Wort in die Wagschale legen, frei und ungekünstelt trat jedes Gefühl in seiner ganzen naiven Kraft und Schönheit zu Tage, und der wahre Adel der Gesinnung und der höhern Geisteskraft, noch nicht verbannt in die stille Brust des Einzelnen oder in die enge, einsame Klause, wirkte veredelnd und belebend auf alle socialen Verhältnisse, wie das frische Quellwasser auf das duftreiche Leben am grünen Waldeshang.

Daher auch jene Einheit der Grundanschauungen des Lebens, die wir bei der Volksballade finden. Die Empfindungen in ihr sind alle naiv. Wo sie zur Sentimentalität sich neigen, oder bereits schwächlich und matt sind, kann man mit Sicherheit schliessen; dass man keine ächte Volksballade, sondern das Werk eines gelehrten Dichters hinter Klostermauern, eines jener Balladensänger vor sich hat, welche zur Zeit Jacobs I. in England für die Presse dichteten. Dergleichen Machwerke werden vom Volke selbst nie gesungen und Niemand wird sie aus seinem Munde für die Sammlungen erhalten haben.

Fragen wir uns nun, was zum wahren Wesen der ächten Volksballade gehört. Man hat viel gesprochen von düstrer Grundstimmung, von der Schilderung des Waltens unheilbringender Schicksalsmächte, von der „Verbindung epischen Geistes mit dem Glauben an Naturmächte.“ Dies Alles bezeichnet nicht den Kern der Sache. Derselbe lässt sich also aussprechen:

Die ächte Volksballade steht auf historischem Grund und Boden, d. h. sie hat einen Inhalt, der sich an wirklich Erlebtes anschliesst. Die poetische Darstellung desselben bringt uns die sittliche und religiöse Lebensanschauung der alten Volksstämme und ihrer durch die moderne Cultur noch nicht getrennten Ganzheit und Naivetät zur Anschauung. Sie hat die Form eines Liedes, ist geradezu einzig und allein für den Gesang der Menge bestimmt und durch die Lust am gemeinsamen Singen erzeugt worden, so dass sie nur in Verbindung mit der Melodie als Gesang gedacht und wahrhaft genossen werden kann.

Daraus erklären sich viele der eigenthümlichen Schönheiten, die man auf Rechnung der alten Dichter zu schreiben pflegt, welche der Ballade einst Form und Melodie gegeben haben. Gar Vieles fanden die bards oder scalds, die skôpâs bereits fertig gebildet in der Sprache und Ausdrucksweise ihres Volkes vor. Davon kann man sich noch heutzutage überzeugen, wenn man beobachtet, wie unsre Landleute einander Mittheilungen über Dinge machen, die ihr Inneres stark erregen. Die lebendige und spannende Form der Frage und Antwort („Was nahm sie von ihrem Haupte? Von Golde so schwer eine

Kron“) hört man bei jeder Erzählung. Nicht minder werden ganze Sätze der Frage in der Antwort wiederholt (vergl. „die Bernauerin“) und den Antheil des Erzählers kennzeichnet die Vorsetzung des treuherzigen „mein“ und „unser.“ (O Reitknecht, lieber Reitknecht mein.) Desgleichen wird die Erzählung, wo es irgend angeht, in dramatischer Form gegeben, denn das Volk, nicht geübt im Gebrauche abstracter Begriffe, sucht in seiner sinnlichen, plastischen Ausdrucksweise das Ereigniss so darzustellen, wie es geschehen ist. Die Schilderung, welche sich bereits in abstracten Begriffen bewegt, das Angeschaute unter allgemeine Begriffe bringen muss, ist ihm theils zu matt, theils zu schwierig.* Daher wird in der ächten Volksballade die Erzählung, sobald sie nicht durch den Dialog dargestellt werden kann, in der bekannten schwunghaften Weise nur in einzelnen Momenten angedeutet und die Mühe der sorgsamen Schilderung der Phantasie des Hörers überlassen. Die schönsten Balladen bestehen ganz oder fast ganz aus Dialogen. Dies lässt uns zugleich schliessen, dass die Romanzen, in denen die klare schildernde Erzählung vorherrscht, das Werk eines Dichters sind, der bereits dem Volke ferner stand, dass sie mithin schon zur Kunstpoesie gezählt werden müssen. Sie müssen in einer Zeit entstanden sein, in welcher die Kluft zwischen den höhern und niedern Volksschichten bereits entschieden zu bemerken war, während die Dichter der ächten Volksballade sich von dem Volke durch fremde Art der Bildung noch nicht entfernt haben können. Man schliesst es auch daraus, dass neben den Romanzen mit klarer Schilderung in Frankreich und Spanien noch ächte Balladen gesungen werden, die ein entschieden volksthümliches Gepräge zeigen.

Die ächte Volksballade ist also auch der Form nach zum grössten Theile Eigenthum des Volkes selbst. Derjenige Theil,

---

* Wenn heutzutage dem modernen Dichter die dramatische Darstellung schwieriger werden muss, als die Schilderung, so liegt der Grund darin, dass er allein die Arbeit vollbringen muss, welche damals der Gesammtgeist ausführte, dass der Volksgeist ihm nicht, wie es damals geschah, den Stoff bereits ausgearbeitet zustellt, sondern dass er ihn im Sinn und Geiste der Gesammtheit selbstständig formen muss.

welcher allein dem Talente des Dichters zugeschrieben werden muss, ist der Kehrreim. Die gewaltige Kraft, welche derselbe in einzelnen Balladen zeigt, spricht für die hohe Begabung, deren sich einige der alten Meister erfreut haben müssen. Kein Wunder, dass man sie — wie es von den dänischen scalds bekannt ist — als Nachkommen Wodans, und ihre Kunst als eine göttliche bezeichnete. Der Kehrreim macht die Ballade zu einem Liede, das bestimmt ist, in Gemeinschaft gesungen zu werden. Ist sie im Versmass und Endreim meistentheils schwach und nachlässig, so ist sie im Kehrreim jederzeit stark und correct. Schön bezeichnet seine Kraft das Wort refrain, das an den stetig sich wiederholenden Wellenschlag erinnert. „Wie der Blick mit den Wellen vorwärts eilt und zugleich auf ihnen ausruht, so unser Gefühl mit diesem hochpoetischen Reime, den noch kein Kunstdichter hat nachahmen können. Wie die Musik unsre Stimmung dadurch beherrscht, dass sie dieselben Sätze wiederholt und in verschiedener Verbindung immer wiederkehren lässt, so erhält und befestigt der Kehrreim unsre Stimmung durch Wiederholung derselben Worte, Laute, ja ganzer Satzreihen. Er macht, dass wir die Worte in unserm Herzen hegen und bewegen, sie zu Einem Gefühl verschmelzen, dies Eine festhalten und immer wieder darauf zurückkommen.“ Man denke an das reizende, innige, treuherzige Volkslied: Muss i denn, muss i denn zum Städtle hinaus etc. Ist's doch, als ob wir den treuherzigen Burschen vor uns sehen, wie er beim Abschiede sein Lieb immer und immer wieder umarmt, und durch die beständige Wiederholung eindringlicher und herzlicher Versicherungen ihr banges Gemüth beruhigen und seine eigene Wehmuth verscheuchen will. Man denke an die Wirkung des Kehrreims: Wehe mir Alhama in der spanischen Ballade: „Es durchritt der Maurenkönig die volkreiche Stadt Granada.“ Bekanntlich erschütterte die Kraft dieses Reims die Gemüther der Mauren in einer solchen Weise, dass die spanische Regierung das Singen dieses nationalen Klageliedes geradezu verbieten musste.* Man denke an den Kehrreim:

* Selbstverständlich ist die ganze Wirkung des Kehrreims nur beim Gesange zu ermessen.

Mutter, Mutter! Edward, Edward! Oh! in „Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth," an die gebrochenen Kehrreime, die, wie z. B. in der schwedischen Ballade: der grimmige Bruder, gleich einem Chorus die Stimme des Volks aussprechen und in dieser Zertheilung „Ei sagte man — so stolz derweilen" zwar schneidend, aber doch so schön wirken. Dieser Reim ist mit genialer Kraft dem natürlichsten Ausdrucke der Empfindungen abgelauscht und dann mannigfach vervollkommnet worden. Wer irgend einmal bittende oder schmeichelnde Kinder gehört, wie sie ein und dieselbe Bitte, dasselbe Schmeichelwort wiederholen; wer Liebende beobachtet hat, wie sie nicht müde werden, dieselben Versicherungen der Liebe zu geben, dieselben Antworten auf die ewig gleichen Fragen nach Liebe zu ertheilen; wer auf Menschen achtet, die von plötzlichen Heimsuchungen erschüttert, von plötzlichem Glücke entzückt werden, wird die natürliche Schönheit und die poetische Kraft dieses Reims verstehen und bewundern. Er konnte nur erfunden und ausgebildet werden in jener alten Zeit, da der Sänger noch eins mit seinem Volke war, und sich ganz in dessen Empfindungs- und Ideenkreise bewegte.

Mit welcher Freude muss damals ein neues Lied empfangen worden sein! Es concentrirte sich ja in diesen Schöpfungen das gesammte geistige Leben der Nation. Wie aufmerksam werden die sangesfreudigen Zuhörer dem Sänger gelauscht haben, wie gewaltig ergriffen und gerührt worden sein, wenn sie aus seinem Munde die Allen bekannten Thaten ihrer Helden, die in Aller Mund schwebende Erzählung oder Sage in der schönen Form des Liedes empfingen! Wie freudig müssen sie in den Kehrreim eingestimmt haben, der ja vorzugsweise dazu bestimmt ist, die durch die Erzählung erregte Spannung in Harmonie aufzulösen.

„Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Wort.
Wie man die Götter empfängt, so begrüsste Jeder mit Andacht,
Was der Genius ihm redend und bildend erschuf.
An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut.
Nährt' und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds.
Dem noch von aussen erschien, im Leben die himmlische Gottheit,
Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt."

Nachdem somit das Wesen der ächten Volksballade erörtert worden, möchte man fragen: Ist es möglich, dass solche Lieder noch heutzutage geschaffen werden?

Die Schöpfungsperiode der Volksballade ist vergangen und kann nie mehr wiederkehren.

Wir sind nicht mehr ein Volk, ein ungetheiltes Ganzes. Die moderne Kultur hat uns in viele einzelne Kreise, mindestens in zwei grosse Theile geschieden, von denen der eine das ganze geistige Leben des andern nicht mehr versteht. Eine glückliche Verbindung zwischen den getrennten Hälften ist nicht mehr möglich. Wo die Vereinigung durch den Zwang der Verhältnisse oder durch Leidenschaft herbeigeführt wird, da entsteht jene oft so erschütternde Tragik, wie sie z. B. Auerbach in in seiner „Frau Professorin“ so wahr und ergreifend geschildert hat.

Der dominirende Theil der Nation sind die Gebildeten. Unter ihnen ist die naive Denk- und Empfindungsweise der alten Zeit nicht mehr zu finden. Die Sitte ist zwar im Allgemeinen wie früher eine heilige Macht; aber sie wird von jedem Einzelnen durch bewusstes Denken geregelt. Wir folgen nicht mehr wie unsre Altvordern dem Zwange des naiven sittlichen Nationalgefühls. Dasselbe gilt in noch höherm Masse von dem religiösen Glauben. Er ist in naiver Schönheit unter Gebildeten nicht mehr zu finden. Wahres Gefühl für das Grosse, Gute und Schöne ist zwar nicht aus der gebildeten Welt verschwunden; aber es hat sich tief in den innersten Busen des Individuums zurückgezogen. Das Gefühlsleben ist ein innerliches geworden. Es ist vielfach geläutert und veredelt durch die Errungenschaften der wahren feinen Bildung; aber es darf sich äusserlich nicht zeigen, ohne die herbsten Angriffe zu erfahren, darf nicht einmal im engsten Familien- und Freundeskreise in ungeschminkter Offenheit hervortreten. Der Edle darf sein Gemüthsleben nicht mehr in freier schöner Thätigkeit zum Heile des Ganzen offen entfalten; er muss es oft mit einer rauhen, mindestens mit einer festen Aussenseite umgeben, um das innere Heiligthum in dem grossen Kampfe Aller gegen Alle vor rohen Eingriffen zu bewahren.

Dadurch hat das gemeinsame gesellige Leben, dem die

alte Ballade vorzugsweise ihre Entstehung zu danken hat, fast alles Schöne verloren. Die frühere Einheit des sittlichen und religiösen Nationalgefühls ist verschwunden. Niemand giebt ungekünstelt seinen Gefühlen Ausdruck; Rang, Stand und Vermögen machen überall ihre Herrschaft geltend, so dass Jeder ängstlich bemüht ist, seine Stellung zu wahren und seine Worte abzuwägen. Die grosse Vielseitigkeit des geistigen Strebens lenkt die Blicke Aller von dem Guten und Schönen auf das Nützliche: der Verstand beherrscht die Geselligkeit. Die Thaten und Schicksale der Mitmenschen werden von der Gesellschaft verständig und nicht mehr mit herzlicher gemüthvoller Theilnahme aufgenommen. Was das practische Leben dadurch gewonnen hat, ist der Poesie verloren gegangen. Unter solchen Umständen können wir Gebildete in Gemeinschaft, als Volk, ein poetisches Gebilde nicht mehr erzeugen. Wir haben nicht mehr die Kraft, in froher Geselligkeit eine das Gemüth lebhaft ergreifende Thatsache in naiver Weise gemäss dem ureigenen Denken und Fühlen zu verarbeiten und poetisch zu gestalten. Wir können als Gesellschaft nicht mehr unsre Liebe und unsern Glauben ungekünstelt in die Form geben, sondern höchstens „geflügelte Worte“ erzeugen, die alle ein kalt verständiges, ja grösstentheils boshaftes Gepräge tragen.

Die Gebildeten können auch nicht mehr singen. Wo ist die Gemeinschaft, die noch aus voller Seele ihr Lied anstimme und im Gesange die Freude des Herzens und die gemeinsame Liebe ausströme? Hie und da singt noch die Jugend, wenn sie sich in Freiheit bewegen darf, aber sonst keine Gemeinschaft. Die Gesangvereine haben die Sehnsucht nach dem Verlornen zum Ausdruck gebracht; aber sie haben es naturgemäss nicht wiederbringen können.

Ein schwacher Rest des frühern gemeinsamen Lebens und Strebens hat sich noch auf dem Lande erhalten. Dort ist die Volksdichtung auch noch nicht ganz erloschen. Wo das zersetzende moderne Leben und die starren Rechtsverhältnisse die alten auf Pietät gegründeten Verbindungen noch nicht ganz gelöst, wo die polizeilichen Massregelungen dem Landvolke noch soviel Spielraum gelassen haben, dass es nach alter Väter Sitte leben und seinen kräftigen Humor entfalten kann, wird noch

manches hübsche Volksliedchen geschaffen; aber zur Ballade reicht die Kraft nicht mehr aus. Die moderne Kultur, welche der alten Volksdichtung den Todesstoss gegeben hat, ist schon zu tief auch in diese Kreise gedrungen.

Fragen wir uns, inwieweit es unter diesen Verhältnissen für die Kunstlyrik möglich ist, die alte Ballade nachzubilden.

Die naive dichterische Schöpferkraft des Volkes ist bis auf die oben bezeichneten geringen Reste erstorben. Dasselbe gilt für die schöpferische Sangeskraft. Dadurch ist die Aufgabe der modernen Dichter im Wesentlichen eine andere geworden. Sie leben nicht mehr in und mit ihrer Nation: sie stehen über ihr. Die alten Balladendichter sprachen nur das in Liedesform aus, was bereits in den Hauptzügen fertig gebildet da war, und ihre innige Gemeinschaft mit dem Ganzen, die gleiche Art ihrer Bildung und Gesittung liess sie den Kern leicht anschauen und in einer für Alle verständlichen Sprache arbeiten. Der moderne Dichter ist nur da für die Gebildeten. Von dem grössern Theile seiner Nation wird er gar nicht verstanden. Und wenn er auch als ächter Sohn des Volkes, geboren und erzogen unter Landleuten und Handwerkern, in ächt dichterischer Weise das Wesen dieses Volkstheils objectiv angeschaut hat und zur Darstellung zu bringen vermag, so kann er es nur in einer Weise thun, die allein für die Gebildeten verständlich ist. Ein Volksdichter ist heutzutage nicht ein solcher, der für das Volk dichtet, sondern der, welcher treu die Denk- und Empfindungsweise dieses zweiten Theils der Nation in Kunstformen darzustellen vermag. Die Sprache eines Bürger, Hebel, Claudius, eines Auerbach und Reuter ist die der Gebildeten; denn die äussere Form thut's nicht, sondern die ihr zu Grunde liegende Denk- und Empfindungsweise. Wahre Volksdichter für die ganze Nation giebt es nicht, kann es nicht mehr geben.

Der Kunstlyriker kann seine Erzeugnisse nicht mehr innig mit dem Gesange verschmelzen, so dass Text und Melodie ein unzertrennliches Ganzes bilden. Das Mittel zur Darstellung seiner Gedanken ist für ihn nur die Sprache. Er ersetzt den Mangel an Gesang durch Correctheit des Versbaues — die schönsten Strophen klingen wie Musik — durch Kraft und

Schönheit des Ausdrucks, durch den Zauber der sprachlichen Form. (Daher die Entartung in Formvirtuosität, dieselbe Erscheinung wie das Virtuosenthum in der Musik.)

Das Gefühlsleben des gebildeten Theils der Nation tritt nicht mehr offen zur Erscheinung. Der moderne Dichter, dessen Umgang mit Individuen beschränkt ist, wie der eines jeden Menschen, muss jenes innere Leben durch sorgfältige Beobachtungen und Studien sich zur Anschauung bringen. Er muss typische Charactere und die für seinen Zweck wichtigen Erscheinungen des geistigen Lebens eingehend studiren und sich daraus das Gesammtbild des innern Gemüthslebens seines Volkes zusammensetzen. Nur wenn er dies vermag, wird er Erzeugnisse liefern, die von Allen mit Freude und Rührung begrüsst werden, wird er „seiner Zeit den Spiegel vorhalten können."

Je höher sein Talent, desto vielseitiger und intensiver wird das Bild erscheinen. Untergeordnete Lyriker vermögen nur, einige Richtungen des allgemeinen Gemüthslebens sich klar zu machen.

Vom Volke erhält also der Dichter keine Stoffe mehr, in in der die Gesammtheit bereits ihr innerstes Gefühl für das Grosse, Gute und Schöne abgespiegelt hätte. Viele Lyriker haben diesen Mangel dadurch zu ersetzen versucht, dass sie alte Sagen poetisch bearbeiteten. Wie kommt's, dass ihre Gedichte uns meistentheils kalt lassen, dass man ihnen den Namen Ballade nicht beilegen darf? Die Antwort ist leicht zu geben. Das alte n a i v e Gefühl, die alte n a i v e Anschauungsweise des Lebens, die aus jenen Sagen spricht, k a n n N i e m a n d e r k ü n s t e l n, und wenn er der grösste Genius der Welt wäre. Er kann manche äussere Schönheiten mit Erfolg benutzen: die lebendige Frage und Antwort, die Wiederholungen, die Alliteration, aber er wird wider Willen dem Ganzen eine innere Färbung geben müssen, die mit dem alten naiven Geist der Sage in grellem Widerspruche steht, und den Leser deshalb nicht zu reinem Genusse gelangen lässt.

Aber, wenngleich das Volk dem modernen Dichter nicht mehr Sagen bietet, so liefert es ihm doch T h a t e n, die des Singens und Sagens werth sind. Vermag er es, dergleichen hervorragende Ereignisse in einer Weise darzustellen, dass durch

seine Verse unser ganzes Gemüthsleben lebhaft gerührt, oder erschüttert wird; vermag er, als Individuum, die Arbeit auszuführen, die in frühern Zeiten die Gemeinschaft Aller übernahm, so kann man sein Gedicht eine ächte Kunstballade nennen und behaupten, dass seine Schöpfung für die Neuzeit dieselbe Bedeutung habe, wie die Volksballade für das Alterthum. Gedichte, wie von Mosen „Die letzten Zehn vom vierten Regiment,“ „Andreas Hofer,“ „Der Trompeter an der Katzbach“ und, wie wir später sehen werden, „der Taucher“ nebst den andern sogenannten Romanzen unsres Schiller können füglich als ächte Kunstballaden bezeichnet werden.

Wir haben uns zu sehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass eine „Ballade“ durchaus einen sagenhaften Inhalt haben, womöglich eine recht alte Sage behandeln müsse. Dies ist durchaus nicht nöthig. Dasjenige, was ein Gedicht zur Ballade macht, ist allein die das Gemüth lebhaft rührende, oder erschütternde Darstellung der Erzählung.

Aber, wird man fragen, ist es denn einem modernen Dichter unmöglich, alte Sagenstoffe so zu behandeln, dass sie auch uns ergreifen?

Es ist möglich, aber eine sehr schwierige Aufgabe für die Kunst. Der Dichter muss es verstehen, uns kühlen Denkern den verlornen Glauben an die wirkliche Existenz übersinnlicher Mächte auf Augenblicke wieder einzuflössen: er muss das Wunder zur poetischen Wahrheit gestalten.

Die vollendetste Schöpfung dieser Art ist Bürger's „Lenore.“

Der Dichter war durch Percy's Sammlung: Relics of Ancient Poetry in die alte Volkspoesie eingeführt und auf das mächtigste angeregt worden. Bekanntlich sind die Gedichte: Bruder Graurock, Karl v. Eichenhorst, der Kaiser und der Abt, Frau Schnips, Graf Waters Uebersetzungen der dort gefundenen Originale. Wie tief er in das Wesen der alten Poesie eingedrungen, lehrt dies in seiner Art einzig schöne Gedicht „Lenore.“ Schon in der Auswahl des Stoffes ist sein genialer Griff zu bewundern. Er wählte ein Thema, das damals und selbst noch heutzutage nicht nur Leuten aus den untern Volksschichten, sondern selbst Gebildeten die Seele mächtig bewegt,

indem es auf der Grenzlinie steht, da der fromme Glaube in den Aberglauben übergeht: es ist die Wiederkehr eines abgeschiedenen Geistes. Zugleich regt dieses Thema im Volke Alles an, was von dem alten Glauben an das Walten unheimlicher Mächte sich noch erhalten hat und vielfach mit modernem Aberglauben und religiösem Glauben vermischt worden ist. Dieser Stoff muss Jeden fesseln; denn wenn auch der fromme Glaube der Gebildeten vielfach „angefressen“ und theilweise ganz vernichtet ist: der Aberglaube behauptet sich im Herzen mit einer viel zähern Lebenskraft, und seine gewaltige Macht wird selbst der anerkennen, welcher lächelnd sich darüber erhebt und im Bewusstsein gesicherter Erkenntniss die Erzählungen und Sagen an sich vorübergehen lässt.

Diesem Thema gab Bürger einen historischen Hintergrund:

„Er war mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.“

Die Ereignisse jüngst verflossener Zeiten, die mit ihren Schrecknissen noch Aller Gemüther bewegten: das Hoffen und Harren liebender Herzen, die Sorge um das Leben der Geliebten, der Schmerz der Enttäuschung wurden wieder neu erregt, fesselten der Leser und Hörer Herz und erregten für die Verse die lebhafteste Theilnahme. Selten hat es ein Dichter so wie Bürger verstanden, diese Theilnahme in die ergreifendste Spannung zu verwandeln und dieselbe bis zum Schlusse festzuhalten. Wir sehen und hören den gespenstischen Reiter nahen, hören ihn mit innerm Grausen anklopfen und das unglückliche Mädchen zu dem schrecklichen Ritte bewegen. Die Schilderung ist so plastisch und erregt unsre Seele in solch einem Grade, dass der Verstand gar nicht zur Herrschaft kommt. Wir gelangen gar nicht zu dem Gedanken, dass eine solche Thatsache in Wirklichkeit sich nicht ereignen kann: wir werden zu Kindern, die noch an die Existenz der Wunder in Mährchen glauben. Der Dichter lässt uns nicht einen Augenblick frei. Was der Volksaberglaube in Verbindung mit der Sage irgend Grausiges hat schaffen können, sowie alle natürliche Erscheinungen, welche auf unser Gemüth

den Eindruck des Grausenhaften zu machen pflegen, sind mit vollendeter Sicherheit und Seelenkenntniss in den Kreis der Schilderung gezogen. Der bleiche Mondenschein, das Vorüberfliegen der Wiesen, Anger und Flecken, das Sprühen der Funken unter den Hufen des wilden Rappen, das Tanzen der Geister um den Rabenstein, der Leichenzug um Mitternacht — Alles dies fesselt uns mit solcher Gewalt, dass wir uns des zauberhaften Eindrucks nicht erwehren können und ganz in den Genuss des innern Anschauens versenkt, Alles, was der Dichter uns vorführt, als volle Wahrheit betrachten. Sind es doch Erinnerungen, die wol an einem Jeden aus seiner Jugendzeit in gewissem Grade noch haften, Erinnerungen, die in jener Zeit, als die Ballade entstand, in noch viel stärkerm Masse, als heutzutage Aller Gemüth erregen mussten. Dazu die geniale Behandlung des Verses, die Wirkung des Kehrreims: Graut Liebchen auch vor Todten? und dieser wunderbare Zauber der Sprache, die sich der feinsten Nüancirung des Gedankens anschmiegt und selbst in der sorgfältigsten Schilderung überall als Grundton den Eindruck des Grausenhaften, Unheilvollen hervorzubringen vermag! Alles dies ist von solcher Vollendung, dass die bekannte Schwäche — die zu häufige Nachahmung der Klänge durch Laute, wie hurre, hurre, hopp, hopp, hopp — nur eine leise Störung des Genusses hervorbringen kann.

Aber die alte naive Empfindungsweise ist in der „Lenore“ ebenso wenig, wie in irgend einem andern Gedichte der Neuzeit zu finden. Sie ist ganz durchdrungen von der modernen Empfindung. Dies fühlt man leicht auch ohne die letzte Strophe zu lesen, die es offen ausspricht. Das Gedicht ist daher eine ächte Kunstballade, die nur durch die Wahl des Themas den Anstrich einer alten Volksballade erhalten hat. Sie ist in Bezug auf Behandlung alter Sagenstoffe das Vollendetste, was die deutsche Literatur aufzuweisen hat, sowie auch in jeder andern Hinsicht ein Meisterwerk deutscher Dichtkunst.

Bürger erreicht nur noch im „wilden Jäger“ annähernd dieselbe Höhe. Auch in diesem Gedichte ist die Form wunderschön. Die Laute schmiegen und schwingen sich in zauberhaftem Rhythmus mit einem Wohllaut und einer so wunderbaren Leichtigkeit, dass sie bei gutem Vortrage wahrhaft wie Musik

klingen. Aber der Inhalt fesselt uns nicht in dem Masse, wie die „Lenore." Denn nur das Gedicht ergreift uns, welches tiefe Empfindungen zu erregen vermag. Ein angenehmer Klingklang der Verse erregt nie wahre Freude am Schönen. Es ist dies ein Gesetz, das bei allen Zweigen der Dichtkunst Geltung hat. Künsteleien mögen den Raritätensammler erfreuen können, aber nie den wahren Freund und Kenner des Schönen, oder ein Herz von einfachem, aber wahrem Gefühl.

Das Herzergreifende fehlt dem „wilden Jäger." Der ethische Gedanke, welcher dem Ganzen zu Grunde liegt, der Racheschrei und Wehruf des armen Landmanns, der die frevelnde Lust des Mächtigen büssen muss, kann jenes Gefühl nicht in uns erzeugen. Der Frevelsinn des wilden Jägers, sein rohes Wüthen gegen die Armuth, die teuflische Unterdrückung des Rechtes, der Unschuld und schutzlosen Menschheit ist zwar lebhaft geschildert, so dass wir ohne Mühe zum innern Anschauen der Bilder gelangen; aber wir kommen nicht zu jenem ächt tragischen Mitleid, das wir bei der „Lenore" empfinden, wo das Schicksal des unglücklichen Mädchens dies Gefühl wie eine ächte Tragödie in uns erregt. Hier fühlen wir nur Empörung über den Wütherich und pathologisches Mitleid mit den Opfern seines frevelhaften Uebermuthes. Dazu kommt noch der bemerkenswerthe Umstand, dass die Strafe, welche den Schuldigen trifft, unser stark erregtes Verlangen nach gerechter Vergeltung nicht befriedigt. Denn ein Gemüth, das die Verdammung, als wilder Jäger ruhelos umhergehetzt zu werden, als eine gerechte Strafe empfinden soll, muss noch jenen alten naiven Volksglauben besitzen, der einst die dem Gedichte zu Grunde liegende Sage geschaffen hat. Wir Gebildeten, die wir das „Umgehen von Geistern," die ihrer Thaten wegen keine Ruhe im Grabe haben, als Aberglauben verlachen, verlangen, dass die Schandthaten, welche der Dichter mit solcher Naturwahrheit schildert, in einer Weise gesühnt werden, die unserer modernen Empfindung und Lebensanschauung entspreche. *

* Man ersieht daraus auf's neue, wie schwierig es ist, alte Sagen zu Kunstballaden zu verwenden.

In „Des Pfarrers Tochter zu Taubenheim," Lied vom braven Manne" und „Frau Magdalis" greift Bürger hinein in das Leben seiner Zeit und besingt Thaten, die des Liedes werth sind.

Auch dies zeigt, wie richtig er das wahre Wesen der Ballade aufgefasst hatte. Wie kommt's, dass diese Gedichte trotz der ihm eigenen Anmuth der Verse, trotz der nicht unglücklichen Wahl des Stoffes keinen rechten Eindruck machen, dass die Wirkung, welche „Lenore" hervorbringt, in diesen auch nicht einmal annähernd erreicht wird?

Der Mangel liegt in der Darstellung. Wenn die Ballade ergreifend wirken soll, muss die Thatsache entweder in lyrischer oder in dramatischer Weise behandelt werden. Die epische Darstellung ist für diese Gedichte zu matt.

Die Thatsache wird in lyrischer Weise behandelt, wenn der Dichter bei der Darstellung die Empfindungen seines Volkes darlegt. (Schiller hat einen ähnlichen Stoff, wie „des Pfarrers Tochter zu Taubenhain" in seiner „Kindesmörderin" lyrisch behandelt.) Er spricht dann, auch wenn er in der ersten Person redet, nicht als Individuum, sondern als Volk oder Volkstheil und, wenn er ein ächter Dichter ist, stets im Sinne und Geiste des Ganzen.

Die Thatsache wird in dramatischer Weise geschildert, wenn die Darstellung so gehalten ist, dass jene tiefere Empfindungen mit Nothwendigkeit in dem Herzen des Hörers entstehen müssen. Der Dichter spricht dieselben nicht aus, sondern lässt sie errathen. Um dies zu erreichen, muss er die Handlung aus dem Character der handelnden Personen hervorgehen lassen, muss daher diese, mit wenigen genialen Strichen gezeichnet, uns vorführen. Schilderungen dürfen dabei nie Hauptzweck sein, sondern nur dazu dienen, unser Gemüth zu stimmen, dass es sich in der vom Dichter beabsichtigten Weise für den Helden interessire und die vorgeführten Thaten in dem rechten Lichte anschaue.

Dieses dramatische Leben ist in „Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain" nicht vorhanden. Das Mitleid, welches in uns

erregt wird, steht auf der Schwelle des pathologischen, ohne sich zum tragischen erheben zu können. Dasselbe gilt von „Frau Magdalis." Im „Lied vom braven Mann" pflegt man mit Recht die Strophen, in denen der Dichter selbst die Seelengrösse seines Helden preist, fortzulassen. Aber auch mit dieser Verbesserung macht das Gedicht nicht jenen harmonischen und packenden Eindruck, den jedes ächte Kunstwerk hervorbringt. Dieser Mangel liegt in der Darstellung. Das Lied führt uns eine unglückliche Familie vor, welche, bedroht von einem schrecklichen Tode, laut um Hilfe fleht. Die Schilderung des tobenden Flusses, der seine Eisschollen donnernd gegen den letzten Brückenpfeiler sendet, der dem Anprall noch Stand hält, lässt uns die ganze Grösse der Noth und Angst der Unglücklichen empfinden. Wir jammern mit ihnen und suchen nach einem Retter. Die Erregung und das Verlangen steigern sich durch die Schilderung der gaffenden Menge und durch die Erscheinung des wackern Grafen, der 200 Goldstücke als Preis der kühnen That aussetzt. Dies nimmt unser Interesse für die Rettung der Unglücklichen so sehr in Anspruch, dass uns die Person des Retters nur in ganz untergeordneter Weise beschäftigt. Möge doch ein Engel vom Himmel kommen und sie durch die Fluthen tragen; uns ist es gleichgültig, wenn wir nur Vater, Mutter und Kinder „in sicherm Port" vor uns sehen. Die Erscheinung des Retters trägt durchaus nichts dazu bei, unser Interesse für ihn zu erhöhen. Dies wird im Gegentheil noch abgeschwächt. Wir fühlen wohl, dass es ein kühner und kräftiger Mann sein muss, werden aber durch nichts darauf hingeleitet, dass er zugleich edel und hochherzig ist. Ein Bauer, ein armer Mann in „grobem Kittel" könnte ja wol durch die Höhe der Belohnung gereizt sein, das Wagestück zu unternehmen. Seine Erscheinung giebt uns nur die schon sehnlich begehrte Hoffnung, dass er, der kräftige, an harte Arbeiten gewöhnte Mann, den Kahn mit sichrer Hand leiten werde. Die innere Spannung, das Verlangen nach Rettung, steigert sich durch das Hinderniss.

„Doch wehe! der Nachen ist allzu klein,
Der Retter von Allen zugleich zu sein!"

Endlich, endlich sind sie in „sicherm Port.“ Wir eilen zu ihnen, wir umringen sie mit der jubelnden Menge, heben mit den Eltern dankend den Blick zum Himmel, küssen die geretteten Kleinen. An den Retter denken wir ebenso wenig, wie es in Wirklichkeit der Fall sein würde, wenn die Rettung vor unsern Augen vorgegangen. Da werden wir mitten in unsrer Freude zu einem neuen Schauspiel gerufen. Der Bauer verweigert den Preis und giebt das Geld den armen Leuten: der kühne Mann zeigt sich als edel und hochherzig. Uns ergreift ein Gefühl der Freude. „Das ist schön, das ist brav gehandelt!“ rufen wir dem Davoneilenden nach; aber nichtsdestoweniger bleibt unser Interesse den Geretteten zugewandt. Kaum ist der Brave unsern Blicken entschwunden, so eilen wir wieder zu der glücklichen Familie, froh in dem Gedanken, dass zu der Rettung aus Todesgefahr sich noch die Befreiung aus Noth und Sorge gestellt hat.

Wir sehen: der Dichter hat seinen Zweck nicht erreicht, denn er erregt hauptsächlich unser Interesse für die Rettung, aber nicht für den Retter. Wir werden später, bei Besprechung des „Taucher's“ sehen, wie der Dichter es anfangen muss, um uns durch die Darstellung der That für den Character des Helden in einheitlicher Weise zu interessiren. Eine Darstellung, wie die oben besprochene, unterscheidet sich von den Machwerken der Poetaster nur durch die geniale Behandlung des Verses und die grössere Plastik der Bilder.

Bürger ist unter Landleuten geboren und erzogen worden. Den ächten, kräftigen Geist dieses zweiten Volkstheiles, seine lebensfrische Sinnlichkeit, die Schönheit und sinnliche Kraft seiner Ausdrucksweise hat Keiner so wie er anzuschauen und zu Kunstwerken zu verarbeiten vermocht. Er redet unsre Sprache, die der Gebildeten, der durch gelehrte Bildung verfeinerten Welt und doch weht es uns an, wie frische Morgenluft aus Waldesgründen, wie der Hauch der freien Gotteswelt, während die feinsten Verse anderer Dichter uns unwillkürlich hineinführen in das Geräusch der Städte mit ihrer Pracht aus Stein und Erz, mit ihren Tempeln, gegründet von Menschenhand.

Bevor wir Uhland's Gedichte einzeln betrachten, ist es nöthig, seine Darstellungsweise im Allgemeinen zu beleuchten.

Wir haben bereits oben gesehen, dass das Gemüth des Hörers nur dann lebhaft ergriffen werden kann, wenn die Thatsache in lyrischer oder in dramatischer Weise dargestellt wird.

In Uhland's Gedichten herrscht bis auf wenige Ausnahmen der ruhige Ton epischer Schilderung. Seine Balladen sind grösstentheils poetische Bearbeitungen alter Mären. Solche Gedichte pflegen uns selten zu fesseln. Der Grund dafür liegt darin, dass die epische Darstellung, wenn sie nicht, wie im Epos, Handlungen und Charactere allmählich vor unserm geistigen Auge entstehen lässt, unser Kunstsinnen* zu wenig beschäftigt, das Gemüth nur oberflächlich erregt und dagegen das reflectirende Denken herausfordert. Wie kommt's, dass die Uhland'schen Mären nichtsdestoweniger die Lieblingsgedichte der Nation geworden sind, dass wir Alle sie als Knaben und heranwachsende Jünglinge mit solcher Freude gelesen und gelernt haben? Der Grund dafür liegt darin, dass der Dichter durch alle, selbst durch diejenigen, welche der Poesie fremder Völker entlehnt sind, unser nationales deutsches Gefühl in hohem Grade zu erregen versteht. Sie erzählen von der Liebe und Treue, der Tapferkeit, der Frömmigkeit und der markigen Heldenkraft unsrer Vorfahren. Wem dabei nicht das Herz aufgeht und das Blut heisser durch die Adern rollt, der müsste kein deutscher Knabe, Jüngling oder Mann sein. Diese Erzählungen hat er mit ächt dichterischer Feinheit behandelt. Bald voll und markig, bald weich und lieblich, bald ernst und tief, bald voll naiver Schelmerei klingen uns die Töne entgegen. Aus allen spricht eine tiefe Liebe für die entschwundene Grösse und Herrlichkeit der Vorzeit. Darum machen sie auf den gereiften und geprüften Mann nicht den mächtigen Eindruck, wie auf Knaben und Jünglinge. Aber für diese sind sie ein wahrhaft kostbares Vermächtniss, und so lange wir noch unsre Sprache reden, werden diese Gedichte dazu dienen, das Herz der Jugend zu erfrischen und zu bilden und sie für wahrhaft Schönes recht empfänglich zu machen.

Weniger glücklich ist Uhland da, wo er alte Sagen zu

* Dieses Sinnen ist, wie Vischer in seiner Aesthetik dargelegt hat, nicht ein reflectirendes Denken, sondern ein „Denken in Formen."

Balladen verarbeitet. Wo er versucht, die alte Anschauungsweise zu erkünsteln, hat er kein Kunstwerk geliefert — als Beweis nenne ich die Gedichte: die drei Fräulein, die Elfen, das versunkene Kloster; — und auch andre, wie „Das Nothhemd,“ „Junker Rechberger,“ „Königstochter,“ in denen er nichts erkünstelt, sondern nur die alte Sage in ein modernes Gewand gekleidet hat, lassen uns kalt. Abgesehen von den oben erörterten Gründen, welche die poetische Bearbeitung alter Sagenstoffe erschweren, fehlt diesen Stücken der national deutsche Inhalt, durch welchen uns Gedichte wie „König Karl's Meerfahrt,“ „Roland Schildträger,“ „Schwäbische Kunde“ u. a. so lieb und werth geworden sind. Nur die Haraldssage („Vor seinem Heergefolge ritt der kühne Held Harald“) macht eine Ausnahme, weil sie uns an den alten Helden Roland und den Heldenkaiser Barbarossa erinnert. Daher hat auch der Dichter selbst den rechten Ton getroffen und das kleine Gedicht zu einem ächten Kunstwerke voller Mark und Feuer gestaltet. Unter allen Gedichten, welche Uhland dem Kreise seiner Romanzen und Balladen einverleibt hat, giebt es vier, die wir besonders betrachten müssen. Es sind: „Des Sängers Fluch,“ „Bertrand de Born,“ „Die verlorne Kirche“ und „Ich hatt' einen Kameraden.“ In ihnen erhebt er sich in Geist und Ausdrucksweise zu einer Kraft und Schönheit, die ihn würdig an die Seite unsres Schiller stellt.

Woher stammt der eigenthümliche Zauber, der in diesen Gedichten liegt? Sie sprechen tiefgehende Empfindungen des ganzen Volkes aus. Sie sind tief mit dem Empfindungsleben der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts verwachsen. Uhland soll unter dem Könige in „Des Sängers Fluch“ Napoléon I. gemeint haben. Mag dies Wahrheit oder Sage sein: jedenfalls ist's für die Ballade bezeichnend. Ihr liegt in der That jenes innere Grauen vor dem wahnsinnigen Eroberer zu Grunde, jenes Grollen des Volksgeistes gegen den Zerstörer seiner heiligsten Rechte, gegen die blutige Gottesgeissel, über dessen Haupt es, dreimal Wehe rufend, eine Strafe beschwört, die ihn gerade in seinem dämonischen Streben, im Ehrgeize treffen soll.

— „Umsonst sei all Dein Ringen
Nach Kränzen blut'gen Ruhms.
Dein Name sei vergessen
In öde Nacht getaucht,
Sei wie das letzte Röcheln
In leere Luft gehaucht."

Und wohlgemerkt, das Volk selbst will die Strafe nicht vollstrecken: der Rachegeist soll es thun. Selbst im Gefühl tiefster Empörung wendet es sich an den, der die Geschicke der Völker lenkt, wie Wasserbäche, fest in dem frommen Glauben, dass er der „Rächer sein werde über das Alles." Es ist derselbe Glaube, welcher Deutschland nach dem grausigen Rückzug der Franzosen aus Russland singen liess:

„Mit Mann und Ross und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen." *

Es ist derselbe fromme und gesunde Glaube, der mit solcher Zuversicht und Innigkeit aus den ächten Freiheitsliedern spricht, welche die Körner, Arndt, Schenkendorff in jener grossen Zeit gesungen haben. Als ächter Dichter hat Uhland es verstanden, diese tiefgehenden Empfindungen seines Volkes anzuschauen und in seine Verse zu legen. Darin liegt das Geheimniss des Zaubers, den diese Ballade mit ihrer so einfachen und wenig verheissenden Handlung auf jedes deutsche Gemüth ausübt. Die Stimme des Dichters klingt wie die eines Propheten, wie die eines jener altdeutschen Priester, dessen Weheruf einst den Römer Drusus so tief erschütterte und zur Umkehr veranlasste.

Nicht minder schön und ergreifend wirkt „Bertrand de Born." Die Verse klingen kraftvoll und erhebend, gemäss dem erhebenden Inhalt des Gedichtes. Vor seinem siegreichen Könige steht gefesselt der trotzige Vasall Bertrand de Born. Seine Burg liegt in Trümmern, Kerker oder Tod stehen ihm bevor. Aber nicht das Missgeschick des Krieges, nicht die Aussicht auf eine schreckliche Zukunft haben seinen stolzen Sinn gebeugt. Der Gram um den verlornen Freund, der in seinen Armen sein jugendliches Leben ausgehaucht, der ihm sterbend

* S. Beitzke, Freiheitskriege, Bd. 1. S. 72.

noch die Hand gedrückt, dieselbe Hand, die ihn zum Aufruhr gegen den eigenen Vater und Herrn verleitet hat, dieser Gram hat den ritterlichen Sänger und Helden gebrochen. Der Geist, welcher mit einem Lied entflammte Perigord und Ventadorn, der dem königlichen Vater das Herz der eigenen Kinder zu rauben vermochte, hat durch tiefgehende Gemüthsleiden seine Spannkraft verloren.

„Leicht hast Du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft.
Nur zu einem Trauerliede
Hat er sich noch aufgerafft.“

Das ist ächt deutsch, das erweckt das herzlichste Mitgefühl in jedem deutschen Gemüth. Unsre heiligsten Empfindungen werden dadurch wach gerufen. Sie werden zur innigsten Rührung gesteigert durch die hochherzige That des edeln Königs.

„Meinen Sohn hast Du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, Du Freund des Todten,
Die verzeihend ihm gebührt,
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt.“

Darf man sich erlauben, an dem schönen Gedichte eine Ausstellung zu machen, so wäre es die, dass der Dichter nicht genügend angedeutet hat, wodurch der edle Königssohn bewogen werden konnte, das Schwert gegen seinen geliebten Vater zu ziehn. Das Wort „zorn'ge Schlachtgesänge“ sagt zu wenig, wenngleich es uns ahnen lässt, dass der König in seinem Streben nach einheitlicher und kräftiger Herrschaft den mächtigen Vasallen Bertrand de Born wol in seinen Rechten gekränkt haben möge, ein Vorgehen, das den feurigen Königssohn bewegen konnte, für seinen geliebten Freund selbst dem geliebten Vater entgegenzutreten. Eine nähere Andeutung eines solchen oder eines ähnlichen Grundes würde uns den tragischen Conflict schärfer zu Gemüthe führen, würde uns den Helden Bertrand de Born in einem reinern Lichte erscheinen lassen und die Wirkung des Gedichtes merklich erhöhen. Dasselbe macht bei einmaligem Lesen oder Hören den Eindruck, dass

Etwas zu unsrer vollen Befriedigung fehle und diese stellt sich erst dann ein, wenn wir obige Gedanken uns zurechtgelegt haben. Dies ist ein Mangel der Darstellung, denn jedes Klügeln des reflectirenden Verstandes stört den reinen Genuss, den ein vollendetes Kunstwerk erzeugen soll.

In dem Gedichte „Verlorne Kirche“ bringt Uhland die religiöse Empfindungsweise seiner Zeit zur Anschauung.

Durch das Ganze zittert eine tiefe Wehmuth, eine Schmerzstimmung. Sie ist begründet in der religiösen Empfindungsweise jener Jahre (1812.) Die Schrecken der französischen Revolution und die darauf folgende Umwälzung aller Verhältnisse in Deutschland hatten die Gemüther tief erschüttert. Das deutsche Volk ist tief religiös; darum suchte es vor den Schrecknissen und Aufregungen Trost und Frieden in der Religion. Aber ach, der alte naive Glaube des Mittelalters, jener ungetrübte Glaube, der einst die gewaltigen Dome geschaffen, war unwiederbringlich verloren; denn die Aufklärung des 18. Jahrhunderts hatte ihm den Todesstoss gegeben. Der kalte Rationalismus konnte sinnigen Gemüthern nicht genügen, man sehnte sich nach ächtem, kindlichem Glaube und glaubte endlich im innigsten Anschluss an die Natur das verlorne Paradies wiederfinden zu können. Man vergass die Wahrheit des Goetheschen Wortes: Nur was Du in die Natur hineinträgst, wirst Du in ihr finden und glaubte den Frieden der Seele erringen zu können, wenn man den Schöpfer fern vom Geräusche der Welt in dem stillen Waldestempel anbetete. Dieselbe Empfindung klingt durch viele Gedichte jener Zeit. So singt J. v. Eichendorff:

„Im Walde steht geschrieben
Ein stilles ernstes Wort
Vom rechten Thun und Lieben
Und was des Menschen Hort.“

Kein anderes Gedicht hat so schön wie „Die verlorne Kirche“ diese tief gehende nationale Empfindung zur Anschauung gebracht. Wie Orgelton voll und markig und erhebend klingen die Verse und versetzen den Hörer in eine feierlich ernste Stimmung. Der tiefe Zug des deutschen Gemüthes zu seinen geliebten Eichen- und Buchenwäldern, diese nationale Liebe, welche einst in dem alten

Cultus einen so schönen Ausdruck fand, tritt hier in diesen Versen zur kunstvollen Erscheinung.

Der Dichter legt seinen Betrachtungen die liebliche Sage von der verlornen Kirche zu Grunde. Wo man tief im Walde einen kleinen, von Sumpf umgebenen See findet, dessen stilles, dunkles Wasser von unergründlicher Tiefe sein soll, wird man häufig in der Umgegend hören, dass dort eine Kirche versunken sei, deren Glockengeläute sich zuweilen in der Tiefe vernehmen lasse. Getrieben von der Sehnsucht, aus der Verderbniss dieser Zeit zu Gott zu entfliehen, eilt der Dichter in den stillen Wald und sieht im Geiste die verlorne Kirche in ihrer frühern wunderbaren Pracht und Herrlichkeit.

„Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend,
Mich dünkten helle Wolken ihn
Gleich Fittigen emporzuheben,
Und seines Thurmes Spitze schien
Im selgen Himmel zu verschweben."

Ein heiliger Sturm bewegt die Glocke, deren Töne erschütternd und erhebend zugleich das Menschenherz durchdringen. Alles Grosse, Erhabene und Schöne, was der fromme Glaube der Vorzeit geleistet, die liebende Hingabe bis zum Tode, die freudige Begeisterung für die heilige Sache, zieht in erhebenden Bildern vor der tief erschütterten Seele des Dichters vorüber. Zuletzt gewährt ihm der Flug seines Genius einen Blick in das Jenseits, in das „geöffnete Thor des Himmels."

„Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit tief anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut
Als Orgel mehr und als Posaunen,
Das steht nicht in der Worte Macht."

Das tiefe Sehnen des Menschenherzens nach Lösung dieser ewigen Räthsel soll nach des Dichters Wort durch innigen Anschluss an die Natur gestillt werden.

„Wer danach sich treulich sehnet,
Der gebe des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet."

Es ist der Glaube seiner Zeit. Wenngleich wir ihn nicht theilen, so verliert das Gedicht selbst dadurch nichts von seiner Schönheit. Man könnte Anstand nehmen, es als Ballade zu bezeichnen, doch will ich deswegen nicht mit Uhland rechten.

Von unvergänglichem Zauber ist die kleine Ballade „Der gute Kamerad.“ So klein sie ist: die darin dargestellte Handlung ergreift mein Herz, so oft ich sie auch lese oder singe, wie mit magischer Gewalt. Die deutsche Treue ist wahrlich kein leerer Wahn; sie wird uns ewig heilig sein und bleiben. „Will mir die Hand noch reichen!“ Die treue Freundesseele! Nicht der bittre Todesschmerz bewegt den Sterbenden, sondern allein der Abschied von dem Freunde seines Herzens, von dem treuen geliebten Kameraden. Die Freundesliebe und Treue tritt hier mit jener heiligen Macht vor unsre Seele, welche schon so oft das Herrlichste geleistet hat, das die Menschheit kennt. Und ihr gegenüber die nicht minder heilige Macht des Pflichtgefühls, des eisernen, männlichen Gefühls, das zum Erhabensten gehört, was unser Herz bewegt. „Kann Dir die Hand nicht geben!“ Welch eine Welt voll Empfindungen knüpft sich an diese wenigen Worte! Welch' ein Feuer, welch' ein Mark! Und dazu der ächt deutsche, menschlich schöne und fromme Schluss: „Bleib Du im ew'gen Leben mein guter Kamerad!“

Mit Recht hat das deutsche Volk dies Kleinod der Dichtkunst in sein Herz geschlossen; mit Recht singen es die Kinder, mit Recht der Mann, wenn er, hinausziehend zum Kampfe für's Vaterland, die Brust sich stählen will mit den heiligsten und ernstesten Gefühlen, den Gefühlen der Pflicht, der Liebe und der deutschen Treue.

Das alte naive Gefühl des Volkes ist, wie wir gesehen haben, fast verschwunden. Aber es hat sich im Laufe der Zeit, aus den Kämpfen der Jahrzehende, ein anderes Gemeingefühl emporgeschwungen, welches das alte naive ersetzt, ja in seiner Vollendung ebenso herrlich und schön ist, wie jenes: es ist die ächte Humanität. Der Geist des wahren Christenthums und der edelsten Denker unter den Griechen und Römern ist mit dem deutschen Volksgeiste eine innige Verbindung eingegangen, die jenes Gefühl erzeugt hat. Es ist eine herrliche

Veredlung des alten; aber es ist nicht naiv, sondern selbstbewusst, durch reflectirendes Denken gebildet.

In den Balladen von Goethe und Schiller findet die ächte Humanität den reinsten Ausdruck, während die Werke anderer Dichter einseitige Richtungen oder Uebergangsstufen abspiegeln, wie den Weltschmerz, die Sehnsucht nach dem Verlornen, die fromme Resignation u. s. w.

Sehen wir zunächst wie Goethe die Gedichte, welche er Balladen nennt, behandelt hat. Unter ihnen giebt es einige, denen er alte Sagenstoffe zu Grunde gelegt hat. (Die Ballade vom vertriebenen Grafen, Der getreue Eckart, Hochzeitlied, Der Schatzgräber, Der Todtentanz.) Diese lassen kalt; denn auch einem Meister, wie Goethe, war es nicht möglich, das alte naive Volksgefühl zu erkünsteln, und für unser modernes Gefühlsleben enthalten diese Sagen des Rührenden oder Ergreifenden zu wenig.

Dem „Erlkönig" scheint lebensvolle, plastische Darstellung des Geistes zu fehlen. Wir glauben nicht mehr an das Dasein eines Erlkönigs, müssen daher auf kunstvolle Weise zu diesem Glauben geführt werden. Goethe lässt freilich den Erlkönig rufen, locken, winken und drohen, lässt seine Töchter „am düstern Ort den nächtlichen Reigen tanzen;" aber er vernichtet jede plastische Anschauung, die sich in unsrer Seele bilden könnte, durch die vernünftelnden Worte, welche er dem Vater in den Mund legt. („Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif; es scheinen die alten Weiden so grau; in dürren Blättern nur säuselt der Wind.") Schon nach der ersten Strophe drängt sich dadurch der Gedanke auf: „Das arme Kind ist sehr krank, es sieht in seinen Fieberphantasien Gespenster. Diese Idee ist so nüchtern, dass ein Grausen vor dem im Gedichte genannten Erlkönig gar nicht auftauchen kann. Wie ganz anders geht Bürger in seiner „Lenore" zu Werke. Er fesselt uns durch die Darstellung in so hohem Grade, dass wir trotz unsres Unglaubens die Gespenster in unsrer Seele zur realen Anschauung bringen, dass wir dies ohne die geringste Mühe zu thun vermögen. Sobald wir uns die Bilder erst mühsam mit Hilfe von Verstandesschlüssen construiren müssen, kann von einem Genusse nicht mehr die Rede sein. Das Gedicht hätte nur unter den

Umständen eine rechte Wirkung, wenn Goethe den Erlkönig nicht zu einer blossen Stimme gemacht, nicht in so unbestimmter Weise als eine dunkle, unheimliche Macht hingestellt, sondern ihn als lebensvolle Gestalt handelnd eingeführt hätte. In den alten Volksballaden treten alle Geister handelnd auf, wie wirkliche Wesen, weil das Volk an ihre wirkliche Existenz glaubte. In „Herr Oluf" greift die Waldfrau dem Ritter in die Zügel des Rosses und giebt ihm zuletzt einen Schlag auf's Herz. Es ist mithin klar, dass der Dichter der Neuzeit, wenn er solche Gestalten einführen will, sie mindestens wie wirkliche Wesen handeln lassen muss. Und dies ist noch nicht genug. Die Altvordern verknüpften mit jedem solcher Wesen eigenthümliche Empfindungen: manche Geister galten als harmlose, gute Gesellen, andere als tückisch und schadenfroh, noch andere als schrecklich und Grausen erregend. Diese Empfindungen müssen uns Ungläubigen auf kunstvolle Weise vermittelt werden. Goethe hätte also den Erlkönig nicht bloss als handelnd, sondern zugleich in einer Weise handelnd einführen müssen, dass unser Herz von Grausen und Entsetzen ergriffen werden müsste. Konnte er dies durch Heranziehen von Geisterspuk nicht erreichen, so hätte er überhaupt alles Uebernatürliche weglassen und Hauptgewicht anf die Darstellung des Todeskampfes und der steigenden Besorgniss und Seelenangst des unglücklichen liebenden Vaters legen müssen.

In der schönen Ballade „Der Fischer" hat Goethe ebenfalls eine Personification vorgeführt. Er selbst erzählt, er habe das Gefühl, das uns in heissen Sommertagen zum Wasser zieht, zum Ausdruck bringen wollen. Aber hier wurde es ihm auch sehr leicht, uns zu ergreifen. Wir Alle kennen dies Gefühl und eine Personification desselben klingt uns nicht unnatürlich. Wer an schönen Sommertagen nach beschwerlichem Marsche zu einem schilfbekränzten See kommt, dessen bläuliche Fluten den klaren Himmel abspiegeln, oder in leichtem Spiel plätschernd an das Ufer rollen, fühlt jenen zauberhaften Zug in einer solchen Weise, dass „ihm das Herz vor Sehnsucht bebt, wie bei dem Gruss der Geliebten." Darum erscheint uns das Auftauchen des Wasserweibes nicht unnatürlich. Sie wirkt wie eine reale Erscheinung und steigert diese Wirkung durch ihre zauberhaften Worte

„Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt Dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt Dich Dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gem Thau?“

Wer kann so süssen Worten widerstehen. Sie wirken wie „Unter allen Wipfeln ist Ruh,“ „Füllest wieder Busch und Thal,“ Verse, in denen die reinste, liebevollste Anschauung der Natur durch den Zauber der Sprache dargestellt ist. Wir möchten gleich dem Fischer uns hinziehen lassen, um auf immer dort unten zu verweilen.

Neben dem „Fischer“ sind vollendet schön „Der Sänger,“ Der „Zauberlehrling“ und vor allen „Der König in Thule,“ „Die Braut von Korinth,“ „Der Gott und die Bajadere.“ Was ist's, das uns in diesen wunderschönen Versen so tief rührt und dieselben mit dem eigenthümlichen Zauber des Schönen umgiebt? Die reinste menschliche Empfindung des Herzens wird in ihrer grössten Tiefe dargestellt. Sowol in „Der Braut von Korinth,“ als auch in „Gott und Bajadere“ ist Sagenhaftes enthalten: ein aus dem Grabe entstiegenes Mädchen, ein aus der Höhe herabgestiegener Gott; aber sie treten nicht als hohle Schemen, sondern als menschliche Wesen, begabt mit menschlichen Empfindungen uns entgegen. Wir leiden und freuen uns mit ihnen; ihre Seufzer und Thränen, ihre Liebesklagen und Freuden finden in unserm Herzen einen Wiederhall und rühren uns tief durch die ewig mächtige Kraft der Naturwahrheit. Damit verbindet sich die ächt menschliche, schöne Auffassung aller Verhältnisse, der humane Kern, der allen jenen Gedichten zu Grunde liegt. Mag der Fanatismus eifern, mag er die heiligsten Bande der Liebe zerreissen; mag eine pharisäerhafte sittliche Entrüstung die Sünderin verdammen: das ächte menschliche Herz trennt nicht und verdammt nicht. Die finstere Anschauung des Mittelalters ist vergangen; Christi hehrer Seelenadel hat mit seiner Liebe die unsrige geweckt: darum hassen wir nur die Verstellung, die Lüge; das wahre Gefühl ist uns heilig und schön selbst in der Brust der Sünderin, und das hehre Wort: Wahrlich, wahrlich, heute wirst

Du Sünder mit mir im Paradiese sein, klingt wieder in der warmen Empfindung, mit der wir die liebende Bajadere zum freiwilligen Flammentode begleiten.

Und dieser alte König in Thule mit seinem tief liebevollen Herzen, wer sollte ihn nicht lieben in seiner ächt menschlichen Schönheit? Ein Mann, den seine Stellung im Bewusstsein des Volkes auf eine so hohe Stufe stellt, dass selbst die Neuzeit den Heiligenschein, der sein Haupt umgiebt, nicht ganz hat verwischen können, tritt von seinem goldenen Throne unter uns, legt ab Krone und Purpurmantel und wird unsres Gleichen und doch zugleich mehr als wir: er wird veredelt und verklärt durch jenes Verhältniss, das die Erinnerung mit dem Gefühl für seine menschliche Schönheit stets mitklingen lässt. Und wie schön führt uns der Dichter dies Verhältniss mit wenig feinen Strichen zu Gemüthe.

„Er sass beim Königmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale,
Dort auf dem Schloss am Meer."

All' diese Macht und Herrlichkeit legt er ruhig nieder — er zählt seine Städt' im Reich, gönnt Alles seinem Erben — aber der Becher, an den sich das Schicksal seines ganzen Gemüthslebens knüpft, mag er Keinem geben; er ist ihm heiliger, als alle Schätze dieser Erde.

„Dort' stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut
Und warf den heilgen Becher
Hinunter in die Flut."

Nur wenig Züge; aber sie enthalten das treue Bild eines ganzen Lebens mit seinem treuen Lieben und Hoffen, mit seinen tiefsten Freuden und Schmerzen. Ein herrliches Bild, mit wunderbarer Plastik gezeichnet, in Form und Inhalt so vollendet, dass in dieser Verbindung von epischer Feinheit mit lyrischer Kraft und Tiefe wol kein anderes Kunstwerk ihm an die Seite gesetzt werden kann. Ergreift uns in der „Braut von Korinth," in „Gott und Bajadere" die mit ächt dichterischer Glut geschilderte Macht der Liebesleidenschaft, wie sie in den Kindern des Südens tobt, so ist es hier die durch Leiden geklärte Liebe, die Treue bis zum Tode, ja über Grab und Tod hinaus. Es ist unsre deutsche Liebe, die liebende Treue unseres deutschen

Gemüthes, die hier, hineingelegt in den Busen eines Königs, in ihrer Alles beherrschenden Macht und Schönheit vor unsre Seele tritt. Und mit welch vollendeter Kunst stellt der Dichter diese Liebe in ihrer ganzen Kraft und Tiefe vor unser inneres Auge! So schön dies Gefühl ist: du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas. In der Hand des Poetasters oder des geringern Dichters wird es gar leicht zum Zerrbild, zur schwächlichen, sentimentalen Fratze, die einem gesunden männlichen Geiste nur Widerwillen erregt. Das eine Wort: „Dort stand der alte Zecher, trank letzte Lebensglut“ vernichtet jeden Anklang an solche Empfindungen. Vor uns steht das Bild männlicher Kraft und gesunder Frische des Gemüths. Der herbste Schmerz des Lebens, der Verlust der treuen Geliebten hat ihn nicht gebeugt; seine Heldenkraft hat das wunde Herz dem Leben und seinen Forderungen nicht entzogen: der Schmerz um seine Liebe ist ihm heilig geworden, und treu hat er das Andenken bewahrt und getragen in dem Heiligthum seines Busens, in frischem, thatkräftigem Zusammenleben mit seinen Rittern, bis das Greisenalter und mit ihm die Scheidestunde naht. Da flammt die alte, heilige Liebe noch einmal auf. Sie ist die schönste Krone seines Lebens gewesen, sie bleibt auch sein letzter Gedanke. Der heilige Becher soll von profanen Lippen nicht entweiht werden: er wirft ihn hinunter in die Flut, und wie der letzte Schimmer in der Tiefe verschwindet, bricht sein treues Auge.

Alle „Romanzen und Balladen“ Schiller's sind vollendete Kunstwerke. Selbst den weniger fruchtbaren Inhalt weiss er in einer Weise darzustellen, dass wir gerührt und ergriffen werden. Es erscheint ganz unnöthig, diese Gedichte in Romanzen und Balladen zu scheiden. Sie sind sämmtlich ächte Kunstballaden, in denen sich die humane selbstbewusste Denk- und Empfindungsweise der gebildeten Neuzeit in dem Masse abspiegelt, wie in den Volksballaden die naive Denk- und Empfindungsweise der noch nicht gebildeten Vorzeit. So wie jene alten Balladen einst das ganze Volk begeisterten, rühren und erheben diese Meisterwerke unsres grossen Dichters jeden Gebildeten und entzücken das Herz durch den Zauber des Schönen. Sie sind so eigenartig, dass sie mit

andern füglich nicht verglichen werden können. Wollte man z. B. den Kunstwerth des „Tauchers“ gegen den der „Lenore“ abwägen, auf wessen Seite würde die Schale sinken? Wer von beiden Dichtern zeigt grössere Plastik, grösseres Feuer, grössere Formvollendung? Ergreift uns der Eine in dieser Weise, rührt uns der Andere ebenso tief in einer andern; versteht Bürger mit vollendeter Meisterschaft die sinnliche Kraft der Volkssprache zu handhaben, so behandelt Schiller die Sprache der Denker mit einer solchen Energie und Feinheit, dass er ihm wahrlich die Wage hält.

Alles, was von Schönheit, Güte und Grösse in der Brust des Menschen lebt, tritt uns liebevoll und innig, wahr und tief in jenen herrlichen Gedichten entgegen.

> Sie singen von Lenz und Liebe,
> Von sel'ger goldner Zeit,
> Von Freiheit, Männerwürde,
> Von Treu und Heiligkeit.
> Sie singen von allem Süssen,
> Das Menschenbrust durchbebt,
> Sie singen von allem Hohen,
> Was Menschenherz erhebt.

Der reinste, edelste Kern unsres deutschen Gemüthslebens ist in ihnen abgespiegelt: darum haben sie nach Goethe's Wort „Menschheitbezwingendes“ in sich. Darum entzücken sie so hoch die deutsche frische Jugend; und wer sein heiligstes Gefühl für das Grosse, Gute und Schöne in sein Mannesalter gerettet hat, muss und wird von ihnen ergriffen werden, so lange noch die Lebenskraft sein Herz durchströmt. Die Darstellung in Schiller's Balladen ist nicht dramatisch. Die Schilderung malt weniger lyrische Empfindungen, als Charactere und ihre Handlungen, das Ergebniss ihrer Gesinnungen. So stellt er uns im „Taucher“ den hochherzigen Jüngling dar, im „Kampf mit dem Drachen“ den hochherzigen wackern Ritter, im „Gang nach dem Eisenhammer“ den frommen sittlich reinen Fridolin, im „Graf von Habsburg“ den frommen König, den wahren Vertreter der „heiligen Macht der Königswürde.“ Selbstverständlich muss dabei das lyrische Element, die Darstellung der Empfindung, zurücktreten; aber durch die sittlichen oder tragischen Conflicte und deren Lösungen wird das Gemüth nicht minder ergriffen, als durch Goethe's sangbare Verse. Zum

Gesange sind Schiller's Balladen nicht geeignet; aber der Gesang ist bei ihm ersetzt durch den vollendeten Zauber der Sprache, die eine solche Kraft und Schönheit entfaltet, dass wir wahrhaft hingerissen werden.

Es würde zu weit führen, dies Alles an jedem einzelnen Stücke nachzuweisen; nehmen wir zu näherer Besprechung nur den „Taucher."

Die wirkliche Erzählung, welche Schiller dabei benutzt hat, redet von einem einfachen Fischer, der beim Tauchen nach einer goldenen Schüssel, die der König in's Meer warf, in der Tiefe seinen Tod fand. Ihn hat der Dichter in einen hochherzigen, edeln Jüngling umgewandelt, in dem sichern Gefühl, dass die Ballade nur in dieser Weise ergreifen könne. Der König schleudert einen goldenen Becher in die Flut und fragt nach dem Beherzten, der Willens sei, ihn aus der Tiefe zu holen. Wir fühlen sogleich, dass Gier nach schnödem Gewinn kein Beweggrund zu dieser That sein könne, sondern nur Kühnheit, Muth, Ehrgeiz: Eigenschaften, die in uns den Gedanken an eine ritterliche, heldenhafte Gestalt erregen.

> Doch die Ritter, die Knappen um ihn her
> Vernehmen's und schweigen still,
> Sehen hinab in das wilde Meer
> Und Keiner den Becher gewinnen will.

Durch die gesteigerte Spannung ist unser Verlangen nach dem kühnen Taucher mächtig rege geworden. Da tritt aus der Knappen zagendem Chor ein junger Edelknab, und nimmt durch seine Erscheinung unser herzlichstes Interesse gefangen. Es steht vor uns der muthige Jüngling, der Knabe aus edelm Geschlecht, mit dem unser Herz unwillkürlich Adel der Gesinnung zu verbinden geneigt ist. Was die Ritter, die erprobten Kämpen nicht wagen, will er, das junge Blut, unternehmen.

Indem der Dichter ihn an den Felsenhang treten lässt, nimmt er Gelegenheit, die prachtvolle unübertroffene Schilderung des Meeresstrudels folgen zu lassen. Aber wohlgemerkt: diese Schilderung ist dem Ganzen nur untergeordnet. Sie dient nur dazu, uns die grossen Gefahren, denen der Held entgegengeht, recht lebhaft vor Augen zu stellen und dadurch das Interesse für ihn zu erhöhen. Das geschieht in der That; denn

der „Schrei des Entsetzens," der rings gehört wird, als der kühne Schwimmer sich Gott befehlend vom Felsen springt, klingt auch in unserm Herzen wieder. Die prachtvolle Schilderung der bangen Scene, da es „stille wird über dem Wasserschlund, während aus der Tiefe das hohle Geheul der strudelnden Wasser heraufftönt," presst uns wahrhaft das Herz zusammen, so dass die Worte „hochherziger Jüngling, fahre wohl" recht wie aus unsrer Seele gesprochen sind. Um noch den Rest jedes Zweifels an der reinen Gesinnung des Jünglings zu tilgen, und hauptsächlich, um die Grösse der Kühnheit in ein recht helles Licht zu stellen, lässt der Dichter die Strophen folgen:

Und würfst Du die Krone selber hinein,
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.

Durch diese Worte und die darauf folgende Schilderung des Meeresstrudels wird unser Interesse auf's höchste gespannt. Mit sehnsüchtigem Verlangen blicken wir im Geiste auf die tosende Flut. Da endlich „hebt sich's schwanenweiss aus dem finster flutenden Schoss." Er ist's! Wir athmen auf, wir begrüssen mit ihm das himmlische Licht, wir rufen ebenso erfreut, wie die Ritter: Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle hat der Brave gerettet die lebende Seele! Wir treten mit in die jubelnde Schaar und führen ihn zum Könige.

Hier wirft der Dichter leise eine Ahnung des Kommenden in unsre Seele. Während der edle Jüngling in alter Ritter Weise seinem Könige knieend den Becher reicht, winkt der Letztere die liebliche Tochter herbei, dass sie den Becher mit funkelndem Weine fülle.

„Das Herrliche, Starke gehört zu dem Lieblichen, Schönen," dies alte Gesetz der menschlichen Empfindungsweise macht sich geltend. Sollte etwa eine stille Liebe den Jüngling zu der kühnen That getrieben haben? Doch noch hält uns der Dichter in Spannung durch die Schilderung dessen, was der Kühne in der grausigen Tiefe gesehen und erlebt hat. Auch hier ist die Schilderung nur untergeordnet. Sie soll uns die Grösse der Gefahr vollständig vor Augen führen, um den Helden inniger mit unserm Herzen zu verbinden und die tragischen Empfin-

dungen beim Ausgange zu verschärfen. Auch nicht der kleinste Vers darf weggelassen werden, ohne die Einheit des Ganzen zu zerstören.

Darnach wird die Handlung lebhafter. Der Conflict beginnt. Der König verlangt in frevelhafter Neugierde das Opfer des jungen Heldenlebens.

> Der Becher ist Dein
> Und diesen Ring noch bestimm ich Dir,
> Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
> Versuchst Du's noch einmal und bringst mir Kunde,
> Was Du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde.

Da bricht das Gefühl in dem Herzen der Jungfrau mächtig hervor. Sie fleht ihn an, das grausame Spiel zu enden; aber nicht aus allgemein menschlichen Gründen, sondern aus ächter Liebe zu dem Edeln. Mag ein Anderer untergehen, mögen „die Ritter den Knappen beschämen," nur er, der Geliebte ihres Herzens soll es nicht sein. Das alte ewige Gesetz der Liebe: Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, macht sich geltend und lässt uns sofort den wahren Sachverhalt erkennen. Doch der König schleudert den Becher in die Flut und der rücksichtslose Eigennutz seiner Begierde setzt selbst das Glück seiner Tochter auf's Spiel.

> Und schaffst Du den Becher mir wieder zur Stell,
> So sollst Du der trefflichste Ritter mir sein
> Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
> Die jetzt für Dich bittet mit zartem Erbarmen.

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt. Den Blick auf die erbleichende Geliebte gerichtet, stürzt er sich hinunter auf Leben und Sterben. Wir aber, auf's höchste ergriffen, starren ihm nach mit den eigenthümlichen schmerzlichen und zugleich erhebenden Gefühlen, denen wir den Namen tragische gegeben haben. Die Spannung hat den höchsten Grad erreicht. Der vierte Act der Tragödie ist geschlossen; es erfolgt der letzte und mit ihm das unglückliche Ende. —

Es ist leicht, in sämmtlichen Balladen unsres Schiller in ähnlicher Weise das Meisterhafte der Darstellung nachzuweisen. Möge dieser Versuch zu einem sorgfältigen Studium auch der kleinsten Kunstwerke unsrer ächten deutschen Dichter Anregung geben, damit man einsehen lerne, es könne von ihnen mit Wahrheit gesagt werden, was Luther von den Bibelsprüchen behauptet: „Es ist keins so klein, wenn man's klopft, das nicht einen güldenen Apfel gäbe."

Eydtkuhnen. A. Goerth.

Ben Jonson als Lustspieldichter.

(Ein Vortrag.)

Man hat das Zeitalter der Elisabeth mit Recht eine Zeit des Ueberganges aus dem Mittelalter in die Neuzeit genannt und die Eigenthümlichkeiten dieser und jener Periode in ihm nachgewiesen. Man fand in ihm noch in voller Kraft den abenteuerlichen Unternehmungsgeist des Mittelalters und seine Sehnsucht nach dem Fremden und Fernen, die jetzt in den gefahrvollen Wanderungen nach den neuentdeckten Welttheilen eine viel nützlichere Bethätigung fand als früher in den grossen Unternehmungen des Mittelalters; man fand noch jenen ritterlichen Geist, der auf der einen Seite in den patriotischen Anstrengungen gegen den mächtigen Landesfeind seine glänzendste Entfaltung zeigte und der auf der andern Seite, ins Komische und Verzerrte herabsinkend, jene lächerlichen Ehrenhändel, jene affectirten Hofleute und phantastischen Missgeburten hungerleidender Renommisten erzeugte, die in den Lustspielen der Zeit eine so ergötzliche Rolle spielen. Man brachte aus der alten Zeit ihre wunderbaren Sagen und Märchen, die man noch lieben und in ihrem ganzen Zauber empfinden konnte, man erbte zugleich aber auch den ganzen Aberglauben der Vergangenheit und in seinem Gefolge natürlich ein Heer von Gaunern. So gewann die ernste wie die heitere Poesie aus den Resten des Alten einen reichlichen Stoff.

In jene ehrwürdigen Hallen aber, in jene dunklen Grotten und Laubgewölbe, welche die Phantasie des Mittelalters geschaffen und mit geisterhaften Wesen bevölkert hatte, schien auf

einmal die Morgensonne einer neuen Zeit hinein, und noch einmal glänzte Alles auf in nie gesehner Pracht, bis das neue Licht den Zauber selbst zerstörte und der Mensch ernüchtert von dem Alten sich abwandte oder es niederschlug, um neue Pflanzungen unter der neuen Sonne anzulegen. Denn gegenüber dem Alten stellte sich jetzt der aufklärende Einfluss der neuen Zeit. Die unter Elisabeth sich ruhig vollziehende Reformation, die das Volk nach langen Aengsten freudig aufathmen liess, die schnell sich verbreitende Kenntniss des Alterthums eröffneten dem Verstande neue Gebiete, stärkten ihn und erfüllten ihn mit stolzerem Selbstgefühl, so dass die Literatur der Zeit mit einem Aufwande von Phantasie, wie er schwerlich sonst zu finden ist, eine Freiheit, Kraft und Schärfe der Reflexion vereint, durch die sie uns, den Kindern einer reflectirenden Zeit, besonders nahe gerückt wird. Man findet in ihr die jugendliche Fröhlichkeit, den ganzen Uebermuth eines Volkes, das eben erst die Freiheit erlangt hat, und eine verwegene burschikose Genialität, die vor keinem Bilde, keinem Ausdruck zurückschreckt und oft das Ausserordentliche und Ungeheuerliche mit Vorliebe wählt, bei aller Ungezwungenheit aber und Rohheit zu dem Schlusse auf Sittenverderbniss noch keineswegs berechtigt.

Eine jede der Richtungen, welche der vorhandene Ideenvorrath den Geistern geben musste, hat ihren Vertreter in der Dichtkunst. Spenser versenkte sich ganz in die Romantik des Mittelalters, Ben Jonson ist der reflectirende Geist der Neuzeit und Shakspeare die glückliche Verbindung beider. Ich habe dabei, was Ben Jonson anbelangt, freilich nur seine Lustspiele vor Augen, auf welche ich mich auch in den wenigen Betrachtungen, die ich mir erlauben will Ihnen vorzutragen, beschränken muss. Denn seine Lustspiele sind so weit entfernt von aller Romantik, dass gerade diese in ihnen oft der Gegenstand der Satire und die Zielscheibe des Witzes ist.

Die Hauptstärke Ben Jonson's besteht nämlich in der Darstellung dessen, was der Engländer humours, Humore, nennt, d. h. wie er selbst einmal erklärt, in der Zeichnung eigenthümlicher Züge und Gebrechen, welche, bis zum Uebermass entwickelt, den ganzen Menschen zu einer lächerlichen und excen-

trischen Person machen. Diese Characterzüge aber sind zum grossen Theile die krankhaften Auswüchse jenes romantischen, abenteuerlichen Rittergeistes, auf den ich bereits hingewiesen, der sich aber hier in Gestalten verkriecht, die weder den Muth, noch den Verstand, noch die äusseren Mittel haben, ihn anders zu bethätigen als durch Erlügen und lächerliches Uebertreiben alles dessen, was wirklich einen Helden machen würde. Schon in seinem ersten Lustspiele Every man in his humour, Jedermann in seiner Laune, das 1598 in der zweiten Bearbeitung zum ersten Male aufgeführt wurde, hat Ben Jonson im Captain Bobadill eine Figur dieser Art gezeichnet, der ich keine andre derselben Gattung in all seinen späteren Stücken an die Seite stelle. Dieser Capt. Bobadill ist ein feiner und feierlicher gentleman und soldier zugleich, der alle Kriege der Welt in den letzten zwanzig Jahren mitgemacht und unerhörte Thaten ausgeführt haben will, der in keinem andern Elemente lebt als in der Kunst des Krieges und des Fechtens und fortwährend mit spanischen Kunstausdrücken um sich wirft, die kein Christenmensch verstehen kann, Alles mit mannigfachen und sehr gewählten Schwüren bekräftigt, wie „bei dem Leibe Cäsar's, bei Pharao's Fuss,“ oder mit dem für ihn characteristischen: „as I am a gentleman and a soldier,“ der aber trotz seines grossartigen Auftretens arm ist wie eine Kirchenmaus, in einem kleinen Gässchen bei Cob, dem Wasserträger, wohnt, kein Bett in seinem Zimmer, keinen Penny in der Tasche hat, sein einziges Paar Strümpfe versetzen, von seiner Wirthin Frau Tib ein Hemd borgen muss, um das seinige waschen zu lassen und sich glücklich schätzt, wenn er zum Frühstück ein Bündel Radieschen und eine Pfeife Taback auftreiben kann. Bei all diesem Elend aber bewahrt er einen so cavaliermässigen Anstand in seinem Benehmen, eine so ausgesuchte Feinheit der Rede, dass man ihn unwillkürlich fast lieb gewinnt, ihm schon entgegenlacht, sobald er auftritt und ihn fast bedauert, als er Prügel bekommt und nicht den Muth hat, den Degen zu ziehn.

Ihm sehr verwandt, nur aus etwas gröberem Stoffe ist im Poëtaster vom Jahre 1601 der Capt. Tucca, der nie Geld hat, alle Welt anpumpt, in lärmender Gemüthlichkeit Jeden mit verrückter Kerl, Schuft, Hallunke anredet und kein wahres Wort

spricht, ein lächerlicher Feigling in Gestalt eines polternden Säbelrasslers. So könnte man von jener komisch-feierlichen Erscheinung Bobadill's an eine ganze Reihe ähnlicher Renommisten in absteigender Linie aufstellen bis hinab zu den gemeinen Raufbolden in der Bartholomäus-Messe, den sogenannten vapours (deutsch etwa Blechschläger), die im Bordelle zechen und sich balgen. Seine Fertigkeit, über einen und denselben Grundcharacter alle möglichen Variationen zu machen, ist in der That erstaunlich.

Der beschriebenen Art von Humoristen steht eine andere Gruppe sehr nahe, nämlich die der Gecken, deren Zahl fast eben so gross ist und unter denen bisweilen die kleinen Nebenrollen die possirlichsten sind, wie z. B. Master Stephen in Every man in his humour, der auch gern den feinen gentleman der Stadt spielen möchte, deshalb dem Capt. Bobadill mit grosser Mühe nachahmt, es aber nicht weiter bringt, als dass er dessen Flüche auswendig lernt und sie immer alle auf einmal am unrechten Platze herauspoltert. Zu derselben Familie gehört Bartholomew Cokes in der Bartholomäus-Messe, ein unbeschreiblich alberner Landjunker, der mit seiner Braut und seinem Diener auf die Messe kommt. Bei dem Anblick all der schönen Sachen verliert er völlig den Kopf, will Alles kaufen, was er sieht, belädt seinen Diener mit Steckenpferden, Trommeln, Geigen und allem möglichen Spielzeug, nimmt einem Bänkelsänger all seine Lieder ab, kauft schliesslich einen ganzen Pfefferkuchenkram, lässt sich aber darüber sein Silber, sein Gold, Hut, Mantel, Degen und am Ende gar seine Braut stehlen. Eine ganze Sammlung von Gecken männlichen und weiblichen Geschlechts — denn die Damen werden keineswegs geschont — enthält das Stück Cynthia's Revels aus dem Jahre 1600, in welchem die Hofleute sich gegenseitig an Abgeschmacktheiten überbieten und schliesslich einen Wettstreit veranstalten „at the four, the choice and most cunning weapons of court-complement, viz. the bare Accost, the better Reguard, the solemne Adresse and the perfect Close." Wahrscheinlich haben dem Dichter Etiquettenbücher vorgelegen, auf die ja auch Shakspeare gelegentlich anspielt. Nur noch einen Character der Art will ich erwähnen, den städtischen Geck aus the Devil is an ass, Namens Fitz Dotterell,

der dem Liebhaber seiner Frau eine viertelstündige Unterredung mit ihr gewährt, um dafür von jenem einen neuen Mantel zu bekommen; denn Fitz Dott. trägt alle Tage neue Kleider, läuft alle Versammlungen und Gesellschaften darin ab, die es in der Stadt gibt, so dass er immer unbändig viel zu thun hat, und erscheint jeden Abend im Theater vorn auf den ersten Bänken der Bühne, wo er in jeder Pause aufsteht und sich umsieht, damit die Damen ihn bemerken und fragen, „wer mag das wohl sein?"

Ich will an der dritten Gruppe, den Gaunern und Projectenmachern rasch vorübereilen. Die wundervollen Figuren aus dem Alchimisten, Face, Subtle und die würdige Haushälterin Dol sind Ihnen gewiss bekannt, zumal da der Alchimist von Baudissin übersetzt worden ist. Kurz erwähnt sei nur aus Volpone oder the Fox ein Projectenmacher Sir Politick Wouldbe, der von seiner politischen Weisheit und Wichtigkeit eine ungeheure Idee hat, hinter dem Geschrei eines Quacksalbers staatsmännische Intrigue wittert und sich mit allerlei Plänen trägt, mit denen er sich um Venedig, wo er sich gerade aufhält, verdient machen will. So. z. B. will er die kleinen Zündholzbüchsen, die Jeder bei sich trägt, abschaffen, weil Einer damit das Zeughaus in Brand stecken könnte, und statt derselben so grosse Zündholzkasten einführen, dass sie Niemand in der Tasche tragen kann; ferner, um die langweilige Quarantäne aufzuheben, welche die Leute 30 bis 40 Tage an das Lazareth fesselt, will er, dass jedes ankommende Schiff erstens zwischen zwei Mauern gestellt werde, die der Staat zu bauen hat; dann spannt er über die eine ein Theertuch, das mit Zwiebeln bedeckt ist, und bringt an der andern eine Menge Blasebälge an, die durch ein Wasserwerk in Bewegung erhalten werden und die Luft fortwährend über das Schiff auf die Zwiebeln blasen sollen; falls nun Pestkranke im Schiffe sind, werden die Zwiebeln sofort die Farbe wechseln; wenn nicht, wird die Quarantäne gespart sein. — Aehnlich sind die Pläne, welche der andere Projectenmacher in in the Devil is an ass zu Tage fördert. Doch genug hiervon.

Die Puritaner, welche mir nun noch als die vielleicht interessanteste Klasse humoristischer Charactere übrig bleiben, will ich Ihnen hernach persönlich vorstellen, wenn Sie mir ge-

statten wollen, Ihnen zwei Scenen aus der Bartholomäus-Messe vorzulesen, die ich zu diesem Zwecke übersetzt habe.

Aus diesen wenigen und unvollständigen Charactergruppen, die ich Ihnen hier vorgeführt habe, können Sie schon ersehen, wie gross die Welt- und Menschenkenntniss und wie reich die Phantasie des Dichters sein musste, um uns eine so reichhaltige Sammlung humoristischer Gestalten zu hinterlassen.

Sie erkennen aber neben der Grösse seines Talentes auch die Gefahr, welche ein solches Talent unvermeidlich mit sich bringen musste. Denn wie leicht konnte es nicht geschehn, dass diese äusseren Eigenschaften, diese belustigenden Verkehrtheiten der Personen zur Hauptsache der Zeichnung wurden und darüber der eigentliche Character allzusehr zurücktrat? ja wie nahe lag es nicht, statt allen Characters, der ja doch am Ende bei der Aufführung nicht gebührend gewürdigt wird, überhaupt nur einen einzigen Zug, der des Effectes gewiss ist, zu zeichnen, nur das Aeussere darzustellen und so das Accidentelle zu dem Wesentlichen zu machen? Ben Jonson hat diese Gefahr nicht vermieden, oder genauer: er hat sie nur in seinem ersten Lustspiele vermieden, in Every man in his humour. Hier halten sich alle Charactere in den Grenzen des Menschlichen, alle Hauptpersonen erregen unsere Sympathie, und selbst der strengste Moralist muss von der poëtischen Gerechtigkeit am Schlusse des Stückes befriedigt werden. Die heiteren jungen Leute Ed. Knowell und Wellbred, die sich über Bobadill und den Dichterling Matthew, der seine Verse überall zusammenstiehlt, lustig machen, der etwas philisterhafte aber gutmüthige und ehrenwerthe Kaufmann Kitely, der auf seine schöne Frau eifersüchtig wird, nicht ganz ohne Grund trotz ihrer Unschuld, der äusserst drollige Wasserträger Cob mit seiner würdigen Ehehälfte Tib, die ihren Chambregarnisten Bobadill in ihr Herz geschlossen hat und vor Allem der unübertreffliche Justice Clement, der im 5. Acte wie ein König regiert, der jovialste und liebenswürdigste Richter, den es je gegeben, sie machen, wie mir scheint, das Erstlingswerk B. Jonson's zu einer der besten Comödien, welche die englische Literatur aufzuweisen hat. Von nun an änderte sich allmählich seine Art zu characterisiren und bildete sich zu der eigenthümlichen Manier, deren Vorstellung bei uns

jetzt mit dem Namen B. Jonson unzertrennlich verschmolzen ist. Sei es, dass seine in der That sehr traurige und wüste Jugend, die trüben Erfahrungen, die er gemacht, der Neid und die Missgunst, die er gefunden, seine Stimmung schon jetzt zu verbittern anfingen, sei es auch, dass der Erfolg des Capt. Bobadill ihn zu dieser Art der Satire vielleicht zu sehr verleitete: der Zweck, durch seine Schauspiele zu belehren, die Verkehrtheiten der Menschen zu geisseln, tritt immer stärker hervor; und in allen Prologen spricht er es aus, dass es nicht seine Absicht sei, die Wangen seiner Hörer roth zu machen durch Gelächter, sondern ihrem Verstande Nahrung zu geben und sittliche Besserung zu bewirken. Wenn er daher bisweilen geradezu hässliche Charactere darstellte, so geschah es nicht aus Ungeschick, sondern weil er das Laster in seiner abschreckenden Gestalt zeigen wollte. Wir brauchen nur einen flüchtigen Blick auf eines seiner grossartigsten Lustspiele Volpone oder the Fox — es wird von Vielen für das Beste gehalten — zu werfen, um seine veränderte oder nun erst entwickelte Manier und die weiteren Uebelstände, die mit ihr verbunden sind, zu erkennen.

Volpone, ein reicher Wollüstling in Venedig, steht in dem Rufe, todkrank zu sein. Seine Bekannten besuchen ihn, bringen ihm reichliche Geschenke, und ein Jeder hofft, der Universalerbe zu werden und zwar in kurzer Zeit; denn Volpone empfängt sie stets auf seinem Lehnstuhl scheinbar gelähmt und verkrüppelt daliegend, und scheint jeden Augenblick den Rest seines Lebens aushusten zu wollen. Da erscheint zuerst der geldgierige Advocat Voltore mit einer silbernen Schüssel. Als er davon gegangen, im Geiste schon der glückliche Erbe, tritt Corbaccio auf, ein triefäugiger und schwerhöriger Greis, die grässlichste Carricatur der Habsucht, die man sich denken kann, der seinen einzigen Sohn enterben will, um desto sicherer Volpone's Erbe zu werden. Als Dritter zeigt sich der Kaufmann Corvino, würdig der letzte zu sein; er hat keinen Sohn zu enterben, — aber seine junge, tugendhafte Frau will er prostituiren, schleppt er mit Gewalt in des Betrügers Gemach und überlässt sie dort ihrem Schicksale. Sie wird gerettet von Benario, Corbaccio's Sohn. Nun kommt die Reihe an Voltore,

den Advocaten, das Meisterstück der Scheusslichkeit zu thun. Mit unglaublicher Gewandtheit und einem wunderbaren Aufwand von Beredtsamkeit klagt er vor Gericht Benario und Celia, Corvino's Gemahlin, der Unzucht an und beschuldigt ersteren noch des Mordversuchs an Volpone und dessen Parasiten Mosca. Schon sollen die Unschuldigen verurtheilt werden, da zerreissen die beiden Gauner, die sich nun gegenseitig betrügen wollen, selbst das Lügengewebe und verfallen dem Arme der Gerechtigkeit. Neben dieser Hauptfabel und nur sehr lose mit ihr verknüpft, steht noch als erheiterndes Beiwerk der oben schon beschriebene Politick Wouldbe mit seiner Frau, einem unerträglich geschwätzigen Blaustrumpf. Dies sind alle Hauptpersonen des Stückes. —

Coleridge macht dazu die Bemerkuug, es wäre leicht gewesen, aus dem Volpone eine vorzügliche Comödie zu machen, wenn man nur Celia und Benario, die nur wenige Worte sagen, eine grössere Rolle eingeräumt hätte. Nichts kann richtiger sein.

Die Manier des Dichters, die hier ihre Vollkommenheit erreicht, ist tadelnswerth in zweierlei Beziehungen.

Betrachten wir die Hauptpersonen im Fox, so sehen wir, dass ein Characterzug mit rücksichtsloser Consequenz bis an die Grenze des Möglichen durchgeführt und mit den verwegensten Linien gezeichnet ist, dass in diesem einen Zuge aber auch der ganze Character besteht. Dies würde indess schwerlich als ein Fehler empfunden werden, ja man würde sich vielleicht glücklich schätzen, einen solchen Virtuosen in der Darstellung menschlicher Verkehrtheiten zu besitzen, wenn nicht noch ein Zweites hinzukäme, wodurch die erwähnte Eigenthümlichkeit des Dichters erst als ein Mangel fühlbar wird. Es sind nämlich hier im Fox, wie im Alchimisten, in Every man out of his Humour, in Bartholomew Fair alle Hauptpersonen verkehrte Menschen; die Betrüger und die Habsüchtigen sind ebenso verabscheuungswürdig, als Sir Politick Wouldbe mit seinen eiteln Einbildungen und seine Frau mit ihrer Gelehrsamkeit und Geschwätzigkeit lächerlich sind. Seine Charactere sind nicht die wohlthuenden Gestalten, in denen wir uns selbst wiedererkennen, die unser Mitgefühl erregen: sie sind interessant, aber nicht ergreifend; sie fesseln den Verstand, aber lassen

unser Herz kalt. Es fehlt ihnen gegenüber durchaus an dem nothwendigen Gegengewichte vernünftiger und moralischer Charactere, die uns über den peinlichen Eindruck all jener Verkehrtheiten hinweghelfen und unsere Achtung vor der Menschheit aufrecht erhalten; denn die wenigen vernünftigen Personen, denen man begegnet, stehn meist so sehr im Hintergrunde, sie sind so wenig ausgeführt, dass sie kaum unsre Aufmerksamkeit erregen. Ich habe schon gesagt, B. Jonson wollte dies nicht anders. Denn seine Lustspiele sind nicht der Ausfluss augenblicklicher Begeisterung, nicht das leicht hingeworfene Erzeugniss eines überströmenden Genies: sie sind eine mühevolle, gewissenhafte Arbeit, aber die Arbeit eines Meisters, der seine Kunst gelernt und über reiche Hülfsmittel zu verfügen hat. Gelehrsamkeit, Kenntniss der Welt und der Menschen bis in die untersten Schichten hinab, eine scharfe Beobachtungsgabe und eine wunderbare Leichtigkeit in Auffassung aller Schwächen und Lächerlichkeiten, ein mächtiger und origineller Humor, eine Schärfe und Energie des Gedankens, die ihn zwar selten erhaben, oft aber grossartig oder anmuthig erscheinen lässt, — dies sind die Eigenschaften, durch die er seinen Vorbildern, den grossen Meistern des antiken Dramas, Ehre macht.

Jene Ausstellungen, deren ich erwähnte, beziehen sich allerdings auf unläugbare Mängel, — und sie sind wohl auch die Ursache, weshalb er seine Popularität so schnell eingebüsst hat; — aber wie könnte man sie ihm hoch anrechnen, wenn man überlegt, aus welchem Zustande und zu welcher Höhe er das Lustspiel mit Shakespeare zugleich gehoben hat. War doch das Schauspiel vor ihm nicht viel mehr als eine Dramatisirung von gegebenen Stoffen, sei es von Novellen oder Abschnitten aus Chroniken. Ben Jonson, der mit der Bühne der Alten vertraut war, konnte an so unregelmässigen und planlosen Arbeiten keinen Gefallen finden und bildete sich selbständig eine Theorie des Dramas, welche die strenge Regelmässigkeit des antiken Schauspiels mit den Anforderungen, welche der Geschmack seiner Zeit an die dramatische Kunst stellte, zu vereinigen suchte. Es herrscht bei ihm die strengste Einheit der Handlung, Alles richtet sich auf ein Ziel und schliesst sich an eine Hauptbegebenheit mit Nothwendigkeit an. Ein sorgfältig

durchdachter Plan liegt Allem, was er geschrieben, zu Grunde; alle Ereignisse sind so geschickt vorbereitet, dass die überraschendsten natürlich scheinen. Die Einheit des Ortes war eine Forderung, auf die man bei der damaligen Einrichtung der Bühne schwerlich verfallen konnte; aber die Einheit der Zeit beobachtet er dafür in einem Grade, dass die dargestellten Begebenheiten in der Wirklichkeit kaum mehr Zeit einnehmen würden, als sie zu ihrer Aufführung auf der Bühne bedürfen. Wenn Sie sich nun vorstellen, wie in diesem Rahmen eine Menge jener Gestalten mit ihren zündenden Worten, ihren scharfen Zügen, kühnen Stellungen und abenteuerlichen Kleidungen wie eine Schaar von Tollhäuslern sich mit unvergleichlicher Lebendigkeit auf der Bühne durcheinander bewegt, in die drolligsten Zusammenstellungen und spannendsten Situationen gebracht wird und wie sie alle immer vollständiger, immer krasser ihre Verkehrtheiten aufdecken müssen, so werden Sie Sich einen Begriff machen können von dem gewaltigen Eindrucke, den Jonson's Schauspiele im Theater hervorbringen mussten, und werden es natürlich finden, wenn er als ein Nebenbuhler Shakspeare's betrachtet wurde zu einer Zeit, wo man beider Werke noch nicht gedruckt in Händen hatte und sie noch nicht im Studierzimmer mit einander vergleichen konnte. Dass Baudissin's Versuch, ihn in Deutschland bekannt zu machen durch seine Uebersetzung des Alchimisten und des dummen Teufels, missglückt ist, scheint mir namentlich an der Wahl der Stücke zu liegen, von denen das letztere schon zu den weniger bedeutenden gehört und es zu sehr mit specifisch englischen Verhältnissen zu thun hat, während der Alchimist mit einer pedantischen Gelehrsamkeit überladen ist, die selbst in damaliger Zeit nur wenigen Eingeweihten verständlich sein konnte. Eine freie und geschickte Bearbeitung von Every man in his humour oder vom Volpone würde dagegen noch jetzt auf der Bühne sich ebenso leicht darstellen lassen, als zum Beispiel die Comödie der Irrungen oder die Bezähmung der Widerspänstigen.

Aus Bartholomew-Fair.

Act. III. Sc. 1.

Zeal-of-the-Land-Busy, *Suitor to* Dame Purecraft, *a Banbury Man.* *
Winwife, *his rival, a Gentleman.*
Tom Quarlous, *companion to* Winwife, *a Gamester.*
Bartholomew Cokes, *an Esquire of Harrow.*
Lanthorn Leatherhead, *a Hobby-Horse-Seller.*
Mooncalf, *tapster to* Ursula.
Daniel Jordan Knockem, *a Horse-Courser and a Ranger of Turnbull.*
Captain Whit, *a Bawd.*
Bristle } *Watchmen.*
Haggise }
John Littlewit, *a Proctor.*
Win-the-Fight Littlewit, *his wife.*
Dame Purecraft, *her Mother and a Widow.*
Joan Trash, *a Gingerbread-Woman.*
Ursula, *a Pig-Woman.*

Rabbi Busy, Dame Purcraft, John Littlewit und Mrs. Littlewit gehn auf die Messe, um Schweinebraten zu essen.

Busy. So, geht mitten auf dem Wege, geradeaus, wendet euch weder zur Rechten noch zur Linken; lasset eure Augen nicht beiseite gekehret werden durch Eitelkeit, noch eure Ohren durch Lärmen.

Quarlous. O, ich kenne ihn an seiner Tonart.

Leatherhead. Was braucht Ihr, was kauft Ihr, Frauchen? ein schönes Steckenpferd für euren Sohn, damit er ein Ritter wird? eine Trommel, damit er Soldat wird? eine Geige, damit er Nachtschwärmer wird? Was braucht Ihr? kleine Hunde für Eure Töchter? oder kleine Kinder? männlich oder weiblich?

Busy. Blicket nicht hin zu ihnen, höret sie nicht; die Stätte ist Schmiedsfeld oder das Feld der Schmiede, der Lustgarten der Steckenpferde und der Spielsachen; die Waaren sind die Waaren des Teufels und die ganze Messe ist der Kramladen des Satans: es sind Haken und Köder, ja Köder sind es, die ausgehänget sind an jeder Seite, Euch zu fangen und Euch festzuhalten, gleichsam bei den Kiemen und den Nasenlöchern, wie der Fischer thut; daher sollt Ihr nicht blicken nach ihnen noch Euch zu ihnen kehren. — Der heidnische Mann konnte seine Ohren mit Wachs verstopfen gegen die Hure des Sees; thut Ihr desgleichen mit Euern Fingern gegen das Glöcklein des Thieres.

Winwife. Was der für Funken sprüht!

Quarl. O, er hat sie von seinem Ofen; ein bekannter, hitz-

* Banbury man = Puritaner, weil diese in Banbury besonders zahlreich waren.

köpfiger Bäcker war es, als er noch den Brodschieber schwang; jetzt führt er seine Heerde auf die Messe.

Winwife. Oder treibt sie vielmehr in die Hürden, denn er erlaubt ihnen nicht, sich das Geringste anzusehn.

Knockem und Whit kommen aus Ursula's Bude.

Knock. Meine Damen, der Tag ist heiss, wohin geht Ihr? Seid auf Eure schönen Sammetmützen bedacht, die Messe ist staubig. Kommt in eine hübsche reizende Bude mit Laubwerk hier am Wege und kühlt Euch im Schatten ab mit Euren Freunden. Das beste Ferkel und Flaschenbier auf der Messe, Herr. Die alte Ursula ist die Köchin, dort könnt Ihr lesen (zeigt nach dem Schilde, einem Ferkelkopfe mit einer Schrift darunter), des Ferkels Kopf spricht es. Die arme Seele, sie hat den Spath gehabt, den Maryhinchko, aber sie ist wieder ziemlich gesund.

Whit. A bildscheenes Schauferkel, kudes Frauchen, mit sisser Tunke und 's prasselt wie Lorbeerblätter im Feuer; guck, sollst noch die reene Seite vom Tischtuch haben und 's Glas sull mit spiegelklarem Wasser ausgespielt werden.

Little (die Schrift ansehend). Das ist wirklich hübsch. „Hier sind zu haben die besten Ferkel und sie brät sie so gut, wie sie immer thut," sagt des Ferkels Kopf.

Knock. Köstlich, köstlich, Frauchen, mit Feuer von Wachholder und Rosmarinzweigen! Das ist das Orakel des Ferkelkopfs, Herr.

Purecraft. Mein Sohn, wurdest Du nicht gewarnt vor der Eitelkeit des Auges? Hast Du so bald vergessen die heilsame Ermahnung?

Lit. Aber, gute Mutter, wie sollen wir ein Ferkel finden, wenn wir uns nicht danach umsehn? Denkst Du etwa, es wird von dem Bratspiesse weg uns in den Mund laufen, wie im Schlaraffenlande, und schreien Uie, Uie?

Busy. Nein, aber Eure Mutter, weise und fromm, ist des Glaubens, es könne sich auf andre Weise dem Sinne darbieten, als durch den Dampf, wie es hier an dieser Stätte zu geschehen scheint, huh, huh, ja, es ist so. (Er schnüffelt danach wie ein Hund.) Und es wäre eine Sünde der Verstockung, grosser Verstockung, hoher und schrecklicher Verstockung, zurückzuweisen oder zu widerstehen dem guten Kitzel des hungernden Sinnes, welches ist der Geruch. Darum seid getrost — huh, huh, huh — folget dem Geruche: tretet ein in die Hütten der Unreinen für dieses Mal und befriedigt Eures Weibes Schwachheit. Ja, Euer schwaches Weib möge befriediget werden.

Lit. Komm, Win, ebenso gut hier als weiter gehn und Nichts zu sehn.

Busy. Wir entgehen um so mehr den andern Eitelkeiten, je früher wir hier eintreten.

Pure. Das ist eine erbauliche Betrachtung.

Mrs. Lit. Es ist doch dumm, dass wir auf die Messe kommen und Nichts ansehn sollen.

Lit. Win, hab Geduld, Win, gleich will ich Dir mehr sagen.

Littlewit, Mrs. Littlewit, Busy und Purecraft ab in die Bude.

Knock. Mondkalb, bediene sie drin; das beste Ferkel in der Bude, ein Ferkel wie ein Schwein so gross. Das ist Banbury-Blut, von der echten Race und kommt hier auf die Ferkeljagd.

Busy (hinter der Scene). Ein Ferkel bereitet sogleich, lasset ein Ferkel für uns bereitet werden.

* * *

Knockem und Busy herauskommend.

Knock. Herr, ich will Eurem Rathe folgen und mein Haar beschneiden: ich sehe wohl, Taback und Flaschenbier und Schweinefleisch und Whit, und Ursula selbst, Alles ist eitel.

Busy. Nur Schweinefleisch war nicht begriffen in meiner Ermahnung, wohl aber das Uebrige: denn langes Haar ist eine Fahne des Stolzes, ein Banner; und die Welt ist voll von jenen Bannern, sehr voll von Bannern. Und Flaschenbier ist ein Getränk des Satans, ein Tischgetränk des Satans, erfunden, um uns aufzublähen und uns schwellen zu machen in dieser letzten Zeit der Eitelkeit, wie der Rauch des Tabacks, um uns zu halten in Nebel und Irrthum; aber das fleischliche Weib, so Ihr Ursula nennet, ist über Alles zu meiden, sintemalen sie an sich trägt die Zeichen der drei Feinde des Menschen; die Welt, dieweil sie auf der Messe ist, den Teufel, dieweil sie am Feuer ist, und das Fleisch, dieweil sie es selbst ist.

Mrs. Purecraft zu den Vorigen.

Pure. Bruder Eifer des Lands! Was sollen wir thun? meine Tochter Win hat wieder ihren Anfall von Sehnsucht.

Busy. Nach noch mehr Ferkelbraten? 's ist wohl keiner mehr da?

Pure. Nein, in der Messe sich etwas umzusehn.

Busy. Schwester, lass sie eilig fliehn die Unsauberkeit des Platzes, auf dass sie nicht beflecket werde von seinem Peche. Du bist der Wohnsitz des Thieres, o Schmiedsfeld, und ich will Dich verlassen! Götzendienst schauet allenthalben hervor aus dir. (Er tritt vor.)

Knock. Ein rechter Erzheuchler! Nun sein Bauch voll ist, fängt er an zu wiehern und auszuschlagen, der alte Hengst. Ich will hinein und Ursula erzählen, wie ihr Ferkel wirkt; zwei und ein halbes ass er ganz allein und einen Eimervoll hat er getrunken. Er isst mit seinen Augen so gut wie mit seinen Zähnen. (Ab)

Leather. Was ist gefällig, Herrn? Was kauft Ihr? Klappern, Trommeln, Puppen —

Busy. Schweig, mit Deinen apokryphischen Waaren, Du unsaubrer Zöllner; Deinen Glocken, Deinen Drachen und Tobiashunden. Dein Steckenpferd ist ein Götze, ja ein Götze ist es, ein greulicher und stinkender Götze; und Du, der Nebukadnezar, der stolze Nebukadnezar von der Messe, der Du ihn aufstellst für die Kinder, damit sie niederfallen und ihn anbeten.

Leath. Verzeihung, Herr; wollt Ihr eine Geige kaufen, Euer Geschrei zu begleiten?

Littlewit und seine Frau zu den Vorigen.

Littl. Sieh nur, Win, sieh nur in Gottes Namen und still Dein Verlangen. Hier ist Schönes zu sehn.

Pure. Ja, Kind, so Du es hassest, wie unser Bruder Eifer thut, magst Du es ansehn.

Leath. Oder was meint Ihr zu einer Trommel, Herr?

Busy. Es ist der geborstene Bauch des Thieres, und die Blasebälge sie sind seine Lungen, und diese Pfeifen sind seine Kehle, jene Federn sind aus seinem Schweife, und Deine Klappern das Knirschen seiner Zähne.

Trash. Und, bitte, was ist denn mein Pfefferkuchen?

Busy. Die Nahrung, mit der es sich mästet. Fort von hinnen mit Deinem Korbe von Päpsterei, Deinem Neste von Bildern und der ganzen Legende von Zuckergebäck.

Leath. Herr, wenn Ihr Euch nicht sogleich still verhaltet, so lass ich Euch bei den Fersen packen* wegen Störung der Messe.

Busy. Die Sünde der Messe ist mir ein Aergerniss, ich kann nicht schweigen.

Pure. Lieber Bruder Eifer!

Leath. Herr, glaubt mir nur, ich will Euch schweigen lehren.

Lit. (beiseite). Ich gebe einen Schilling drum, wenn Ihr's könnt, wahrhaftig.

Leath. Her mit dem Schilling, Herr! ich will Euch meine Bude geben, thu' ich's nicht: und mittlerweile lass' ich sie Euch zum Pfande. (Ab.)

Busy (zu Pure.) Hindre mich nicht, Weib. Ich wurde bewegt im Geiste, hier zu sein an diesem Tage, auf dieser Messe, dieser abgöttischen päpstischen Popanzmesse, zu zeugen gegen die Missbräuche derselben, die faulen Missbräuche derselben im Hinblick auf die betrübten Heiligen, welche bestürzt sind, sehr bestürzt sind, über die Maassen bestürzt sind, dass sich wieder aufthut der Markt Babylons und die Päpsterei hereinschauet aus den Kramläden hier, hier auf den offenen Plätzen. Seht Ihr nicht Goldlöckchen, die purpurne Metze, dort, in ihrem gelben Kleide und grünen Aermeln? die gottlosen Pfeifen, die

* d. h. in den Stock legen.

klingelnden Handpauken? einen Kram von Reliquien? (Will nach den Spielsachen greifen.)

Lit. Zurück, ich bitt' Euch, sie sind mir anvertraut.

Busy. Und dieser götzendienerische Hain von Bildnissen, dieser Korb voll Götzen, die ich niederreisse — (Wirft den Pfefferkuchenkorb um.)

Trash. Ach meine Waare! meine Waare! Gott erbarme sich!

Busy. In meinem Eifer und in der Glorie solcher Begeisterung.

Leatherhead mit Bristle, Haggise und andern Polizisten zu den Vorigen.

Leath. Hier ist er; bitte, hemmt seinen Eifer. Wir können keine Pfeife verkaufen seinetwegen. Macht erst seinem Geschrei ein Ende.

Busy. Das kannst Du nicht; es ist ein geheiligtes Geschrei: ich will erheben ein lautes und sehr starkes Geschrei, bis dass ich erschrecket habe den höllischen Feind. Und darum —

Leath. Hier fürchtet sich Keiner vor Euch und Euren Darum's. Ihr sollt es im Stocke beschwören.

Busy. In den Stock will ich stossen meine Füsse und meinen Leib in die Spiesse des Landes! (Sie ergreifen ihn.)

Leath. Führt ihn weg.

Pure. Was habt Ihr vor, gottlose Männer?

Busy. Lass sie gewähren, ich fürchte sie nicht. (Polizisten mit Busy ab, Pure. nach).

Das Marionnettenspiel.

Act. V. Sc. 3.

Busy (während des Spiels hereinstürzend). Nieder mit Dagon! nieder mit Dagon! ich bin es, ich will nicht länger dulden Eure Entweihungen.

Leath. Was wollt Ihr, Herr.

Busy. Ich will entfernen Dagon dort,* sage ich, jenen Götzen, jenen heidnischen Götzen, welcher noch immer besteht als ein Balken, ja als ein Balken — denn also muss ich sprechen — nicht der Balken einer Wage, noch der Balken eines Hauses, noch der Balken eines Pfluges, noch ein Weberbalken, sondern ein Balken in dem Auge, in dem Auge der Brüder; ein sehr grosser Balken, ein über die Maassen

* Er meint die Puppe im Spiel.

grosser Balken; als da sind Eure Schauspieler, Reimer und Mohrentänzer, welche gewandelt sind Hand in Hand in Verachtung der Brüder und der Sache, und unterstützet worden sind durch mächtige Urkunden.

Leath. Hier wird Nichts dargestellt, wozu mir nicht die Obrigkeiten die Freiheit gegeben.

Busy. Frechheit gegeben; die leibhaftige Frechheit bist Du! Schimeï.

Leath. Ich habe des Festmeisters Handschrift dafür.

Busy. Des Pestmeisters Handschrift hast Du, Satan's! Schweig mit Deinem Wortverdrehn und Possenreissen, und halte Deinen Mund, Dein Gewerbe ist verdammungswürdig und wenn Du dafür redest, so redest Du für Baal. Ich habe lange meinen Mund weit aufgethan und gelechzt; ich habe gelechzt, wie die Auster nach der Fluth, nach Deiner Vernichtung; aber ich kann sie nicht vollenden durch Bitte oder Widerspruch, so dass ich ein Gefecht erwarte in Kurzem und dann eine Schlacht.

Leath. Herr, ich bin wirklich nicht sehr bewandert in diesen Streitigkeiten zwischen den Heuchlern und uns, aber hier ist eine von meinen Marionnetten, Puppe Dionysius, die soll es mit Euch aufnehmen.

Busy. Ich werde mich nicht scheuen bekannt zu machen meinen Geist und meine Gaben. Stehe mir bei, Eifer, fülle mich, fülle mich, d. i. mache mich voll!

Winwife. Welch ein erbärmlicher, profaner Wicht ist das! Gibt es eine grössere Dummheit oder Schamlosigkeit, als seinen Eifer gegen eine Puppe anzurufen.

Quarl. Für einen Heuchler wüsst' ich keinen passenderen Gegner als eine Puppe.

Busy. Zuerst sage ich Dir, Götze, Du hast keinen Ruf.

Dion. Du lügst, man ruft mich Dionysius.

Leath. Die Puppe sagt, Ihr lügt; man ruft ihn Dionysius in dem Stücke und auf diesen Ruf hört er.

Busy. Ich meine kein Gewerbe, keinen ehrlichen Beruf.

Dion. Ist Euer Beruf ehrlich?

Leath. Die Puppe fragt, ob Euer Beruf ehrlich ist.

Busy. Ja, meiner ist aus dem Geiste.

Dion. Dann ist Götze ein ehrlicher Beruf.

Leath. Er sagt, dann ist Götze ein ehrlicher Beruf, denn Ihr berieft ihn mit „Götze“ und Euer Beruf ist aus dem Geiste.

Cokes. Gut disputirt, Steckenpferd.

Busy. Ergreifet nicht die Partei des Gottlosen, Junker. Er schnaubet und wiehert; alles ist nur wiehernde Sophisterei. Ich rufe ihm wieder zu: Götze! aber ich sage, sein Beruf, sein Gewerbe ist sündhaft, es ist sündhaft, Götze.

Dion. Es ist nicht sündhaft.

Leath. Es ist nicht sündhaft, sagt er.

Busy. Es ist sündhaft.

Dion. Es ist nicht sündhaft.

Busy. Es ist sündhaft.

Dion. Es ist nicht sündhaft.

Leath. Sehr gut, widerleg ihn nur immer mit „nicht.“ Ihr sollt ihn nicht zwingen, Herr, mit Eurem gemeinen Geschrei.

Busy. Noch er mich mit seinem dreifachen Krächzen, mag er auch krächzen wie die Wagenräder des Satanas. Ich bin eifrig für die Sache —

Leath. Wie ein Hund für einen Knochen.

Busy. Und ich sage, es ist sündhaft, denn es ist der Knecht des Stolzes und die Dienerin der Hoffart.

Dion. Wirklich? Was sagt Ihr denn zu Euern Putzmacherinnen?

Leath. Gut.

Dion. Oder den Federbuschmachern in Friars, die von Eurer Glaubenssecte sind? Sind sie mit ihren Perrücken und Fächern und Quasten und Troddeln nicht ebenso sehr Knechte des Stolzes und Diener der Hoffahrt? Was sagt Ihr? was sagt Ihr? was sagt Ihr?

Busy. Ich will nicht für sie antworten.

Dion. Weil Du nicht kannst, weil Du nicht kannst. Ist Perlenmacher ein ehrlicher Beruf? oder Zuckerbäcker, wie Ihr deren habt? oder Eure französischen Modeschneider? Ihr möchtet gern alle Sünde für Euch allein haben, nicht wahr? nicht wahr?

Busy. Nein, Dagon.

Dion. So, Dagonetchen? Ist eine Puppe denn schlimmer als jene?

Busy. Ja, und mein Hauptgrund gegen Euch ist, dass Ihr ein Greuel seid vor dem Herrn; denn bei Euch trägt der Mann die Kleider des Weibes und das Weib die Kleider des Mannes.

Dion. Gelogen, gelogen, abscheulich gelogen.

Cokes. Sehr gut, meiner Treu, er hat ihm dreimal die Lüge gegeben.

Dion. Das ist Euer alter abgenutzter Vorwurf gegen die Schauspieler, aber gegen die Puppen hält er nicht Stich; denn wir haben hier weder Mann noch Weib unter uns, und das sollst Du sehn, wenn Du willst, Du boshafter, stockblinder Eifrer, der Du bist. (Er hebt seine Kleider auf.)

Edgar. Wahrhaftig, Freund, da antwortet er Dir mit einem einfachen und schlagenden Beweise.

Dion. Ich will gegen jeden von all ihren Rabbis beweisen, dass mein Stand so ehrlich ist als der seine, dass ich durch Eingebung spreche so gut wie er, dass ich so wenig mit Bildung und Gelehrsamkeit zu thun habe als er und dass ich deren Hülfe ebenso verachte wie er.

Busy. Ich bin widerlegt, meine Sache lässt mich im Stich.

Dion. Dann bekehret Euch, bekehret Euch.

Leath. Bekehrt Euch, bitte, und lasst das Spiel weitergehn.

Busy. Lasset es weitergehn; denn ich bin verwandelt und werde ein Zuschauer sein mit Euch.

Cokes. Das ist brav! Du hast gewonnen, Steckenpferd! Weiter mit dem Stück!

Dr. Oscar Ulbrich.

Der Hund
in den Romanischen Sprachen und dem Englischen. *

Von
Dr. Friedrich Brinkmann in Dresden.

Auf einem Gemälde der altniederländischen Schule, welches die Austreibung Adams und Evas aus dem Paradiese darstellt, folgt von allen Thieren allein der Hund dem Menschen. Der Hund ist in der That das dem Menschen wenn nicht nützlichste, so doch gemüthlich am nächsten stehende Thier und nur das Pferd kann ihm diesen Rang einiger Massen streitig machen.

In älteren Zuständen der Gesellschaft, namentlich in demjenigen der Hirten- und Kriegervölker, trat diese hervorragende Bedeutung des Hundes und des Pferdes besonders deutlich hervor. Schön sagt Grimm von diesem Zeitalter in seiner Geschichte der deutschen Sprache (I. S. 16.): „Der Hund schützt Heerde und Wagen, seine Treue überdauert den Tod des Herrn: Canes defendere Cimbris caesis domus eorum plaustris impositas; beim gefallenen Helden liegt sein Hund, steht traurig nickend sein Ross; denn beide hat er oft mit Namen gerufen und zwischen Ross und Reiter waren Gespräche gewechselt worden. Der Rinder und Schafe folgt eine grössere schon minder zutrauliche Schaar."

Auf den höher entwickelten Culturstufen nehmen aber beide Thiere denselben hohen Rang ein durch die Erkenntniss ihrer seltenen Eigen-

---

* Diese Abhandlung ist eine Probe von einem im Entstehen begriffenen Werke (Studien über den Geist der Romanischen Sprachen), in welchem der Verfasser sich die Aufgabe stellt, die Metaphern der romanischen Sprachen und des Englischen rationell aus dem ihnen zu Grunde liegenden sinnlichen Begriffe zu entwickeln und in ihrem natürlichen, durch die Identität des sinnlichen Begriffs gegebenen Zusammenhange darzustellen.

schaften. So spricht Plato von einer denkenden Natur des Hundes (πάθος αὐτοῦ τῆς φύσεως ἀληθῶς φιλόσοφον), Scheitlin nennt ihn einen halben, einen zweidrittel Menschen, andere Naturforscher bezeichnen ihn als „das edelste aller Hausthiere.“ Nichts spricht aber seine dem Menschen so nahe und vor allen anderen Thieren privilegirte Stellung so schön und so treffend aus, als das französische Sprüchwort: Qui m'aime, aime mon chien, welchem genau das englische entspricht: Love me and love my dog.*

Es ist daher natürlich, dass wir unsere Darstellung der Thierwelt in der Sprache mit der des Hundes beginnen und darauf die des Pferdes folgen lassen.

I.

Der Hund heisst it. cane, sp. perro, ptg. cão und perro, prov. can, che, chin, fr. chien, egl. dog. Die romanischen Wörter stammen, mit Ausnahme von perro, alle vom lat. canis Hund, der Ursprung von perro ist bisher nicht ermittelt.**

Der Umstand, dass dem Spanier canis, ein Wort des alltäglichsten Gebrauches abhanden kommen konnte,*** erinnert uns daran, wie tief fremde Einflüsse auf das Latein der romanischen Nationen eingewirkt haben, während anderer Seits der Umstand, dass der Portugiese sich canis in cão erhalten hat, uns gleich an einem Beispiele die Selbständigkeit vor Augen führt, welche die portugiesische Sprache trotz ihrer grossen Aehnlichkeit mit der spanischen, sich zu erhalten gewusst hat.

---

* Aehnlich die italienische sprüchwörtliche Redensart: Aver rispetto al cane per amor del padrone. — Auch gehört das französische Sprüchwort hieher: tel maître tel chien. – Zur Bezeichnung besonders inniger Freundschaft ist vom französischen Sprüchwort der heilige Rochus mit seinem Hunde als Bild verwandt worden. Von zwei unzertrennlichen Freunden sagt man: c'est Saint Roch et son chien. Und wie der Heilige, so hat in consequenter Anthropomorphisirung auch der Teufel seinen Hund, der ihn begleitet; Hans Sachs wenigstens legt ihm einen Wachtelhund bei (IV, 3. 31 c, nach Grimm, Mythologie, S. 558); der altheidnische Odhinn aber hat statt eines Hundes die beiden Wölfe Geri und Freki, denen er die ihm vorgesetzten Speisen zum Frasse gibt.

** Als Curiosität und als Beispiel, in welcher Weise man früher etymologisirte, sei hier erwähnt, dass das Wörterbuch der spanischen Akademie aus dem vorigen Jahrhundert (1734) perro vom griechischen πῦρ Feuer ableitet, por ser estos animales de un temperamento seco y fogoso.

*** Im Altspanischen findet es sich noch, z. B. im Fuero juzgo VIII, 4, 519: Se algun can muerde algun ome . . . e si el sennor del can enriza el can que prenda ladron. Raynouard, provenz. Wörterbuch unter Can.

Welche Anschauung dem lat. canis zu Grunde liegt, welche Thätigkeit darin ausgesprochen wird, ist eine Frage, die ausserhalb unseres Gebietes liegt, und die wir an die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen abgeben müssen. So viel steht jedoch nach dem Grimm'schen Gesetze der Lautverschiebung fest, dass canis und das gr. κύων (Gen. κυνός, also Stamm κυν) desselben Ursprungs sind wie das deutsche Hund, und ihre ursprüngliche Bedeutung also dieselbe ist wie die von Hund. *

Was nun die Charakterisirung des Hundes in den romanischen Sprachen anlangt, so werden wir bei einem allgemeinen Ueberblick von der Beobachtung betroffen, dass nur die schlechten Eigenschaften des Hundes, nur seine Untugenden es sind, welche als Metaphern zum Ausdruck anderer Begriffe verwandt werden. Von seiner Treue, seiner Wachsamkeit, seiner Geduld, seinem Gehorsam, seiner Klugheit, Gelehrigkeit und Anstelligkeit zu ernster Arbeit und zu Spiel und Scherz schweigen jene Sprachen gänzlich. Dagegen werden sie nicht müde, bei den mannigfaltigsten Gelegenheiten von seiner Gemeinheit, seiner Schamlosigkeit, seiner Kriecherei und Heuchelei, seinem mürrischen Wesen, seinem verstockten Eigensinn, seiner Gefrässigkeit u. s. w. zu sprechen.

Besonders dient aber der Hund als Symbol der Niederträchtigkeit, Schamlosigkeit, der Schlechtigkeit in jeder Beziehung. Wenngleich nun diesen metaphorischen Gebrauch des Begriffes Hund die romanischen Sprachen mit vielen anderen gemein haben, und ebenso wie wir von einem hündischen Wesen, einem hündischen Menschen sprechen, dem Römer canis, ** und noch viel häufiger dem Griechen κύων ***

---

* Das deutsche, d. h. gothische h entspricht dem lateinischen und griechischen k; also steht goth. hunds (Hund) dem lat. canis, dem gr. κύων gegenüber, wie goth. hund (Hundert) dem lat. centum (sprich kentum), wie goth. hairto (Herz) dem lat. cor, dem gr. καρδία.

** So nennt Horaz Epod. 6 den Cassius Severus einen canis:

> Quid immerentes hospites vexas, canis,
> Ignavus adversum lupos?

und im Eunuch von Terenz (IV, 7, 33) Gnatho den Chremes:

> Ch. Diminuam ego tibi caput hodie, nisi abis. Gn. Ain vero, canis? Sicine agis?

*** Bei Homer giebt Achilleus dem Agamemnon das Schimpfwort Hundsäugiger; Il. I. 225:

> Οἰνοβαρές, κυνὸς ὄμματ' ἔχων, κραδίην δ' ἐλάφοιο.

Diomedes redet den Hektor gradezu als Hund an, Il. XI, 362:

> Ἐξ αὖ νῦν ἔφυγες θάνατον, κύον.

Ares schilt die Athene eine hündische Fliege, Il. XXI, 394;

Schimpfworte für Menschen waren, κυνώπης, κυνῶπις (Hundsauge, Hundsgesicht) κύνειος unverschämt, schamlos bedeutete, κύων sogar der Komparation unterlag, als ob es ein Adjectiv wäre und zu κύντερος, κύντατος (mit derselben Bedeutung schamlos) gesteigert wurde, selbst im Würfelspiel der schlechteste Wurf canis, κύων hiess:* so ist es doch nicht ohne Interesse im Einzelnen diese Metapher bei den romanischen Sprachen zu verfolgen.

So schimpft der Italiener cane, sozzo cane, svergognato cane:

> Questi lombardi cani, li quali a chiesa non sono voluti ricevere, non ci si vogliono sostenere. *Boccacc. Nov.* I, 1.
> Sozzo can vituperato, che tu sei. *Bocc. Nov.*
> Anzi si vorrebbe uccidere questo can fastidioso. *Das.*
> O svergognato cane e senza senno. *Morgante* I, 31.

und in besonderem Bezuge auf Ungläubige, Türken, Sarazenen, Juden:

> Non puoi da me fuggir, can rinegato. *Morg.* I, 34.
> Che 'l sepolcro di Cristo è in man de' cani. *Petr.* cap. 9.

Ebenso der Spanier mit perro:

> Chasqueando barbulla, llamandole de borracho y perro. *Quevedo.*

auch hier mit besonderem Bezuge auf Mauren und Juden.

Ferner der Portugiese mit cão:

> Porque tantas batalhas sustentadas,
> Com muito pouco mais de cem soldados;
> Com tantas manhas e artes inventadas,
> Tantos caens, não imbelles, profligados etc.
> *Camoens, Cant.* X, 20.

Ein provenzalischer Dichter (P. Cardinal) sagt:

> Que furon porc en Guavada — Et in Vianes foron ca.

Τίπτ' αὖτ', ὦ κυνάμυια, θεοὺς ἔριδι ξυνελαύνεις;

und Here die Artemis eine unverschämte Hündin, Il. XXI, 481:

Πῶς δὲ σὺ νῦν μέμονας, κύον ἀδεές, ἀντί' ἐμεῖο Στήσεσθαι;

Κυνικοί (die Hündischen) war bekanntlich auch der Name der von Antisthenes gegründeten Philosophenschule, deren bekanntester Vertreter Diogenes ist. Den Namen erhielten sie entweder vom Gymnasium Kynosarges, worin Antisthenes lehrte, oder von der hündischen Bissigkeit, womit sie die Fehler der Menschen rügten, oder von der Schamlosigkeit, womit sie canum more in propatulo et vesci et ventrem exonerare et coire non dubitabant. Sie wurden auch kurzweg Hunde *κύνες* genannt: *Ὁ κύων* (Diogenes) *τὰ καπηλεῖα φιδίτια ἐκάλει.* Aristot. Rhet. 3, 10.

* Wie weit dieser Consensus omnium gentium geht, zeigt die Kafirsprache, in welcher (nach Max Müller's Vorlesungen, II. Serie, 8. V. S. 323 der Ausg. v. Böttcher) inja in wörtlicher Bedeutung Hund, in metaphorischer „Untergebener" heisst.

ein anderer (R. de Vaqueiras):

De passar mar e d'aucir la gen canha. *

Am weitesten geht aber der Franzose in dem Gebrauche des Begriffes Hund. Er hat die Kühnheit, nicht nur Personen Hunde zu nennen, z. B.:

> Un chien d'homme, une chienne de femme, un chien de garçon, c'est un beau chien d'ami. Que je suis un grand chien. *Regnard, Joueur.* Ma nièce est-elle sans gout? suis-je un chien? *Voltaire, Lettr.* Il n'est pas trop chien avec ses ouvriers.

sondern auch unbelebte Wesen und abstracte Begriffe wie Wetter, Leben, Musik, Geschäft als Hund oder Hündin zu bezeichnen. Er nimmt keinen Anstand zu sagen: un chien de temps, une chienne de musique, mener une chienne de vie ein liederliches Leben führen (hingegen mener une vie de chien ein hundeschlechtes Leben führen), ce n'est pas tant chien, un chien de metier.

> Quelle chienne de mine vous a-t-il faite? *Hamilton.*
> Moi, j'aurais de l'amour pour ta chienne de face? *Molière, le dépit am.*
> Que ne vous defaites-vous de cette chienne de maison. *Dancourt.*
> Quel chien de train, quelle chienne de vie. *J. B. Rousseau.*
> Quel chien de commerce avez-vous là! *Molière.*
> Voilà une bonne chienne de condition, direz-vous. *Volt. lettr.* **

---

* Die Provenzalen stimmen also mit den Italienern, Spaniern und Portugiesen darin überein, dass sie die Ungläubigen, die Nicht-Christen, vorzugsweise als Hunde bezeichnen. Die Mohammedaner zahlen das ehrlich heim, indem sie die Christen als Hunde bezeichnen.

** Mätzner in seiner Syntax der neufranzösischen Sprache I, §. 302 sucht diese Redeweise folgender Massen zu erklären. Er sagt: „Eine besondere Gruppe von Ausdrücken dieser Klasse (nämlich der Fälle des appositiven Genitivs, d. h. desjenigen Genitivs, der eine Apposition enthält) machen diejenigen aus, in denen das dem appositiven Genitiv vorangehende Substantiv oder substantivirte Adjectiv und Particip das (durch Inversion) an die Spitze des attributiven Verhältnisses gerückte eigentliche Attribut ist.“ Und unter dieser Gruppe von Ausdrücken nennt er denn auch das von uns angeführte quel chien de metier und ähnliche. Dieser Ausdruck steht also für quel metier de chien, wie chienne de vie für vie de chien, chienne de musique für musique de chien. Ueberall ist Inversion eingetreten.

Dass diese Auffassung richtig ist, kann nicht geleugnet werden. Sie enthält aber keine vollständige Erklärung. Es bleibt unerklärt, wie denn der Franzose zu dieser immerhin seltsamen Inversion kommt, welcher Grund ihn dazu veranlasst. Und das scheint mir folgender zu sein.

Die französische Sprache besitzt weder zusammengesetzte Hauptwörter wie die deutsche (Hundeleben etc.) und die englische (dog-appetite, dog-cheap), noch Eigenschaftswörter wie unser hündisch, das englische doggish, dogly, doggrel, das italienische cagneso, das spanische perruno. Sie ist so arm, dass sie beide Wortarten durch de mit dem Substantiv chien umschreiben muss. Meistentheils erscheint diese Aushülfe dem Franzosen genügend. Man sagt une pluie de chien, une querelle de chien, un bruit de chien und Molière sagt einmal (im Bourg. gent.) allez philosophe de chien, wo wir eigent-

Eine Ableitung von canis in diesem verächtlichen Sinne ist it. canaglia, canagliaccia, sp. canalla, canulluza. ptg. canalha, fr. canaille (altfr. chienaille), egl. canaille, welchen die von perro gebildeten spanischen Ausdrücke perreria und perrada entsprechen, alle mit der Bedeutung Hundepack, Lumpenvolk.

O canaglia, dunque camperanno i Maganzesi dalle nostre mani. *Storia d'Ailolfo.*
Vedi, che gente, anzi canaglia è questa. *Pulci, Morg.*
Disse, via canagliaccia da taverna
Anzi canagliaccia da niente. *Berni, Orl.*
sp.: Y no se hartaba la gran perreria,
De ver la sangre que al suelo corria. *Copl. d. Calvario.*

Das spanische perrada bedeutet ausserdem: schlechter Streich, z. B. hacer una p. á alg.

Endlich steckt ein canis in dieser Bedeutung (als allgemeines Schimpfwort) auch in dem fr. cagot scheinheilig, da dies aus prov. ca (= canis) und got (= Gothe) entstanden ist. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes ist also: ein gothischer Hund. Zur Erklärung desselben sagt Diez (Etymolog. Wörterbuch II, 235): „Dieses Wort wird mit dem gleichlautenden Namen einer in Bearn und angrenzenden Landestheilen zerstreuten Race oder Kaste für identisch gehalten. Nach Aquitanien geflüchtete Gothen und Araber erhielten von Karl Martell und dessen Nachfolgern Schutz und Freiheiten, galten aber bei den

---

lich nach Analogie der oben citirten Beispiele chien de philosophe erwarten sollten. Nicht selten kommen aber Fälle vor, wo diese Aushülfe nicht genügt, wo der matte Ausdruck de chien der Energie des Gefühles, das sich aussprechen will, nicht entspricht, wo namentlich das störend empfunden wird, dass de chien immer dem dadurch qualificirten Substantiv nachschleppen muss, während das erregte Gefühl grade den Begriff hündisch an die Spitze des Ausdruckes setzen möchte, um den Nachdruck ganz darauf zu legen. Da weiss sich der Franzose nicht anders zu helfen, als dass er den adjectivischen Begriff zu einem substantivischen erhebt, dass er den eigentlich bloss nach der Aehnlichkeit mit einem anderen Begriffe (chien) zu qualifizirenden Gegenstand (z. B. metier) metaphorisch nach jenem anderen Begriffe (chien) benennt. Dieser ist nun Hauptbegriff geworden, wird als das nachdrucksvollste Wort vorangestellt und der eigentliche Name des Gegenstandes folgt als Apposition im Genitiv nach.

Andere Sprachen kennen diesen Vorgang auch, z. B. die deutsche, da auch wir sagen können: Hund von einem Menschen. Sie beschränken ihn aber, wie es die Vernunft verlangt, auf Personen und andere belebte körperliche Wesen. Der Franzose kann die Metapher chien (und ebenso diable) auf alle Begriffe, belebte und unbelebte Wesen, Concreta und Abstracta, anwenden und das erklärt sich nur aus dem eben dargelegten Nothstande. (Zu diable de metier bietet der Spanier eine Parallele: qué demonio de trabacuenta! welch verteufelter Rechnungsfehler!)

Einwohnern für Arianer und Aussätzige und wurden von ihnen mit dem Namen Cagots, d. i. Canes Gothi belegt. Die neue Bedeutung (scheinheilig) würde sich also wohl in der Art aus der alten (der Sekte) entwickelt haben, dass man sich unter cagot einen Menschen dachte, der gegen seine Ueberzeugung den katholischen Kirchenbrauch mitmachte; ebenso ist cafard eigentlich ungläubig (was das Etymon, das arabische kâfir bedeutet) demnächst scheinheilig."

Von Verben, die aus canis in dieser metaphorischen Bedeutung entstanden sind, nennen wir das ptg. acanhar und das sp. und ptg. aperrear, beide mit der Grundbedeutung: Jemanden wie einen Hund behandeln. Daraus ergeben sich für das ptg. acanhar die Bedeutungen: einschüchtern, entmuthigen:

Para acanhar e rebotar os espiritus aos Portuguezes. *Lemos.*
Os homens de baixa condição naturalmente são acanhados.

und unterdrücken:

Dandolhe os convidados tão estreito, que acanhava sua autoridade. *Lobo.*

für das ptg. aperrear die Bedeutung misshandeln, sklavisch behandeln; und für das sp. aperrear die von belästigen, plagen, ermüden:

Aperreados anduvimos por el camino. *Luis de Granada.*
Mui rico y mozo viviera,
No mozo y aperreado. *Castillo Solorzano.*

Von ganzen Phrasen, die hieher gehören, sind besonders die beiden französischen bemerkenswerth: n'être pas à jeter aux chiens (nicht einmal werth sein den Hunden vorgeworfen zu werden, d. h. nichts werth sein):

On ne me trouve pas bonne à jeter aux chiens. *Mad. d. Sévigné.*

und: jeter ses louanges aux chiens (sein Lob am unrechten Orte vergeuden):

Ces gens là ne jettent point leurs louanges aux chiens. *Daselbst.*

Aehnlich sagt der Engländer: give oder send to the dogs, im Sinne von throw away, wegwerfen:

Had whole Colepepers wealth been hops and hogs,
Could he himself have sent it to the dogs? *Pope.*

Was die Stellung des Englischen zu dem bisher dargestellten metaphorischen Gebrauche des Begriffes Hund betrifft, so finden sich zwar auch hier Ausdrücke wie thou common dog, the impudent dog; im Ganzen aber tritt diese Auffassung und Anwendung des Begriffes weniger im einfachen Worte dog als in den Zusammensetzungen und Ableitungen hervor: doggrel ist gemein, doggrel-rhymes Knittelverse,

dogly kriechend, hundedemüthig, doggish von hündischen Sitten, dog-cheap spottbillig. Dagegen liegt in dog selbst weit öfter der Begriff der Wildheit, Heftigkeit oder Grausamkeit ausgesprochen. So sagt Shakspeare:

> They called us, for our fierceness, English dogs,
> Now, like their whelps, we crying run away.

und wenn er im Kaufmann von Venedig, in jener Stelle:

> I never heard a passion so confused,
> So strange, outrageous and so variable,
> As the dog Jew did utter in the streets.

den Shylock einen dog Jew, und im König Lear die Töchter Lears dog-hearted daughters nennt, so steht hier beide Mal dog für grausam, unmenschlich.

Der Grund dieses Gegensatzes des Englischen zu den romanischen Sprachen ist leicht zu finden. Wenn der Engländer im Allgemeinen vom Hunde spricht, so hat er einen ganz anderen Vertreter des ganzen Hundegeschlechtes vor Augen als die Romanen, er hat seine Beobachtungen an einem anderen Objecte gemacht als diese und darum fällt sein Urtheil anders aus. Wenn er vom dog schlechthin spricht, so denkt er an den spezifisch englischen Hund, das heisst an die Bulldogge, eine Hundeart, die einen so ausschliesslich englischen, so innig mit der Landesart zusammenhangenden Charakter hat, dass sie denselben, nach dem Zeugnisse Samuel Johnsons (in seinem grossen Wörterbuche der engl. Spr.) verliert, wenn ein solcher Hund ausser Landes gebracht wird: this species is so peculiar to Britain, that they are said to degenerate, when they are carried to other countries. Diese Hundeart zeichnet sich nun aber durch Eigenschaften aus, die der Verachtung, womit sonst das Wesen des Hundes angesehn wird, entgegenwirken müssen, insbesondere durch Muth (remarkable for his courage. Johns.), durch Streitlust (weshalb sie zu der Volksbelustigung der Stierhetze, bull-baiting, benutzt wurden, daher der Name bull-dog) und durch Wildheit (All the harmless part of him is that of a bull-dog; they are tame no longer than they are not offended. Addison). So erklärt sich die Bedeutung, welche dog als Metapher hat, ganz natürlich, und darum erhalten insbesondere die oben angeführten metaphorischen Ausdrücke: English dogs, the dog Jew, dog-hearted daughters erst ihre volle bestimmte Färbung, wenn man sich unter dog den Bulldoggen vorstellt.

Will der Engländer in entschieden verächtlichem Sinne den Begriff Hund metaphorisch gebrauchen, so zieht er das Wort cur vor, das (aus unserem Köther entstanden) einen schlechten entarteten Hund (a worthless degenerate dog. Johns.) bezeichnet.

What would you have, ye curs,
That like not pace nor war? *Shakesp. Coriol.*

This knight had occasion to inquire the way to St. Annes lane; the person, whom he spoke to, called him a young popish cur, and asked him, who made Anne a saint.
Addison.

Auch whelp (junger Hund) wird in dieser Weise gebraucht, wenn von einem jungen Menschen die Rede ist.

Slave, I will strike your soul out with my foot,
Let me but find you again with such a face,
You whelp. *Ben Jonson, Cataline.*

That awkward whelp, with his money bags, would have made his entrance. *Addison, Guardian.* —

Wenden wir uns wieder zu den romanischen Sprachen. Das Bild, welches den besprochenen Metaphern derselben zu Grunde liegt, ist der demüthig kriechende Hund, als Symbol sich wegwerfender Werthlosigkeit gefasst. Dasselbe Bild liegt einer zweiten Reihe von Metaphern zu Grunde, in denen die Kriecherei aber als Schmeichelei, liebedienerisches Wesen aufgefasst wird.

Das it. cagnotto ist gebildet aus canis mit dem Suffix otto, und müsste dem regelmässigen Sinne desselben entsprechend (vgl. contadinotta, bracciotto) eigentlich der grosse, starke Hund bedeuten. Es hat aber nur metaphorische Bedeutungen, nämlich die von bravaccio, gedungener Meuchelmörder, wo offenbar an den Bluthund gedacht ist,

Nè mancaro de' suoi soldati e satelliti, chiamati oggi cagnotti. *Varchi Stor.* Con altri spadaccini, lor cagnotti. *Daselbst.* Traditor della patria, cagnotto di Cesare (= satellitem Caesaris). *Tacit. v. Davanzati*, ann. II, 45.

und die von Schmeichler, diese besonders in der Verbindung cagnotto di principe, di corte Hofschranze:

Le cui ricchezze già s'aveano colla speranza e ingordigia loro inghiottite e trangugiate i cagnotti della corte. *Boezio, Varchi* 1, 4. Va, vivi per le corti, o vil cagnotto. *Libr. di sonetti.*

Letzteres ist eine auffallende und ohne allen Zweifel unabsichtliche Auffrischung der dem altgriechischen *προςκυνεῖν* zu Grunde liegenden Anschauung, worin die Griechen ihr Urtheil über das bei den asiatischen

Königen gebräuchliche, ihrem Freiheitssinn widerstrebende Ceremoniell aussprachen. *

Denselben Ursprung und dieselbe Bedeutung hat das fr. calin (schmeichelnd), wovon wieder calinerie (Schmeichelei) abgeleitet ist. Es kommt von dem lat. caninus hündisch. Der Uebergang von n in l gehört zu den allergewöhnlichsten, z. B. fr. orphelin aus orphanus, it. veleno aus venenum, sp. calonge aus canonicus. Hier lag aber noch ein besonderer Grund vor n in l zu verwandeln, nämlich Euphonie, da die Aufeinanderfolge von zwei mit n anfangenden Sylben hart erscheint, calin und calinerie dem Ohre und der Zunge angenehmer ist als ein etwaiges canin und caninerie, ein Grund, der auch den Uebergang von venenum in it. veleno veranlasst hat. Dazu kommt, dass in einer Mundart, der wallonischen, calin wirklich mit der Bedeutung hündisch vorkommt, z. B. faim caline für faim canine gesagt wird. Dies wird also wahrscheinlich auch im Französischen die ursprüngliche Bedeutung gewesen sein. Sie ist aber verschwunden und nur die metaphorische geblieben, ganz so wie wir es bei fr. chenet und egl. wheedle kennen lernen werden. **

Ein drittes mit cagnotto und calin synonyme und von demselben Stamme canis gebildete Wort ist das altfr. casnard Schmeichler. „Die altfranzösische Sprache," sagt Diez (Etymol. Wb. II, 239), „hat die Neigung s vor n oder gn einzuschieben, so dass casnard für canard oder cagnard gelten darf, cagnard ist neuprovenzalisch und heisst Tagedieb, Memme, pic. cagne und acagnardi träge, schlaff, in Rheims heisst cagner feig sein. Mit anderem Suffix sagt man in Berry cagnand s. v. a. casnard, und diese Modifikation lässt auf einen Stamm cagn, lat. canis (vgl. pr. canha Hündin) schliessen." Diez fügt noch die Bemerkung hinzu: „Der Name des Hundes wird auch sonst zur Bezeichnung übler Eigenschaften benutzt." Uns muss im Zusammenhange

* Später verlor προσκυνεῖν den verächtlichen Sinn. Im neuen Testamente heisst es die Gottheit verehren, und in den neugriechischen Liedern wird es vom Niederfallen des Besiegten für sich ergeben, gefangen geben gebraucht.

** Wenn Littré (Wörterb. der frz. Spr.) sagt: „Si l'on connaissait la provenance de ce mot [nämlich calin], et si l'on savait qu'il vînt du Nord, on pourrait le rattacher au wallon calin, qui signifie de chien," so heisst das eine nahe liegende Sache weit herholen und Schwierigkeiten suchen, wo keine sind. Das französische calin kommt ebenso wohl wie das wallonische vom lateinischen caninus, und zwar in ganz regelrechter Weise. Der Unterschied ist nur der, dass das wallonische calin die ursprüngliche Bedeutung behalten hat, das französische aber nicht.

unserer Erörterungen über den Hund als Schmeichler die unbestimmte Allgemeinheit dieses Ausdruckes auffallen. Wir würden im Hinblick auf cagnotto, calin und die später zur Darstellung kommenden patelin, egl. wheedle, spaniel, pr. lagot, sp. lagotear, gradezu sagen: Der Name des Hundes wird auch sonst zur Bezeichnung des Begriffs Schmeichler oft benutzt. Dies ist ein Beweis sowohl für den praktischen Nutzen, als die Neuheit dieser Untersuchungen.

Die anderen so eben angedeuteten Ausdrücke, welche uns den Hund als Schmeichler darstellen, werden wir weiter unten an einer passenderen Stelle auseinandersetzen. Hier sei nur noch eines Sprüchwortes gedacht, welches den Hund von dieser Seite (heuchlerischer Schmeichelei) auffasst. Es ist folgendes italienische:

> Carezze di cani, cortesie di puttane, inviti d'osti
> Non puoi far, che non ti costi.

In scharfem Gegensatze zu dem zuletzt verfolgten Charakterzuge erscheint der Hund in anderen Ausdrücken als der feindselig die Zähne fletschende, zu Zank und Streit aufgelegte Geselle, sei es, dass er bloss schlechter Laune ist und es beim Knurren bewenden lässt, oder dass es bis zum Zorn oder gar zur Wuth bei ihm kommt.

So heisst das it. accanire erbittert sein, grimmig, aufgebracht werden, accanimento die Erbitterung (aus der Praepos. ad und canis gebildet):

> Sentendosi Cesare dirsi troppo crudo nel punire, piu si accanì. *Tac. Davanzati, Ann.*
> Ed ecco venir la troja sola e molto riscaldafa e accanita. *Cron. Morelli.*

accanare und accaneggiare erzürnen:

> Lo porco ferito accaneggiato ferì molti di questi giovani. *Fiorita d'Ital.*
> Immansueto tauro accaneggiato. *Ariost, Orl. fur.* 18.

cagneggiare den Grimmigen spielen, ein grimmiges Aussehn annehmen, canino wüthend (= rabbioso):

> Con animo crudele e canino comandò, ch' e' fosse preso.

guardare in cagnesco und rincagnarsi grinsen, ein mürrisches Gesicht machen.

> E quando si vedeva tempo, guatatala un poco in cagnesco, per amorevolezza la rimorchiava. *Bocc. Nov.*
> Stava la Tonia, mentre il Sere diceva queste parole, tutta in cagnesco. *Firenzuola, Asin. d'or.*

Freilich vermuthet Diez (Etym. Wb. II, 397), dass „vielleicht" diese beiden zuletzt genannten Ausdrücke nicht eigentlich von canis abgeleitet, sondern nur Umdeutungen des fr. rechigner (aus dem deutschen rösche harsch, rauh, spröde stammend) sind. Es ist das aber für unseren Gesichtspunkt unerheblich. Mag Ableitung oder Umdeutung vorliegen, canis in der gedachten Auffassung liegt diesen italienischen Wörtern zu Grunde.

Ebenso bildet der Spanier eine Redensart ponerse como un perro (sich wie ein Hund gebärden) zornig, wüthend werden, und eine andere hecho un perro (eig. zu einem Hunde gemacht, geworden) zornig, wuthentbrannt.

> Que antes de nacer se puso
> Contra ellos hecho un perro. *Cancer, obr. poet.*

Aus dem Englischen sind hier folgende Ausdrücke zu erwähnen: dogged verdriesslich, mürrisch, finster:

> He entrenched himself behind a dogged position. *Macaulay.*
>
> Few miles on horseback had they jogged,
> But Fortune unto them turned dogged. *Hudibras.*
>
> Dogged York, that reaches at the moon,
> Whose over-weening arm I have plucked back,
> By false accuse doth level at my live. *Shakesp. Henry* VI.

Ferner to have a dog in one's belly (eig. einen Hund im Bauche haben) sehr übler Laune sein, und die Redensart: he is a queer bitch (unser: Betze, Hündin) er ist ein sonderbarer Kauts.

Im Spanischen und Französischen findet sich die nahe hiermit zusammenhangende Metapher von verstocktem Eigensinn, Verbissenheit. So wird das sp. perro auch adjectivisch gebraucht und heisst dann eigensinnig, halsstarrig.

> Pues perro, tu te resistes? pero no, que mi flaqueza es la que no tiene fuerza para romperle. *Lope de Vega, Dorothea.*

und das französische, aus dem Lateinischen buchstäblich herübergenommene mordicus (mit den Zähnen), besonders üblich in den Verbindungen soutenir mordicus, vouloir mordicus, wird doch auch wohl am natürlichsten auf das Bild des Hundes zurückgeführt, der sich in etwas verbissen hat und nicht loslässt. (Ueber mordere, wovon mordicus abgeleitet ist, siehe weiter unten.)

> Je ne m'arrête point mordicus à mon opinion, l'obstination est le propre de la bête. *Gherardi.*

Endlich beschuldigen alle hier behandelten Sprachen den Hund auch der Gefrässigkeit und bilden nach seinem Namen die Ausdrücke für

den Heisshunger. Dieser heisst im It. fame canina, im Sp. hambre canina und caninez, im Prtg. fome canina, im Fr. faim canine, im Egl. canine appetite, dog-appetite, canine hunger, und der Italiener gebraucht diese Metapher wieder, um aus ihr eine neue, gleichsam eine Metapher in zweiter Potenz zu schaffen zur Bezeichnung der Gier nach Geld, des Geizes, indem er den Geizhals cane del danajo (Geldhund) nennt.

E che non siano cani del danajo, ma usino cortesia temperatamente. *Cronica Morelli.*

Passender ist es freilich, wenn der Franzose in dem Ausdrucke faim de loup, der ebenfalls Heisshunger bedeutet, den Wolf zum Symbol der Gefrässigkeit macht, und der Engländer in den Ausdrücken a ravenous appetite, ravenous hungry den Raben. Am ungerechtfertigtsten erscheint aber auf den ersten Blick der altgriechische Ausdruck für diesen Begriff, *βούλιμος*, gebildet von *βοῦς* der Ochse und *λιμός* der Hunger, also mit der Grundbedeutung Ochsenhunger, insofern man darin den Ochsen als das besonders gefrässige Thier bezeichnet finden könnte. Das würde aber eine falsche Auffassung sein. *βοῦς* drückt hier, wie in anderen Zusammensetzungen *ἵππος*, bloss den Begriff Grösse aus, vgl. Vigerus: de praecipuis Graecae dictionis idiotismis, ed. Hermann, pag. 94: „*ἵππος* et *βοῦς* in compositione *τὸ μέγα* significant.“ Also ist *βούλιμος* gleich *ὁ μέγας λιμός*, wie *βούπαις* gleich *ὁ μέγας παῖς*.*

Uebrigens ist *βούλιμος* in das Lateinische als bulimus, in das Italienische als bulimo, in das Französische als boulimie und in das Englische als bulimy, alle mit derselben Bedeutung, übergegangen. —

Inmitten all dieser mehr oder weniger unvortheilhaften Auffassungen und Beurtheilungen des Hundes gewährt das Englische einen Lichtpunkt, bei dem wir einen Augenblick verweilen wollen. Wir sahen schon oben, dass in Bezug auf denjenigen Charakterzug des Hundes, der vor allen hervortritt, also in der Grundauffassung desselben der Engländer einen merklichen Gegensatz gegen die romanischen Nationen bildet. Dem entspricht es nun, dass er gegenüber den romanischen Sprachen, die nur von den Untugenden des Hundes reden, diesen auch von einer liebenswürdigen Seite auffasst. Er nimmt den vor Freude

* Ganz ähnlich gebrauchen wir das Adjectiv stiermässig. Bei dem Ausdrucke: stiermässig betrunken, denkt Niemand daran, dass der Stier an übermässigem Durste leide. Es soll nur eine Steigerung ausgesprochen werden.

springenden und sich wie ausser sich gebärdenden Hund zum Bilde, um einen zufriedenen, frohen Menschen zu bezeichnen, ohne im Geringsten etwas Nachtheiliges von ihm aussagen zu wollen, vielmehr bloss in der Absicht, dem Gedanken einen derb gemüthlichen Ausdruck zu geben. So nennt er einen Freund vielleicht a merry dog oder a jolly dog (einen lustigen Hund) und nimmt durchaus keinen Anstand, von sich selbst zu sagen: I am the happiest dog alive, Anglicismen, zu denen die romanischen Sprachen kein Analogon bieten. Das Einzige, was man als solches anführen könnte, wäre der französische Ausdruck il est fou comme un braque oder, wie es auch heisst: il est fou comme un jeune chien. Aber hier wird Jemand in seinem Benehmen bloss verglichen mit einem lustigen Hunde, jedoch nicht selbst Hund genannt. So wie jener Ausdruck umgeändert wird in den: il est un braque, verliert er die harmlose Bedeutung, und bekommt die tadelnde: er ist ein Wildfang.

Weil nun diese Redeweisen mit dog dem Engländer so eigenthümlich sind, so werden wir wohl nicht zu weit gehn, wenn wir darin einen Charakterzug des Engländers zu erkennen glauben, und zwar denjenigen, der zu den hervorragendsten desselben gehört, der namentlich in der englischen Literatur dominirt, und in diesem Grade der Ausbildung sich nirgendwo wiederfindet. Es ist dasjenige, was im eigentlichen, wissenschaftlichen Sinne des Wortes Humor heisst, jene eigenthümliche, schmerzlich frohe Stimmung der Seele, worin sie zwar mit innigem Antheile das Grosse und Glückliche in der Welt erkennt, aber daneben auch das Schwache in dem Grossen, das Nichtige in dem Glücklichen durchschaut, und umgekehrt das Kleine und Niedrige als solches ansieht, aber auch in dem scheinbar Unbedeutenden eine Seite zu entdecken weiss, worin es werthvoll erscheint.

Wer sagen kann: I am the happiest dog alive, fühlt sich zwar glücklich, er ist sich aber immerhin bewusst, dass er ein dog, ein armes, elendes Geschöpf ist, das über Nacht wieder zu einem sad dog werden kann. Wer sagen kann: I am the happiest dog alive, fühlt sich zwar als ein dog, als ein unbedeutendes Geschöpf, er weiss aber, dass auch ein poor dog einer unsinnigen Glückseligkeit fähig ist, und glaubt daher nicht wenig zu sagen, wenn er sich den glücklichsten Hund von der Welt nennt.

II.

Wir haben bisher diejenigen Metaphern betrachtet, die sich auf den Hund als solchen, auf seine ganze Individualität beziehn. Wir gehn jetzt zu denjenigen über, die sich nur auf eine einzelne Thätigkeit desselben beziehn. Dort wurden Urtheile über den Hund selbst ausgesprochen, hier über einzelne Thätigkeiten desselben. Dort wurde der Hund im Ganzen charakterisirt, hier wird jedes Mal eine einzelne Thätigkeit desselben als in einem bestimmten Sinne charakteristisch gedeutet.

Solche Thätigkeiten, die als Metaphern verwandt werden, sind das Bellen, das Beissen, die Bewegungen des Schwanzes, namentlich das Wedeln, und das Pfötchengeben.

Wir haben schon oben gesehn, dass der Hund als Schmeichler von der Sprache aufgefasst wird, und so it. cagnotto, fr. calin, altfr. casnard diese Bedeutung bekommen haben. Ein synonymer Ausdruck von calin ist nun fr. patelin Fuchsschwänzer, schmeichlerisch, z. B. un air patelin, manières patelines, mit den Ableitungen patelinage und pateliner.

> Le patelinage dans la société civile est une tache et une marque d'une âme faible.

Auch zu diesen Ausdrücken gibt der Hund wieder das Bild. Es ist der Pfötchen gebende und so schmeichelnde Hund. Patelin kommt nämlich von patte Pfote. Wie der Spanier von pata (Pfote) mit dem Suffixe ear patear bildet und ihm die Bedeutung mit Füssen treten, trampeln, stampfen beilegt; wie der Engländer von patte pat streicheln und patter trampeln, plätschern bildet: so der Franzose zunächst mit dem Suffix ellus eine Diminitiv-Form patel (das jedoch als solches nicht vorkommt) Pfötchen, und dann mit dem Suffix inus patelin mit der Bedeutung von: Pfötchengeber, Schmeichler, welcher die des egl. pat streicheln sehr nahe kommt. *

---

* Die Vereinfachung der Gemination tt zu t kann nicht auffallen, da der Stamm, er mag nun in dem gr. πάτος, πατεῖν (Tritt, treten) oder anderswo zu suchen sein, ein einfaches t hat, wie aus dem fr. patin (Schlittschuh) und pataud (ein Hund mit breiten Pfoten) erhellt.

Dass der Eigenname Patelin, von welchem die alte im Jahre 1480 zum ersten Male aufgeführte und seitdem auf der französischen Bühne gebliebene Farce benannt ist, mit dem hier behandelten Appellativ patelin identisch ist, kann nicht bezweifelt werden, da der Charakter des alten Patelin (personnage d'une vieille comédie qui par son adresse et ses manières insinuantes parvient à enlever six aunes de drap à un marchand nommé Guillaume. Bescherelle, Dict. d. l. langue fr. 1857.) durchaus dem Begriffe von patelin

Der Hund schmeichelt ferner, indem er mit der Zunge leckt. Hierauf bezieht sich offenbar das provenzalische Wort lagot Schmeichelei, und die spanischen Ausdrücke lagotear schmeicheln, liebkosen, um eine gewisse Absicht zu erreichen, lagoteria Schmeichelei, Liebkosung um sich einzuschmeicheln, lagotero schmeichlerisch. Denn alle diese Ausdrücke kommen (s. Diez, II. S. 343) von dem gothischen bi-laigón belecken. An welches andere Geschöpf kann aber bei dieser Metapher gedacht sein, als an den Hund, der schmeichelnd seinem Herrn Gesicht und Hände leckt, ein Bild, das, wie es sich überall aufdrängt, weit verbreitet in den Sprachen ist, z. B. auch im alten Testamente sich findet.

Auffallend stimmt zu jenen provenz. und sp. Wörtern das it. lec-

---

(homme souple, artificieux, qui . . tache de faire venir les autres à ses fins. ibid.) entspricht.

Es fragt sich nur: Kommt der Eigenname vom Appellativ, oder das Appellativ vom Eigennamen? Wir haben uns für die erste Annahme entschieden. Die französischen Gelehrten scheinen der entgegengesetzten Ansicht zu sein. Bescherelle spricht es nicht gradezu aus, aber doch indirect, indem er in dem Artikel patelin zuerst den Eigennamen (mit den citirten Worten) behandelt und an zweiter Stelle das Appellativ. Das franz.-deutsche Wörterbuch von Mozin-Peschier aber sagt es ganz bestimmt, und ebenso Peschier in seinem Cours de littérature fr. pag. 28, wo es heisst: „Le nom du héros de la pièce est devenu le type de ces gens, qui étourdissant leurs dupes par de vaines promesses, usent de mille artifices pour arriver à leur fin: patelin, patelineur, patelinage expriment cette souplesse artificieuse" etc., und weiter: „Rien ne prouve mieux la puissance de l'invention et du génie que la creation de ces noms propres qui deviennent des symboles animés et vivans, des substantifs, des types" etc.

Diese Annahme ist aber ohne allen Zweifel falsch. Es heisst das die Sache auf den Kopf stellen. Wenn wirklich das Appellativ vom Eigennamen gebildet wäre, so müsste doch wieder gefragt werden: Was bedeutet denn der Eigennamen? Denn die Eigennamen haben ebenso gut ihre Bedeutung wie die Appellativen. Kann aber für den Eigennamen Patelin keine passendere Ableitung und Bedeutung gefunden werden, als die von uns gegebene, so müsste es doch mit sonderbaren Dingen zugegangen sein, wenn das Wort zuerst bloss als Eigennamen und dann erst als Appellativ gebraucht worden wäre. Hat einmal patelin gemäss seiner Abstammung die Bedeutung: sich einschmeichelnd wie ein Hund, so wird es nicht den Umweg durch den Eigennamen genommen haben, um ein Appellativ zu werden.

Dazu kommt nun noch die Erwägung, dass nichts natürlicher ist, als in einer Komödie einer Person, besonders der die Idee des Stücks vertretenden Hauptperson, als Eigennamen ein Appellativ zu geben, welches den Charakter der Person kurz ausspricht. Die Komödien Shakespears sind voll von solchen aus Appellativen gebildeten Eigennamen. Endlich enthält jene alte Komödie vom Patelin selbst den Gegenbeweis gegen die hier bekämpfte Ansicht. Que de patelineurs, sagt da einmal Maître Guillaume, als er die Familie des Advocaten Patelin um sich sieht. Eine solche Redeweise wäre unmöglich, wenn nicht schon zur Zeit, wo die Komödie geschrieben wurde, also bevor es überhaupt eine Komödie vom Patelin gab, patelineur, und also auch patelin, ein Appellativum, und zwar ein ganz volksthümliches Wort, worauf die Anspielung sofort verstanden wurde, gewesen wäre.

care, das eigentlich lecken heisst, aber auch schmeicheln bedeuten kann.

> Perocchè l'uno con tagliente unghione ha laniato il misero popolo, l'altro con lusinghevole lingua leccando l'ha munto di sangue.
> *Boccaccio, Ameto.*

Eine dritte Art, wie der Hund schmeichelt, ist das Wedeln mit dem Schwanze. Wir sehn dies Bild in dem englischen Verbum wheedle dazu verwandt, um schmeicheln auszudrücken.

Das Wort ist unser wedeln (ahd. wadalon), es hat jedoch im Englischen diese ursprüngliche Bedeutung gänzlich verloren und ist in die metaphorische schmeicheln aufgegangen, während es in jener Beziehung ersetzt wird durch wag the tail und fan (mit dem Fächer w.). Der Begriff schmeicheln hat sich hier aber noch weiter entwickelt zu dem von: beschwatzen zu etwas, durch Schmeichelei einem etwas entlocken, abschmeicheln, einen betrügen. *

> Jonny wheedled, threaten'd, fawn'd,
> Till Phillis all her trinkets pawn'd. *Swift.*
> His sire
> From Mars's forge sent to Minervas schools
> To learn the unlucky art of wheedling fools. *Dryden.*

> Worthless men and women to the very bottom of whose hearts he saw, and whom he knew to be destitute of affection for him and undeserving of his confidence, could easily wheedle him out of titles, places, domains, state secrets and pardons.
> *Macaulay, history of Engl.* I, cap. 2.

Dies ist eine Eigenheit des Englischen. Die romanischen Sprachen sind nicht darauf gekommen, eine derartige Metapher zu schaffen. Dagegen haben sie eine andere gebildet, die sich auch an das Spiel des Schwanzes knüpft.

Die Bewegungen des Hundes mit dem Schwanze sind bekanntlich sehr mannigfaltiger Art, fast so mannigfach, wie die Affekte, die ihn ergreifen können, da sie fast einen jeden derselben begleiten. Besonders ist es aber die Furcht und die Freude, die sich lebhaft darin aussprechen.

Es ist nun eine Eigenheit der romanischen Sprachen, dass sie die Bewegung und Haltung des Schwanzes, welche Furcht ausdrückt, näm-

---

* Es klingt komisch, wenn Sam. Johnson offen bekennt, er könne zu wheedle kein Etymon finden: of this word I can find no etymologie, though used by good writers. Die Sache erklärt sich einfach daraus, dass Johnson kein Deutsch verstand. Er, der grosse Gelehrte Englands, verstand Holländisch aber kein Deutsch. Es ist das eine charakteristische Thatsache für die geringe Verbreitung und Kenntniss unserer Sprache ausserhalb Deutschlands im vorigen Jahrhundert.

lich das Einziehn desselben, vor allem ins Auge fassen, und so den Furchtsamen überhaupt durch ein Wort bezeichnen, das von den romanischen Ausdrücken für Schwanz gebildet ist. Wir meinen das it. codardo, das sp. cobarde, ptg. cobarde, das fr. couard, das dann als coward ins Englische übergegangen ist, und die davon abgeleiteten Substantiva it. codardia, sp. ptg. cobardia, fr. couardise, egl. cowardice. Sie alle stammen von dem lat. cauda Schwanz (it. coda, sp. cola, fr. queue).

it. Quandunque voi avete pace e riposo, allora siete fieri, e in battaglia codardi. *Liv.*, *Marc. Adriani.*

Scipione disprezzava questo consiglio e chiamava Cato codardo. *Vit. Plut.*

sp. Seras magnanimo, sino te metieres en los peligros como loco, y los rezelares como cobarde.

Que aunque me llame la ocasion cobarde,
Mas vale errando arrepentirse presto
Que conocer los desengaños tarde.

fr. C'est un franc couard. — De vaillant fait couard, de fidèle traître. *Malherbe.* *

Es ist nun zwar in dem Worte selbst nicht gesagt, dass der Hund es ist, an dem jene Beobachtung gemacht wurde, und der hier zum Bilde dient. Auch andere Thiere tragen den Schwanz zuweilen eingezogen, z. B. der Löwe, der so dargestellt von der Heraldik als lion couard bezeichnet wird. Dagegen spricht sich bei keinem anderen Thiere die Furcht als Grund dieser Bewegung so deutlich aus als beim Hunde, und dazu ist es doch wohl natürlicher, dass dieses Bild von einem Hausthiere als von einem wilden Thiere entnommen ist. Zum Ueberflusse führen wir noch ein altes, dem XVI. Jahrhundert angehöriges Sprüchwort an, in welchem dem Hunde das Beiwort couard in dem Sinne von feig (den es bei lion nicht hat) beigefügt ist. Es lautet: Chien couart voir le loup ne veut. Le Roux d. Lincy, Prov. fr. I., pag. 105. **

---

* Das grosse portugiesische Wörterbuch von Raphael Bluteau leitet cobarde alles Ernstes aus dem Deutschen ab, und zwar von Kuh und Bart: derivase do Alemão Cou-bart, que val o mesmo que coração de vaca!!

** Wir sind in dieser Darstellung der bisher herrschenden Ansicht über die Ableitung der genannten Wörter gefolgt und halten sie für richtig. Sollte man jedoch dem Bedenken von Diez (Etym. Wb. I, S. 133), dass „diese Deutung etwas in das Wort lege, das sich streng genommen mit seinem Suffix nicht verträgt, indem codardo nur geschwänzt oder schwänzelnd heissen könnte, sie also in einen zu speziellen Sinn ausweiche", ein grösseres Gewicht beilegen, so halte man sich einfach an die als möglich zugegebene Bedeutung: schwänzelnd und interpretire diese nach dem Fingerzeige, den uns das kurz zuvor besprochene egl. wheedle gibt. Man kommt dann auf einem Umwege zu demselben Ziele, und braucht die angegebene Etymologie von codardo nicht aufzugeben. Unter jener Voraussetzung, dass

Eine dritte von der Sprache als Metapher gebrauchte Thätigkeit des Hundes ist das Bellen. Die Ausdrücke dafür sind: it. abbajare, fr. aboyer (beide von dem gleichbedeutenden lat. baubari mit der Präposition ad, ad-baubari), sp. ladrar, ptg. ebenso (vom gleichbedeutenden

---

codardo eigentlich schwänzelnd geheissen habe, würde dann die nächste daraus hervorgegangene metaphorische Bedeutung: schmeichelnd gewesen sein, ganz wie bei dem egl. wheedle, und aus diesem Begriffe hätte sich weiter der von feig ergeben. Beide Begriffe grenzen nahe an einander, da der Feige gern schmeichelt, und der Schmeichler in der Regel feig ist, ein feiger Schmeichler eine sehr geläufige Ausdrucksweise ist. Dazu weist uns aber das mit codardo synonyme it. poltro (entstanden aus dem ahd. polstar), das sowohl feige als faul bedeutet, in Verbindung mit dem oben besprochenen französischen calin, das sowohl faul und dumm als schmeichlerisch bedeutet, positiv darauf hin, dass die romanischen Sprachen die Begriffe feig, faul und schmeichelnd als leicht in einander übergehende behandeln.

Wenn ferner Diez als Zweifelsgrund gegen die Richtigkeit der gewöhnlichen Ableitung von codardo den Umstand anführt, dass in den Dichtern der Thierfabel dem Hasen der Namen Coart gegeben wird, so spricht dieses meiner Ansicht nach eher für jene Ableitung als dagegen. Nimmt man Coart in sinnlicher Bedeutung, so kann es freilich nicht „mit eingezogenem Schwanze“ heissen, sondern muss schwänzelnd bedeuten, und das würde dann eine Unterstützung der so eben erläuterten Ansicht sein, welche die Möglichkeit der gewöhnlichen Deutung von codardo bestreitet. Aber bei weitem richtiger, bei weitem mehr im Geiste der Thierfabel ist es, Coart im metaphorischen Sinne als Feigling zu nehmen. Denn, wie Grimm in seiner Mythologie S. 201 mit Recht hervorhebt, haben in der Thierfabel die Namen der Thiere eine auf ihr inneres Wesen sich beziehende Bedeutung. So heisst der Fuchs Renard, Reinhard, = reginhart, der im Rath Starke, der Kluge, Schlaue, d. h. er wird nach einem inneren Merkmale, nach seinem inneren Charakter benannt, während umgekehrt der Spanier, indem er ihn raposa (von rabo Schwarz) den stark Geschwänzten nennt, ihn nach einem äusseren Merkmale bezeichnet. Diesem Renard als Name des Fuchses in der Thierfabel würde es nun schlecht entsprechen, wenn Coart, als Name des Hasen, der Schwänzelnde, oder, wie Mahn will, der Kurzgeschwänzte bedeutete, da dies ein ganz äusserliches und noch dazu sehr wenig in die Augen fallendes Merkmal des Hasen ist. Dagegen ist Coart in der Bedeutung der Feigling eine völlige Parallele zu Renard in der Bedeutung der Kluge. Beide sind innere Charakterzüge, und der Hase ist durch das eine Wort: Feigling in seinem ganzen Wesen genau so bestimmt charakterisirt, wie der Fuchs durch das Wort: der Kluge.

Einen anderen Beweis, dass Coart schon in sehr alter Zeit, und so auch in der Thierfabel, die metaphorische Bedeutung: feig gehabt haben muss, bietet das synonyme provenzalische volpilh (feig, verzagt) mit dem davon abgeleiteten altfr. goupiller feige sich benehmen. Sein Etymon ist das lat. vulpecula Füchschen. Hier sehen wir also, wie dem Fuchse nicht etwa bloss das Beiwort feige gegeben wird, sondern wie sein Name gradezu in den appellativen Begriff feige in jeder Anwendung aufgeht. Dies scheint aber schon sehr früh der Fall gewesen zu sein, da schon in der lex Salica (also im 5. Jahrhundert) vulpecula als Schimpfwort vorkommt (si quis alterum vulpeculam clamaverit). Um wie viel näher liegt es aber den Hasen einen Feigling zu nennen als den Fuchs, der im Vergleich mit jenem tapfer zu nennen ist. Nun heisst aber der Hase auch Coart, dies Wort bedeutet

lat. latrare) egl. bark (vom ags. beorcan). Es ist nun interessant zu beobachten, wie die übertragenen Bedeutungen, die sich von diesen Wörtern gebildet haben, uns den bellenden Hund in all den verschiedenen Affecten vorführen, die ihn zum Bellen veranlassen können, in allen ausgenommen die Freude.

Der aus Zorn und Bosheit bellende Hund erscheint in der am nächsten liegenden Metapher: keifen, Jemanden auszanken, ausschelten, und der nahe sich daran anschliessenden: heftig tadeln, heruntermachen, angreifen.

Sp. ladrar: Ladren contra Lucano los Scaligeros, hijo y padre, que antes se quebraron los dientes que se los hinquen. *Quevedo.*
Ladreme el perro y no me muerda, ein Sprüchwort, dem genau das portugiesische: Ladreme o cão, não me morda, entspricht.
Victoria, que se debió principalmente á la sabia Religion Dominica, cuyo zelo ladró con ardiente elocüencia contra las calumnias.
Cienfuegos, V. d. Borja.

It. abbajare und canata lautes Ausschelten, dare una canata Jdn. laut ausschelten, welches letztere, obgleich es wörtlich bloss eine Thätigkeit des Hundes ausdrückt, doch ohne allen Zweifel auf den bellenden Hund zu beziehn ist.

Io stava come l'uom che pensa e guata
Quel ch'egli ha fatto, et quel che far conviene,
Po' che gli è stata data una canata. *Berni, rime.*
abbajare gli scritti, le composizioni altrui.

Fr. aboyer: ab. ses domestiques auszanken, aboyer après qn, jemandem nachschreien, ce medisant aboie tout le monde, après tout l. m.

Nous avons de tous cotés des gens qui aboient après nous (die uns heruntermachen). *Molière, Scap.*
Jean Jacques en nouveau Diogène aboie à nos beautés (greift an, bekrittelt). *Voltaire, ep.*
Qui ne peut mordre, si abaye. *Villon.*
Je te prie, sans plus m'aboyer, que tu penses de me payer.
Patelin.
Aussi l'avocat, qui plaidye les causes, raisons et moyens, pourvu qu'il aie la main garnie, sera pour les deux aboyans.
Coquillard.

Egl. bark: This man barks always at me. —
Vile is the vengeance on the ashes cold,
And envy base, to bark at sleeping fame. *Fairy Queen.*
The envious barking of your saucy tongue
Against my lord. *Shakespeare.*

---

feige und kommt in dieser Bedeutung schon im 11. Jahrhundert vor (Pour tout l'or Deu ne volt estre cuard. Chant de Rol. Mais li cohart n'i auront pardon. Ronc.), also wird es aller Wahrscheinlichkeit nach auch als Namen des Hasen in der Thierfabel keine andere Bedeutung gehabt haben.

Dem entsprechend haben die Substantiva it. abbagliatore, fr. aboyeur, egl. barker (alle eigentlich Beller) die Bedeutung Verleumder.

It.: A cui Aldobrandini disse: Va via, credi tu, che io creda agli abbagliatori? *Boccaccio.*

Fr.: C'est un terrible aboyeur. — Quelque Fredon vient l'entamer de sa dent mercenaire, à l'aboyeur il reste abandonné. *Voltaire.* Ce critique n'est qu'un aboyeur (Keifer, Schreier).

Egl.: But they are rather enemies of my fame than me, these barkers. *Ben Jonson.* *

Das zornige, fast unablässige Bellen der kleinen Hunde nennen wir kläffen, der Franzose j a p p e r , das ein Naturausdruck zu sein scheint. Aus unserem Kläffen ist das it. c a l e f f a r e entstanden. Es heisst aber nicht mehr, wie sein Etymon, bellen, sondern hat ausschliesslich die metaphorische Bedeutung verspotten = burlare, beffare (also hier derselbe Vorgang wie beim egl. wheedle).

E mi pare strano, che ciò possa essere, e credea, che tu caleffassi: Dice Giannino: io non ho da caleffare. *Sacchetti, Nov.*

Es liegt auf der Hand, dass die Entwicklung dieser Metapher aus dem Begriffe des Bellens ganz übereinstimmt mit den so eben erörterten Bedeutungen von abbajare etc. Denn verspotten und ausschelten, tadeln sind nahe an einander grenzende Begriffe.

Eine andere, mildere Metapher ist aber aus dem eben genannten fr. japper hervorgegangen, nämlich die: Worte mit lauter Stimme häufig wiederholen (also ungefähr dasselbe wie criailler), eine Bedeutung, welche an diejenige erinnert, welche it. abbajare bei Dante Inf. 7, 43 hat: Assai la voce lor chiaro l'abbaja (laut aussprechen).

Semblable au chien dont la vorace dent
Saisit enfin le lièvre qui s'échappe,
Il tourne, il crie, il pleure, il jappe. *Voltaire.*
Monsieur l'abbé vif comme un papillon
Jappe des vers qu'il prit à la pipée. *J. B. Rousseau.*

Steht der Angegriffene zu hoch, als dass der Angreifer oder Verleumder ihm schaden könnte, so gebrauchen die romanischen Sprachen, ebenso wie die deutsche, das Bild von dem Hunde, der den Mond anbellt: it. a b b a j a r e l a l u n a, fr. a b o y e r à l a l u n e, sp. l a d r a r á l a l u n a, ptg. l a d r a r á l u a.

fr. plus la lune brille, plus le mâtin aboie.

---

* Die häufig niedrigen Motive des Tadels, insbesondere die Bestechlichkeit so vieler Kritikaster, wird hübsch in dem französischen Sprüchworte gezeichnet:

Au chien qui d'aboyer s'égeule,
Jette un bon os en la gueule,
Incontinent il se taira. (XVI. sec.)

fr. C'est un chien, qui aboie à la lune.

it. La luna non cura l'abbajar dei cani, was genau unser Sprüchwort ist: „Was kümmert es den Mond, wenn die Hunde ihn anbellen;“ während das französ.: La lune n'a rien à craindre des loups, an die Stelle des Hundes den Wolf setzt.

Auf dasselbe Bild möchte sich wohl die französische Redensart beziehn: vouloir prendre la lune avec les dents, eigentlich: den Hund mit den Zähnen fassen wollen, wie der den Mond anfletschende Mond es zu wollen scheint, d. h. sich an etwas Unmögliches wagen.

Der mit Gebell etwas verlangende oder verfolgende Hund erscheint in der Bedeutung: heftig verfolgen, welche das sp. ladrar in den beiden Redensarten hat: el estomago ladra (genau unser: der Magen knurrt) und ladrar à la oreja de alg. (eig. an das Ohr Jds. bellen) Jemanden mit Bitten so lange bestürmen, bis er sie gewährt, und das fr. aboyer après qch. überhaupt haben kann.

Tous ces creanciers aboient après lui. Aboyer après une place, après une succession.

Qui n'aboie et n'aspire après l'or du Perou? *Regnier*, *sat.* III.

Il delibera de contenter un jeune homme pauvre, son fidèle ami, aboyant après les richesses. *Montaigne.*

A si grande chose, comme à l'empire de Constantinople, poés (= pouvez) croire que mout i en avait aboans et envians.

Villehardouin.

Im Englischen wird der Begriff verfolgen nicht bark, sondern dem vom Substantivum dog gebildeten Verbum dog beigelegt.

I have dogged him like his murderer. *Shakesp.*

Sorrow dogging sin. *Herbert.*

I have been persued, dogged and way-laid through several nations and even now scarce think myself secure. *Pope.*

Damit endlich auch das Bild des ohne alle äussere Veranlassung, bloss aus Aufgeblasenheit und Dünkel oder im Vollgefühl seiner Würde vor Haus und Hof spektakulirenden Hundes im Gebiete unserer Sprachen nicht fehle, kann das it. abbajare auch prahlen bedeuten.

Chi troppo abbaja, empie il corpo di vento. —

E va pur dietro abbajando e gridando
Incontro a Bradimante e ad Orlando. *Berni*, *Orl.*

Siate voi chiari dunque; o lasciatelo abbajare, o farvene beffe.
Giunti, *Trinuzia.*

An die Auffassung des Bellens, welches dieser letzten Metapher zu Grunde liegt, lehnt sich sehr nahe diejenige an, welche sich in einem über unser ganzes Gebiet in überraschender Uebereinstimmung verbreiteten Sprüchwort ausdrückt. Es sagt: „Der Hund, welcher bellt, beisst nicht“ und lautet:

it. Can che abbaja, non morde mai, oder poco morde.

und in etwas anderer Fassung:

Can de pagliajo abbaja e sta discosto (der Hund vom Strohschober, d. h. der Dorfköter bellt und hält sich in der Entfernung).

altsp.: De can que mucho ladra, nunca d'el vos temades.

sp.: Perro ladrador, nunca buen mordedor.

ptg.: Cào que ladra, não morde (das Umgekehrte von: Cão que não ladra, guarda della).

fr.: Chien qui aboie ne veut mordre, und

Chacun chien qui aboie, ne mort pas. (XIII. s.).

egl.: Barking dogs bite not.

Der viel bellende Hund erscheint also hier als der Miles gloriosus, als der feige Bramarbas, welcher mit seiner Stärke und seinem Muthe prahlt, aber sofort ein chien couard wird, wenn er sieht, dass Ernst gemacht wird.

Hiermit haben wir schon den Uebergang zu denjenigen Metaphern gemacht, welche sich auf das Beissen des Hundes beziehn. Bellen und Beissen sind die beiden Hauptlebensäusserungen des Hundes, sie gehören so gewisser Massen zusammen, und die Sprache liebt es sie als Parallelen zu behandeln. Daraus können wir schon im voraus vermuthen, dass auch diejenigen Verba, welche beissen bedeuten, als Metaphern dienen. Und dem ist so.

Wie in dem engl. Sprüchwort: If you cannot bite, never show your teeth, durch bite jegliche Art von feindseligem Verhalten, in Wort und That, offen und geheim, allegorisch angedeutet ist, so wird das it. mordere, das sp. morder, das fr. mordre, das egl. bite als Metapher in dem Sinne von: angreifen mit Worten, und von verleumden gebraucht (also ähnlich wie abbajare, ladrar etc.).

It.: Riprenderannomi, morderannomi, lacerannomi costoro. *Boccaccio.* Nè ancor dar materia agl' invidiosi presti a mordere ogni laudevol vita. *Daselbst.*

In der weitern Bedeutung: quälen, verletzen steht it. mordere nur poetisch:

E quando il dente longobardo morse
La santa Chiesa, sotto alle sue ali
Carlo magno, vincendo, la soccorse. *Dante, Par.* 6, 94.

Con quanti denti questo amor ti morde. *Dante.*

Finchè mi sani 'l cuor colei che 'l morse. *Petrarca, Canz.* 6.

Sp.: Aqui no has miedo, que te muerdan ni te dañen los invidiosos. *Villalobos.*

Volvió despues de su muerte y mordía con pasquínes (Pasquille) sus hazañas. *Fuenmayor.*

Otro hombre mordaz temió, que sus delitos no estarian seguros debajo de gobierno justo. *ibid.*

No me pareció, que estabamos seguros de sus mordaces lenguas. *Saavedra, Rep.*

Ptg.: Que os não morde este escrupulo na alma. *Vieira.* Maltratado de peçonha e mordeduras que lhe fazia. — Hum engenho naturalmente mordaz.

Fr. Pour mordre le prochain, une vieille bouche édentée de devote vaut mieux que les bonnes dents de la belle jeunesse. —

Esprits de dernier ordre,
Qui n'étant bons à rien, cherchez surtout à mordre,
Vous vous tourmentez vainement. *La Fontaine.*

(In diesen beiden Stellen: verleumden, allgemeiner in folgder.)

Pour faire la guerre il faut mordre,
Et qui mord, peut être mordu. *Arnault.*

Egl.: Each poet with a different talent writes,
One praises, one instructs, another bites. *Roscommon.*

Es liegt nun zwar hier ebenso wenig wie oben bei codardo ausgesprochen, dass die Metapher von dem Hunde entnommen ist. Aber schon wenn wir bedenken, dass dem so eben gedachten englischen Sprüchworte: If you cannot bite, never show your teeth, obwohl der Hund nicht genannt ist, doch offenbar das Bild des Hundes zu Grunde liegt, wie aus einem Vergleiche mit dem genau übereinstimmenden italienischen: Can ringhioso e non forzoso, guai alla sua pelle, (d. h. wer droht ohne Macht, nehme seine Haut in Acht) hervorgeht, können wir nicht umhin, bei jenen Ausdrücken an den Hund zu denken. Sollte jedoch noch der geringste Zweifel sein, so wird er völlig gehoben durch die Erwägung, dass schon im Lateinischen mordere die Bedeutung angreifen hatte, die italienischen, spanischen und französischen Ausdrücke also aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem schon fertigen lateinischen Ausdrucke hervorgegangen sind, dieser aber vom Hunde entnommen ist, wie die Metapher e l o q u e n t i a c a n i n a als Bezeichnung einer bissigen Redeweise, unwiderleglich beweist.

Ehe der Hund im Zorne beisst, pflegt er seine bösen Absichten dadurch anzuzeigen, dass er die Zähne zeigt, sie fletscht, und bei geringerem Grade von Zorn lässt er es bei dieser Andeutung, beissen zu wollen, bewenden. Er beisst nicht, sondern fletscht bloss die Zähne. Auch von diesem Bilde haben alle unserer Betrachtung vorliegenden Sprachen Gebrauch gemacht, aber nicht alle für denselben Begriff.

Beim Lateiner ist die metaphorische Bedeutung von r i n g i (die Zähne fletschen) sich erzürnen (= stomachari, indignari, translatum a canibus latrantibus. Forcellini.).

Ringeris quoties aliquem in fastis saepius legeris. *Seneca, ep.* *

---

* Bei Horaz, epist. 2, 2, 126:
Praetulerim scriptor delirus inersque videri,

Die drei romanischen Sprachen, das Sp., It., Fr., verbinden mit ihren Ausdrücken für das Zähnefletschen: it. mostrare i denti, sp. mostras dientes, fr. montrer les dents, denselben Begriff, nämlich den: sich muthig Jemandem widersetzen, stimmen also ganz mit unserm: „Jdm. die Zähne weisen“ überein.

It.: Tale gente furono per natura vile e codarda, cacciare dietro a chi fugge, e dinanzi si dilegua a chi mostra i denti.
Matteo Villani.

L'oltracotata schiatta, che s'indraca
Dietro a chi fugge, ed a chi mostra il dente
Ovver la borsa, com' agnel si placa. *Dante*, *Par.* 16, 115.

Sp.: Parte de ellos son cobardes y parte animosos y atrevidos, pero en mostrandoles dientes no saben por donde huir.
Ovalle, hist. d. Chile.

Fr.: Tellement qu'il faisait le maître,
Parmi les autres prétendants
Qui n'osaient lui montrer les dents. *Scarron.*

Das egl. show the teeth heisst aber drohen (threaten):

Where the law schows her teeth, but dares not bite,
And South-See treasures are not brought to light. *Young.*

Aus dem so eben besprochenen mordere sind noch mehrere Ausdrücke entstanden, die das Bild des Hundes in der Sprache, wie wir es bisher verfolgt haben, gleichsam vervollständigen. Von mordere hat das Lateinische ein Substantiv morsus gebildet. Es bedeutet nicht nur das Beissen, den Biss, sondern auch das, womit man beisst, das Gebiss, die Zähne. Aus morsus ist nun das it. muso, das fr. museau, und das egl. muzzle hervorgegangen, indem, wie es nicht selten geschieht, r ausfiel und das lange o in u verwandelt wurde (morsus — mōsus — muso, wie deorsum — deosum — giuso) und die Bedeutung Gebiss ging über in die nahe liegende: Schnauze, Maul. Nach dem glaubwürdigen Zeugnisse des Wörterbuchs der Acad. della Crusca (Propriamente la bocca del cane dagli occhi all' estremità delle labbra), desjenigen von Valentini (Diz. ital. tedesco) und Mozin (Dict. des l. franç. et alem.) ist die noch immer erkennbare, ursprüngliche Bedeu-

---

Dum mea delectent mala me, vel denique fallant,
Quam sapere et ringi.

heisst ringi den Mund zu einem gezwungenen Lächeln verzerren, gezwungen, grinsend lachen, was in auffallender Weise an das gleichbedeutende fr. rire au bout des dents und an das egl. laugh from the teeth outward erinnert, insofern ringi gleich montrer les dents und show one's teeth ist, und sowohl beim Zähnefletschen als beim gezwungenen Lachen nur der untere Theil der Zähne blossgelegt wird (le bout des dents, the teeth outward), während beim aufrichtigen, herzlichen Lachen die Zähne vollständig bis zum Zahnfleisch sich zeigen.

tung des Wortes Hundeschnauze, und das stimmt wieder auffallend überein mit unserer letzten Erörterung über den metaphorischen Gebrauch von mordere. In weiterer Bedeutung ist der Ausdruck nicht nur auf andere Thiere, besonders die dem Hunde ähnlichen, wie Fuchs und Dachs, angewandt, sondern auch auf den Menschen, zunächst und vorzugsweise in tadelndem oder spottendem, dann aber auch in bloss scherzhaftem Sinne. Ersteres in Ausdrücken, wie das it. muso duro gleich faccia tosta ein unverschämtes Gesicht;* fare il muso, alzare il muso das Maul hängen, ein verdriessliches Gesicht machen, torcere il muso ein Maul ziehn, den Mund verzerren, die Nase rümpfen.

> Quindi sentimmo gente che si nicchia
> Nell' altra bolgia, e che col muso sbuffa. *Dante*, *Inf.* 18, 103.
> Ed a lor disdegnosa torce il muso. *D. Purg.* 14, 48.
>
> Si forte le veniva del cencio, che altro che torcere il muso non faceva.
> *Boccaccio*, *Dec.* VI, 8.

Letzteres in französischen wie: on lui a donné sur son museau, man hat ihn aufs Maul geschlagen, un casse-m. ein Faustschlag ins Gesicht,

> Qu'avait-il besoin d'aller montrer son museau?

und in Redensarten wie c'est un joli museau, elle a un joli museau, sie hat ein hübsches Lärvchen, wofür der Italiener den zierlicheren Ausdruck hat: un bel musetto, un bel musino.

> Che n'è, che n'è di quel musin di minio,
> Di quel mio musin d'or, musin di gemme?
> *Michelang. Buonarotti*, *Fiera.*

Ebenso wird das egl. muzzle gebraucht:

> But ever and anon turning her muzzle toward me, she threw such a prospect upon me, as might well have given a surfeit to any weak lovers stomach. *Sidney.*

In dieser Bedeutung von Gesicht hat muso viele Sprösslinge getrieben: it. musare Maulaffen feil haben, müssig sein, fr. muser tändeln, die Zeit vertändeln, egl. muse über etwas brüten, nachdenken;

> It: Ma tu, chi se' che in sullo scoglio muse? *Dante*, *Inf.* 28, 43.
> Chè sta colui a musare? — Mentrechè noi musiamo, ella se ne corre oltre. *Seneca*, *Pistole.*
>
> Fr.: Pendant le parlament, et qu'ils musaient sur leurs suretés. *Montaigne.* Ne faire que muser. **

---

* Bestimmter ist die Beziehung auf den Hund ausgesprochen in dem synonymen viso cagnazzo ein hässliches, ein abscheuliches Gesicht; beide erinnern an das gr. κυνῶπις.

** Bescherelle nimmt als Etymon von muser das deutsche Musse oder das lat. Musis vivere an!

Egl.: On this he mused within his thougtful mind. *Dryden.*
If he were silent, he mused upon some dangerous plot. *Sidney.*
Caesars father oft, when he hath mused of taking kingdoms in, bestowed his lips on that unworthy place. *Shakespeare.*
Do not muse at me, I have a strange infirmity. *Macbeth.*

ferner das fr. amuser, eigentlich ein Causativum von musare, muser, also mit der Bedeutung: machen, dass Jemand seine Zeit verliert, vertändelt, einen hinhalten, woraus dann die von unterhalten, belustigen hervorgegangen ist;

Je descendis très-heureusement au bas du bastion, qui avait quarante pieds de haut, la corde entre les jambes. Un valet de chambre, qui est encore à moi, amusa mes gardes (beschäftigte) en les faisant boire. Ils s'amusèrent eux-mêmes à regarder un jacobin qui se baignait, et qui de plus se noyait. *Card. de Retz.*
(Hier beide Bedeutungen dicht zusammen.)

ferner it. musone ein Duckmäuser, fr. musard Maulaffe, musarderie.

C'est un vrai musard. — Le café était rempli d'une foule d'oisifs de tout genre, grands amateurs de cafés, de spectacles, de nouvelles et de tout ce que la musarderie recherche pour tuer le temps qu'elle ne sait pas employer. *De Ségur.* *

Eine Ableitung von muso, die uns an diesem Orte besonders interessirt, ist it. musoliera, fr. muselière, egl. muzzle Maulkorb und das Verbum fr. museler den Maulkorb anlegen, woraus die Metapher entstanden ist: Jemandem das Maul stopfen: Il faudrait museler ce calomniateur. Aehnlich das egl. Verbum muzzle:

My dagger muzzled
Lest it should bite its master and so prove,
As ornaments oft do, too dangerous. *Shakesp.*

Im Spanischen heisst der Maulkorb bozal (vom lat. bucca Backen, Mund, wovon auch it. bocca, fr. bouche, gleichsam bucceale). Dies Wort ist bemerkenswerth wegen der seltsamen, bunten Reihe von Metaphern, die sich daraus entsponnen hat, und, wie wir schon in der Einleitung hervorhoben, besonders in der chaotischen Unordnung, worin Booch-Arkossy sie aufführt, verwirrend wirken. Folgendes scheint mir die Reihenfolge zu sein, worin sich diese Begriffe aus einander entwickelt haben, und daher am natürlichsten sich zusammenordnen lassen.

---

* Im Altfranzösischen ist musard gern mit fol (närrisch) verbunden, „Ha fol musart, musart (närrischer Maulaffe) vous y estes deceu“ redet der heilige Ludwig seinen Liebling Joinville an, als dieser ihm auf seine Frage, was er vorziehe: „être mezeau et ladre (faul und aussätzig) ou avoir commis et commettre un pechié mortel,“ keck erklärt hatte, dass er „aimeroie mieulx avoir fait trente pechés mortels qu'estre mezeau.“

An die Grundbedeutung 1) Maulkorb schliesst sich zunächst die 2) Halfter, (auch im Lateinischen bedeutet dasselbe Wort, capistrum, Halfter und Maulkorb); an diesen Begriff 3) der: aus Afrika neu angekommener Schwarzer (wahrscheinlich daraus entstanden, dass solche Schwarze wegen ihrer Wildheit gefesselt waren und an Halftern geführt wurden); 4) dieser Begriff wurde verallgemeinert und verflacht zu dem: neuer Ankömmling aus einer der weniger gebildeten Provinzen Spaniens, und 5) dieser wieder verallgemeinert zu dem: neu angekommen überhaupt. Endlich entwickelte sich aus dem ad 3) angeführten Begriffe noch eine zweite Reihe von Begriffen, nämlich 6) (vom Pferde gesagt) ungebändigt, noch nicht zum Reiten und Fahren abgerichtet (wie der afrikanische Neger noch nicht zum Arbeiten); 7) ungeübt (wie dieser selbe), unerfahren, ungeschickt; 8) ein Neuling, Lehrling.

Zu dem besonders wichtigen Begriffe ad 3) von dem alle weiteren bis 8) herrühren, folgende Beispiele:

> No pueden pasar á ninguna parte de las Indias ningunos Negros, salvo los bozales recien trahidos de sus tierras. *Recopilacion d. l. leyes d. Indias.*
>
> Para los Negros de Guinea bozales y barbaros llevan cuentecitas, dijes y cascabeles (Kinderschmuck und Schellen). *Math. Aleman, V. d. Guzm. d. Alfarache.*

Zu dem Begriffe ad 8):

> Guardaos, señor conde, de encomendar vuestras tierras a bachilleres bozales que vienen de Salamanca. *Guevara, epist.*

Wir haben diese Bedeutungen hier ausführlich gegeben, einestheils des Wortes selbst wegen, anderentheils aber um an einem Beispiele zu zeigen, welche seltsamen Entwicklungen und Verkettungen der Begriffe bei der Ausbildung der Metaphern vor sich gehn können, so dass man oft am Ende der Reihe keine Spur mehr von dem Anfange entdecken kann.

Den bisher besprochenen Ableitungen von muso fügen wir noch eine Zusammensetzung mit diesem Worte bei, die von einem grösseren Interesse ist, nämlich it. camuso, fr. camus, beide mit der Bedeutung: stumpfnasig, plattnasig.

> L'esser camuso, cioè avere il naso piatto e schiacciato. *Varchi.*
> E sotto due occhi del mezzo dei quali il non camuso naso in linea diritta discende. *Boccaccio, Ameto.*

Im Zusammenhange unserer Darstellung ergibt sich die Deutung dieses Wortes mit Leichtigkeit. Camuso, camus kommt ebenso von canis

und muso, wie das oben von uns besprochene cagot von canis und Gothus, und bedeutet also eigentlich Hundeschnauze und hundeschnäuzig. Dass canis in diesem Falle Genitiv, in cagot aber Nominativ ist, erscheint unerheblich, da der Genitiv im Italienischen und Altfranzösischen auch vor dem regierenden Substantiv stehn kann, und sowohl vor wie nach demselben in der alten Sprache sogar das Genitivzeichen di, de entbehren kann (vgl. afr.: pro Deu amur, prv. pel Dieu comandamen, nfr. à coeur joie). Die Richtigkeit dieser Ableitung wird über jeden Zweifel erhoben durch das mit camuso ganz gleichbedeutende sp. braco, das Bracke und stumpfnasig heisst, also die Entstehung der zweiten Bedeutung aus dem Namen des Hundes, aus Bracke, unzweideutig ausspricht.

Seltsam ist es zu sehn, dass Diez auf diese so nahe liegende Ableitung nicht kommt (Etym. Wb. I, S. 107). Er will camuso von dem keltischen cam gekrümmt ableiten, bemerkt jedoch: „Da indessen ein Nominalsuffix us nicht vorkommt, so muss es, vielleicht unter Einwirkung von Muso (Schnauze) in einer Entstellung seinen Grund haben.“ Wir können nicht umhin, hier wieder, wie oben bei casnard, darauf hinzuweisen, welchen Nachtheil es bringt, die Metaphern nicht in dem Zusammenhange, worin sie durch die Identität der zu Grunde liegenden sinnlichen Objecte stehn, aufzufassen. *

III.

Die Sprache fasst nicht nur die Eigenschaften des Hundes im Allgemeinen ins Auge um sie zu Metaphern zu verwenden, sondern auch diejenigen, welche die eine Hundeart vor der anderen besitzt und sie von den anderen unterscheidet. Wie der Hund im Allgemeinen sich in der Sprache spiegelt, so auch die einzelnen mit bestimmten Charakteren hervortretenden Hundearten. Uns bleibt also jetzt noch

* Das provenzalische camus bedeutet dumm, einfältig: Per que ieu tenc tot hom per camus, Cum repren so qu'els sabens an en us. *Carbonel de Marseille.* Ara m diguatz, Catalanes camus, On es lo pretz que soliatz aver. *Ranols d'Apt.* Es ist dies eine zweite Metapher, die sich aus der ersten: stumpfnasig, entwickelt hat, indem man von der Beobachtung ausging, dass die stumpfe, platte Nase meistentheils Mangel an Verstand andeutet, die Stumpfnase insbesondere die Nase des Kindes ist, weshalb wohl kindisch (niais) die passendste Uebersetzung von pr. camus sein möchte.

übrig, über diejenigen Metaphern zu sprechen, die sich auf die einzelnen Hundearten beziehn.

Voran steht da der Haushund oder Kettenhund. Er heisst übereinstimmend it. mastino, sp. mastin, fr. mâtin, egl. mastiff. Es ist dies eigentlich der schönste Name, der Ehrenname des Hundes. Denn er kommt von der alten Wortform, woraus das it. magione, das fr. maison. das egl. mansion hervorgegangen ist, vom lat. mansio Wohnung (dies von manere bleiben, wohnen): mansionata — mansionatino — mastino, und bedeutet demnach: der Hausgenosse, der Hausfreund. *

Er hat also grosse Aehnlichkeit mit einem altdeutschen Ausdruck für Hund, dem hovawart, d. h. der den Hof des Herrn bewahrt, der Schützer des Hofes (Lex Bajavar, 19. Grimm: Geschichte der deutsch. Spr. I. S. 87), und anderer Seits mit dem Ehrennamen, den Shakespeare in jener bekannten Stelle des Macbeth, welche die englischen Hundearten aufzählt (Act. III, Scene 1) ** dem Haushunde gibt, nämlich the house-keeper, der Hüter des Hundes.

Leider hat auch dieser hübsche Ausdruck eine übertragene Bedeutung bekommen, worin, gemäss dem Unstern, der über das Schicksal des Hundes in der Sprache waltet, wieder nur auf die Schattenseite des Haushundes, seine Grobheit, reflectirt wird: sp. mastin und fr. mâtin heissen auch der Grobian, der Lümmel, ebenso wie diese Bedeutung auch auf fr. pataud (Küchenhund) übergegangen ist.

sp. Fulano es un mastin. — fr. C'est un mâtin, un gros, un vilain mâtin. — Cet homme est bien pataud.

---

* Keine Ausnahme von dieser Bedeutung, sondern nur eine grössere Specialisirung derselben ist es, wenn mastin im Spanischen (mit oder ohne den Zusatz de ganado) auch Schäferhund heisst, und diess die ausschliessliche Bedeutung des portugiesischen mastim ist. Es liegt hierin eine hübsche Erinnerung an die ältesten Zustände der Gesellschaft, an die des Nomadenthums, wo das Haus auf einem Wagen stand (vgl. die oben am Anfange angeführte Stelle: domus plaustris impositas canes defendunt) und ein und derselbe Hund sowohl das Haus als die Heerde bewachte. Eine andere Erinnerung daran ist der Schäferkarren, als das Haus auf Rädern, und dazu passt mastin und mastim als Name des Schäferhundes vortrefflich.

** Ay, in the catalogue you go for men,
As hounds, and grey-hounds, mongrels, spaniels, curs,
Shoughs, water-rugs, and demi-wolfs, are cleped
All by the name of dogs: the valued file
Distinguishes the swift, the slow, the subtle,
The house-keeper, the hunter, every one
According to the gift, which bounteous nature
Hath in him clos'd etc.

Eine etwas allgemeinere Bedeutung scheint der französische Ausdruck in dem Sprüchwort zu haben:

Qui chien s'en va à Rome.
Mastin s'en revient. (XV. s.)

Mastin ist hier gleichsam der Superlativ von chien, d. h. der Superlativ aller schlechten Eigenschaften (wie gr. *κύνταρος* von *κύων*).

Auch das egl. mastiff kann in ähnlicher Weise gebraucht werden, wie in folgender Stelle bei Shakespeare:

Then rank Thersites opes his mastiff jaws,
We shall hear music, wit and oracle.

Auf eine besondere Klasse der Haushunde, nämlich den Hund des Gärtners, bezieht sich ein Sprüchwort des Ital., Span., Portg. und Frz., das wir nicht umhin können zu erwähnen wegen der auffallenden Uebereinstimmung. Es heisst:

It.: Can del ortolano non mangia la lattuga e non la lascià mangiar agli altri.
Sp.: El perro del hortolano que ni come las berzas ni las deja comer.
Ptg.: Cão de palheiro nem come nem deixa comer.
Frz.: Il est comme le chien du jardinier, qui ne mange point de choux et n'en laisse point manger aux autres.

und ist von demjenigen gesagt, der das, was er selbst nicht geniessen kann, auch Anderen nicht gönnt.

Eine andere Art der Haushunde, die hier noch genannt zu werden verdient, ist der Spitz: it. can lupo und botolo, sp. perro lobo, fr. roquet, egl. pommeranian dog. Er zeichnet sich bekanntlich durch sein häufiges und heftiges Bellen aus, wird auf Dörfern, besonders solchen, die an Heerstrassen liegen, viel gehalten und belästigt dort durch seine wüthenden Anfälle die vorbeireisenden Fremden und ihre Pferde. Passend nennt daher Voltaire bissige tadelsüchtige Recensenten les roquets de l'Helicon:

Tous ces roquets de l'Helicon
De tes dogmes fameux ont la tête farcie;

was an den Ausspruch Göthes erinnert:

Schlagt ihn todt, den Hund,
Es ist ein Recensent.

Dante bezeichnet die Aretiner als böse Spitze, die streitsüchtiger sind, als ihre Fähigkeit zu schaden erlaubt (Purg. 14, 46):

Botoli trova poi, venendo giuso,
Ringhiosi più che non chiede lor possa.

(eine vortreffliche Charakterisirung dieser Hunde)

und Friedrich der Grosse nennt sich selbst einmal ein gutes Postpferd, das unbekümmert um das Kläffen der Dorfköter seinen Weg macht:

> J'ài appris avec l'âge à devenir bon cheval de poste, je fais ma route et ne m'embarrasse point des roquets qui aboient en chemin.

Eine vom Haushunde hergenommene Metapher scheint auch in dem kühnen und seltsamen französischen Ausdrucke sortir entre chien et loup, mit der Bedeutung: zwischen Tag und Dunkel, in der Dämmerung (am Morgen oder am Abend) ausgehn, zu stecken und wollen wir ihn daher an diesem Orte besprechen. Es ist eine sehr alte Redeweise, denn sie findet sich ganz übereinstimmend im Provenzalischen, z. B.

> Entre ca e lop, a la fi del jorn.
> *Cat. dels apost. de Roma, fol.* 150. (*Raynouard*).

Dieser Umstand gibt einen Fingerzeig um die Erklärung zu finden.

Es ist an einfache ländliche Zustände des Mittelalters zu denken, wo die Heerde den werthvollsten Theil des beweglichen Besitzes ausmachte und alle Wälder voll von Wölfen steckten. Der Beschützer der Heerde ist der Hund, der Feind der Heerde ist der Wolf. Hund und Wolf sind die grimmigsten Gegner und werden gern von der Sprache als Gegensätze behandelt, z. B. in dem schon angeführten Sprüchwort: Chien couart voir le loup ne veut, und dem gleichbedeutenden: A mauvais chien on ne peut montrer le loup. Wolf und Hund theilen sich daher auch in die Herrschaft des Tages. So lange die Sonne scheint, herrscht der Hund; so bald die Nacht anbricht, beginnt die Herrschaft des räuberischen Wolfes und sie dauert, bis die Morgenröthe ihn wieder in das Dunkel der Wälder verscheucht.

So vertritt denn der Wolf die Nacht, und im Gegensatze zu ihm, sein Feind, der Hund, den Tag, und darum heisst: zwischen Hund und Wolf ausgehn (sortir entre chien et loup) zwischen Tag und Dunkel, in der Morgen- oder Abenddämmerung ausgehn. Jeden Falls gehört diese Metapher zu den kühnsten, die es gibt. Aus dem Gebiete des Französischen wüsste ich ihr nur eine zweite an die Seite zu stellen: faire quelque chose moitié figue, moitié raisin (halb freiwillig, halb gezwungen etwas thun), wovon später. Sie ist vom Französischen auch in das Portugiesische übergegangen und lautet dort: entre o cão e o lobo.

Die ganze Redensart entre chien et loup wird übrigens auch mit vorgesetztem Artikel substantivisch gebraucht, z. B. von Mad. de Sévigné an zwei Stellen:

> Je crains l'entre chien et loup, quand on ne parle pas. J'éclaircirai autant qu'il m'est possible, l'entre chien et loup de nos bois. *

Für den Jagdhund, zu dem wir jetzt übergehen, gibt es allgemeine und specielle, die Art bezeichnende Namen. Ueber jene: it. cane da caccia, sp. perro de monte, ptg. cão de caça, r. chien de chasse, egl. hunting-dog, in der angeführten Stelle aus Shakesp. the hunter, hound, sporting-dog, ist nichts besonderes zu bemerken, ausser dass der italienische Ausdruck einfach durch cane in dem Falle vertreten wird, wenn dieses Spion bedeutet, da diesem Ausdrucke offenbar das Bild des Spürhundes zu Grunde liegt.

> Aveano molti cani, cioè spioni, che sempre erano pen Firenze o per pigliare o per spiare. *Boccaccio.*
> E fra l'altre l'ultima che li cacciò, fu che egli era preso un lor cane che avea imbolato. *Cronic. Morelli.*

Wenn, wie das Wörterbuch der Akademie zu Madrid es anführt, in der spanischen Gaunersprache (germania) mastin den Häscher (criado de justicia) bedeutet wie das it. bracco, so ist damit der Hund doch auch wohl als Spürhund gemeint, falls der Ausdruck nicht bloss im Allgemeinen Verachtung ausspricht, und so zu dem am Anfange vom I. Kapitel besprochenen gehört.

Unter den speciellen hieher gehörigen Bezeichnungen interessiren uns besonders die für den Windhund und die für die Bracke. Was den ersteren betrifft, so wird er in den meisten romanischen Sprachen als der Jagdhund schlechthin, und noch bestimmter als der Hund der Hasenjagd bezeichnet. Er heisst nämlich it. levriere (neben veltro **

---

* Einer anderen Ansicht über die Entstehung dieser Redensart ist Littré (Wörterb. d. franz. Spr.). Er glaubt die Dämmerungsstunde werde darum entre chien et loup genannt, weil man dann wegen der Dunkelheit nicht unterscheiden könne zwischen Hund und Wolf, und umschreibt demnach jenen Ausdruck mit den Worten: quand le jour est si sombre qu'on ne saurait distinguer un chien d'avec un loup. Man braucht aber eigentlich kein Wort darüber zu verlieren, um das Weithergeholte und völlig Willkührliche dieser Deutung näher darzulegen. Entre chien et loup heisst zwischen Hund und Wolf, und von dem „nicht unterscheiden können" zwischen beiden findet sich auch nicht die geringste Andeutung in den Worten, es wird völlig willkührlich hineingetragen. Unsere Erklärung hingegen schliesst sich enge an die Worte an, und gelangt zu ihrem Ziele einfach durch die Auffassung der Worte als Metaphern.

** Als Bild von Dante, Inf. 1, 101, gebraucht:

> Molti sono gli animali, a cui s'ammoglia
> E più saranno ancora, infin che il Veltro
> Verra, che la fara morir di doglia.

Die Erklärer sind aber über die Deutung im Zweifel.

von lat. vertagus), sp. lebrel, ptg. cão de lebres, fr. levrier, alle diese Wörter aber kommen von dem lat. lepus, und zwar von einem daher abgeleiteten Adjectiv leporarius (sc. canis). Auch der gebräuchlichere spanische Ausdruck für Windhund, g a l g o, bedeutet ursprünglich dasselbe: Hasenjagd-Hund. Denn er stammt von (canis) gallicus (gallischer Hund), der c a n i s g a l l i c u s galt aber schon den Römern als Hund für die Hasenjagd, vgl. Ovid. met. I, 533:

> Ut canis in vacuo leporem quum Gallicus arvo
> Vidit et hic praedam pedibus petit, ille salutem.

und Martial. epigr. III, 47:

> Leporemque laesum Gallici canis dente.

Der Windhund zeichnet sich bekanntlich gegenüber den anderen Hundearten sehr zu seinem Nachtheil dadurch aus, dass ihm die beiden Haupttugenden des Hundes, die Treue und die Wachsamkeit, in auffallendem Grade mangeln. Auf diese Eigenthümlichkeit beziehn sich mehrere bildliche Ausdrücke, die sich im Spanischen mit galgo gebildet haben, z. B. folgende: vender el galgo á uno (eigentlich: Jemandem den Windhund, d. h. eine schlechte, mit inneren, heimlichen Fehlern versehene Sache verkaufen) mit der Bedeutung: Jemandem einen Betrug spielen; el que nos vendio el galgo der wegen seiner schlechten Handlung wohl bekannte, der wohl bewusste; echale un galgo hole ihn der Teufel.

> La viuda y el que nos vendió el galgo, digo el bien hadado del novio (der glückliche Bräutigam), se dieron sendos remorquetes (Stichelreden). *Quevedo, cuent.*
>
> De la regla dicha exceptuo los ojos de mi amigo el ojimel (der Sauer-Süsse), el sobrino del hermano del cura el que nos vendio el galgo. *La Picara Justina.*

Aus dem Portugiesischen gehört das Sprüchwort hieher:

> Nem en tu casa galgo, nem a tua porta fidalgo.

Da etwas Aehnliches sich in den verwandten Sprachen nicht findet, so möchte es wohl nicht zu gewagt sein, in diesen spanischen Ausdrücken eine Eigenthümlichkeit von Land und Leuten zu sehn, in ihnen ein Zeugniss zu finden, dass der Windhund in Spanien besonders häufig ist.

Der Bedeutung Mühlstein, welche das Femininum g a l g a (Windhündin) hat, scheint eine obscöne Auffassung zu Grunde zu liegen. Wenigstens weist die Bedeutung des it. cagnaccia (meretrix), die gleiche

das egl. bitch, und die obscöne Bedeutung, welche it. macinare (mahlen) haben kann (z. B. bei Boccaccio, decam. III, 6), mit Bestimmtheit darauf hin.

Von den Ausdrücken der anderen Sprachen für Windhund hat noch das fr. levrier eine metaphorische Bedeutung, und zwar die von Häscher und Spion (als Spürhunde betrachtet) wie it. cane und bracco.

> La justice a mis ses levriers aux trousses du fripon. — Prenant les personnes qui étaient avec moi, pour des levriers de la justice. *Le Sage.*
>
> Quand j'aime, je suis fou en diable. Je n'ai pas la patience de mettre aucun levrier d'amour en campagne. *Ghérardi.*

Früher hiessen die Gerichtsdiener levriers du bourreau (Windhunde des Henkers).

Der englische Ausdruck für Windhund ist grey-hound, und dieser ohne Metapher.

> Th' impatient grey-hound, slipt from far
> Bounds o'er the glebe to catch the fearful hare. *Dryden.*

Was die Bracke betrifft, so bezeichnen die von dem deutschen Worte Bracke (ahd. braccho) abstammenden romanischen Ausdrücke: it. bracco, sp. braco, prov. brac, fr. braque nicht bloss speciell die Hundeart der Bracken, sondern auch den Jagdhund, Spürhund im Allgemeinen. Unter den von diesen Wörtern gebildeten Metaphern ist die ursprüngliche, engere Bedeutung zu erkennen in dem spanischen Adjectiv braco stumpfnasig (da diese Eigenschaft den Bracken auszeichnet).

> Calló el alcaide infernal su ronco, su braco hocico. *Pantaleon.*

ferner in dem französischen Ausdrucke: c'est un braque, das ist ein Wildfang, da er offenbar nach dem sinnlichen Ausdrucke: il est fou, étourdi comme un braque, er ist närrisch wie ein Bracke (nach unserer Ausdrucksweise, er ist pudelnärrisch), gebildet ist; und in der italienischen Redensart: sciorre i bracchi (eigentlich die Bracken loskoppeln) mit der Bedeutung: „Jemandem die Wahrheit derb und grade heraussagen" und „Albernheiten sagen."

> Ognuno ha a scappucciare (irren, einen Bock schiessen) una volta e sciorre un tratto i bracchi. *Salviati.*

Der weitere Begriff wiegt vor im it. braccare nachspüren und in der Bedeutung Häscher, welche it. bracco hat (der die Verbrecher ausspürt).

Nichtmetaphorische Ableitungen von bracco sind fr. braconnier der Wilddieb und braconner wilddiebern.

Eine besondere Art der Bracken wird it. segugio genannt, gemeiniglich mit Spürhund übersetzt. Das Wort stammt von Segusium, dem alten Namen der Stadt Susa in Piemont, woher diese Hunde gekommen sein sollen. Auch segugio wird in einem ähnlichen metaphorischen Sinne gebraucht wie it. bracco und braccare.

> Il traditore si credeva tormi la preda, la quale tanto fa io ho seguitato coi segugi dei miei pensieri. *Bern. Giunti, Trinuzia*, I, 2.

Wir haben hier noch zweier eigenthümlicher metaphorischer Redensarten des Französischen zu gedenken, die sich auf den Jagdhund im Allgemeinen beziehn, ohne dass jedoch dieser als das zu Grunde liegende Bild ausdrücklich genannt wäre, nämlich être âpre à la curée und être aux abois.

Der erstere Ausdruck bedeutet: auf Gewinn, Beute begierig sein und ist der alten Jägerei entnommen. Curée ist das s. g. Jägerrecht, d. h. der den Hunden gebührende Antheil an dem erlegten Wilde. Nachdem er ausgeworfen war, pflegte man die Hunde eine Zeit lang davon zurückzuhalten (was defendre la curée hiess), wurde er ihnen endlich freigegeben, so stürzten sie sich mit um so grösserer Gier darauf los. Dies konnte dann als passendes Bild für grosse Gier auf Beute und Gewinn benutzt werden.

> Le ministre se mit à rire en me voyant si âpre à la curée.
> *Le Sage, Gil Blas.*

Warteten die Hunde nicht so lange, bis ihnen das Jägerrecht gegeben wurde, so hiess dies faire la curée, z. B. du lièvre. Auch dies wurde in einem ähnlichen metaphorischen Sinne wie der vorhergehende Ausdruck gebraucht: sich gierig worauf stürzen.

> Mais, comme je vous dis, la griffe est là-dessous;
> Et ce sont vrais satans, dont la gueule alterée
> De l'honneur féminin cherche à faire curée.
> *Molière, école d. f. III*, 1.

Was die Ableitung des Wortes curée betrifft, so nimmt Bescherelle (in seinem Wörterb. der fr. Spr.) cor Herz als Etymon an, Littré aber cuir Leder „parceque la curée se donnait dans un cuir.“ Hat man zwischen diesen beiden Auslegungen zu wählen, so scheint mir die erstere den Vorzug zu verdienen, weil im Altfranzösischen das von cor gebildete courée und corée die Eingeweide der Brust, Herz und

Lunge, bedeutete und das Jägerrecht meistens in diesen Eingeweiden bestand. * Vielleicht ist aber weder das eine noch das andere richtig, sondern curée von dem englischen cur (unser Köther), wovon schon oben die Rede war, abzuleiten. Eine Unterstützung findet diese Annahme in der Erwägung, dass die Engländer von je her Meister in dem waren, was sie sport nennen. Leugnen lässt sich freilich nicht, dass curée wieder ins Englische zurückgewandert, beziehungsweise dort aufgenommen und zu quarry geworden ist. Dergleichen Hin- und Herwanderungen der Wörter sind aber nicht ungewöhnlich.

Die andere metaphorische Redensart: être aux abois bezieht sich ursprünglich auf den erlegten, dem Tode nahen Hirsch, welchen die Meute der Jagdhunde von allen Seiten umbellt (abois von aboyer bellen). Nach Massgabe dieses Bildes bedeutet sie: aufs Aeusserste gebracht sein, nahe daran sein zu erliegen.

> Les assiégés étaient reduits aux derniers abois. —
> Unissons ma vengeance à votre politique,
> Pour sauver des abois toute la republique.
> *Corneille*, *Sert.* I, 3.
>
> Dès que j'y veux rêver, ma veine est aux abois.
> *Boileau*, *Sat.*

Sie ist auch ins Englische übergegangen und lautet dort to stand at bay (der Anlaut a ist abgefallen), woraus sich dann noch die andere Phrase entwickelt hat: to keep one at bay einen in Furcht halten.

> This ship, for fifteen hours, sate like a stag among hounds at the bay, and was sieged and fought with, in turn, by fifteen great ships. *Bacon*, *War w. Spain*.
>
> Nor flight was left, nor hope to force his way,
> Emboldened by despair, he stood at bay.
> *Dryden.*
>
> We have now for ten years together turned the whole force and expense of the war, where the enemy was best able to hold us at bay. *Swift.*

Wir sahen oben, dass die Bulldogge der nationale Hund des Engländers ist. Dem entspricht es nun, dass auch das „karrikirte Miniaturbild der Dogge," der Mops, pug, nur im Englischen als Metapher ver-

---

* Auch in der gespensterhaften Novelle des Boccaccio, Decam. V, 8. gibt der Ritter, nachdem er die Jungfrau getödtet hat, seinen Hunden gleichsam das Jägerrecht, das aus dem Herzen und den daran hangenden Eingeweiden besteht: e il cavaliere messo mano a un coltello, quello aprì nelle reni e fuori trattone il cuore e ogn' altra cosa dattorno, a' due mastini il gittò: li quali, affamatissimi, incontanente il mangiarono.

wandt wird. Der Engländer spricht von einem pug-face einem Mopsgesicht, einer pug-nose einer Mopsnase (erinnert an sp. braco, it. camuso, fr. camus), und my pug (mein Mops) ist ihm neben my duck (meine Ente) ein gern gebrauchtes Liebkosungswort, wie uns mein Mäuschen (auch im Egl. früher my mouse, jetzt veraltet), wie dem Franzosen ma biche (meine Hindin), mon chat, ma chatte (meine Katze), wie dem Spanier mi oislo (entweder: mein Schäfchen — ovicellus, oder mein Vögelchen — avicellus, worüber später). *

Eine zweite Hundeart, die nur dem Engländer Veranlassung zur Bildung von Metaphern geworden, ist der Wachtelhund, spaniel, fr. épagneuil, von Hispaniolus, also eigentlich der spanische Hund. Während im Italienischen und Französischen, wie wir sahen, der Hund schlechthin als Schmeichler gilt, so verbindet der Engländer diesen Begriff ausschliesslich mit dem Wachtelhunde. Es geht dies aus den Bedeutungen hervor, die folgende Ausdrücke haben: the spaniel der Schmeichler, to spaniel schmeicheln, spaniel-like kriechend, schmeichelnd, spaniel-fawning kriechende Schmeichelei.

> I mean sweet words
> Low crooked courtsies, and base spaniel fawning.
> *Shakesp.*
>
> I am your spaniel and Demetrius,
> The more you beat me, I will fawn on you. *Shakesp.*

Mit den beiden letzten Ausdrücken, dem Wachtelhund und dem Mops, haben wir schon das Gebiet derjenigen Hunde betreten, die im Allgemeinen Schoosshunde genannt werden. Die französische Sprache hat für Schoosshund drei Ausdrücke: bichon, babiche, chien de manchon. Der letzte erklärt sich daraus, dass zur Zeit Ludwigs XV. sehr kleine Schoosshündchen bei den Damen Mode waren, die sie in ihrem Muffe (manchon) tragen konnten, und ist übergegangen ins Portugiesische als cão de manga.

Babiche ist wahrscheinlich ** aus barbiche entstanden, und dies aus barbe (wie fr. barbet Pudel, it. barbone ebenso), bedeutet also eigentlich: der zottige Hund.

> Vous perdez pour une babiche
> Des pleurs qui suffiraient pour racheter un roi. *Voiture.*

---

* Tiek übersetzt oislo im Don Quijote mit: meine Alte. An was für eine Etymologie mag er wohl dabei gedacht haben? — Dem Italiener fehlt ein ganz entsprechendes, d. h. aus der Thierwelt genommenes Wort. Er hat nur das farblosere: piccina mia, la mia cara piccinina (meine Kleine).

** Nach der Annahme von Fritsch, siehe Diez Etym. Wb. II, S. 217.

Das altfr. biche (kleine Hündin) ist entweder eine Abkürzung von babiche oder stammt von dem ags. bicce (woher egl. bitch). Letzteres ist das Wahrscheinlichere. Von biche ist nun das neufr. bichon gebildet. Es wird in übertragener Bedeutung als Schmeichelwort für Kinder gebraucht: Viens ici, mon bichon, wie das von demselben biche abgeleitete bichette für junge Mädchen: Ma bichette, allons nous promener, und in der Komödie auch für alberne Liebhaber und Greise: Qu'est-ce que tu dis, bichette?

Eine Weiterbildung von bichon ist bichonner und heisst: zierlich herausputzen.

> Elle aime à bichonner sa petite fille.
> Il est ridicule qu'un jeune homme passe une heure à se bichonner.

Wie nun hiernach dem Franzosen das Schoosshündchen als der Stutzer, die Zierpuppe unter den Hunden erscheint, so ist es dem Engländer der junge Hund als solcher. Einer der Ausdrücke, die er hat, um diesen zu bezeichnen, ist puppy. Es ist das fr. poupée Puppe, woraus auch das gleichbedeutende egl. puppet gebildet ist. Dass nun die gedachte Anschauung: wie eine Puppe geputzt, in puppy vorliegt, darauf deutet der Umstand hin, dass dies Wort ebenfalls die Bedeutung Stutzer, Zierbengel hat.

> I shall laugh myself to death a this puppy-headed monster, a most scurvy monster. *Shakespeare.*

Es könnte jedoch wohl sein, dass die Metapher auf einem anderen Wege entstanden ist, dass der junge Hund als Spielzeug der Kinder Puppe genannt wurde, oder auch gradezu als Spielzeug der Damen, d. h. als Schoosshündchen, in welchem Falle dann puppy trotz derselben Bedeutung, in der Anschauung nichts mit fr. bichon gemein hätte, da bichonner die Metapher von bichon ist, puppy aber in den beiden Bedeutungen zwei Metaphern von poupée in sich vereinen würde. Als eine Hindeutung auf die letztere Art der Entstehung könnte folgende Stelle aufgefasst werden:

> He talks as familiarly of roaring lions,
> As maids of thirteen do of puppy dogs. *Shakespeare.*

Der Italiener hat für Schoosshund die Ausdrücke cagnetto, cagnolino, cagnolinetto, d. h. er begnügt sich, um den Begriff auszudrücken, mit der Diminutiv-Form, während der Spanier, der Portugiese und der Engländer mit uns übereinstimmen, dass sie den Begriff Schooss zur Bildung des Ausdruckes verwenden: sp. perro faldero, perro de falda, auch falderillo, mit oder ohne perrico, perrito, perrillo; ptg: cão fraldeiro, fraldisqueiro; egl. lap-dog. Die einem anderen Stamme angehörigen italienischen Wörter für Schoosshund cucciolo, cuccolino, nehmen gewisser Massen eine mittlere Stellung zwischen beiden Klassen von Ausdrücken ein, da sie als Adjective klein bedeuten, durch ihre Abstammung aber an cucco den Nestling, Liebling, das Schoosskind erinnern.

Von diesen Ausdrücken nun hat bloss das sp. faldero eine an das fr. bichon erinnernde metaphorische Bedeutung. Faldero heisst ein Mann der Frauengesellschaft liebt (se llama el hombre que gusta de estar entre mugeres).

Das erste der genannten italienischen Wörter, cagnetto, ist buchstäblich das fr. chenet. Die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes ist also auch Hündchen. Sie ist aber ganz verloren gegangen und nur die Metapher: Feuerbock, Brandbock (d. i. die eiserne Unterlage in den Kaminen, auf welche das Holz gelegt wird, damit es besser brennt) ist geblieben. Zu dieser Bedeutung ist chenet ohne Zweifel gekommen wegen der Aehnlichkeit des Geräthes mit einemHunde. Eine Parallele und zugleich einen Beweis für die Richtigkeit der Ableitung bieten das portugiesische caens da chemine: Hunde des Kamins (férros que sustentan a lenha no lar. Bluteau.), und das egl. dog, das neben der ursprünglichen auch genau die Bedeutung von chenet hat.*

Ein zweiter Gegenstand, der nach der äusseren Aehnlichkeit mit dem Hunde bezeichnet worden, ist der Hahn an der Flinte, der it. cane, sp. can (und gatillo Kätzchen), ptg. c ˜o, fr. chien heisst, während der Engländer ihn in Uebereinstimmung mit uns cock heisst; und ein dritter die Taschenpistole im Spanischen: sie heisst cachorro, dessen ursprüngliche Bedeutung gemäss seiner Abstammung vom lat. catulus junger Hund ist.**

---

* In formeller Beziehung ist chenet interessant, weil darin die ursprüngliche Form von chien uns erhalten ist. Das ist Diez entgangen. Er sagt in seiner Grammatik d. Rom. Spr. I, S. 137: „Auffallend ist chien. Canis musste chain, nach Analogie von panis pain, ergeben. Entweder ist i bloss euphonisch beigefügt, wie in einigen anderen Wörtern (lieu für leu), oder das fem. chienne, welches aus cania entstehen konnte, wie Guienne aus Aquitania, hat auf das Masculinum eingewirkt." Es liegt der erstere Fall vor, oder vielmehr es ist eine Brechung des aus ai entstandenen e in ie vor sich gegangen: Canis wurde wirklich regelrecht zu chain, man schrieb aber chen, wie man essieu für aissieu (axiculus), und wie man umgekehrt blaireau (der Dachs) für bléreau (von blé Getreide, der Getreidesammler) schrieb. Den Beweis dafür enthält eins der ältesten Denkmäler der französischen Sprache, das dem 11. Jahrhundert angehörige Rolandslied. Dort heisst es (Ch. de Rol. III.): Vous lui durrez (= donnerez) ours et lions et chens. Die Form chien erscheint zuerst im 12. J. H.: (Mult par fu fel, orrible et chien. Benoit, Chron. I, 348.) und bleibt dann die einzig gebräuchliche. Das ältere chen (= chain) erhielt sich aber in dem Diminutiv chenet.

** Eine andere Metapher von cachorro ist die Bedeutung: starker wohlgenährter Knabe:

Real cachorro y pampano suave
Es este infante, en tierna edad dichoso. *Gongora, son. her.*

ähnlich wie egl. whelp (junger Hund) auch Sohn bedeutet:

The young whelp of Talbots raging brood
Did flash his pung sword in Frenchmen's blood. *Shakespeare.*

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

H. E. Bonnell, Auswahl deutscher Gedichte systematisch geordnet im Anschluss an ein Lehrbuch der Poetik. Berlin, Carl Habel. 1870. 27 Bogen. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Es tritt jetzt mehr denn je an vielen Orten das Bestreben auf, die Deutschen mit ihren Classikern bekannt zu machen. Viele Ausgaben der Werke unserer Dichter erscheinen, Literaturgeschichten werden verfasst, deutsche Lesebücher für höhere Bildungsanstalten und Volksschulen herausgegeben, Bibliotheken emsig durchsucht in der Absicht, etwas Deutsches zu finden, was druckwürdig ist, Commentare geschrieben und Poetiken verfasst: alle diese Bestrebungen wollen nichts, als dem Deutschen das Deutsche zugängig machen. Dass die Poetik vielfach zum Verständniss eines Gedichtes führt, dass die Form eines Gedichtes bekannt sein muss, wenn der Inhalt desselben recht verstanden werden soll, wird niemand läugnen. Den sichersten und zugleich erfreulichsten Weg — so weit mir bekannt ist — zur Erlernung der Formen der Gedichte gibt uns das oben angeführte Werk von Bonnell. Es zerfällt in zwei Bücher, deren erstes „die Sprachform," zweites „die Arten der Dichtkunst" überschrieben ist. Im ersten Buche wird in zwei Abschnitten „Wort und Wendung," dann „Vers und Reim" behandelt: dort lernen wir genau die von den Dichtern gebrauchten Tropen und Figuren kennen, hier gibt uns der Verfasser eine sorgfältige Lehre des Reimes, der einzelnen Versmasse (Trochäus, Jambus, Dactylus, Anapästus) und der Strophen und zwar der Nibelungenstrophe, der antiken, romanischen und orientalischen Strophen. Das zweite Buch gibt die Arten der Dichtkunst und theilt ein in lyrische, epische und dramatische Poesie mit anerkennenswerther Genauigkeit. Dabei haben wir hier nicht etwa ein blosses rubrikmässiges Arbeiten, sondern ein wissenschaftliches Verarbeiten des Stoffes.

Dasjenige, was dem Buche einen bedeutenden Vorzug gibt vor andern Werken ähnlicher Art, wie da sind die von Gottschall und Kleinpaul, deren Vorzüge nicht gering angeschlagen werden dürfen, ist die reiche Auswahl der zu den einzelnen Figuren und Dichtungsarten gegebenen Beispiele; sie ist so bedeutend, dass der Verfasser sie mit in den Titel aufgenommen hat, während doch die Poetik den Faden für die Folge der Gedichte abgibt. Die aufgenommenen Gedichte sind unstreitig die schönsten Ergebnisse der deutschen Muse; sie machen die Lektüre des Buches zu einer ausserordentlich angenehmen und genussreichen. Besonders vertreten sind Goethe, W. Müller, Platen, Rückert, Schiller, Uhland.

Nur zu leicht spannt eine Poetik, die in unmittelbarer Aufeinanderfolge die vielen Tropen u. s. w. bringt, ab, man legt das Buch nach der Lectüre der ersten Seiten fort und benutzt es nur hin und wieder zum Nachschlagen. Bonnell hat der Langeweile durch geschickte Einfügung längerer Gedichte, die mit den besprochenen Formen im Zusammenhang stehen, vorgebeugt: sie sind schöne Ruhepunkte, wie p. 12—25, 97—107. Das Werk würde demnach verlieren, wenn die Gedichte sämmtlich zusammengestellt wären, wie von anderer Seite gewünscht ist. So verdient das Buch berücksichtigt zu werden von den Lehrern der Anstalten, an denen Poetik gelehrt wird, und wo dies nicht der Fall ist, wird man es den Schülern der mittleren und oberen Klassen höherer Bildungsanstalten als vorzügliches Bildungsmittel empfehlen können.

Nur wenige Bemerkungen möchte ich noch hinzufügen, die vielleicht zur Verbesserung des Buches in zweiter Auflage beitragen könnten. Es würde entschieden gut sein, wenn neben den Bezeichnungen der Tropen u. s. f. in deutschen Lettern die griechische oder dieselbe in lateinischen Lettern mit Bezeichnung der Quantität der Silben stände, damit der Unterschied zwischen *o* und *ω*, *ε* und *η* hervortritt, z. B. p. 36 zu Symploké etwa symplŏké oder *συμπλοκή*, zu Epanodos (p. 32) etwa epánŏdos *ἐπάνοδος*. Auf p. 78, wo vom Reime die Rede ist, vermisse ich die Eintheilung der Reime nach ihrer Stellung in gekreuzte, verschränkte u. s. w. Reime. Man findet dergleichen Ausdrücke zu häufig gebraucht, als dass man sie entbehren könnte. Hinreichendes gibt hierüber Fr. W. Rückert in seiner deutschen Metrik p. 9—12. Noch mehr Werth würde das Werk bekommen, wenn in demselben hin und wieder auf das Altdeutsche hingewiesen wäre, wenigstens p. 122 bei der Erklärung der Nibelungenstrophe. Für das Paradoxon (p. 47) scheinen mir die Beispiele etwas matt; mir fiel ein, was mir besser schien, Heine's:

> Ich aber lag am Rande des Schiffes
> Und schaute träumenden Auges
> Hinab in das spiegelklare Wasser u. s. f.
> Aber zur rechten Zeit noch
> Ergriff mich beim Fuss der Capitain
> Und zog mich vom Schiffsrand
> Und rief ärgerlich lachend:
> „Doctor, sind Sie des Teufels?"

Ebenso passt wol hierher das bekannte Gedicht Heine's: „Sternlos und kalt ist die Nacht" mit seinem paradoxen: „Und ich bitte Dich, koche mir Thee mit Rum." — Ich wunderte mich auf p. 3 zu finden: „Die wiener und berliner Possen," während nothwendig „die Wiener und Berliner Possen" zu schreiben war, ebenso wie in anderen derartigen Beispielen. Der Verfasser scheint hier „Wiener und Berliner" für Adjektiva zu halten, da es doch in der That Genitive von Substantiven sind; dieser irrthümlichen Meinung begegnet man zu oft, deshalb glaubte ich ihrer erwähnen zu müssen. Es ist stets zu schreiben: Strassburger Münster, Potsdamer Strasse, Pariser Platz, Oranienburger Thor, Merseburger Sprüche, Berliner Schulen, Kieler Sprotten u. s. w. In allen angeführten Beispielen ist kein attributives Adjektiv zu dem Substantiv getreten, sondern ein Genitiv, der nach altdeutscher Weise vorangesetzt ist, wofür wir jetzt sagen würden: die Strasse der Potsdamer, die Schulen der Berliner u. s. w. Dieselbe Bildung findet sich noch in: Brüder Strasse, u. s. f. Dagegen heisst es: Lange (nicht er), breite Strasse.

Diese wenigen Mängel — wenn ich das Angeführte also bezeichnen darf — verschwinden in der Menge des Vorzüglichen, das uns in dem Buche geboten wird.

Landsberg a. d. W. C. Burmann.

Beiträge zur Völkerkunde aus Wort und Lied. Acht Abhandlungen und erweiterte Vorträge ethnographisch-linguistischen Inhalts nebst einer Sammlung von über 100 Dichtungen in zwanzig Sprachen und Dialekten, im Urtexte nebst metrischer Uebersetzung in den Original-Versmassen von Dr. August Boltz, Professor. Oppenheim am Rhein, Verlag von Ernst Kern 1868.

Angenehme Unterhaltung, belehrende Anregung und Erweiterung der literarischen und anthropologischen Anschauungen sind nach des Verf.'s eignen Worten der Zweck dieser Schrift. Das Buch soll und will also kein specifisch gelehrtes sein und wenn wir diesen Umstand in Betracht ziehen, so können wir die Frage, ob der gestellte Zweck erreicht ist, wohl ohne Rückhalt bejahen; denn obgleich die Arbeit nicht allzuviel an positiv Neuem bringt, so ist doch bei den verschiedenen behandelten Gegenständen das vorhandene Material meist immer ebenso vollständig wie geschickt benutzt und oft in so selbstständiger Weise reproducirt, dass bei dem grossen Reichthum und der Mannichfaltigkeit des Stoffes wohl selten Jemand das Buch aus der Hand legen wird, ohne seine Kenntnisse nach der einen oder der andern Seite hin erweitert zu haben. Ein einheitlicher Plan durchzieht das Ganze nicht, die verschiedenen Abhandlungen stehen fast ausnahmslos in keinem innern Zusammenhang unter einander; doch bildet jedes Glied dieser nur äusserlich aneinandergereihten Kette ein in sich abgeschlossenes, mit warmer Hingabe ausgeführtes und durch schöne äussere Form sich auszeichnendes Ganze.

Was nun den Inhalt betrifft, so theilen die ersten vier Aufsätze einige Resultate der Sprachvergleichung mit: I. handelt von Himmel und Erde, II. von Gott und Mensch, III. von Dorf und Stadt und zwar werden die Benennungen für diese und ihnen naheliegende oder untergeordnete Begriffe mit ihren Etymologien und Bedeutungen durch die verschiedenen indogermanischen Sprachen verfolgt. In IV wird unter Anlehnung an Pott's vergleichende Grammatik und vergleichendes Wörterbuch der Zigeunersprache nachgewiesen, dass die Zigeuner Arier und Hindu aus der Gegend des Sindhu, des Indus, sind, die sich vielleicht lange unter den Afghanen aufgehalten haben und dann immer weiter nach Westen vorgedrungen sind.

V. giebt eine metrische Uebersetzung des „Heldenliedes vom Heereszuge Igor's gegen die Polowzer", des ältesten russischen Sprachdenkmals aus dem XII. Jahrhundert. VI. handelt über das altrussische Heldenlied im Vergleiche mit der Arthursage. Das altrussische Heldenlied wird repräsentirt durch zwei Dichtungen 1) das Lied vom Zuge Igor's gegen die Polowzer (aus dem XII s.). 2) Der Sagencyclus von Wladimir und dessen Tafelrunde (jünger). Ein Rückblick auf die älteste Geschichte Russlands zeigt, dass dort dieselben politischen und socialen Verhältnisse geltend waren, welche das Entstehen der Sage vom König Arthur und seiner Tafelrunde bedingt hatten. Wir werden es also sehr erklärlich finden, dass nach dem Grundsatze „gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen" eine jener Sage durchaus ähnliche Sage sich bildete, emporblühte und dann poetisch behandelt wurde, nämlich die von Wladimir und seiner Tafelrunde. Der Cyclus besteht gegenwärtig aus 12 Liedern oder Sagen, deren jede die Darstellung irgend eines bedeutendern Faktums enthält und zwar 1—10 Heldenthaten einzelner Recken von der Tafelrunde, 11 eine Episode aus Wladimir's Privatleben, 12 die Tafelrunde unter Vorsitz des Königs auf der „hellen Burg zu Kiew." Die Lieder sind, obwohl mehr als 200 Jahre nach dem Uebertritt der Russen zum Christenthum verfasst, noch voll heidnischer Elemente und unterscheiden sich von den in vieler Beziehung ähnlichen Romanen von König Arthur namentlich dadurch, dass sie des zarten Frauencultus des

Abendlandes, sowie dessen ritterlicher Gebräuche gänzlich baar sind. Das Lied vom Zuge Igor's gegen die Polowzer ist im Gegensatz zu denen von der Wlademirsage streng historisch und gewährt einen tiefen Einblick in die staatlichen, religiösen, militärischen, geselligen und intellectuellen Verhältnisse der Russen des 12. Jahrhunderts. VII und VIII sind literarische Essays und zwar das erstere über drei russische Dichterinnen, die Reichsgräfin Helene Rostópschina, Frau Caroline von Pavlowna und Frl. Elisabeth Kulmann; das zweite über die neuprovenzalischen Dichter der Gegenwart: Jasmin oder Jansmin aus Agen, Roumanille, Mistral und endlich Theodore Aubanel aus Avignon. Nach trefflichen Einleitungen über die Entwickelung der beiden betreffenden Literaturen werden die Bilder der behandelten Dichter und Dichterinnen in kurzen treffenden Zügen uns vorgeführt, ihre Verdienste hervorgehoben und das Ganze wird durch geschickt übertragene Stellen aus den betreffenden Dichtungen schön illustrirt.

IX. Das sicilianische Volkslied. Vorangeht eine interessante Abhandlung über das Volkslied im Allgemeinen, dessen 4 characteristische Merkmale:

1) vage Melancholie, Sentimentalität,
2) Liebe zum Wunderbaren, Uebertreibung der Wirklichkeit,
3) Frohsinn, Freude, masslose Ausgelassenheit bis zur Zotenhaftigkeit,
4) Spott, Zorn, Rache, traditionelle und politische Anspielungen,

sich auch mehr oder weniger bei dem sicilianischen Volksliede vorfinden. Den letzten Theil des Buches bilden die „Beiträge zur Weltdichtung," metrische Uebertragung verschiedener Dichtungen aus 21 fremden Sprachen und Dialekten, die mit grosser Gewandtheit und feinem Sinn in den Originalversmassen wiedergegeben sind.

Von kleinern Versehn, die uns beim ersten Blick aufgefallen sind, möchten wir gern folgende entfernt wissen: p. 13 wird der Dichter des Hel. (doch wohl Heliand) ein Angelsachse genannt. p. 196 der Name des grossen Romanisten in Bonn: Dietz geschrieben.

Kiel. Dr. A. Stimming.

Die handschriftlichen Gestaltungen der chanson de geste „Fierabras" und ihre Vorstufen von Dr. Gustav Gröber. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1869.

Diese Schrift hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Original der zahlreichen Bearbeitungen des Fierabras im Provenzalischen, Französischen, Italienischen, Englischen und Deutschen zu finden oder wenigstens ihm möglichst nahe zu kommen. Der Gang, den die Arbeit zu diesem Zwecke nimmt, ist etwa folgender:

Im ersten Theile wird zunächst untersucht, in welchem Verhältniss die erhaltenen altfranzösischen Handschriften, die der Verf. a b c d D und E nennt, zu einander und zu der provenzalischen Bearbeitung P stehn. Alle Handschriften zerfallen zunächst in 2 Hauptgruppen, die erste von P repräsentirt, der sich ein von David Aubert i. J. 1458 gegebenes Argument der Fierabrassage und das von Paul Heyse veröffentlichte, poema del rei Fierabraccia" anschliessen, während die zweite von sämmtlichen französischen Manuscripten gebildet wird. Das unterscheidende Merkmal ist eine Episode zu Anfang der Erzählung, die sich nur in der ersten Gruppe findet und in P 561 Verse umfasst. Jede Gruppe muss natürlich eine Handschrift als letzte Quelle haben, die für die erste (P etc.) x, für die zweite (die französischen Handschriften) y genannt wird. Die französischen Handschriften sind aber nicht alle direct aus y hervorgegangen, denn der Verf. weist nach,

dass nicht nur E und D eine aus y herstammende gemeinsame Quelle z haben, sondern dass auch zwischen y und a b c d eine verloren gegangene Handschrift w existirte, aus der jene 4 Mss. direct hervorgingen. Das genauere Verhältniss von a b c d unter sich und zu w kann aus Mangel an Material nicht festgestellt werden.

Es fragt sich nun, wie sich x zu y und umgekehrt verhält d. h. zunächst, ob die oben angedeutete Episode in x zugedichtet oder in y ausgelassen ist. Verf. entscheidet sich für das letztere, da man im andern Falle annehmen müsste, dass der Verf. von x einzelne in y zerstreute Andeutungen zu einem einheitlichen Ganzen ausgearbeitet und ausserdem zu den dort zufällig eintretenden Ereignissen die Motive und Veranlassungen hinzugedichtet hätte, kurz man müsste, um mit den Worten des Verf.'s zu reden, annehmen, dass erst der Nachdichter das Gedicht mit dem Anfange angefangen hätte.

Die Ansicht, dass x ursprünglicher als y ist, wird noch wahrscheinlicher gemacht durch die Thatsache, dass y einzelne Stellen aus der Episode herausgenommen und an spätern Stellen, wo es nothwendig oder wünschenswerth erschien, als Ersatz für das Ausgelassene eingesetzt hat. Da nun ferner ein x und y gemeinsamer Irrthum deutlich beweist, dass beide Mss. eng zusammenhängen, wir aber soeben erkannt haben, dass x ursprünglicher ist, so ergiebt sich daraus, dass y aus x hervorgegangen sein muss. Dieser selbe Irrthum macht es aber auch unzweifelhaft, dass x nicht das Original sein kann, da doch dies unmöglich jenen Irrthum enthielt, vielmehr stellt es sich selbst nur als Umarbeitung dar, und erst seine Vorlage x′ könnte als wirkliches Original aller Bearbeitungen des Fierabras anerkannt werden.

Als Zeit, in welcher die verlorenen Mss. x′, x, y, z existirten, wird 1152 bis 1200 nachgewiesen.

Um nun zu constatiren, ob oder in wie weit die provenzalische Uebersetzung P ihrem Originale x gleich gesetzt werden kann, wird die Treue der Uebersetzung untersucht. Es stellt sich dabei heraus, dass P seiner Vorlage x fast blindlings gefolgt ist, so dass wir demnach in P eine Redaction erkennen müssen, die dem Originale näher steht als die französischen Handschriften.

Der zweite Theil der Arbeit erörtert das gegenseitige Verhältniss der beiden Redactionen x und y genauer und zwar untersucht er zunächst, welche Aenderungen und Erweiterungen y sich ausser der Unterdrückung jener Episode und der Einschiebung der dieselbe ersetzenden Verse erlaubt hat. Die Aenderungen betreffen einzelne Wörter oder Phrasen a) im Reim oder Versausgange, b) ausserhalb des Reimes. Die Erweiterungen bestehn in a) Zerdehnung eines ursprünglichen Verses in 2, b) Einschub einzelner neuer Verse, in denen y seine eignen Gedanken gibt; c) Ausführung und Verlängerung kurzer Beschreibungen; auch Anspielungen auf andre chansons de geste.

Die Betrachtung nun, dass diese Zusätze des Redacteurs von y nichts Neues bringen, die eigentliche Handlung nicht weiterführen, ja mit dem Originale manchmal unmöglich in Einklang gebracht werden können, dass sie also nur Repetitionen, Varianten und Widersprüche enthalten, gibt dem Verf. Anlass, den allgemeinen Satz aufzustellen, dass jede chanson de geste, in welcher Variante, Repetition und Widerspruch sichtbar werden, als Verunstaltung des Originals in Folge von Neubearbeitung gelten muss. Diese Auffassung stimmt nicht mit der Lachmann's überein, der derartige Anstösse (Varianten etc.) so erklärt, dass in den chansons verschiedene Behandlungen desselben Gegenstandes ineinandergearbeitet seien, so dass also etwa Tirade um Tirade aus den verschiedenen Gedichten alternirend auf einander folgten. Verf. widerlegt diese Ansicht durch die Bemerkung, dass dann nicht eine Tirade des einen Gedichts auf eine des andern Bezug nehmen dürfte, wie dies oft geschehe; er hätte vielleicht hinzufügen können, dass,

wie gross auch die Zahl der variirenden Tiraden sein mag — und in manchen Chansons ist sie sehr beträchtlich — man nie 2 Tiraden mit gleicher Assonanz findet, eine Erscheinung, die doch kaum dem Zufall zugeschrieben werden kann.

Wenn nun aber x, wie es in seiner Copie P erscheint, auch origineller als y ist, so ist es doch bei weitem noch nicht das Original, da es ebensowenig wie y einheitlich ist, da es ebenfalls Repetitionen, Varianten und Widersprüche enthält.

Diese Repetitionen etc. an der Hand der in y gemachten Beobachtungen aus x (d. h. P) auszuscheiden und so dem Originale möglichst nahe zu kommen, ist die Aufgabe des dritten Theiles der Arbeit, eine Aufgabe, deren sich Verf. mit grossem Geschick erledigt. Es gelingt ihm auf diese Weise, dem Stoff eine Gestalt zu geben x', die, wenn sie auch vielleicht nicht genau und vollständig das Original von x ist, demselben jedenfalls sehr nahe kommen muss.

Damit ist aber die Entwickelungsgeschichte der Gestaltungen des Fierabras noch nicht vollendet: die Beobachtung, dass der erste Theil des Gedichtes von ganz andern Voraussetzungen ausgeht, als der zweite, dass in beiden sich widersprechende und einander ausschliessende Stellen sich finden, führt zu der Annahme, dass der Fierabras, wie er in x' sich darstellt, das Werk zweier Dichter ist, von denen der zweite eine ihm vorliegende Erzählung um den Schluss verkürzt und dann auf seine Weise entwickelt und zu Ende geführt hat. Diese durch innere Gründe motivirte Annahme wird durch ein wichtiges äusseres Zeugniss gestützt: die poetische Chronik des Phil. Mousket. Dieser giebt nämlich in seinem Werke ein Resumé der Erzählung vom Fierabras, nicht aber in der Gestalt, in der sie uns vorliegt, sondern so, wie sie in dem ersten Theile unseres Gedichtes erscheint, mit einem Schlusse, der zwar von dem Redactor von x unterdrückt ist, der aber aus einzelnen Andeutungen in seinen wesentlichen Punkten noch reconstruirt werden kann. Die Thatsache ferner, dass die in jenem Resumé unserer Erzählung vorhergehenden Ereignisse mit dieser im engsten Zusammenhange stehn, nämlich die Veranlassung zu Karls Feldzuge gegen Rom enthalten, macht es in hohem Grade wahrscheinlich, dass es ursprünglich eine chanson de geste gegeben hat, deren erster Theil die in Phil. Mousket's Chronik geschilderten Ereignisse erzählte, deren zweiter durch den ersten Theil unseres Fierabras mit seinem restituirten Schluss gebildet wurde. Diese Redaction x'' dürfte als die ursprüngliche Gestalt des Fierabras anzusehen sein.

Wir haben eine so genaue Darstellung des Inhaltes geben zu sollen geglaubt, weil wir ein möglichst klares Bild von der Methode, die der Verf. eingeschlagen und die uns musterhaft erscheint, vorführen wollten. Ueberhaupt können wir die Arbeit, die echt philologischen Scharfsinn und feine kritische Beobachtungsgabe verräth, allen Freunden des Studiums der romanischen Sprachen auf's wärmste empfehlen, da sie ausser durch den Stoff, den sie behandelt, noch besonders dadurch interessant und lehrreich ist, dass ihre Resultate nicht nur speciell für das gegebene Thema gelten, sondern auch für die Beurtheilung andrer altfranzösischer und provenzalischer Romane Anleitung und Anweisung geben, denn „es ist wohl denkbar, dass andre chansons de geste denselben Umformungsweisen wie der Fierabras unterworfen gewesen sind und dass eine Betrachtung derselben Fingerzeige für die Kritik der chansons de geste überhaupt darbietet.“

Kiel. Dr. Albert Stimming.

Choix de Poésies. — Dix-septième, dix-huitième et dix-neuvième siècles avec notices biographiques et notes — à l'usage des établissements d'instruction — par Dr. Burtin. Berlin, Henri Sauvage, libraire-éditeur. 1870.

Aus den reichhaltigen französischen Dichtungen der neueren und neuesten Zeit hat Herr Burtin eine Auswahl veranstaltet, die er selbst in der kurzen Vorrede in Bezug auf Zweck, Inhalt und Anordnung folgendermassen characterisirt:

Le choix de Poésies que nous offrons à la jeunesse, est un recueil de morceaux tirés des meilleurs poètes des trois derniers siècles. Notre intention a été de réunir des modèles pouvant servir d'exercises de mémoire aux jeunes gens des deux sexes, et leur être utiles lorsque, plus tard, ils s'occuperont de littérature. De là l'ordre chronologique adopté dans ce recueil. Les poètes s'impriment plus fortement dans la mémoire, lorsqu'ils sont présentés dans l'ordre des temps, et que les jeunes esprits peuvent les rapprocher des grands faits de l'histoire etc.

Der Zweck, den sich der Verfasser gestellt hat, dem Gedächtnisse der Schüler eine Auswahl von Gedichten der ganzen Neuzeit zu bieten und dieselbe zum geistigen Eigenthum der Schüler machend, eine festere Unterlage und ein besseres Verständniss für die französische Literatur zu begründen, musste natürlich alle grösseren Dichtungen in ihrem ganzen Umfange ausschliessen und die Auswahl namentlich bei den Dramatikern sehr erschweren. Diese Schwierigkeit hat der Verfasser glücklich überwunden. Wenn sich von der ganzen Auswahl sagen lässt, dass sie mit grosser Umsicht, Sorgfalt und richtigem Urtheile veranstaltet ist, so gilt dieses besonders von jenem schwierigsten Theile. Die Bruchstücke aus Corneille, Molière, Racine u. s. w. sind derartig, dass sie sowohl das Characteristische des Dialoges als auch der Character-Zeichnung und somit gewissermassen die Individualität der einzelnen Dichter selbst hervortreten lassen.

Die metrischen Bemerkungen, welche der Sammlung vorangehen, machen in ihrer Kürze und Klarheit für den denkenden Schüler vielfach den Lehrer entbehrlich und bieten letzterem zugleich eine nicht zu verachtende Grundlage für den Unterricht. Für die biographischen Notizen wäre vielleicht die alphabetische Ordnung practischer gewesen; doch scheint der Verfasser auch hier mit Absicht die chronologische Ordnung vorgezogen zu haben, um durch das mühsamere Aufsuchen jene dem Gedächtnisse fester einzuprägen. Der Zweck, den der Verfasser im Auge gehabt hat, wird durch vorliegendes Werk vollständig erreicht und dürfte sich dasselbe nicht nur zu Memorir-Uebungen, sondern auch vielfach zur Lectüre dem Privat- und Schulgebrauch bestens empfehlen.

Bremen. Dr. Ritz.

Miscellen.

Zur Erinnerung an Dr. Julius Brakelmann.

(Vorgetragen in der Berliner Gesellschaft f. d. Studium d. n. Sprachen, am Jahresschlusse 1870.)

Der gewaltige Krieg, welcher leider noch immer nicht abgeschlossen ist, hat auch unserer Gesellschaft mancherlei Opfer gekostet; keines aber ist uns so schwer, so schmerzlich gewesen, als der Verlust des Dr. J. Brakelmann, eines der talentvollsten, kenntnissreichsten jungen Gelehrten, welcher in der Blüthe und Kraft des Lebens der Wissenschaft entrissen wurde. Er war vielen von uns ein hochverehrter Freund, er war uns Allen ein rüstiger Mitkämpfer für unsere Interessen, der sich mit Energie und in liebevollster Weise an unseren Arbeiten betheiligte, und Jeder fühlt deshalb das Bedürfniss, es durch einen Nachruf öffentlich auszusprechen, wie hoch die Berliner Gesellschaft f. d. St. d. n. Spr. den Verewigten geehrt hat und wie theuer und werthvoll uns das Andenken des Mannes für alle Zeiten bleiben wird, der im besten Sinne des Wortes einer der Unsrigen war.

Friedrich Wilhelm Julius Brakelmann wurde am 29. Januar 1844 in Soest geboren, wo sein noch lebender Vater ein kaufmännisches Geschäft betreibt. Er verlor früh die Mutter, durchlebte als einziges Kind der Ehe eine sehr einsame Jugend; Lectüre ward sehr bald seine alleinige Zerstreuung und sein Umgang beschränkte sich fast ausschliesslich auf das Zusammensein mit dem Vater, dem er die innigste Verehrung und Liebe widmete, eine Liebe, die fortwährend zuzunehmen schien. Er besuchte zuerst das Gymnasium in Soest vom Herbst 1853 bis Ostern 1859 und ging dann auf das Gymnasium in Essen über, wo er Ostern 1863 das Abiturienten-Examen unter Erlassung der mündlichen Prüfung in sehr befriedigender Weise absolvirte. Während der Zeit seines Schulbesuches bekundete er eine entschiedene Vorliebe für Geschichte, deutsche und französische Literatur, und die Belesenheit des Knaben war erstaunlich. Er hatte sich in Essen rasch entwickelt, durch fleissiges Arbeiten seinen Geist gestählt und die Hoffnungen des Vaters überflügelt; er erkannte jetzt zuerst das hohe Ziel seines Strebens und er war erfüllt von begeisterungsvoller Hoffnung, dasselbe zu erreichen. Im Herbst 1863 bezog er die Universität Berlin, um altclassische und neuere Philologie zu studiren; hier waren es die romanischen Sprachen, welche ihn ganz besonders anzogen, und neben denselben beschäftigte er sich in eingehender Weise mit Geschichte und Paläographie, ohne indessen die alten Sprachen zu vernachlässigen. Im October des Jahres 1865 wurde er als ausserordentliches Mitglied in das Seminar für Lehrer der neueren Sprachen aufgenommen, welchem er bis Ostern 1867 angehörte. In dem Seminare zog er durch den Umfang und die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, so wie durch die Frische und Schlagfertigkeit seines ganzen Wesens sehr bald die Aufmerksamkeit auf sich und die Trefflichkeit

seiner Leistungen begründeten mehr und mehr bei jedem Unbefangenen die Ueberzeugung, dass dieser kenntnissreiche, energische junge Mann wohl befähigt und berufen sei, das wissenschaftliche Studium der neueren Sprachen dereinst auf eine höhere Stufe zu führen.

Viele unter Ihnen, meine Herren, sind selbst Zeugen gewesen seiner geistigen Thätigkeit, für welche das Wort Fleiss nur ein ungenügender Ausdruck sein würde, und Sie gedenken gewiss noch mit Freude jener Zeit, wo Sie mitstrebend dem verewigten Freunde zur Seite standen.

Im Jahre 1866 wurden seine Studien auf kurze Zeit durch den Feldzug unterbrochen, welchen er als Vice-Feldwebel im zweiten Garde-Regimente mitmachte.

Um sich im Unterrichten praktisch zu üben, übernahm er im April 1867 eine Stelle als Erzieher in dem Hause Samostrzel in der Provinz Posen, wo er zugleich Musse fand, seine Dissertation über Giovan Francesco Straparola da Caravaggio zu schreiben, wofür ihn die philosophische Facultät der Universität Göttingen nach wohlbestandenem Examen im October 1867 zum Doctor promovirte.

Als die Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen sich veranlasst sah, im J. 1867 ein abermaliges Reisestipendium auszuschreiben für einen Studirenden, der sich zur Erweiterung und Vertiefung seiner Kenntnisse der neueren Sprachen in Frankreich oder England aufhalten sollte, hatte sie es zur Bedingung gemacht, dass die Bewerber durch irgend eine wissenschaftliche Arbeit ihre Befähigung nachweisen sollten.

Es wurden 20 Arbeiten eingeliefert, von denen die Abhandlung 'Histoire de l'étude de la langue d'ouil' von J. Brakelmann sowohl dem Inhalte als auch der Form nach zeigte, dass der Verfasser der Geeignetste sein würde, neben dem nach dem Plane der Gesellschaft von ihm unmittelbar zu erreichenden praktischen Zwecke des Aufenthalts im fremden Lande auch die Interessen der Gesellschaft zu fördern, welche es sich zur Aufgabe gestellt, nach Kräften dazu mitzuwirken, dass die altprovenzalischen und altfranzösischen Sprach- und Literatur-Denkmäler aus dem Staube der Bibliotheken geholt und der gelehrten Welt zugänglich gemacht werden. — Es wurde daher für dieses Mal von der Gesellschaft dem Dr. Brakelmann aufgegeben, eine genaue und treue Abschrift von der altfranzösischen Liederhandschrift Fonds Mouchot (Manuscrit de Berne No. 389) auf der grossen Bibliothek zu Paris zu machen, welches Manuscript bekanntlich für das beste und werthvollste aller altfranzösischen Manuscripte der Lyriker gilt. Der Verewigte entledigte sich dieser Aufgabe in vorzüglicher Weise, indem er nicht nur die vorgeschriebene vollständige genaue Abschrift des Manuscripts lieferte, sondern sie auch mit werthvollen Einleitungen und kritischen Anmerkungen begleitete. Die so gelieferte Abschrift findet sich nunmehr im Archive f. d. St. d. n. Sp. Bd. 41, p. 339 ff., Bd. 42, p. 240 ff., Bd. 43, p. 241 vollständig abgedruckt. Diese Arbeit wurde für den rastlos strebenden jungen Gelehrten die Veranlassung, dass er sich in das Studium der altfranzösischen Lyriker gänzlich vertiefte und manche gediegene Abhandlungen und Aufsätze hierüber für verschiedene Zeitschriften, für die Grenzboten, für Lemcke's Jahrbuch (z. B. Ueber verlorene altfranzösische Handschriften Bd. 11, p. 94) und für das Archiv lieferte. Man sehe z. B. seine Abhandlung über die 23 altfranzösischen Chansonniers in den Bibliotheken Frankreichs, Englands, Italiens und der Schweiz," Archiv 42, p. 43; ferner „Kritischer Anhang zu der Abhandlung über die altfranzösischen Chansonniers." Bd. 43, p. 185.

Ausser dem ihm von der Berliner Gesellschaft gegebenen Auftrage beschäftigte er sich während seines Pariser Aufenthaltes in eifrigster Weise mit einer kritischen Gesammtausgabe der nord-französischen Lyriker des 12. und 13. Jahrhunderts. Das Werk war auf 3 Bände berechnet und sollte

bei A. Franck (Vieweg) in Paris erscheinen; der erste Theil ist bereits bis p. 208 gedruckt, Band 1 und 2 sind im Manuscripte fertig und wie es scheint, hatte der Verewigte auch für den dritten Band bereits Alles vollständig gesammelt. Der Verleger, ein Deutscher, ist aus Paris vertrieben worden, ohne die Sorge für die Manuscripte weiter tragen zu können, welche Brakelmann vor seinem Abgange zum Regimente wohl verpackt hatte zurücklassen müssen. Hoffen wir, dass die mit so vielem Fleisse besorgte Arbeit der Wissenschaft möchte erhalten bleiben und die kundige Hand sich finden lassen, um durch Abschluss des Ganzen das Werk zu Ende zu führen; es würde das schönste Denkmal sein zur Erinnerung an den leider so früh uns entrissenen Jünger der Wissenschaft, welcher gewiss mit dem besten Erfolge die academische Laufbahn würde betreten haben.

Ueber die letzte Zeit seines Aufenthalts in Paris berichtet einer seiner Freunde in der National-Zeitung:

„Er hatte sich ganz während zwei und eines halben Jahres in Paris eingelebt, er war der Mittelpunkt des Kreises deutscher Gelehrten geworden, die auf der dortigen Bibliothek forschten und sich wöchentlich einmal des Abends traulich zusammenfanden; wir scherzten oft, er würde noch ganz Franzose werden und nie wieder Paris verlassen. Schneller als wir es ahnten, sollte dies geschehen. Ende Juni theilte ich ihm einen Reiseplan mit und forderte ihn zu einem lang besprochenen Zusammentreffen in der Schweiz auf; er antwortete am fünften Juli heiter scherzend, wenn ihm in den nächsten Wochen freie Zeit bliebe, solle dieselbe zu Spaziergängen auf den Buttes de Chaumont verwandt werden. Wenige Tage später folgte er dem Rufe seines Vaterlandes, am 16. August traf ihn das tödtliche Geschoss bei Mars-la-Tour."

So waren denn auf einmal die schönsten Hoffnungen vernichtet, Hoffnungen, welche bei dem Character, der Befähigung und den bereits gewonnenen Erfolgen wohl berechtigt waren.

Es paarte sich in seinem ganzen Wesen hoher Ernst mit kindlicher Heiterkeit; in seiner Nähe konnte nichts Unedles sich äussern, vor seinem Blicke nichts Oberflächliches bestehen. Wahrheit durchdrang sein ganzes Sein, und daher begleitete seinen Namen unbedingte Achtung; wer ihm nahe getreten, der ehrte ihn, wer sein Freund war, der liebte ihn mit ungetrübter Treue und fühlte sich darum durch die Kunde von seinem so frühen Tode höchst schmerzlich ergriffen.

Gewissenhaftigkeit im Arbeiten, Präcision im Worthalten, Gewandtheit in allem Thun — das war der Massstab, nach welchem er die Menschen rücksichtlich ihrer Wirksamkeit im Leben beurtheilte, und er selbst ging darin als ein Muster voran.

Er war in seinen Zuneigungen und Abneigungen von vorn herein entschieden und zu characterfest, zu bedürfnisslos und auch wohl zu stolz, um der Convenienz ein Opfer zu bringen. Im Gespräche zeigte er sich sanft und heiter; sobald es sich jedoch um ein höheres Interesse handelte, ward er ernst und leicht sogar heftig. Bei seiner grossen Lebendigkeit besass er indessen so viel Macht über sich, dass er seine Gefühle bald zu beherrschen vermochte; stellten sich den Bestrebungen Hindernisse in den Weg, so erkaltete dadurch sein Eifer keineswegs, sondern wuchs vielmehr bei der Menge von Schwierigkeiten. War er sich des Rechts seiner Sache bewusst, so ruhete er nicht, bis er zum Ziele gelangt, die Wahrheit war seine Leiterin, Wort und That waren bei ihm gleich.

So bewährte er als Sohn und Freund, wie als Gelehrter und Patriot dieselbe Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit und der Verewigte ist zu einem leuchtenden Vorbilde geworden, dessen Andenken auch in unserem engeren Kreise stets hoch und werth geachtet sein wird.

Friede seiner Asche!

In dem „Globus“- und in dem „Blackfriars'“-Theater in London feierte, wie wir wissen, Shakespeare bei Lebzeiten seine Triumphe; jedoch scheint, wenigstens ein paar Jahrzehende später, die erstgenannte Bühne der letzteren in der Qualität des Publikums nachgestanden zu haben. Dieses kommt deutlich zu Tage in einem Prologe, welcher sich unter Shirley's im Jahre 1646 gedruckten Dichtungen findet, und der dessen Schauspiele: „Der zweifelhafte Erbe,“ vorangeht. Wenn wir den Prolog in deutscher Uebersetzung nachstehend mittheilen, so geschieht dieses, abgesehen von dem Eingangs Erwähnten, einerseits, um zu zeigen, wie rücksichtslos man sich damals dem Publikum gegenüber aussprach, andererseits aber, um die Frage aufzuwerfen, ob es nicht auch gegenwärtig in manchen Theatern passend wäre, vor der Aufführung eines classischen Stückes eine dergleichen Anrede an das Publikum zu richten; wobei wir uns jedoch dagegen verwahren, Shirley als einen Classiker bezeichnen zu wollen.

Prolog,
im „Globus,“ zu seinem (Shirley's) Stücke, genannt „Der zweifelhafte Erbe,“ welches eigentlich in „Blackfriars'“ aufgeführt werden sollte, gesprochen:

Sehr edle Herr'n! Man schickt mich Euch zu sagen,
Dass nicht für diesen Meridian sein Stück
Der Dichter schrieb; denn leider weiss er wohl,
Die Bankside * hier versteht sich gründlicher
Auf Ebb' und Fluth des Wassers, als des Witzes,
Und unser Dichter kümmerte sich nicht,
Wie niedrig oder hoch Ihr selber fluthet.
In diesem Spiel giebt's Tanz nicht noch Gepränge;
Und was den Gründling ** stets am meisten kirrt,
Kein Schildgefecht erschüttert uns're Bühne.
Geklirr der Waffen, Kuppelei, Balladen,
All dieses fehlt; o Jammer, das ist schlimm!
Dafür nur edler Styl und dann, was nimmer
Eu'r Herz bewegt, die Handlung ganz natürlich.
Kein Narr, kein Teufel und kein Knalleffect
Im ganzen Stück, o weh! Was da zu thun?
Ihr Eichhörnchen, die Nüsse Ihr gebraucht,
Ich bitte Euch, zerknackt die Bänke nicht!
Nach diesem sollt Ihr noch ein Schauspiel haben,
Das Eurem Gaumen schmeckt! Doch Ihr, sehr Werthe,
Die Ihr ins Unvermeidliche Euch schickt,
Und sitzt, als wärt Ihr im Parterre Blackfriars',
Ihr werdet nicht betäuben unser Ohr
Mit wüstem Lärm und störendem Geschrei:
„Ich gehe nach dem „Bull!“ Ich ins „Fortuna!“ ***
„Und sehe für zwei pence Schauspiel und Tanz!“

---

* Bankside (deutsch: Uferseite und Bankseite) am südlichen Themseufer, der City gegenüber gelegen, wo das Globus Theater stand, wurde von Schiffern und dergleichem Volke bewohnt, die hauptsächlich das Publikum des Parterre bildeten.

** Gründlinge nannte man höhnenderweise das Publikum im Parterre weil dieses niedriger als die Bühne lag.

*** Bull und Fortuna waren zwei Bühnen niedrigen Ranges.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

E. Bratuschek. Der Unterricht in der franz. Grammatik an der Realschule. (Berlin, Löwenstein.) 18 Sgr.

W. Thomsen, Ueber den Einfluss der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Aus dem Dänischen übersetzt von E. Sievers. (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.) 1 Thlr.

A. Bastian, Sprachvergleichende Studien. Mit besonderer Berücksichtigung der indochinesischen Sprachen. (Leipzig, Brockhaus.) 2½ Thlr.

L. Geiger, Ueber deutsche Schriftsprache und Grammatik m. besonderer Rücksicht auf deutsche Schulen. (Frankfurt a. M., Auffarth.) 10 Sgr.

Grammatik.

A. F. C. Vilmar, Anfangsgründe der deutschen Grammatik. II. Theil. Die deutsche Verskunst nach ihrer geschichtlichen Entwicklung bearbeitet von C. W. Grein. (Marburg, Elwert.) 1 Thlr.

F. Bauer, Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik. 9. berichtigte Auflage. (Nördlingen, Beck.) 14 Sgr.

K. A. Hahn's Althochdeutsche Grammatik. Neu bearbeitet von Adalb. Jeittels. 3. Aufl. (Prag, Tempsky.) 27 Sgr.

A. Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. 3. Aufl. (Weimar, Böhlau.) 5⅓ Thlr.

Lexicographie.

W. Deecke, Die deutschen Verwandtschaftsnamen. (Weimar, Böhlau.) 1 Thlr. 6 Sgr.

J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von R. Hildebrand und K. Weigand. 5 Bd. 10 Lfg. (Leipzig, Hirzel.) 20 Sgr.

Sachs, Encyclopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. (Berlin, Langenscheidt.) 6. u. 7. Lfrg. à Lfrg. 9 Sgr.

F. Flügel, Praktisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. 3. Aufl. (Leipzig, Brockhaus.) 5 Thlr.

F. A. Weber, Vollst. Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. 2 Bde. (Leipzig, Holtze.) 2 1/2 Thlr.

Paul Fuchs, Taschenwörterbuch der russischen, deutschen, englischen und französischen Sprache. (Stuttgart, Neff.) à Band 1 1/4 Thlr.

Literatur.

G. Neumann, Mittelhochdeutsches Lesebuch m. einleit. u. erklär. Bemerkgn. u. Glossar. (Wien, Beck.) 28 Sgr.

K. Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde. 1. Bd. (Berlin, Weidmann.) 3 1/3 Thlr.

K. Goedeke und J. Tittmann, Deutsche Dichter des 16. Jahrh. 4. Bd. Dramatische Dichtungen von A. Gryphius. (Leipzig, Brockhaus.) 1 1/2 Thlr.

Ph. Wackernagel, Das Deutsche Kirchenlied. 32. Lfrg. (Leipzig, Teubner.) 20 Sgr.

H. Viehoff, Goethe's Gedichte erläutert. 2 Bde. (Stuttgart, Conradi.) 2 Thlr.

E. Goetzinger, Literaturbeiträge v. St. Gallen. (St. Gallen, Huber.) 14 Sgr.

H. Hettner, Goethe und Schiller. 2. Abthlg. (Braunschweig, Vieweg.) 4 5/6 Thlr.

E. Sierke, Lessing als angehender Dramatiker geschildert nach einem Vergleiche seines „Schatzes" mit dem Trinummus des Plautus. (Königsberg, Schubert und Seidel.) 8 Sgr.

Schiller's und Göthe's Briefe mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. 75—87. Lfrg. (Berlin, Allgem. deutsche Verlags-Anstalt.) à 3 Sgr.

H. Viehoff, Göthe's Gedichte erläutert. 2. gänzlich umgearbeitete Ausg. (Stuttgart, Conradi.) à Lfrg. 7 1/2 Sgr.

J. V. Zingerle, Beiträge zur ältern tirolischen Literatur. I. Oswald von Walkenstein. (Wien, Gerold.) 12 Sgr.

F. Wolfram, Grundzüge der neueren deutschen Dichtung. (Leipzig, Matthes.) 1 1/4 Thlr.

W. Hahn, Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. (Berlin, Hertz.) 1 1/2 Thlr.

L. Breitenbach, Ueber den Entwicklungsgang der Goethe'schen Poesie bis zur italienischen Reise. (Berlin, Weidmann.) 12 Sgr.

F. Bülau, Vortrag zum Andenken an den 100jährigen Todestag Ch. F. Gellert's. (Bern, Huber.) 5 Sgr.

J. C. Hamann. Ein Literaturbild des vorigen Jahrhunderts von A. Brömel. (Berlin, Schlawitz.) 10 Sgr.

K. Immermann, sein Leben und seine Werke herausgegeben von G. zu Putlitz. 2 Bde. (Berlin, Hertz.) 3 Thlr.

F. Dewischeit, Literaturgeschichtliche Aphorismen. 2 Stück. (Berlin, Calvary.) 10 Sgr.

Rauch, Die wälische, französische und deutsche Bearbeitung der Iweinsage. (Berlin, Adolf.) 8 Sgr.

Ed. Boehmer, Die provenzalische Sprache der Gegenwart. (Halle, Barthel.) 12 Sgr.

A. Mussafia, Altfranzösische Handschrift der Universitätsbibliothek zu Pavia. (Wien, Gerold.) 15 Sgr.

Racine's Werke, vollständig übersetzt von H. Viehoff. (Berlin, Habel.) à Lfrg. 4 Sgr.

F. W. Ecklin, Blaise Pascal. Ein Zeuge der Wahrheit. (Basel, Bahnmeier.) 28 Sgr.

Th. Vogt, Rousseau's Leben. (Wien, Gerold.) 18 Sgr.

Aug. Ebrard, Das Verhältniss Shakespeare's zum Christenthume. (Erlangen, Deichert.) 5 Sgr.

K. Elze, Lord Byron. (Berlin, Oppenheim.) 2 Thlr.

A. Tennyson, Königsidyllen. Deutsch von A. Feldmann. (Hamburg, Grüning.) 1½ Thlr.

K. Simrock, Die Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen und Sagen. (Bonn, Marcus.) 2⅔ Thlr.

C. Stark, König Lear. Eine psychiatrische Shakspeare-Studie. (Stuttgart, Lindemann.) 18 Sgr.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Herausgegeben von K. Elze. 5. Jahrg. (Berlin, Asher.) 3 Thlr.

Max Moltke, Shakespeare-Museum. Zeitschrift für Geschichte und Pflege des Shakespeare-Studiums. (Leipzig.) 1. Bd. 1 Thlr.

A. Laun, W. Irving. Ein Lebens- und Characterbild. 2 Bde. (Berlin, Oppenheim.) 2 Thlr.

Tennyson, Freundes-Klage. In memoriam. Frei übertragen von Rob. Waldmüller-Duboc. (Hamburg, Grüning.) 1 Thlr.

Dante's Hölle der Verliebten. Deutsch gereimt von Dr. Rud. Minzloff. (Hannover, Hahn.) 16 Sgr.

Dante's göttl. Komödie, übers. v. W. Krigar. 14. u. 15. Lfrg. (Berlin, Moeser.) à Lfrg. 20 Sgr.

Dante's göttliche Komödie von Wilh. Krigar. Illustrirt von G. Doré. (Berlin, Moeser.) 10. Lfrg. 3 Sgr.

J. Kraszewski, Dante-Vorlesungen, ins Deutsche übersetzt von Bohdanowicz. (Dresden, Kraszewski.) 1⅙ Thlr.

C. Bursian, Erophile. Vulgär-griechische Tragödie v. Georgios Chortatzes aus Kreta. (Leipzig, Hirzel.) 24 Sgr.

Hilfsbücher.

W. Stocker, Deutsches Lesebuch zum Gebrauche für die unteren und mittleren Klassen. (Mannheim, Schneider.) 14 Sgr.

J. Kehrein, Deutsches Lesebuch für Gymnasien. Untere Lehrstufe. 5. Aufl. (Leipzig, Wigand.) 25 Sgr.

J. Kehrein, Kleine deutsche Schulgrammatik. 3. Aufl. (Leipzig, Wigand. 5 Sgr.

C. Holl, Materialien zur Anfertigung der schriftlichen Aufgaben in den deutschen Elementarschulen. (Sigmaringen, Tappen.) 7½ Sgr.

F. Hermes, Elementarbuch der deutschen Sprache (für Mittelschulen). (Berlin, Guttentag.) 5 Sgr.

G. Schwabs und Klüpfel, Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. 4. Aufl. (Leipzig, Klinkhardt.) 2⅔ Thlr.

G. Tschasche, Deutsche Stilübungen. Für Unterklassen. (Breslau, Lichtenauer.) 18 Sgr.

J. Lehmann, Leitf. f. d. Unterr. in d. deutschen Grammatik. (Prag, Dominicus.) 14 Sgr.

Fr. Körner, Deutsche Sprach- und Stillehre. 2. Aufl. (Pest, Heckenast.) 2 Thlr.

F. Gartner, Anleitung zur Behandlung der Sprech- und Sprachübungen. (Wien, Gronemeyer.) 10 Sgr.

T. Storm, Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Eine krit. Anthologie. (Hamburg, Mauke.) 2 Thlr.

A. Egger, Deutsches Lehr- und Lesebuch f. höhere Lehr-Anstalten. (Wien, Beck.) 2. Bd. 1 Thlr.

J. Houben, Prakt. Lehrgang z. Erlern. der franz. Sprache. I. Kursus. (Trier, Braun.) 8½ Sgr.

J. Bëe, Franz. Conversations-Sprachlehre. (Wien, Mayer.) 28 Sgr

B. v. Lage, Die franz. Conversations-Grammatik. A. Unterstufe. (Berlin, Guttentag.) 10 Sgr.

Th. Rodenberg, Regeln der franz. Grammatik in Versen. (Bromberg, Mittler.) 2 Sgr.

H. Jesionek, Franz. Formenlehre in Tabellen. (Lindau, Ludwig.) 10 Sgr.

J. Deubler, Grammatik der franz. Sprache für die ersten Jahre des Unterrichtes. (Nürnberg, Schmid.) 8 Sgr.

J. Adelmann, Prakt. Lehrbuch der franz. Sprache. I. Curs. 3. Abthl. (Bamberg, Hübscher.) 12 Sgr.

La Fruston, Prakt. Anleitung zum französisch Sprechen. (Leipzig, Violet.) 15 Sgr.

M. Markwart, Vocabulaire français. Guide de la conversation française et allemande. II. Ed. (Berlin, A. Enslin.) 7½ Sgr.

J. T. Michel, Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen und Englischen ins Französische. Für obere Klassen. (Dresden, Adler.) 15 Sgr.

J. Nick, Aussprachebezeichnung aller in Baskerville's prakt. Lehrb. vorkommenden engl. Wörter. (Oldenburg, Stalling.) 6 Sgr.

G. Pehling, Erster Lehrgang der engl. Sprache. 2. Aufl. (Altona, Verlagsbüreau.) 12 Sgr.

v. d. Lage, Manual of conversation. (Berlin, Guttentag.) 8 Sgr.

L. Herrig, Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische nebst einer Anleitung zu freien schriftlichen Arbeiten. 9. Aufl. (Iserlohn, Baedeker.) 25 Sgr.

L. Herrig, The British classical authors. 21. Aufl. (Braunschweig, Westermann.) 1½ Thlr.

C. F. Wickede, The englisch reader. (Mannheim, Schneider.) 20 Ngr.

C. H. R. Lange, Lehrb. d. engl. Sprache. (Leipzig, Köhler.) 20 Sgr.

Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht f. das Selbststudium der englischen Sprache von Prof. Dr. C. v. Dalen. 17. Aufl. (Berlin, Langenscheidt.) 9 Thlr.

Ch. Dickens, The Chimes, a goblin story. Bearbeitet und erläutert von H. A. Werner. (Hamburg, Meissner.) 12 Sgr.

BIBLIOTHÈQUE INSTRUCTIVE
DES
ÉCOLES SECONDAIRES.

Sammlung und Bearbeitung
von
Meisterwerken
der
französischen Sprache und Literatur,
für die oberen Klassen höherer Schulanstalten.

Die Sammlung französischer Lehrstoffe, die sich hiermit der Beachtung empfiehlt, geht von folgenden Gesichtspunkten aus:

Zuerst ist trotz der grossen Masse von fast täglich neu erscheinenden Lesestoffen und trotz des steten Bestrebens einzelner Schulmänner, auch Neues und Bedeutsames zu bieten, die Auswahl, namentlich für die oberste Klasse, noch immer eine beschränkte. Die Zuführung von neuem, bisher noch wenig oder nicht benutztem Material ist das Erste, was wir im Auge haben.

Zweitens vermissen wir in den meisten Sammlungen oft die Gediegenheit der Auswahl. Wenn der höhere Unterricht in den neueren Sprachen seine ganze Kraft bewähren soll, so dürfen weder die rein sprachlichen, noch die literarischen noch die Rücksichten auf die Bequemlichkeit oder unterhaltende Natur des Inhaltes allein, ja nicht einmal zuerst entscheidend sein. Der sichtende Prozess, den in Bezug auf die griechische und lateinische Literatur das Verhängniss und der Lauf der Jahrhunderte durchgeführt hat, den muss für die neuere das Urtheil des Pädagogen und Literaturkenners vollziehen, so dass nur Inhaltsvolles und Hochbedeutendes und dabei doch Fassliches vor unsre Schüler gebracht wird.

Drittens aber verlangen wir, dass die von uns ins Auge gefasste Sammlung den Bearbeitungen jedes Autors immer diejenige Gestalt gibt, dass der lernende Jüngling allen Nutzen daraus zieht, der nur

möglich ist. Also nicht blos lexikalische und grammatische Hilfsmittel und Erläuterungen, sondern auch Bewältigung des gesammten Werkes in seinen künstlerischen, wissenschaftlichen und sittlichen Beziehungen. Wir fügen hinzu, dass die sicheren und geisterweckenden Resultate der modernen Sprachwissenschaft nicht ganz in den Hintergrund treten dürfen, damit der Schüler auch hier fühlt, was ihm die alten Sprachen so theuer macht, dass er auf uraltem, menschheitlichem Boden steht.

Dies sind mit kurzen Worten die Forderungen, die wir an unsre Sammlung stellen. Wir gedenken nicht nur gelegentlich die sogenannten klassischen Stoffe in einer womöglich packenderen Gestalt zu bringen, sondern auch bedeutende Erzeugnisse des französischen Genius, die bisher mehr oder weniger vernachlässigt wurden, zum Eigenthum der Schulen und vor allem der Schüler zu erheben.

Sollen wir unsren Grundgedanken in einer allgemeineren Form aussprechen, so lautet derselbe:

Die Bibliothèque instructive soll Bildungsstoff, nicht Lesestoffe bringen. Sie soll nicht blos dem Sprachunterricht, sondern dem letzten Ziele alles Unterrichtes, der geistigen und sittlichen Zucht, dienen. So wie das Studium der alten Sprachen unser Volk zum Range der höchsten und allgemeinsten geistigen Bildung erhoben, und es zum besonnensten und doch gedanken- und forschungskühnsten des Erdkreises gemacht hat, so wollen wir auch die neuern aus der Ohnmacht, in der sie sich den Schulen gegenüber befinden, erwecken und ihnen die Macht verschaffen, die sie durch den Reichthum ihrer Ideen und ihre grössere Verwandtschaft mit unseren Lebens- und Gedankenkreisen wirklich besitzen. Ist alle Erziehung eine Erlösung des Individuums von Selbstsucht und Beschränktheit, so wollen wir die neueren Sprachen derselben dienstbar machen. Wir werden also für unsre Sammlung getrost nach den reifsten, gesättigtsten und eigenartigsten Früchten der französischen Literatur greifen, und sie mit einem durch Humanität und Gerechtigkeit gemässigten Patriotismus für unsern Zweck verwerthen, gleichviel ob sie unsrer Deutschthümlichkeit auch einmal herbe, ja bitter schmecken. Denn an ihnen wollen wir unsre Eigenartigkeit nicht verhärten, sondern glätten, unsre Gewohnheiten des Denkens und Empfindens nicht trotzig prüfen, sondern erweitern und abklären. Die Abgeschlossenheit des Wollens soll dem Deutschen durch sein gesammtes nationales Dasein, die Vielseitigkeit seines gebildeten Urtheils und seiner Empfänglichkeit, theilweis wenigstens, durch die verständnissvolle Be-

kanntschaft mit den Nachbarvölkern verliehen werden. So lange unsern Schülern — und oft den Lehrern obendrein — das ganze weite Reich der französischen Poesie als ein fades, zierliches oder rein rhetorisches Machwerk erscheint, so lange können wir nicht sagen, dass unser Unterricht in diesem Zweige anders als verderblich, ja zerstörend wirke. Das Lesen einer Tragödie von Racine ist gänzlich nutzlos, nein, es ist verderblich, wenn sie nicht in ihrem künstlerischen und kulturhistorischen Werthe begriffen ist. Durch geeignete Erläuterung, bei Prosaikern durch Belebung und Ausbeutung des gesammten Inhalts, an Gedanken und Thatsachen, soll nun eben unsre Sammlung darauf hinarbeiten, die bildende Kraft der französischen Literatur zu bewähren, und hierdurch, wie durch eine vielseitig wissenschaftliche Ausbeutung des Textes für Erläuterungen den Sprachunterricht im humanistischen Sinne zu erweitern.

So viel glaubt der Herausgeber zur Verdeutlichung seines Standpunktes aussprechen zu müssen. Er bezeichnet sein Ziel auf jede Gefahr hin, selbst wenn er es spätern Arbeitern auf diesem Felde überlassen müsste, dasselbe ganz zu erreichen.

Erfährt die Bibliothèque instructive die nöthige Ermuthigung, so wird dieselbe allmählich über alle Zweige der französischen Literatur, insofern sie dem Geiste unsrer Jugenderziehung entsprechen, sich ausbreiten, und hofft manche bisher unfruchtbare Stelle ergiebig zu machen, manche bisher trotz der Literaturhandbücher, die darauf hinwiesen, unbeachtet gelassene Oase zu eröffnen.

Als erste Probe bietet sie die **Biographie de James Watt**, von des grossen Arago Meisterhand gezeichnet. Der Stoff eignet sich vortrefflich für die erste Klasse höherer Schulen. Er führt den Jüngling in einen glänzenden Kreis ausgezeichneter Männer und grossartiger Leistungen ein, und lehrt ihn erkennen, dass hohe Sittlichkeit, tiefe Wissenschaft und echte Industrie inniger verwandt sind, als er sich wohl bisher hat träumen lassen. Die Bearbeitung hat das doppelte Ziel vor Augen, den ethischen und kulturhistorischen Inhalt des Werkes zur Geltung zu bringen; aber auch in sprachwissenschaftlicher Beziehung einigermassen den Anforderungen des modernen Sprachunterrichts zu genügen, und zu lexikalischen, grammatischen, stylistischen und sonstigen philologischen Beobachtungen aufzufordern.

Demnächst erscheint **E. Souvestre, Choix de contes et nouvelles.** Die leichte, lebensfrische Schreibweise und der gediegene Gedankeninhalt des vortrefflichen Erzählers eignet sich für

die zweite Klasse. Die Erläuterungen werden auf Veranschaulichung des Gedankengehalts, auf lexikalische Nachweisungen und Befestigung des grammatischen Wissens gerichtet sein.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Beilage zum 1. Hefte des XLVI. Bandes.

Vom Gymnasial-Director **K. A. J. Hoffmann** erschienen im Verlage der Grosseschen Buchhandlung in Clausthal folgende Werke:

Neuhochdeutsche Elementargrammatik. Mit Rücksicht auf die Grundsätze der historischen Grammatik bearbeitet. 7. Auflage. gr. 8. 16 Sgr.

Neuhochdeutsche Schulgrammatik für Gymnasien und Progymnasien. Mit Rücksicht auf Sprachvergleichung bearbeitet. Zweite grösstentheils umgearbeitete Auflage. gr. 8. 25 Sgr

Regeln und Wörterverzeichniss für die deutsche Rechtschreibung. (Herausgegeben vom Oberschulcollegium.) gr. 8. 5 Sgr.

Quaestiones Homericae. II Tomi. gr. 8. 2 Thlr.

Homerische Untersuchungen. I. Ἀμφί in der Ilias. 10 Sgr.
— — II. Die Tmesis in der Ilias. 22½ Sgr.

Einundzwanzigstes u. zweiundzwanzigstes Buch (Φ u. Χ) **der Ilias.** Nach Handschriften und den Scholien herausgegeben.
1. Abt.: Prolegomena. }
2. Abt.: Text und Varianten. } 2 Thlr.

Acht Schulreden über pädagogische Zeitfragen. Für Freunde des Gymnasialwesens herausgegeben. gr. 8. 10 Sgr.

Sieben Schulreden pädagogischen Inhalts. Für Freunde des Gymnasialwesens herausgegeben. (Zweite Sammlung der Schulreden.) gr. 8. 11¼ Sgr.

Abriss der Logik. Für den Gymnasialunterricht entworfen. Zweite Auflage. gr. 8. 11¼ Sgr.

Rhetorik für Gymnasien. gr. 8. 18¾ Sgr.
1. Abt.: Die Lehre vom Stil. 3. Auflage. 7½ Sgr.
2. Abt.: Die Lehre von der Erfindung, von der Anordnung, von den wichtigsten Kunstformen der prosaischen Darlegung. 2. Auflage. 11¼ Sgr.

Ferner erschien daselbst:

Berger, E., (Rector Dr.), Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Dritte Auflage. gr. 8. 22½ Sgr.
1. Abt.: Abriss der Syntax. 7½ Sgr.
2. Abt.: Anleitung zum Uebersetzen. 15 Sgr.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Niederdeutscher Aesopus.

Zwanzig Fabeln und Erzählungen aus einer Wolfenbütteler Handschrift des XV. Jahrhunderts,
herausgegeben von
Hoffmann von Fallersleben.
Gr. 8. geh. Preis 18 Sgr.

TUNNICIUS.

Die älteste niederdeutsche Sprichwörtersammlung, von **Antonius Tunnicius** gesammelt und in lateinische Verse übersetzt.
Herausgeg. mit hochdeutscher Uebersetzung, Anmerkungen und Wörterbuch
von
Hoffmann von Fallersleben.
Gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Verlag von **Robert Oppenheim** in Berlin.

Beilage zum 2. u. 3. Hefte des XLVI. Bandes.



